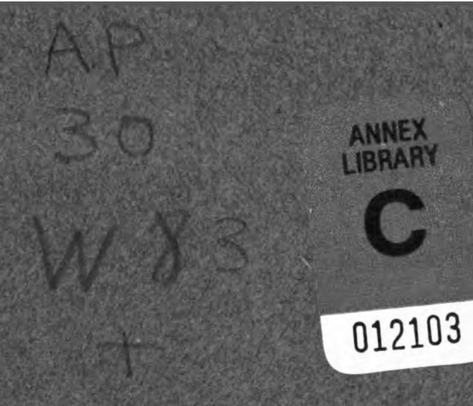

LIBRARY
ANNEX





DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band III, (Heft 27–39)

vom 1. Juli bis 30. September 1909.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.

DIE·WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

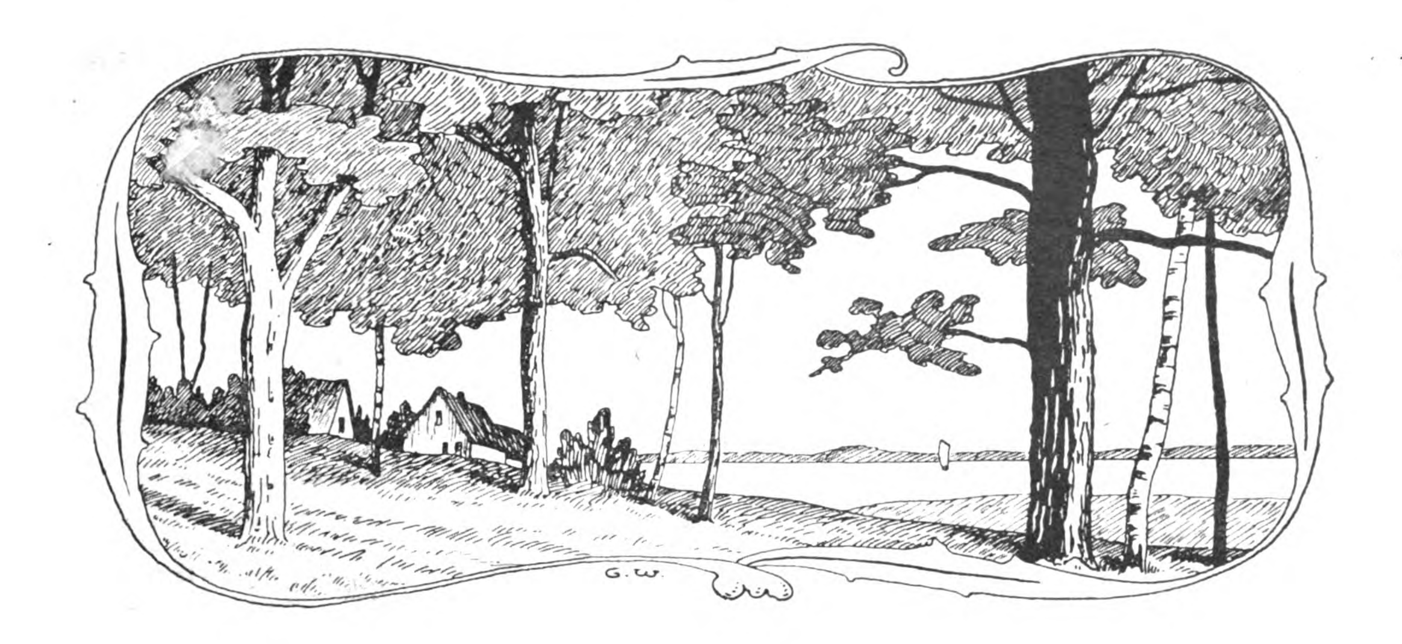
Band III, (Heft 27–39)

vom 1. Juli bis 30. September 1909.



Druck und Verlag von AUGUST SCHERL G. m. b. H., BERLIN SW. 68.





I. SACHREGISTER.

1. Romane, Erzählungen und Skizzen.

2. Illustrierte Besuche.

3. Belehrende Aufsätze.

4. Unterhaltende Aufsätze.

5. Gedichte, Sprüche.

6. Komposition.

7. Ständige Rubriken.

II. Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A.

B.







L.

M.

N.

O.

P.

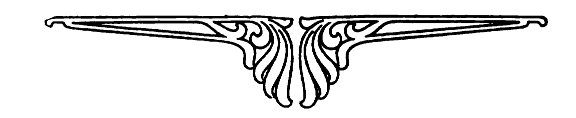


Q.

R.

S.



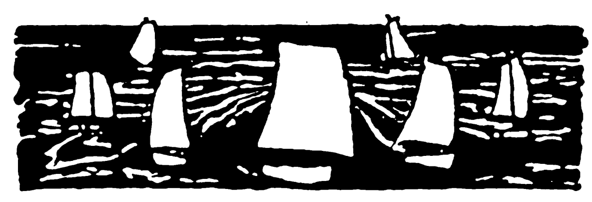




DIE·WOCHE

Nummer 27. | Berlin, den 3. Juli 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.



Die sieben Tage der Woche.

23. Juni.

Minister Tittoni gibt in der italienischen Kammer die Erklärung ab, daß der Dreibund nicht vorzeitig erneuert worden sei, und daß auch keine der drei verbündeten Mächte das beabsichtigt habe.

An der Universität Cambridge findet in Gegenwart von zahlreichen Vertretern der internationalen Gelehrtenwelt eine große Feier zu Ehren des hundertsten Geburtstags Darwins statt (Abb. S. 1136).

24. Juni.

Nach einer großen Debatte lehnt der Reichstag mit 194 gegen 186 Stimmen die von den Verbündeten Regierungen vorgeschlagene Erbanfallsteuer in zweiter Lesung endgültig ab.

Die in Lübeck tagende Generalversammlung des Verbandes der Aerzte Deutschlands beschließt, den die Reichsversicherungsordnung ablehnenden Beschlüssen der Vertrauensmänner vom 23. Mai beizutreten.

In Kiel kommt es zwischen ausständigen und arbeitswilligen Straßenarbeitern zu heftigen Zusammenstößen, bei denen mehrere Personen schwer verletzt werden.

In Wien findet eine imposante Protestversammlung sämtlicher Gruppen des Handels, des Gewerbes und der Industrie statt, die gegen die Politik der Agrarier und gegen die Verzögerung des für das Zustandekommen der Handelsverträge mit den Balkanländern unerläßlichen Ermächtigungsgesetzes Stellung nimmt.

25. Juni.

Der preußische Landtag wird vom Ministerpräsidenten Fürsten Bülow geschlossen.

Fürst Bülow trifft in Kiel ein, um dem Kaiser über die durch die Ablehnung der Erbanfallsteuer geschaffene Lage zu berichten.

In Kiel findet die Seewettfahrt des kaiserlichen Jachtklubs statt (Abb. S. 1137).

Das österreichische Abgeordnetenhaus genehmigt das Gesamtbudget.

26. Juni.

Die englische Arbeiterpartei veröffentlicht ein geharnischtes Manifest gegen den geplanten Zarenbesuch in England.

Der Kaiser lehnt das Gesuch des Reichskanzlers Fürsten Bülow um sofortige Enthebung von seinem Amte ab. Der Kanzler kehrt nach Berlin zurück.

Das Zarenpaar trifft zum Besuch des schwedischen Königshofes in Stockholm ein (Abb. S. 1136).

27. Juni.

In Hamburg findet das Deutsche Derby statt (Abb. S. 1138).

Bei dem zu Ehren der russischen Gäste veranstalteten Galadiner im Schloß von Stockholm wechseln der Zar und der König von Schweden sehr freundliche Trinksprüche.

28. Juni.

In den Trümmern von Messina entsteht ein großer Brand.

29. Juni.

Eine halbamtliche Erklärung bezeichnet den Entschluß des Fürsten Bülow, nach der Erledigung der Finanzreform aus dem Amte zu scheiden, als unwiderruflich.

Das Reichsluftschiff „Zeppelin I" unternimmt seine Fahrt nach Metz, muß aber wegen ungünstiger Witterungsverhältnisse bei Biberach landen.

Die nationale Reichstagsfraktion erklärt, daß alle Versuche, die Nationalliberalen der neuen Reichstagsmajorität anzugliedern, vergeblich sein werden.

Die Londoner Suffragettes versuchen neuerlich einen Sturm gegen das Parlament, der nach wüsten Szenen von der Polizei vereitelt wird.

30. Juni.

In England beginnt ein großes Kriegsspiel der drei englischen Flotten.

Aus Marokko werden große Erfolge des Prätendenten Mulay el Keba gemeldet.

□ □ □

Reisende Ausländer in Deutschland.

Von einem Globetrotter.

Nicht zu allen Zeiten konnte der Reisende im fremden Land freundlicher Aufnahme sicher sein, und auch heute noch braucht man durchaus nicht bis Tibet oder Neuguinea zu schweifen, um das drückende Gefühl eines ungebetenen Gastes zu haben; es gibt so manche Gegend in Europa, wo der Ausländer zu spüren bekommt, daß man ihn eben nur aus ganz besonderer Großmut duldet. Aufgeklärte Völker aber haben schon längst, als die Touristik noch in den bescheidensten Anfängen steckte, den ökonomischen Wert eines lebhaften Fremdenverkehrs zu schätzen gewußt, freilich zumeist in dem engherzigen Sinne, daß der Fremde nach Kräften geschröpft werden müßte. Es gibt keine ältere Reisebeschreibung, die nicht von Klagen über Prellerei auf Schritt und Tritt, über Zoll- und Paßschikanen, Münzelend, unehrliche Wirte usw. strotzte, und es würde nichts schaden, wenn unsere allzu verwöhnten modernen Touristen hin und wieder einmal einen Blick in ein

derartiges Buch werfen wollten, nur um zu sehen, wie gut es ihnen geht, und wie wenig ihre gelegentlichen kleinen Beschwerden zu bedeuten haben. Im allgemeinen betrachtet es heute jedes fortgeschrittene Land als einen großen materiellen und auch idealen Vorteil, so viel ausländische Reisende wie nur irgend möglich in seinen Grenzen zu sehen. Der Reisende läßt Geld zurück, ist die Ursache zahlloser Verbesserungen und Verschönerungen, bringt neue Bildungskeime mit und hat Gelegenheit, nicht nur zum eigenen Nutzen, sondern auch zu dem des besuchten Landes manches schiefe Vorurteil zu berichtigen. Ein Blick auf die Umsatzziffern des Fremdenverkehrs genügt, um zu erkennen, welche wichtige Rolle er im Haushalt der Nationen spielt. Nehmen wir zum Beispiel die Schweiz. Gewiß könnte ein so hochstehendes, in Handel, Industrie und Landwirtschaft außerordentlich leistungsfähiges Land auch ohne Fremdenindustrie auskommen, aber wenn die rund 150 Millionen Frank, auf die sich die Einnahmen der Schweizer Fremdenetablissements im Jahr durchschnittlich belaufen, plötzlich fortfielen, so wäre das doch ein schwerer Schlag. Italien soll aus seinem Fremdenverkehr jährlich eine Summe von 300 Millionen Frank ziehen, sehr bedeutend sind auch die Umsätze in Südfrankreich (Riviera) und Aegypten, und selbst in Oesterreich-Ungarn, das nur in seinen alpinen Gebieten hohe Fremdenfrequenzziffern aufzuweisen hat, werden die Erträgnisse auf etwa 65 Millionen Kronen im Jahr geschätzt.

Diese wenigen Beispiele zeigen schon zur Genüge, welche Werte in einem lebhaften Fremdenverkehr liegen, und daß es sich wohl der Mühe lohnt, die Reiselustigen anzulocken und ihnen den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Was profitiert nun das Deutsche Reich von seinen Besuchern? Genaue Angaben sind nicht möglich, da kein ausreichendes statistisches Material darüber vorliegt, bei der Weitschichtigkeit der einschlägigen Verhältnisse und der Schwierigkeit einer verläßlichen Rubrizierung auch kaum geboten werden kann. Jedenfalls aber muß Deutschlands Anteil am internationalen Reiseverkehr außerordentlich hoch eingeschätzt werden, auch wenn nur die eigentlichen Touristen und Kurgäste, nicht die Geschäfts- und sonstigen Reisenden in Betracht kommen. Es handelt sich im folgenden nicht um eine finanzielle Bewertung des Fremdenstroms, sondern um die Frage, in welchem Wechselverhältnis das Reisen der Ausländer in Deutschland zum Reisen der Deutschen im Ausland steht, und was wir tun können, um dieses für uns nicht in jeder Hinsicht günstige Verhältnis zu verbessern.

Auch im internationalen Verkehr gibt es nämlich so etwas wie eine Do-ut-des-Politik. Ein so reiselustiges Volk wie die Deutschen — zweifellos das reiselustigste der Welt — sähe es gern, wenn die Besuche, die es anderen Völkern abstattet, mit annähernd dem gleichen Eifer erwidert werden und die Nachbarn, deren Tun und Treiben an der Quelle zu studieren wir so bestrebt sind, sich auch ihrerseits ein bißchen bemühen möchten, uns im eigenen Hause kennen zu lernen und auf diese Weise vielleicht manche vorgefaßte Meinung gegen ein treffenderes Urteil einzutauschen. Betrachten wir nun einmal daraufhin die verschiedenen Nationen. Gerade jene, bei denen wir so häufig zu Gast weilen, die Italiener und Franzosen, besuchen uns so spärlich, daß sie in unserem Fremdenverkehr keine ihrer Bedeutung angemessene Rolle spielen. Den Italienern mag es noch nachgesehen werden, da sie, allgemein gesprochen, überhaupt nicht reisen; ihnen fehlt jeder Sinn dafür, auch fehlt der gutsituierte Mittelstand, der sich Auslandsreisen gestatten kann. Es ist immerhin recht schade, daß selbst die vorgeschrittensten Gesellschaftsschichten Italiens so gut wie gar keine persönliche Anschauung von Deutschland haben; aber um der Gerechtigkeit willen muß konstatiert werden, daß auch unsere zahllosen Italienfahrer sich viel zu wenig um das moderne Italien kümmern, und daß so mancher, der die Daten der Vergangenheit des Landes am Schnürchen herzusagen weiß, keine Ahnung von den Lebensverhältnissen der Italiener von heute hat. Der gebildete Franzose reist wohl gern, ist aber auf Reisen von einer merkwürdigen Unbeholfenheit, und da er gewöhnlich auch nur seine eigene Sprache beherrscht, fällt ihm der Aufenthalt in fremden Ländern schwer. Wir finden ihn deshalb als Gast in Deutschland hauptsächlich in den Grenzgebieten, in Elsaß-Lothringen und am Rhein. Es verdient anerkannt zu werden, daß die Franzosen, die uns studienhalber besuchen, sich neuerdings bemühen, etwas mehr als oberflächliche Eindrücke zu sammeln. Wohl kann man in solchen „impressions de voyage“ auch heute noch mancher unverwüstlichen Phrase, manchem komischen Mißverständnis begegnen, aber es scheint doch, als ob die Zeit, wo alberne Machwerke vom Schlage der Tissotschen Schmähschriften große Verbreitung fanden, glücklich vorüber und eine gerechtere, gründlichere Berichterstattung, wie beispielsweise der vielgenannte Journalist Huret sie ausübt, an Stelle der alten Lügengewebe getreten ist.

England schickt nächst Deutschland die meisten Reisenden in die Welt, aber die Art, wie der Engländer reist, unterscheidet sich wesentlich von der unserigen. Er ist kein Wanderer wie der Deutsche, und man wird wohl höchst selten einem englischen Touristen mit dem Rucksack auf dem Marsch begegnen. Dazu ist er viel zu bequem, es sei denn, daß es sich um sportliche Kraftübungen handelt, um die sehnsüchtig erstrebte Aufstellung neuer „Rekords“. Der Engländer bewegt sich eben zwischen zwei Extremen: er reist entweder als vollendeter Bärenhäuter, ohne seinem Körper die geringste Anstrengung zuzumuten, und verbringt so die meiste Zeit in den Korbsesseln der Hotelparloirs, oder er sucht das Ungewöhnliche, will in Kraftleistungen glänzen und erwählt zu diesem Zweck mit besonderer Vorliebe den alpinen Sport oder Jagdfahrten in kaum erschlossenen Ländern. Dazu kommt noch, daß der Durchschnittsengländer auch auf Reisen wenig Unternehmungsgeist bekundet und sich zu sehr von der Konvention leiten läßt. Ganz im Gegensatz zum Deutschen, der als geborener Individualist immer etwas Neues sucht und gern den Pfadfinder spielt, bewegt sich der Engländer auf den herkömmlichen Straßen der Touristik, die die Tradition und das Reisebureau ihm gewiesen haben. Alles das erklärt die Art, wie er Deutschland bereist. Er sucht nur Gegenden auf, die in aller Munde sind, sieht nur Sehenswürdigkeiten, die man unter allen Umständen gesehen haben muß, und bevorzugt Kurplätze mit komfortablen Hotels, „korrektem“ Gesellschaftsleben und regem sportlichem Treiben. Und da er sich unterwegs gern zu seinesgleichen gesellt, findet man ihn hauptsächlich dort, wo seine Landsleute kleinere oder größere Fremdenkolonien bilden und er deshalb keiner heimischen Gewohnheit zu entsagen braucht, in Deutschland z. B. in Wiesbaden, Baden-Baden, München, Dresden, Hannover, Berlin. Der



deutsche Tourist des Mittelstandes vermeidet wiederum gern die vorwiegend von Engländern besuchten Hotels und Pensionate, weil ihm der den englischen Sitten angepaßte Stil nicht immer gefällt, und so kommt es, daß man vielerorts im Ausland Hotels mit ausgeprägt englischer und Hotels mit ausgeprägt deutscher Kundschaft findet.

Die Zeiten des legendenhaften „englischen Lords“ auf Reisen, der früher so beliebten Witzblattfigur, sind längst vorüber. Heute überwiegt auch im englischen Reisepublikum der mäßig begüterte Mittelstand, und wenn die Angaben der Hotelbesitzer und Angestellten das Richtige treffen, ist der englische Durchschnittstourist ein viel genauerer Rechner als der deutsche. Freilich schickt England nach wie vor auch seine reiche Gesellschaft auf Reisen, aber es scheint, als ob die in neuerer Zeit so beliebt gewordenen fernen Ziele, wie z. B. Aegypten sowie die Rundfahrten mit Vergnügungsdampfern, den englischen Verkehr in unseren deutschen Fremdenzentren einigermaßen beeinträchtigt haben, auch mag die Mode der Winterkuren und des Wintersports manches dazu beitragen. Was unsere Fremdenindustrie in dieser Hinsicht vielleicht einbüßt, wird durch den zunehmenden Verkehr der Amerikaner in Deutschland reichlich wieder ausgeglichen. Der Amerikaner ist gewissermaßen an die Stelle des erwähnten „Lords“ von ehedem getreten und ein gern gesehener Gast, weil er mit gut gefülltem Portemonnaie kommt und dem besten Willen, davon Gebrauch zu machen. Ihm fällt das freilich um so weniger schwer, als das Geld in seiner Heimat einen ungleich geringeren Wert hat als bei uns und ihm deshalb selbst die höheren Lagen unserer üblichen Preise immer noch sehr mäßig vorkommen im Vergleich zu denen, die ihm drüben geläufig sind. Waren unsere Luxushotels früher hauptsächlich auf das englische Publikum zugeschnitten, so suchen sie sich neuerdings dem Geschmack und dem — Geldbeutel der leistungsfähigen Amerikaner anzupassen. Da der amerikanische Tourist sich nicht so wie der Engländer an einige wenige Routen hält, finden wir ihn überall in Deutschland, wo es Interessantes zu sehen gibt; dazu kommt noch, daß viele Deutsch-Amerikaner gern ihre alten Heimatorte aufsuchen.

Unsere Fremdenindustrie ist mit dieser friedlichen Invasion Amerikas sehr zufrieden, ebenso mit der russischen, die in der Statistik des Fremdenverkehrs in Deutschland eine große Rolle spielt. Betrachten wir zum Beispiel die Verkehrziffern für Berlin. Demnach sind im Jahre 1907 in der Reichshauptstadt 71 742 Russen eingetroffen. Diese Zahl überragt bei weitem jene aller andern Ausländer, denn selbst die an zweiter Stelle stehenden Besucher aus Oesterreich-Ungarn weisen für das gleiche Jahr eine Berliner Frequenz von nur 33 046 auf, dann kommen die Skandinavier mit 25 984, die Amerikaner mit 22 899, die Engländer mit 12 707, die Franzosen mit 8 772 und die Holländer mit 6 163 Köpfen. Alle anderen Völker sind nur mit Ziffern unter 5 000 vertreten. Nun geben die dürren Zahlen des statistischen Materials allerdings nur dürftige Anhaltspunkte zu einer einigermaßen zutreffenden Bewertung des Fremdenverkehrs, da sie auch alle nur flüchtig Durchreisenden aufzählen, und weil, was Berlin und die Russen betrifft, die Reichshauptstadt gerade für Rußland als Hauptdurchgangsort für die Reisen nach den westlichen und südlichen Kurorten in Betracht kommt. Ferner muß man auch an die hohe Zahl jener ärmeren Russen denken, die nicht als Geschäfts- und Vergnügungsreisende zu uns kommen, sondern um Verdienst zu suchen oder aus anderen Gründen. Trotz aller Abzüge verbleibt jedoch dem Deutschen Reich ein sehr erheblicher russischer Touristenverkehr, und da die eigentlichen Vergnügungsreisenden oder Kurgäste, die uns Rußland schickt, eine offene, freigebige Hand haben, erfreuen sie sich in unseren Fremdenetablissements großer Beliebtheit.

Die oben angeführte Statistik des Berliner Fremdenverkehrs enthält zwei interessante Angaben über die Gäste aus Oesterreich-Ungarn und Skandinavien. Die Ziffer von 33 046 Oesterreichern und Ungarn mag auffallend gering erscheinen, und doch übertrifft sie bei weitem die Frequenz der Reichsdeutschen in Wien, denn in dem gleichen Jahr (1907) wurde Wien nur von 24 710 Reichsdeutschen besucht, und davon entfällt gewiß noch die größere Hälfte auf Reisende zu geschäftlichen Zwecken. Es ist eben eine bedauerliche Tatsache, daß die beiden engbefreundeten Nationen sich gegenseitig nicht so eifrig aufsuchen, wie es bei der Fülle des Interessanten und Schönen, das eine der andern zu bieten hat, eigentlich der Fall sein sollte, und es unterliegt keinem Zweifel, daß eine geschickte Propaganda in dieser Richtung für beide Teile von Nutzen wäre. Um so mehr überrascht die hohe Zahl der 25 984 Skandinavier in Berlin. Die Skandinavier, besonders die Dänen und Schweden, sind außerordentlich reiselustig und fühlen sich in Deutschland, dessen Sprache sie zumeist beherrschen, sehr wohl.

Es würde zu weit führen, hier den Reiseverkehr aller andern, bisher nicht genannten Völkerschaften im Deutschen Reich eingehend zu erörtern, und so mögen nur noch einige Schlußfolgerungen aus dem vorliegenden statistischen Material Platz finden. Demnach käme es für unsere Fremdenindustrie hauptsächlich darauf an, durch eine großzügige Propapanda die ausländischen Touristen, die uns zu selten oder nur flüchtig auf der Durchreise besuchen, in eindringlicher Weise auf die Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten Deutschlands aufmerksam zu machen. Es verlohnt sich wohl sehr der Erwägung, ob nicht ein zu diesem Zweck gebildeter Ausschuß aller Verkehrsvereine und sonstigen Interessentenkreise durch eine auf die verschiedenen Nationen zugespitzte, mit den wirkungsvollsten Mitteln arbeitende Kollektivreklame gute Erfolge erzielen würde; die Kosten wären bei ihrer Verteilung auf so viel Körperschaften sicher nicht drückend. Nicht alle Länder sind eben in einer so glücklichen Lage wie Italien, das für seine Fremden nicht das geringste tut und auch nicht zu tun braucht, weil die Italienreise fast als traditionelle Notwendigkeit des Kulturmenschen gilt. Und da die überwiegende Mehrzahl der Touristen Vergnügen und Zerstreuung sucht, muß dem Ausländer die Ueberzeugung beigebracht werden, daß Deutschland nicht nur Kunst und Wissenschaft, sondern auch materielle Genüsse in reichem Maß zu bieten hat. So steht z. B. unser Hotelwesen zweifellos auf einer viel höheren Stufe als das aller anderen Länder, mit Ausnahme der Schweiz, und was Vergnügungen und leichte Unterhaltung betrifft, gibt es dafür wohl eher zu viel als zu wenig Gelegenheit. Seltsamerweise ist das im Ausland, besonders bei den romanischen Völkern, wenig bekannt; dort gilt Deutschland im allgemeinen als ein zwar sehr seriöses, aber auch ein bißchen — langweiliges Land. Nichts hat ein so zähes Leben wie die Vorurteile, mögen sie nun günstig oder ungünstig sein, und deshalb haben zahl-

lose Ausländer, denen z. B. Paris immer noch als „ville lumière", als Glanzpunkt der Welt, erscheint, keine Ahnung, was das Deutsche Reich mit seinen zahlreichen schönen und interessanten Städten, historischen Erinnerungen, landschaftlichen Reizen, Kunstschätzen und theatralischen Genüssen, seinen imposanten Stätten der Industrie, des Handels und Verkehrs, mit seinen komfortablen Einrichtungen und seinen Zerstreuungen als Reiseland bedeutet. Alles das sollte mehr, als es bisher geschah, in die Welt hinausgerufen werden. Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man, wenn man sein Licht nicht unter den Scheffel stellt, sondern im Bedarfsfall doppelt hell erscheinen läßt und dazu die Trommel schlägt. Also laßt euer Licht leuchten, ihr Kapitäne der Fremdenindustrie, und schlagt die Trommel, auf daß die Ausländer uns eifriger zurückzahlen, was wir selbst ihnen Jahr für Jahr in guter Münze zu verdienen geben!

Wie ich mir ein Weinmuseum denke.

Plauderei von Joh. Trojan.

Vor kurzer Zeit las ich in einem Blatt von dem beabsichtigten Bau eines Weinmuseums zu Speyer. Dieses Museum soll alles umfassen, was sich auf die Geschichte des pfälzischen Weinbaues bezieht: Urkunden, Wappen, Bilder, Keltern, Fässer, Trinkgefäße, und was sonst in dieses Gebiet fällt. Als ich das las, kam mir der Gedanke, ob es nicht an der Zeit wäre, irgendwo, etwa in der deutschen Reichshauptstadt, die sonst ja schon mancherlei Museen hat, ein Weltweinmuseum zu gründen. Zum Inhalt dieses Museums müßte der ganze Rebengürtel der Erde beitragen. Von einem solchen Gürtel kann wohl gesprochen werden, weil mit Ausnahme des südafrikanischen Kaplandes nur in der gemäßigten Zone auf der nördlichen Hälfte des Erdballes Wein gebaut wird.

Für ein Weltweinmuseum würde zunächst die Urgeschichte des Weinstocks und des Weinbaues in Betracht kommen. Als erster Weinbauer wird im 1. Buch Mose Noah genannt, von dem gesagt wird, nachdem er die Sintflut glücklich hinter sich hatte: „Noah aber fing an und ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge." Nicht sehr weit von seinem Landungsplatz auf dem Gebirge Ararat muß Noah des Weinstockes habhaft geworden sein. Damit stimmt es, daß auch die Gelehrten die Heimat unserer Weinrebe in das westliche Asien legen. In den Waldungen Syriens sollen noch jetzt wildwachsende Reben vorkommen, die mit armdicken Aesten an den Bäumen sich emporschlingen und gewaltige Trauben tragen, Trauben etwa der Art, wovon eine Kaleb und Josua, die mit andern zusammen als Kundschafter um die Zeit der ersten Weintrauben in das Land der Kanaaniter geschickt waren, beide zusammen an einem Stecken mühsam ins israelitische Lager zurückbrachten. Ein Land, „da Milch und Honig immer fleußt", nannten sie das Land Kanaan, in dem die Riesentraube gewachsen war.

Leider wird über den Anfang des Rebenbaues durch Noah nur mit den oben angegebenen zwei Zeilen berichtet. Wir erfahren nicht, wie bei der Anlage des ersten Weinbergs verfahren wurde, noch auch, wie es bei der Weinlese herging, in was für Gefäßen und Räumen der gewonnene Wein geborgen wurde, wann der erste Ararater trinkreif war, und ob er sich als ein guter Jahrgang erwies. Alles das muß hinzugedacht werden, aber das wäre ja — zumal der Dichter Kopisch sich schon darüber ausgelassen hat — nicht so schwierig, daß nicht ein tüchtiger Maler darin den Stoff zu einer Anzahl von Wandgemälden finden könnte, mit denen ein Saal des Weinmuseums, der „Noahsaal" genannt, auszuschmücken sein würde. Die Gemälde müßten darstellen: Den Empfang des aus dem Paradiese stammenden Weinstocks durch Noah; Pflanzung des ersten Weinbergs; Weinlese; Kelterung, von Noah und seinen Angehörigen nach uralter Art durch Einstampfung der Trauben mit bloßen Füßen vorgenommen; den ersten Weintrunk und seine Folgen. Der also ausgestattete „Noahsaal" würde sich besonders zur Abhaltung von Festlichkeiten eignen, die dem Weinbau und denen, die um den Weinbau sich verdient gemacht haben, zumal dem ersten Weinbergsbesitzer und Winzer Noah, gelten.

Von Westasien aus ist die Weinkultur, das kann als sicher betrachtet werden, zu den Griechen gekommen und von diesen zu den Römern. Damit gewinnt die Forschung festen Fuß, und es bietet sich schon Material genug dar, um mehrere Säle eines Weltweinmuseums anzufüllen und auszuschmücken. Von antiken Weingefäßen, Amphoren und anderen Krügen wie von Trinkschalen hat sich ja nicht wenig erhalten, und mancher wird sich für das Weinmuseum erwerben lassen, zur Ausschmückung aber der für solche Sammlungen bestimmten Räumlichkeit bietet der Weingötterkultus der Alten allein schon Motive genug dar: Dionysus oder Bacchus, der Semele Sohn, als Kindlein von Nymphen ernährt, dann als den Thyrsus schwingenden Jüngling, umschwärmt von Mänaden, die mit kleinen Löwen und Panthern herumtanzen, von trunkenen Satyrn, Silenen und Faunen. Orgien, wie sie in alter Zeit beliebt waren und nicht ganz abgekommen sein sollen, eignen sich ganz besonders zur bildlichen Darstellung. Dann kommen dafür in Betracht die Bildnisse berühmter Weintrinker, so Nestors, des alten Zechers, der von den drei Menschenaltern, die er sah, doch gewiß zweiundeinhalb dem Weintrunk gehuldigt hat, des Achilleus, der als Knäblein, als ihm das Essen noch klein geschnitten werden mußte, schon mit Wein getränkt wurde, und der später mit seinem Freunde Patroklus so oft und so lange beim vollen Kruge beisammen saß, das Bild einer Weintrinkerin auch, der Nausikaa, die, wenn sie mit ihren Mägden zur großen Wäsche auszog, außer Speisen auch Wein in einem Ziegenfellschlauche von Hause mitnahm. Und wer denkt nicht dabei an den weisen Sokrates, der in gelehrter Unterhaltung mit Freunden so gern bis tief in die Nacht hinein den Weinbecher schwang, den er leider zuletzt mit dem Schierlingbecher vertauschen mußte.

Zu der Kunst kommt schon in römischer Zeit die Literatur. Römische Autoren, die über die Landwirtschaft geschrieben haben, wie Cato, Columella und in einem seiner Bücher der Dichter Virgil, geben in ihren Schriften auch Anweisungen über die Kultur der Rebe.



Und endlich ist nicht zu übersehen die Weinpoesie der griechisch-römischen Zeit. Wie hat wieder und wieder der fröhliche Anakreon den Wein besungen und wie der treffliche Horaz den Falerner, den Massiker und den Caecuber gepriesen, drei Weinsorten, mit denen in bezug auf Berühmtheit vielleicht unser Rüdesheimer, Steinberger und Johannisberger zu vergleichen wären. Alles das müßte selbstverständlich im Weltweinmuseum Aufnahme finden. Auch könnte ein Raum darin so ausstaffiert und möbliert werden, daß in ihm sich mit Hinzuziehung italienischer und griechischer Weine kleine Gelage nach antikem Muster veranstalten ließen. Das würde sicher etwas sehr Belehrendes an sich haben.

Von Italien aus hat sich der Weinbau über Spanien und Gallien verbreitet und ist endlich bis zum Rhein vorgedrungen. Ein römisches Gesetz, das allerdings wohl wenig Beachtung gefunden hat, untersagte es, außerhalb Italiens Wein zu bauen. Dieses Gesetz, so wird berichtet, hat der römische Kaiser Probus, der im Jahre 267 n. Chr. zur Regierung kam, aufgehoben, um dann zunächst bei den Germanen in der heutigen Rheinpfalz Weinberge anlegen zu lassen. Dies war der erste Wein, der in Deutschland gebaut wurde. Bekanntschaft mit italienischem Wein werden die Germanen vorher schon gemacht haben. Galt ihnen doch Wein für ein besonders kostbares Getränk, das von ihren Göttern allein Wodan zu trinken sich erlauben durfte. Die andern Götter mußten sich mit Met begnügen, für die Germanen selbst aber war das gewöhnliche Getränk ein aus Gerste gewonnener Saft, das sogenannte Bier, über das Tacitus sich sehr wenig anerkennend ausdrückt.

Der Kaiser Probus, der leider schon 282 durch eine Soldatenmeuterei seinen Tod fand, hat unzweifelhaft seinem Namen Ehre gemacht; er war nach allem, was über ihn berichtet wird, probus, d. h. tüchtig. Zu diesem Adjektivum probus gehören die lateinischen Ausdrücke probare: in bezug auf Tüchtigkeit prüfen, und proba: die Prüfung, die wir in „proben" auch „probieren" und „Probe" fast unverändert ins Deutsche übernommen haben. Uebrigens stammen von den gleichen lateinischen Wörtern auch unsere Ausdrücke „prüfen" und „Prüfung" her.

Diesem Probus, der den Weinbau in Deutschland eingeführt und den Boden zunächst in der Rheinpfalz als „probat" dafür befunden hat, muß entschieden in dem großen Museum, das ich im Auge habe, ein seiner würdiges Denkmal aufgestellt werden. Der Raum, in dem dieses Denkmal seinen Platz erhält, wird dann wohl, um auch dadurch an den Namen Probus zu erinnern, zur Vornahme von Weinproben bestimmt, wie solche früher mehrfach in Berlin zur Belehrung und Erheiterung der parlamentarischen Abgeordneten veranstaltet worden sind. Ich sehe schon mit Vergnügen dem Augenblick entgegen, in dem dort dem braven Probus, der sich so sehr um Deutschland verdient gemacht hat, ein Hoch ausgebracht wird, in das alle Anwesenden, ohne Unterschied der Partei, begeistert einstimmen.

Um die gleiche Zeit ungefähr, als Probus am Rhein die Reben pflanzen ließ, muß auch an der Mosel der Weinbau begonnen haben. Vielleicht geschah es auch früher schon. Der römische Dichter Ausonius hat eine von ihm ausgeführte Moselfahrt in einem 370 n. Chr. gedichteten Liede beschrieben. In diesem Liede „Mosella" schildert er die Ufer der Mosel, ihre Bewohner, den Weinbau und Weinhandel dort, den Moselfischfang und die wunderhübschen, von Römern erbauten Landhäuser, die überall an den Ufern zu finden sind. Das freundliche Bild, das zur Zeit des Ausonius das Moseltal darbot, wird sich wohl infolge der unruhigen Zeiten, die dann kamen und Verwüstung mit sich brachten, stark zu seinem Nachteil verändert haben. Aber diese schweren Zeiten gingen vorüber, und die Mosel sieht jetzt sicherlich ebenso reizend aus, wie sie einst den Augen des römischen Dichters erschienen ist.

Ich bin bei den deutschen Weinen angelangt. Zu dem Pfälzer und dem Moselwein, von denen schon die Rede war, kam dann im Laufe der Zeit in Süddeutschland der schwäbische und der Frankenwein, der badische, der Elsässer und der Lothringer, dann am Mittelrhein der Rheingauer, der von Karl dem Großen gepflanzt sein soll und zur Blume und Krone aller deutschen Weine geworden ist. Endlich sind einige Weine zu nennen, die etwas weiter nach Norden und Osten unseres Vaterlandes zu ihre Ursprungsorte haben oder hatten, denn zum Teil werden sie seit längerer Zeit schon nicht mehr gebaut. Das sind der sächsische Wein, der Berliner und Potsdamer, der Schwetzer, der Grünberger, der Züllichauer und der Bomster. Jedem der deutschen Weine ist im Museum eine Abteilung einzuräumen, in der auf seine Geschichte und seinen Anbau Bezügliches niedergelegt wird. Das hat zu geschehen bei den ausländischen Weinen, dem von Palästina und von Kleinasien, dem Krimwein, dem Ungarwein, dem von Oesterreich und Tirol, den griechischen und italienischen Weinen, den Weinen von Spanien und Portugal, den schweizer Weinen, den verschiedenen Weinen Frankreichs, dem Kapwein und endlich den amerikanischen Rebensäften. Dann gehört in den sehr geräumigen Museumskeller zu jeder der Weinsorten, die auf der bewohnten Welt gebaut werden, ein Faß, das mit ihr angefüllt ist und, wie die im Bremer Ratskeller lagernden alten Rheinweine, durch immer wiederholtes Nachfüllen voll erhalten wird. So wird es möglich sein, sich in dem Museum, wozu allerdings einige Zeit erforderlich sein wird, durch alle Weine, die es gibt, hindurchzukosten. Dadurch kann der theoretischen Belehrung eine praktische Einübung, die von nicht geringem Wert erscheint, hinzugefügt werden.

Es wird dabei aufzupassen sein, daß, wenn irgendwo ein neuer Wein auftaucht, er sobald wie möglich dem Museum einverleibt wird. Ein solcher Wein dürfte z. B. der chinesische sein, der neuerdings in der deutschen Kolonie Tsingtau in China angepflanzt wird. Und was alles an Wein kann noch hinzukommen! Es soll im Mittelalter einmal auf Island ein Weinbauversuch gemacht worden sein, der deshalb mißglückte, weil man es nicht auf die richtige Weise anfing. Es ist nicht unmöglich, daß wir einmal Polarweine bekommen, die — selbstverständlich in wohlgeheizten Räumen — um den Nord- oder Südpol herum gezogen worden sind. Oder auch die Engländer, die ja manchmal recht sonderbare Einfälle haben, kommen auf den Gedanken, die Kreideklippen am Kanal mit Reben zu bepflanzen.

Ich komme zu einem sehr wichtigen Teil des mir vorschwebenden Weltweinmuseums. Es ist dies eine Art von Schreckenskammer, die den andern Teilen des Gebäudes sich anschließt wie in Dantes Göttlicher Komödie die Hölle dem Paradies und dem Fegefeuer. In diesem Teil hat alles, was den Wein in Gefahr bringt und ihm Schaden zufügt, getrocknet oder in Spiritus gesetzt,



in Illustrationen und Photographien wie in plastischen Nachbildungen Platz zu finden. Dazu gehören Tiere und Pflanzen, die dem Weinstock verderblich werden, die Reblaus, die sich einen Herd nach dem andern im Weinbergsboden gründet, der Sauerwurm, der die Beeren ansticht und vernichtet, die Peronospora, die das Weinlaub befällt, das Oïdium sowie manch anderer gefürchteter Pilz noch und endlich aller weinfeindlicher Scheusale Aergstes, der Mensch, der durch Strecken, Fälschen, Manschen und Panschen den reinen Rebensaft verdirbt und aus einem Sorgenbrecher und Herzerfreuer einen hinterlistigen Unhold macht, der Betrübnis, Sorge, Magenleiden, Kummer und Elend bringt und die Wahrheit, die in dem reinen Wein liegt, mit der Lüge vertauscht. Alles das, wovon jetzt die Rede gewesen, ist, wohl geordnet und mit genauen Erklärungen versehen, in der Schreckenskammer unterzubringen. Beizufügen ist eine Sammlung auf Flaschen gefüllter gefälschter und künstlicher Weine, auf deren Etiketten, die mit einem Totenkopf oder einem Basilisken verziert sein können, ihre Herkunft angegeben ist. Auch würde es sich empfehlen, in diesem Raum eine Anzahl der berüchtigtsten Weinfälscher in effigie, d. h. in Form von Porträten, zu denen sie im Gefängnis haben sitzen müssen, an den Wänden aufzuhängen.

So sind die Weinfeinde und Weinfälscher zu bestrafen, die Männer aber, die sich um den Weinbau verdient gemacht haben, und besonders auch die Weinsänger, zu denen ja die besten Dichter des deutschen Volkes gehören, müssen belohnt werden und Anerkennung finden in Gestalt von Ehrenplätzen. Am besten ist es wohl, ihnen Denkmäler aufzustellen in dem Wein- und Rosengarten, der um das Museum herum anzulegen ist.

So ungefähr stelle ich mir ein zukünftiges Weltweinmuseum vor, in dem man sich einmal über alle auf der Erdkugel wachsenden Weine wird unterrichten können. Ich hoffe, daß dieses großartige Bauwerk in der deutschen Reichshauptstadt zustande kommen wird. Es liegt auf der Hand, daß dann die Gründung eines Lehrstuhls für Oenologie oder Weinkunde an der Berliner Universität nur noch eine Frage der Zeit ist.

Die Gartenstadtbewegung.

Von Dr. Paul Busching, Generalsekretär des Bayrischen Landesvereins zur Förderung des Wohnungswesens.

Die deutsche Gartenstadtgesellschaft veranstaltet in diesem Sommer eine Studienreise nach England. Der Kreis der Reiseteilnehmer soll möglichst weit sein, man hofft auch, Arbeiter unter ihnen zu sehen. Mit dieser Englandfahrt werden auch jene einverstanden sein, die an den Friedensbeförderungsreisen von Deutschland nach England und umgekehrt angesichts der politischen Situation keine reine Freude mehr haben. Denn hier handelt es sich um das Studium einer Frage, die lange genug vernachlässigt worden ist, und von deren befriedigender Lösung das kulturelle Aufsteigen der unteren Schichten der Bevölkerung schließlich einmal abhängig sein wird. Aus der Fülle von Literatur und praktischen Beispielen, die die Wohnungsfrage bei uns zulande gezeitigt hat, hebt sich langsam und unaufhaltsam das Gartenstadtproblem empor. Die deutsche Gartenstadtgesellschaft hat seit Jahren tapfer für dies Problem gekämpft; sie hat es an rühriger Propaganda nicht fehlen lassen und sich neuerdings sogar in das ihr noch feindliche Lager der speziellen Bodenreformer gewagt, um praktischen Experimenten größeren Stils das Wort zu reden.

Was will denn nun diese Gartenstadtgesellschaft? Wir sitzen in unseren Miethäusern, vielleicht auf einem schmalen Balkon, betrachten den verehrten Nachbarn uns vis-à-vis in einer Entfernung von zwanzig Meter — ihn trennt nur eine staubige, baumlose granitgepflasterte Straße von uns — und überdenken die Propaganda dieser eilfertigen Idealisten, die in unsere wohlgeordneten städtischen Verhältnisse, den schönen Frieden störend, eingebrochen sind. Die Förderer der Gartenstadtidee haben die Entwicklung unseres städtischen Wohnwesens lange beobachtet: das Zusammendrängen der Hunderttausende in enge Miethäuser mit licht- und luftarmen Seiten- und Hinterhäusern, die künstliche Ernährung dieser ungesunden Wohnweise durch die Folgen einer verkehrten Bauordnung, einer grenzenlosen Bodenspekulation und die Mängel des städtischen Verkehrswesens. Sie haben aus der amtlichen Statistik und von den Schulärzten gelernt, wieviel Krankheit, Laster und Verbrechen das Wohnungselend erzeugt, und haben wahrgenommen, daß, während die materiellen geistigen und auch die künstlerischen Ansprüche und Interessen auf einem gegen früher ganz bedeutend erhöhten Standard angelangt sind, das Verständnis für den Wert des eigenen Heims bei den meisten unserer Volksgenossen abhanden gekommen ist. Ja, noch schlimmer: der Sinn für die Natur ist uns und unseren Kindern in den städtischen Wohnungen nicht mehr eigen. Die neue Generation weiß gar nichts von dem Segen und den Rätseln und der Poesie und der gesundheitspendenden Macht der Natur.

Es sind keine blinden Idealisten, die hier predigen: retournons à la nature! Es sind im Gegenteil Leute, die wissen, aus welchen Quellen unser Volk Kraft und zähe Energie geschöpft hat, daß diese Kraft nicht verloren gehen darf, wenn wir im Wettbewerb der Völker bleiben wollen, was wir sind. Seltsam, aber wahr: man fürchtet sich in Deutschland beinahe noch, den einfachen Satz auszusprechen: daß unser ganzer Fortschritt in hygienischer Hinsicht (Wasserversorgung, Kanalisation) relativ wirkungslos bleiben, daß unsere Lungenheilstätten wie alle Segnungen der sozialen Gesetzgebung nur halben Erfolg erzielen können, solange die Masse unserer Bevölkerung — nicht nur die Arbeiter, sondern ebenso die kleine Beamtenschaft und der ganze kleine Mittelstand — noch nicht gesund, behaglich und anständig wohnt. Dieser Satz ist wahr, und deshalb ist es hohe Zeit, daß für eine wirklich ernstzunehmende Verbesserung unserer Wohnweise Sorge getragen werde. Was Genossenschaften, Stiftungen und Arbeitgeber inbezug auf die Veredelung des Massenmiethauses durch Vermeidung der Ueberfüllung nahe den Zentren großer Industriestädte und durch hübsche Grundrißlösungen



geleistet haben, was einzelne Arbeitgeber (deren soziale Gesinnung zu prüfen nicht unseres Amtes ist) auf dem Lande geschaffen haben, das ist zum Teil sehr schön, zum Teil, wie Theodor Fischers Gmindersdorf oder die Kolonien der Gußstahlfabrik Friedrich Krupp oder die Anlagen der Berliner, Dresdner, Münchner, Stuttgarter gemeinnützigen Vereinigungen, geradezu vorbildlich; aber es ist noch nicht das Produkt einer allgemeinen Erkenntnis.

Der Gartenstadtgedanke muß allgemeine Erkenntnis werden. Deshalb bedarf es des Studiums der englischen Verhältnisse. Dort steht Licht und Schatten beieinander. Das riesige London, Liverpool, Sheffield und Birmingham sind lebendige Beispiele für gräßlichstes Wohnungselend und ideale Wohnungsreform. Am gleichen Tage den Jammer der Shams und die unvergleichliche Schönheit, Anmut und Behaglichkeit der Gartenstädte Hampstead, Bournville, Earswick oder Port Sunlight zu studieren — das öffnet die Augen und die Herzen. Vor allem aber ist an England zu lernen, daß die Mietkaserne nicht der vorbildliche Wohnungstypus sein muß, daß die lange Reihe kleiner Arbeitereinfamilienhäuser nicht tödlich monoton sein muß, und daß Gesundheit und Sittlichkeit herrschen, wo ein menschenwürdiges Wohnen möglich ist. In der „Woche" haben die ersten Meister der Hausbaukunst oft genug auseinandergesetzt, daß es an den Architekten nicht liegt, wenn wir noch so tief in der Unkultur unserer heutigen Wohnweise stecken; es liegt auch nicht an der Bodenspekulation allein, wenn die Massen bei uns nichts anderes mehr kennen als die trost- und geschmacklosen Zinskasernen der Vorstädte; hauptsächlich fehlte es bei uns bisher an dem Glauben, daß Verlorenes sich unter den heutigen Verhältnissen, trotz der riesigen Entwicklung der Städte, wiedergewinnen lasse. Man hat es fast ganz vergessen, daß im Rheinland wie in Niederdeutschland das Einfamilienhaus auch in den Städten so heimisch war wie in den Dörfern. Die deutsche Gartenstadtgesellschaft will die Erinnerung daran wieder wecken. In Nürnberg, Dresden, München, Magdeburg und Karlsruhe haben, auf ihre Propaganda hin, die Vorarbeiten begonnen zur Schaffung deutscher Gartenstädte. Nicht wie die Pioniere von Letchworth will man hinausziehen, Städte zu gründen, sondern in der Nähe großer Städte werden Kolonien entstehen unter Anwendung der Regeln des Städtebaus von Leuten, unter Anlehnung an die ländliche Bauweise in unseren Dörfern und unter der Herrschaft des Grundsatzes, daß Gartenbau wieder eine Ergänzung der gewerblichen Arbeit von Mann und Frau werden muß.

Freilich so „schön", d. h. ästhetisch anheimelnd, wie die berühmten Schöpfungen von Lever und Cadbury in Port Sunlight und Bournville, auch so lieblich wie Krupps Alfredshof werden die deutschen Gartenstädte nicht allenthalben werden. Die von der deutschen Gartenstadtgesellschaft veranstaltete Englandreise wird den Teilnehmern klarmachen, was sich an Nachahmenswertem in den englischen Kolonien findet. Der Bautechniker, der mit gänzlich anders gearteten klimatischen Verhältnissen, vor allem auch mit unseren großmächtigen Bauordnungen und Pflasterstatuten rechnen muß, wird verhältnismäßig wenig kopieren wollen und dürfen; aber alle Gartenstadtfreunde werden eine gute Gesinnung von dort drüben mit heimnehmen und hoffentlich weiterverbreiten: den Sinn für den Wert des eigenen Heims auf eigener Scholle.

Unsere Bilder

Die Reise des Reichskanzlers nach Kiel (Abb. S. 1133). Die Ablehnung der Erbanfallsteuer im Reichstag hat ein latente Kanzlerkrise zur Folge. Fürst Bülow begab sich wenige Tage nach der verhängnisvollen Abstimmung nach Kiel, um dem Kaiser über die politische Lage Vortrag zu halten. Der Chef des Zivilkabinetts begleitete den Reichskanzler, ein Zeichen, daß dem Kaiser eine wichtige Personalangelegenheit unterbreitet werden sollte. Das Resultat der langen Audienz an Bord der Kaiserjacht „Hohenzollern" wurde am nächsten Tag bekanntgegeben. Der Kaiser hatte die Bitte des Reichskanzlers um sofortige Entlassung nicht gewährt und ihn gebeten, auszuharren, bis das große nationale Werk der Reichsfinanzreform in einer für die Verbündeten Regierungen annehmbaren Weise vollendet sein werde. Nach diesem Zeitpunkt ist Fürst Bülow entschlossen, aus seinem Amt zu scheiden.

Der Kaiser und das Zarenpaar an Bord der russischen Kaiserjacht (Abb. S. 1135). Der wichtigste Akt der bedeutungsvollen Monarchenentrevue in den finnischen Schären spielte sich an Bord der „Standart" ab, der schönen Jacht, auf der das russische Kaiserpaar mit seinen reizenden Kindern während seiner Kreuzfahrt durch die Ostsee wohnt. Hier fand das große Galadiner statt, in dessen Verlauf die beiden Herrscher ihre Trinksprüche auf die guten Beziehungen ihrer Reiche ausbrachten, die die durch die Balkankrise hervorgerufene politische Spannung überdauert haben und die beste Gewähr für die weitere Erhaltung des Weltfriedens bieten.

Der Besuch des Zarenpaares in Stockholm (Abb. S. 1136). Nach der Monarchenbegegnung von Björkö wandte sich das das Zarenschiff eskortierende Geschwader der schwedischen Hauptstadt zu, in der das Kaiserpaar mehrere Tage weilte. Zwischen dem schwedischen und dem russischen Hofe herrschen herzliche verwandtschaftliche und freundschaftliche Beziehungen, doch galt der Zarenbesuch auch politischen Zwecken. Die traditionelle Freundschaft zwischen Schweden und Rußland sollte durch die Begegnung der beiden Herrscher neu gekräftigt und auch nach außen hin kundgegeben werden. Die Anwesenheit der russischen Gäste wurde durch eine Reihe glänzender höfischer Feste gefeiert.

Die Kieler Woche (Abb. S. 1134), das glanzvollste Fest des deutschen Wassersports, hatte wieder Tausende von Sportfreunden an die „Waterkant" gelockt. Wie alljährlich befand sich auch diesmal der Kaiser unter den Zuschauern der prächtigen Regatten, an denen seine Söhne mit ihren Jachten teilnahmen. Die große Regatta des Kaiserlichen Jachtklubs wies in diesem Jahre eine Sensation auf: die neue Kaiserjacht „Meteor" wurde zum erstenmal auf dem Meer erprobt. Das Rennen endete mit dem Sieg der Jacht „Germania". Die Kaiserjacht wurde im heißen Endkampf von der „Hamburg" überholt und kam erst als dritte durchs Ziel.

Königin Elena von Italien im Kreise ihrer Kinder (Abb. S. 1137). Unser Bild ist die Reproduktion einer Photographie, mit dem die Königin Elena am Geburtstag ihrer Tochter Jolanda den König Viktor Emanuel überrascht hat; es ist die erste Aufnahme, die die Königin allein mit ihren vier Kindern zeigt. Die achtjährige Prinzessin Jolanda ist das älteste Kind des Königspaares; ihre Schwester Mafalda zählt sechsundeinhalbes Jahr, der Thronfolger Prinz Umberto ist fast fünf Jahre, die kleine Prinzessin Giovanna zwanzig Monate alt. Das Familienleben im italienischen Königshause ist bekanntlich ungemein innig. Besonders in ihrer schönen Sommerresidenz in Racconigi lebt das Königspaar ganz seinen geliebten Kindern.

Die Große Sportwoche in Hamburg (Abb. S. 1138). In den letzten Tagen war der Schwerpunkt des deutschen Sportlebens an die Wasserkante verlegt. Während in Kiel der Segelsport seine schönsten Triumphe feierte, war die alte Hansestadt Hamburg der Schauplatz prächtiger Reiterfeste. Der Höhepunkt dieser Veranstaltungen war der Kampf um das Blaue Band, das große Deutsche Derby, das der von Meister Warne gerittene Gradizer Arnfried nach einem heißen Wettkampf knapp gewann. Um dieses große Ereignis gruppierte sich eine Reihe

kleiner, aber nicht minder interessanter Sportfeste. Auch das Polospiel, das in Hamburg eifriger gepflegt wird als sonst in Deutschland, kam zu seinem Recht.

Die Darwin-Feier in Cambridge (Abb. S. 1136). Die altberühmte Universität Cambridge, an der Charles Darwin seine Studien vollendet hat, und an der zwei Söhne des großen Naturforschers als Lehrer der exakten Wissenschaften wirken, hat den hundertsten Geburtstag durch eine eindrucksvolle akademische Feier begangen. Alle Kulturländer, selbst Japan und China, hatten bedeutende Vertreter ihrer Wissenschaft nach der englischen Universitätstadt entsandt; unter ihnen befanden sich mehrere der bedeutendsten lebenden Gelehrten. Deutschland war besonders zahlreich vertreten; alle deutschen Universitäten hatten ein Mitglied ihres Senats oder Lehrkörpers beauftragt, an der Feier teilzunehmen.

Die Alaska-Jukon-Pazifikausstellung in Seattle (Abb. S. 1139), die in diesem Sommer viele Freunde in das als so unwirtlich verschriene Alaska lockt, hat den Zweck, die großartige Entwicklung des höchsten amerikanischen Nordens seit der kommerziellen Erschließung der weiten Gebiete am Pazifik zu zeigen und dem internationalen Publikum einen Begriff von den ungeheuren natürlichen Hilfsquellen dieser zwar rauhen, aber reichen Landstriche zu bieten. Die Ausstellung wurde kürzlich von dem Präsidenten Taft eröffnet, der von seinem Kabinett in Washington aus durch einen Druck auf einen Knopf das mächtige Räderwerk der Ausstellungsanlagen in Betrieb setzte. Das klingt wie ein modernes Märchen. Und märchenhaft ist auch die prunkvolle Stadt von prächtigen Palästen, die an einer Stelle entstanden ist, an der noch vor kurzem der einsame Urwald stand. Eindrucksvoller konnte der Aufschwung des Landes kaum demonstriert werden als durch diese Tatsache.

Das Karl-Alexander-Denkmal in Eisenach (Abb. S. 1140). In Eisenach wurde dieser Tage in Anwesenheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar und vieler namhafter Gäste ein Denkmal des Großherzogs Karl Alexander enthüllt, des Herrschers, der an der Einigung Deutschlands mitgewirkt hat. Die lebenswahre Statue ist ein Werk des Bildhauers Hermann Hosäus, eines jungen, aus Eisenach stammenden Künstlers, der in Berlin lebt.

Personalien (Abb. S. 1140). Feldzeugmeister Geza von Fejervary, der greise Kapitän der ungarischen Leibgarde des Kaisers und Königs Franz Josef, hat vor kurzem eine seltene Ehrung erlebt. Vor fünfzig Jahren hat der tapfere Reiteroffizier für eine glänzende Waffentat auf dem Schlachtfeld von Solferino das höchste militärische Ehrenzeichen der Monarchie, den Maria-Theresiaorden, erhalten. Am Jahrestag der Schlacht weilte der General als Gast des Kaisers in der Wiener Hofburg. Der Kaiser verlieh ihm an diesem Tage eine Auszeichnung, die keinem Lebenden zuteil ward: die Brillanten zu dem so glorreich erkämpften Orden, und feierte ihn bei einem ihm zu Ehren gegebenen Galadiner in einem herzlichen Toast. — Als Nachfolger des Konteradmirals Emsmann wurde der bisherige Inspekteur der 2. Marineinspektion Konteradmiral Johannes Schröder zum Kommandanten auf der Insel Helgoland ernannt. Schröder steht seit dem Jahr 1875 im Marinedienst. Den Rang eines Konteradmirals hat er im vorigen Jahr erlangt. Er hat mehrere Jahre hindurch auf in der Südsee stationierten Schiffen gedient. In den Jahren 1900 bis 1903 und dann wieder von 1904 bis 1906 wurde er im Reichsmarineamt verwendet. Im Jahre 1903 kommandierte er das Flaggschiff des zweiten Admirals des Kreuzergeschwaders in Ostasien. Das Amt eines Marineinspekteurs bekleidete er seit dem Herbst des vorigen Jahres. — Der Unterstaatssekretär im preußischen Finanzministerium Adolf v. Dombois ist als Präsident an die Spitze der Seehandlung, des größten Finanzinstituts des preußischen Staates, getreten. Herr v. Dombois steht seit dem Jahre 1884 im Staatsdienst; dem Finanzdienst gehört er seit dem Jahre 1899 an. Bei seiner Ernennung zum Präsidenten der Seehandlung wurde er zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz erhoben; wenige Monate vorher hatte ihm der Kaiser den erblichen Adelstand verliehen. — Arthur Fitger, der kürzlich in Bremen gestorben ist, war einer der wenigen Künstler, die auf zwei Kunstgebieten Hervorragendes zu leisten vermögen. Als Maler hat er dekorative Wandgemälde im Stile der alten Düsseldorfer Schule geschaffen, die viele öffentliche Gebäude Deutschlands zieren. Sein 72 Meter langes Fries im Börsengebäude seiner Vaterstadt Bremen und die Bilder im Speisesaal des Herzogs von Meiningen brachten ihm besonderen Erfolg. Man sagt mit Recht Fitgers Bildern dichterische Stimmung nach, und seinen zahlreichen dramatischen Werken gebrach es nicht an malerischer Kraft. Seine „Hexe" hat sich lange auf den Bühnen behauptet.

Die Toten der Woche

August Neven Du Mont, bekannter englischer Maler, † am 27. Juni in Bexhill im Alter von 42 Jahren.

Arthur Fitger, bekannter Maler und Dichter, † in Bremen am 28. Juni im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 1140).

Wirkl. Geh. Admiralitätsrat Prof. Dr. Ernst von Halle, † in Berlin am 28. Juni im 41. Lebensjahr (Portr. untenst.)



Prof. Dr. R. Muther †



Wirkl. Geh. Rat Prof. von Halle †

Dr. Franz Keil, ehem. Reichsrats- und Landtagsabgeordneter, † in Salzburg am 26. Juni im Alter von 79 Jahren.

Edmund Montgomery Moffett, bekannter Arzt, † in West-Neuyork im Alter von 62 Jahren.

Professor Dr. Richard Muther, bedeutender Kunsthistoriker und Kunstschriftsteller, † in Wölffelsgrund am 28. Juni im 50. Lebensjahr. (Portr. obenst.)

Emil Striemer, bekannter Bildnis- und Geschichtsmaler, † in Berlin im Alter von 58 Jahren.

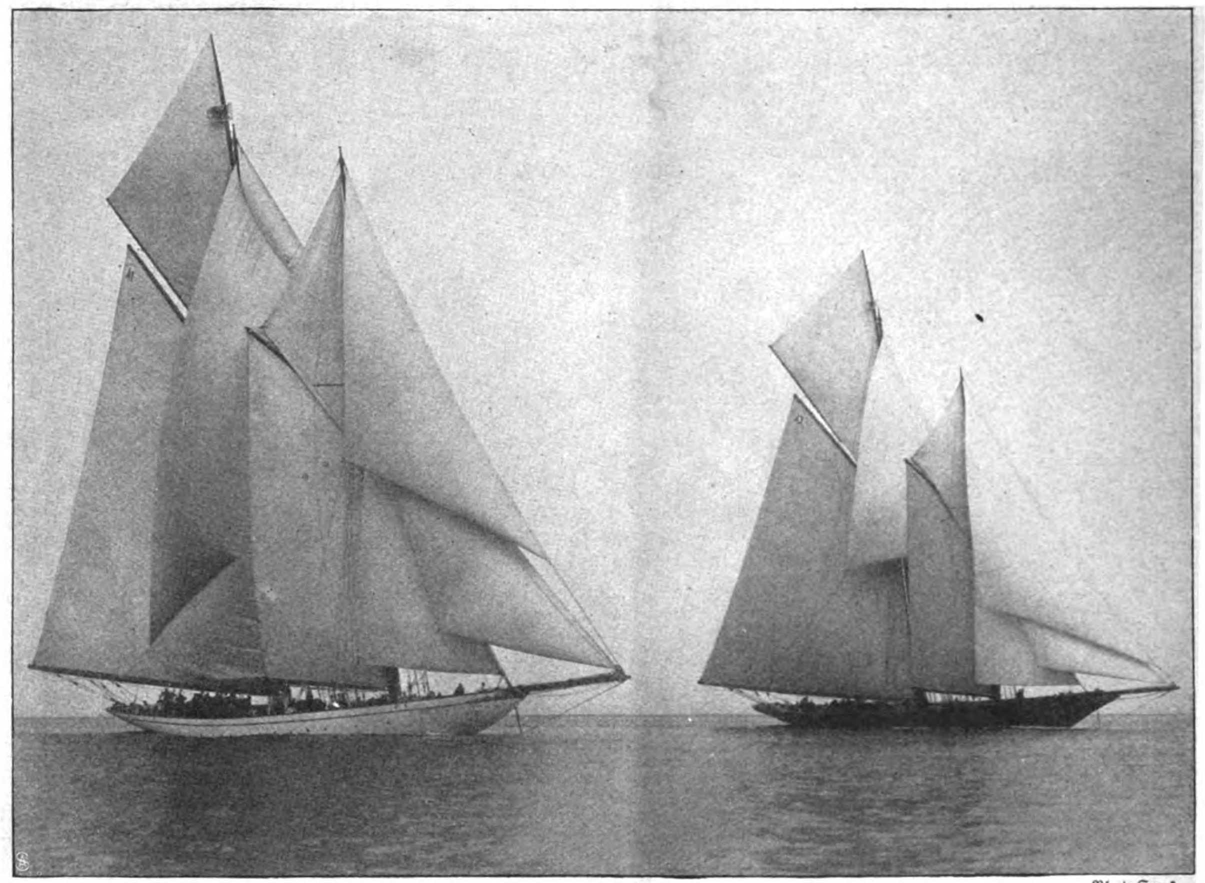
Bilder vom Tage

Fürst Bülow (×) an Bord der „Hohenzollern“ in Kiel.

Der Kaiser hört in Gegenwart des Kabinettschefs v. Valentini den Vortrag des Reichskanzlers.

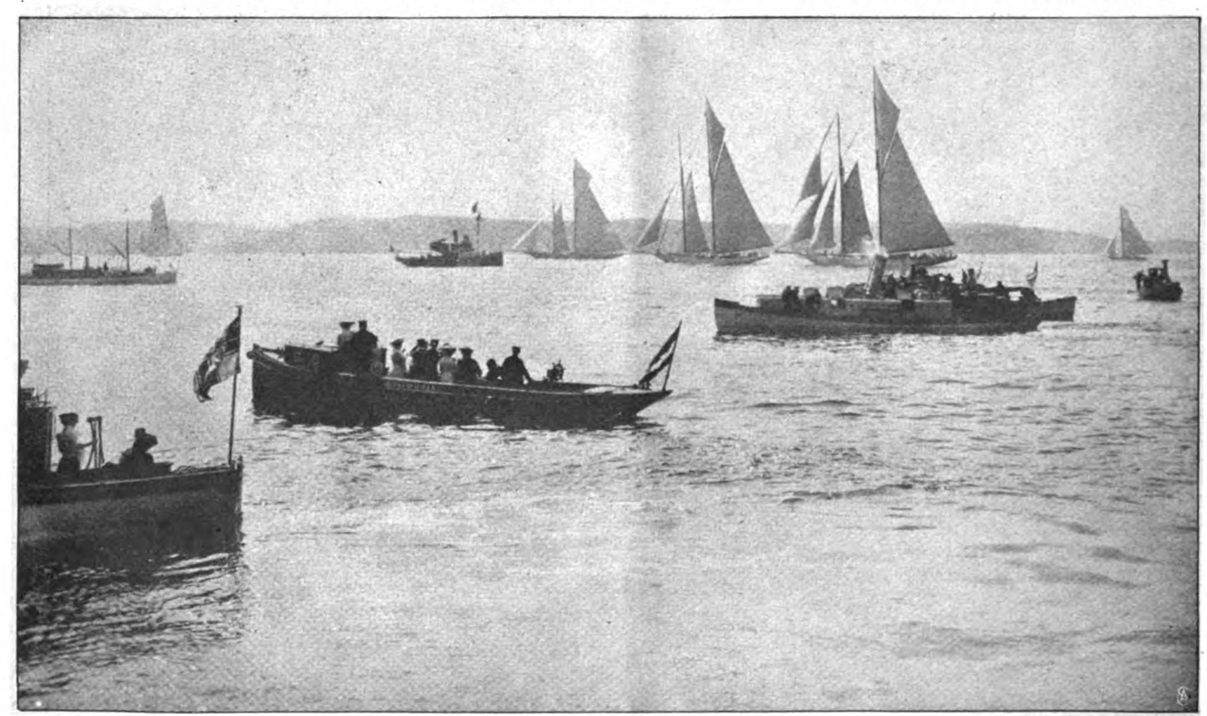
Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern“.





Phot. Speck.

Die Jachten „Meteor" (links) und „Hamburg" im Endkampf bei der Regatta des Kaiserlichen Jachtklubs.



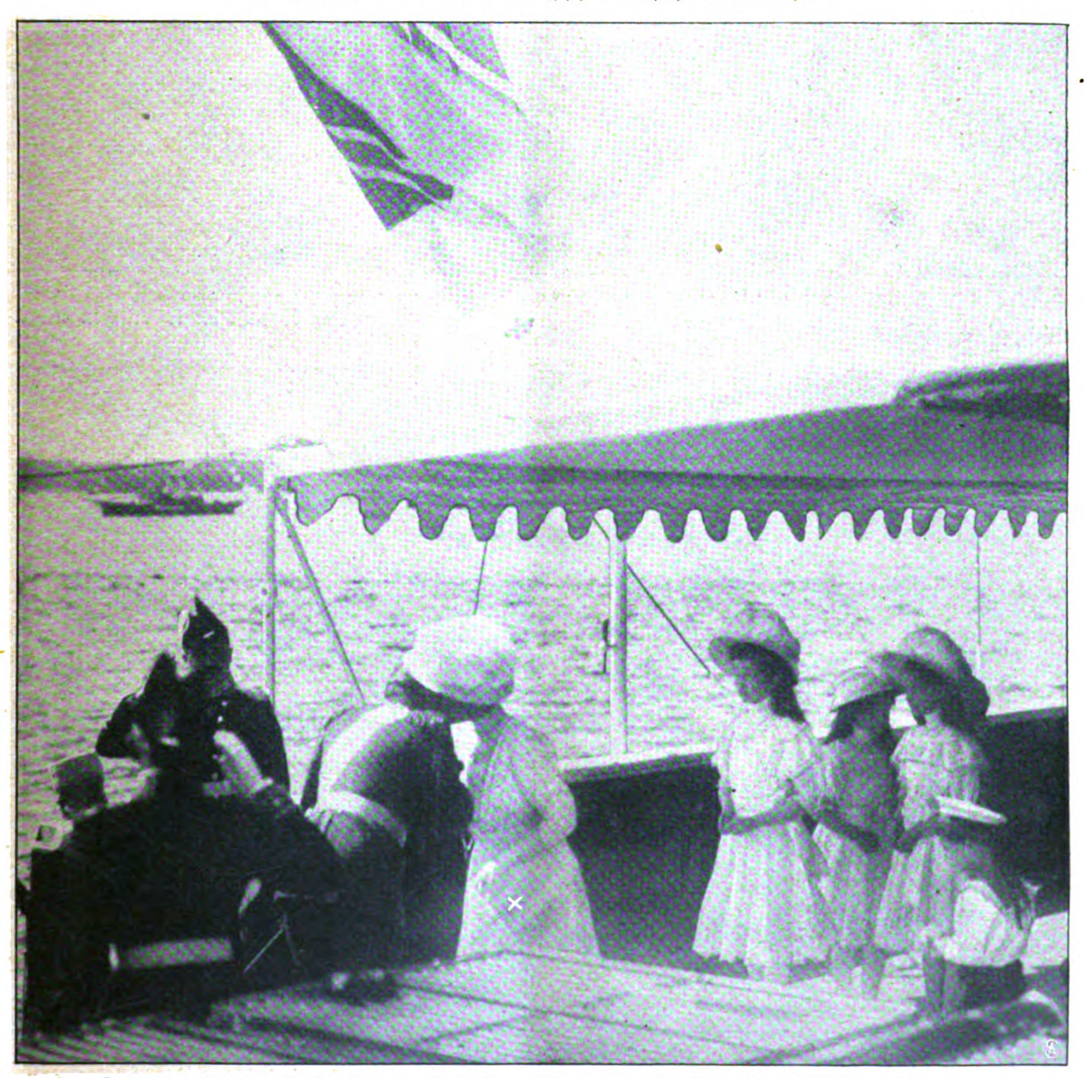
Blick auf den Kieler Hafen während der Regatta. Phot. B. I.-G.

Die Segelregatten der Kieler Woche.



1. Kaiser Wilhelm. 2. Die Zarin.

Das Galadiner an Bord der russischen Kaiserjacht „Standart“.



Der Kaiser begrüßt die Zarin (×) an Bord des „Standart“. Rechts: Die Kinder des Zarenpaares.

Von der Kaiserbegegnung in den finnischen Schären.

Phot. C. E. de Hahn & Co.

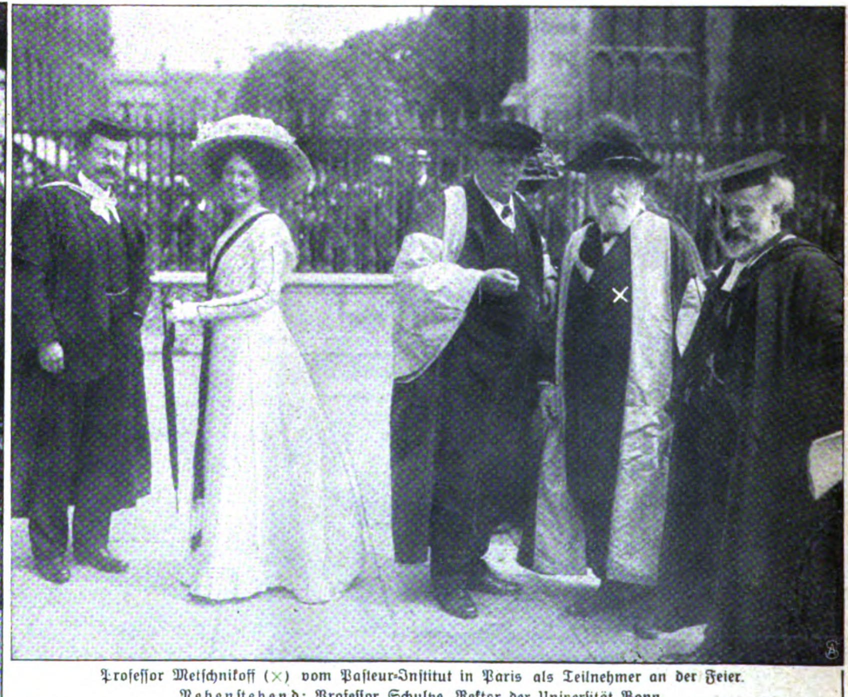




1. Die Zarin. 2. Die Königin von Schweden. 3. Der Zar. 4. Der König von Schweden. Phot. Erikson.

Der Besuch des Zarenpaares in Stockholm: Der Vorsitzende der Stadtvertretung begrüßt die kaiserlichen Gäste.





Professor Metschnikoff (×) vom Pasteur-Institut in Paris als Teilnehmer an der Feier.
Nebenstehend: Professor Schultze, Rektor der Universität Bonn.

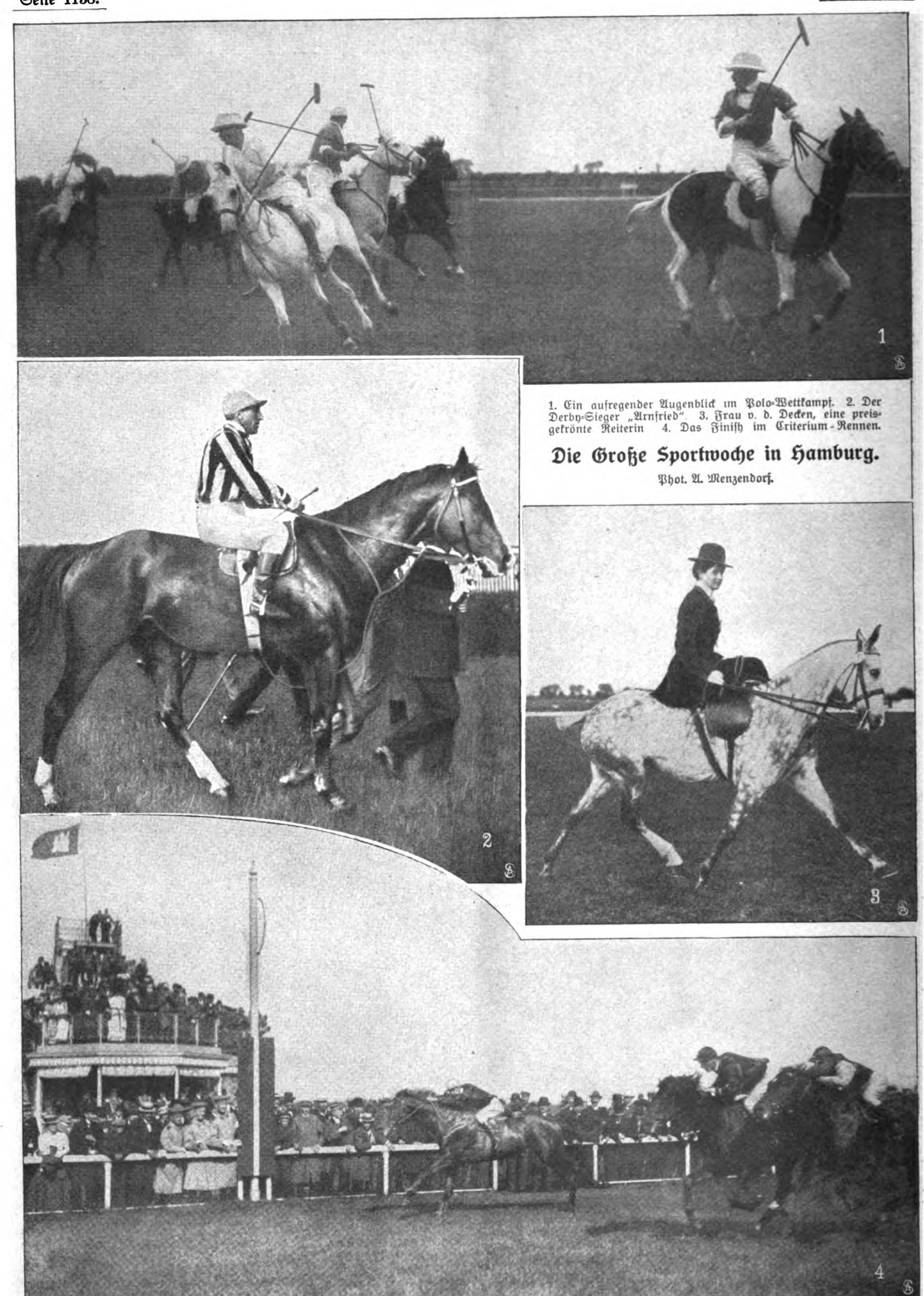
Auswärtige Gäste bei der Feier von Darwins 100. Geburtstag
an der englischen Universität Cambridge

Von links nach rechts. Prinzessin Jolanda, Kronprinz Umberto, die Königin, Prinzessin Giovanna, Prinzessin Mafalda.

Königin Elena von Italien mit ihren Kindern. — Neueste Aufnahme.

Phot. Guigoni u. Bossi.





1. Ein aufregender Augenblick im Polo-Wettkampf. 2. Der Derby-Sieger „Arnfried". 3. Frau v. d. Decken, eine preisgekrönte Reiterin 4. Das Finish im Criterium-Rennen.

Die Große Sportwoche in Hamburg.

Phot. A. Menzendorf.



Blick auf das mächtige Gebäude der Regierung der Ver. Staaten von Amerika
Unteres Bild:
Baumriesen des einstigen Urwalds auf dem Ausstellungsgelände
Aus dem fernen Westen:
Die Alaska-Yukon-Ausstellung in Seattle.



Phot. Koller Karoly.

Feldzeugmeister Baron Geza v. Fejervary,
der Held von Solferino.



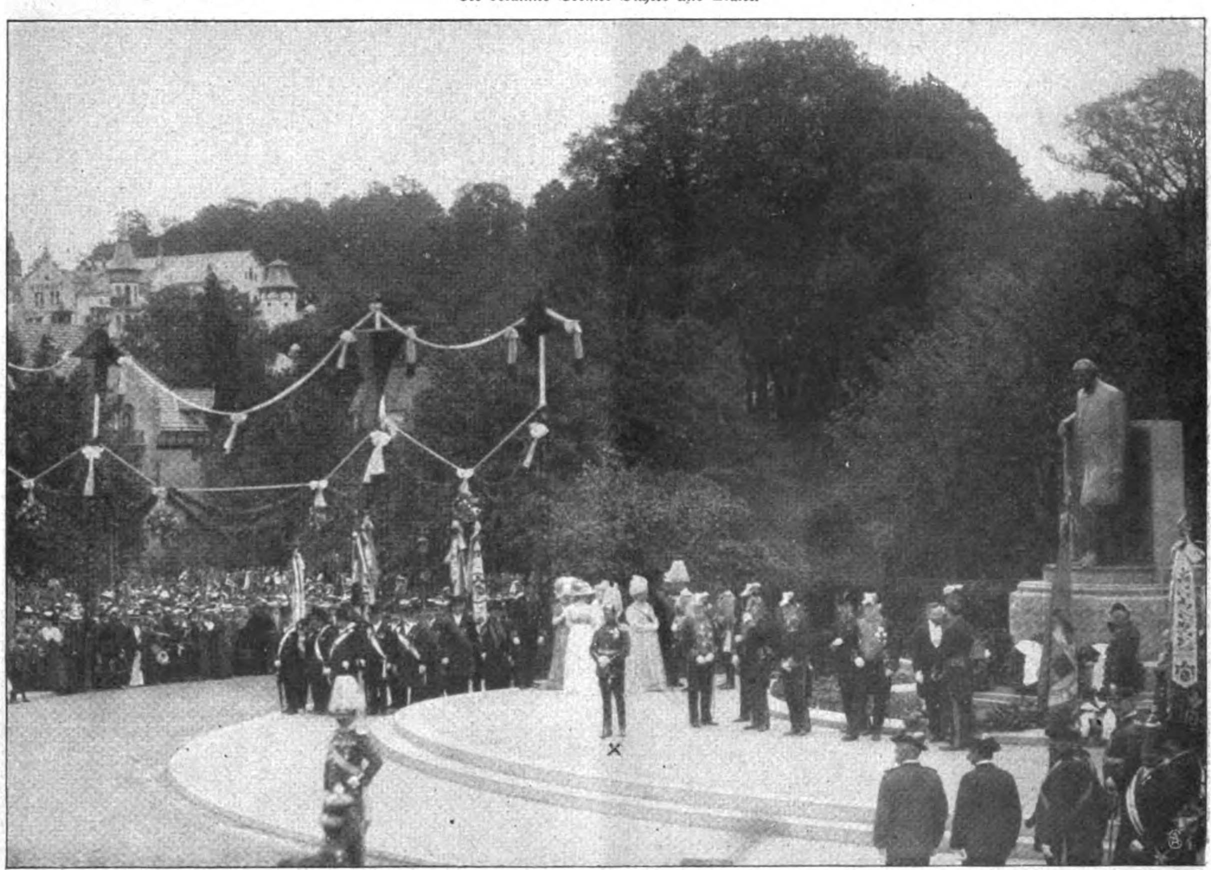
Konteradmiral Schröder,
der neue Kommandant von Helgoland.



Arthur Fitger †
der bekannte Bremer Dichter und Maler.



Adolf von Dombois,
der neue Präsident der Königlichen Seehandlung.



Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar-Eisenach (×) mit seinen fürstlichen Gästen.

Phot. Neuhauser.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals für den Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar in Eisenach.





Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

20. Fortsetzung.

„Mädchen, Mädchen!“ Fritz Vanheil legte den rechten Arm um Margas Taille. „I nun, was ist dabei? Futsch ist sie. Futschikato perdutto! Es ist nur die Linke, und sie war zum Teil wirklich überflüssig. Wenn's der Kopf gewesen wäre, hätte ich auch geheult. Übrigens ist das schon eine so uralte Geschichte, daß man sie als geschmackvoller Mensch gar nicht mehr erwähnen sollte.“

Frau Henriette zitterte am ganzen Körper. Die Mädchen hatten Mühe, sie zu beruhigen.

„Wie — ist denn das nur — gekommen, Fritz? Großer Gott!“

„Auf dem Felde der Ehre, Mutter“, sagte Fritz Vanheil mit einer Schelmenpathetik. „In diese Kategorie fallen nämlich die meisten dummen Streiche.“

„Nein, du sollst ernst sein und es mir ganz ernst erklären.“

„Also hört zu. Da lag in der Bucht von Santiago ein spanisches Kriegsschiff, die ‚Viscaya‘. Ich wollte absolut die Maschinen kennen lernen und schmuggelte mich zu diesem Zweck in den Maschinenraum. Eben will ich meine Studien beginnen, da fährt das Schiff los und fängt mit einigen andern die Seeschlacht von Santiago an. Na, und dann, pardauz, wie das bei solchen Gelegenheiten geht, wird geschossen, und so richtig im blinden Dusel schießt mir ein Amerikaner durch die Maschine hindurch die Hand weg. In Hannover hätte das als unkommentmäßig gegolten. Man nannte das dort ‚einen Sauhieb‘. Und das von Rechts wegen. Dieses ist die berühmte Geschichte von der verlorenen Hand an der Kirchhofsmauer, und nun bitte ich euch allen Ernstes: wird denn hier überhaupt nicht mehr zu Abend gegessen?“

„Fritz, Fritz — —“ flehte Frau Henriette, als wollte sie seinem Übermut wehren.

Aber es gelang ihm doch, die Seinen über den ersten Anprall des Schreckens hinwegzubringen. Und er zeigte ihnen bei Tisch, wie wenig ihn der Verlust der Hand geniere, wobei er nie unterließ, Bemerkungen über das Anpassungsvermögen der Lebewesen einzuflechten.

„Reißt ihr zum Beispiel einer Eidechse den Schwanz aus —“

„Nein, Fritz, das tun wir nicht. So ein armes Tier.“

„Nun, nun! Nehmen wir also einen ganz gemeinen Regenwurm. Ihr schneidet ihn genau in zwei Teile —“

„Pfui, Fritz. Beim Abendessen!“

„Da habt ihr recht. Ihr braucht es nicht gerade beim Abendessen zu tun. Das wäre mir auch eklig.“

„Hör auf! Hör auf!“ Sie warfen Messer und Gabel hin und lachten, bis ihnen die Tränen kamen. Die Jungens aber stürmten in heller Begeisterung des Onkels Knie. Das war doch noch ein Onkel!

„Bist du denn auch ins Meer gefallen, als du die Seeschlacht mitmachtest?“

„Jungens, mit einem Plumps, daß die ganze Schlacht stockte.“

„Hat dich denn da kein Haifisch zu fassen gekriegt?“

„Und nicht zu knapp. Wutsch, hatte mich so ein gefräßiges Biest quer im Maul. Das war kein Spaß, kann ich euch sagen.“

„Ja — aber — wie bist du denn da wieder herausgekommen?“

„Geistesgegenwart, Kinder, nichts als Geistesgegenwart. Merkt euch das für euer ganzes Leben. Im kritischen Moment blitzt mir durch den Kopf: Du hast ja noch einen Trumm Schnupftabak in der Westentasche. Ich ihn herausgeholt und dem Ungeheuer mit aller Kraft in die schnaubenden Nasenlöcher gerieben. Erst wehrte es sich gegen das Niesen und kriegte beinahe den Kinnbackenkrampf. Dann aber ging's euch mit Macht! ‚Huiah — Huidschi! Huiah — Huidschi!‘ Mit einem Luftdruck, daß ich, wie aus der Pistole geschossen, eine gute halbe Seemeile durchs Wasser flog. Hinter mir her flog noch ein kleiner Negerknabe, den das Untier wenige Stunden vorher an der Küste von Haiti einfach übergeschluckt hatte, und der sich noch im Wasser bei mir bedankte.“

„Donnerwetter“, sagte der ältere Neffe, und der jüngere betastete heimlich erschauernd seinen Körper.

„Nicht wahr? Es ist etwas Schönes um die menschliche Dankbarkeit, und das müßt ihr euch auch merken.“

Die Frauen waren aufgesprungen. Sie wußten vor Lachen nicht mehr ein noch aus und wollten es den Kindern nicht zeigen. „Zu Bett, zu Bett!“ riefen sie und brachten die überrumpelten Jungen geschwind hinaus. Die aber beschlossen noch in der Nacht, nie wieder ohne Schnupftabak an die Elbe zu gehen. Morgen übrigens wollten sie die Sache an einem Schellfisch probieren, der gerade in der Küche im Fischkasten schwamm. — — —

„Spielt mir ein wenig vor“, bat Fritz, als sie nachher im Wohnzimmer saßen. „Das gehört zu einem Vanheilschen Familienabend, und ich weiß, daß ich — wieder daheim bin. Was ist das für ein Wort — daheim!“

Er drückte sich tief in den Lehnstuhl und sprach keine Silbe mehr. Die Mutter setzte sich ans Klavier, und die Schwestern sangen zweistimmig die alten Volkslieder und Reigen, die sie der Vater gelehrt hatte, als sie noch Kinder waren. Wohl eine Stunde lang. Und plötzlich sah Fritz Vanheil den Vater durchs Zimmer kommen, den Vater mit dem strahlenden Gesicht und den feinen



schlanken Händen. Und nun saß er statt der Mutter am Klavier, suchte mit kurzsichtigem Blick die Noten, griff in die Tasten und rief mit seiner goldenheiteren Stimme: „Antreten zur Quadrille, meine Herrschaften! Kompliment, meine Herren! Knicks, meine Damen! Vorwärts — marsch!" Und die Töne hüpften unter seinen Händen und verschlangen sich zu Figuren, und alles, was im Raum war, wurde zum Abbild von Martin Vanheils strahlenden Augen.

Mit voller Gewalt stürmte die Erinnerung an den Vater auf Fritz Vanheil ein. Daß er ihn im Jugendübermut hatte lassen können! Daß er ihn nicht mehr wiederfinden durfte! Alle diese Liebe, alle — diese — hingebende — Vaterliebe — war nicht mehr.

Und mit zusammengepreßten Lippen erhob er sich mitten im Liede, trat ans Klavier, drückte Mutter und Schwestern heftig die Hand und ging auf sein Zimmer. Und der Vater saß neben ihm am Bett und sagte: „Junge, daß du wieder da bist! Das ist jetzt die Hauptsache." Und darüber schlief er ein und schlief bis in den hellen Morgen. — —

Der alte Rochus war zur Börse gegangen. Marga Vanheil saß im Privatkontor allein und erledigte die schwedische Korrespondenz. Es klopfte, und ein jüngerer Kommis steckte den Kopf durch den Türspalt und fragte, ob Fräulein Vanheil zu sprechen wäre.

„Wer ist es? Das müssen Sie doch wissen, Herr Klausen. Nun, lassen Sie eintreten."

Sie war zu froh gestimmt, als daß sie heute einen Menschen hätte abweisen können. Dieser Fritz hatte mit seiner unversiegbaren Laune am Morgen schon das ganze Haus angesteckt.

Im ersten Augenblick glaubte sie, Karl Twersten wäre es, der eingetreten sei. Karl Twersten, der sich den Vollbart habe abscheren lassen. Und ihr nächster Herzschlag sagte ihr, daß es Robert sei. „Bob. . . . . . Bob!"

„Bleib sitzen, Marga. Wie geht es dir? Gut? Und im Geschäft auch alles gut? Das freut mich herzlich."

Er schüttelte ihr kräftig die Hand, und sie saß noch immer wie gelähmt. Dieses Wiedersehen hatte sie sich anders ausgemalt.

„Bist du von Sinnen, Bob — ?"

„Verzeihe! Habe ich dir wehe getan? Man gewöhnt sich dieses wilde Händeschütteln drüben so an, das man selbst Damen gegenüber vergißt —"

„Herrgott, nun redest du auch noch Unsinn!"

„Ich verstehe dich nicht ganz, Marga."

„Ja, was willst du denn hier?" rief sie zornig werdend. „Oder muß ich Sie zu dir sagen?"

Robert Twersten blieb ganz ruhig.

„Ich wollte dich nur fragen, ob du nicht einen besseren Kommis brauchen kannst? Sagen wir: einen Prokuristen oder dergleichen."

„Das würde sich wohl sehr nach deinen Zeugnissen richten." Und sie suchte ihren grimmigsten Humor hervor.

„Zeugnisse stellt man sich drüben nur selber aus. Wenn ich meins nicht für angemessen der Firma Martin Vanheil hielte, würde ich mich nicht bewerben."

„So! Das klingt ja gar nicht unbescheiden. Und welches Salär glaubst du daraufhin beanspruchen zu dürfen?"

„Im ersten Jahr ein Drittel, in den folgenden Jahren die Hälfte vom Reingewinn."

„Unverschämter Kerl", sagte sie und wußte nicht, ob sie lachen oder sich ärgern sollte. „Da würde ich doch lieber gleich das Ganze beanspruchen."

Er zog sich einen Stuhl heran und setzte sich. „Ich sehe, du wunderst dich über mich. Weshalb, Marga? Du weißt ja gar nicht, mit wem du es zu tun hast. Fünf Jahre Amerika ändern mancherlei, und du wirst mich — wenn du überhaupt Lust dazu hast — doch mal erst wieder kennen lernen müssen. Vielleicht bin ich so sehr ein anderer geworden, daß du nach näherer Besichtigung Gott dankst, mir nicht gleich mit ausgebreiteten Armen entgegengestürzt zu sein."

Sie antwortete nichts. Sie mußte ihn nur immer ansehen. War das Bob, der zärtliche, sich anschmiegende Junge? Und sie versuchte, in dem schmalen gebräunten Gesicht, das so fest sein Muskelspiel beherrschte, und in den kühlen, willenstarken Augen den schwärmenden Knaben von einst zu entdecken.

Ein anderer saß vor ihr. Und dieser andere hatte recht. Sie mußte ihn erst kennen lernen.

Plötzlich war ihr, als schnürte sich ihr die Kehle zu. Als wollte ihr etwas Wildwehes die Brust sprengen. Aber sie lächelte ihn nur an und nickte ihm zu.

Und Robert Twersten sagte: „Es freut mich, Marga, daß du so denkst wie ich. Das erleichtert unsere alten und unsere neuen Beziehungen."

„Mußt du — auch mich neu kennen lernen?"

Da verloren seine Augen den kühlen Blick für Sekunden.

„Nein, Marga. Und gerade deshalb muß ich dein gutes Herz vor Übereilungen bewahren. Du wärst imstande und nähmst mich ruhig wieder an die Schürze."

„Mein gutes Herz — mein gutes Herz —" murmelte sie. „Ich weiß, was ich tue."

„Aber ob ich weiß, was ich tue! Siehst du, darauf kommt es für uns beide an. Und nun wollen wir von anderen Dingen reden."

„Vom Geschäft. Natürlich. Denn du bist Karl Twerstens Sohn."

„Wenn ich es geworden bin," sagte er, und es klang wie liebenswürdiger Spott aus seinen Worten, „so geschah es vielleicht, weil du mich so oft und nachdrücklich darauf aufmerksam machtest. Ich kann nicht annehmen, daß du deine Ansichten darin geändert hast. Und so wollen wir uns denn ruhig und friedlich auf diese Basis begeben. Ich möchte gern in demselben Geschäfte, im selben Raume mit dir arbeiten. Erfülle, bitte, meinen Wunsch, und ich glaube dir versprechen zu können, daß du vom kaufmännischen Standpunkt aus deinen Entschluß nicht zu bereuen haben wirst."

„Ich werde mit Rochus darüber sprechen", stammelte sie verwirrt.

„Was ich in Amerika lernte, lernte ich immer nur unter diesem Gesichtswinkel", fuhr er fort. „Und als ich fühlte, daß ich auf eigenen Füßen stand, habe ich



keinen Augenblick gezögert, mir alle die Verbindungen zugängig zu machen, die ich von Hamburg aus gründlich realisieren könnte. Ich klopfe also nicht mit leeren Händen an, wenn du das Herrn Rochus sagen möchtest."

„Ich werde es ihm gerne sagen."

„Schön. Würde es dir passen, wenn ich morgen vormittag wieder vorspräche?"

„Es paßt mir."

Robert Twersten erhob sich und nahm seinen Hut.

„Ich würde selbstverständlich darum bitten, jetzt deine werte Familie begrüßen zu dürfen. Aber ich habe meinen Vater noch nicht gesehen, und mein erster Besuch muß doch wohl ihm gelten."

„Demnach wünschest du, diesen Besuch bei mir nur als rein geschäftlichen betrachtet zu wissen?"

„Es wäre mir lieb, Marga."

Nun erhob sie sich auch. „Also auf morgen", sagte sie und streckte ihm die Hand hin.

Er hielt sie in der seinen und ließ zum erstenmal den Blick voll auf ihrem Gesicht ruhen.

„Bitte," sagte sie kurz, „man hält sich unter Geschäftsfreunden nicht so lange bei der Hand."

Da lachte er, wie der alte Bob gelacht haben würde, drückte die Hand noch einmal und ging. Und sie blieb zurück, blickte sprachlos nach der Tür, die sich hinter ihm geschlossen hatte, verzog krampfhaft das Gesicht — und schlug mit der flachen Hand wütend auf das Briefpapier.

„So ein Bengel! Wollte mir den Herrn zeigen. Beim Kopf hätte ich ihn nehmen sollen, beim Kopf! Ohne weiteres!" — —

Robert Twersten fuhr hinaus auf die Werft. Gerade ging der alte Schürmeister Matthes über den Hof und blieb verwundert stehen. „Dat's en Naturspill", brummte er kopfschüttelnd, als der junge Twersten im Bureaugebäude verschwand.

Karl Twersten war schon von der Börse zurück. Er hörte den Diener anklopfen und rief herein. Statt des Dieners war Robert Twersten eingetreten.

Steil erhob sich der alte Twersten von seinem Platz. Und stand und wartete.

„Guten Tag, Vater. Gestattest du mir, daß ich dich begrüße?"

„Guten Tag, Robert." Die Männer reichten sich die Hand.

„Ich bin gestern schon angekommen. Aber ich wollte mich erst wieder an Hamburg gewöhnen."

„Auf lange — ?"

„Auf immer."

„Setz dich, bitte." Und Twersten wies dem Sohne einen Stuhl an. Schweigend saßen sie und blickten sich in die Augen. Und das, was Twersten mit scharfem Blick aus den Augen des Sohnes herauslas, mißfiel ihm nicht. Der Atem, der ihm beim Eintritt Roberts gestockt hatte, kehrte beruhigt zurück.

„Hast du dir schon Pläne für die nächste Zeit gemacht?" fragte er freundlich.

„Ich gedenke, in die Firma Martin Vanheil einzutreten. Zuerst auf Probe. Die Leute sollen selber prüfen, was ich für sie wert bin."

„Es ist kein großes Geschäft."

„Man kann es dazu machen, wenn man den nötigen Unternehmungsgeist besitzt."

„Freilich. Damit kann man alles."

„Es geht dir gut, Vater?"

„Ich danke dir, Robert. Ich hoffe auf einen schönen Lebensabend."

„Der Lebensabend steht wohl noch in weiter Ferne. Ich habe dich nie so frisch gesehen, und das macht mich sehr glücklich."

„Bei mir kommt wohl alles etwas spät", sagte Twersten. Aber es war ein stiller, froher Klang in der Stimme, der dem Sohne nicht entging.

„Dann wirst du gerade dann sehr reich sein, Vater, wenn andere das Leben längst abdanken mußten."

„Du hast es erraten", antwortete Twersten, und seine Stimme hatte den Klang beibehalten.

Wieder schwiegen sie. Denn sie fühlten, daß in ihrem Gespräch eine Lücke bleiben müßte, über die es keine Brücke mehr gab. Und Twersten sagte sich: „Ich bin der ältere und muß den neuen Weg schaffen."

„Robert," begann er, „du bist wiedergekommen und bist zu mir gekommen. Ich will dir gestehen, daß es mir eine Freude ist, dich zu sehen. Du wirst, wenn du einmal selber Söhne hast — doch das läßt sich nicht in Worten sagen. Hier ist mein Vorschlag. Wir wollen über Vergangenes nicht reden und nur noch vom heutigen Tage an rechnen. Führte dich derselbe Wille hierher, so reich mir deine Hand."

Ohne zu antworten, ergriff der Sohn die Hand des Vaters und drückte sie fest.

„Ich heiße dich herzlich willkommen, Robert. Deine Zimmer findest du wieder, wie du sie verlassen hast."

„Ich möchte dich nicht in der ersten Stunde betrüben, Vater. Und wenn du es wünschest, beziehe ich wieder meine alte Wohnung. Sonst wäre es mir lieber gewesen, du hättest mir gestattet, eine eigene Wohnung zu nehmen. Ich möchte dir gerne mehr werden als nur der heimgekehrte Sohn. Und dazu wird sich nur Gelegenheit finden, wenn ich ganz auf eigenen Füßen bleibe. Ich weiß, trotz dieser Empfangstunde, daß ich in Wahrheit erst dann wieder ganz der deine sein werde, wenn du an meine Energie und mein Zielbewußtsein glauben gelernt hast."

„Es ist wahr", sagte Twersten. „Nimm mir den letzten Zweifel an deinem Hamburger Blut. Zeige mir, daß ich mich deiner nicht zu schämen habe, auch wenn du nicht wieder in die Werft eintrittst."

„Hast du Zeit, mit mir einen Rundgang zu machen?"

Twersten willfahrte sofort. Und während sie über die Arbeitsplätze der Werft schritten und Twersten die durchgreifenden Neuerungen im Betriebe erklärte, beobachtete er heimlich die Haltung des Sohnes, und es gefiel ihm die ernste Männlichkeit und die kühlen, sachgemäßen Fragen.

„Von morgen an", erwähnte er, „arbeitet dort drüben unter Feldermann dein alter Freund Fritz Vanheil. Wenn mich nicht alles täuscht, habe ich einen guten Griff an ihm getan, und es wird sich nach seinen Leistungen richten, ob ich ihm bald ein Ressort anvertrauen kann."

„Fritz Vanheil ist in Hamburg? Und als Ingenieur deiner Werft? Das macht mich sehr froh."

„Mir scheint, wir haben da eine Ehrenschuld zu begleichen." Twersten brach ab. „Sonderbar, ein Twersten geht zu Vanheil, und ein Vanheil kommt zu Twersten."

Er ging nicht mehr aufs Kontor zurück. Es kam ihm gar nicht einmal der Gedanke. Dieser Tag gehörte dem Sohne. Und sie blieben bis in die späte Nacht beisammen.

* * *

„Sehen Sie, Fräulein Vanheil," sagte der alte Rochus am Tage darauf im Privatkontor der Firma, und er errötete wie ein Mädchen, „dies ist einer der köstlichsten Augenblicke meines Lebens. Es nützt nichts, daß man vierzig Jahre und mehr ein ganzes Bündel kaufmännischer Kenntnisse gesammelt hat, zum Chef muß man geboren sein. Ich, Fräulein Vanheil, bin zum Buchhalter geboren, und wenn es hoch kommt, zum Prokuristen. Wenn ich meine Marschroute erhalte, führe ich sie nach Vorschrift aus, und es bleibt auch kein Tipfelchen, das ich überschlage. Aber selber die Marschroute angeben und die Distanzen abmessen und das ungeheure Verantwortlichkeitsgefühl mit sich herumtragen, ob das nun auch strategisch alles seine Richtigkeit hat, das drückt auf meinen alten Kopf wie ein Gewicht."

„Davon habe ich aber auch nicht das Geringste verspürt, Herr Rochus. Sie haben Ihre Sache nie anders als ganz vortrefflich gemacht."

„Aus Angst, Fräulein Vanheil, aus Angst! Jetzt kann ich es Ihnen ja sagen, ohne Sie zu beunruhigen. Ich bin auf der Börse immer wie das böse Gewissen herumgegangen, und ich mußte mir immer einen jähen Ruck geben, wenn mich einer auf die Firma Vanheil anredete und mich als Chef ansprach. Das hätte auf die Dauer nicht mehr gutgetan, Fräulein Vanheil; mein Kopf wurde zuweilen etwas wirr. Und ich begrüße es wirklich als ein Gnadengeschenk für meine alten Tage, daß ich das alles nun an eine jüngere Kraft abgeben darf. Nein, nein, nein," und er schüttelte, aufs neue errötend, den weißen Kopf: „zum Chef muß man geboren sein."

„Haben Sie — wirklich — so sehr unter der Last gelitten, die ich Ihnen aufgebürdet habe?"

Der Alte wehrte mit den Händen. „Ich habe Sie doch liebgehabt, Fräulein Marga, und mich an Ihrer Tapferkeit von Herzen erbaut. Da spürte ich es nicht als Last. Nur als Unvermögen. Passen Sie auf, wie wohl dem Geschäft die jüngere Hand tun wird."

„Es ist noch gar nicht bestimmt," meinte Marga Vanheil, „wie weit ich ihm freie Hand lassen werde. Da entscheiden lediglich seine Leistungen."

Der Alte blickte lächelnd zur Seite und rieb sich die Hände.

„Nun werde ich meinen alten Kontorplatz wieder einnehmen. Das soll ein Wiedersehen mit dem alten Schreibpult werden!"

„Wo denken Sie hin, Herr Rochus? Sie sind der Mitinhaber der Firma, und Sie bleiben im Privatkontor."

„Aber das ist ja alles nur Formsache, Fräulein Vanheil. Das wissen wir beide doch am besten. Mitinhaber! Geschäftsführer, meinethalben, das will ich gelten lassen, und das ist schon etwas sehr anmaßend. Ich ziehe also heute noch um."

„Nein," entschied Marga fest, „das tun Sie nicht. Es kann noch ein Schreibtisch hier hereingesetzt werden. Erstens wünsche ich nicht, daß das Personal annehmen könnte, Sie wären um eine Bank heruntergekommen. Und zweitens wünsche ich nicht, tagaus, tagein mit einem jungen Herrn allein eingesperrt zu sein. Haben Sie denn dafür kein Verständnis, Sie alter Junggeselle?"

„Fräulein Marga," erwiderte der alte Rochus schmunzelnd und machte sich mit der Brille zu schaffen, „es ist ja der Robert Twersten."

„Halten Sie den vielleicht für ein Frauenzimmer?" — —

Und Robert Twersten kam und trat nach mehrstündigen Verhandlungen als Prokurist in die Firma ein. Sie setzten einen förmlichen Vertrag darüber auf, und als die Unterschriften ausgetauscht waren, blieb Robert Twersten gleich auf dem Kontor und versenkte sich bis zum Abend in das Studium der Geschäftsbücher und der Korrespondenzen, als hätte nichts anderes mehr Interesse für ihn auf der Welt.

Als das Personal sich entfernte, trat Marga auf ihn zu. „Wir können hier nicht allein bleiben."

„Daran wirst du dich wohl gewöhnen müssen, Marga. Es sei denn, daß du früher Feierabend machst als ich."

„Komm mit hinauf. Die Meinen wissen, daß du hier bist. Begrüße sie, bitte, jetzt."

Sofort erhob er sich, verschloß die Bücher und wusch sich unter dem Wasserhahn ungeniert die Hände. „Du entschuldigst wohl. Aber wir sind ja hier unter uns Kaufleuten."

„Tu ganz, als ob du in Amerika wärst."

Dann gingen sie hinauf, und Robert Twersten küßte Frau Henriette und Erika die Hände. Das Gespräch wurde lebhaft, aber nicht warm. Und es wurde von allen als Erlösung empfunden, als eine halbe Stunde später Fritz Vanheil erschien.

„Ingenieur Vanheil, von der Werft K. R. Twersten zurück!" meldete er unter der Tür. „Menschenskinder, da ist ja der Bob! Her zu mir, alter Junge! Wahrhaftig: Durch und durch Yankee."

„Dann werde ich mich beeilen, wieder durch und durch Hamburger zu werden."

„Bob," sagte Fritz Vanheil und legte ihm die Hand auf die Schulter, „du kannst nichts Gescheiteres tun."

Und nun packte er alte Erinnerungen aus und warf sie kunterbunt durcheinander, und immer zeigte sein unbekümmertes Lachen den Weg und machte die Herzen warm. Und als Robert Twersten schied, hatte auch er ein Lachen in den Augen. —

Es waren keine leichten Zeiten, die für Marga Vanheil folgten. Der Mann, der ihr täglich am Schreibtisch gegenübersaß, ließ sich in geschäftlichen Anschauungen nicht beirren und disponierte so selbstsicher und nur mit der leicht hingeworfenen Frage: „Nicht wahr, es ist dir doch recht?" daß nach Monatsfrist schon alle Fäden in seine Hand geglitten waren. Oft, wenn er ein großes Geschäft einging, das über den Rahmen der Firma hin-



ausreichte, und es behandelte wie ein alltägliches Vorkommnis, faßte sie ein stilles Entsetzen, und sie blickte hilfesuchend zu ihrem Freunde Rochus hinüber. Der aber nickte ihr nur heimlich und strahlend zu und legte den Finger an den Mund. Seine Buchhalterseele ahnte den geborenen Chef und unterwarf sich willig.

Einigemal machte Marga Vanheil entschiedene Opposition. Es handelte sich um direkte Verladungen nach Südamerika, und zwar der Frachtersparnis halber in Segelschiffen. Robert Twersten hatte gleichzeitig gegen hohe Provision das Inkasso übernommen.

„Geht das Geschäft fehl, so haben wir wenigstens ein Jahr umsonst gearbeitet", hielt sie ihm entgegen.

„Es geht aber nicht fehl. Erstens kenne ich meine Leute von Rio her, und zweitens habe ich eine billige Rückversicherung."

„Trotzdem. Das geht mir zu weit."

Er sah kurz auf. „Liebe Marga, du hast dich überarbeitet. Spanne einmal eine Zeitlang aus."

„Ich habe keine Nerven. Aber Geschäfte, die man nicht mehr übersieht —"

„Ich übersehe sie. Genügt dir das nicht? Sei mir nicht bös, aber Mädchen sollten sich wirklich nicht ohne Not an den Prinzipaltisch setzen. Dazu gehören Fechternaturen."

Außer sich vor Erstaunen, blickte sie ihn an. „Du vergißt wohl, daß ich das Geschäft fünf Jahre lang geführt habe, und zwar vorwärts."

„Das war sehr brav von dir", antwortete er. „Nun sollst du ja auch belohnt werden." Und er arbeitete ohne aufzuschauen weiter.

Die Hände zitterten ihr vor Erregung. Eine scharfe Erwiderung lag ihr auf der Zunge. Da sah sie sein willensfestes Gesicht über das Papier gebeugt und seine Hand in energischen Zügen Seite um Seite füllen. Röte und Blässe wechselten in ihrem Gesicht. Und sie erhob sich und verließ das Kontor und suchte oben in der Etage ihr Schlafzimmer auf, in dem sie sich vor jeder Störung verriegelte. Den Kopf in die Kissen gedrückt, weinte sie vor Empörung. Und während ihre Tränen noch flossen, sah sie wieder dies schmale, willensfeste Gesicht, das harte Schulung geformt hatte. Harte Schulung — daran dachte sie. Und sie verglich es mit dem Jünglingsgesicht, das sie einst gekannt und gern gesehen hatte, weil es — zuweilen — Karl Twersten geglichen hatte. Nun glich es ihm ganz, Zug für Zug. Und sie setzte sich beschämt aufrecht und sagte es sich.

„Wahrhaftig — als ob es Karl Twersten selber wäre — —!"

Und sie sann vor sich hin, und die Augen wurden heller, und der Mund wurde weicher.

„Er ist ein Mann geworden. — — Soll ich das bedauern — ? Nein, nein, nein — —"

Der Herbst verging, und die Winterwinde trieben sich im Hafen umher wie eine Rotte kreischender Gassenjungen. Es war ein Sonntag, und Robert Twersten holte Marga Vanheil zu einem Spaziergang ab. Drüben am Kai lag der „Valdemar Atterdag" vor Anker.

„Weißt du noch," sagte Robert Twersten, „wie wir uns zum erstenmal das Wort ‚Atterdag' übersetzten? Damals nahm ich es von der jugendlich temperamentvollen Seite und übersetzte es mit ‚morgen ist auch noch ein Tag'!"

„So heißt es auch. Hast du dein Temperament verloren?"

„Nein, aber ich habe gefunden, daß Temperament etwas anderes ist als Überschwang. Und so heißt ‚Atterdag' gewiß: ‚Morgen ist auch ein Tag!' Aber: zu neuer Arbeit! Zu neuen Siegen! — — Ich möchte das Wort zu meinem Wahlspruch machen . . ."

Und an diesem Tage sprach er nicht mehr von Geschäften. Er sprach mit ihr von der Jugend und zählte einher, was er alles seiner Freundin Marga verdanke. „Sieh, das ist mir alles erst später in harten Tagen aufgegangen, als ich keine andere gütige Stimme mehr im Ohr hörte als die deine. Und eines Tages sagte ich mir: Es bleibt noch ein Rest. Meine Dankbarkeit muß noch eine viel größere werden, so groß, daß ich sie gar nicht mehr abbezahlen kann und mit meinem Gläubiger einen Vergleich schließen muß. Und deshalb bin ich nun hier. Laß mir noch ein klein wenig Zeit. Bis zum Frühling."

Sie sprach kein Wort, bis sie zu Hause war. Die Winterwinde pfiffen durch die Rahen und Sparren, und sie horchte hin, als erhorchte sie ein feines, flötendes Amselstimmchen heraus. . . .

Zu Haus traf sie Erika allein. Sie lief auf sie zu und schloß sie in ihre Arme.

„Was hast du nur, Marga? Das gilt doch nicht mir?"

„Doch, doch, doch! Das gilt auch dir! Es war so schön draußen. Du solltest auch mehr an die Luft."

„Ich — ? Allein ist es nicht schön draußen. Man muß etwas mitbringen."

„So bring doch etwas mit", murmelte das Mädchen und preßte die Schwester fester an sich.

„Marga!"

„Habe ich dir wehe getan? Wie kannst du nur glauben, daß ich dir wehe tun wollte! Du weißt ja gar nicht, wie hübsch du bist. Viel hübscher als ich. Spürst du denn gar nicht, was ich spüre? Nein. Nicht weinen, nicht weinen. Schwester, wir sind ja noch so jung!"

„Mädchen, Mädchen", stammelte Erika und zog den Kopf der Schwester an ihre Brust.

Marga lag ganz still an ihrer Brust. „Sag nur alles, sag nur alles. Du sagst ja doch nur, was ich von mir selber weiß . . ."

„Du — — ?"

„Ich glaube, wir Frauen müssen erst aus den törichten Jahren heraus sein, um so stark zu empfinden, was wir alles zu vergeben haben —"

„Und zu wünschen, Marga."

„Komm," sagte Marga mit scheuer Heiterkeit, „setzen wir uns zusammen. Wir wollen nichts tun, als wünschen." — —

Und die Schwestern saßen eng beisammen und flüsterten den ganzen Abend hindurch, und das Glück spähte durch die Scheiben auf Martin Vanheils Kinder. — —

(Fortsetzung folgt.)



Das Kolorit der Vogeleier.

Von C. Schenkling.

Bei der Betrachtung einer Eiersammlung treffen das Auge schreiende Farben nicht. Den Eiern sind nämlich bloß zwei Farbstoffe eigen. Und wenn schon diese in allen nur denkbaren Nuancen auftreten, so tragen doch auch die Abstufungen des Farbtones nicht gerade zu einer auffallenden Belebung des Bildes bei. Das geschieht vielmehr durch die Mannigfaltigkeit der sekundären Zeichnung, die in Strichelung, Schnörkelung, Fleckung usw. bei einer großen Zahl von Eiern auftritt. Dazu kommt, daß diese Sonderzeichnung selbst bei den Eiern ein und desselben Geleges mehr oder minder veränderlich ist, so daß die landläufige Redensart: ein Ding ähnele einem zweiten wie ein Ei dem anderen, eben nur eine Redensart ist.

Ursprünglich war die Farbe des Vogeleies weiß, entsprach also der Naturfarbe des Materials, aus dem die Schale gebildet ist, kohlensaurem Kalk. Und wenn heute noch der vierte Teil aller bekannten Vögel weißschalige Eier legt, so ist das als eine direkte Vererbung von den Reptilien her anzusehen, die ja auch weiße Eier legen, obschon etwas getönt. So finden wir denn einfarbige Eier, zumeist weiße, in erster Linie bei solchen Vögeln, die ein amphibisches Leben führen, bei den Pinguinen, Scharben usw. Besonders haben die Eier der Pinguine sehr viel Reptilienartiges an sich: abgesehen von dem ihnen eigentümlichen bröckligen Kalküberzug, ist ihre Schale unmittelbar nach der Ablage pergamenthäutig und nachgiebig, ungefähr so wie die der Eier solcher Hühner, die nicht genügend Kalk aufnehmen konnten. Wenn schließlich manche unserer Haushühner Eier mit getrübter weißer Schale (gelblich, bräunlich) legen, so ist das einesteils auf „Domestikation" bzw. Kreuzung mit Hühnern asiatischer Rassen, z. B. Wyandottes und Plymouth-Rocks, ferner Dorkings und Orpingtons, zurückzuführen, wie denn die orientalischen Hühnerrassen (Brahmas, Kochins, Langshans) bekanntlich Eier mit mehr oder weniger dunkelgefärbter brauner Schale legen. Einfarbig helle Eier (grünlich oder bläulich, selten rötlich oder grün) legen ferner alle Spechte, alle Tauben, alle Entvögel, alle reiher- und storchartigen Sumpfvögel, viele Tagraubvögel und alle Eulen, alle Papageien und Kolibris. Hellfarbig ist auch das Ei des Straußes, des Nandu, des Eisvogels; bei letzterem ist es wie bei unsern heimischen Spechten sogar schön porzellanglänzend.

Ueberblickt man diese Vogelreihe, so wird man finden, daß die genannten Arten teils kräftige und starke Vögel, die ihre Eier gegen Nesträuber wohl verteidigen können, teils solche Vögel sind, die ihr Brutgeschäft in Erdhöhlen, Baumlöchern, Felsenspalten usw. abwickeln — da aber in der Nacht alle Katzen grau sind, bedurften die Eier der genannten Höhlenbrüter ebensowenig einer schützenden Färbung wie die der wehrhaften Vögel. Ebenso war die besondere Färbung der Eier des Hausgeflügels überflüssig, da sie ja sowieso vor jedem unwillkommenen Liebhaber von den rechtmäßigen Besitzern nach Möglichkeit geschützt werden.

Einfarbige Eier kommen auch in anderen Tinten vor: der Star, ein Höhlennister, hat grünblaue, unsere beiden Rotschwänzchenarten, die in Mauerlöchern brüten, nicht selten spangrüne, das Braunkehlchen grünblaue, die Nachtigall olivenfarbige; das wie lackiert erscheinende Ei indischer Cystensänger ist lebhaft braunrot und das des südeuropäischen Seidenrohrsängers eintönig schokoladenbraun. Von Interesse mag ferner die wiederholt gemachte Beobachtung sein, daß unsere Hausente schwarze, sog. melanatische Eier ablegte. Wenn in diesen Fällen die zuerst produzierten Eier dunkler waren als die später gelegten, wenn man ferner weiß, daß das Gelege eines Kiebitzweibchens um so heller ausfällt, je öfter man ihm die Eier wegnimmt — es macht vier Gelege — so ist das wohl einer gewissen Legeerschöpfung zuzuschreiben. In dieser Hinsicht lassen sich sogar noch interessantere, scheinbar zur Regel gewordene Ausnahmen nachweisen. Erzielt der Feldsperling ein volles Gelege, so ist immer das letzte Ei wesentlich heller als die übrigen; auch beim Hausspatz kommt die Erscheinung vor, allerdings weniger regelmäßig, und zwar sind es bei ihm die beiden letzten, die ein abweichendes Kolorit zeigen.

Bei den erwähnten Enteneiern ließ sich sofort nach der Ablage die schwarze Farbe abwaschen; waren sie älteren Datums, vermochte man die Farbe noch abzukratzen. Ebenso sind die dem Kuckucksei besonders charakteristischen kleinen, runden und scharfbegrenzten Flecke von schwarzer Farbe leicht abwaschbar. Wir wollen schon jetzt erwähnen, daß in beiden Fällen die dunkle Farbe der Eier vom mütterlichen Körper stammt. Bei anderen Vögeln, in deren Gelegen neben hellschaligen Eiern auch dunkelschalige vorkommen, ist der Melanismus ganz anderer Art. Die Steißfüße z. B. bedecken ihre Eier mit modernden, nassen Vegetabilien, durch deren Einfluß die weiße Schale häufig dunkel gefärbt wird. Durch äußere Einwirkungen werden aber auch andere Färbungen als melanatische hervorgerufen. Der Sonnenkolibri verwendet als Nistmaterial u. a. gern eine Rotflechte, deren Farbstoff die reinweißen Eier gleichmäßig rosa überzieht; ebenso werden die grünlich-weißen Eier des Fregattvogels häufig durch die Nestpolsterung umgefärbt. Und bezüglich der blau-smaragdgrünen Farbe des Emueies sei darauf hingewiesen, daß der graugrüne Kot des Vogels zur Brutzeit äußerst dünnflüssig ist und die prächtige Grünfärbung der Eier bewirkt; ähnlich dürfte es sich mit den meergrünen Eiern des Purpurreihers und noch einigen anderen verhalten.

Wenn nun eine ganze Anzahl von Vögeln ihre hellfarbigen Eier auch frei- und offenstehenden Nestern anvertraut, so hat diese Spezies, wie z. B. die freibrütenden Tauben, im allgemeinen die Gewohnheit, beim Verlassen des Nestes dessen Inhalt zuzudecken, so daß die Eier wenigstens nicht ohne jegliches Suchen entdeckt werden. Sonst aber gilt als Regel, daß die Eier um so mehr eine Schutzfärbung angenommen haben, je freier das Nest steht. Betrachten wir darauf hin einmal die Eier der Hühnervögel. Alle ihre Arten haben wohl weißgelbe, aber die auf Feldern und in Steppen brütenden Arten, wie die Fasanen und das Rebhuhn, haben isabell- oder olivenfarbige Eier; bei den Pfauen- und Truthühnern sind sie auf hellem Grunde mit zahlreichen rotbraunen Punkten gesprenkelt. bei der Wachtel sind sie durch Entwicklung zahlreicher schmutziggrüner Flecken ihrer Unterlage auffallend angepaßt, und die Eier unserer Rauhfußhühner (Auer-, Birk- und Haselhuhn) harmonieren in einem solchen Maße mit ihrer Unterlage, dem Waldboden, daß sie



nicht leicht zu finden sind. Die Gelege der Waldhuhnarten bieten, sobald sie frisch sind, einen wunderhübschen Anblick. Mit zunehmender Bebrütung verlieren sie aber viel von ihrem schönen Aussehen. Sie werden bräunlich oder grau — frische Auerhuhneier haben in Zeichnung und Färbung eine gewisse Aehnlichkeit mit Puteneiern, während die Birk- und Haselhuhneier als verkleinerte Ausgabe jener angesehen werden können — und tritt Regenwetter ein, so sind sie bedeckt mit vielen Schrammen und Reibflecken. Ueberhaupt ist die Färbung aller Waldhühnereier sehr empfindlich; so bleicht z. B. die obere, dem Licht ausgesetzte Seite eines verlassenen Geleges in kurzer Zeit rein weiß, während die Unterseite unverändert geblieben ist. Besonders ist beim Haselhuhnei die gelbliche Grundfarbe sehr empfindlich; sie läßt sich auch mit Wasser unschwer abreiben. Die gleichmäßig samtmatte Oberfläche wird nach kurzer Bebrütung glänzend, wie auch das Schneehuhnei, das schönste aller Wildhühnerarten, nach einigen Bebrütungstagen bei trockenem Wetter stark glänzend wird und dann ein rotgelbes Schneehuhngelege mit den vielen großen und kleinen tief mahagonibraunen Flecken einen allerliebsten Anblick bietet. Eine auffallende Anpassung des Nestinhalts zum Nest bzw. zur Unterlage lassen auch die Lummeneier erkennen; man kann wohl sagen, daß hier die gleichfärbende Zuchtwahl ihr möglichstes getan hat. An der Ostküste Schottlands befindet sich ein Felsen, der seit langem ein Brutplatz der Lummen ist. Die dort gesammelten Eier variieren ganz ungemein: neben dunkelolivgrünen, mit großen, fast schwarzen zusammenhängenden Flecken und Flatschen gibt es bläuliche, rötliche und fast ganz weiße, und je heller die Grundfarbe ist, je kleiner werden die Flecken. Auch das Gestein jenes Felsens hat in den verschiedenen Regionen verschiedene Färbung: hellere und dunklere, weiße, rötliche, graue bis schwarze Stellen wechseln ab. Wenn nun die dunkelschaligen Eier auf den dunkelgefärbten Gesteinsmassen, die rötlichgefärbten auf dem rötlichen Feld gefunden werden usw., so läßt sich wohl denken, daß die Eier auf diese Weise den Blicken der umherfliegenden Möwen, die als arge Nesträuber bekannt sind, durch ihre besondere Färbung entzogen werden. Auch aus der heimischen Avifauna einige Fälle. Auf unseren größeren, stillen, schilfreichen Gewässern lebt das schwarze Bläßhuhn, das sein Nest aus abgestorbenen Schilfblättern herrichtet. Diese Blätter sind immer mit vielen kleinen, schwarzen Pilzchen besetzt. Genau die Farbe der gelbgrauen Schilfblätter mit ihren Schmarotzerpilzen haben die Eier des Bläßhuhns, dürften also nur schwer zu finden sein. Noch auffallender wird diese farbige Uebereinstimmung, wenn nahe verwandte Arten an ganz verschiedenen Lokalitäten brüten; eine jede legt dann Eier, die in der Färbung genau ihrer singulären Brutstätte entsprechen. So sind die Eier der schwarzen Seeschwalbe moorbraun (sie liegen sehr häufig auf den Blättern der Wasserrose, zu deren Farbe sie genau passen), die der Zwergseeschwalbe hell sandgelb, die der Bekassinen heidefarbig, die der Waldschnepfe, abweichend wie die Färbung des Vogels selbst von allen näheren und entfernteren Verwandten, dem abgefallenen Laub entsprechend, die der Feld- und Haubenlerche ackererdfarben, die der Heidelerche weißlich wie die Flechtenkruste ihrer mageren Brutplätze. Jedes Gelege überraschend abgestimmt.

Die Aehnlichkeit der Eiertinten mit der Bodenfarbe ist so groß, daß z. B. auf offenen Sandflächen die Eier zuweilen eher zertreten als dem spähenden Auge ersichtig werden, und wer je zu ihrer Auffindung sich Mühe gegeben hat, wird mir aus eigener Erfahrung vollkommen zustimmen. Da sind z. B. die Kiebitzeier, die sich in nichts von der gleichfarbigen Umgebung unterscheiden und in ihrem Bräunlichgrau oder Grünlichbraun oder den verschiedenen Nuancen des Oliv mit den verschiedenen Lagen des Moores in solcher Weise harmonieren, daß der friesische Engroshändler die Provenienz der Eier aus ihrem Farbton mit größter Genauigkeit zu bestimmen weiß.

Nun zur Farbe der Eischale selbst. Diese beruht auf Gallfarbstoffen, die dem Blute der bunte Eier legenden Vögel zugemischt sind. Es sind wesentlich zwei solcher Farbstoffe vorhanden, ein blauer bzw. blaugrüner und ein rotbrauner in verschiedener Intensität, die entweder einzeln auftreten oder in verschiedenen Verhältnissen sich mischen, aus welchen Verbindungen dann die zahlreichen Modifikationen in der Eierfarbe hervorgehen. So ist z. B. die Färbung des Kiebitzeies entstanden, indem die Hauptfarben in der Weise sich mischten, daß die bläuliche vorherrscht, und zwar bei mehr grünlichen stärker, bei mehr bräunlichen schwächer. Die meisten Eier, die rein bräunlichrot oder gelblich erscheinen, enthalten zwar auch den blauen Farbstoff, doch ist der gleiche dann vom roten verdrängt oder überwuchert. Interessant ist es jedenfalls, daß diese Farbennuancen komplementär auftreten, ja bei den Eiern einer Art sich so zeigen können. Rotsucht, vom Oologen Erythrismuns genannt, findet sich neben dem Melanismus nämlich recht häufig bei Eiern, namentlich bei denen des Neuntöters und der Falkenarten. Während die Eier die allgemeine Grundfarbe erhalten, sobald ihre Schale sich zu bilden beginnt, werden ihnen die Flecken und anderen Zeichnungen erst kurz vor dem Legen aufgedruckt. Nach ihnen werden die Eier genannt: überstäubt, punktiert, gefleckt, geflatscht, beschnörkelt, übersponnen; vielfach treten auch Kombinationen dieser Zeichnungen auf. Nur selten sind die Flecken und Flatschen gleichmäßig über das ganze Ei verteilt; gewöhnlich sind sie am stumpfen Pol zahlreicher und bilden unterhalb desselben nicht selten einen Kranz, aus dem das Polfeld wie eine Glatze hervorschaut. Die Erklärung dieser Erscheinung ist einfach. Da beim Passieren des Eies der Eileiter durch den größten Diameter jenes, der unterhalb des stumpfen Pols liegt, am stärksten gepreßt wird, ist auch der Erguß der Farbsubstanz am ergiebigsten, sobald der Druck vorüber ist; daher die meisten Eier unterhalb des größten Meridians am stärksten gefleckt zu sein pflegen. Beim Kolkrabenei erscheint die Zeichnung streifenartig, indem sich die Flecken in Reihen vom stumpfen zum spitzen Pol strecken. Recht variabel und häufig sehr phantastisch sind die Schnörkel, die nicht selten nach vielen Kurven in sich zurücklaufen.

Wenn auch der Eitypus, den ein Vogelweibchen hat, sich auf die Nachkommen vererbt, so ist doch der Organismus keine Maschine, deren Produkte starre Formen sind. Innerhalb gewisser Grenzen zeigt sich auch bei den farbigen Eiern eine gewisse Bildungs- und Manifestationsfreiheit, und es ist wohl anzunehmen, daß die Eier vieler Vogelgruppen noch in lebhafter Farbenanpassung begriffen sind.

Schon Erasmus Darwin, der Großvater des vor kurzem gefeierten Charles, stellte in seiner Zoonomia am Ende des 18. Jahrhunderts den Satz auf, daß die



Farbe der Eier eine Schutzfarbe sei, da sie mit ihren meist matten Farben, ihren Flecken, Schnörkeln und Strichen, überschattet von Halmen, Zweigen und Blättern, weniger auffallend, als wenn sie hell und einfarbig wären. Und wenn man ferner hört, daß Seeschwalben, die ihrer Eier am sandigen Saume des Strandes wiederholt beraubt und auf dem inneren Grünlande, wohin sie die Niststätte infolge der Störungen verlegten, Eier von entschieden grünlicher Färbung produzierten — von Haus aus sind die Eier sandgelb grundiert und mit braunen Flecken besetzt — so möchte man dies für einen eklatanten Beweis für die teleologische Lehre halten, wovon einige Ornithologen, die vor etwa hundert Jahren lebten, tatsächlich auch überzeugt waren. Andere machten die Färbung der Eier von dem Temperament des Vogels abhängig: je lustiger die Vogelmama, desto bunter das Ei. Dritte brachten die Eifärbung mit dem Gefieder des Vogels in Zusammenhang, und vierte schrieben den wesentlichsten Einfluß auf die Farbe der zu legenden Eier der — Phantasie der Vogelmutter zu; die Färbung sollte also durch eine Art „Versehen" beeinflußt werden. Das galt namentlich von den Kuckuckseiern, die in ihrer Färbung bekanntlich außerordentlich variieren, aber doch meist so, daß sie denen des Wirtes, zu dem das Kuckucksweibchen sie legt, ähnlich sind. Wie der niederländische, auch in Berlin bekannte Zoologe Wasmann hervorgehoben hat, ist in manchen Gegenden die Gleichfarbigkeit der Kuckuckseier mit den fremden Nesteiern eine fast ausnahmslose Regel, in anderen eine ziemlich häufige Erscheinung. Das erstere ist der Fall überall da, wo der Kuckuck jene Vogelarten in großer Anzahl antrifft, die er beim Eierlegen bevorzugt. Weiter wissen wir, daß das Kuckucksweibchen seine Eier mit Vorliebe nur bei einer Vogelart ablegt, und — wie wir oben sahen — daß ein und dasselbe Vogelweibchen während seines Lebens nur von einer und derselben Färbung legt. Was ist aber natürlicher, als daß der Kuckuck seine Eier bei der gleichen Vogelart unterbringt, in deren Nest er selbst das Tageslicht erblickte? Wählen nun sämtliche Kuckucke einer Gegend die gleiche Pflegevogelart, so muß die Färbung der Eier auch desto regelmäßiger mit der der Nesteier übereinstimmen. So ist die Anpassung der Kuckuckseier an die der fremden Gelege als Folge der durch viele Generationen wiederholten Erziehung der jungen Kuckucke bei den gleichen Pflegeeltern anzusehen.

Der Kuckuck legt im Verhältnis zu seiner Größe bekanntlich kleine Eier, die auch in ihren Maßen den Eiern des Wirtes fast vollständig angepaßt sind. In Anbetracht dessen wie der sympathischen Färbung der Kuckuckseier könnte man annehmen, hier einen Fall von Mimikry vor sich zu haben, durch die der Nestinhaber über das fremde Ei hinweggetäuscht werden sollte. Das dürfte indessen nicht der Fall sein, denn wenn der Mensch das untergeschobene Ei von den Nesteiern zu unterscheiden vermag, wird es das Vogelweibchen erst recht vermögen, zumal da erwiesen ist, daß die Vögel genau über die Absichten eines vigilierenden Kuckucksweibchens orientiert sind. Wenn sie nun trotzdem das Ei ausbrüten und den jungen Kuckuck dennoch aufziehen, so liegt das tief in ihrer Natur begründet, die sie oft genug veranlaßt, die Sorge für die Nachkommenschaft anderer Vögel mit zu übernehmen.

Generalfeldmarschall Graf Haeseler.

Ein Besuch beim Gutsherrn von Harnecop. — Von Peter Freiherrn von Verschuer.

Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Nicht der militärischen Verdienste des Feldmarschalls soll in diesen Zeilen gedacht werden, denn was Graf Haeseler für das deutsche Heer gewesen ist, und wie sein Geist noch heute in der Armee nachwirkt, das ist längst bekannt, sogar weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus. — Wir wollen heute den ehemaligen gestrengen Führer des Metzer Armeekorps, das er 13 Jahre lang befehligt und zu einem Musterkorps erzogen hat, in der abgeschlossenen Stille des Landlebens aufsuchen, wo er nach einem tatenreichen Leben voll ernster und getreuer Pflichterfüllung die wohlverdiente Ruhe auf der eigenen Scholle genießt.

Es war an einem stillen Sonntagmorgen. Zwischen wogenden Kornfeldern und märkischen Kiefern wandernd, näherte ich mich Harnecop, dem Haeselerschen Stammgut bei Wriezen a. d. Oder. Feiertagstille herrschte in der Natur, nur aus der Tiefe des Waldes ertönte Kuckucksruf. Durch einen breiten Damm mit dem Dorf verbunden, liegt, umgeben von mächtigen Baumkronen, auf einer kleinen Erhöhung das langgestreckte schlichte Landhaus, das in seiner vornehmen Einfachheit an die Tage unserer anspruchsloseren Voreltern gemahnt. Zu beiden Seiten des Schlosses dehnt sich der Harnecoper See aus; wie ein großes nachdenkliches Auge, umrandet von dunklen Kiefernstämmen, blickt er in das typisch märkische Landschaftsbild. Hier also beschließt der große General und populärste Mann der Armee den Abend seines Lebens. — Durch einen Seiteneingang werde ich in das stille Haus geführt. Der weite Vorplatz ist dicht besetzt mit alten Schränken aus vergangenen Stilepochen. In der Mitte des Treppenhauses gegenüber dem Haupteingang tickt eine mächtige alte Wanduhr im Rokokogehäuse; lange Reihen von verblichenen Erntekränzen sind an der Decke angebracht. An einem Kleidergestell hängt ein Reitermantel, eine Feldmütze und ein Säbel. — Ich schreite die breite Treppe hinauf, dem Diener folgend, der in der letzten Tür eines langen Ganges verschwindet. Nach einigen Minuten steht plötzlich die hagere hohe Gestalt des Feldmarschalls vor mir. Gestiefelt und gespornt, in der grau-grünen Kavallerielitewka und den Orden „Pour le mérite" am Halse. Er bittet mich freundlich, einzutreten in einen großen niedrigen Raum, dessen einfache Möbel mit Schriftstücken, Büchern und Karten schwer beladen sind. Es entwickelt sich bald ein anregendes Gespräch über Stadt und Land, über Verkehrstechnik und Jugenderziehung. Mit Interesse höre ich den Ausführungen und Ansichten des Grafen zu und freue mich, wenn über die scharfgezeichneten Züge und leuchtenden Augen von Zeit zu Zeit ein Lächeln gleitet, mit dem er eine Gegen-





Der Gutsherr von Harnecop in seinem Heim.

Generalfeldmarschall Gottlieb Graf von Haeseler.

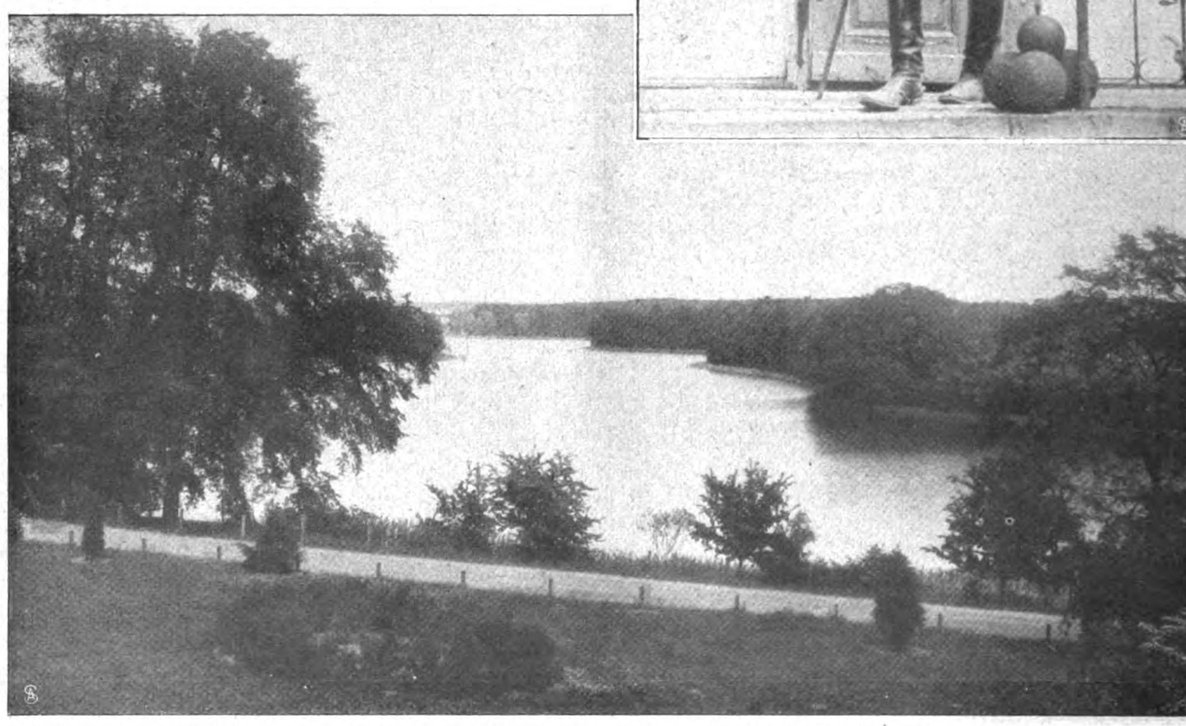


Der Gutsherr bei seinem Spalierobst.

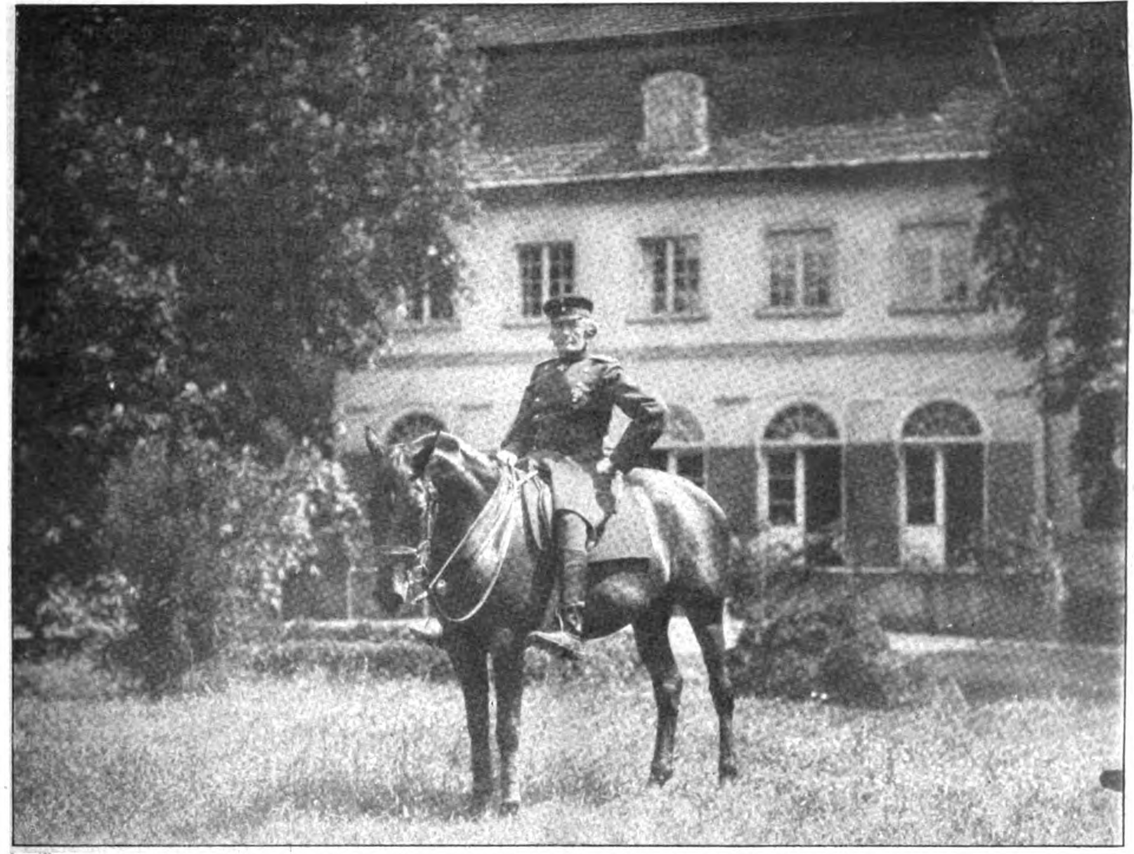
bemerkung beifällig aufnimmt. Neben der militärischen Strenge ruht so sehr viel Gütiges und Mildes in seinem Wesen; das drückt auch seine ganze Erscheinung schon aus. Es sind sozusagen zwei Naturen in dieser charaktervollen und originellen Persönlichkeit vereinigt.

Seine Leute hängen alle mit großer Verehrung an ihm und sind teilweise schon jahrzehntelang in seinen Diensten. Jedes Anliegen und jede Bitte findet bei ihm ein williges Ohr, und er scheut keine Mühe, wenn es gilt, jemand zu helfen. Der Ausbildung der heranwachsenden Jugend seines Gutsbezirks hat er schon seit Jahren seine besondere Aufmerksamkeit geschenkt und hat erst kürzlich gemeinsam mit dem Bonner Staatsrechtslehrer Professor Zorn im Herrenhaus beantragt, die Regierung aufzufordern, daß der Besuch der Fortbildungschule bis zum 18. Lebensjahre für obligatorisch erklärt werde. Es steht bei diesen Erziehungsbestrebungen des Grafen gar nicht das militärische Moment im Vordergrund, wie häufig angenommen wird. Die Dorfjungen sollen vor allem sehen lernen und zum Denken angeregt werden, wodurch sie allerdings indirekt auch für die Dienstzeit schon befähigter





Blick aus dem Arbeitzimmer des Grafen auf Park und See. Oberes Bild: **Auf der Veranda des Schlosses Harnecop.**



Graf Haeseler beim Spazierritt. Im Hintergrunde Schloß Harnecop.

werden. Auch eine gleichmäßige körperliche Ausbildung und Stählung der Widerstandskraft durch geeigneten Turnunterricht und Gründung von Turnvereinen auf dem Lande hält Graf Haeseler für sehr wichtig. —

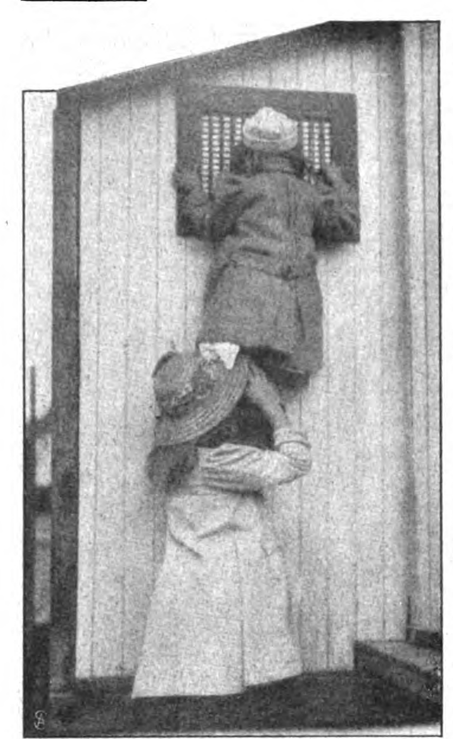
Für diese Ziele ist er selbst ein leuchtendes Vorbild, denn bei größter Einfachheit und Enthaltsamkeit stellt er die höchsten Anforderungen an seinen Körper. Er erhebt sich jeden Morgen um 4 Uhr, nimmt ein bescheidenes Frühstück, aus Milch und Eiern bestehend, und erteilt bereits um 5 Uhr den Tagesbefehl an seinen Kutscher und Gärtner. Seine sämtlichen Korrespondenzen und schriftlichen Arbeiten erledigt er selbst in früher Morgenstunde. Um 8 Uhr sitzt er bereits im Sattel und erscheint oft unerwartet bei der Feldarbeit oder in seinen ausgedehnten Erdbeerplantagen, denen er sich mit besonderem Interesse widmet. Er zieht die seltensten und schönsten Sorten, von denen zur Erdbeerzeit allmorgentlich eine reichliche Ladung nach Berlin geht. Die ganze Gärtnerei überwacht er persönlich und gibt seine Anordnungen. — Ein anderer Zweig der Landwirtschaft, auf dem der Gutsherr selbst tätig eingreift, ist die Schäferei. Er kennt fast jedes einzelne Tier, bespricht alles Nötige mit seinem Schafmeister und besorgt selbst den Wollhandel. Ueberhaupt ist Graf Haeseler ein großer Tierfreund. Drei alte Leibpferde genießen zurzeit auf Harnecop das Gnadenbrot. Sein reicher Wildstand erfreut sich seit Jahrzehnten der Schonung. Namentlich Schwarzwild hält er für die Forste von großem Nutzen, da das Durchwühlen des Bodens nach Engerlingen den Baumbeständen zugute kommt. — So wirkt und lebt der 74 jährige Feldmarschall in ländlicher Zurückgezogenheit. Procul negotiis und doch geschäftig. Er schied von mir mit festem Händedruck, und ich verließ Harnecop mit dem erhebenden Gefühl, das uns bei der Begegnung mit einem großen und guten Menschen erfüllt.

Englische Strandtheater.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 9 Aufnahmen des Verfassers.

Zu jener Zeit, als die englischen Seebäder zumeist nur den Treffpunkt einer mit Glücksgütern besonders gesegneten „beau monde" bildeten und „Krethi und Plethi" während der Hochsaison noch nicht jede Dachstube geschäftsfreudiger Zimmervermieter besetzt hielten, traf man nur vereinzelt jene von der Hand in den Mund lebenden Zigeuner der Großstadtstraßen, jene Penny-Artisten, die von der Riesenhauptstadt nach dem kühlen Meeresstrand gepilgert waren, um in der friedlichen Stille eines schläfrigen Modebads ihre Liedchen erschallen zu lassen und von wohlwollenden Mitmenschen ihr Brot zu erbetteln. Unter diesen Mimen des Strandes





Ein neugieriger Blick in die Garderobe:
Kleine Kunstschwärmerin.

befand sich gar manch ein begabter Künstler, dem die Glücksgöttin vorübergehend gezürnt hatte, und beschämt griff er zum gebrannten Kork, um unter dem künstlich erzeugten, die Identität verdeckenden Schwarz eines Pseudonegers seine Schmach zu verbergen. Diese bemitleidenswerten Schiffbrüchigen aber errangen sich gar bald die Gunst weiter Kreise, und in dem Maße, wie der sich in die Seebäder ergießende Menschenstrom anschwoll und das bunte Getümmel der Sommerfrischler lebhafter und geräuschvoller wurde, steigerte sich die Beliebtheit des „Minstrels" oder wandernden Musikanten. So entwickelte sich allmählich aus diesen bescheidenen Anfängen einiger dem Untergang nahen Musikanten ein systematisch geordnetes Gewerbe, das den Säckel der Beteiligten schon um ungezählte Tausende bereichert hat. Heutzutage sind es keineswegs nur niedergebrochene Arbeitslose, die ihre Kunst auf den gelben Sandebenen der englischen Küste zu Markte bringen, sondern Künstler von Ruf, die in der „Season" auf Londoner Bühnen fette Gehälter beziehen, betreten, ohne zu erröten, zuweilen die Bretter eines der jetzt in jedem größeren Badeort obligatorisch gewordenen Strandtheater. War dieser Beruf schon damals rentabel genug, als Pierrot und Pierrette oder sentimentale Negerlein hier und da und wo sie gerade wollten ihr Zelt aufschlugen und ihre Weisen ertönen ließen, und konnte schon zu jener Zeit ein beliebter Strandsänger im Lauf dreier Monate seine Vermögensverhältnisse wieder tüchtig aufbessern, so blüht das Minstrelgeschäft heute, dank einer trefflichen Organisation, derart, daß mancher ehrgeizige Direktor eines kostspieligen Theaterpalastes gewiß staunend und neidischen Blicks die Bilanz jener „al-fresco"-Unternehmungen mustern würde, wenn ihm dazu Gelegenheit gegeben wäre. Aber das sind ängstlich gewahrte Geschäftsgeheimnisse, die zu lüften sogar die nimmersatte Neugier des Journalisten sich vergeblich bestrebte. Es genügt jedoch vollauf, die Tatsache

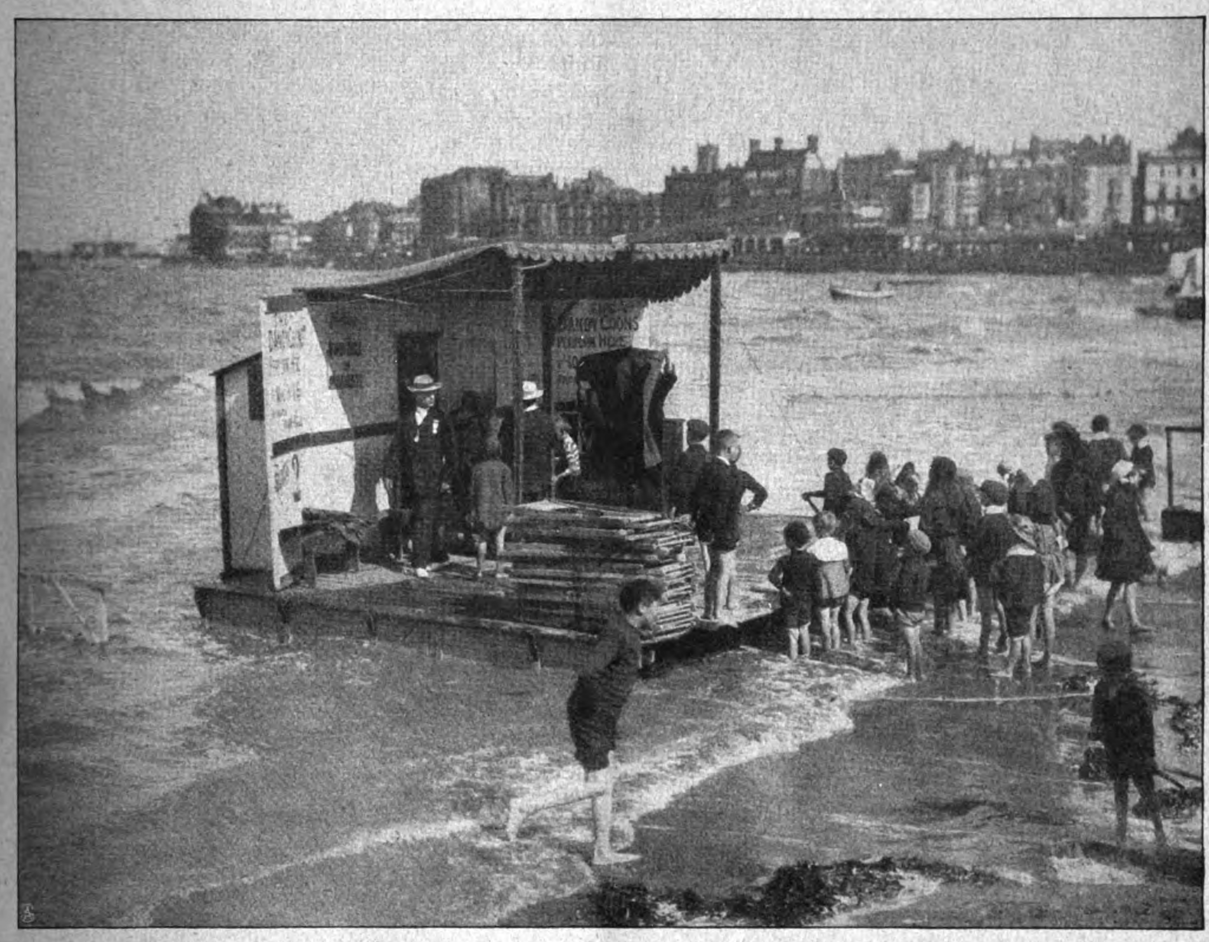


Auf der Flucht vor der Flut.



Ein fideler Solovortrag: Der „Song" von dem verliebten Wassernix.

festzustellen, daß die Stadtkorporationen all der großen Seebäder in dem Vergeben von Konzessionen an Strandtheatergesellschaften eine wahre Goldgrube entdeckt haben und unternehmende Geschäftsleute für das Recht, drei bis vier Monate lang auf einer fünfzig Quadratmeter großen Sandfläche Komödie spielen zu lassen,



Die Springflut macht den Minstrels einen Strich durch die Rechnung.



Die Klavierspielerin — verkörpert das Gesamtorchester des Strandtheaters.

bereitwilligst Tausende zahlen. In Yarmouth, wo die Konzessionen dem Meistbietenden zufallen, wurde man kürzlich erst bei einem Angebot von 6000 Mark einig, in Southend ist ein Angebot von 4000 Mark keineswegs selten, ja man hat hier und da schon bis zu 10 000 Mark anlegen müssen, um solche Konzessionen zu erlangen. Einen besonders fruchtbaren Boden für Strandtheater scheint Margate zu besitzen. Ein ausschließlich aus den Kassen der verschiedenen Strandtheater fließender Reingewinn von 50,000 Mark bereichert alljährlich das Budget des dortigen Unterhaltungskomitees, das die Bühnen unter dem blauen Himmelsdach vermietet oder mit Hilfe eines eigenen Managers selbst leitet. In großartigem Maßstab hat eine Firma ein Strandtheaterunternehmen an der Westküste organisiert. Zwanzig Truppen mit etwa 200 Mitwirkenden, die allwöchentlich den Schauplatz wechseln, stehen unausgesetzt in ihrem Dienst.



Eine spaßige Geschichte für die Kleinen.

Aeußerst selten hört man von dem Bankrott eines Strandtheaterbesitzers, häufig aber von Leuten, die in diesem Beruf große Vermögen erworben haben. Ein gewisser Chirgwin, im Volksmund „Weißäugiger Kaffer“ genannt, begann bescheiden seine Laufbahn als schwarzgefärbter Strandsänger und brachte es im Lauf der Zeit dazu, ein eigenes Strandtheater zu erwerben. Auch den Musikalienverlegern leistet das Strandtheater gute Dienste; ein auf dem Strand von Margate oder Ramsgate volkstümlich gewordener Kehrreim des neusten Possenlieds ist Goldes wert, und so bieten geschäftskundige Verleger den Minstrels gern die denkbar günstigsten Bedingungen, um die von ihnen



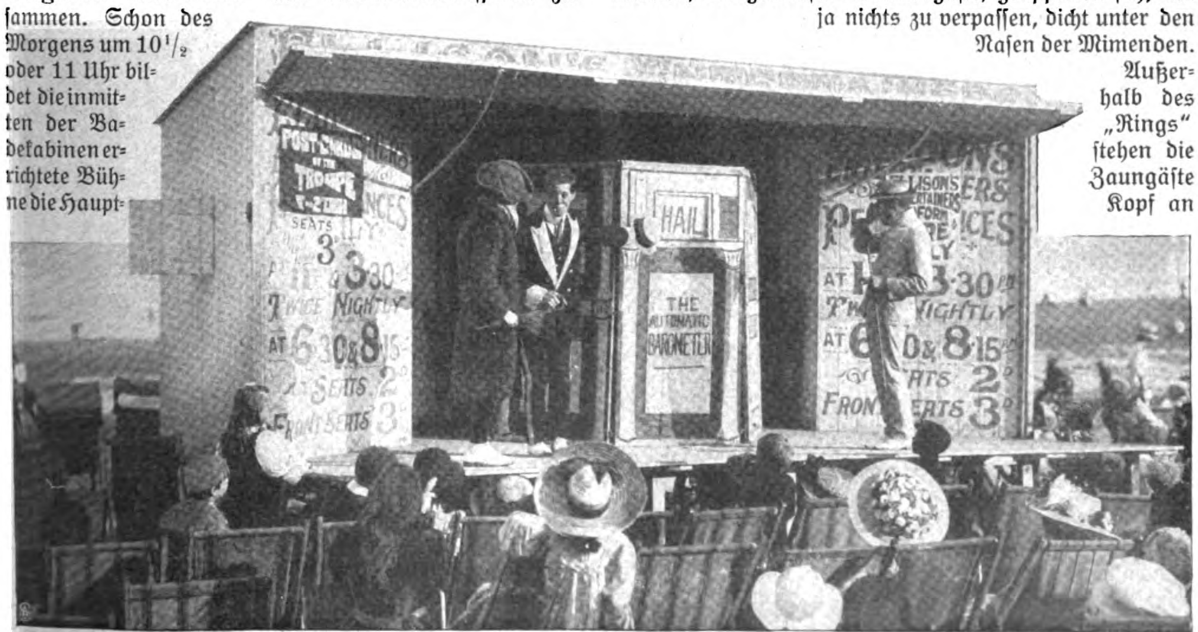
Das „volle Haus“: Blick auf die Zuschauer während der Vorstellung.





Der Sammelkasten geht um: „Einen freiwilligen Beitrag, wenn ich bitten darf!"

vor die Oeffentlichkeit gebrachten Schöpfungen an den Wogen des grünen Meeres zu popularisieren. — Zumeist setzen sich die Artistentruppen aus vier Liedersängern, einem Komiker oder „drawingroom entertainer" und einem Klavierspieler zusammen. Schon des Morgens um $10^1/_2$ oder 11 Uhr bildet die inmitten der Badekabinen errichtete Bühne die Hauptattraktion des lebenslustigen Ferienvolks. Auf bequemen Klappstühlen, die zu drei Pence und zwei Pence für die Vorstellung freudige Abnehmer finden, strecken sich die Zuschauer in aller Gemütlichkeit aus, und die Kleinen, die getreusten Stammgäste, gruppieren sich, um ja nichts zu verpassen, dicht unter den Nasen der Mimenden. Außerhalb des „Rings" stehen die Zaungäste Kopf an



Bei offener Szene auf den Brettern, die die Welt bedeuten.



Kopf. Gern oder ungern zahlen auch sie für die gebotenen Kunstgenüsse, wenn die Sammelbüchse mit nicht mißzuverstehendem Gerassel mahnend die Runde macht. Und während die Sänger auf den Brettern des schlichten Freilufttheaters ihre lustigen Weisen erklingen lassen, rauscht das Meer seine ewige Melodie dazu, hier und da von dem lustigen Lachen aus tausend Kehlen und dem Mitsingen eines fesselnden Refrains überstimmt. Ihren Höhepunkt erreicht die fröhliche Stimmung, wenn, wie es sich zuweilen ereignet, die Springflut die Wogen sich weit über die übliche Hochwasserlinie ergießen läßt, das Publikum verscheucht, die Stühle wegzuschwemmen droht und die Bühne in eine wellenumbrauste, unzugängliche Insel verwandelt.

Das Repertoire der Minstrels ist ein vielseitiges, und alle, die bei ihnen Unterhaltung suchen, kommen auf ihre Kosten. Der sentimentale Backfisch wird zu Tränen gerührt, sauertöpfische Schwiegermütter halten sich vor Lachen die Seiten, schreilustige Babys verstummen und klatschen zufrieden in die Hände, und bildungsbedürftigen Kindermädchen wird der Gesichtskreis erweitert. Braucht man sich da wohl zu wundern, daß manches Herz angesichts der glattrasierten Strandmimiker und unter der Einwirkung einer ihrer bezaubernden Bariton- oder Tenorstimmen schneller zu schlagen beginnt, und daß viermal täglich während eineinhalb Stunden. die magnetische Anziehungskraft der „Weißäugigen Kaffern", der „Dandy Coons" und der „Jolly Pierrots" alle anderen Strandfreuden öde erscheinen läßt und zu entwerten droht?

Abend.

Schatten von den Hängen schleichen
Wie im Traume hin und her.
Nun sie sich die Hände reichen,
Singt auch nicht ein Vogel mehr.

Arm in Arm ruhn Wald und Weiher,
Nebel hängt an Stamm und Ast,
Ferne blinkern Hirtenfeuer,
Wenn der Wind die Flamme faßt.

Dunkler wird es, hügelüber
Äst ein Reh und äugt empor,
Tastet scheu am Pfad vorüber,
Bis es sich im Ried verlor.

Langsam bricht des Mondes Blume
Breit im Wolkenspalte auf,
Staunend, wie zum Heiligtume,
Blickt der Teich zum Licht hinauf.

Wilder Rosen Opfergluten
Lodern auf im Abendwind,
Wenn des Lichtes flüchtge Fluten
Lange schon verrieselt sind . . .

Horch! Jetzt dringt aus Dämmerweiten
Klagend eines Liedes Klang,
Das, bedrängt von Dunkelheiten,
Irgendwo ein Mädchen sang — —

Fritz Stöber.

Wieder allein.

Skizze von Heloise von Beaulieu.

Sie kamen vom Parktor zurück, langsamen Schrittes. Er ernst und nachdenklich, sie von einem Schluchzen durchbebt, das aus den elementarsten Gründen des Seins aufzusteigen schien.

Sie hatte dem Wagen nachgesehen, der ihnen ihren Einzigen davonführte. Nicht allein — das war gerade das Schlimme, sondern an der Seite einer Frau, die in kurzem seine Gattin sein würde.

Der Junge hatte sich noch einmal grüßend zurückgewandt — mehr aus Mitleid mit den Eltern als aus Herzensbedürfnis. Seine Augen hatten gelacht vor Glückseligkeit.

Ja, gelacht! Frau Elsabe hatte es trotz der Entfernung und trotz ihrer Tränen genau gesehen.

Mit Bitterkeit verglich sie damit die früheren Abschiede, wenn der Junge als Schüler aus den Ferien wieder abreiste. Wie hatte das hübsche Jungengesicht da von männlich verhaltenen Tränen gezuckt, und in welch langer, inniger Umarmung hatte der Sohn an ihrem Halse gehangen.

Und heute! . . . Sie wäre gern mit zur Bahn gefahren, aber sie hatte wohl gemerkt, wie wenig Hubert daran gelegen. Mit welch dringlichem Eifer hatte er den Eltern abgeredet von der „langen, staubigen Fahrt".

Ihm lag nichts mehr an der Mutter. Die hübsche blonde Puppe nahm all sein Sinnen und Fühlen ein.

Frau Elsabe schluchzte laut auf. Der Mann legte ihr gutmütig tröstend die Hand auf die Schulter. Aber die liebevolle Berührung öffnete erst recht die Schleusen ihres Schmerzes.

„O Ludwig!" rief sie leidenschaftlich, „ich habe meinen Sohn verloren!"

„Na, na!" beruhigte er. „Er ist doch nicht gestorben. Er ist im Gegenteil erst recht lebendig geworden." Er lächelte duldsam, wenn er an des Sohnes ungestüme Verliebtheit dachte. „Was du heute erfährst — hart ist's gewiß! Aber es ist doch das allgemeine Elternlos. Wir erziehen unsere Kinder für einen fremden Mann oder eine fremde Frau. So erging es unseren Eltern auch."

„Sprich nicht von allgemeinem Elternlos!" rief sie heftig. „Du weißt wohl, daß zwischen Hubert und mir ein ganz besonderes Verhältnis besteht — bestand! Wir sind uns so ähnlich, verstanden uns so ganz!"

„Wenn du ihn immer verstanden hast, so versteh ihn auch heute, Elsabe!"

„Er will mein Verständnis ja gar nicht!" rief sie schmerzlich. „Er braucht mich nicht mehr! Eine Fremde ist ihm alles, was ich ihm einst war, und er braucht mich nicht mehr. Ich kann jetzt beiseite stehen." Ueber die eben noch so erregten Züge ging eine hoffnungslose Traurigkeit. Was soll ich nun eigentlich noch, fagten



deutlich die sich müde öffnenden und schlaff herabfallenden Hände.

Sie waren indessen die Terrasse hinangestiegen, die von der Familie als Hauseingang benutzt wurde.

„Beiseite stehen ist freilich nicht leicht", sagte der Mann ruhig.

„Was weißt du davon!" rief sie. Der Schmerz gab dem Ausruf etwas Hartes, Verächtliches.

„Nun — wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat . . .!" meinte er mit fast wehmütigem Humor.

Sie sah ihn groß an. Sie wollte etwas erwidern, etwas Herbspöttisches, da trat der Diener aus dem Haus heraus und meldete, der Verwalter sei da und bäte um eine Unterredung.

„Du entschuldigst mich einen Augenblick!" Ludwig ging ins Haus, und Elsabe, nachdem sie einen Augenblick unschlüssig gestanden, durchschritt das Terrassenzimmer, stieg in den Oberstock hinauf und ging in Huberts soeben verlassenes Zimmer. Es hatte etwas schmerzlich Süßes für sie, sich ihrem Kummer mit ungehemmter Leidenschaft hinzugeben.

Schluchzend drückte sie den Kopf in das alte Sofakissen — sie hatte es mal für Hubert gestickt, als er noch ein kleiner Junge war. Er hatte es seit bald zwanzig Jahren im Gebrauch.

Doch mitten in ihrem Kummer starrte sie mit einem Male betroffen vor sich hin. Das lächelnd gesprochene Wort: „Wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat", ging ihr durch den Sinn.

„Welche Uebertreibung! Welche groteske Uebertreibung! Dieser kräftige, energische Mann war gerade der rechte — um beiseite zu stehen." Er hatte es ja auch halb scherzend gesagt. Aber — wie kam er denn zu diesem Scherz?

Allerdings. Hubert war immer der erste gewesen für sie. Aber war das nicht natürlich? Sind Kinder nicht immer die Hauptpersonen? Es war doch nun einmal ein nicht wegzuleugnender Unterschied, ob man jemand als fertigen erwachsenen Menschen kennen lernte, eine Persönlichkeit mit hundert Eigenheiten, an die man sich erst gewöhnen mußte, oder ob man ein hilfloses, kleines Wesen, das eigene Fleisch und Blut, vom ersten Laut, vom ersten Schritt an betreute, es aufwachsen und werden sah.

Ihr Junge war Hubert immer gewesen. Ihr sah er ähnlich mit dem feinen, hochmütigen Gesicht, das das lockige Haar so schön umrahmte. Als er heranwuchs, gab es wie so oft zwischen Vätern und Söhnen manchmal Unstimmigkeiten zwischen Vater und Sohn. Dann hatte Elsabe immer Partei für den Jungen genommen. Der Vater „verstand" ihn nicht, aber sie verstand ihn immer. Sie hatten ja die gleichen Neigungen — bis auf heute. Beide liebten sie das Schöne, Heitere, Helle, Vornehme. Die „Aristokraten" nannte Ludwig sie wohl mit ironischer Bewunderung.

Doch was ihn an dem Sohn manchmal reizte, schonte er an der Frau. Sie war schon zu Hause bei ihren Eltern das Prinzeßchen gewesen. Man hatte sie sehr verwöhnt, und ebenso, vielleicht noch mehr, war sie dann von ihrem Mann verwöhnt worden. Während sie den naiven Egoismus des verwöhnten Kindes ganz und gar ablegte als Mutter — da kannte ihre Aufopferungsfähigkeit keine Grenzen — war sie für ihren Mann doch immer die Prinzessin geblieben, die er schützte und verwöhnte, der er jede ordinäre Lebenssorge fernhielt. Es war eigentlich rührend, wenn man es so überdachte . . .

— „Wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat — —!"

Unerträglich! Sie fuhr in die Höhe.

Das war ja eine lächerliche Einbildung von ihm, einfach lächerlich!

Sie versuchte auch wirklich zu lachen, aber es ging nicht. Wohl, weil der Schmerz um den Sohn sie zu sehr einnahm.

Jetzt war Hubert schon im Zuge, der ihn noch schneller von ihr entfernte als der Wagen mit den flinken Füchsen. Aber größer noch als die räumliche Entfernung war die andere, die innerliche — daß sein Herz der fremden Frau gehörte und für die Mutter nur kümmerliche Pflichtgefühle übrigblieben.

Sie, um derentwillen er die Mutter zurückschob — war sie wohl seiner wert? Würde die blonde Puppe ihren Jungen glücklich machen?

Frau Elsabe war überzeugt, daß Huberts Braut seiner nicht wert sei. Und, den besten Fall angenommen — wenn sie nun eine gute Frau wurde — so würden ihr doch in Bälde die Kinder die Hauptsache sein, wie es so oft im Leben kam. Dieses blonde, puppenhafte Geschöpf hatte sicher für das Seelenleben eines Mannes nicht das mindeste Verständnis. Wie bald würde er vielleicht vernachlässigt werden von der, um derentwillen er jetzt seine Nächsten, die einzige, die ihn wahrhaft liebte, zurückstieß.

Unten auf der Terrasse hustete jemand. Das löste Elsabe aus ihren Sinnen. Sie erhob sich aus der Sofaecke, in die sie sich eingewühlt, und trat ans Fenster.

Unter ihr, auf der Terrasse, saß ihr Mann. Er hatte die Zeitung auf den Knien liegen, aber er las nicht. Er hatte den Kopf in die eine Hand gestützt, die andere hing schlaff herab. In der Haltung des kräftigen Mannes war etwas Müdes, wie jemand, der sich unbeobachtet glaubt und sich einem heimlichen Gram einen Augenblick überläßt. Noch nie war es ihr aufgefallen, wie grau er geworden. Welch resignierten Zug er um den Mund hatte.

Sie saß oben und dachte an ihren Sohn, und der Vater ihres Sohnes saß da unten allein, wie so oft . . .

„Wenn man fünfundzwanzig Jahre beiseite gestanden hat . . ."

Unerträglich! —

Es kam etwas über Frau Elsabe . . . Sie ging die Treppe hinab, nein, sie ging nicht, sie lief . . .

* * *

Die Unterredung mit dem Verwalter dauerte nicht lange. Langsamen Schrittes kehrte der Mann auf die Terrasse zurück. In den Räumen fühlte er das Unbehagen der Leere, die die Abreise teurer Menschen immer zurückläßt.

Und er liebte seinen Sohn, wie eine starke, reiche Natur immer das eigene Fleisch und Blut liebt. Er hatte wohl manchmal über den „Prinzen“ gespottet und doch eine heimliche Bewunderung gehabt eben für dieses Prinzliche, das Erbteil der feinen, graziösen Frau. Aber er hatte diese Bewunderung scheu verschlossen. Demonstrationen lagen nicht in seiner Natur. Auch hatte Elsabes Vergötterung des Sohnes ihn zu leiser Opposition gereizt.

Heute tat es ihm leid. Auch die etwas bittere Bemerkung, die ihm vorhin entfahren. So schlimm war's ja am Ende nicht. Nur — der Junge war allerdings immer Nr. 1 und er war Nr. 2 gewesen, das ließ sich nicht leugnen. Früher hatte er sich wohl manchmal dagegen aufgelehnt, aber vergebens. Und ein Bekannter, mit dem er über das Thema gesprochen, hatte ihn belehrt, das sei immer so. „Ein Jahr lang ist der Mann der Erste, der König in seinem Hause, doch das erste Kind stürzt ihn vom Thron. Ein Jahr lang ist die Frau besorgt, wenn der Mann hustet, die übrigen Jahre, wenn die Kinder husten — und später die Enkel. Das sind Naturgesetze, gegen die man nichts machen kann, da bleibt nichts übrig, als mit Anstand zu resignieren . . .“

Der Mann lächelte wehmütig. Resignieren hatte er denn auch gelernt. Aber ihm ahnte, daß der schwerste Teil seiner Resignation noch bevorstand. Denn nun würden ihre Gedanken immer in die Ferne gehen, sie würde von Huberts Briefen leben, über ihr Ausbleiben verzweifeln. Sie würde sich einbilden, daß der Junge unglücklich sei, daß seine Frau ihn nicht „verstand“.

Er gab zu, daß es hart für sie sei. Ihr ganzes Herz hatte sie an den Jungen gehängt, und der wieder hängt es an eine andere Frau. Auch das waren Naturgesetze, unvermeidliche. Doch in Elsabe lag es nicht, zu resignieren; sie würde kämpfen und leiden, und er — würde mitleiden.

Droben am Fenster regte sich was. Ah! Elsabe war oben in des Jungen Zimmer, trieb Kultus mit seinen Sachen, da seine Person ihr entrückt war, nährte ihren Schmerz, wühlte in ihrer Wunde.

Seufzend sah er in den Park. Der Abend erinnerte ihn so wunderbar an jenen Abend vor sechsundzwanzig Jahren, als er seine junge Frau zuerst hierher gebracht hatte. Die Rosen, die die Gartenseite des alten grauen Herrenhauses bedeckten, waren höher geklettert seitdem, aber der Efeu und die tiefschattende Lindenallee waren damals schon alt gewesen. Auch an jenem Abend hatte die Erntesonne glühend rot hinter den dunkeln Kastanien geglutet; nur der Ausblick ins Weite war etwas offener gewesen. Man mußte die Vedute vielleicht ein wenig ausschneiden lassen.

Man hörte eilige Füße auf der Treppe, jetzt schon im Gartensaal. So war die Elsabe vor sechsundzwanzig Jahren manchmal gelaufen und hatte sich in seine Arme geworfen . . .

Was konnte denn nur sein? Natürlich etwas, das Hubert betraf. Vielleicht sollte telegraphiert werden.

„Nun, Elsabe — hat Hubert etwas vergessen?“ rief er ihr entgegen, „du läufst ja wie der Wind!“

„Ich hörte dich husten“, sagte sie atemlos.

„Und deshalb? . . . Aber das ist doch wirklich nicht der Rede wert“, murmelte er ganz verlegen. „Und den Husten habe ich ja doch seit langen Jahren.“

„Um so schlimmer. Dann ist es hohe Zeit, daß du etwas dagegen tust“, sagte sie energisch. Und als er eine wegwerfende Bewegung machte, fragte sie, scheinbar unvermittelt, zögernd und mit bebender Stimme: „Ludwig — habe ich dich wirklich fünfundzwanzig Jahre lang vernachlässigt?“

„Aber das ist ja Unsinn“, fuhr er auf. „Laß dich das dumme, im Scherz gesprochene Wort doch nicht bekümmern.“

„So war es wirklich nur Scherz?“ fragte sie dringlich.

„Natürlich“, murmelte er. Aber er schlug die Augen nieder. Da fing sie an zu weinen, heftig, fassungslos.

Er legte tröstend den Arm um sie und streichelte ihr Haar, das in alter lockiger Fülle um die feinen Schläfen lag. „In ein paar Wochen siehst du deinen Jungen ja wieder.“

Sie sah ihn aus tränennassen Augen groß an. „Ludwig — du glaubst, ich weinte in diesem Augenblick um die Trennung von Hubert?“

„Ja, um was denn sonst?“

Sie sah ihn mit einem seltsamen Blick an.

„Dumm seid ihr Männer doch,“ sagte sie kopfschüttelnd, „dumm.“

„Das hör ich gern,“ sagte er lächelnd, „denn du sagtest es mir so oft in jenem ersten Jahr, wo ich mich so verzweifelt anstrengte, dich zu verstehen.“

„Es war doch schön, das erste Jahr.“ Sie sah träumerisch in das letzte Abendglühen. „Gerade solch ein Sonnenuntergang war an unserm ersten Abend hier.“

„Das habe ich auch schon gedacht“, sagte er leise.

„Und ist es nicht überhaupt ähnlich wie damals?“ fragte sie und faßte seine Hand. „Wir sind allein!“

Halb froh, halb bangend sah er in ihre feuchten Augen. „Wenn du's tragen kannst, Elsabe — wir könnten dann sehr glücklich sein!“

„Wie sollte ich's nicht tragen können?“ fragte sie tapfer, sein graues Haar küssend. „Ich habe ja dich! — Aber wir müssen wirklich hineingehen, denn du hustest schon wieder! . . .“

▪ ▪ ▪

Aphorismen.

Es gibt Gedanken, die unsterblich sind, wie viele Menschen auch daran sterben.

∘

Klassisch ist das, was immer modern bleibt, modern das, was nie klassisch wird.

∘

Es gibt Menschen, die als Greise auf die Welt kommen und sie als Kinder verlassen.

∘

Mancher Mensch ist nur so lange ansprechend, als er stumm bleibt.

∘

Auch an unseres Lebens Christbaum erlöschen die höchsten Lichter zuerst.

∘

Seltsam! Wenn es den Menschen zu wohl ist, wollen sie's besser haben.

Sirius.



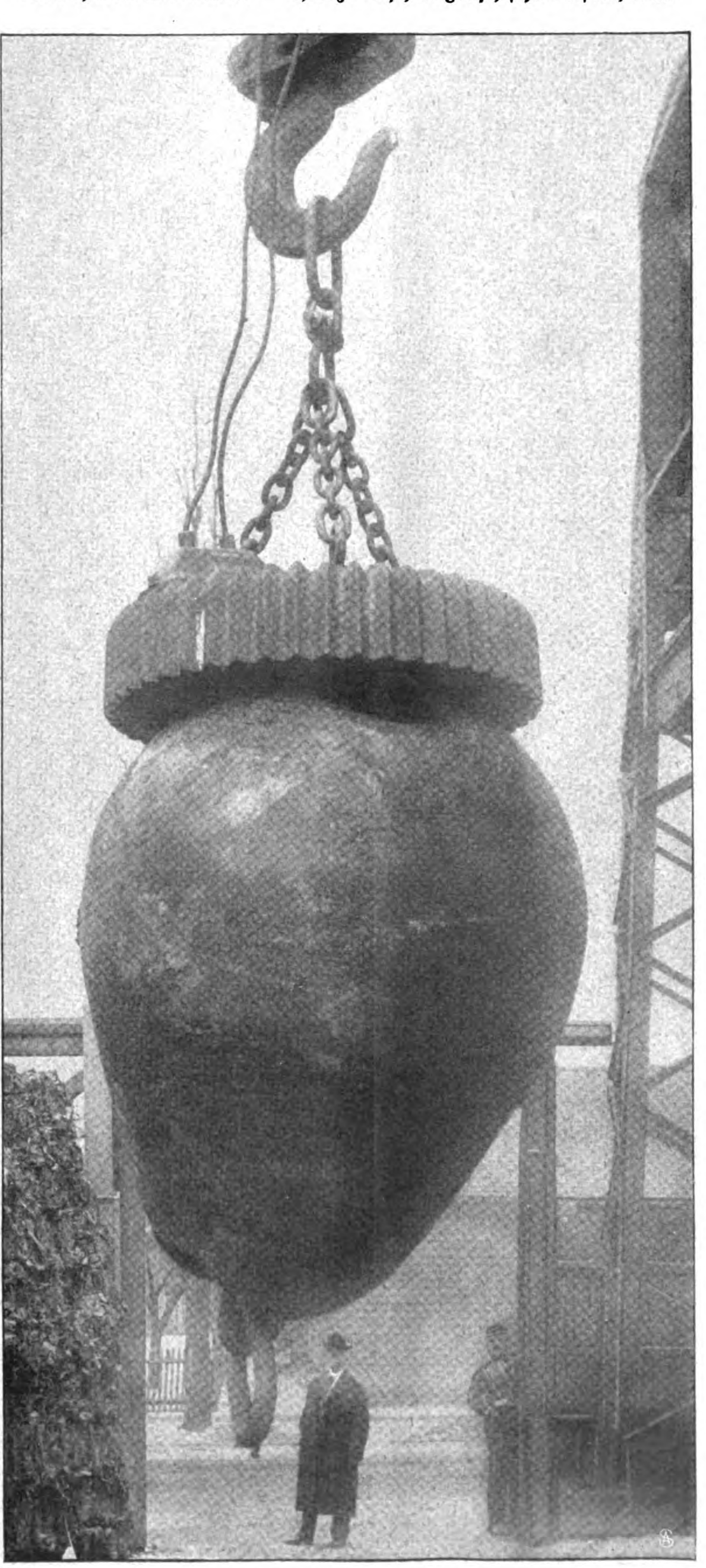
Der Elektromagnet im Dienst der Industrie.

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Im Winkel des Werkstättenhofes liegt der Abfall von allerlei Eisen. Gußeisen und Schmiedeeisen, grobes Schrot und kleines Blechzeug liegt da rostig und unansehnlich durcheinander und harrt des Jungbrunnens, der für Eisen den Namen Kupolofen trägt. Eines Tages soll es dort in die Glut wandern, soll in Fluß kommen und als gutes neues Graueisen dem feurigen Bad entrinnen.

Ein Kran nähert sich dem Eisenhaufen. Sein Ausleger dreht sich, und am Kettenzuge sinkt ein gewaltiger Stahlblock nach unten und bleibt kaum eine Handbreit über dem Eisenhaufen schweben. Plötzlich durchfährt ein Ruck dieses ganze Gewirr von Stücken und Spänen. Es erinnert an einen Ameisenhaufen. Von allen Seiten strömen und stürzen die Brocken dem Stahlblock entgegen und bleiben an ihm kleben.

Was ist geschehen? Durch einen einfachen Hebeldruck hat der Kranwärter einen elektrischen Strom eingeschaltet, der in vielen Windungen eines isolierten Kupferdrahtes den Stahlblock, der da am Krane hängt, umfließt. Und im selben Augenblick auch ist dieser Block ein Magnet geworden, ein Magnet von so außergewöhnlicher Stärke und Tragkraft, wie man ihn sonst nicht kennt. Der Stahlblock, der selbst etwa zehn Zentner wiegt, hat plötzlich die Kraft bekommen, eine Eisenmasse von mehr als 200 Zentnern im Gewicht an sich zu reißen und mit gewaltigem Griff festzuhalten. Langsam steigt der Block jetzt wieder in die Höhe, und wie die Bienen eines Schwarmes an einem Zweige, so hängen die Eisenbrocken in Form einer gewaltigen Traube an ihm. Geräuschlos schwebt er mit seiner Last davon und senkt sich über einen offenen Eisenbahnwagen. Und wieder geht hier plötzlich ein Zucken durch das Ganze. Wieder hat der Wärter den Hebel bewegt, den magnetisierenden Strom unterbrochen. Im Augenblick hat der Stahlblock seinen Magnetismus verloren. Kraftlos läßt er fallen, was er gepackt hatte, und mit dumpfem Grollen stürzen die Eisenmassen in den Bahnwagen. Kaum nennenswerte Späne bleiben an dem Block hängen, der zu neuer, rascher Tätigkeit bereit ist.



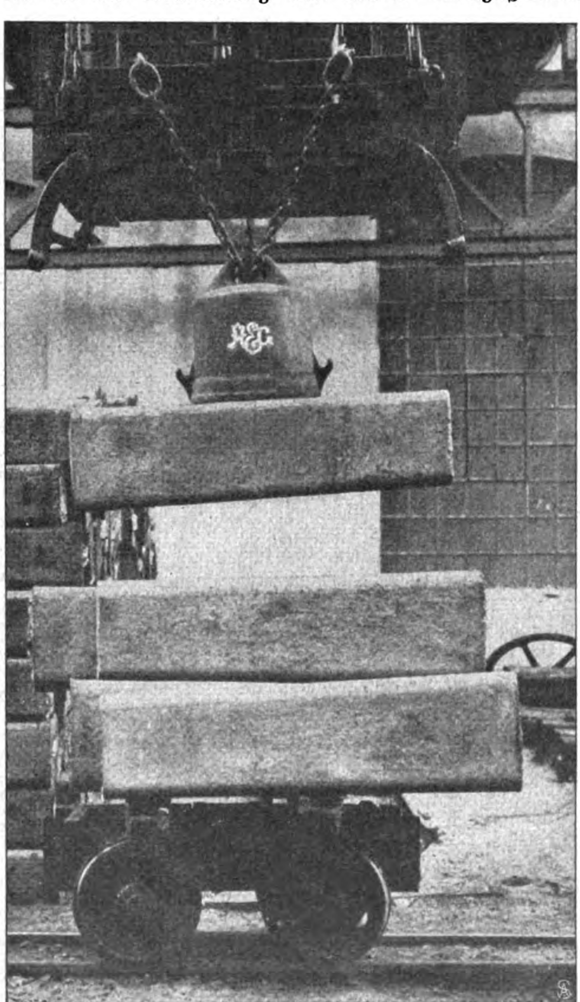
Eine Ankerboje am Magneten.

Was wir hier sehen, ist eins der neuesten Erzeugnisse moderner Technik, ist der magnetische Kran, der gegenwärtig bereits in vielen Betrieben volles Bürgerrecht erworben hat. In früheren Jahren arbeiteten mehrere Leute mit allerlei Gabeln und Schaufeln, meistenteils aber sogar mit der Hand, die dadurch nicht eben besser wurde, zwischen den scharfkantigen Eisenabfällen herum, um sie zunächst in Karren und weiter in Eisen-

bahnwagen zu bringen. Heute besorgt der kräftige Elektromagnet diese Arbeit in wenigen Sekunden. Aber darüber hinaus wird er auch an tausend anderen Stellen nützlich. Lasten, die früher erst in Ketten geschlungen und sorgfältig an den Kranhaken gebracht werden mußten, werden heute einfach vom Magneten aufgenommen. Heiße Schmiedestücke, deren Handhabung früher recht unangenehm war und nur allzu leicht zu schweren Brandwunden Veranlassung gab, packt der kräftige Elektromagnet, ohne sich und andere zu verletzen. Unsere Abbildungen veranschaulichen derartige magnetische Krane, die teils in englischen Werken, teils in deutschen Maschinenfabriken arbeiten, und deren Leistungsfähigkeit ganz außerordentlich ist.

Die Technik kennt den Elektromagnet seit langem, und sie macht die mächtigste und weitestgehende Anwendung von ihm in der Dynamomaschine und im Elektromotor. Wenn wir es genau betrachten, sind es ja auch Magneten, die unsere Straßenbahnwagen unwiderstehlich dahinziehen, die unsere Maschinen treiben, und die die feinen Regelwerke in den Bogenlampen und an tausend anderen Stellen betätigen.

Aber darüber hinaus findet der Elektromagnet noch anderweitige Betätigung. An irgendeiner Stelle einer großen Dreherei werden die Messingspäne gesammelt, die bei der Bearbeitung von allerlei Gelbgußwaren



Der Magnet scheut sogar heißes Eisen nicht.



Das Auflesen von Blechabfällen.

abfallen. Auch sie sollen im Ofen wieder zusammengeschmolzen, zu neuem Messingguß verwendet werden. Aber man weiß, daß gelegentlich Eisen- und Stahlstückchen sich unter diesen Messingabfall verirren, und man hat die unangenehme Erfahrung gemacht, daß diese Eisenstückchen in den späteren Messinggußstücken so niederträchtig hart werden, daß sie jedes Werkzeug, das auf sie stößt, ruinieren. Deshalb muß alles Eisen aus diesem Messing herausgeklaubt werden. Ein Arbeiter könnte mit der Lupe ein Jahr lang suchen, wenn er das Eisen durch das Auge finden wollte. Der Elektromagnet, der Herr alles Eisens, arbeitet prompter und billiger. Ein Arbeiter durchfährt die ausgebreiteten Messingspäne mit einem kleinen, aber äußerst kräftigen Elektromagneten, der an einem Handstiel befestigt ist. Alle fünf Minuten besichtigt er ihn einmal, und regelmäßig findet sich eine ganze Menge kleinster Eisensplitter an seinen Polen vor. Schnell wird das Eisen so gefunden, und die eisenfreien Messingspäne geben nun einen guten Guß. Dabei arbeitet der Magnet nicht nach dem alten Satz: In dubio pro reo. Im Gegenteil langt er sich auch manches Messingstück vor, das von außen wirklich wie reines Messing aussieht, und das dem Auge niemals auffallen würde. Wenn man der Sache aber auf den Grund geht, findet man alsbald, daß diese angehaltenen Stücke an irgendeiner Stelle doch

Stahlgußteile am magnetischen Kran.



verborgenes Eisen im Leibe tragen. Der Elektromagnet ist hier ein zuverlässiger, unerbittlicher Wächter.

Betreten wir ein anderes Gebiet. In der Eisenzeche haben Kollergänge das Eisenerz auf Faustgröße gebrochen. Aus einem Trichter fallen die Stücke, vermischt mit allerlei Staub, in die Tiefe. Der Strahl der fallenden Stücke teilt sich ganz plötzlich in zwei Ströme. Der eine davon fällt senkrecht nach unten weiter. Der andere wird stark zur Seite gelenkt und gelangt in einen besonderen Trichter. Wieder ist es der Elektromagnet, der hier eine reinliche Scheidung zwischen taubem Felsgestein und eisenhaltigem Erz bewirkt. Der Stein fällt unbeirrt in die Tiefe. Das Erz, das das wertvolle Eisen birgt, wird zur Seite in einen besonderen Trichter gelenkt und kann zum Ofen wandern.

Bekannt ist es ja, daß die Eigenschaft des Magneten, Eisen zu finden und anzuziehen, auch in der Heilkunde Verwendung findet. Einem Arbeiter ist ein Splitter von der Eisendrehbank ins Auge geflogen. Jetzt sitzt er vor dem Arzt auf einem Stuhle. Der Arzt hat das Eisenteilchen wohl gesehen und bringt jetzt eine schwere eiserne Masse, die sich auf einem drehbaren Dreifuß befindet, zum Patienten, bringt sie direkt bis an das kranke Auge. Mit der einen Hand hält er die Lider auseinander. Die andere drückt auf einen Knopf. Im selben Moment geht ein Zucken durch das Auge, und der gefährliche Eisensplitter sitzt an der eisernen Masse, die im Augenblick ein gewaltiger Elektromagnet wurde. Der Elektromagnet hat seine Arbeit getan, hat schnell und schmerzlos die Schädigung beseitigt.

Die mittelalterliche Sage wußte nicht viel Erfreuliches vom Magneten zu berichten. Sie erzählt nur von einem Magnetberg, der jedem Schiff, das in die Nähe kam, die eisernen Nägel entriß, so daß es elend auseinanderfiel. Die Elektrotechnik schenkte uns den Elektromagneten, der so unendlich viel stärker als wie der gewöhnliche Stahlmagnet hergestellt werden kann, und dessen Magnetismus wir durch einen Fingerdruck hervorrufen und wieder zerstören können. Industrie und Technik haben dies Geschenk nicht lange ungenutzt gelassen, und was vor einem Menschenalter nur für die Zwecke eines interessanten physikalischen Experiments gut war, findet heute für tausend praktische Bedürfnisse vorteilhafte Anwendung.

Auf dem Rasen von Chantilly.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von M. Rol.

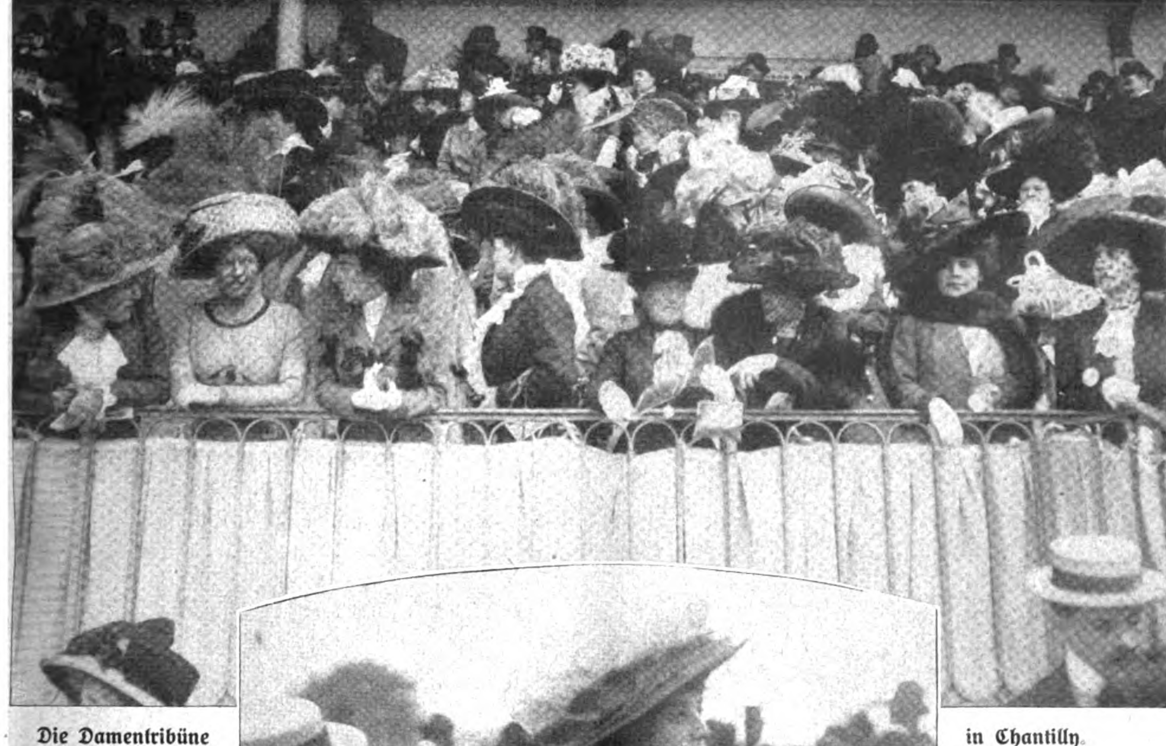
Wie oft schon grünten die Grasflächen vor den Wäldern, in denen einst die stolzen Familien der Condé und Montmorency mit einem Gastgefolge aus illustren Geschlechtern dem Wild nachjagten, und wie oft schon büßte dieser Rasen seine Frische ein unter den Millionen von feinbeschuhten und derbbesohlten Füßen und Füßchen einer Massenversammlung, die kaum noch an die ruhmreiche Vergangenheit dieses Stückchen Erde zurückdachte. Kaum ein anderer Ort in der Umgegend von Paris spricht eine so deutliche Sprache von dem „nivellierenden Einfluß der Zeit" als der Rasen von Chantilly. Einst vornehme Zurückhaltung und Abgeschlossenheit gegen



Englische Schneiderkleider aus Sommertuch.



Helle Musselinkleider mit Durchbruchstickerei.



Die Damentribüne in Chantilly.

die Berührung und Beeinflussung der großen Menge — heute der Tummelplatz einer Gesellschaft, die nicht nur ein äußerlich buntes Bild bietet. Alle Stände, vom aristokratischen Vollblutfranzosen bis zum Kleinkrämer, der ohne Rennplatzaufregungen in den dunkeln Winkeln seiner Behausung elend dahinvegetierte, begegnen sich in dem gemeinsamen Interesse des Pferdesports hier ebenso zwanglos wie die Dame von Welt und die von der Halbwelt. Auf den Tribünen schwatzen und lachen sie durcheinander, so hingenommen von dem Reiz der Stunde, daß die angeborene Freude am Gefallen wirklich zu schweigen scheint. Die grande toilette, die noch vor einem Jahrzehnt für die elegante Frau auf den Rennplätzen gewissermaßen Ehrensache war, ist ja bis auf wenige unrühmliche Ausnahmen verschwunden, und die Klage der Pariser Kleiderkünstler über den „herabziehenden" Einfluß des praktischen englischen Sportkostüms wird an dieser Stätte, die vor zwanzig Jahren der Brennpunkt des Luxus in seinem verschwenderischsten Glanz gewesen, vollauf bestätigt. Das Paletotkleid, das genre tailleur und genre trotteur, gilt geradezu als erste und einzige Note, und so weit geht das Verlangen, den sportlichen Charakter der großen Tage zu wahren, daß selbst die Mondaine sich lieber vom unscheinbaren Turfmantel umflattern läßt, als in prunkender Robe unter den Hunderten und Tausenden einherzuwandeln. Die vereinzelten Erscheinungen in luftigen und hellen Sommer-



Heller Turfmantel aus Leinenseide.



Piquékleid mit Pelzstola und Hahnenfederhut.

kleidchen heben die strenge Einfachheit der andern erst recht hervor, und nur wenn Jugend und Schönheit die Abkehr von den allgemein gültigen Gesetzen unterstützen, darf ein solches Wagnis unternommen werden. Was an Sondererscheinungen im Gewühl sich zeigt, wird mit jenem Mißtrauen betrachtet, das jede Absicht hervorruft. Der Takt, der in erster Reihe bei jeder Toilette zu Wort kommen sollte, darf selbst bei den Vorführungen der Schneiderstuben, die sich in dieser Saison in oft allzu augenfälliger Weise hervordrängten, nicht aufgegeben werden. Und so sind denn auch diese letzten Schöpfungen, die vorzugsweise auf eine Aenderung der engen faltenlosen Röcke abzielen, nicht ganz aus der Schlichtheit des Rahmens herausgeglitten. Die zaghaften Versuche, durch ganz neue, bisher noch nicht geäußerte Kostümideen den Geschmack und das Urteil weiter Kreise mit einem Schlag zu beeinflussen, werden allgemein als ancien régime empfunden. Die Welt schreitet vorwärts mit gewaltigen Schritten und entzieht die Frau der kleinlichen Zwangsherrschaft der gewollten Mode täglich mehr und mehr. Der Rest der Unselbständigkeit, von dem sie sich noch nicht befreien kann, beugt sich unter den Willen der Modistin — gegen die Ungeheuerlichkeit der Hüte wagt keine Frau sich aufzulehnen. Das beweisen die phantastischen Gebilde, die zu jeder Toilette getragen werden, und für die noch immer nicht die Stunde der Verabschiedung gekommen ist.

T. D.



Toilette mit faltenloser Prinzeßtunika.



Kaschmirkostüme mit verzierten Jackenüberkleidern.



Eine hygienische Sommerepistel.

Von Dr. A. Kurb.

Man neigt im allgemeinen zu der Ansicht, daß der Gesundheitzustand in der kalten Jahreszeit ein besserer sei als in der warmen. Das trifft aber nur unter bestimmten Voraussetzungen zu. Man wird, wenn man den Einfluß der Jahreszeit auf unser Befinden betrachtet, berücksichtigen müssen, daß es nicht sowohl das Wetter an sich, als vielmehr abnorme Witterungsperioden sind, die unsern Gesundheitzustand beeinflussen. In dieser Beziehung sind hohe Wärmegrade ebenso schädlich wie starke Kälte. Es gibt sogar viele, die unter der Sommerhitze ungleich mehr leiden als unter dem eisigen Hauch der Wintermonate.

Die Hitze macht schlaff, widerstandslos und leichtsinnig. Ja — leichtsinnig! Wir lassen uns mehr als sonst gehen, suchen den zugigen Hausflur oder irgendeine windige Ecke auf, setzen uns im Straßenbahnwagen oder im Omnibus mit Vorliebe in den stärksten Zugwind, reißen daheim alle Fenster und Türen auf — kurzum, wir trachten bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit danach, die erhitzte Körperoberfläche abzukühlen. Obendrein kleiden wir uns besonders leicht, wenn auch nicht immer zweckmäßig, und dabei erkältet man sich um so leichter, je schlaffer man ist, und je mehr unsere Widerstandskraft unter der lähmenden Einwirkung der Hitze gelitten hat. Und die Erkältung hat, wie sattsam bekannt ist, ihre Tücken. In der Vorstellung des Laien spielt sie seit alters her als Krankheitsursache die wichtigste Rolle, und auch die Aerzte würdigen heutzutage dieses enfant terrible nach Gebühr. Man nimmt allgemein — auf wissenschaftliche Einzelheiten braucht hier nicht eingegangen zu werden — an, daß die Erkältung den bösartigsten Bakterien den Boden zu ihrer Ansiedlung und Vermehrung ebnet. Die Gefahr einer solchen „Erkältungsinfektion" liegt um so näher, wenn scharfe Winde zu starker Staubentwicklung führen. Staub ist allenthalben, besonders aber da, wo Menschen dicht beieinander wohnen, Bazillenträger. Wahrscheinlich ist das gehäufte Auftreten von Schnupfen und Mandelentzündung an trockenen Sommertagen auf die Einatmung keimhaltigen Staubes zurückzuführen.

Wie die plötzliche Abkühlung der Körperoberfläche, so kann auch der unvorsichtige Genuß eiskalter Getränke in der heißen Jahreszeit nachteilig wirken. Wenn auch ein kühler Trunk bei 25 Grad durchaus nicht zu verachten ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß die allzu ergiebige Würdigung des bekannten Paragraph Elf häufig recht unliebsame Magendarmkatarrhe nach sich zieht. Vernünftige Menschenkinder nehmen zuerst stets nur einen kleinen Schluck von der kalten Flüssigkeit in den Mund und schlürfen ihn erst, nachdem er sich in der Mundhöhle etwas angewärmt hat. Die Mundhöhle ist weit weniger empfindlich gegen abnorme Temperaturgrade als der Magen. Auf der Reise, im Gebirge hüte man sich, das oft ganz abnorm kalte Quellwasser in hastiger Gier zu trinken; zum mindesten genieße man es mit etwas Kognak, Rum oder Wein versetzt. Besonders schädlich ist der Zusatz rohen Eises zu Limonaden, nicht nur wegen der abnorm niedrigen Temperatur, sondern auch wegen der tückischen Krankheitskeime, die nachgewiesenermaßen selbst in starrem Eise lebensfähig und gefährlich bleiben.

Sicherlich ist die Häufung von Magendarmkatarrhen in der warmen Jahreszeit zu einem guten Teil auf den unvernünftig gesteigerten und unzweckmäßigen Genuß kalter Getränke zurückzuführen. Freilich läßt auch die Beschaffenheit unserer festen Nahrung im Sommer manches zu wünschen übrig. Daß die Speisen unter dem Einfluß der Hitze leichter verderben, ist bekannt. Darum soll man auch in dieser Hinsicht so vorsichtig wie möglich sein und alle Speisen, die irgendwie verdächtig aussehen oder gar riechen, meiden. Das gilt nicht zuletzt vom rohen Obst. Ganz gewiß ist Obst ein gesundes Genußmittel, das bis zu einem gewissen Grad unsere Verdauung reguliert und dadurch auch „blutreinigend" wirkt; aber deshalb soll man sich beileibe nicht einfallen lassen, unreifes, minderwertiges oder halb verdorbenes Obst zu genießen. Auch vor einem Zuviel sei eindringlich gewarnt — sonst nimmt der leckere Schmaus ein Ende, das schließlich ein Ende mit Schrecken ist. Vor allem mache man es sich zum Grundsatz, niemals ungereinigtes Obst zu essen. Auf die Kerne der Früchte wird man — sofern der Magen nicht etwa auf weich gekochte Kieselsteine trainiert ist — ohne weiteres verzichten, obschon gerade Kinder eine merkwürdige Vorliebe für diese unverdauliche Delikatesse zu zeigen pflegen.

Auch sonst tut man gut, in puncto Essen weise Mäßigung und Zurückhaltung zu bewahren. Der Appetit pflegt bei heißem Wetter ohnedies etwas zurückzugehen, und instinktiv verringern wir gerade die feste Nahrung, um dem Körper kein überflüssiges Heizmaterial zuzuführen. Besonders Fett erzeugt bei seiner Zerlegung im Organismus reichlich Wärme. Mageres Fleisch, Eier, Mais, Gries, Reis und Gemüse, Salat, Mehlspeisen und Brot bilden die besten Grundlagen unserer Nahrung in der heißen Jahreszeit.

Doppelt vorsichtig wird man mit der Ernährung bei kleinen Kindern sein. Ist es doch gerade der Magendarmkatarrh der Säuglinge, der berüchtigte Brechdurchfall, der die Sommersterblichkeit wesentlich beeinflußt. Schon die einfache Erfahrungstatsache, daß die weitaus größte Anzahl der an Brechdurchfall leidenden Kinder künstlich genährt ist, weist deutlich darauf hin, daß die Ursache dieser Krankheit in einer unzweckmäßigen und fehlerhaften Ernährung zu suchen ist. Es kann nicht unsere Absicht sein, an dieser Stelle die wichtige, gerade in der jüngsten Zeit aktuell gewordene Frage der Säuglingsernährung aufzurollen und im einzelnen auf all die Verstöße und Fehler einzugehen, die auf diesem Gebiete von sorglosen oder nachlässigen Eltern und Pflegern begangen werden — aber immer wieder muß darauf hingewiesen werden, daß etwas mehr Verständnis, Gewissenhaftigkeit und — Sauberkeit gerade in den kritischen Tagen sommerlicher Gluthitze manch Unheil von der Kinderstube fernhalten würde.

Noch ein Wort über die Kleidung zur Sommerzeit! Im Kampfe gegen die Hitze spielt sie unstreitig eine der wichtigsten Rollen. Eng anliegende Kleider hindern die Wärmeabgabe nach außen, dunkle Stoffe saugen viel Wärme ein und teilen sie dem Körper mit. Darum möglichst weite, helle Kleidung! Um eine übermäßige Erhitzung des Körpers durch direkte Sonnenstrahlung zu verhüten, soll man breitrandige Hüte tragen oder



einen Schirm benutzen. Die Herren der Schöpfung, die ja unter der Hitze gerade so stark leiden wie das schwache Geschlecht, sollten dieses nützliche Requisit mehr, als dies gewöhnlich geschieht, gebrauchen. Auch der Fächer, der gleich dem Sonnenschirm als Attribut der holden Weiblichkeit gilt, sollte getrost von unseren Herren benutzt werden. Gerade im Kampfe gegen die Hitze tut dieser graziöse Windspender die besten Dienste.

Daß man — last not least — im Sommer viel mehr noch als im Winter für eine ergiebige Hautpflege durch kalte Waschungen, Duschen und Bäder zu sorgen hat, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Auch Kinder sollten beizeiten — freilich nicht etwa schon im ersten Lebensjahre — daran gewöhnt werden.

Bilder aus aller Welt.

Die „Schlaraffia Praga", die Allmutter der zahllosen Schlaraffenvereine, die ihren fröhlichen Mummenschanz an allen Ecken und Enden der Welt betreiben, hat jüngst ihr 50jähriges Jubelfest begangen. Die Jubilarin bekam von ihren Töchtern ein prächtiges Geschenk: sämtliche Schlaraffen der Welt stifteten ein wundervoll gesticktes Banner, das dem Prager Stammverein im Namen des Verbandes „Allschlaraffia" überreicht wurde.

Cleve, die schöne niederrheinische Stadt im äußersten Westen des Reiches, begeht in diesem Jahr die Feier ihrer 300jährigen Zugehörigkeit zur Krone Brandenburg-Preußen. Aus diesem Anlaß wird die Stadt im August den Besuch des Kaisers erhalten. Jüngst weilte eine Gruppe deutscher und holländischer Journalisten in Cleve, um in dieser herrlichen, sagenreichen Umgebung ein Frühlingsfest zu feiern.

Die Fürstin Teano, eine der schönsten Damen des italienischen Königshofes, hat diese Saison in London verlebt und durch ihre erlesene Schönheit und ihre feine Toilettenkunst in der englischen Gesellschaft das größte Aufsehen erregt.

Die Brüder Wright, die im vergangenen Winter und Vorfrühling in Europa wohlverdiente Triumphe gefeiert haben, sind auch in ihrer amerikanischen Heimat gefeiert worden, wie selten ein Prophet in seinem Vaterland. In Washington erhielten sie aus der Hand des Präsidenten Taft zu ihren Ehren geprägte goldene Medaillen im Wert von je 1000 Dollar. In seiner Ansprache betonte der Präsident, daß die beiden Flugtechniker ihre großen Erfolge auf typisch amerikanische Weise durch Beharrlichkeit errungen haben.

Frau Anna vom Rath, die hochverdiente Berliner Philanthropin und Kunstfreundin, feiert ihren 70. Geburtstag. Der Name der hochherzigen Dame ist durch eine Reihe großer, auf die Förderung der Volks- und Krankenernährung gerichteter Spenden bekannt geworden.

Ein Chopin-Denkmal soll in Warschau aus internationalen Mitteln errichtet werden.



Das Banner des Verbandes „Allschlaraffia". Vom 50jährigen schlaraffischen Jubelfest.



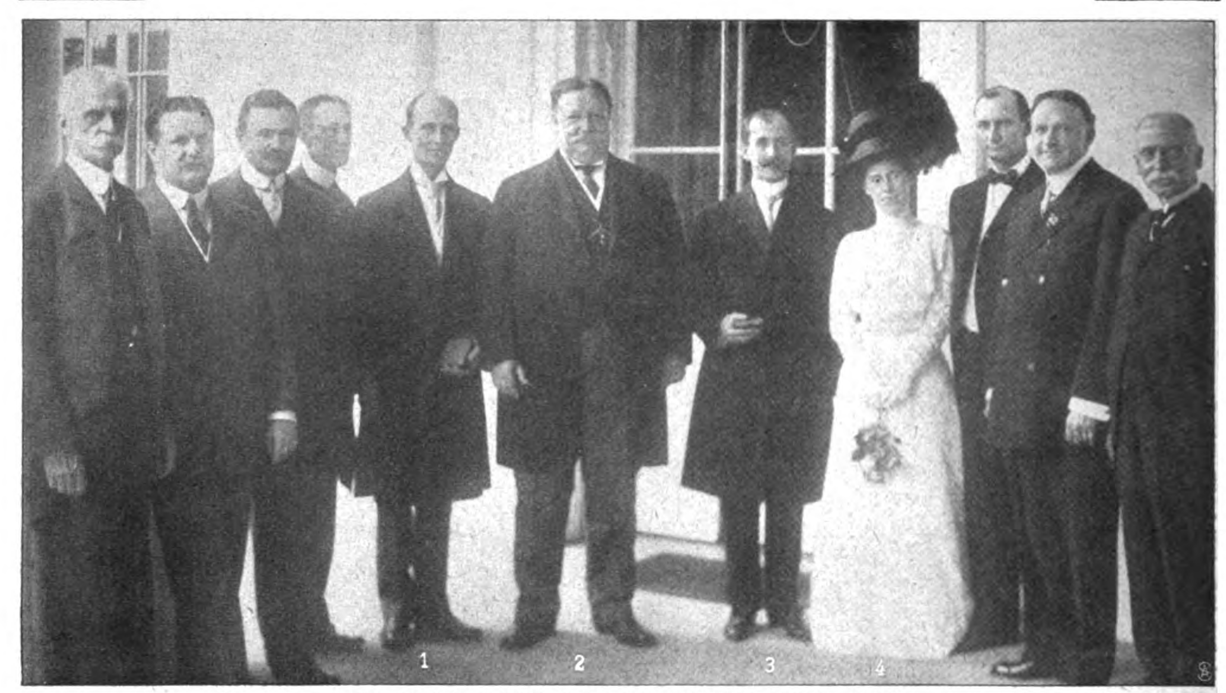
Vom Journalisten- und Frühlingsfest in Cleve: Die Festteilnehmer vor der Schwanenburg. Phot. Steiger.





Phot. Lallie Charles.

Prinzessin Teano, eine italienische Aristokratin,
deren Schönheit in der Londoner Gesellschaft außerordentliche Triumphe feiert.



1. Wilbur Wright. 2. Präsident Taft. 3. Orville Wright. 4. Katleen Wright. Phot. Thompson.

Von der Amerikareise der Gebrüder Wright: Die berühmten Aviatiker beim Präsidenten Taft.

Unweit von Warschau liegt der Geburtsort des großen Tondichters, Zelazowa Wola. Vor kurzem fand nun in Warschau eine Preiskonkurrenz für das projektierte Denkmal statt. Zur Jury wurden drei hervorragende auswärtige Bildhauer beigezogen: Bartholomé, Schöpfer des „Monument aux morts", Bourdel und Professor Ferrari. Ueber 60 Modelle wurden eingeschickt. Den Ersten Preis errang der von uns reproduzierte Entwurf des Krakauer Bildhauers W. Szymanowski. Er verbindet Originalität der Idee mit plastischer Schönheit der Silhouette. Der große Komponist sitzt unter einer Trauerweide und horcht dem Rauschen ihrer Blätter.

Der Berliner Gymnasial-Ruderverein „Askania", der aus Schülern des Askanischen Gymnasiums besteht, konnte jüngst sein fünftes Stiftungsfest feiern, das durch zwei Bootstaufen und eine interne Regatta auf dem Langen See bei Grünau begangen wurde. Am Abend beschloß die Preisverteilung und ein fröhliches Tanzkränzchen das schöne Fest des Vereins, der hoffentlich noch viele Generationen Berliner Gymnasiasten dem schönen Rudersport zuführen und dadurch ihre Kräftigung und Erholung bewirken wird.



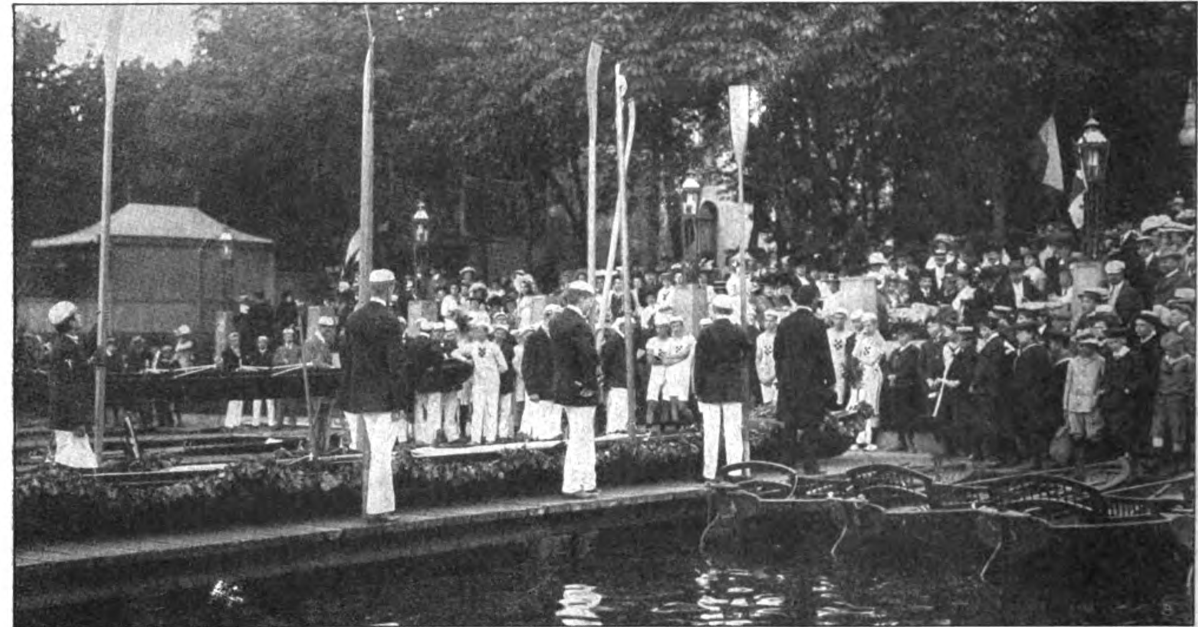
Frau Anna vom Rath, die bekannte Berliner Philanthropin,
feiert ihren 70. Geburtstag.

Am 25. Juni beging der Leipziger Universitätslehrer Geheimrat Prof. Dr. Paul Flechsig, einer der bedeutendsten Hirnanatomen und Psychiater der Gegenwart, das 25. Jubiläum seiner Tätigkeit als ordentlicher Professor an der Leipziger Fakultät, deren Lehrkörper er seit dem Jahre 1874 angehört. Prof. Flechsig erhielt seinerzeit sein Ordinariat auf Grund seines epochemachenden Werkes „Die Leitungsbahnen im Gehirn und Rückenmark des Menschen" (1876), das zuerst die Bahnen wies, die der Gelehrte in seiner großen Rektoratsrede über „Gehirn und Seele" (1894) weiter erschlossen hat. Am Tage seines Festes wurde dem Jubilar von seinen Schülern und Freunden außer einer Festschrift auch eine prächtige Bronzeplakette des Bildhauers Max Lange in Leipzig überreicht, die Flechsigs markante Züge trägt.

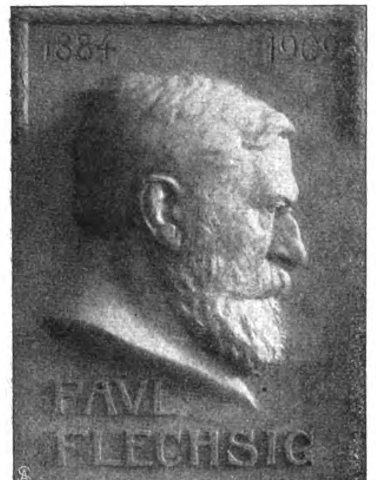
Die ehemalige Primaballerina des Kaiserlich Russischen Hofballetts Marja Rutkowska hat ihren fröhlichen Beruf mit einem anderen vertauscht, der zwar auch viel Gewandtheit erfor-

Chopin unter der Trauerweide.

Ein Chopin-Denkmal für Warschau: Der zur Ausführung bestimmte Entwurf von Szymanowski.



Vom fünfjährigen Stiftungsfest des
Berliner Gymnasial-Rudervereins „Askania“:
Taufe eines Bootes.



Phot. Perscheid.
Plakette für Geh. Rat Dr. Flechsig.
Zu seinem 25jährigen Professorjubiläum.

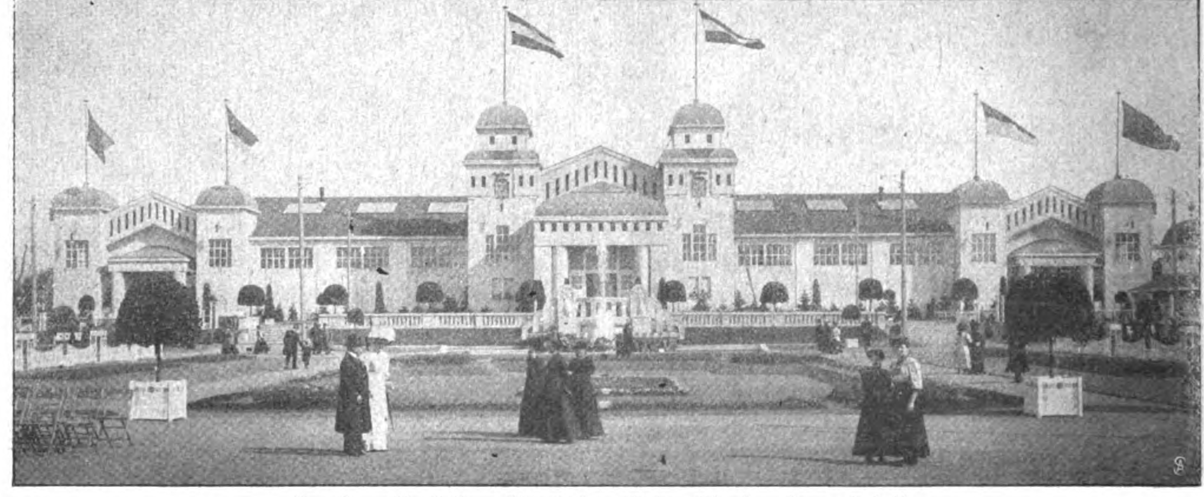
dert, aber ernster und — langweiliger ist. Die Extänzerin hat die Zeit, die seit ihrem Abgang von der Bühne verstrichen ist, mit juristischen Studien ausgefüllt. Mehr: sie hat rite alle Examina abgelegt und gedenkt sich nun in der Schweiz als Rechtsanwalt niederzulassen.

Die Wiesbadener Ausstellung dieses Jahres ist schon als architektonische Anlage sehenswert. Eine Reihe bequemer und zugleich ästhetisch vollendeter Ausstellungshallen enthält die ausgestellten Objekte. Eins der schönsten und zweckmäßigsten Gebäude ist die nach den Plänen des Architekten Bernhard Korn erbaute Hauptgewerbehalle, ein imposanter Bau von 90 Meter Frontlänge und einem Bodenflächenraum von 4700 Quadratmeter. Dort sind die in 19 Gruppen geordneten Erzeugnisse der verschiedensten heimischen Gewerbe untergebracht.

Der Dirigent beim 22. Nationalen Sängerfest in Neuyork, dessen Porträt wir in der letzten Nummer der „Woche“ brachten, heißt nicht Karl Stein, sondern Karl Hein.



Von Terpsichore zur Themis:
Primaballerina Marja Rutkowska,
absolvierte ihre juristischen Studien.



Von der „Ausstellung Wiesbaden 1909“: Die Hauptgewerbehalle.

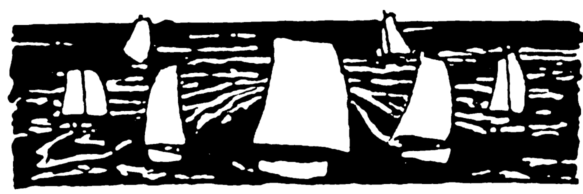
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 28. Berlin, den 10. Juli 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.



Die sieben Tage der Woche.

1. Juli.

Die Türkei weist in einer scharfen, an die türkischen Vertreter im Ausland gerichteten Note auf die kriegerische Haltung Griechenlands hin.

Professor Hergesell teilt in Kiel dem Kaiser mit, daß er mit dem Grafen Zeppelin eine Erforschung der arktischen Regionen mit Hilfe des Zeppelinschen Luftschiffs plane. Der Kaiser übernimmt das Protektorat über das Unternehmen.

Der indische Student Madar Lal Dhingra erschießt den Oberst im Indischen Amt Sir William Curzon-Willie. Der Mord wird als der erste einer geplanten Serie terroristischer Taten angesehen.

2. Juli.

Die persische Regierung droht in einem Manifest die Verhängung des Belagerungzustandes über Teheran an.

Nach zehntägiger Gefangenschaft im Innern des eingestürzten Bruggwaldtunnels bei St. Gallen wird der italienische Arbeiter Pedersoli (Abb. S. 1185) gerettet.

3. Juli.

In Berlin treten die Parteitage der Freisinnigen Vereinigung, der Freisinnigen Volkspartei und der Nationalliberalen Partei zusammen.

Der Reichstag beschließt bei der Beratung der Branntweinsteuer, das Kontingent mit den sogenannten Liebesgaben aufrechtzuerhalten. Der vorgeschlagene Zoll und die Steuer auf Parfümerien werden einstimmig abgelehnt.

In Genf wird die 400. Wiederkehr des Geburtstages des Reformators Calvin durch einen großen Festakt gefeiert.

4. Juli.

Das Reichsluftschiff „Zeppelin I" trifft nach seiner langen unfreiwilligen Rast bei Biberach glücklich an seinem Bestimmungsort Metz ein (Abb. S. 1179).

Die Parteitage der Nationalliberalen und der Freisinnigen billigen einstimmig die Haltung ihrer Reichstagsfraktionen.

Das russische Kosakenkommando wird bei Keretsch von den persischen Nationalisten angegriffen und in die Flucht geschlagen.

5. Juli.

Die türkische Deputiertenkammer beschließt, den 23. Juli, den Tag der Einführung der Verfassung, als nationalen Festtag zu feiern.

Die Endstrecke der neuen Tauernbahn wird in Gegenwart des Kaisers Franz Josef feierlich eröffnet.

In Alt-Moabit beginnt der Prozeß gegen den des Meineides beschuldigten Leiter des Preßdepartements im Auswärtigen Amt Geh. Legationsrat Dr. Hammann.

6. Juli.

Zwischen dem Bundesrat und der Reichstagsmehrheit kommt ein Kompromiß über die Besitzsteuern zustande.

Fürst Bülow verabschiedet sich von den in Berlin weilenden Ministern der Einzelstaaten.

Der Geheime Legationsrat Dr. Hammann wird von der Anklage des Meineids freigesprochen.

In Gnesen begründet eine von Tausenden von Bauern besuchte Versammlung einen Deutschen Bauernbund.

In der „Humanité" veröffentlicht der russische Revolutionär Burtzew neue Enthüllungen über die russische Polizei, insbesondere über den Polizeichef Grafen Hartling.

7. Juli.

Vor dem Schwurgericht des Berliner Landgerichts I beginnt der Meineidsprozeß gegen den Fürsten Philipp zu Eulenburg.

Fünfundzwanzig albanesische Abgeordnete veröffentlichen im Konstantinopler Staatsanzeiger eine Erklärung, die die Existenz angeblicher Separationsgelüste Albaniens entschieden leugnet.

▫ ▫ ▫

Sprachgefühl.

Von Ludwig Fulda.

Ein Gefühl im Gegensatz zu einem Wissen — damit meinen wir eine individuelle Gabe, die sich nicht erlernen, ja kaum definieren läßt. Unter Sprachgefühl verstehen wir demnach einen Sinn für die Sprache, der angeboren und instinktiv der Sprachkenntnis zu Hilfe kommt oder über sie hinausgeht. Denn überall da, wo es sich nicht nur um Kennen, sondern um Können handelt, auf der ganzen ansteigenden Linie zwischen Fertigkeit und Kunst, machen wir die immer wiederholte Erfahrung, daß es mit der Richtigkeit allein noch lange nicht getan ist, daß die Korrektheit, die Fehlerlosigkeit nur negative Vorzüge sind, denen sich erst noch positive gesellen müssen, wenn überhaupt etwas geleistet werden soll.

Auf dem Gebiet der Sprache sind freilich schon diese negativen Vorzüge verhältnismäßig selten. Es scheint uns beinah selbstverständlich, daß fehlerfreies Sprechen und Schreiben der eigenen Muttersprache zu den Privilegien der höheren Bildung gehört, und unleugbar schützt sogar diese nicht immer vor Entgleisungen. Wenn selbst große Gelehrte zuweilen ihre außerordentlich guten Ideen in außerordentlich schlechtes Deutsch hüllen, so kann es nicht wundernehmen, daß im praktischen Verkehr die Menschen unserer hastigen Zeit mehr Wert

darauf legen, daß man sie richtig versteht, als daß sie sich richtig ausdrücken. Aber so gröblich ein feines Ohr durch jeden Schnitzer beleidigt wird, so wenig wird es durch die bloße Abwesenheit aller Verstöße gegen Grammatik und Stilistik zufriedengestellt. Wie oft wird der Zuhörer oder der Leser von der sprachlichen Form einer Rede oder einer Schrift gepeinigt und abgeschreckt, ohne daß er auf Verlangen imstande wäre, Versündigungen gegen irgendeine bestimmte Regel nachzuweisen. Er wird vielmehr das, was ihn verletzt, nur im allgemeinen bezeichnen können als einen Mangel an Sprachgefühl. Womit er eben etwas vermißt und fordert, was jenseit aller Regeln liegt; etwas, wovon ihm nur die Wirkung ins Bewußtsein tritt, während die Ursache ihm geheimnisvoll verschleiert bleibt.

Sprachrichtigkeit ist Sache des Studiums, des Fleißes, der Gewissenhaftigkeit. Sprachgefühl ist Sache der Begabung, ist ein künstlerisches Verhalten der Sprache gegenüber und darum wie alles Künstlerische ein Talent. Man besitzt es, oder man besitzt es nicht. Man kann es im letzteren Fall mit aller redlichen Mühe sich nicht aneignen; aber man kann es im ersteren in sich pflegen und ausbilden, kann die natürliche Anlage mehr oder weniger vervollkommnen. Gegenstand der Betrachtung kann daher nicht sein, wie es zu erwerben ist, sondern nur, wie es sich äußert.

Am elementarsten bekundet sich zunächst das Sprachgefühl in dem inneren Gehör, will sagen, in der Fähigkeit, eine Wortfolge, bevor man sie ausspricht oder niederschreibt, auf ihren Klangwert zu prüfen. Die Sprache ist ein Verständigungsmittel durchs Ohr. Unser Gehörsinn vernimmt Laute, die, abgesehen von ihrer Bedeutung, rein sinnlich genommen, einen angenehmen oder unangenehmen Reiz auf ihn ausüben. Das gilt keineswegs nur von der Rede, sondern ebenso von der Schrift. Wir lesen zwar mit den Augen, aber die gelesenen Worte werden uns nur dadurch bewußt, daß sie gleichzeitig in unserem Ohr anklingen. Die Sprachrichtigkeit nimmt keine Rücksicht darauf, ob dieser Klang als schön oder häßlich empfunden wird. Das Sprachgefühl aber strebt unwillkürlich nach Wohllaut. Es läßt sich bei der Wahl der Worte und bei ihrer Zusammenfügung mitbestimmen durch die Vermeidung von Härten, von Dissonanzen, von plumpen, grotesken oder komischen Lautkombinationen. Wer ist noch nicht beim Sprechen über seine eigene Zunge gestolpert infolge einer ungeschickt angeordneten Lautreihe? Unser geliebtes Deutsch legt uns besonders häufig derartige Fallen durch die leicht eintretende Ansammlung mehrerer, hintereinander nur mühsam sprechbarer Konsonanten und türmt damit vor den Anforderungen des Wohllauts manchmal unübersteigliche Hindernisse auf. „Wie schien mir's schwarz, und schwärzt's noch gar", sagt Goethes Gretchen, zum Beweis, daß sogar der Großmeister des deutschen Sprachgefühls einmal über ein solches Hindernis nicht hinweggekommen ist. Oder wenn ein moderner Lyriker ein einsames Grab zu schildern sucht mit dem Vers „Kaum Zweie wissen wessen", so hat sein inneres Gehör diesem stimmungmordenden Klangscherz gegenüber versagt. Und gerade die Lyrik lebt ja vom Wohllaut. In ihr erhebt sich das Sprachgefühl zur Schöpfung der Sprachmusik. Es schafft schon in ältesten Zeiten aus sich heraus den Rhythmus, den Vers, den Reim, die Alliteration, die Tonmalerei — lauter Mittel, um den akustischen Zauber der Sprache zu erhöhen, um den Gehalt mit dem Klang zu vermählen und dadurch für immer in unser Gedächtnis zu schmeicheln. Aber auch in der Prosa spielt dieses akustische Moment eine nicht zu unterschätzende Rolle. Wir folgen als Zuhörer oder Leser williger, frischer, aufnahmefähiger, wenn der Tonfall auf feiner Wage abgewogen ist, wenn die Satzteile ebenso wie die einzelnen Sätze eine rhythmische Gliederung aufweisen. Nicht umsonst spricht man von dem schönen Fluß einer Rede; mit dem gleichen Recht könnte man im umgekehrten Fall von ihrem garstigen Strudel sprechen.

Neben dieser sinnlichen Form der Sprache gibt es aber noch eine geistige. Wir alle wissen, daß unsere Empfänglichkeit für einen Gedanken von der Art seiner Formulierung entscheidend beeinflußt wird. Man nennt das mit gutem Grund „ihn in Worte kleiden". Denn tatsächlich ist die Sprache ein Gewand, das für den Gedanken nach Maß zugeschnitten werden soll, und das dann je nachdem entweder ihm wie angegossen sitzt oder entstellend, vermummend um ihn herumschlottert. In dieser Zuschneidekunst besteht ein weiteres wichtiges Ateliergeheimnis des Sprachgefühls. Wem es nicht verliehen ward, der wird unter Umständen den einfachsten Sinn so unglückselig herausstaffieren, daß niemand in dieser Harlekinstracht ihn wiedererkennt. Dagegen bewundern wir bei den Meistern das unnachahmliche Geschick, höchst verwickelten Denkprozessen und äußerst entlegenen Problemen eine so zwingende sprachliche Gewandung zu geben, daß wir alte Bekannte in ihnen zu begrüßen wähnen. Denn es ist der höchste Triumph eines Denkers, wenn er uns eine neue Gedankenreihe so vertraut zu machen weiß, daß wir darauf schwören, wir selbst hätten sie schon geradeso oder ähnlich gedacht. Und was sind Zitate anderes als Gedanken, die ein erlesenes Sprachgefühl mustergültig angekleidet hat, und die wir deshalb nun ein für allemal in ihrer anerkannten Uniform ins Treffen schicken?

Aber die Sprache ist nicht nur dazu da, um Gedanken auszudrücken. Es ist auch ihre Aufgabe, Anschauungen zu vermitteln oder Stimmungen zu wecken, unsere Einbildungskraft zu beschäftigen oder unser Gemüt in Wallungen zu versetzen. Sie wendet sich darstellend an unsere Phantasie oder überredend, aufstachelnd an unseren Willen. Beidemal bedarf sie, um ihrem Zwecke genug zu tun, der Farbe. Jedes Wort muß gleichsam ein Pinselstrich sein, damit auf koloristischem Wege in uns ein bestimmtes Bild erzeugt oder ein bestimmter Seelenzustand ausgelöst wird. Die Färbung der Sprache kann düster oder licht, grau oder rosig, frostig oder glühend, zart oder streng, karg oder üppig sein. Damit jedoch jedesmal die rechte Mischung zustande komme, dazu muß schon die Palette in lückenloser Vollständigkeit alle Nuancen enthalten. Unbildlich gesagt, zu einer farbigen Sprache gehört Sprachreichtum, gehört die freie Verfügung über sämtliche vorhandene Möglichkeiten. Ich glaube, die meisten Menschen würden erschrecken, wenn man ihnen die Zahl der Wörter vorrechnete, über die sie in mündlichem und schriftlichem Gebrauch gebieten, mit denen sie ihr ganzes Leben hindurch auskommen. Sie würden erschrecken über ihre Spracharmut. Auch hier trennt ein ungeheurer Abstand den Bettler vom Krösus. Während jener mit seinen paar Pfennigen zu notgedrungener Sparsamkeit verdammt ist, füllt sich diesem auch bei ver-



schwenderischster Laune der Säckel immer aufs neue aus dem fürstlichen Ueberfluß seiner Schatzkammer. Während jener froh ist, seine Blöße bedecken zu können, kann dieser nach Herzenslust Schmuck und Geschmeide zur Schau tragen. Wählen können zwischen einem Dutzend von Ausdrucksweisen, die alle zur gleichen Zeit sich anbieten, und dann mit sicherer Hand die herausgreifen, die zu dem ganzen Gemälde am besten paßt — das bleibt allein dem Sprachgefühl vorbehalten. Und indem es diese Kunst souverän ausübt, erhebt es sich zum Stilgefühl.

Das vieldeutige und vielgedeutete Wort Stil soll hier nicht zergliedert werden. Das würde mich zu weit führen. Aber daß die Stilreinheit und Stileinheit der Sprache nur durch instinktive Sicherheit gewährleistet werden kann, leuchtet wohl unmittelbar ein. Bewußtes, verstandsmäßiges Streben schadet hier mehr, als es nützt. Wie ein Mensch, dem das Benehmen und Auftreten der feinen Gesellschaft nicht in Fleisch und Blut übergegangen ist, auch bei peinlichster Nachahmung sich jeden Augenblick verraten würde, so kommt der unberufene Stilist trotz fortwährender Selbstkontrolle unausbleiblich zu Fall. Ein einziges Wort unter Tausenden, das gewissermaßen zu einer anderen Tonart gehört und darum gerade hier eine falsche Note anschlägt — und der Stil des Ganzen ist so gründlich zerstört, als wenn auf einen griechischen Tempel ein gotisches Dach gestülpt würde. Die geniale Unart Heinrich Heines hat derartige Stilsprengungen oft genug aus mutwilliger Absicht vorgenommen; unfreiwillige Belege dafür findet man täglich in Hülle und Fülle. Anderseits verfügt die Sprache für den, der den Schlüssel hat, über ein großes Arsenal an Stilmitteln, die man in ihrer Gesamtheit — um bei der musikalischen Analogie zu bleiben — mit der Instrumentation vergleichen kann. Das Gefühl muß entscheiden, wo Flöte oder Posaune, Harfe oder Trommel am Platze ist. Glauben wir nicht leise Harfenklänge zu vernehmen in dem Goetheschen Vers: „Nacht ist schon hereingesunken"? Und wenn wir die wundersame Wirkung analysieren, wodurch finden wir sie erzielt? Einfach durch die Weglassung des Artikels. Man setze ein „die" davor, und der ganze Zauber ist verwischt.

Für nicht ganz identisch mit dem Stilgefühl halte ich eine Gabe, die mir am besten mit Sprachtakt bezeichnet scheint. Ein Beispiel soll deutlich machen, was ich darunter verstehe. Die deutsche Sprache hat das sonderbare Mißgeschick, daß mehrere der wesentlichsten Benennungen des weiblichen Geschlechts grammatikalisch zum sächlichen Geschlecht gehören: das Weib, das Mädchen, das Fräulein, das Frauenzimmer. Daraus können sich recht drollige Konsequenzen ergeben. Denn sobald man mit Bezug auf das Hauptwort das Fürwort setzt, tituliert man die betreffende Dame korrekterweise mit „es" und im Dativ sogar mit „ihm". Ich erinnere mich, einmal in einem sehr ernsthaften Buch gelesen zu haben, daß „sie ihm herzlich zugetan war" — nämlich „sie", die berühmte Persönlichkeit, „ihm", dem jungen Mädchen. Also eigentlich er ihr. Von der entsetzlichen Zusammenstellung „Ihr Fräulein Tochter" ganz zu schweigen. Aber jedesmal gibt es mir einen Ruck, wenn ich lese: „Er liebte es leidenschaftlich" (das verführerische Weib) oder „Ihm wurde übel von ihm mitgespielt" (von dem treulosen Frauenzimmer). Allen solchen Wendungen wird der Sprachtakt behutsam aus dem Wege gehen; er wird der grammatikalischen Genauigkeit zum Trotz dem Sinn nach die weibliche Form des Fürworts anwenden; der junge Mann erklärte dem Fräulein seine Liebe und küßte nicht „es", sondern „sie"! — Leider gefällt sich unsere modernste Umgangsprache darin, den Sprachtakt auf Schritt und Tritt noch viel schlimmer zu verletzen; ja, man kommt sich besonders jovial oder geistreich vor, wenn man die geschmackwidrigsten Unarten oder Bummeleien geflissentlich in Umlauf bringt. Der Zeitgenosse z. B., der für den Oberkellner die Abkürzung „Ober" erfand, hat damit an dem Genius der deutschen Sprache ein Attentat verübt, das seitdem alltäglich von jung und alt mit innigem Behagen wiederholt wird.

Bei seinen bisher genannten Betätigungen schien das Sprachgefühl der Sprache als einer festen, ein für allemal gegebenen Größe gegenüberzustehen, einer Materie, die ihm den Stoff zu seinen Gebilden bot, ohne selbst der Veränderung, der Vermehrung oder Verminderung zugänglich zu sein. In Wirklichkeit aber ist die Sprache ein Organismus und als solcher wie alles Lebendige der ununterbrochenen Entwicklung, der fortwährenden Wandlung unterworfen. Nur daß diese Entwicklung, diese Wandlung sich langsam und allmählich vollzieht und daher erst nach geraumer Zeit augenfällig wird. Ein Blick in die ältere Literatur enthüllt uns — und zwar um so deutlicher, je weiter wir Blatt um Blatt zurückschlagen — die erstaunliche Umgestaltung, die unsere Sprache in verhältnismäßig wenigen Jahrhunderten erlitten hat. Nur fünfzehn Generationen rückwärts, und es würde uns schon erhebliche Mühe verursachen, unsere leiblichen Vorfahren zu verstehen; sogar die Söhne entdecken bereits in der Redeweise der Väter einzelne Worte und Wendungen, die ihnen als altmodisch, verstaubt und zopfig vorkommen, und die sie selbst noch zu gebrauchen sich scheuen würden. Es wäre ein ebenso absurder wie fruchtloser Versuch, die Sprache auf irgendein früheres Stadium ihrer Entwicklung zurückschrauben zu wollen; nicht minder töricht wäre jedoch die Annahme, daß sie mit ihrem augenblicklichen Stand ans Ziel gelangt sei, und daß die Enkel unserer Enkel unser Deutsch nicht ebenso veraltet finden werden wie wir das der Großväter unserer Großväter. Wie geht nun diese Wandlung vor sich? Wie kann sie überhaupt noch vor sich gehen, sobald es ein Schrifttum, eine Grammatik und ein Lexikon gibt, also eine festgelegte, allgemein approbierte und allgemein respektierte Sprachrichtigkeit? Die Wandlung geht dennoch vor sich, ihr zum Trotz, und zwar zunächst ganz unmerklich, gleichsam unterirdisch. Da und dort entsteht, man weiß nicht wie, in der Form, im Ausdruck, in der Satzfügung ein vom Hergebrachten abweichender Gebrauch, den man bei seinem ersten Auftauchen nicht anders als unerlaubt und ketzerisch heißen kann. Aber nichtsdestoweniger kehrt er wieder, immer häufiger, immer regelmäßiger; man ertappt sich darauf, daß man ihn halb widerwillig adoptiert, und zu guter Letzt, wie durch stillschweigende Uebereinkunft, betrachtet man ihn als einwandfrei, als selbstverständlich, als allein zulässig, während das ursprünglich Richtige, an dessen Platz er sich gedrängt hat, seine Geltung verliert und in die Rumpelkammer verwiesen wird. Wenn man so will, besteht also unsere ganze heutige Sprache aus lauter einstigen Fehlern. Ein Beispiel. Wie alle deutschen Zeitwörter bildete auch das Wort „essen" sein Partizip der Vergangenheit durch die vor den Stamm gesetzte Vorsilbe „ge":



ge-essen, oder kontrahiert: gessen. Wer daher zuerst, indem er die Vorsilbe in dieser verkürzten Form nicht mehr erkannte und daher zum zweitenmal davorsetzte, „gegessen“ gesagt hat, der beging zweifellos einen Schnitzer. Der Schnitzer wurde aber im Lauf der Zeit die Regel, und es wird heute niemand mehr einfallen, außer im Dialekt und in altertümelnder Poesie, die grammatikalisch allein korrekte Form „gessen“ anzuwenden.

Bei diesem Sachverhalt könnte man mit Fug die Frage aufwerfen, welche letzte Instanz denn überhaupt das jeweilig Richtige feststellt. Denn in dem unaufhaltsamen Fluß der Entwicklung kann ja gestern noch richtig gewesen sein, was heute schon falsch ist, und umgekehrt. Wo ist der Führer, der uns mit stetiger Sicherheit geleiten kann auf der schmalen Mittelstraße zwischen dem Alten, das außer Kurs gesetzt, und dem Neuen, das noch nicht zur vollen Herrschaft gelangt ist? Nun denn, einen solchen Führer besitzen wir nicht etwa in der Sprachmeisterei, die, wo sie absolutistisch auftritt, das treibende, sprießende Gezweig der Sprache erstarren und versteinern läßt, sondern einzig und allein in dem Sprachgefühl. Nur dieses unbewußte Orakel kann richten, ob ein verdorrender Ast wieder grünen wird oder abgesägt werden muß; ob ein neu hervorsprießendes Reis aus dem uralten Stamm erwuchs oder einem schädlichen Parasiten angehört. Nur im Sprachgefühl besitzen wir den untrüglichen Gradmesser dafür, ob die notwendige Weiterbildung die Symptome der Gesundheit oder der Krankheit zur Schau trägt, und zugleich das sichere Korrektiv, durch das jede Verirrung schließlich wieder auf den rechten Weg zurückgelenkt wird.

Aber die Sprache entwickelt sich noch auf eine andere Weise. Nämlich nicht nur durch die unaufhörliche, sachte Verschiebung des Sprachgebrauchs, sondern auch durch die spontanen Erweiterungen ihres Gebietes, die plötzlichen Bereicherungen ihres Besitzstandes, die sie einzelnen begnadeten Persönlichkeiten zu verdanken hat. In diesen gelangt das Sprachgefühl zu seiner höchsten Mission, indem es nicht nur auswählend, überwachend, wegweisend sich kundgibt, sondern erobernd und schöpferisch. Als solche kühnen Pioniere, solche sieghaften Mehrer des Reiches haben sich von jeher unsere großen Dichter und Schriftsteller offenbart. Die starke Eigenart, die ihre Größe bedingt, fordert einen eigenartigen Ausdruck, und sobald sie, zunächst aus rein individuellem Bedürfnis, nach ihm suchen, holen sie aus der gegebenen Sprache Energien und Möglichkeiten heraus, die man vorher weder gekannt noch geahnt hat. Weil sie aber damit dem Genius der Sprache nur als auserwählte Werkzeuge dienen, oder besser gesagt, weil dieser selbst sich in ihnen verkörpert, darum wird das, was auf den ersten Blick als gewagte Neuerung und Absonderlichkeit erscheint, merkwürdig rasch Allgemeingut. Bekanntlich führt man die Entstehung des Neuhochdeutschen auf ein einziges literarisches Werk, auf Luthers Bibelübersetzung zurück, und mit dem gleichen Recht darf man das Deutsch, das wir heute sprechen, als die Schöpfung unserer Klassiker bezeichnen. Doch auch sie waren weit entfernt, der Sprache eine endgültige Form vorzuschreiben, ihr auf der Höhe, auf die sie von ihnen geführt worden ist, Halt zu gebieten. Im Gegenteil, je lebendiger und je fruchtbarer das Sprachgefühl in den erlesenen Geistern eines Volkes waltet, desto sicherer ist diesem neben der Reinhaltung seiner Muttersprache auch deren gedeihliche Fortbildung verbürgt.

In der Wandelhalle des Reichstags.

Aus dem Brief eines Provinzialen an seine Frau.

„. . . Also Freund R. meinte, wenn ich die Abgeordneten mir ordentlich betrachten wollte, müßte ich in der Wandelhalle des Reichstags Posto fassen und nicht auf der Tribüne, von der aus man mit Sicherheit eigentlich nur den Haarwuchs der Herren oder die Stelle, wo er sich einmal befunden hat, erkennen könnte. Wir stellten uns daher in der Halle auf, die gerade sehr belebt war, und die ich deshalb als eine Art Klärbassin der Meinungen, die während der Debatte im Saal durcheinandergerührt worden waren, anzusehen geneigt war. ‚Mitnichten‘, sagte R., ‚sie haben diesen alkoholfreien Erfrischungsraum so zahlreich aufgesucht, weil da drin einer eine Rede zum Fenster hinaus hält, d. h. eine Rede, die nicht angehört, sondern nur gedruckt werden soll.‘ Ich sah nun verschiedene Volksvertreter mit bewölkter Stirn in dieser Stoa hin und her spazieren und äußerte die Vermutung, daß sie mit ihren Begleitern wohl politische oder philosophische Probleme erörterten. Unser Freund lachte und meinte, die Herren setzten den Bittstellern auseinander, sie könnten ihnen beim besten Willen kein Tribünenbillett mehr verschaffen. Nun wollte ich wissen, wer der kleine Herr mit dem gestutzten Vollbart wäre, der in der straffen Haltung eines Offiziers vorüberging. Da hättest Du R. sehen sollen: er wurde ganz Respekt, schien geistig die Hacken zusammenzunehmen und flüsterte ‚von Heydebrand und der Lasa‘. So, das war der ungekrönte König der Deutschkonservativen, der Mahaut seiner Partei. Er soll von vornherein der Erfindung des Blocks kritisch gegenübergestanden haben. Du erinnerst Dich wohl noch des Bechers aus Hartglas, der uns geschenkt wurde; den konnte man auf die Erde schmettern, ohne daß er zerbrach, und eines Tags zerstiebte er doch, als Du heißen Punsch hineingossest, in Atome — es war eben eine unvollkommene Erfindung gewesen, genau wie der Block. Dann wurden mir noch drei andere Fraktionsgenossen des Herrn v. Heydebrand gezeigt, der Frhr. v. Richthofen-Damsdorf, Graf Westarp und Dr. Roesicke, der eigentlich nur Hospitant der Partei, sonst aber Vorsitzender des Bundes der Landwirte ist. Du hast ihre Namen gewiß in den Berichten über die Reichsfinanzreform gelesen und wirst wissen, daß Du ihnen für die Ablehnung der Parfümeriesteuer dankbar sein mußt. Den Fürsten Hatzfeldt, der hier einen Augenblick auftauchte, kennst Du ja von Breslau aus, als er noch Oberpräsident von Schlesien und noch nicht Herzog zu Trachenberg war. Er gehört der Reichspartei an wie der weißbärtige Frhr. v. Gamp-Massaunen, den ich neulich einmal reden hörte, einen gewandten Debatter mit unverkennbarem ostpreu-



tzischem Dialekt, der sich durch keinen Zwischenruf verblüffen ließ. Er ist als früherer vortragender Rat im Handelsministerium aus der Schule Bismarcks hervorgegangen. Wir leben in nachbismarckischer Zeit und sind, wie R. bemerkte, Epigonen. Aber mir scheint, daß man mit dem Epigonentum eine falsche Vorstellung verbindet, denn richtig definiert ist der Epigone ein Mann, der etwas zustande bringt, was sein Herr Vater nicht hat zustande bringen können. ‚Also das parlamentarische Regime', warf mir R. höhnisch ein, wobei er auf den durch die neue Parteigruppierung bewirkten Rücktritt Bülows hinwies und mich auf den Führer des Zentrums, den Frhrn. v. Hertling, aufmerksam machte. Weißt Du, den hätte ich auch eher für einen Gelehrten gehalten. Dabei ist er Reichsrat der Krone Bayerns und wird von der Reichsregierung gelegentlich zu diplomatischen Missionen benutzt.

„Ob er wirklich den Ton der Zentrumsglocke angibt, weiß man nicht recht, da der Klöppel nicht zu sehen ist. Dann ging an uns Herr Spahn, früher Reichsgerichtsrat, jetzt Oberlandesgerichtspräsident in Kiel, vorüber. Da er seine Garderobe abgelegt hatte, war es mir nicht möglich, festzustellen, ob er mit einem Zylinder oder einem Schlapphut in den Reichstag gekommen war. Die politischen Wetterpropheten pflegten früher aus der Art seiner Kopfbedeckung Schlüsse auf regierungsfreundliches oder oppositionelles Zentrumswetter zu ziehen. Vielleicht führt jetzt die neue Blockverbindung als Erkennungzeichen den Zylinder ein, etwas Aehnliches ist ja in Schweden zur Zeit der Hüte und Mützen schon dagewesen, und wir würden dann auch Herrn Müller-Fulda, das eigentliche Finanzorgan des Zentrums Herrn Erzberger und Herrn Heim, die im Verdacht demokratischer Neigungen stehen, unter dem Zeichen der schwarzen, spiegelblanken Blockangströhre erblicken. Herr Erzberger, der Württemberger, hatte es übrigens eilig, und R. bat mich, mir diesen Augenblick fest einzuprägen; es käme sehr selten vor, daß dieser Benjamin des Reichstags gerade keinen Artikel schriebe. Seine Stellung innerhalb seiner Partei ist nicht weniger angefochten als die Heims, dessen Kämpfe sich mehr in der Sphäre des bayrischen Landtags abspielen, ohne seinen urwüchsigen Humor, seine Schlagfertigkeit und Volkstümlichkeit zu beeinträchtigen.

„Die deutsche Freisinnige Volkspartei sieht seinen engeren Landsmann, den Franken Dr. Müller-Meiningen, seines Zeichens Landgerichtsrat, als einen ebenbürtigen Gegner an, und ein Rededuell mit den Waffen des Witzes zwischen diesen beiden — erinnere Dich an die Verhandlung über die Erbschaftssteuer — ist dem Reichstag eine angenehme Abwechslung in der Sahara der Sachlichkeit. Ich hatte gerade den Abgeordneten Dr. Pachnicke ins Auge gefaßt, um zu prüfen, ob der Naturfehler des Nichtmecklenburgerseins, wegen dessen er sich neulich vor versammeltem Kriegsvolk entschuldigte, äußerlich erkennbar wäre, als die Klingeln ohrenzerreißend zu schrillen begannen: der Erste und der Zweite Vizepräsident, Herr Paasche und Herr Kämpf, Sieg, der Nationalliberale, von Payer, der deutsche Volksparteiler, daheim in Württemberg seit Menschengedenken Kammerpräsident, setzten sich plötzlich in schnellere Bewegung und mit ihnen viele andere, die aus dem Lesezimmer und den Restaurationsräumen herausströmten, um im Sitzungssaal zu verschwinden. Augenscheinlich hatte das Mitglied des hohen Hauses, das eine Rede zum Fenster hinausgehalten hatte, Rede und Fenster geschlossen, und es galt nunmehr, abzustimmen. Um was es sich handelte, vermochten wir nicht zu erfahren, aber wahrscheinlich wurden Sydow wieder einige Millionen Steuer mehr, als er haben wollte, und unrichtige noch dazu bewilligt, was ungefähr das gleiche ist, als wenn ich Dir statt des gewünschten Herbstkleides eine neue Waschmaschine geschenkt hätte. R. will das nicht einsehen, weil Du wenigstens, wie er Dich kennt, die Maschine doch nehmen, sie verkaufen und vom Gelde zwei neue Herbstkleider anschaffen würdest . . .

Dein Gatte
Karl Kehrwall."

Der Handschuh.

Plauderei von J. Lorm.

Man spricht im Leben über so viele überflüssige Dinge, daß ich wirklich nicht einsehe, weshalb ich Ihnen nicht just in dem Augenblick etwas über den Handschuh erzählen soll, wo jeder vernünftige Mensch froh ist, ihn nicht tragen zu müssen. Denn wir „haben" ja Sommer. Wir haben ihn, sofern Naturereignisse, für die ich Gott sei Dank nicht verantwortlich gemacht werden kann, verhindern, daß die seit Erschaffung der Welt so beliebten europäischen Gespräche über die Hitze wieder in Aktion treten. Und mit der Hitze und dem Sommer wird das Thema der Sommermoden wieder brennend — übrigens eine sprachliche Feinheit, da ein Schriftsteller von stilistischer Distinktion es vermeidet, bei 22° im Schatten zu behaupten, daß man sich um diese Jahreszeit für einen Gegenstand zu erwärmen braucht. Am allerwenigsten für die Sommermoden, die längst „lanciert" sind, inklusive die großen Hüte, für die man in diesem Jahre jene Koffer als Behälter benutzt, die bis nun die Reisegarderobe für vier Wochen bargen; und inklusive die zahllosen Löckchen — „Chichi", wie die Pariserin sie nennt — die ebenso zur Vervollständigung der Toilette gehören wie die Gürtel und die Chiffonrüschen, die großen Schnallen an den kleinen Schuhen, die getupften Schleier, die die Augen verderben, und die Handschuhe, die nun einmal nicht fehlen dürfen.

Unter allen Toilettebestandteilen, die die Frauen gern missen würden, sind es besonders die Handschuhe, auf die, wenn der Gesamteindruck der Eleganz ohne sie erzielt werden könnte, im Grunde eine jede gern verzichtete: die Frau mit den schönen Händen, weil sie sie gern zeigt, und die mit den weniger schönen, weil die mangelnde Schönheit zumeist auf Anstrengung zurückzuführen ist, und angestrengte Hände den Zwang der Handschuhe nur ungern ertragen. Aber es hilft nichts. Man muß sie nicht nur tragen, sondern auch dafür sorgen, daß sie mit der Toilette übereinstimmen, was zuweilen nicht minderen Takt erfordert als die Wahl eines Hutes. Jene Frauen, die zu den unentschlossenen, schwankenden gehören, die ihre Direktiven aus Schaufenstern und Modeberichten holen, die nicht vom eigenen Verständnis und Urteil geleitet werden, dürften so manchmal mit „lindem Schauer" vor dem Gedanken gestanden haben: „Und das soll ich tragen?!"

Von Zeit zu Zeit, nein, alljährlich, tauchen Mitteilungen auf, die davon zu erzählen wissen, daß die



wahre Vornehmheit einer Toilette erst durch Handschuhe absonderlichster Farbe und eigenartigsten Materials ihren Abschluß erführe. So z. B. jetzt wieder, wo man uns den bunten Handschuh als „notwendigen inneren Zusammenhang" zwischen Hand und Kostüm plausibel zu machen sucht. Man erzählt da von rosa, blauen, orangegelben und algengrünen Handbekleidungen, die, aus einem Seidennetzgewebe hergestellt, dem man galanterweise den Namen „Elfenhaut" verlieh, der durchschimmernden Haut zu einer geradezu hinreißenden Wirkung verhelfen sollen. Aber nicht nur in „Elfenhaut", auch in billigerem Material, wie Garn und gezwirnter Baumwolle, für das es augenscheinlich nicht der Mühe verlohnte, einen poetischen Namen zu ersinnen — die Poesie fängt erst bei kostspieligen Elfen an — soll es immerhin noch „recht reizvoll" wirken.

Dieses „recht reizvoll", hinter dem man den Fabrikanten wittert, der weiß, daß es die Menge bringen muß und nur Artikel, die für alle Börsen erschwinglich sind, auch einträglich werden — dieses Epitheton erinnert an eine Bezeichnung, die ein klugseinwollender Geschäftsmann für seine Konfektion erfand. Er nannte sie: „Der schicke Mittelgenre". — Aestheten wandelte beim Lesen dieses Wortes ein Schwächezustand an. Aber der Mann machte Geschäfte, denn er hatte damit einem bestimmten Teil seiner Käuferinnen den Glauben gegeben, daß bei ihm der Schick in einer wohlfeilen Volksausgabe zu kaufen sei. Aehnlich verhält es sich mit den Zwirn- und Baumwollhandschuhen, denen praktischer Wert keinesfalls abgesprochen werden soll. Aber „recht reizvoll"? . . . Ebensowenig wie die seidenen algengrünen oder orangegelben, auch wenn man sie auf den Namen einer Elfe taufte. Ebensowenig wie die ebenfalls als hochmodern bezeichneten, mit Jacquardweberei verzierten, bei denen das Rankenwerk des Blumenmusters die Aufnaht markieren soll. Schaudervoll, höchst schaudervoll, diese farbigen Frauenhände, diese Blumenmuster, die sich über die Arme ziehen, diese Ranken, die sich um die Finger schlängeln!

Wenn man überhaupt von einer „Mode" sprechen darf, wo es sich nur darum handelt, einige exzentrisch wirkende Neuheiten für eine kleine Schar von Frauen zu schaffen, die gern Exzentrizitäten zur Schau tragen, so kann man füglich glauben, daß diese Mode ebensowenig von Bestand sein wird wie die der roten Straßenschuhe und der seitlich geschlitzten Toiletten. Der weiße, dünne Seidenhandschuh wird sich im Sommer zum Batist- und Leinenkleid nach wie vor ebenso standhaft behaupten wie der schwedische in Weiß und allen Nuancen der Masticfarbe, der zu allen Toiletten stimmt, gleichviel ob es sich um Straßen- oder Besuchs-, Diner- oder Abendroben handelt. Der schwedische Handschuh besitzt außerdem die im Sommer doppelt wertvolle Eigenschaft, weich, schmiegsam und kühler zu sein als der aus Glacé, der unzweifelhaft überhaupt im Laufe der letzten Jahre an Beliebtheit einbüßte.

Farbige Handschuhe! Wenn es im Grunde der Mühe verlohnte, über Geschmacklosigkeiten zu sprechen — wer sie als solche empfindet, begeht sie nicht, und wer sie begeht, versteht nicht die Empfindung des anderen — wenn es sich also verlohnte, müßte man die Damen darauf aufmerksam machen, daß es zur Zeit des größten Handschuhaufwandes, zur Zeit Elisabeths von England, den Schönen nicht in den Sinn kam, den Eindruck erwecken zu wollen, als ob sie ihre Hände und Arme in Waschblau, Himbeer- oder Aprikosengelee getaucht hätten. Spitzenbesetzte und stickereiverzierte Stulpen gab es damals. Und im Mittelalter gemalte und paillettierte Handschuhe, die in Venedig ihre Herstellung fanden. Und im 16. Jahrhundert parfümierte, die man der Dame seines Herzens schenkte, während die Modejünglinge es für sehr elegant erachteten, die ihrigen von ihrem Diener in der Hand tragen zu lassen. Und im 18. Jahrhundert edelsteinbesetzte, die hauptsächlich von Gesandten bevorzugt wurden; und zur Zeit der Thronbesteigung der Königin Viktoria nur ganz kurze, da die damals von anständigen Damen verpönten langen Handschuhe erst durch die Kaiserin Eugenie wieder zu Ehren gelangten. Und es gab einst Damen, die ihre Nachthandschuhe, die den Händchen Zartheit verleihen sollten, in Malvasierwein tauchten, dem Moschus und Ambra, Zibet und Benzoe beigefügt waren. Und es gab einen unangenehmen König — Karl IX. — der, um sich in der Bartholomäusnacht nicht zu beschmutzen, Handschuhe anzog, die bis zum Ellbogen reichten, und es gab einen liebenswürdigen Herzog von Morny, der nur Herzensschlachten zu liefern liebte und der Erste war, der auf die Idee kam, die Handschuhe abzulegen, wenn er im Frack erschien. Und Tizian gab seinem berühmten „Mann mit dem Handschuh", den man im Louvre bewundern kann, die schwarze Handbekleidung in die zwanglos herabhängende, blasse Hand, während Rembrandt sie auf seiner berühmten „Nachtwache" nicht zum Ausklang der Bewegung, sondern zum malerischen Mittel verwandte, um einen schwarzen Kontrast zu erzielen, der das Licht um so stärker hervortreten lassen sollte. Und Katharina von Medici bediente sich vergifteter Handschuhe, um eine schöne Rivalin zu töten, und Karl V. benutzte seine Handschuhe zu einer Herausforderung, indem er sie unpassenderweise nicht einmal selbst, sondern durch seinen Küchenjungen dem König von England vor die Füße werfen ließ.

Das waren Handschuhe, von denen sich etwas noch heute — nach Jahrhunderten und Jahrzehnten — sagen läßt. Handschuhe, die eine Geschichte haben wie jene grauen, mit Goldfäden verzierten, die einst Shakespeare gehörten, und die sich in Oxford befinden, und wie jene mit Stickereien bedeckten, die Karl I. auf dem Schafott trug. Unsere heutigen Handschuhe werden kaum einen späteren Kulturgeschichtschreiber zu einer Studie begeistern. Jene aus „Elfenhaut" ebensowenig wie „der schicke Mittelgenre". Die Zeit des Symbolismus des Handschuhs ist endgültig dahin.

Die Tatsache, daß der „Gentleman auf dem Thron", König Eduard, kürzlich auf dem Rennen in Ascot lavendelfarbene Handschuhe trug, die es ihm zufällig in den Sinn kam, anzulegen, weil er eine lavendelfarbene Krawatte um seinen Kragen geschlungen hatte — diese Tatsache bleibt ohne nachhaltige Bedeutung. Sie hatte nur für die Handschuhfabrikanten Englands ein vorübergehendes Interesse, weil die männlichen Elegants sich beeilten, auch ihrerseits lavendelfarbene Handschuhe kaufen zu wollen, die selbstverständlich nirgend „auf Lager" waren. Die lavendelfarbene Begeisterung hat sich inzwischen gelegt, da der König von England ein Mann von zu starkem, sicherem Geschmack ist, um der Laune eines Augenblicks eine Bedeutung dadurch zu gewähren, daß er ihr Dauer verleiht. An den Handschuhfabriken von Grenoble, dieser alten Stammstätte der Handschuhfabrikation, ist der Tag von Ascot spurlos vorübergegangen. Daß sich dort vor allem jede Bewegung der Handschuhmode fühlbar macht, liegt an



der Tatsache, daß die Handschuhfabrikation, besonders die der Glacéhandschuhe, eine altfranzösische Industrie ist und speziell Grenoble wie keine zweite Stadt zum Kauf und Ruhm des französischen Handschuhs beitrug. Die Konkurrenz des Auslandes bedrohte später seine Superiorität, bis die Erfindung der Fendierpresse durch Jouvin in den 30er Jahren des vergangenen Jahrhunderts der französischen Handschuhfabrikation zu einer zweiten Blüte verhalf. An 1¼ Millionen Dutzend Handschuhe werden dort alljährlich „erzeugt". Die deutschen und österreichischen Fabriken, von denen besonders die böhmischen sich eines sehr guten Rufes erfreuen, traten bald in erfolgreichen Wettbewerb mit der französischen Handschuhindustrie, und gegenwärtig ist es Prag, das mit annähernd 1 350 000 Dutzend Handschuhen jährlich die — Oberhand über Grenoble gewann.

Wie Sie demnach sehn, wird der mit Jacquardweberei verzierte, mit Blumenmuster und Rankenwerk versehene Handschuh wohl keine Revolution verursachen. Die Böhmen sind nicht für „Elfenhaut" . . .

Unsere Bilder

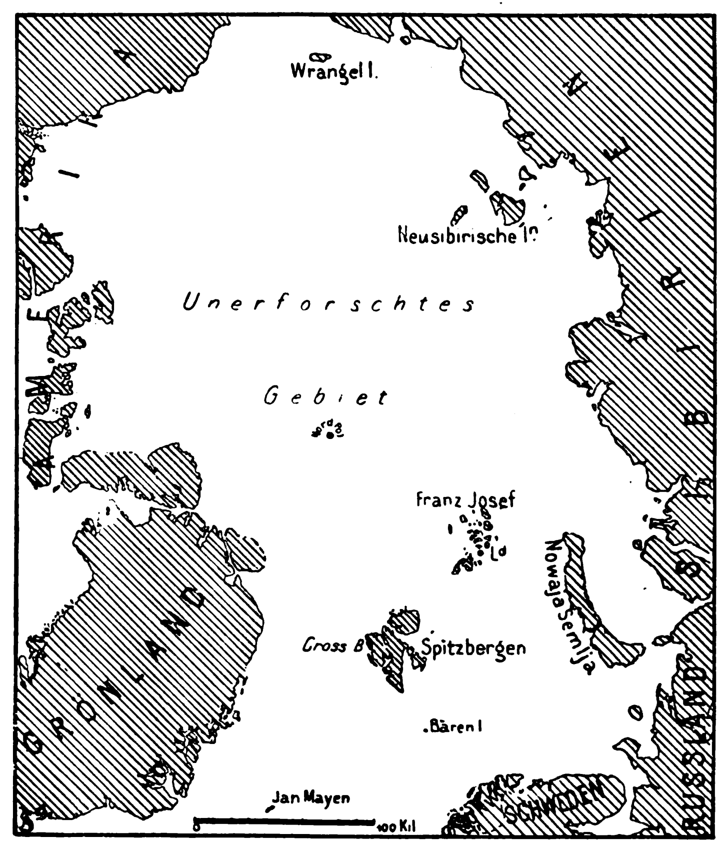
Zu den Kämpfen um die Reichsfinanzreform (Abb. S. 1180—1183). Die innere Reichspolitik dieses Jahres wird ausschließlich durch das große Problem der Finanzreform beherrscht. Die entscheidende Abstimmung vom 24. Juli, durch die die Erbanfallsteuer abgelehnt wurde, hat dem Reich zwar eine latente Kanzlerkrise gebracht, aber sie hat wenigstens die vorher etwas unklare politische Lage geklärt. An jenem Tage sonderten sich die Parteien der Rechten scharf von denen der Linken. Eine aus der überwiegenden Mehrzahl der Konservativen, dem Zentrum und den Polen sowie vereinzelten Anhängern der Reichspartei, der Wirtschaftlichen Vereinigung und der Reformpartei gebildete Mehrheit stand und steht den Nationalliberalen, den Freisinnigen, der Deutschen Volkspartei und den Sozialdemokraten gegenüber. Die Tage nach der Entscheidung mit ihren Debatten über die einzelnen minder wichtigen Steuern des Kommissionsentwurfes brachten keine Verschiebung der parlamentarischen Situation, wohl aber interessante Debatten und Erörterungen, die sich nicht durchweg im Reichstagssaal abspielten. Die drei liberalen Parteien, die Freisinnige Vereinigung, die Freisinnige Volkspartei und die Nationalliberalen, haben Parteikonferenzen abgehalten, die die Haltung der drei Reichstagsfraktionen durchaus billigten. Auf diesen Parteitagen traten die Abgeordneten Wiemer, Bassermann, Pachnicke und andere vor ihre Parteigenossen, um die Politik der Fraktionen zu motivieren. Die Konservativen, deren Fraktion Dr. Ernst v. Heydebrand, der Abgeordnete für Breslau II, als Vorstand leitet, haben sich durch die klar kundgegebene Demissionsabsicht des Reichskanzlers, mit dem auch sein Mitarbeiter Sydow aus dem Amte scheiden dürfte, nicht von ihrer intransigenten Haltung abbringen lassen. Immerhin sind die neuen Mehrheitsparteien bereit, einem Kompromiß zuzustimmen, der zwar dem Fürsten Bülow das Verbleiben im Amt nicht ermöglicht, aber eine für die Verbündeten Regierungen annehmbare Erledigung der Reichsfinanzreform in die Wege leiten soll. Um diesen Kompromiß zu prüfen, sind die Finanzminister und leitenden Staatsmänner der deutschen Einzelstaaten in Berlin eingetroffen, an ihrer Spitze Herr v. Podewils, der bayrische Ministerpräsident.

Der Reichsballon „Zeppelin I" (Abb. S. 1179) ist nach seinem langen, durch die Ungunst des Wetters verursachten Aufenthalt bei Mittelbiberach nach einer raschen Nachtfahrt glücklich in Metz, seiner neuen Garnisonstadt, eingetroffen. Er umkreiste mehrmals die Stadt und ihre Vororte, dann landete er bei der auf dem Militärübungsplatze von Frescaty erbauten Ballonhalle, vor der sich die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden zum Empfange der Luftschiffer eingefunden hatten.

Die Landesausstellung in Windhuk (Abb. S. 1184). Es sind 25 Jahre verstrichen, seitdem die deutsche Flagge über der südwestafrikanischen Kolonie weht. Trotz der argen Kriegsnot, die Deutsch-Südwestafrika durchgemacht hat, hat das Vierteljahrhundert deutscher Herrschaft dem Schutzgebiet doch eine aufblühende und hoffnungsreiche Kultur gebracht. Das bewies die große Landesausstellung, die zu Ehren des Jubiläums in Windhuk eröffnet wurde. Die von allen Teilen der Kolonie herbeigeeilten Farmer konnten mit Stolz auf die ausgestellten Produkte ihrer Arbeit hinweisen, die die Basis für die wirtschaftliche Wiedergeburt der Kolonie bildet. Mit der Ausstellung war ein großer Farmertag und eine Reihe von Festen verbunden, denen der Gouverneur Herr v. Schuckmann mit den höchsten Beamten der Kolonie beiwohnte.

Das 16. Deutsche Bundesschießen in Hamburg (Abb. S. 1186). In wenigen Tagen findet in Hamburg das 16. Deutsche Bundesschießen statt. Es werden Tausende von Schützen aus allen Teilen des Reiches und des Auslandes in der Hansastadt erwartet; die ersten Gäste, die von fernher in Deutschland anlangten, waren deutsche Schützen aus Amerika, die natürlich bei diesem Fest nicht fehlen dürfen. Ihnen wurde beim Betreten des deutschen Bodens in Bremerhaven ein äußerst herzlicher Empfang zuteil, ebenso in der Reichshauptstadt, der sie einen Besuch abstatteten.

Die geplante Nordpolexpedition des Grafen Zeppelin (Karte untenst.). Der unermüdliche Luftschiffer will sein Lebenswerk durch eine große Tat krönen: er will mit einem Luftschiff seines Systems ausgedehnte Reisen zur Erforschung der geographischen, geophysikalischen und vor allem aerologischen Verhältnisse der noch unbekannten arktischen



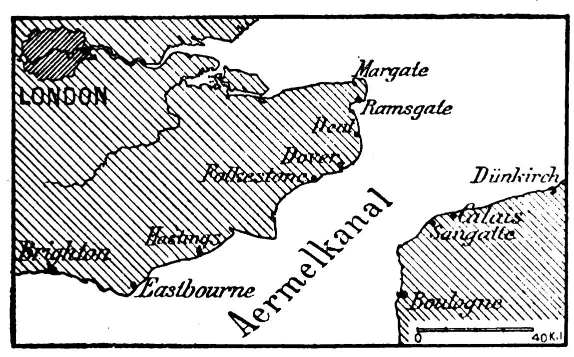
Karte der arktischen Regionen am Nordpol, zu deren Erforschung ein besonderes Zeppelin-Luftschiff gebaut werden soll.

Das lenkbare Luftschiff im Dienst der wissenschaftlichen Forschung.



Regionen nördlich von Grönland und der Franz-Josefsbucht unternehmen. Der bekannte Straßburger Meteorologe Prof. Hergesell will den Grafen auf dieser Expedition begleiten; er hat ihm auf Grund der von dem Fürsten von Monako vorgenommenen Vermessungen vorgeschlagen, an der Croßbay im Westen Spitzbergens eine Station zu errichten, die als Stützpunkt für die projektierten Einzelreisen dienen soll. Dort sollen die notwendigen Vorarbeiten sehr bald in Angriff genommen werden. Das Protektorat über das kühne Unternehmen hat der Kaiser angenommen.

Im Aeroplan über den Aermelkanal (Karte untenst.). Der junge Aviatiker Latham, der in der letzten Zeit mit seinem Antoinette-Eindeckflieger große Erfolge errungen hat, größere als sonst ein europäischer Konkurrent der Brüder Wright, plant einen Flug über den Aermelkanal, ein Unternehmen, auf dessen



Zum Plan Mr. Lathams, im Aeroplan über den Kanal zu fliegen.
Karte der Küsten Englands u. Frankreichs (wahrscheinlicher Abflugsort: Sangatte).

Gelingen die englische Zeitung Daily Mail einen großen Preis gesetzt hat. Latham will von Sangatte bei Calais aus Dover an der englischen Küste erreichen. Eine Reihe von Dampfern mit Fesselballons wird ihm den Weg zeigen und im Notfall für seine Rettung sorgen.

Der italienische Tunnelarbeiter Pedersoli (Abb. S. 1185) hat furchtbare Tage durchgemacht. Er wurde beim Einsturz des Bruggwaldtunnels in der Schweiz verschüttet. Erst nach mehreren Tagen vernahm man draußen das Wimmern des lebendig Begrabenen. Es wurde natürlich alles aufgeboten, zu ihm zu gelangen, aber es dauerte dennoch lange, ehe die Rettungsarbeiten Erfolg hatten. Erst nach $10^1/_2$ tägiger Gefangenschaft konnte der Unglückliche geborgen werden. Er hatte die ganze Zeit in den Trümmern zweier Holzwände zugebracht, zwischen denen er eingeklemmt lag. Der Gerettete befindet sich in ärztlicher Pflege.

Die Rheinischen Goethefestspiele in Düsseldorf (Abb. S. 1186), die in diesem Jahr zum zehntenmal stattfinden, begannen mit einer herrlichen Aufführung beider Teile des Faust. Besonders der zweite Teil übte in der Inszenierung Max Grubes eine tiefe Wirkung aus. Die Gäste empfanden alle den Wunsch, noch recht oft an dieser Stätte das große Werk unseres großen Dichters genießen zu dürfen. Dafür ist nun gesorgt. Rheinische Kunstfreunde haben die Erhaltung der Festspiele durch die Stiftung eines Fonds von 200 000 Mark sichergestellt

◇◇◇

Die Börsenwoche.

Nicht nur unsere Börse, sondern weite Kreise des Handels und der Industrie werden seit Wochen durch die innerpolitischen Vorgänge in der größten Spannung gehalten. Die Steuermacher in der Finanzkommission und im Reichstag, der sogenannte schwarze Block, haben bekanntlich ein Steuerprogramm verfertigt und zum Teil auch bereits durchgesetzt, das weit davon entfernt ist, Licht und Schatten auch nur annähernd gleichmäßig zu verteilen. Die übermächtige Koalition der Agrarkonservativen, des Zentrums und der Polen gab bei diesem ihrem Werk der alten Feindschaft gegen das mobile Kapital und insbesondere gegen die Börse in einer Weise Ausdruck, die zu den schwersten Schädigungen nicht allein von Handel und Industrie führen wird, sondern darüber hinaus, auch der Stellung Deutschlands im Weltmarkt empfindlichen Abbruch zu tun drohte. Jede Schwächung der Konkurrenzfähigkeit der heimischen Wirtschaftsfaktoren beeinträchtigt deren Leistungsfähigkeit im schwierigen internationalen Wettbewerb, wie ja auch die stete Herabdrückung der Bedeutung unserer Börse im Falle ernster politischer Verwicklungen von den schlimmsten Nachteilen für die Staatsinteressen begleitet sein könnte. Die „finanzielle Kriegsbereitschaft" bildet ein Kapitel, das eng verknüpft ist mit der Art und Weise der Lösung einschneidender Steuerfragen. Auf dem Hamburger Bankiertag wurde dieses Thema seinerzeit von berufener Seite und unter Zustimmung der dort anwesenden Mitglieder der Staatsregierung eingehend erörtert und der Nachweis geführt, daß eine starke Börse im modernen Staatswesen aus wirtschaftlichen wie aus politischen Gründen nicht entbehrt werden kann.

Was nun gegenwärtig unter Zustimmung der leitenden Stellen im Reichstag zur Bewerkstelligung der Finanzreform beschlossen wird, befindet sich zum Teil in schroffem Widerspruch zu den damals proklamierten Thesen. Die antiliberale Koalition steht jetzt im Begriff, nachdem sie die Verbrauchssteuern durchgedrückt hat, dem mobilen Kapital zu Leibe zu gehen. In welcher Form die Börse mit erhöhten Leistungen herangezogen werden soll, steht, da wir dies niederschreiben, noch nicht ganz fest. Daß die Börse wieder „bluten" muß, ist aber gewiß, wenn auch die schlimmste und schädlichste Besteuerungsform, eine Erhöhung der Umsatzsteuer, beschworen ist. Diese Belastung, deren unheilvolle Wirkung das alte Börsengesetz drastisch dargetan hatte, würde das solide mittlere und kleinere Bankgeschäft einfach strangulieren. Die bereits nahezu besiegelt gewesene Kotierungssteuer, die hauptsächlich die Interessen der Großbanken tangierte, ist gleichfalls in die Versenkung gefallen. Dagegen kommt eine Couponsteuer, die nicht etwa die Emissionsstellen oder die Gesellschaften und Korporationen, sondern den Papierbesitzer selbst trifft, mithin eine erneute Besteuerung seines bereits mehrfach besteuerten Einkommens darstellt. Die verheerenden Wirkungen dieses Steuerfeldzuges konnten bereits, noch vor dessen Vollzug, in den letzten Wochen im Markt abgeschätzt werden. Die Mutlosigkeit, die sowohl die Berufskreise wie das außenstehende Kundenpublikum ergriffen hat, führte zu einem nahezu vollkommenen Stillstand der Geschäftstätigkeit. So verödeter Börsen, wie sie die jüngsten Tage gezeigt, erinnern sich auch die „ältesten Leute" nicht. Es wirkte doppelt deprimierend, daß die Auslandsmärkte eine um so bessere Physiognomie trugen. Die befruchtende Geldflüssigkeit geht an unserer Börse fast spurlos vorüber; sie wird lediglich von den großen Emissionsstellen auszunutzen gesucht, die eilig ihre zur Ausgabe reifen neuen Papiere noch vor Inkrafttreten der neuen Steuern unter Dach zu bringen suchen. Der trübe Ausblick in die Industrie- und Wirtschaftslage trägt zur Beschattung des unerfreulichen Gesamtbildes in erheblichem Maße bei. Verus.

Die Toten der Woche

Professor Dr. Emil **Bohn**, bekannter Musikschriftsteller, † in Breslau am 5. Juli im Alter von 70 Jahren.

Geh. Konsistorialrat Prof. Dr. Samuel Martin **Deutsch**, † in Berlin im 73. Lebensjahr.

Geh. Sanitätsrat Dr. Friedrich **Endemann**, ehem. Reichstags- und Landtagsabgeordneter, † in Kassel am 30. Juni im Alter von 76 Jahren.

Oberbürgermeister a. D. Dr. Albert **Gönner**, † in Baden-Baden am 5. Juli im Alter von 71 Jahren.

Musikdirektor Professor Hermann **Kawerau**, Berliner Domorganist, † in Bad Thal am 2. Juli im 56. Lebensjahr.

Gartendirektor Hermann **Mächtig**, † in Berlin am 1. Juli im 72. Lebensjahr.

Joachim **Maehl**, bekannter niederdeutscher Dichter, † in Segeberg am 5. Juli im Alter von 82 Jahren.

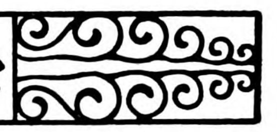
Oberpostdirektor Rudolf **Meißner**, † in Schierke im Harz im Alter von 59 Jahren.

Professor Johannes **Pfannenstiel**, bedeutender Gynäkologe, † in Kiel am 3. Juli im Alter von 47 Jahren.

Justizrat Burckhardt **Quarck**, ehem. Reichstagsabgeordneter. † in Berlin am 1. Juli im Alter von 66 Jahren.

Geh. Justizrat Prof. Dr. Sigmund **Schloßmann**. † in Kiel am 2. Juli im Alter von 64 Jahren.

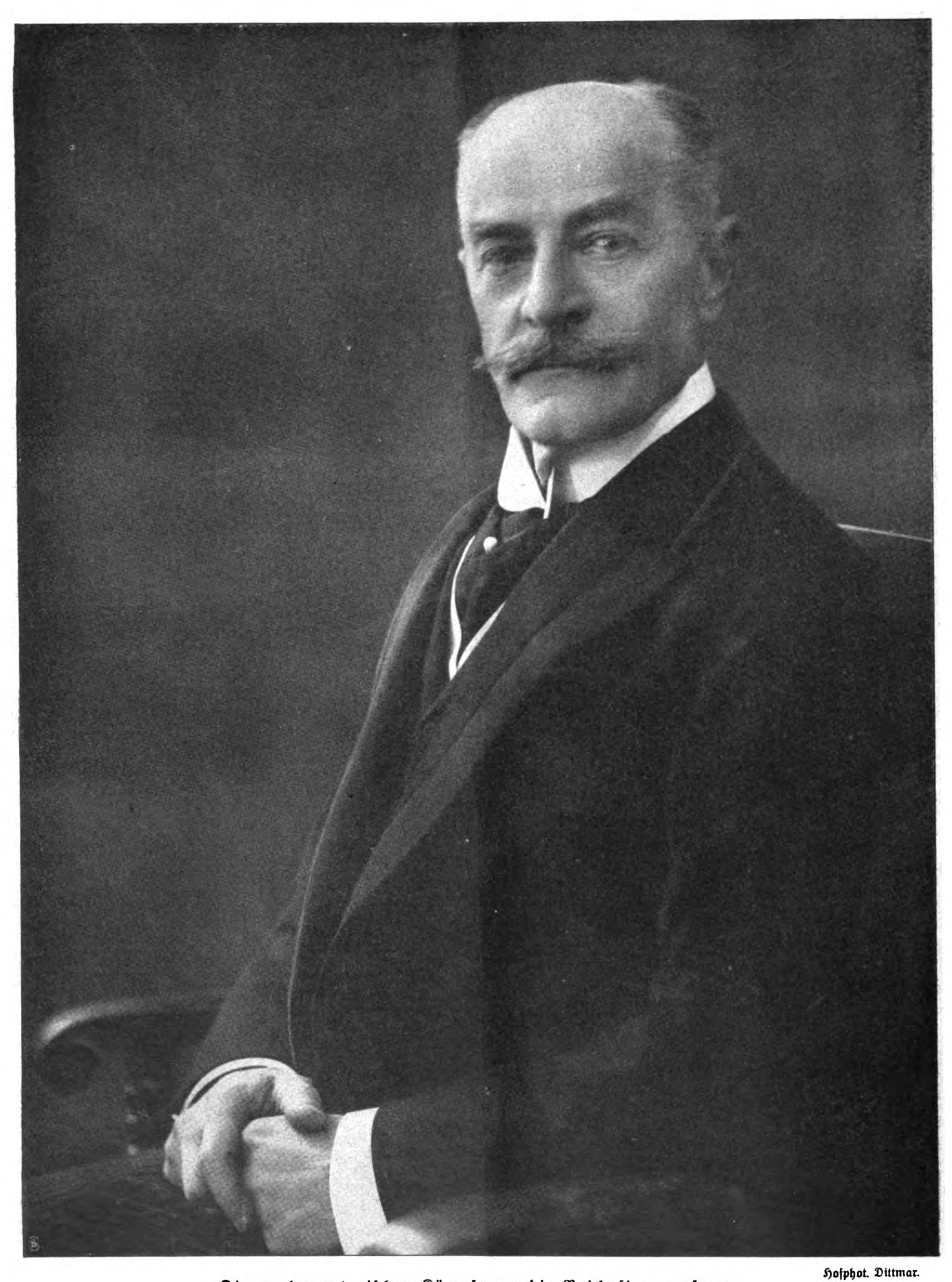
Bilder vom Tage



Das Luftschiff im Dienste des Reichs:

Die Bergung des „Zeppelin I“ in der Ballonhalle zu Metz.

Hofphot. Jacobi.



Hofphot. Dittmar.

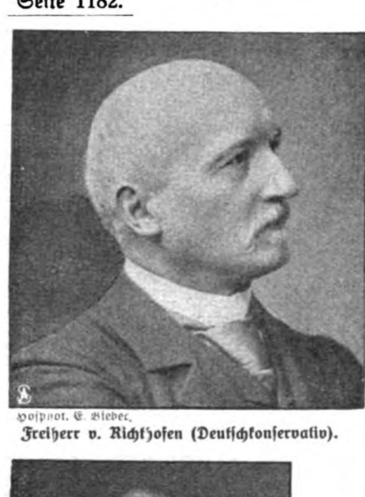
Die parlamentarischen Kämpfe um die Reichsfinanzreform.

Zum Besuch des bayrischen Ministerpräsidenten in Berlin: Klemens Freiherr von Podewils.

Ernst v. Heydebrand und der Lasa (Deutschkonservativ).

Zu den parlamentarischen Kämpfen um die Reichsfinanzreform.




Hofphot. E. Bieber.
Freiherr v. Richthofen (Deutschkonservativ).


Hofphot. E. Bieber.
Ernst Bassermann (Nationalliberal).


Otto Wiemer (Freis. Volkspartei)


Karl Mommsen (Freis. Vereinig.).


Richard Müller-Fulda (Zentrum).

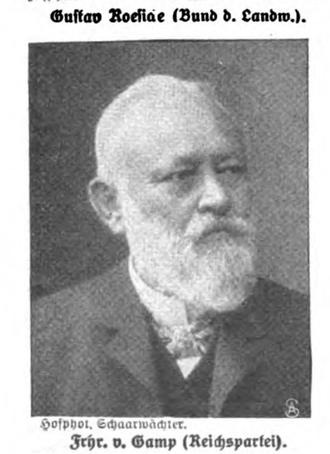

Hermann Pachnicke (Freis. Vereinig.).


Georg Heim (Zentrum).

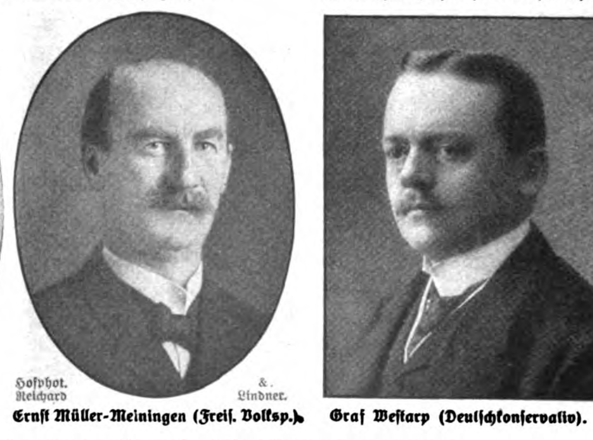

Hofphot. Weidener.
Gustav Roesicke (Bund d. Landw.).


Reinhard Sydow, Staatssekretär des Reichsschatzamts.


Phot. A. Hertwig.
Friedrich v. Payer (D. Volkspartei).

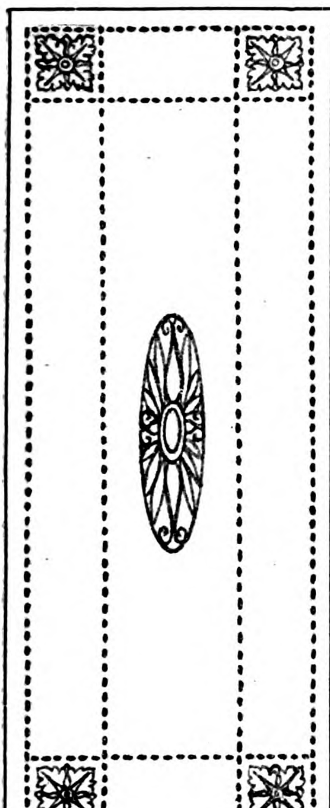

Hofphot. Schaarwächter.
Frhr. v. Gamp (Reichspartei).

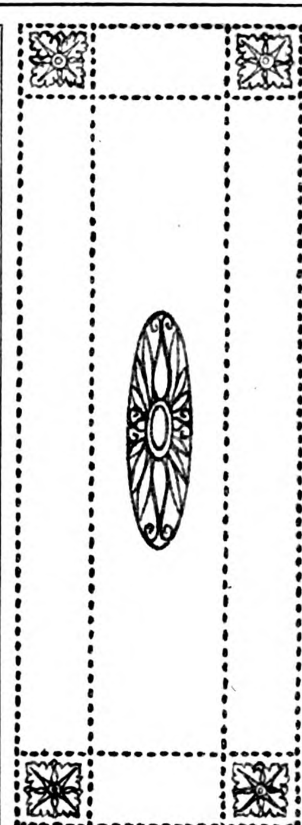

Matthias Erzberger (Zentrum).


Hofphot. Reichard & Lindner.
Ernst Müller-Meiningen (Freis. Volksp.).


Graf Westarp (Deutschkonservativ).

Die parlamentarischen Kämpfe um die Reichsfinanzreform.





Hermann Paasche (Nationalliberal), Vizepräs. d. Reichstags.



Peter Spahn (Zentrum).



Hermann Fürst v. Hatzfeldt (Reichspartei).

Die parlamentarischen Kämpfe um die Reichsfinanzreform.



Gouverneur v. Schuckmann (×) begibt sich mit seiner Familie zur Eröffnungsfeier.



Schafe in der Abteilung für Viehzucht.



Blick auf die Zuschauertribüne.

Von der 25jährigen Jubelfeier des Schutzgebietes Deutsch-Südwestafrika in Windhuk: Die Landesausstellung 1909.

Phot. Gebr. Haeckel.



Der italienische Arbeiter Pedersoli wird zutage gefördert.

Rettung aus zehntägiger Gefangenschaft im Bruggwaldtunnel bei St. Gallen.

Phot. A. Krenn.



Phot. Atelier Schaul.

Vom 16. Deutschen Bundesschießen in Hamburg: Aufstellung der Schützen auf dem Ehrenhof des Rathauses.

Phot. Josef Henne.

Aus der Aufführung des Faust, zweiter Teil: Hans Marr als Chiron und Ferdinand Gregori als Faust.
Die Rheinischen Goethefestspiele in Düsseldorf.



Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

21. Fortsetzung.

18. Kapitel.

Das neue Jahr brachte der Werft K. R. Twersten einen kritischen Tag. Bei der Probefahrt eines neuerbauten Passagier- und Frachtdampfers, die der Ablieferung vorausging, blieb das Schiff einen halben Knoten hinter der vertragsmäßig ausbedungenen Schnelligkeit zurück. Die Reederei, die Auftraggeberin war, verweigerte die Abnahme und erklärte sich nur bereit, den Dampfer bei einer außergewöhnlich großen Preisreduzierung einzustellen. Twersten lehnte schroff ab. Er ließe die für ihn ungünstige Situation nicht derart ausnützen, daß er bei dem geringfügigen Schnelligkeitsmanko ein Mißverhältnis zwischen Wert und Preis gutheiße, das seine Jahresbilanz illusorisch machen müßte.

Der Dampfer wurde ins Dock gebracht und den schärfsten Prüfungen unterworfen. Wochen hindurch arbeiteten Ingenieure und Mannschaften fieberhaft. Es konnte weder ein Konstruktionsfehler noch eine falsche Gewichtsverteilung aufgefunden werden. Eine jener Zufälligkeiten herrschte vor, auf die selbst die glänzendste Technik als auf ein Unabwendbares gefaßt sein muß.

Twersten stand mit finsterem Gesicht bei den resultatlosen Arbeiten. Eine neue Probefahrt hatte das Ergebnis der ersten bestätigt.

„Feldermann!“ rief er.

„Herr Twersten?“

Sie schritten nebeneinander stumm über die Werft, bis sie einen stilleren Platz erreichten.

„Feldermann, es hat keinen Zweck mehr, alle Kräfte auf dies unfruchtbare Mühen zu werfen. Es sind noch andere Aufgaben zu lösen, die nun alle brachliegen. Wir müssen uns, und wäre es mit Gewalt gegen uns selbst, den Kopf wieder frei machen. Nun sagen Sie Ihre Meinung.“

Der Oberingenieur knirschte vor Zorn mit den Zähnen. „Ich kann an dem Dampfer nichts finden. Er steckt ein wenig die Nase ins Wasser, und dadurch ergibt sich auf der Fahrt der halbe Knoten Verlust. Aber weshalb er es tut, weshalb: wir kommen nicht dahinter, und es wird wohl kein Mensch dahinter kommen.“ Und sein Gesicht wurde finsterer als das des Chefs.

Twersten sah es. Sein eigener Grimm wurde stiller. Als Chef hatte er den Mut für seine Leute mitaufzubringen. Und er klopfte seinem ersten Ingenieur beruhigend die Schulter.

„Nehmen Sie es sich nicht allzutief zu Herzen, Feldermann. Sehen Sie, ich komme auch darüber hinweg. Von Verschuldung kann gar keine Rede sein. Und damit Sie es wissen: wenn es möglich wäre, daß ich noch mehr Vertrauen zu Ihnen gewänne, hätte ich es in diesen unruhvollen Tagen gewinnen müssen. Von heute an sind Sie mir über den bewährten Mitarbeiter hinaus ein lieber Freund.“

„Herr Twersten — —!“

„Nun hören Sie. Der Dampfer soll an einen Liegeplatz im Hafen verholt werden. Bis sich eine andere Verkaufsmöglichkeit findet. Es wird ja schwer halten, da jeder Reflektant ihn den Umständen gemäß als eine Ware unter Ladenpreis betrachten wird. Aber bevor ich mich den Halsabschneidebedingungen der Reederei unterwerfe, will ich doch lieber meinem kaufmännischen Prestige das Opfer bringen und unter Zinsverlust abwarten, und wenn es Jahre dauert.“

Als Feldermann am Abend sein Bureauzimmer aufsuchte, fand er von den Ingenieuren nur noch Fritz Vanheil vor, der sich an der Waschtoilette straßenfertig machte. Schweigend begann auch er sich umzukleiden.

„Na, lieber Ober,“ meinte Fritz Vanheil teilnahmvoll, „ein Läuslein übers Leberlein gehüpft? Pfui Deubel, spucken Sie es aus.“

„Sie haben ein glückliches Naturell, lieber Vanheil. Ich nehme die Dinge alle schwerer, weil wohl auch mein Blut eine gute Portion schwerer ist als das Ihrige. Der Chef hat mich obendrein gelobt. Man möchte durchs Feuer für ihn gehen und ist bei der ersten Gelegenheit verdammt, die Waffen strecken zu müssen.“

„Da irren Sie aber gewaltig, Feldermann. Die Sache ist wohl die, daß Sie bei tausend andern Gelegenheiten Ihre Waffen zum Sieg geführt haben, und was Sie alles bisher für die Werft getan haben, zeigt sich gerade jetzt, wo es nach soundso vielen Jahren zum erstenmal nicht so glatt gegangen ist. Das gewahrte der Chef plötzlich in Edisonscher Lichtschärfe, und als ehrlicher Mann holte er mit seiner Extrabelobigung schleunigst vieles nach. Streiten Sie nicht! Oder ich werde wütend!“

„Sie sind ein guter Junge, Vanheil, und ich freue mich, Sie als Kollegen zu haben.“

„Das ist, bei Gott, das vernünftigste Wort, das ich bislang auf meiner ganzen Lebensreise gehört habe“, meinte Fritz Vanheil und warf mit elegantem Schwung den Armstumpf in den Rockärmel. „Aber Sie sollten ein bißchen mehr Gebrauch davon machen, denn Sie sind ein Einsiedlerkrebs.“

„Ich bin ein holsteinischer Bauernjunge, Vanheil. Zu Hause war man nicht sehr wortreich und nicht sehr gesellig. Als die alten Leute daheim starben, war ich im zweiten Semester erst, und nun galt's, durch die übrigen kommen. Na, diese Misere ist Ihnen ja wohl bekannt, und sie hat mir auch nichts geschadet.“

„Nee,“ sagte Fritz Vanheil ehrlich, „diese Misere ist



mir nicht bekannt. Mein alter Herr hatte sich die ernste Mahnung des alten Studentenliedes zu Herzen genommen und folgte willig — ach, gar zu willig — dem warnenden Fingerzeig:

'Brav Gelder muß der Vater schicken, wenn der Herr Sohn studieren soll,
Den Beutel mit Dukaten spicken, nur dann gerät das Söhnlein wohl!'

Demgemäß ist ja auch das Söhnlein wohl geraten."

„Sie brauchen nicht zu klagen. Ich staune immer wieder Ihr Können an."

„Naturanlage, weiter nichts. Die Hosen haben nicht darunter gelitten."

„Bei Ihnen ist eben alles Naturanlage. Auch Ihr durch nichts kleinzukriegender Frohsinn, um den ich Sie übrigens am meisten beneide."

„Der ist Vanheilsche Familientradition. Ich glaube fast, mein Vater würde vom Himmel zur Erde niederfahren, wenn einer von uns die Ohren hängen ließ. Na, ich sage Ihnen, die Moralpauke vom alten Herrn selig möchte ich nicht erleben."

„Sie sind eben ein Glückskind, Vanheil."

Fritz Vanheil lachte. Er dachte an seinen Tramp durch Amerika und seine Landung als Zwischendeckpassagier in Kuxhafen.

„Sie schließen sich zu sehr von der Welt ab, Feldermann. Das muß ja — verzeihen Sie — aber das muß ja geradezu ramdösig machen. Wenn ich mir vorstelle, ich stiere zu Hause meine vier nackten Wände an, und irgendwo nähme sich die Menschheit heraus, ohne mich vergnügt im Herrn zu sein — Feldermann, Sie fänden morgen schon meine Trümmer in den Hamburger Moniteurs unterm ‚Vermischten'!"

Der Oberingenieur hatte seine Straßentoilette beendet. „Glauben Sie doch nicht," warf er kurz hin, „daß ich darin ein ausgesuchtes Vergnügen finde. Ich hab's mir wahrhaftig nicht ausgesucht. Ich bin eben ein schlechter Gesellschafter."

„Erziehungssache," wehrte Fritz Vanheil, „nichts als Erziehungsache."

„Bei einem Menschen von vierzig Jahren? Das ist vorbei."

Fritz Vanheil setzte sich den Hut auf. „Also heute abend lasse ich Sie mal nicht mehr von der Leine. Sie sind imstande und bauen in Ihrer stillen Klause den verdammten Dampfer noch einmal aus Zigarrenkisten und Wasserleitungsröhren. Nee, ist nicht, lieber Ober. Der Dampfer wird morgen an möglichst unsichtbarer Stelle im Hafen verstaut, und nun lassen sich die Herren kaufmännischen Beamten damit herumärgern. Die Leute wollen doch auch gern mal geistreich sein. Wir aber wollen inzwischen im Besitze eines guten Gewissens zu Mutter Vanheil und den lieben Ihren gehen."

„Wohin?" fragte der Oberingenieur.

„Sie haben doch nicht etwa Angst vor drei wehrlosen Frauen und zwei unschuldigen Knäblein?"

„Aber ich kann doch unmöglich Ihrer verehrten Familie so einfach ins Haus fallen?"

„So einfach wie möglich. Würden Sie kompliziert ins Haus fallen, würden Sie jähem Unverstand begegnen. Und nun kommen Sie."

„Es geht wirklich nicht", beharrte Feldermann. „Ich bin zu schwerfällig."

Fritz Vanheil schob den Arm unter den des Kollegen. „Überlassen wir diese Feststellung getrost sachverständigerem Urteil. Selbst wenn Sie recht behalten sollten: Prügel setzt es auf keinen Fall. Sie werden immerhin den Gewinn eines Kälberbratens und einer Flasche Rotspon nach Hause tragen. Ich meine, das ist doch auch etwas."

Da nahm der Oberingenieur dankend an.

„Ich Esel!" sagte Fritz Vanheil. „Hätte ich doch gleich den Kalbsbraten aufmarschieren lassen!"

Während sie nach Hamburg hinüberfuhren und den Weg zum Millerntor einschlugen, schwatzte Fritz Vanheil unverdrossen drauflos, und als die Haustüre hinter ihnen ins Schloß fiel, war es ihm gelungen, die Menschenscheu Feldermanns gänzlich aus dem Felde zu schlagen.

„Macht's ihm leicht", hatte er nach der Vorstellung Mutter und Schwestern zugeraunt. „Er ist ein Einsamkeitsmensch, aber ein Charakter."

Frau Henriette fand sogleich das beste Wort.

„Herr Oberingenieur," sagte sie, „das ist schön von Ihnen, daß Sie mir entgegenkommen. Sie haben gewiß gefühlt, daß ich als Mutter dieses wilden Menschen mal mit Ihnen sprechen mußte. Aber als Dame konnte ich Sie als einzelnen Herrn doch so schlecht aufsuchen."

„Hilf, Himmel, Mutter spielt das verschämte junge Mädchen!"

„Willst du wohl stille sein! Sehen Sie, Herr Oberingenieur, so springt man hier mit mir um."

„Wenn du aber auch gleich einem Herrn durch die Blume deinen Besuch ankündigst —"

„Das habe ich doch gar nicht getan!"

„Das hast du wohl getan, denn du dachtest dir im stillen: Jetzt wird der Herr Oberingenieur als galanter Mann gar nicht anders können als begeistert ausrufen: O meine schöne Dame, wagen Sie das Wagnis! Tragen Sie den Glanz des Millerntores in meine arme Hütte! Es soll ein Festtag nach meinem Herzen sein! Rot soll er im Kalender brennen und noch meine Kinder und Kindeskinder — ach, pardon, der Mann ist ja Junggeselle."

Nun war Frau Henriette in der Tat beschämt.

„Wenn er auf der Werft so seinen Mund spazierenführt, Herr Oberingenieur," meinte sie ängstlich, „dann werden Sie wohl wenig Freude an ihm erleben."

„Doch, Frau Vanheil", erwiderte Feldermann. „Ihr Sohn macht mir durch seine Fröhlichkeit oft die Arbeit leichter."

Und seine Haltung wurde um vieles freier und sicherer, weil man ihm die Hände gefüllt hatte und er Lob und Anerkennung spenden durfte und Menschen wohltun konnte.

In der Ecke kauerten die beiden Knaben Erikas hinter ihrem kleinen Spieltisch und beobachteten scharf den Besuch.

„Kommt mal hervor, ihr Seekadetten", rief Fritz Vanheil. „Fix, entert mal an Deck! So ist es recht. Und dieser Onkel hier, dem ihr jetzt euren Respekt be-



zeugen werdet, wird euch, wenn ihr brav lernt, mal ein eigenes Dampfschiff bauen, denn das ist der Mann imstande."

Die Jungens reichten Feldermann zutraulich die Hand.

„Haben Sie auch schon mal eine Seeschlacht mitgemacht wie Onkel Fritz?" fragte der ältere.

„Ich habe in der Kriegsmarine gedient und Manöver mitgemacht."

„Sind Sie schon mal ins Wasser gefallen, in dem Haifische schwammen?" fragte der kleinere.

„Nein", mußte der Besucher zugeben. Aber Fritz Vanheil stellte sofort das Gleichgewicht wieder her.

„Es lag ihm nichts daran", belehrte er die Neffen. „Denn er hatte gerade keinen Schnupftabak bei sich."

Dann ging man zu Tisch. Und die Knaben fragten den neuen Onkel, ob sie wohl neben ihm sitzen dürften. Eine Frage, die Feldermanns Junggesellenherzen wohltat, und die er frohgestimmt bejahte.

„Die Jungens essen sonst nicht am Familientisch, wenn Besuch zugegen ist", sagte Erika ein wenig besorgt.

Aber die beiden ließen Feldermanns Hände nicht mehr los. „Der Onkel hat's doch erlaubt", hielten sie der Mutter verwundert entgegen.

„Wollen Sie mir die Freude gönnen?" bat der Oberingenieur. „Ich habe Kinder immer sehr gerne gehabt und nur zu wenig Gelegenheit, es zu zeigen."

Da gestattete es Erika gern. Und Feldermann mußte den Jungens während der Mahlzeit das Geschützexerzieren an Bord Seiner Majestät Schiff erklären. Dabei geriet er selber ins Feuer, und ohne es zu wollen, befand er sich plötzlich mit seinen Kadetten auf einer Kreuzerfahrt im Atlantik.

„Wahrhaftig," meinte Fritz Vanheil kopfschüttelnd, „Sie sind ja der geborene Kinderfreund. Und noch dazu ohne alle Anstrengung. Wenn ich jetzt nicht etwas ganz Tolles erfinde, werde ich meiner Stellung als Respektsperson schmählich verlustig gehen."

Und er erzählte von einer Wasserhose, die sie an der Küste von Jamaika betroffen hätte, und es wäre ein schreckliches Brüllen im Wasser gewesen, also daß sich die ältesten Matrosen klappernd vor Angst bekreuzigt hätten. Weshalb? In diese Wasserhose kämen all die Seelen der unmäßigen Seeleute, die sich am Jamaikarum zu Tode tränken. Und nun erschiene die Wasserhose jedem Schiff vor der Einfahrt in Jamaika, um auf die schrecklichen Folgen des Rumtrinkens aufmerksam zu machen. „Nehmt Wasser dazu!" brüllt die Wasserhose. „Heißes — heißes — heißes — Wasser — —!"

„Das ist dann aber doch Grog, Onkel Fritz", sagte der ältere der Jungens.

„Ja," wiederholte Onkel Fritz tiefaufatmend, „dann ist es Grog. Merkt es euch für alle Zeiten. Wenn ihr den achtzig Jahre lang trinkt, werdet ihr nicht in der Jugend Maienblüte in die Grube fahren — wollte sagen, in die erbärmliche Wasserhose."

Da beschlossen die Jungens, achtzig Jahre lang Grog zu trinken, um diesem schrecklichen Ende zu entgehen.

Nach Tisch erschien Robert Twersten, und der Oberingenieur gewahrte in Marga Vanheils Augen ein schnelles Aufleuchten, als ob ein Blinkfeuer einem aufkommenden Schiffe den Weg zum Hafen weise. Er war dem Sohne seines Chefs schon verschiedene Male im Hafen begegnet und hatte sich der ausgeprägten Männlichkeit des jungen Twersten gefreut.

„Doch Kerls, diese kleinen Japaner", meinte Robert Twersten lebhafter, als es sonst seine Art war. „Eben erklärt Rußland von Petersburg aus den Krieg, da fegen ihre Schiffe schon über die nichtsahnende Flotte auf der Reede von Port Arthur und im Hafen von Tschemulpo, beschädigten den Russen die beiden besten Schlachtschiffe, vernichten einen Kreuzer und ein Kanonenboot und landen ihre Truppentransporte, bevor sich die Russen auch nur von ihrem Schreck erholt haben. Die Abendblätter enthalten eine Depesche."

Eine Zeitlang wogen die Herren die Chancen des gewaltigen Ringkampfes ab, der im fernen Osten einen so überraschenden Anfang genommen hatte. „Die Japaner haben einen meisterhaften Schachzug getan", beharrte Robert Twersten.

„Sie hatten eben das Terrain für sich", warfen die beiden Ingenieure ein.

„Gerade deshalb", schloß Robert Twersten, „hätte Rußland den Krieg nicht von Petersburg aus erklären sollen, sondern, bildlich gesprochen, von Port Arthur aus." Und sie entschuldigten sich vor den Damen und wandten sich wieder der allgemeinen Unterhaltung zu.

Der neue Onkel mußte dabei sein, wie die Jugend zu Bett gebracht wurde. „Schämt euch," wehrte ihnen Erika, „ihr werdet dem Herrn lästig." Aber sie schämten sich durchaus nicht und wollten lieber lästig fallen, als auf den Onkel Schiffsbauer verzichten. Feldermann schloß sich vergnügt Mutter und Söhnen an.

Als sie zurückkehrten, sahen sie Marga und Robert Twersten in leiser, friedlicher Unterhaltung in einer Zimmerecke sitzen. Frau Henriette hatte den Klavierplatz eingenommen, und Fritz Vanheil beugte sich über sie und brachte ihr den richtigen „Schmiß" der Studentenlieder bei.

„Vortreffliche Mutter," sagte er, „wenn ich dich so spielen höre, werde ich noch der energischste Verfechter der Zulassung von Frauen zur Universität. Nur damit ihr endlich diese himmlischen Gesänge richtig spielen lernt. Das sind keine Choräle! Nein, das sind sie nicht!"

„Aber, lieber Junge, der Text klingt doch ganz pastoral —"

„O gute Mutter, er klingt nur so. Und man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Also gib acht, und halte du deine gläubige Seele nur an die Noten und nicht an den Text."

Und er begann aufs neue, mit tiefer Empfindung:

„Sing, bet und geh auf rechten Wegen
Und tu das deine nur getreu;
Kommt dir ein schönes Kind entgegen,
Laß es nicht ungeküßt vorbei."

Und nun mit ausbrechender Begeisterung:

„Studenten sind fidele Brüder,
Kein Unfall schlägt sie ganz danieder . . ."

„Er ist ein Schelm," sagte Erika zu Feldermann, „aber wir lieben ihn, wie wir den Vater liebten."



Weshalb spricht sie kein Wort von ihrem Mann? dachte der Oberingenieur. Und dann gab er sich der Stunde hin und erzählte seiner Zuhörerin, wie stark aufmunternd ihn diese Fröhlichkeit berühre, „wie ein Glas alten Rheinweins. Bei uns zu Hause gab es den nämlich nicht, und so hatte ich immer eine stille Sehnsucht danach. Aber wie ich mir aus eigenen Mitteln die erste Flasche leisten konnte, war ich sehr enttäuscht, denn er machte mich direkt melancholisch."

„Echte Fröhlichkeit muß sich mitteilen können", sagte Erika. „Darin besteht ja gerade ihr Segen, daß sie so gar nichts Egoistisches hat und bald nicht weiß, ob sie nimmt oder gibt. Ich könnte mir ein Leben ohne diese Haussonne gar nicht vorstellen."

„Sie haben wohl keine schweren Stunden durchgemacht, gnädige Frau."

„Ja," erwiderte sie ruhig, „ich habe sie durchgemacht, und ich möchte sie nicht noch einmal durchmachen. Was mich nicht untersinken ließ, war diese unbeirrte Herzensfröhlichkeit der Meinen."

Er blickte sie mit heimlichem Forschen an. Diese tiefen, klaren Augen hatten auch einmal das Weinen gekannt? Das brachte sie ihm um vieles näher. Und unaufgefordert begann er von seiner schweren Jugendzeit zu erzählen, als fände er bei dieser Frau das rechte Verständnis für seinen Werdegang, der ihn ungelenk und ungesellig gemacht hatte. „Zuweilen meine ich, ich wäre weder das eine noch das andere, und es fehle mir nichts als das rechte, herzhafte Zutrauen zu mir selbst. Denn ich kann doch alles mitempfinden und fürchte mich nur, täppisch in den Chorus einzufallen und ausgelacht zu werden. Ein Hagestolz von vierzig Jahren lernt nicht mehr leicht."

„Finden Sie nicht, daß das hier eine ganz gute Gelegenheit ist? Fritz als Schulmeister!"

„Ja," sagte er verwirrt, „würden Sie das nicht für unschicklich halten, wenn ich als wildfremder Mensch —"

„Wenn Sie morgen wiederkommen, sind Sie uns schon ein guter Bekannter, Herr Feldermann."

„Ich — dränge mich auf, gnädige Frau — —"

„Nein," verbesserte sie sich, „das war verkehrt von mir. Sie sind uns heute schon ein guter Bekannter. Unser Fritz versteckt unter all seinem leichten Wesen ein dankbares Herz, wie es nur wenige gibt. Wie oft, glauben Sie, sind Sie in unseren Tischgesprächen zugegen gewesen und saßen vielleicht mutterseelenallein daheim. Sie haben sich meines Bruders nicht wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Freund angenommen, und das vergißt er Ihnen nicht, und wir vergessen es auch nicht."

„Gnädige Frau," wehrte der Oberingenieur ab, „er kann mehr als ich. Was ihm fehlt, ist nur die ruhige Praxis, die Sammlung."

„Also geben Sie ihm etwas von Ihrer geschäftlichen Sammlung, und er gibt Ihnen von seiner Lebensheiterkeit. Und sollte er gar zu gesammelt werden," fügte sie mit einem kleinen Lächeln hinzu, „so halten Sie sich nur an uns Frauen."

Am Klavier probte Fritz Vanheil mit der Mutter immer noch seine Lieblingslieder. Aus der Zimmerecke tönte das Flüstern Margas und Robert Twerstens. Und Feldermann saß neben Erika, als hätte er schon Jahre in diesem Zimmer gesessen. Das mußte er ihr sagen. Wie eine Entschuldigung und wie eine unerklärliche Freude.

„Machen Sie es wahr", entgegnete sie und blickte ihn freundlich an. „Die Jungens werden entzückt sein."

„Ja, die Jungens —!" sagte er, und nun erhob er sich doch, denn die Stunde war vorgeschritten.

Auch Robert Twersten erhob sich, und Fritz erklärte, die Verantwortung dafür zu tragen, daß die Herren richtig nach Hause kämen und nicht etwa unterwegs noch einkehrten. Deshalb schlösse er sich an.

„Wenn Sie sich ein wenig wohl bei uns fühlen, Herr Oberingenieur, so kommen Sie nur, so oft Sie mögen", bat Frau Henriette.

Er blickte auf Erika. Und dann nahm er mit wärmstem Dank an.

Schon in der nächsten Straße verabschiedete er sich von den beiden Herren, da er in der entgegengesetzten Richtung von Robert Twersten wohnte.

„Aber wir bringen Sie gerne hin. Wir versäumen nichts."

„Ich danke Ihnen sehr", erwiderte der Oberingenieur. „Aber lassen Sie mich offen sein. Ich bin an so schöne Abende wie den heutigen noch nicht gewöhnt. Und da möchte ich diesen nun noch ein wenig mit mir herumtragen."

„Das ist ein verständiger Mensch", meinte Robert Twersten, als die Freunde allein weiterschritten. „Wie kommt er zu euch?"

Und Fritz Vanheil erzählte von den letzten Ereignissen auf der Werft, und daß Twersten die Abnahme des Dampfers verweigert worden sei, wenn er nicht wegen der Differenz eines halben Knotens Fahrtgeschwindigkeit beispiellose Abstriche bewillige. „Der Alte aber hat seinen Kopf aufgesetzt, da er seine Zwangslage nicht ausbeuten lassen will, und so wird das schöne Schiff einstweilen kaltgestellt, bis es wohl eines Tages zum Selbstkostenpreis losgeschlagen werden muß. Ich erzähle dir das alles, weil du ja der Sohn bist. Feldermann nahm sich das Mißgeschick der Werft sehr zu Herzen. Da schleppte ich ihn aus seinem Grübeln heraus und brachte ihn unter Menschen."

„Was ist das für ein Dampfer? Beschreibe ihn mir mal."

Und Vanheil entwarf ein genaues Bild des Dampfers in Konstruktion, Maschinenkraft, Ladefähigkeit und Kabinenzahl, und Robert Twersten schritt schweigend neben ihm her, und kein Wort ging ihm verloren.

„Der wird täglich eine ganze Menge Zinsen fressen", sagte er endlich.

„Es ist eine miserable Sache", bestätigte Vanheil. „Aber den Standpunkt deines Vaters kann ich trotzdem verstehen. Es ist ein großer Zug darin."

„Vorläufig ist es nur die große Geste. Den großen Zug bestimmt erst das Endresultat."

„Wie denkst du über dieses Café hier?"

„Heute nicht. Ich habe noch zu arbeiten. Gute Nacht, Fritz."



„Das ist stark", entrüstete sich Fritz Vanheil und blickte dem Davoneilenden nach. „Erst verschleppen sie mich auf die Straße, und dann läßt mich der eine wie der andere stehen. O quae mutatio rerum. Gehen wir also auch nach Hause." —

Robert Twersten kam am andern Morgen nur für wenige Minuten ins Kontor. Und auch in den folgenden Tagen überließ er die Abwickelung der laufenden Geschäfte Marga und dem alten Rochus. Der Hafen zog ihn an, und sein photographischer Apparat begleitete ihn. Saß er abends daheim, so studierte er die großen in- und ausländischen Zeitungen.

„Nun muß ich dich um eine Woche Urlaub bitten, liebe Marga", sagte er eines Tages. „Würdest du mir zehntausend Mark Reisekasse überweisen lassen?"

„Um Gottes willen! Willst du durchbrennen?"

„Vertraust du mir das Geld nicht an? Es ist ein Geschäft, das ich für die Firma machen will. Ich bürge mit meinem Kapital dafür."

„Welcher Aufwand von Worten, Bob. Du weißt, daß ich dir blindlings vertraue."

„Adieu, Marga", sagte er und küßte die Überraschte auf die Stirn. „Es ist lieb von dir, daß du mich nicht weiter fragst. Das stärkt mein Vertrauen."

Acht Tage darauf war er von Petersburg zurück, körperlich ein wenig abgespannt, aber von einer Laune, wie sie Marga Vanheil seit seiner Heimkehr von Amerika so froh noch nicht beobachtet hatte.

„Die zehntausend Mark bin ich auf einen Schlag los geworden. Ich habe sogar noch aus Eigenem dazutun müssen. Das nennt man Heckpfennige, Marga."

„Gott sei Dank, daß du wieder da bist, Bob."

„Und nach den Geschäften fragst du mich nicht?"

„— daß du wieder da bist — —!" wiederholte sie nur und hielt seine Hände.

Am selben Nachmittag noch fuhr er zur Werft K. R. Twersten.

Telephonisch hatte er seinen Vater um eine geschäftliche Unterredung ersucht.

„Ich stehe ganz zu deiner Verfügung, Robert. Nimm Platz. Du wünschtest eine geschäftliche Unterredung?"

„Ja, Vater. Und sie ist, wie ich hoffe, in unserm beiderseitigen Interesse."

„So, so? Das sollte mich freuen. Also Twersten contra Twersten", und er lächelte fein.

„Pro, nicht contra, Vater. Meine Firma braucht einen eigenen Dampfer. Wir wollen aus dem Kleinkram heraus und mal ein Wort mitsprechen. Die ‚Hammonia' liegt seefertig im Hafen, und die Reederei, für die du sie bautest, hat sie wegen eines Schnelligkeitsmankos nicht abgenommen. Das ist nun bekannt geworden, und ich möchte mir die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen."

„Habt ihr denn das Kapital dazu?"

„In vier Wochen, denke ich, werde ich es flüssig haben. Vielleicht schon früher. Wenn du mir bis dahin das Schiff an Hand lassen möchtest —"

„Mein Junge," sagte der alte Twersten ruhig, „da stimmt etwas nicht."

Und ebenso ruhig antwortete der Sohn: „Es stimmt, Vater."

Heimlich, damit nicht einer es vom andern bemerke, rückten sie sich zusammen. Wie zwei Schachspieler saßen sie sich gegenüber.

„Bitte — weiter?" begann Twersten vorsichtig den ersten Zug.

Und nun zog auch der Sohn an. „Die Basis wäre deine Preisforderung."

Twersten nannte kaltblütig den mit der Reederei vereinbarten Preis.

Robert nickte nur. „Ja, ja, ich weiß. Und inzwischen —?"

„Inzwischen dürfte sich daran wohl nichts geändert haben."

„Doch wohl. Denn durch die Nichtabnahme ist der Dampfer im Wert gesunken."

„Doch nicht. Denn du willst ihn ja kaufen."

Sie blickten sich in die Augen, ohne daß eine Miene in ihrem Gesichte zuckte. Zwei Kaufleute besprachen sich. Die Verhandlung ging weiter.

„Darf ich daran erinnern," sagte Robert Twersten, „daß Zinsen, Liegegeld, Unterhaltungskosten und abkommandiertes Personal den Dampfer bald über Gebühr belastet haben werden? Wenn ich alle diese erheblichen Unkosten, die dir da erwachsen, durch raschen Kauf aus der Welt schaffe, ist es wohl kein unbilliges Verlangen, daß ich auf ein kräftiges Entgegenkommen von deiner Seite rechne."

„Dein rascher Kauf ist es ja gerade, der mich eines verlustreichen Entgegenkommens überhebt. Ich fühle, du brauchst mich, Robert."

„Und du könntest dich meiner bedienen, um mehr zu gewinnen, als du jetzt verlierst."

Twersten nickte. „Das hört sich gut an. Verwandtschaftliche Rücksichten haben selbstverständlich bei einem solchen Objekt nicht mitzusprechen."

„Weder auf deiner, noch auf meiner Seite, Vater." Und Robert Twersten nannte sein Gebot.

Twersten schlug das Konto des Schiffes auf, griff nach Bleistift und Papier und rechnete. Es war still im Privatkontor. Nur das leise Schaben des Bleistiftes blieb hörbar. Und Robert Twersten saß zurückgelehnt und wartete ohne Ungeduld.

„Du bist ein scharfer Rechner", sagte Twersten und legte den Bleistift hin. „Das macht dir Ehre, aber ich würde nicht dabei auf meine Rechnung kommen. Ohne einen Zuschlag von zehn Prozent ist das Geschäft für mich nicht diskutierbar."

„Fünf, Vater."

Twersten lachte. „Ich könnte ja sagen. Aber gerade deinetwegen tu ich es nicht. Ich darf mich doch bei unserer ersten geschäftlichen Begegnung nicht von dir übers Ohr hauen lassen, und deshalb schon muß es bei einem Zuschlag von zehn Prozent bleiben."

„Du hast zwar", entgegnete der Sohn, „soeben erst selbst die Ausschaltung verwandtschaftlicher Rücksichtnahme betont. Aber damit du siehst, daß ich mich nicht fürchte, und daß ich von dir gelernt habe, willige ich ein. Ich werde dich also wissen lassen, wann ich die



‚Hammonia' einer Probefahrt zu unterziehen wünsche. In den ersten vierzehn Tagen denke ich. Bis dahin also bleibt mir das Vorkaufsrecht zu den nunmehr festgelegten Bedingungen."

Er streckte dem Vater die Hand hin. Noch einmal suchte Twersten in den Mienen des Sohnes zu lesen. Dann schlug er entschlossen ein.

„Es soll mich freuen, wenn du die Firma Vanheil einer neuen Zukunft entgegenführst. Dein Erfolg würde mich mit meinen im Sand verlaufenen Plänen versöhnen."

Und Robert Twersten antwortete: „Ich bin dir noch die Probe schuldig, Vater. Glückt es mir, dir zu beweisen, daß ich ein Kaufmann nach deinem Sinne geworden bin, so wird auch der letzte Schatten, der noch zwischen uns steht, verschwinden."

„Laß sie mich bald erleben", sagte Twersten, und sie schüttelten sich zum Abschied die Hände.

Lange noch grübelte er über den Besuch des Sohnes nach. „Er führt etwas im Schilde, was seine Geschäftsklugheit über die meine wachsen lassen soll . . ." Aber der Gedanke war ihm nicht unlieb. „Wenn es sich um die Entwickelung handelt, muß der Sohn über den Vater hinaus." — (Fortsetzung folgt.)

Mondnachtzauber.

Von Roland Abramczyk.

Nun ist die Sonne ganz verloht
in letztem, rosigem Hauchen . . .
Im dunklen Tale, fern und tot,
der Menschen Hütten rauchen.

Auf steigt die Nacht. Ein Flüstern wohnt
in leise wogenden Zweigen . . .
Aus dunklen Tannen taucht der Mond
hinauf in das silberne Schweigen.

Wir wandern tief in den Garten hinein . .
und müssen den Atem halten. —
Erschrocken lauschen im Taxushain
leuchtende Göttergestalten.

Träumende Schwäne im Rosenteich
durchschwimmen die silbernen Wogen . . .
Wir sind durchs schimmernde Märchenreich
auf flüchtigen Sohlen gezogen . . .

Und plötzlich . . . aus Rosen, licht und groß,
in flüsternden Lindenbäumen
ragt hoch ein schimmerndes Marmorschloß
und steht in weißen Träumen . . .

Uns werden die Seelen so weit und klar,
als wär uns die Kindheit begegnet. —
Die Nacht steht groß und wunderbar . . .
und legt uns die kühlen Hände aufs Haar
und hat uns erschauernd gesegnet.

Gezeichnete Tiere.

Ein Kapitel zur Naturbeobachtung. Von Dr. Fritz Skowronnek.

Der Wert einer Naturbeobachtung ist mitunter sehr zweifelhaft. Er wird nicht selten durch die Phantasie beeinträchtigt, die sich, ohne daß der Beobachter es merkt, geschäftig zeigt, fehlende Momente zu ergänzen. So kommt es, daß ein und derselbe Vorgang von verschiedenen Beobachtern verschieden dargestellt wird. Eine Erscheinung, die namentlich bei Rechtsstreitigkeiten deutlich zutage tritt und in der Bewertung der Zeugenaussagen eine große Rolle spielt.

Die Naturforscher sind nun eifrig bemüht, diese Fehlerquelle, wo es irgend möglich ist, auszuschalten, um statt anfechtbarer Beobachtungen unbestreitbare Tatsachen zu gewinnen. Sie sind dabei auf ein Mittel verfallen, das sich bereits nach kurzer Verwendung vorzüglich bewährt hat, auf das Zeichnen freilebender Tiere durch Marken. Es werden gezeichnet: Vierfüßler, Vögel und Fische.

Ohne weiteres leuchtet ein, daß die Zahl der gezeichneten Tiere nicht klein sein darf, sondern im Gegenteil sehr groß sein muß, weil sehr viele irgendwo und irgendwie umkommen, ohne daß davon eine Kunde zu den Menschen, genauer ausgedrückt, zu den Menschen gelangt, die mit Sehnsucht auf Nachrichten über den Verbleib gezeichneter Tiere warten. Das gilt namentlich für Vögel und Fische, die nicht nur vielen Anfechtungen ausgesetzt sind, sondern auch weite Wanderungen unternehmen, die sie in ganz unzivilisierte Gegenden führen.

Nicht ganz ohne Bedeutung ist es, daß bisher Deutschland allein dies Mittel der Naturforschung anwendet, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn es in anderen, sogar in den Kulturländern Europas wenig Verständnis und manchmal auch nicht den guten Willen zur Mitarbeit findet. Norwegische Fischer, die einen gezeichneten Fisch fangen, französische Bauern, die eine gezeichnete Möwe oder Krähe schießen, nehmen sich selten die Mühe, die Bedeutung des an dem Vogel gefundenen Kennzeichens zu ergründen. Das ist jedoch fast nie böser Wille, sondern nur Unkenntnis, die hin und wieder schon ganz komische Vorkommnisse und komplizierte Mißverständnisse gezeitigt hat.

Wohl hat die Presse aller Kulturvölker von diesen



Bestrebungen der Wissenschaft Notiz genommen, aber man darf nicht vergessen, daß sie, vielleicht England ausgenommen, nirgend so tief in alle Volksschichten eindringt wie bei uns. So kommt es, daß z. B. südwärts von Ungarn aus Gegenden, die ohne Zweifel von vielen gezeichneten Störchen überflogen werden, keine Nachrichten eintreffen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten. Entweder ist dort noch kein gezeichneter Vogel erlegt worden, oder es hat niemand die Bedeutung des Kennzeichens erkannt, was wohl das Wahrscheinlichere sein dürfte.

Am leichtesten ist es, Vögel zu zeichnen. Man legt ihnen einen dünnen, leichten Aluminiumring um einen Fuß, der sie weder hindert noch beschwert. Von vierfüßigen Tieren werden bis jetzt nur Rehe und Hirsche gezeichnet. Das hielt man früher, als die Idee auftauchte, für schwer ausführbar. Die Praxis hat jedoch das Gegenteil ergeben. Denn viele Jagdreviere sind so gehegt und überwacht, daß es den Grünröcken nicht schwer fällt, frischgesetzte Rehkitzchen oder Hirschkälber zu finden. Drei, vier Männer umringen das Dickicht, worin es versteckt liegt, einer nimmt das Kitzchen auf den Arm, während der zweite ihm blitzschnell einen Metallknopf in den Lauscher drückt und befestigt. Der kurze Vorgang verursacht im Ohrknorpel sehr geringe Schmerzen, der Knopf jedoch haftet so fest, daß er selbst bei den heftigsten Bewegungen nicht verloren geht.

Im Jahre 1904 begann der Allgemeine Deutsche Jagdschutzverein, der die Sache in die Hand genommen hat, mit der Verausgabung der Wildmarken, über die natürlich genau Buch geführt wird. Jede Marke trägt eine Nummer. Dahinter wird im Register genau vermerkt, wann, wo und bei welchem Stück Wild sie verwendet worden ist. Die Idee fand in der deutschen Jägerwelt begeisterten Anklang. Die Landesvereine, die Hofjagdämter der Einzelstaaten, die großen Jagdherren, die Verwalter der Staatsforsten, viele Jagdinhaber und -pächter erbaten sich die Wildmarken, so daß in den ersten beiden Jahren 31900 Stück verausgabt werden konnten. Damit wurden 5084 Rehe, 461 Rothirsche und 329 Damhirsche gezeichnet.

Es war kein Strohfeuer, das emporloderte, um schnell zu erlöschen. Nein, es wurde eine Einrichtung, die der ganzen deutschen Jägerwelt zur Ehre gereicht. Denn sie gibt unserem Wissen bei diesen drei Wildarten die feste, unerschütterliche Grundlage. Sie hat auch Ansichten umgestoßen, die als ausgemachte Tatsachen galten, was doch sicher ein Fortschritt ist. So wurde bereits im Jahr 1905 ein Sechserbock geschossen, der nach Ausweis der Marke erst elf Monate alt war. Er trug also bereits ein Gehörn, das nach bisheriger Annahme erst im dritten oder vierten Lebensjahr zu wachsen pflegt. Bei einem anderen Bock wurde festgestellt, daß er sich 60 Kilometer, in der Luftlinie gerechnet, von dem Ort, wo er gezeichnet worden war, entfernt hatte.

Schon diese wenigen Beispiele genügen, um zu zeigen, welche interessante Tatsachen durch dies Mittel unerschütterlich festgelegt werden. Da man stets genau das Alter des gezeichneten Stückes beim Abschuß feststellen kann, ergibt das ermittelte Gewicht genauen Aufschluß über die körperliche Entwicklung des Wildes. Aus einzelnen Tatsachen werden allmählich Beobachtungsreihen, die über viele Dinge, die bisher für uns noch „Fragen“ waren, genauen Aufschluß geben. — Die Zeichnung der Fische steckt noch in den ersten Kinderschuhen. Schon früher wurde vereinzelt der Versuch unternommen, auf diese Weise Nachrichten über den Verbleib und das Wachstum einzelner Fischarten zu gewinnen. Es war jedenfalls aber ein höchst seltener Glücksfall, wenn irgendwo die Nachricht von dem Fang eines gezeichneten Fisches auftauchte. Daraus ergab sich bald die Einsicht, daß solche Versuche im Großen angestellt werden müßten, um irgendwelche Resultate zu zeitigen. Dazu gehören natürlich auch erhebliche Mittel und eine gute Organisation, weil schon jeder Fisch, der gezeichnet und wieder ausgesetzt werden soll, gekauft werden muß. Mit der Rücksendung einer aufgefundenen Marke und einigen allgemeinen Angaben über Größe und Gewicht des Fisches ist auch nicht viel gewonnen. Man muß den gezeichneten Fisch wiedererhalten. Den Fischern, die so liebenswürdig sind, ihn einzusenden, muß deshalb der Marktwert vergütet werden.

Man sieht, welche Schwierigkeiten bei solch einem Unternehmen zu überwinden sind. Aber die Mittel sind gut angewendet, wenn wir erfahren, wohin die laichreifen Aale ziehen, wo sie nach dem Laichen bleiben, ob und wieweit die Schollen wandern, wie schnell die Fische wachsen. Nun hat man gleich mit Versuchen im Meer, in Nord- und Ostsee begonnen. Es wäre aber sehr wünschenswert, wenn man diese Versuche im geschlossenen Süßwasser, in größeren und kleineren Seen anstellen wollte. Die Erfahrungen der Teichwirte über das Wachstum ihrer Zuchtfische müssen durch gezeichnete Fische auch für das Wildwasser ermittelt werden. Nur ein Beispiel: es werden jetzt vielfach Karpfen in Teichen und Tümpeln zwei Sommer hindurch erzogen und dann in Seen übergeführt. Da wäre es von der größten Wichtigkeit, das Wachstum dieser gezeichneten Karpfen kennen zu lernen. Denn man würde sicheren Anhalt für die Besetzung und Befischung des Gewässers gewinnen. Man kann also ohne Uebertreibung sagen, daß dies Hilfsmittel der Naturforschung volkswirtschaftliche Bedeutung erlangen wird.

Das Zeichnen der Vögel mit Fußringen will in die Rätsel eindringen, die uns die Zugvögel aufgeben. Es wird von Dr. Thienemann, dem verdienstvollen Leiter der Vogelwarte in Rossitten auf der Kurischen Nehrung, in großartigem Maßstab angewandt. Der schmale Landstreifen, der das Kurische Haff von der Ostsee scheidet, ist von alten Zeiten her als eine sehr belebte Vogelzugstraße bekannt. Und die Fischer verschmähten es keineswegs, den Vogelfang mit Leimruten und Schlagnetzen auszuüben.

Es ist also gar nicht schwer, dort eine Anzahl lebender Vögel zu erbeuten, um sie mit einem Aluminiumring zu versehen, der die Inschrift „Vogelwarte Rossitten, Germania“ und eine Nummer trägt. Der erste Versuch wurde mit jungen Störchen gemacht, die schon im Nest gezeichnet wurden.

Dazu ist gerade in Ostpreußen reichliche Gelegenheit vorhanden. Nach einer Zählung, die im Jahr 1905 von der „Physikalisch-ökonomischen Gesellschaft“ in Königsberg veranstaltet wurde, gab es in Ostpreußen 13565 besetzte Storchnester mit 27130 alten Störchen. Man rechnete für jedes Nest drei Junge, erhielt also die Zahl von etwa 40000 jungen Störchen, so daß nach dieser Statistik im Herbst 1905 rund 67000 Störche die Reise nach dem Süden antraten.

Nun steht es fest, daß die Zahl der Storchnester sich wenig vermehrt. In jedem Jahr stehen überdies



so viel Nester leer, daß ein junges Paar, das sich ansiedeln will, nicht selbst zu bauen braucht. Daraus ergibt sich doch, daß alljährlich eine große Zahl von Störchen, die ungefähr dem regelmäßigen Zuwachs entspricht, nicht in die Heimat wiederkehrt. Wo bleiben all diese Störche, da für alle Gegenden Deutschlands das gleiche gilt? Eine befriedigende Antwort in der Richtung steht noch aus.

Denn wenn auch jährlich eine Anzahl der Vögel durch Erreichung der natürlichen Altersgrenze ausscheidet, wenn auch so mancher Storch von den Jägern, die ihn als Schädling betrachten und verfolgen, abgeschossen wird, so handelt es sich doch noch immer um große Mengen, von deren Verbleib wir nichts erfahren. Man muß annehmen, daß sie im schwarzen Kontinent durch Nachstellungen von Menschen und Tieren und durch Naturereignisse umkommen.

Daß das Reiseziel der Störche Afrika ist, haben die Ringe erwiesen. Der Zug geht nicht westlich oder südwestlich, wie bei den meisten anderen Vogelarten, sondern geradeswegs nach Süden. Bis nach Ungarn ist die Reise genau ermittelt, dann klafft ein Spalt in der Versuchsreihe, der erst in Afrika endigt. Durch Beobachtungen ist schon lange festgestellt, daß der Storch in Aegypten sich nicht aufhält, sondern weiter zieht. Daß er sogar den Aequator überfliegt und bis nach Südafrika vordringt, ist durch Ringfunde ganz zweifellos festgestellt.

So wurde in Rhodesia im Dezember 1907 ein Storch erbeutet, der mit einem Ring gezeichnet war. Der Balg ist über London nach Rossitten gelangt und für das dortige Museum ausgestopft. Ein anderer Storch wurde am 5. November 1908 in Rosaires am Blauen Nil im Sudan geschossen. Er war in einem Dorf bei der ostpreußischen Stadt Goldap aufgewachsen und mit dem Fußring gezeichnet. Man wußte mit der Inschrift in Rosaires nichts anzustellen, aber man half sich, indem man einen Brief mit der Aufschrift: „Herr Vogelwarte Rossitten, Germany“ absandte, der richtig an seinen Bestimmungsort gelangte. Darin war die Erlegung des Storches und auch die Ringnummer angegeben, was ja für diesen Zweck völlig genügt.

Auch von einem Storch, der in der Kalahariwüste endete, erhielt die Vogelwarte Nachricht. Er war an der Ostsee aufgegriffen und gezeichnet worden, hatte also in der Luftlinie rund 6000 englische Meilen zurückgelegt. Durch einen Farmer gelangte der Ring mit der Nummer 769 nach Rossitten. Der Farmer hatte ihn von einem Buschmann erhalten, der im Anschluß daran folgendes berichtete:

Jagende Buschleute sahen auf einem Salzfeld viele große, weiße Vögel stehen. Als sie sich näherten, flogen sie davon, nur einer, der sehr ermattet war, blieb zurück und wurde gefangen. Er war so erschöpft, daß er unmittelbar darauf starb. Unter Schmutz und Staub entdeckten sie am Fuß des Vogels den Ring, der ihnen abergläubische Scheu einflößte. Mit dem Ruf „Modimo, Modimo“, was Gottheit bedeutet, warfen sie den Vogel fort. Ein beherzter Mann holte sich jedoch den Ring, der durch Tausch weiter wanderte, bis er in die Hände des Farmers gelangte, der ihn an das „Wild World Magazine“ sandte, wo seine Bedeutung erkannt wurde.

Für die Lachmöwen, die auf einem Bruch bei Rossitten nisten, hat man die Zugstraßen und Winterherbergen genau festgestellt. Die eine Straße geht südwärts über Posen, Mähren, Wien nach der Pomündung. Die zweite geht über Westpreußen, Pommern, Elbe nach dem Genfer See und der Rhone. Dabei hat sich mehrmals herausgestellt, daß die Ringe mit der rätselhaften Inschrift den Franzosen recht viel Kopfzerbrechen verursachen — und auch Sorge.

Eine Möwe wurde am 4. Juli 1907 bei Rossitten mit dem Ring 732 gezeichnet und am 27. Januar 1908 bei Grelonges an der Saone nicht weit von Lyon, wo sie mit Hunderten ihrer Art im Winterquartier weilte, gefangen. Der Ring wurde entdeckt, der Vorfall und die Inschrift an das Blatt „Le Nouvelliste de Lyon“ gemeldet. Dort übersetzte man das Wort Vogelwarte mit „Wachtvogel“, „Festungsvogel“ und knüpfte daran die Bemerkung: „Da fragt man sich, ob man annehmen soll, daß unsere östlichen Nachbarn daran gedacht haben, diese anmutigen Vögel ähnlich wie die Brieftauben als Kriegsboten nutzbar zu machen.“

In einer Zuschrift wurde Vogelwarte mit „Vogelhändler“ übersetzt und daran die poetische Erklärung geknüpft, „daß der Vogel dem Vogelhändler von einem sentimentalen deutschen Mädchen geschickt worden ist, das sich wünscht, seinen Lieblingsvogel jedes Jahr bei seiner Rückkehr leicht wiedererkennen zu können“.

Das Rätsel wurde schließlich durch die „Société Zoologique“ in Genf, die mit Rossitten in engen Beziehungen steht, aufgeklärt. Der Vogel jedoch wurde von einem Liebhaber erworben, der ihn weder für Geld noch für gute Worte hergeben will.

Diese komische Geschichte ist sehr lehrreich, weil sie zeigt, mit welchen Schwierigkeiten Nachrichten über den Verbleib gezeichneter Vögel selbst aus zivilisierten Ländern zu erlangen sind. Die Befürchtung, daß die Vögel durch die Kennzeichnung vermehrten Nachstellungen ausgesetzt sein würden, hat sich als völlig grundlos herausgestellt.

In allen Fällen wurde der Ring erst entdeckt, nachdem der Vogel getötet war. Und schließlich wäre es auch kein Unglück, wenn die Jäger solch einem Vogel nachstellen, um ihn in ihre Gewalt zu bringen. Das würde durch die Wichtigkeit jeder Nachricht reichlich aufgewogen. Denn es gehören viele einzelne Tatsachen dazu, um eine Kette zu bilden, die sich ziemlich lückenlos aneinanderreiht. Es ist aber mit Bestimmtheit zu erwarten, daß wir auf diesem Weg ein unanfechtbares Material erwerben, das viele „Fragen“ restlos beantwortet

Aphorismen.

Von Sophie v. Adelung.

Ein Gescheiter durchschaut seine Umgebung, ein Kluger benutzt sie — doch nur der Weise beherrscht sie.

°

Der Durst nach Ruhm ist so unlöschbar wie der Durst des Trinkers.

°

Geistreich sein, verhält sich zu geistvoll sein wie ein Feuerwerk zur Sonne.

°

Suche dir niemals Freunde: laß sie dir werden.

°

Leidenschaft ist wie Geld: sie kann zum Fluche oder zum Segen werden.

°

In der Jugend besonnen — im Alter feurig.





In die grossen Ferien!

In fast allen Schulen unseres Vaterlandes herrscht die alte schöne Sitte, daß die Kinder vor der Entlassung in die großen Ferien sich in der Aula zu einer Schlußandacht versammeln. Der Choral „Nun danket alle Gott" oder sonst ein Lobgesang wird dabei gesungen, denn zu Bußpsalmen fehlt dann jede Stimmung. Ueberall im Vaterlande wird dieses Schlußlied mit solcher Verve geschmettert, daß der Zuhörer — denn es schallt straßenweit! — denken könnte, die Kinder seien ja einer Erholungsreise eigentlich gar nicht bedürftig. Wer dann aber denkt: Wie hell und kräftig mögen die Kinder nun wohl erst singen, wenn sie gestärkt und erfrischt wiederkehren, und zu Beginn des neuen Unterrichtsplanes Andacht abgehalten wird! — dann irrt er sich gründlich. In dem Unterschiede der Sangesweise vor Beginn und nach Schluß der Ferien liegt eine ungewollte und unbewußte Kritik, die die Lehrer kränken würde, wenn sie nicht schon seit Urzeiten daran gewöhnt wären.

Im Kinde steckt noch so recht lebendig der gesunde Freiheitstrieb. Wenn der Kaiser, um die Kinder für ein militärisches oder nationales Ereignis zu interessieren, ihnen „frei gibt", so benutzt er dabei das denkbar einfachste und praktischste Mittel. Wenn eines Lehrers Kränklichkeit es mit sich bringt, daß hin und wieder seine Stunden ausfallen müssen, so erscheint das normalen Kindern als ein sympathischer Zug des Mannes, von dem nach ihrer Meinung gar mancher lernen könnte!

Und nun erst die uferlose Aussicht über eine Frist von vier oder gar fünf Wochen! In Schweden gibt es drei Monate Ferien, und das geht ganz schön! Die Kinder verdummen dabei nicht. Die schwedischen Schulen und Schüler leisten bekanntlich Ausgezeichnetes. Es gibt ja allerdings Eltern, die gegen eine so lange Ferienzeit mit Erbitterung stimmen würden; sie stellen sich eben dadurch das Armutzeugnis aus, daß sie es nicht verstanden haben, ihre Kinder für eine ernste Betätigung außerhalb der Schule zu erziehen.

Wie sehr hat sich die Welt verwandelt in den letzten Jahrzehnten, seit die Eisenbahnen die Länder durchqueren! Sie ist eng geworden und weit zu gleicher Zeit. Was früher als weite, unerreichbare Ferne galt, liegt jetzt erreichbar nahe; was mag uns die Zukunft noch bringen mit ihrer immer mehr sich verbessernden Technik! Wenn wir hören, daß ein Mann wie Friedrich Schiller nie die Schweiz, die er doch so an-



Die erste Reiseetappe: Ankunft am Bahnhof.



Eine Geduldsprobe: Vierzig Minuten Verspätung.

schaulich schildert, nie Genua, das er doch wie in visionärer Deutlichkeit sah, bereiste, ja daß er überhaupt niemals seine Blicke über eine Meeresfläche wandern lassen durfte, so erscheint uns heutigen Menschen das zuerst ganz unerklärlich und dann tief bedauerlich. Der Moment, in dem wir zum erstenmal über die weite Wasserfläche sehen dürfen, bleibt für das ganze Leben unvergeßlich. — So wie wir unsern Dichter und seine Zeitgenossen bedauern, daß so viel Schönes sich ihnen nicht erschloß, so bedauern uns vielleicht in hundert Jahren unsere Nachkommen, weil wir nie im schönen Indien oder gar in Australien waren!



Reiche Fracht: „Schwer herein schwankt der Wagen".

Sehr anerkennenswert ist das Bestreben jener vaterländischen Vereine, die den Erholungsbedürftigen auf die Reize der engeren Heimat hinweisen und den Reiseverkehr erleichtern. Dadurch sind viele Gegenden erschlossen, in denen sonst nur Geschäftsreisende sich blicken ließen. Gewiß mag dadurch manche dornröschenhaft verträumte Romantik entweiht werden — man denke an das altehrwürdig schöne und stille Neubrandenburg mit seinen steifen, gräßlich modernen Neubauten — aber der Vorteil überwiegt. Zur richtigen Freude am großen Vaterland gehört Kenntnis und Liebe der engeren

Zwei wichtige Gepäckstücke: Kleiderkorb u. Bettsack.

Heimat und ihrer Eigentümlichkeiten. Besonders die jugendlichen Wandervereine fördern solche gesunde Heimatkunde. Daneben sind es die überall existierenden Vereine für die Geschichte der betreffenden Länder oder Provinzen, die durch eigene Zeitungen oder durch Vorträge auf die Schönheit der näheren Orte hindeuten. Bei diesen Vorträgen spielen bekanntlich die Lichtbilder ihre große



Die Daheimgebliebenen am Bahnsteig: „Und schreibt gleich, wie ihr angekommen seid!“

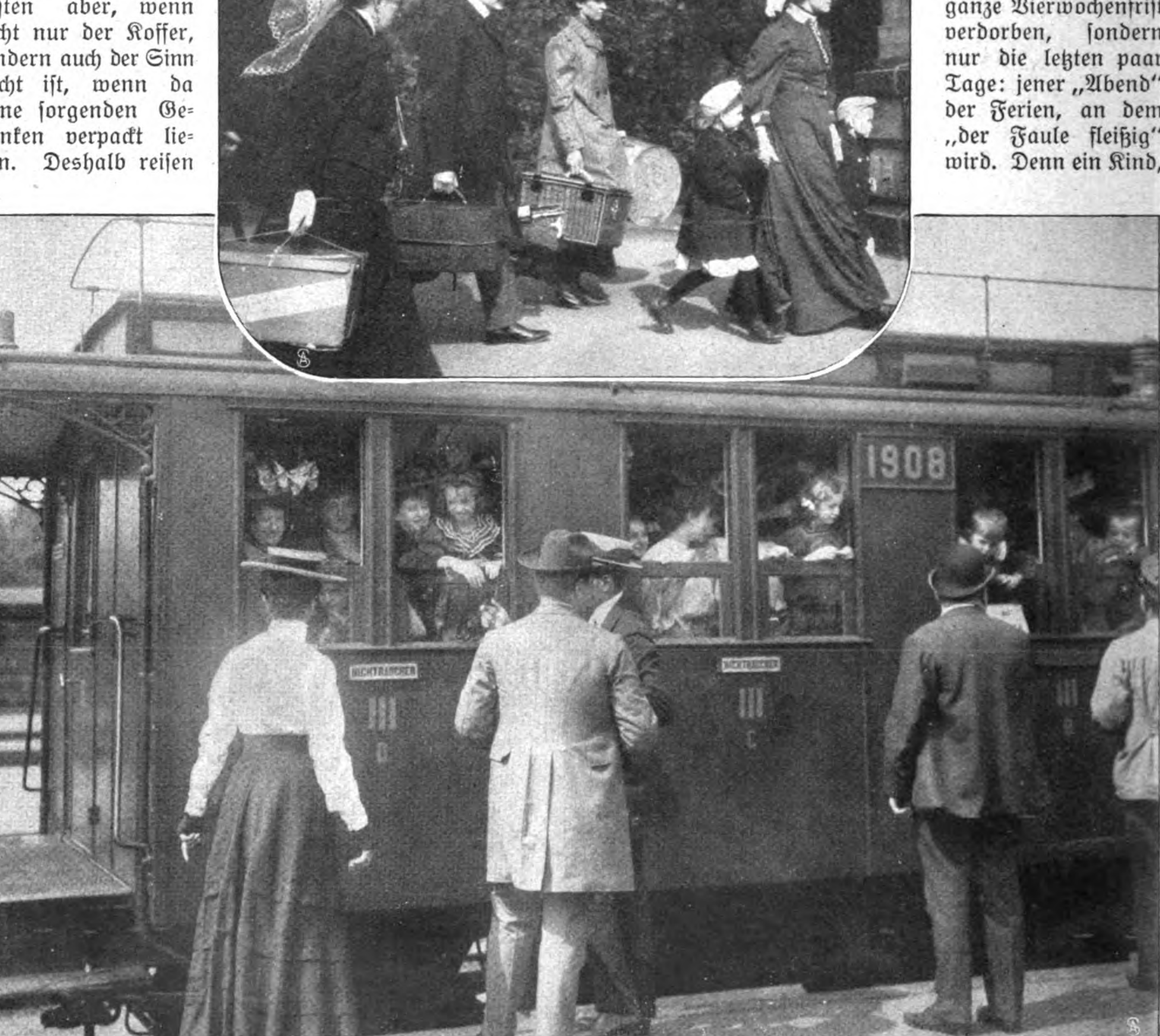
Die Hochsaison der Gepäckdroschke: Allemal „zweite Taxe“.

Rolle. Es ist überhaupt auffallend, wie sehr der photographische Sport und der Reisesport ineinander wirkte, einander förderte. Wie rührend bescheiden muten uns die netten bunten Bildchen an, die die guten Großeltern aus der sächsischen Schweiz oder den Rheinlanden mit nach Hause brachten! Heutigestags reisen die meisten Touristen mit dem photographischen Apparat in die großen Sommerferien.

Am besten aber reist man immer, wenn man möglichst wenig Gepäck mit sich schleppen muß; am allerbesten aber, wenn nicht nur der Koffer, sondern auch der Sinn leicht ist, wenn da keine sorgenden Gedanken verpackt liegen. Deshalb reisen die Kinder mit so viel hellem Behagen, weil sie sich gar keine Sorgen und Zukunftsgedanken machen.

Der Erwachsene hat es nicht so gut. Er hat rechnen müssen und sparen, bis er die Reise beschloß und nun endlich antritt; er kann sich dem Gedankenkreis seiner Berufspflichten nie ganz entziehen; er empfindet die mancherlei Strapazen der Fahrt unangenehm; er bleibt durch die Zeitungen, die ihm tagtäglich nachgesandt werden, auf dem laufenden über alle Vorgänge in der Heimat; er hat schon oft solche Reisen gemacht, und er weiß, wie schnell eine kurze Spanne von vier oder sechs Wochen verstrichen ist. Er weiß, welchen neuen ernsten Verpflichtungen seine volle Gesundheit nachher gewachsen sein soll. Das alles weiß er.

Die Jugend ist besser daran. Besonders seit einigen Jahren, seit im ganzen Deutschen Reich die wirklich widerwärtigen Ferienarbeiten abgeschafft sind. Früher gab es so etwas nämlich. Dadurch wurde uns natürlich nicht etwa die ganze Vierwochenfrist verdorben, sondern nur die letzten paar Tage: jener „Abend" der Ferien, an dem „der Faule fleißig" wird. Denn ein Kind, das in den ersten Wochen auf dem Lande oder gar am Strande die Mappe freiwillig auspackt, um zu büffeln, ist ein blutarmes, freudloses, schlecht erzogenes Kind. Die heutigen Schulgesetze untersagen den Lehrern das Stellen von Ferienarbeiten. Und das ist gut so.



In die Ferienkolonie: Der Eltern letzte Ermahnungen. Oberes Bild: **Jedermann sein eigener Gepäckträger.**

Was für eine festliche, laute Stimmung liegt über dem Bahnhofsgetriebe bei Beginn der großen Ferien! Die meisten Städte senden heutigen Tages einen stattlichen Teil der ärmeren, erholungsbedürftigen Kinder



Mama disponiert: „Fritz trägt die Schachtel und Heinz das Plaid.“ Unteres Bild: **Ferienreise auf Schusters Rappen.**

in die Ferienkolonien, und es macht sich sehr sonntäglich, wenn so ein Zug voll singender Kinder durch die Felder dahinfährt; die Dichterin Frida Schanz schildert in dem Gedicht: „Der singende Zug“ so eine Fahrt in sehr anmutiger Weise. Ruhebedürftige Reisende, die auf keine Ferienkinder Rücksicht zu nehmen brauchen, werden allerdings dem oft gar zu argen Gedränge in den ersten Ferientagen aus dem Wege gehen. In größeren Städten ist diese Ueberfüllung ja fast lebensgefährlich, und es ist der Bahn kaum möglich, die nötigen Extrazüge herbeizuschaffen. Zur wahren Folter aber wird diese Ueberfüllung auf den Dampfern. Wer einmal in seinem Leben dort „gekeilt in drangvoll fürchterliche Enge“ bei unruhiger See und unruhigem Magen gesessen, der denkt noch lange mit Schaudern an die Eigenart so einer Wasserfahrt zurück. Der Mensch kann aber viel aushalten — zu seiner Erholung.

Marx Möller.

Im Auto quer durch Südwest.

Von Oberleutnant Graetz. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Am 10. Januar 1909 startete ich mit meinem Gaggenau-Wagen von Palapye Road in die Kalahari. Palapye Road liegt an der Bahn zwischen Kapstadt und Bulawogo. Es war ein regnerischer Sonntag, als das Auto endlich abfahrtbereit stand. Die Europäer von Palapye Road erschienen, uns Lebewohl zu sagen; sie kannten alle die Kalahari, und glaubten nicht, daß wir jenseit die deutsche Grenze je erreichen würden. So klangen ihre Glückwünsche recht zaghaft. Das Auto war außerordentlich belastet. Die Pneus spannten sich am Boden unter der gewaltigen Last. Nicht nur Reservematerial und Handwerkzeug, auch Verpflegung mußte reichlich vorgesehen werden. Ferner wurden noch Wellblechplatten zur Ueberwindung schwersandiger oder sumpfiger Strecken an der rechten Seite des Wagens festgeschnürt und schließlich auch 800 Liter Benzin in allerhand Gefäßen dem Auto aufgebürdet. Letzteres geschah für den Fall, daß die mit Ochsenwagen schon vor Jahresfrist

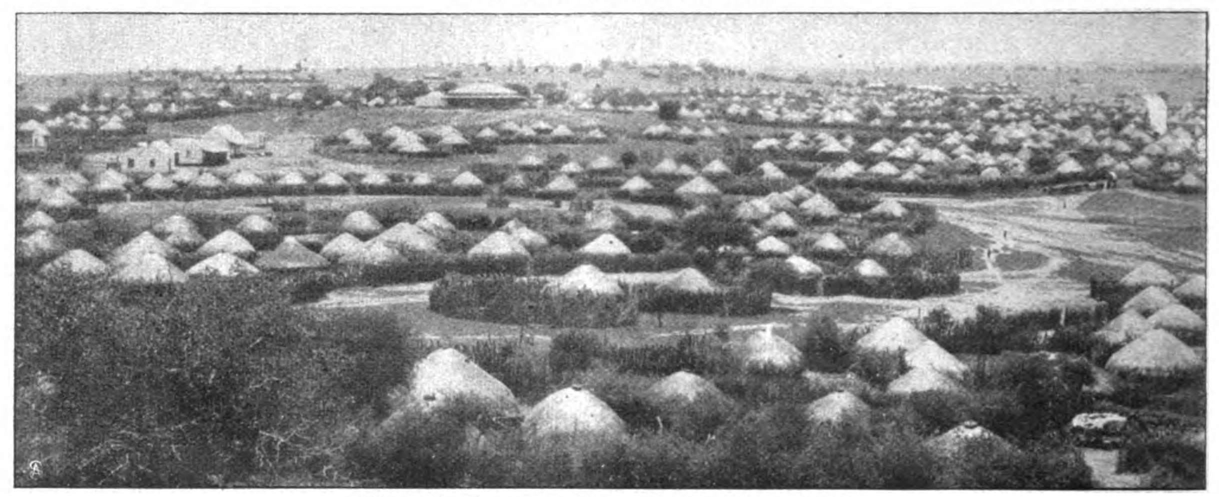


an die entlegensten Plätze des Wüstenlandes gebrachten Benzinvorräte sich nicht mehr finden lassen bzw. nicht mehr vorhanden sein sollten. Schließlich fuhren wir knatternd hinein in die Kalahari, die sich 1400 Kilometer vor uns ausdehnte mit all ihren Geheimnissen, mit ihren Reizen und ihren Schrecknissen. Nach schwerer Fahrt durch Sumpf und Sand erreichten wir am folgenden Nachmittag das etwa 50 Kilometer von Palapye Road entfernte



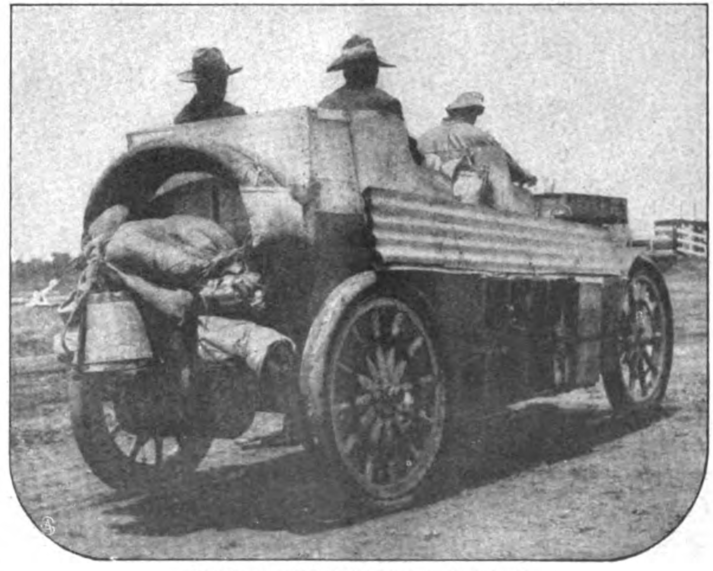
Mühselige Fahrt im tiefen Sand.

mit einer englischen Polizeipatrouille zusammen. Die Pferde brachen rechts und links in den Busch vor Schreck vor dem laut knatternden und knallenden Auto. Weiter gen Inkanani. Dies ist eine der beiden, selbst in der trockensten Zeit nicht versiegenden Wasserstellen zwischen Serowe und dem Pottlettle River. Wir kamen nach heißer Fahrt am Spätnachmittag in Inkanani an. Das Bild (S. 1203) zeigt meine Begleiter, wie sie sich an dem kühlen Naß erfrischen.



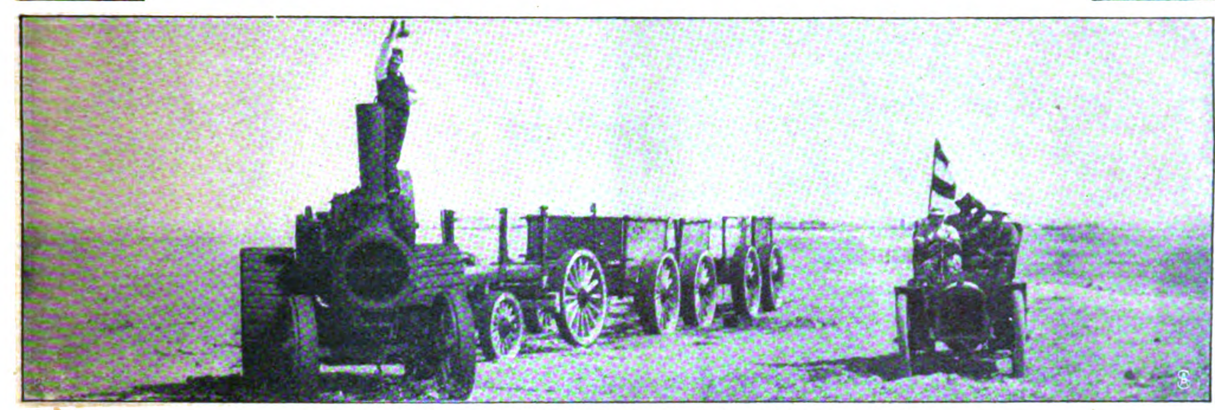
Die große Negerstadt Serowe in der Kalahariwüste.

Serowe, die Residenz des großen Negerhäuptlings Khama. 50 000 Betschuanen faßt dieser riesige Hüttenkomplex. Es befinden sich hier ein englischer Magistrat, der jedoch nur pro forma existiert, da Khama Land und Volk höchst eigenhändig regiert; sowie eine englische Missionsstation, Post und Telegraph. Ferner sind etwa 40 Europäer, Händler und Handwerker, hier ansässig. Auf der Fahrt nach dem Pottlettle River trafen wir bei einer Biegung des Weges unversehens

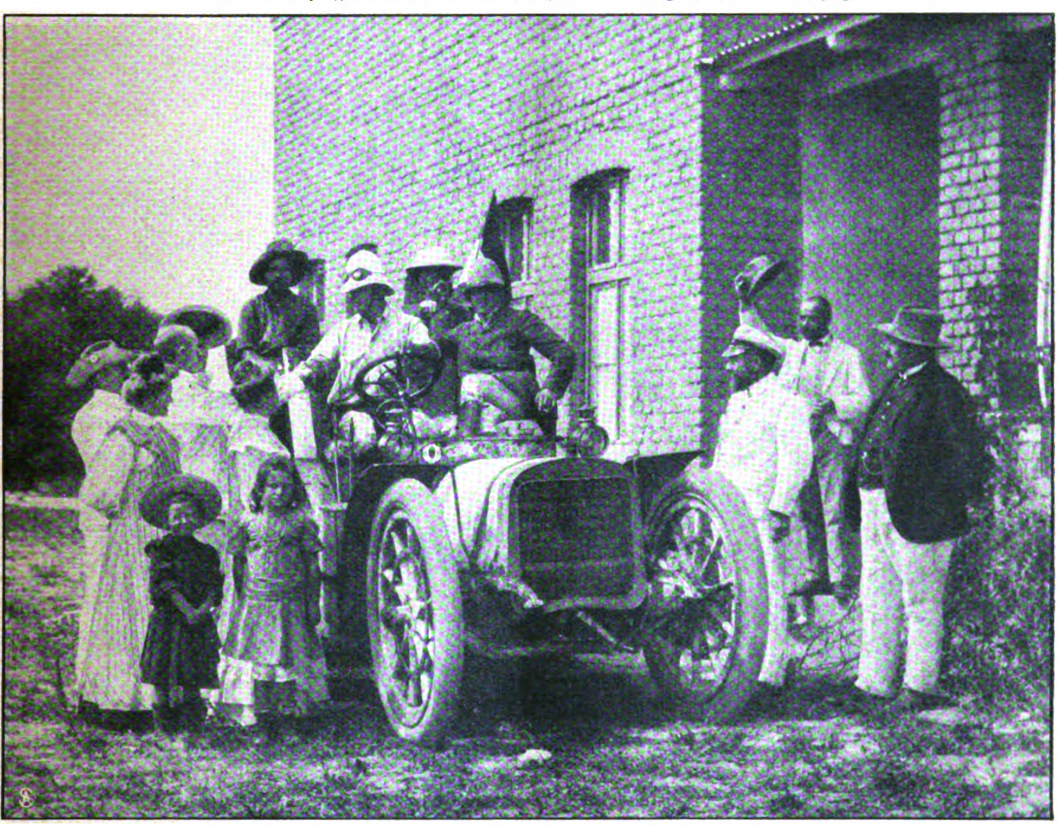


Fertig zur Abfahrt in die Kalahari.

Weiter gen Lotlakani. Hier sind von der englischen Regierung Brunnen gebaut, die das ganze Jahr hindurch Wasser führen. Auffallend war hier die herrliche Vegetation — eine Oase in der Wüste. Dann ging es wieder hinaus in die weite Dornbuschsteppe — in der alles Leben erstarrt scheint. Und doch finden sich hier menschliche Niederlassungen — Betschuanen- und Buschmannwerften — und in ersteren ein blühender Viehstand. Die Kalahari ist vollkommen seuchenfrei. Nach



Das Auto passiert einen im Wüstensande steckengebliebenen Lastzug.



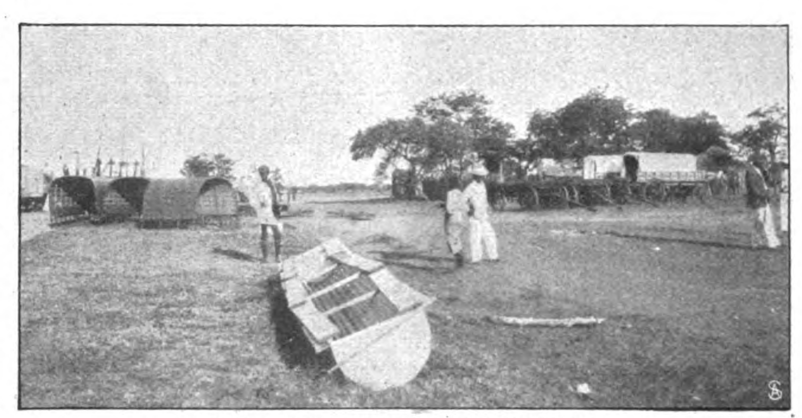
Am Steuer Oberleutnant Graetz, links neben ihm Baron Finck; hinten Chauffeur Gould und Kapboy Wilhelm.
Der Abschied von Gobabis (Deutsch-Südwestafrika).



Zwischen Rietfontein und Das mit Vorspann: Das Auto wird von Ochsen gezogen.



etwa 500 Kilometer Fahrt erreichten wir den Pottlettle River. Dieser Fluß hat weder eine Quelle noch eine Mündung. Es wird angenommen, daß er in unterirdischer Verbindung mit dem Ngamisee steht, von dessen Fallen oder Steigen die Flußrichtung abhängt. Wie oben erwähnt, waren durch Entsendung eines Ochsenwagens Benzinetappen durch die Kalahari gelegt. Diese faßten einen Vorrat von etwa 75 bis 100 Liter Benzin, das in Tons in die Erde vergraben war. Die Stationen waren kenntlich gemacht, indem im freien Steppenfeld ein Pfahl in den Boden gerammt war, der, zum Kreuz genagelt, ein Wellblechschild mit meinem Namen trug. Als ich dieses Zeichen zum erstenmal erblickte — in Namassani am Pottlettle River — kam mir unwillkürlich der Gedanke, „so mag wohl dein Grab ausschauen in der Kalahari“. Am 13. März 1909 erkletterte das Auto die letzte schwere Sanddüne an der deutschen Grenze — da winkten vom Turm unseres kleinen Forts Rietfontein-Nord in Deutsch-Südwestafrika des Vaterlandes Farben. Nach sehr heißem Kampfe, durch Tropenschauer und glühenden Sonnenbrand, nach Entbehrungen und



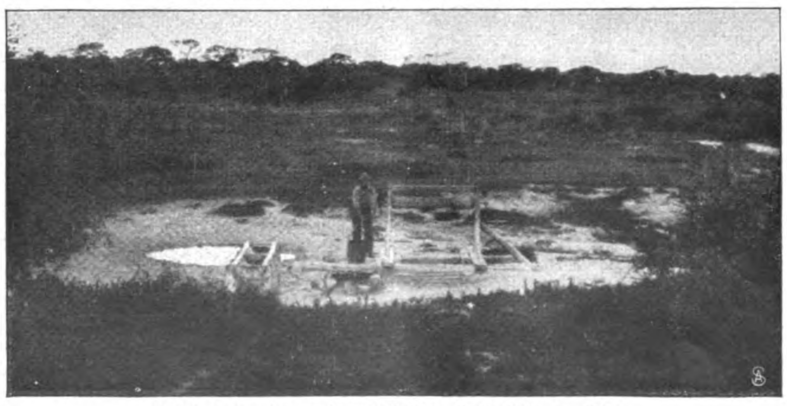
Palapye Road, der Startplatz für die Kalaharireise.



Das Auto begegnet einer englischen Polizeipatrouille.



Beseitigung einer Panne mit Hilfe von der nächstgelegenen Farm.



Lotlakani, eine der wenigen beständigen Wasserstellen der Wüste.

schweren Niederbrüchen erreichten wir hier wieder deutschen Boden — doch sollte unsere Prüfung noch nicht zu Ende sein. Unsere Magneten — im Ueberschwemmungsgebiet der Kalahari unter Wasser gekommen, hatten ihre Stromkraft verloren, so daß ich gezwungen war, einen neuen Magneten von den Schutztruppen in Windhuk zu erbitten. Im Interesse der Zeitersparnis treckte ich mit dem Auto unter Zuhilfenahme des Ochsengespanns des Militärpostens Rietfontein-Nord dem Magneten bis Das entgegen. Kaum hatte ich hier den Magneten von Windhuk erhalten, als wir kurz vor Gobabis abermals einen schweren Bruch in der Maschine erlitten. Wir schlugen Lager auf an der Stelle, wo das Unglück geschah. Chauffeur Gould ging nach Gobabis, wo in der Schmiede die Reparatur vorgenommen wurde. Wir erhielten Besuch von unsern Landsleuten, Farmern, die uns entgegenkamen. In Gobabis, der ersten größeren deutschen Station, fanden wir eine warme und herzliche Aufnahme. Weiter ging es dann gen Windhuk, der Hauptstadt Deutsch-Südwestafrikas. Wie Musik klangen uns die Hurrarufe in den Ohren. Die Kameraden be-

grüßten und bewirteten uns in dem flaggengeschmückten Hotel. Oben an der Kalaharigrenze traf ich Baron von Finck an, einen alten sächsischen Kameraden, dem sein Gaul an der Sterbe unter dem Leibe verreckt war. Er kam mit mir gen Swakopmund. Ein hinterer Achsenbruch bereitete uns kurz hinter Windhuk nochmaligen Aufenthalt. Obwohl wir in 30 Kilometer Geschwindigkeit fuhren, war bisher kein Unglück passiert. Ich saß am Steuer. Plötzlich fühlte ich den hinteren Wagen wegsinken. Im nächsten Augenblick sauste das linke Hinterrad am Wagen entlang und legte sich vor das Auto — unmittelbar nachher war ich nur noch allein im Wagen mit heftigen Schmerzen in der Magengegend, wo mich das Steuerrad getroffen hatte. Alle Insassen waren in hohem Bogen in die Geographie geflogen. Weiter über Okahandja Karibib hinein in die Namib — das große, unübersehbare Steinfeld, das den Sandstreifen der Küste gegen das Hinterland abschließt. Am 1. Mai, in den Strahlen der Abendsonne, erglänzte vor uns der Spiegel des Atlantischen Ozeans — ein dreifaches Hurra brauste über das Felsenmeer. Vor uns an der Küste streckte sich Swakopmund, unser heiß ersehntes Ziel — nach 630 Tagen ab Daressalam. Weiter hinein durch die schwersandigen Straßen von Swakopmund zu unseren dortigen Freunden, die durch ihre umsichtige Unterstützung die Expedition zu großem Dank verpflichtet haben. Und dann hinunter zum Atlantischen Ozean.



Die „Benzinstation" in Namassani.

Nach heißer Fahrt: Ankunft an der Wasserstelle Inkanani.

Ibrahim Bosniaki Effendi.

Eine Reisebekanntschaft aus dem Orient. Von Karl Hans Strobl.

Wir hatten die Höhe des kahlen, ausgedorrten Bergzuges erreicht, der hinter Jenischehir die Straße zu allerlei Kunststücken zwingt. Schluchten links und rechts, die sich manchmal zu Tälern erweitern; trockene Rinnsale, mit Kies und Schotter angefüllt. Die nackten Bergrücken sonderbar gestaltet, grinsende Krokodilschnauzen, Pferdeköpfe, Nashörner, Buckelochsen, eine ganze versteinerte Tierwelt, ein öder, schrecklicher Zaubergarten aus Tausendundeiner Nacht. Die Farben: gelb, braun, rostrot und grau in allen Stärken und in allen Mischungen, Farben, die vom Sonnenbrand erzeugt sind. Bisweilen weißglückende Reflexe, von einem Stein abprallend und schmerzhaft ins Auge dringend. Wenn irgendwo ein Fleckchen gelblichen Grüns vorschimmert, dann beginnt das Herz gleich freudiger zu schlagen. Die Einsamkeit ist furchtbar, sie hat die Augen der Medusa und starrt den Fremden so wild und drohend an, daß jedes Wort verstummt. Regungslos hocken die Adler neben der Straße, sie lassen den Wagen herankommen, und es fällt ihnen nicht ein, zu flüchten.

Stundenlang hatte ich vor mir nichts anderes gesehen als die Rücken des Kutschers und des Kawassen auf dem Bock und die Taschentücher, die sie unter den Fes geschoben hatten, um den Nacken ein wenig vor der Sonne zu schützen. Ich war allmählich ganz stumpfsinnig geworden. Wenn der Wagen einen kleinen Sprung

über einen Stein machte oder sich in einer Furche seitwärts neigte, baumelten meine Glieder haltlos durcheinander.

Plötzlich spürte ich, daß der Wagen leichter zu rollen begann. Mustafa, der Prächtige, wandte sich zu mir um und deutete mit der Hand geradeaus und sagte: „Isnik!"

Da lag die Stadt vor uns. In ihrem Gürtelpanzer starker Mauern und drohender Türme. Unten in der Ebene lag sie, wehrhaft und stolz, am Ufer des Sees, der in der Sonne blank und stählern war. Isnik — das alte Nikäa. Vorüber war alle Erschlaffung, die drohende Einsamkeit lag dahinten, und indem der Wagen immer rascher wurde, lösten sich die gebundenen Kräfte zu freierem Spiel. Ich fuhr geradeswegs in die Vergangenheit hinein. Das alte Nikäa, Kreuzfahrer und Byzantiner, Seldschuken und Osmanen! Kämpfe und Diplomatenränke, Verrat und Hinterlist, Kirchenweisheit, wilde Kraft, alle Pracht und aller Glanz unermeßlichen Reichtums und alles Elend der Pest — alles, alles in diese Mauern da unten gebannt. Bei uns in Europa sind die Erinnerungen an die Vergangenheit überall von den Schichten neuerer und neuster Geschichte überdeckt. Dieses Land aber ist seit Jahrhunderten geschichtslos, und seine Vergangenheit steht unmittelbar vor uns.

Die Straße führt an den Flanken des Berges in Windungen herab. Dann geht es unten durch einen Hain uralter Oelbäume, die gewunden und verknorrt sind, als hätten ihre Säfte niemals recht gewußt, in welcher Richtung sie treiben sollten. Zwischen den Bergen und der Stadt liegt sumpfiges Land. Die Störche stelzen darin herum oder stehen da, mit zurückgelegtem Hals, eben so gelassen und selbstsicher wie oben in den Bergen die Adler.

Dann fahren wir durch das Jenischehirtor. Ich hatte erwartet, in ein Gewirr enger und schmutziger Gäßchen zu kommen, wie es sich für eine kleinasiatische Stadt gehört. Aber jenseit der Mauer war wieder Weideland und dann Felder, Gärten, dichtes Gebüsch ... Welche sonderbare Stadt, die innerhalb ihrer Befestigungen so viel Raum hat, um sich mit Feldern und Gärten zu umgeben. Der Wagen plätscherte durch einen Tümpel, der sich behaglich über unseren Weg hinstreckte, fuhr dann wieder zwischen Büschen und Bäumen durch, die mit hängenden Zweigen nach meinem Gesicht langten. Es dauerte eine ganze Weile, bis wir an die ersten Häuser kamen, baufällige, zerwackelte Dinger mit Lehmwänden, Hütten, die zaghaft im Grünen stehen. Jetzt knatterte Emins Fuhrwerk in einer Art von Gasse hin. Ein paar Hunde, die quer über den Weg lagen, rafften ihre faulen, dürren Knochen zusammen, Kinder standen da und rissen die Augen auf ... Wir hielten vor dem Gasthof Isniks, und der brave Fabiano trat unter seine Tür und wartete höflich auf meinen Gruß.

Wer in unserem demokratischen Europa den Wert seiner Person zu wenig beachtet sieht, der muß in die Türkei gehen. Dort ist man noch jemand, wenn man entsprechend aufzutreten versteht. Ich hatte Mustafa, den Prächtigen, auf dem Bock sitzen, einen Mann, der das ehrfürchtige Staunen aller Leute erregte. Mustafa, der Kawaß des österreichischen Konsulats, strahlte von Gold. Er hatte einen Waffenrock mit glänzenden Knöpfen, sein Säbel hatte einen imponierenden Schwung und hing an einem vergoldeten Gehänge, sein Revolver stak in einer vergoldeten Tasche. Er sah aus wie ein österreichischer Kondukteur, der General spielt. Wenn aber schon mein Begleiter und Diener ein so hervorragender Mann war, wer mochte dann ich selbst sein. Ganz Isnik war vor Bewunderung außer sich. Es gab hier niemand, den Kadi nicht ausgenommen, der es gewagt hätte, mich zuerst zu grüßen.

Mustafa nahm es mit seinen Pflichten sehr ernst. Er verließ mich nicht einen Augenblick. Wenn ich aus dem Wagen stieg, um es den Pferden auf steilem Anstieg zu erleichtern, oder um mir ein bißchen Bewegung zu machen, kletterte er vom Bock und trabte hinter mir drein. Als wir nach Isnik kamen, lief er sogleich, um Ibrahim Bosniaki Effendi zu melden, daß ich angekommen sei. Aber Ibrahim war bei seinen Maulbeerbäumen draußen und war erst abends zurückzuerwarten.

Wir gingen also allein los. Beim Lesketor hinaus, wo drei Zeitalter an den Befestigungen gebaut haben, durch Gestrüpp längs der Mauer und durch eine Bresche wieder zurück, wir kletterten auf Schutthaufen, auf Trümmer von Türmen und Bastionen, schlugen uns durch mannshohes Gras und Getreide, durch Nessel- und Distelwildnisse. Von manchen Punkten aus hatte man dann wieder überraschende Ausblicke auf die geheimnisvollen byzantinischen Bauwerke, die noch inmitten des heutigen Dorfes von achthundert Einwohnern von der Pracht einer Riesenstadt erzählen, auf jene Hagia Sophia, in der das zweite Konzil tagte. Dann standen wir am Seeufer, auf den Resten jenes Dammes, an dem die Schiffe des Kaisers Alexius angelegt haben, nachdem sie von keuchenden Sklaven über die mehrere Stunden breite Landenge von Gemlik gezogen worden waren.

Nikäa hat eine Menge von Merkwürdigkeiten. Das Stambultor, über dem eine steinerne Theatermaske herabgrinst, ein riesenhaftes Haupt mit den Zügen einer Medusa. Es zeigt ein Grinsen, das schmerzlich und unheimlich ist wie ein erstarrtes Schreien. Die Augenhöhlen sind leer und der Mund weit offen. Wirres Gestrüpp wuchert um die Maske, ringelt seine Ranken über ihre Schläfen und quillt üppig über den hohen Lockenbau. Dann ist der Kis Kulesi da, der unbezwingliche Mädchenturm, gegen den die Kreuzfahrer ihre Hauptangriffe gerichtet haben. Und die Pestgräber, lange Reihen zwischen Feldern und Gärten; aus der fetten schwarzen Erde schauen die blanken, weißen Knochen hervor, eine seltsame geologische Schicht von einem Meter Dicke. Eine wilde, fast drohende Ueppigkeit umspinnt die Trümmer und die Knochenhaufen. Es ist, als wollte die Natur die Reste jener grausamen Zeiten vertilgen, als wollte sie das Gespenst aus Purpur und Blut, jenes byzantinische Gespenst, das hier noch immer umgeht, erlöschen. —

Die größte Merkwürdigkeit aber ist Ibrahim Bosniaki Effendi. Er kam abends in Fabianos Gasthaus, setzte sich mir gegenüber, die Hände über den Knopf seines Stockes gelegt, und sah mir ins Gesicht. Wir saßen unter einem Vordach, und vor uns lag der kleine Garten des Wirtshauses. Einige Beete, die mit Trümmern von antiken Säulen, von Statuen, mit Kapitellen, mit Gliedmaßen aus Marmor umsteckt sind. Bleiche Hände und Leiber sind hier im Boden halb begraben, fast als solle hier das Motiv der Pestgräber dort draußen wiederholt werden, an der Gartenmauer lehnen Reste von Grabstelen, deren Reliefs in der Dämmerung mutlos



und traurig aussehen. Zwischen Gras und Kraut liegen Steine mit Inschriften in lateinischer und griechischer Sprache, die ein klagendes Murmeln und Flüstern in sich verschlossen tragen.

Die Worte wagen sich inmitten dieser Mahnungen an Tod und Vernichtung nicht hervor. Sie verlieren Farbe und Frische, wenn man für Stimmungen zugänglich ist. Aber Ibrahim Bosniaki Effendi saß ruhig und behaglich da, unberührt von allem Gemurmel der Vergangenheit, unbekümmert um alle Mahnungen. Für ihn waren die Steine nichts als Steine, ohne Stimme und ohne Bedeutung. Und er setzte ihnen unbedenklich die Geschichte seines Lebens entgegen, selbstbewußt und zufrieden, die Geschichte eines Lebens voll Arbeit und ohne Hast.

Er ist kein geborener Türke, sondern stammt aus Stolac bei Mostar. Er hat in Wien bei einem bosnischen Regiment gedient, und da hat er Deutsch sprechen gelernt. Und was mehr ist, deutsch denken, trotzdem er nun ein Türke ist, keinen Wein trinkt und von dem Sultan als von seinem Vater spricht, den Allah erhalten möge. In Isnik und Umgebung ist er der Bannerträger deutscher Kultur, ein Begeisterter, ein Wahrhafter, ein Entzückter. Wenn Deutsche nach Isnik kommen — und das geschieht selten genug — dann ist es für Ibrahim ein Fest. Er zieht seine besten Kleider an und führt sie von einer Merkwürdigkeit zur anderen. Und er weiß eine Menge verborgener und wichtiger Dinge. Denn er hat viele alte Bücher gelesen, vor allem aber den kostbaren, heiligen Kodex, der bei dem Gericht von Isnik aufbewahrt wird.

Dieser Kodex handelt von der Eroberung Brussas und Isniks, von Sultan Orchan und seinen Nachfolgern, von Mord und Brand und absonderlichen Ereignissen. Und er ist so heilig, daß einmal seinetwegen beinah ein Aufruhr ausgebrochen wäre. Es hieß, daß das kostbare Buch nach Konstantinopel ins Museum gebracht werden solle. Aber so gehorsam die Türken sonst ihrem kaiserlichen Herrn — den Allah erhalten möge — sind, diesmal empörten sie sich doch gegen seinen Befehl. Sie nahmen ihre Waffen, zogen vor den Kadi und schrien, daß das Buch hier bleiben müsse. Der Kadi mußte nachgeben und berichten, daß man das Heiligtum nicht ausliefern wolle. So blieb also der Kodex den Leuten von Isnik erhalten. Ibrahim Bosniaki Effendi aber darf in dem heiligen Buch lesen, er darf es sogar nach Haus mitnehmen, und er schöpft seine Kenntnisse zum Teil aus ihm.

Das zeigt, welches Vertrauen man Ibrahim Bosniaki Effendi entgegenbringt. Er ist hier mächtiger als der Richter. Unter den achthundert Einwohnern Isniks sind zweihundert eingewanderte Bosniaken, die Ibrahim als ihr Oberhaupt anerkennen. Zweihundert wehrhafte Landsleute, denen noch immer irgendwo in den faltigen Hosen ein Messer steckt. Man behandelt also Ibrahim mit Hochachtung und Vorsicht. Er ist ein kleiner Häuptling hier herum. Sein Einfluß ist so bedeutend, daß ihm einmal von der anatolischen Eisenbahn ein ehrender Antrag gemacht worden ist. Man wollte ihn für die Interessen der Bahn gewinnen und bot ihm eine gut bezahlte Stelle an, in der man ihn durch seine Verbindungen mit der Bevölkerung wertvoll zu verwenden gedachte. Aber Ibrahim, der Bannerträger des Deutschtums in Isnik, gab eine stolze Antwort. Es war ihm schon lange nicht recht, daß die anatolische Bahn ein französisches Wesen zur Schau trägt. Und so antwortete er nun den Herren von der Direktion: er sei ein freier Mann und besitze genug, um sich redlich und bequem durchzubringen, und überdies könne er niemals einen Posten bei einem deutschen Unternehmen annehmen, das sich der französischen Geschäftsprache bedient. Also sprach Ibrahim Bosniaki Effendi aus Stolac bei Mostar.

Ibrahims Deutsch ist weniger tadellos als seine Gesinnung. Es holpert hie und da, und dann zeigt sich eine besondere Neigung zu Kehllauten. Ibrahim macht aus dem Hund einen Chund und aus dem Hemd ein Chemd. Aber das macht weiter nichts, und es bedürfte nicht einmal seiner häufigen Entschuldigungen, um über alle Mängel hinwegzuhören. Er hat den Ehrgeiz, die geliebte Sprache möglichst vollkommen zu beherrschen, und man kann ihm keine größere Freude machen als durch eine deutsche Zeitung oder ein deutsches Buch. Freilich zieht er Rittergeschichten und Räuberromane allen philosophischen Werken vor. Und das darf weiter nicht verwundern, da er selbst ein Philosoph ist, ein Stoiker, der dem Schicksal seinen beharrlichen Gleichmut entgegensetzt.

Als er nach einer langjährigen militärischen Dienstzeit mit einem jugendlichen Offizier nicht übereinkommen konnte, nahm er seinen Abschied und ging nach Kleinasien, wo sich seine Eltern bereits angesiedelt hatten. Hier ist er Besitzer großer Maulbeerbaumplantagen geworden, er hat Weingärten und Felder, und sogar ein ganzes römisches Theater gehört ihm, das er um achtzig Piaster gekauft hat.

Wir saßen lange beisammen: Ibrahim, Fabiano, der Wirt, der der Sohn eines in Isnik gestorbenen italienischen Arztes ist, mein prächtiger Mustafa und ich. Wir tranken Wein. Das heißt, ich trank, und die andern sahen mir zu. Denn Allah läßt in der Umgebung von Isnik einen wunderbaren Wein wachsen, aber Allah will nicht, daß er vom Gläubigen getrunken wird. Also haben die wenigen Ungläubigen hier ungemein viel damit zu tun, um ihn nur zum Teil zu vertilgen, und er strömt reichlich und fast ebenso billig wie Wasser. Ein wunderbarer Wein, wie gesagt, schwermütig und dunkel wie ein Herbstabend, weich und warm wie Frauenlippen und berauschend wie ein schönes Gedicht.

Und es begab sich, daß Ibrahim Effendi eine Gloriole empfing und mir als ein neuer Typus erschien, als ein Vorläufer jener deutsch-türkischen Verständigung, die vielleicht einmal für die Weltpolitik entscheidend sein wird. Eine Mischung aus der ruhigen Gelassenheit und weisen Beschränkung des türkischen und der fördernden geistigen Regsamkeit des deutschen Wesens. Inzwischen haben sich freilich gar manche Dinge zugetragen, aus denen man auf eine Entfremdung schließen könnte. Aber ich kann mir nicht denken, daß dort, wo einmal ein so liebendes Eindringen, eine solche aufrichtige Verehrung deutscher Art stattgefunden hat, die Strömung so rasch umschlagen sollte. Es sind Stürme auf der Oberfläche der türkischen Volksseele. Das anständigste und ehrlichste Volk des Westens wird sich mit der anständigsten und ehrlichsten Nation des Orients in nicht zu ferner Zeit wieder verständigen können. Nun ist Bosnien österreichisches Land. Und ich glaube nicht, daß etwa Ibrahim Effendi und seine Bosniaken dagegen protestiert haben. Neben dem Sultan — den Allah erhalten möge — steht der Kaiser von Oesterreich in den Herzen dieser Männer. Und —



Kaiser Wilhelm. So haben die Männer in Isnik bereits in ihrer Einfalt einen Dreibund begründet, der vielleicht einmal doch noch Wirklichkeit werden wird.

Am nächsten Morgen habe ich mich zeitig aufgemacht, um Ibrahims römisches Theater aufzusuchen. Ganz leise habe ich mich angezogen und bin über die knarrenden Stiegen geschlichen, um meinen wachsamen Mustafa nicht hinter mir dreinzuziehen. Ich fand das Theater zwischen Feldern und Baumgruppen, ein Trümmerhaufen im Grünen. Es ruht auf großen Substruktionen, auf ungeheuren Gewölben, die sich verschlingen und verzweigen wie ein verlassenes Bergwerk. Im Hintergrund dieser Gewölbe sind die Bogen herabgebrochen, Trümmerhaufen verhindern das Vordringen. In einem von ihnen fand ich ein Skelett. Und wenn ich nicht gesehen hätte, daß es das Skelett einer Kuh sei, so hätte man glauben können, es sei das eines Menschen. Dann stand ich oben auf den Sitzreihen. Auf der alten Orchestra hat Ibrahim Effendi seinen Acker angelegt. Zwischen den grünen Halmen, die vom Morgenwind alle nach einer Seite gebogen waren, liegen die grauen Steinbrocken, die von den Sitzreihen des Amphitheaters herabgebrochen sind. Der Himmel war wie mit Seide übersponnen, der See glitzerte blank und klar. Auf allen Türmen und den Mauern, die Isnik und sein Gartenland umschließen, standen Störche. Sie erhoben sich und flogen mit nach hinten gestreckten Beinen den Sümpfen zu, sie kamen von dort, ließen sich in ihre Nester nieder und standen nun wieder ernsthaft und gelehrt auf einem Bein.

Und indem ich die grünen Halme auf der ehemaligen Orchestra dieses Theaters der einstigen Hauptstadt von Bithynien, der Stadt des Kaisers Theodor Laskaris, betrachtete, wurde mir dies zu einem Symbol. Zu einem Symbol der Ueberwindung alles Trümmerwesens der Geschichte durch die Gegenwart, ihr flutendes Leben und ihre Bedürfnisse. Wie ich es schon gestern bei Ibrahim Bosniaki Effendi gesehen hatte. Wir Deutschen sind nur zu leicht geneigt, uns Ruinenstimmungen zu unterwerfen, uns ihnen hinzugeben und in ihrer Melancholie zu verlieren. Den unbedenklichen Genuß des Augenblickes stören wir uns selbst immer durch allerlei historische Rücksichtnahmen und Sentiments. War ich nicht selbst nahe daran gewesen, mich vor den Gespenstern Isniks zu fürchten, vor der Oede, der Einsamkeit seiner Umgebung, dem seltsamen Rauschen der Bäume über den Pestgräbern, dem Medusenkopf über dem Stambultor, den Erinnerungen an Blut und Purpur der byzantinischen Zeit? — Aber da geht dieser Ibrahim Effendi hin und baut sein Getreide auf der Orchestra dieses römischen Theaters, das er um achtzig Piaster gekauft hat. Die feinen Wurzeln der Halme werden sich in die Erde senken und Nahrung aus ihr ziehen, und der Stein wird immer mehr verwittern, die Humusschicht wird immer dichter werden ... Welch schöne Rücksichtslosigkeit, welches naive, unbedenkliche Ausnützen aller Möglichkeiten, welche Belebung der Trümmer durch neue Kräfte! Mag inzwischen dieses römische Theater zerfallen, die Zeit sorgt schon ganz von selbst für neue, malerische Ruinen. Wir Deutschen haben bisher immer nur die Reste der Vergangenheit ausgegraben, beschrieben und voll Ehrfurcht aufbewahrt; nun sind unsere Museen voll, und nun wäre es an der Zeit, uns an Ibrahims schöner Rücksichtslosigkeit ein Beispiel zu nehmen. Es gibt mehr solcher römischer Theater in aller Welt, auf denen wir unsere Aecker anlegen sollten, ohne alle historischen Bedenklichkeiten. Wir können dabei immer noch ganz tüchtige Kenner der Vergangenheit bleiben und ganz brave Verehrer der Geschichte, wie es ja auch Ibrahim ist, der jeden Stein in Isnik kennt und von ihm zu erzählen weiß. Was ihn aber durchaus nicht gehindert hat, auf der Orchestra des römischen Theaters seinen Weizen zu pflanzen.

Das war das eine, was ich von Ibrahim gelernt hatte. Das andere war die Erkenntnis, daß wir Deutschen in unserer Kultur einen Schatz besitzen, dessen Reichtum wir noch kaum kennen. Der einsame Verfechter unserer Sprache in Isnik mußte mich darüber belehren. Es geht uns so wie der Frau im Märchen, der Rübezahl die dürren Blätter in ihrem Korb in Goldstücke verwandelt. Sie trägt sie heim, ohne zu wissen, was sie da hat. Es gibt eine ganze Menge von Deutschen, die noch keinen Blick in den Korb getan haben. Sie halten für dürre Blätter, die man leichthin wegwerfen kann, was doch gediegenes Gold ist. Ibrahim Bosniaki Effendi in Isnik weiß es besser.

Und das dritte, was ich von ihm gelernt habe, ist das Glück der Beschränkung, die Philosophie der Bescheidung, die Einsicht, daß dem Tüchtigen überall ein Wirkungskreis offen steht, und daß es ein Leben ohne Sehnsucht gibt.

Gerade als ich so weit gekommen war, hörte ich ein angstvolles Gebrüll in dem Gestrüpp unterhalb des römischen Theaters. Es war mein getreuer Mustafa, der entdeckt hatte, daß ich ausgerissen war, und sich aufgemacht hatte, mich zu suchen. Er war sehr glücklich, als er mich fand, und erzählte mir eine ganze Menge Geschichten, von denen ich kein Wort verstand.

Eine Weile später war Emin so weit, daß er hätte sagen können: „Die Pferde sind eingespannt", wenn er Deutsch gekonnt hätte. Es war ein rührender Abschied. Eine Menge Kinder und Hunde bildeten einen Kreis. Und in diesem Kreis standen Fabiano, Ibrahim, Mustafa und ich. Fabiano schwor mir in seinem gebrochenen Italienisch, daß er mich nicht vergessen werde. Und ich dachte, daß es kein besonderes Kunststück für den Wirt in Isnik ist, seine europäischen Gäste im Gedächtnis zu behalten. Mustafa glitzerte in der Sonne. Ibrahim sagte zunächst gar nichts. Als ich aber einsteigen wollte, trat er noch einmal auf mich zu und legte mir die Hand auf den Arm. „Chören Sie," sagte er, „ich habe gedienen ... treu als Soldat ... dem Kaiser von Oesterreich ... lange Jahren ... und ich möchten sehr gern haben, was alle bekommen chaben, alle Soldaten vor zehn Jahren ... beim Jubeljum ... diese Medallje ... die Jubeljum-Medallje ... ich war ein braver Soldat ... wenn Sie können mir verschaffen diese Medallje oder mir schreiben, was ich soll tun ... ich Ihnen sehr dankbar ..." und er deutete mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Stelle, wo man Medaillen zu tragen pflegt, und sah mich eindringlich an ...

Da erkannte ich, daß ich mich in einem Punkt geirrt hatte. Und daß es kein Leben ohne Sehnsucht gibt. Daß selbst Ibrahim Effendi, der Weise, der Gelassene, der Besonnene, der in seinem Kreis fest Verschanzte, sein Herz an ein glitzerndes Ding gehängt hat. An ein rundes Stück Bronze mit dem Bildnis des Kaisers, dem er einmal gedient hat.

Segelsport auf Havel und Müggel.

Von H. de Méville. — Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Eine starke Neigung, nur das zu schätzen, was die Fremde bietet, gehört bekanntlich zu den Nationaleigentümlichkeiten des Deutschen, und auch der Berliner macht, trotzdem man gerade ihm eine reichliche Dosis Lokalpatriotismus zuspricht, hiervon nur sehr bedingt eine Ausnahme.

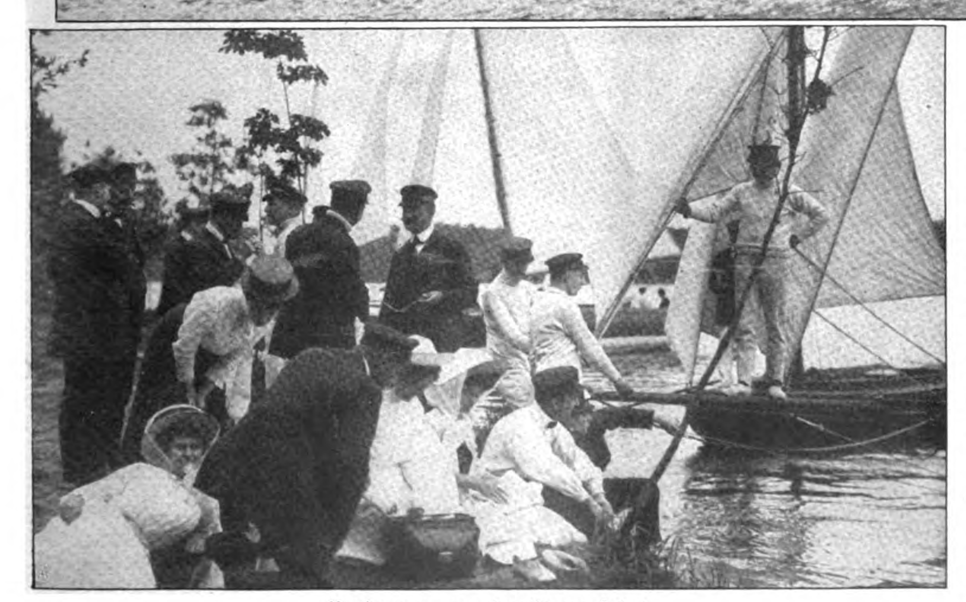
Daß auf Havel und Müggelsee gesegelt wird, weiß man freilich, und an schönen Regattasonntagen machen die Begleitdampfer nicht das schlechteste Geschäft. Welchen Rang aber eigentlich Berlin im deutschen Segelsport — einnehmen sollte, ist selbst der Mehrzahl der Segler selbst noch fremd geblieben, und dem großen Publikum ist es ebenso unbekannt, daß diese Regattabetätigung nur einen verschwindend kleinen Teil des Lebens und Treibens unserer Segler zeigt, wie — nun, wie zum Beispiel die Tatsache, daß Spree und Havel landschaftliche Reize von so idyllischer Schönheit besitzen wie sicher nicht alle Gegenden, die der Berliner um eben dieser Reize willen aufsuchen zu müssen glaubt. Die Wasserstraßen in der Umgebung Berlins liegen gar nicht allzu weit entfernt von den Weichbildgrenzen der Riesenstadt, vollkommen abseits der Wege, auf denen an sommerlichen Festtagen der Menschenstrom



Phot. Gebr. Haeckel.

Hart am Winde.

Oberes Bild: „Reef in das Großsegel!"

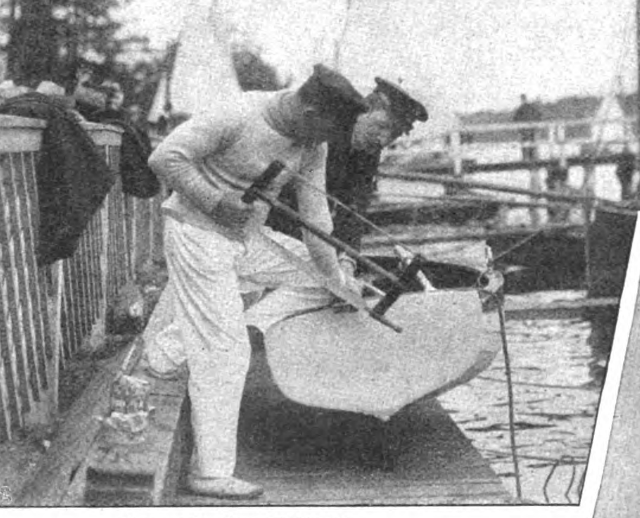


Rendezvous vor der Tourenfahrt.

dahinzieht. Von dem „Ort, wo seine Wiege stand", hat freilich der Berliner Wassersport schon längst „ausziehen" müssen. Die Zeiten, in denen unsere schönsten Jachten in Stralau ihren Heimathafen hatten, sind vorüber, und die Zentren des Ruder- und Segelsports liegen heute dort, wo man früher fast die Ziele einer Sonntagsfahrt fand. Aber es gibt wohl niemand mehr, der das bedauert, denn man hat mit diesem Auszug



Jachten im Schlepp durch Berlin.



Reparatur des Beiboots.

um so weniger verloren, als man durch ihn den Schönheiten der Berliner Gewässer nur näher gerückt ist und dank den verbesserten Verkehrsmitteln die neue Heimat fast ebenso schnell erreicht wie früher die räumlich nähere.

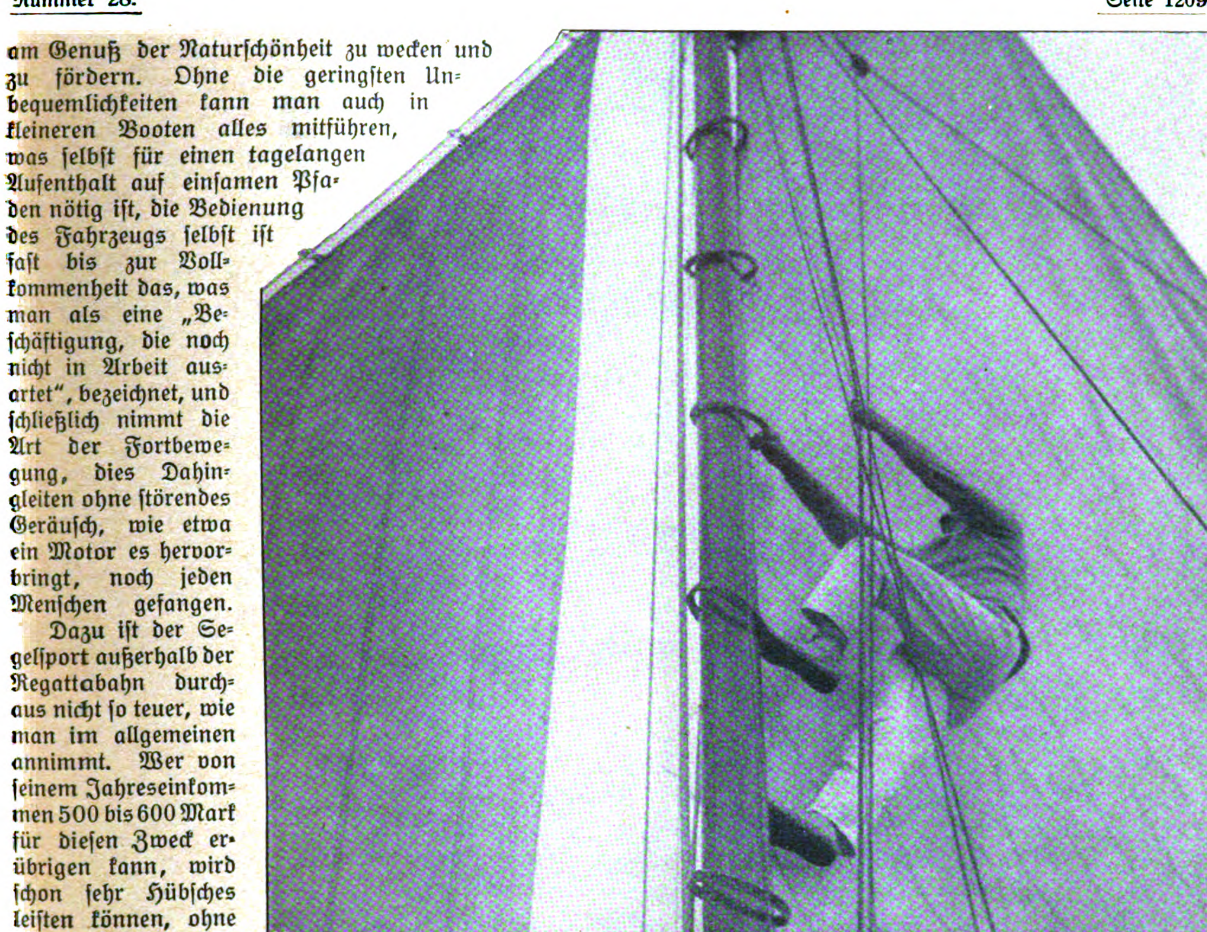
Daß der Berliner Segelsport durchaus — rein sportlich gesprochen — auf der Höhe steht, wurde bereits vorhin erwähnt. Er verfügt über ein schwimmendes Material, das an Zahl wie an Qualität recht bedeutend ist, und eine stattliche Anzahl rühriger Vereine hat die „Berliner Woche" zu einem Ereignis gemacht, das Kiel an innerem, an sportlichem Wert nicht nachsteht. Dennoch aber wird der nie dem Berliner Segelsport gerecht, der ihn nur vom Standpunkt des Regattaseglers aus betrachtet. Der „wilde" Segler, der außerhalb des Klublebens seine einsamen Wege wandelt, erfreut sich in einem Lande, in dem der „Verein" eine so große Rolle spielt wie bei uns, naturgemäß keiner übergroßen Achtung bei denen, die über ihren Häuptern einen anerkannten Stander wissen. Teils sehr mit Unrecht, teils mit Recht, denn es gibt hier immerhin ohne Frage auch solche, die das epitheton ornans, das man ihnen verlieh, vollauf verdienen, aber es gibt auch ganze Vereine, die außerhalb des großen sportlichen Rahmens stehen, den der Deutsche Seglerverband geschaffen hat, und schließlich bilden selbst in den Verbandsvereinen die Regattaleute nicht immer die Mehrheit. Ehrlich gesagt, es wäre erstaunlich, wenn es sich anders verhielte. Wie kaum ein anderer Sport ist das Segeln geeignet, Interesse und Freude



Das Toppsegel wird gehißt.

am Genuß der Naturschönheit zu wecken und zu fördern. Ohne die geringsten Unbequemlichkeiten kann man auch in kleineren Booten alles mitführen, was selbst für einen tagelangen Aufenthalt auf einsamen Pfaden nötig ist, die Bedienung des Fahrzeugs selbst ist fast bis zur Vollkommenheit das, was man als eine „Beschäftigung, die noch nicht in Arbeit ausartet", bezeichnet, und schließlich nimmt die Art der Fortbewegung, dies Dahingleiten ohne störendes Geräusch, wie etwa ein Motor es hervorbringt, noch jeden Menschen gefangen.

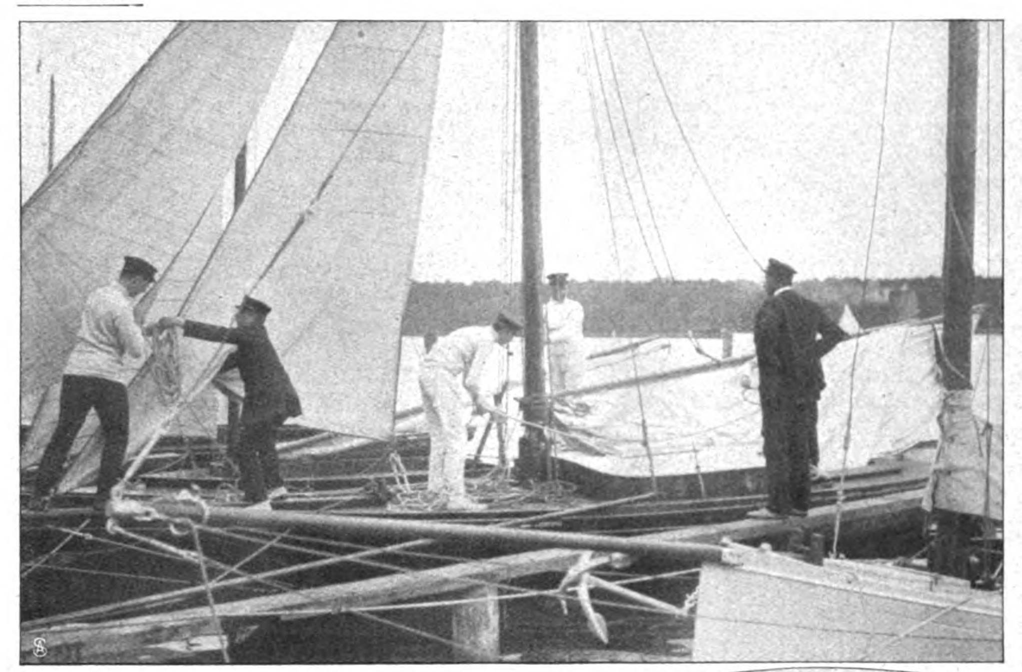
Dazu ist der Segelsport außerhalb der Regattabahn durchaus nicht so teuer, wie man im allgemeinen annimmt. Wer von seinem Jahreseinkommen 500 bis 600 Mark für diesen Zweck erübrigen kann, wird schon sehr Hübsches leisten können, ohne darauf angewiesen zu sein, sich allsonntäglich zu Gaste laden zu lassen und den „Mann vor dem Mast" zu spielen, wobei noch zu bemerken ist, daß Gäste, die einige Kenntnisse in der schönen Kunst des Segelns besitzen, gerade bei den Regattaseglern stets auf gute Aufnahme



„Takelage unklar! Ein Mann nach oben!"



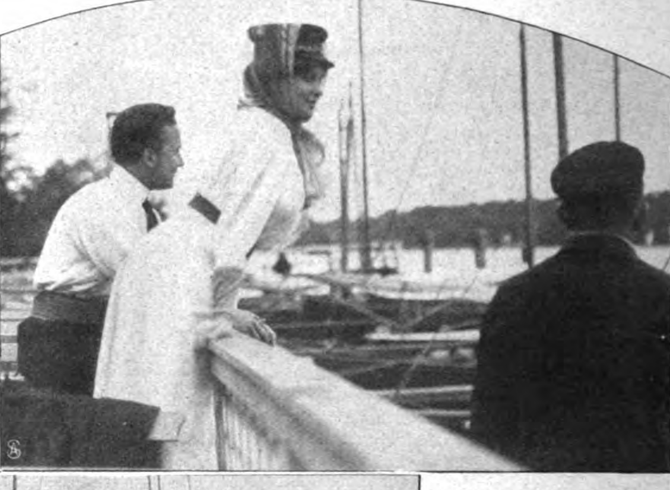
Ein Sonntagmorgen auf der Müggel: Frühstück an Bord.



Segelunterricht im Jacht-Klub Grünau.

Kampfe mit Sturm und Wogen zu bieten. Daß zarte Hände dies Frühstück anrichten, dürften selbst eingefleischte Hagestolze, die mit Wonne bereit sein würden, eine etwaige Junggesellensteuer zu bezahlen, nur unter Verleugnung ihrer ehrlichen Ueberzeugung nicht als einen weiteren Vorzug empfinden. Zur Ehre der Frauen muß gesagt werden, daß sie auf dem Wasser so gute Kameradinnen sind, wie — nun, wie nicht immer rechnen können. An Amateurmannschaft ist bei uns auf dem Wasser eher Mangel als Ueberfluß!

Von dem Leben und Treiben der Berliner Segler geben unsere Bilder wohl einen ziemlich vollkommenen Begriff. Beide, der Regattamann wie der Tourensegler, sind zu ihrem Recht gekommen, und der Laie mag bei dem Anblick des in einer Bö übergelegenen Boots, der deckwaschenden und „Stricke“ reißenden Männer nicht verzagen, denn das Seglerfrühstück, das ein weiteres Bild uns zeigt, pflegt, wie hier verraten sei, sowohl quali- wie quantitativ geeignet zu sein, dem rauhen Seemann eine vollwertige Entschädigung für die schwere Arbeit im



In Erwartung der Jacht.

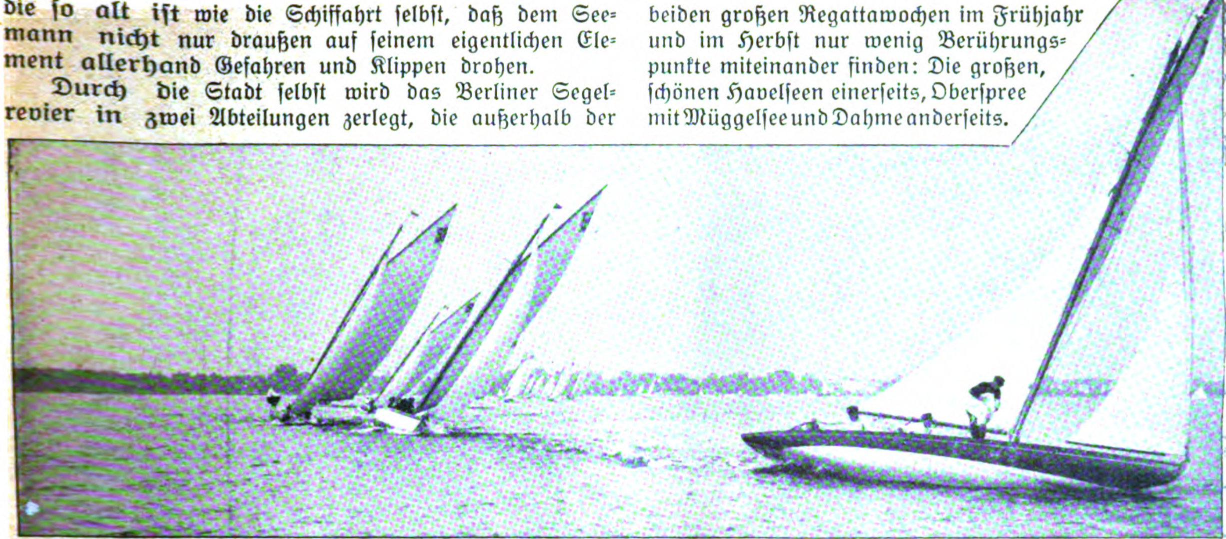


Nach der Tour: Abschwabbeln des Boots.

an Land, und es ganz ausgezeichnet verstehen, die Ausübung ihrer Hausfrauenpflichten den Bordverhältnissen anzupassen. So ausgezeichnet, daß solch ein Frühstück schon mehr als einmal den Anfang einer „Segelpartie fürs Leben“ gebildet haben soll! Daß hierin allerdings — immer vom Standpunkte jener Hagestolze aus gesehen — auch eine gewisse Gefahr liegt, soll nicht geleugnet werden, aber es ist eben eine Wahrheit,

die so alt ist wie die Schiffahrt selbst, daß dem Seemann nicht nur draußen auf seinem eigentlichen Element allerhand Gefahren und Klippen drohen.

Durch die Stadt selbst wird das Berliner Segelrevier in zwei Abteilungen zerlegt, die außerhalb der beiden großen Regattawochen im Frühjahr und im Herbst nur wenig Berührungspunkte miteinander finden: Die großen, schönen Havelseen einerseits, Oberspree mit Müggelsee und Dahme anderseits.



Bei guter Brise: Jachten im Rennen. Phot. Gebr. Haeckel.

Bilder aus aller Welt.

Im Winter 1910—11 wird der Professor an der Columbia-Universität in Neuyork Charles Alphonse Smith als fünfter Inhaber der „Roosevelt-Professur" an der Berliner Universität wirken. Professor Smith ist einer der bedeutendsten Anglisten Amerikas. Er hat eine lange Reihe pädagogischer und wissenschaftlicher Werke über die englische Grammatik verfaßt und auch an einem vielgebrauchten deutsch-englischen Konversationsbuch mitgearbeitet.



Charles Alphonse Smith, kommt als fünfter Roosevelt-Professor nach Berlin.

In allen Großstädten gehören seit langem die großen Repräsentationsfeste der Schauspielerschaft zu den vergnüglichsten Nummern des Jahresprogramms. Vor kurzem haben die Bühnenkünstler Londons im Botanischen Garten ein Frühlingsfest gegeben, das einen der Höhepunkte der an schönen Veranstaltungen so reichen Londoner „Season" bildete.



Miß Julia Neilson beim Golfwettkampf.

Vom Fest der englischen Bühnenkünstler im Botanischen Garten in London.





Eine Ballonfuchsjagd in Köln a. Rh.: Der Aufstieg.

Der Festzug.

Vom Friesenfest auf Sylt.

Auf Sylt hat vor kurzem ein großer Friesentag stattgefunden, dessen Zweck es war, das Zusammengehörigkeitsgefühl des friesischen Stammes zu stärken. Das Nationalfest, dessen wohlgelungenes Programm der Sylter Verein Söłring Foriining ausgearbeitet und vorbereitet hatte, begann mit dem Anzünden des gewaltigen Bükenfeuers auf dem Thinghügel, zu dem die Friesen aus den Norddörfern, heimische Weisen singend, herbeiströmten. Tags darauf zogen die Sylter mit zahlreichen Gästen aus allen Teilen der Waterkant unter Vorantritt des Ringreiterkorps von Westerland nach Keitum. Dieser Festzug entfaltete ein farbenreiches Trachtenbild.

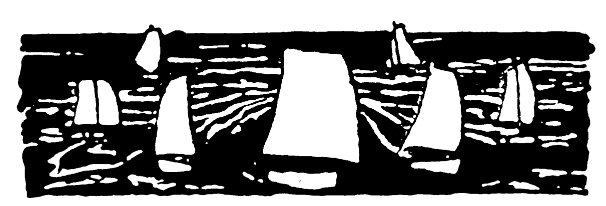
Der Kölner Klub für Luftschiffahrt, ein junger, aber bereits hochangesehener aeronautischer Verein, hat in Köln die größte internationale Luftschiffahrtskonkurrenz veranstaltet, die in diesem Jahr in Deutschland abgehalten wurde. Das Wettfliegen begann mit einer Ballonfuchsjagd, an der sich 35 Ballons und 15 Automobile beteiligten. „Busley", der größte der Ballons, erhielt die rote „Bauchbinde" und wurde als „Fuchs" verfolgt. Nach zwei Stunden ging der Fuchsballon in einem Tal bei Bischofshöfen nieder. Die vier Ballons, die ihm zunächst landeten, gehören sämtlich deutschen Luftschiffahrtsvereinen: Je einer dem Mannheimer und Niederrheinischen und zwei dem Hamburger Verein für Luftschiffahrt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 29. | Berlin, den 17. Juli 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.



Die sieben Tage der Woche.

8. Juli.

In ganz Großbritannien feiern die Tarifreformer den 70. Geburtstag Joe Chamberlains.

Die Vertreter der Vereinigten Regierungen erklären im Reichstag ihr Einverständnis mit der Talonsteuer. Der Reichstag erledigt sodann die zweite Lesung der Finanzreform.

Der französische Finanzminister Caillaux wird von dem ehemaligen Abgeordneten Vos tätlich insultiert.

9. Juli.

Der Senat in Washington nimmt die Tarifvorlage an.

In Gegenwart des Zaren wird der Gedenktag der Schlacht bei Poltawa begangen.

Bei Melilla werden spanische Minenarbeiter von Kabylen überfallen. Die spanischen Truppen liefern den Angreifern ein blutiges Gefecht.

Im Arsenal zu Cherbourg bricht ein Brand aus, der zwölf Gebäude vernichtet und sämtliche Unterseeboote dienstunfähig macht.

Die argentinische Regierung fällt in dem Grenzstreit zwischen Bolivien und Peru eine für Bolivien ungünstige Entscheidung. Daraufhin wird die argentinische Gesandtschaft in La Paz von einem Volkshaufen angegriffen.

10. Juli.

In Frankfurt a. M. findet die offizielle Eröffnung der Internationalen Luftschiffahrtsausstellung statt (Abb. S. 1222).

Die evangelische Welt feiert den 400. Geburtstag Johannes Calvins.

Der Reichstag genehmigt in dritter Beratung die Reichsfinanzreform, die damit endgültig erledigt ist.

Fürst Bülow verabschiedet sich von den Beamten des Auswärtigen Amtes.

Bei Schahabad kommt es zu einem Gefecht zwischen den Schahtruppen und den Bachtiaren, das mit dem Sieg der Revolutionäre endigt.

11. Juli.

Das 16. Deutsche Bundesschießen in Hamburg wird offiziell eröffnet (Abb. S. 1226).

Der spanische Ministerrat beschließt, in Eile neue Truppen an die marokkanische Küste zu entsenden und dem Oberkommandierenden der in Marokko stehenden Truppen, General Marina, unbegrenzte Vollmacht zur Wahrung der spanischen Interessen zu gewähren.

12. Juli.

Die argentinische Regierung fordert von der Regierung von Bolivia Aufklärungen wegen des Ueberfalls auf die argentinische Gesandtschaft von La Paz.

Das Deutsche Polarforschungsunternehmen Zeppelin-Hergesell hält in Berlin seine erste Sitzung ab.

Die türkische Deputiertenkammer beschließt die sofortige Einstellung der Nichtmohammedaner in die Armee.

13. Juli.

Die argentinische Regierung droht der bolivianischen mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Teheran wird von den Nationalisten erstürmt. In den Straßen der Stadt finden heftige Kämpfe statt. Die russischen Streitkräfte in Persien erhalten den Befehl, gegen Teheran vorzurücken.

Der Reichstag nimmt die Besoldungsvorlage unter Wiederherstellung der Kommissionsbeschlüsse an und wird sodann vom Staatssekretär von Bethmann Hollweg auf Grund einer kaiserlichen Botschaft geschlossen.

Die Gefahr eines Krieges zwischen Bolivien und Peru verschärft sich.

Die türkische Deputiertenkammer nimmt den Vertrag mit den Orientbahnen an.

14. Juli.

Das Kaiserpaar trifft in Berlin ein.

Der Kaiser ernennt den Staatssekretär des Innern Theobald von Bethmann Hollweg als Nachfolger des Fürsten Bülow zum Reichskanzler. Zugleich werden Klemens Delbrück zum Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Reinhold v. Sydow zum Handelsminister, August von Trott zu Solz zum Kultusminister und Adolf v. Wermuth zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt.

In Frankreich wird das Nationalfest in der gewohnten Weise gefeiert. Bei der Parade vor dem Präsidenten werden zum erstenmale drei Motorluftschiffe vorgeführt.

○○○

Bülows äußere Politik.

Von Heinrich Friedjung (Wien).

Mit ungebrochener persönlicher Autorität tritt Fürst Bülow in den Ruhestand. Es ist eine seltene Erscheinung, daß ein Staatsmann mit den Grabreden seiner Gegner fast ebenso zufrieden sein kann wie mit denen seiner Freunde. Was Herr v. Heydebrand, der Führer der Konservativen, zur Rechtfertigung des Votums seiner Partei im Reichstage sagte, klang nicht wie eine Anklage gegen Bülow; es war eher eine Verteidigungsrede für sich selbst, um dem Vorwurf zu begegnen, daß die Konservativen einen begabten und verdienten Minister ohne rechten Grund zu Fall gebracht hätten. Auf dem einen Hauptgebiet seiner Tätigkeit, der äußeren

Politik, fand der vierte deutsche Reichskanzler auch am Schluß seines amtlichen Wirkens keinen Widerspruch, wie er überhaupt in der Führung der auswärtigen Angelegenheiten niemals auf nennenswerte Opposition gestoßen ist. Er war hierbei zu jeder Zeit von dem Vertrauen des Reichstags und, man kann sagen, der Nation getragen. Selbst als es sich herausstellte, daß Deutschlands Weltstellung infolge der englischen Einkreisungspolitik erhebliche Einbuße erlitt, wurde die Schuld nicht ihm beigemessen; man war geneigt, die Ursache mehr anderen, unverantwortlichen Einflüssen zuzuschreiben. Wenn ein Staatsmann sich jederzeit mit den Empfindungen seiner Nation im Einklang befand, wenn die im Ausland erwachten und verstärkten Gegnerschaften, die von den Widersachern als Folge schroffer und starrer Selbstbehauptung bezeichnet werden, im Vaterlande als unverdiente und unvermeidliche Schicksalswendung gelten: so wird auch die Geschichte dereinst behutsam sein müssen mit Kritik oder gar mit Tadel.

Bis zur letzten, durch die Annexion Bosniens hervorgerufenen Krise war der Stern Englands am diplomatischen Horizont in fortwährendem Steigen, während Deutschland sich zurückgedrängt sah. Schon 1903 schloß die englische Regierung mit Italien das die Neutralität im Mittelmeer betreffende Abkommen; darauf den wichtigen Vertrag mit Frankreich vom 8. April 1904, durch den über die Zukunft Aegyptens und Marokkos entschieden werden sollte; dann folgte am 12. August 1905 das zehnjährige Bündnis mit Japan; die Krönung des Ganzen endlich bildete die förmliche Teilung Asiens, zu der England und Rußland im August 1907 gelangten. Und fast schien es, daß auch die Türkei sich völlig den deutschen Einflüssen entziehen sollte, da die englische Regierung unmittelbar nach der jungtürkischen Revolution vom 24. Juli 1908 Schutzherrin und Führerin wurde an den Gestaden des Bosporus. Hier freilich kam der Siegeszug zum Stocken, da die kraftvolle Politik des Wiener Kabinetts trotz der englischen Intrigen und dank der deutschen Bundeshilfe die Anerkennung der Annexion Bosniens bei der Pforte durchsetzte.

Es ist nun das von den Geschichtschreibern der Zukunft zu lösende Problem, ob die Diplomatie des Fürsten Bülow auch alles leistete, um die Schaffung jenes Netzes von Verträgen zu verhindern. Bevor die geheimen Archive geöffnet sind, kann eine vollgewichtige Antwort nicht erteilt werden. Tatsache ist, daß der vierte Kanzler zwar das ruhmvolle diplomatische Erbe Bismarcks treu verwaltete, es aber nicht zu vermehren imstande war. Als jenes Netz während der Krise dieses Winters zusammengezogen werden sollte, zeigte Oesterreich-Ungarn und als sein Genosse auch das Deutsche Reich die Spitzen der Bajonette und daran scheiterte der überfeine Anschlag. War es aber nicht zu verhindern, daß England, Rußland und Frankreich sich so eng zusammenschlossen und den Plan zu der famosen Konferenz über das Schicksal Bosniens aushecken konnten, bei der man über Kaiser Franz Josef zu Gericht sitzen wollte — zur Strafe für seine dem Deutschen Reich bewiesene unverbrüchliche Bundestreue?

Man hat von England aus den Beweis zu führen versucht, daß Fürst Bülow es versäumt habe, Deutschland mit dem Inselreich in ein zuverlässiges freundschaftliches Verhältnis zu setzen. Im Jahre 1899, zu Anfang des Burenkrieges, als die Verlegenheiten Englands ihren Höhepunkt erreichten, bot man von London aus dem Berliner Kabinett ein Bündnis an; aber der Kanzler lehnte ab, vorwiegend deshalb, weil er sich damit gegen die begeisterte burenfreundliche Stimmung der deutschen Nation in Gegensatz gestellt hätte.

In der Tat, niemand hätte der deutschen Reichsregierung den Rat erteilen mögen, für den Beutezug Englands die Mauer zu machen.

Zu jener Zeit waren auf der anderen Seite Frankreich und Rußland bereit, sich mit Deutschland zu einer Aktion zu verbrüdern, jedoch mit einer Spitze gegen England. Man schlug dem Berliner Kabinett vor, einen gemeinsamen diplomatischen Schritt zugunsten der Buren zu unternehmen. Das Berliner Kabinett war grundsätzlich dazu bereit, verlangte jedoch eine Art Rückversicherung seitens der Franzosen. Sie sollten noch einmal, zur Bekräftigung des Frankfurter Friedens, auf Elsaß-Lothringen Verzicht leisten; denn es war doch möglich, daß Deutschland bei dem Vorgehen wider England von den beiden anderen Mächten im Stich gelassen werde und dieses die ganze Wucht der britischen Feindschaft würde tragen müssen. Dessen aber weigerte sich die Regierung der Republik — und so geschah es, daß das Deutsche Reich nach dem Burenkrieg weder auf der einen noch auf der anderen Seite Deckung besaß. Dies war so lange ungefährlich, als die beiden Heerlager nicht ihre Vereinigung vollzogen. Da aber wurde die Welt durch den englisch-französischen Vertrag vom 8. April 1904 überrascht und damit das Deutsche Reich bezüglich Marokkos vor eine unangenehme Tatsache gestellt.

Man muß es Kaiser Wilhelm und dem Fürsten Bülow zur Ehre anrechnen, daß sie sich nicht einschüchtern ließen und mit Beziehung auf die Konferenz von Madrid die energische Forderung stellten, Frankreichs Machterweiterung in Marokko müsse der Prüfung und Bestätigung durch die beteiligten Mächte unterzogen werden. Es durfte nicht geduldet werden, daß die beiden Westmächte frei über Nordafrika verfügten, in der Weise, daß, wie Anatole France launig bemerkte, England an Frankreich das verschenkte, was es selbst nicht besaß. Der französische Minister des Aeußern Delcassé fragte aber nicht nach Verträgen und nicht nach Billigkeit, sondern betrieb den Abschluß eines Kriegsbündnisses mit England. Rundweg verweigerte er die Berufung einer Konferenz bezüglich Marokkos: fast wäre es darob zu einem Krieg zwischen Deutschland und Frankreich gekommen. Aber die Franzosen betrachteten einen solchen Krieg als eine mörderische Torheit, und Delcassé wurde am 6. Juli 1905 fallengelassen.

Dies war der Höhe- und auch der Wendepunkt in der äußeren Politik Bülows.

Ein großer Erfolg war errungen und zugleich der Beweis geliefert, daß die militärische Uebermacht des Deutschen Reiches ungebrochen sei, daß Frankreich den Waffengang mit seinem östlichen Nachbarn scheute. Es war auch klar, daß die Franzosen nicht mehr eine eitle und kriegslustige Nation sind, sondern Wohlstand und Zivilisation in Frieden genießen wollten. Sie hatten mit der Ausschiffung Delcassés ein Opfer der Eigenliebe gebracht und erwarteten nun ihrerseits ein Entgegenkommen der deutschen Regierung. Es erhebt sich nun die Frage, ob es nicht richtig gewesen wäre, wenn man ihnen von Berlin all das freiwillig angeboten hätte, was ihnen nach mühevollem diplomatischen Ringen auf der Konferenz zu Algeciras und durch den



deutsch-französischen Vertrag vom Februar 1909 schließlich doch zufallen sollte. Denn erst damals wurde die französisch-englisch-russische Entente fest und fester geschmiedet.

Nochmals, ein abschließendes Urteil ist heute nicht möglich, insbesondere da man nicht weiß, ob Bülow nicht wirklich die Hand zu einem Vergleich bot. Vielleicht ist es geschehen — und in diesem Fall ist er gegen jeden Vorwurf gesichert.

Gewiß aber ist, daß er während der letzten großen auswärtigen Aktion allen Ansprüchen an politische Energie entsprach. Während Oesterreich-Ungarn den Gefahren eines Krieges auf dem Balkan und selbst mit Rußland kräftigen Mutes ins Auge blickte, fand es in der Bundeshilfe des Deutschen Reiches die notwendige Rückendeckung.

Und man glaube nicht etwa, daß diese zu großen Erfolgen führende Politik, die ebensosehr das Verdienst des Kaisers wie seines Kanzlers ist, anfangs ohne Einwendungen und Widerspruch blieb. Man erinnere sich nur, daß, als infolge unbeugsamen Beharrens Aehrenthals gegen eine auf die Demütigung Oesterreichs abzielende Konferenz eine Zeitlang die Kurse aller Staatspapiere fielen, die kapitalistischen Kreise Deutschlands unsicher wurden, was auch in der Haltung der linksliberalen Presse Berlins und Frankfurts deutlich zum Ausdruck kam. Aus ganz anderen Motiven sprachen namhafte deutsche Diplomaten ihre Bedenken gegen die Aehrenthalsche Politik aus, indem sie fanden, Deutschland habe durch die Deckung der Annexion Bosniens nicht bloß die Freundschaft mit der Pforte, sondern selbst den Frieden mit Rußland aufs Spiel gesetzt. Der Botschafter in Konstantinopel Freiherr von Marschall gab seinem Unmut über Aehrenthal unverhohlen Ausdruck; er beklagte sich bitter darüber, daß seine diplomatische Arbeit am Bosporus unendlich erschwert sei; und der Botschafter in Rom Graf Monts ließ es ebensowenig an scharfer Kritik der Methode Aehrenthals fehlen. Man kann dies verstehen, zumal da auch Bismarck geraten hatte, Deutschland solle die russische Freundschaft niemals opfern, um Oesterreich-Ungarn gefällig zu sein. Es zeigte sich aber, daß die deutsche Politik allen Anforderungen der Bundestreue entsprechen konnte, ohne den russischen Hof zu beleidigen und zu demütigen: die Zusammenkunft von Kaiser Wilhelm und Zar Nikolaus legte gewissermaßen den Schlußstein auf die ehrenvolle Wirksamkeit des vierten deutschen Kanzlers. Dadurch, daß die beiden Herrscher ihre Hände wieder ineinanderlegten, ist die Probe auf das Exempel gemacht und seine Lösung als untadelig befunden. Fürst Bülow scheidet in einem für ihn überaus günstigen Zeitpunkt vom Schauplatz, da die Machtstellung des mitteleuropäischen Bündnisses über alle Zweifel befestigt ist, ohne daß ein Waffengang stattfinden mußte. Auch die marokkanische Schwierigkeit ist durch den deutsch-französischen Vertrag vom Februar 1909 beseitigt — und so übernimmt der Nachfolger Bülows die Geschäfte in guter Ordnung. Immer wird die von England her drohende Wolke genau beobachtet werden müssen, und es war oder ist in keines einzelnen Macht, diesen in den Weltverhältnissen liegenden Gegensatz völlig auszugleichen. Hier trifft Bülow weder Schuld noch Verantwortung, und auch der nächste Kanzler wird so wie er nur hinhalten und mildern können.

Fürst Bülow und Frankreich.

Aeußerungen hervorragender französischer Persönlichkeiten über den scheidenden Reichskanzler.

Für die Eigenart auswärtiger Staatsmänner hat das französische Publikum im allgemeinen weit weniger übrig als für das Tun und Treiben und die Wertbemessung fremdländischer Künstler, insbesondere der in Paris mit heißem Bemühen um die „Krönung ihres Lebenswerks" werbenden. Vielleicht liegt es gerade an dem der Persönlichkeit des vierten deutschen Reichskanzlers eigenen Zug zum Künstlerischen, daß man in Frankreich weit über den Kreis der Berufspolitiker hinaus der Wesenheit Bülows und deren mannigfaltigen Kundgebungen stets so lebhaftes Interesse entgegengebracht hat.

Der geistvolle Fürst Albert von Monaco sprach letzthin in Kiel seinen französischen Jachtgästen gegenüber in diesem Sinn und begründete sein Ersuchen an die anwesenden Journalisten und Journalistenfreunde, von den privaten Aeußerungen Bülows so wenig wie möglich an die Oeffentlichkeit gelangen zu lassen, mit den bezeichnenden Worten: „Ton, Blick, Redepausen müßte man mit voller Genauigkeit wiedergeben können, um nach einer Unterhaltung mit Bülow gewissenhaft zu berichten. Des Kanzlers Wort zu isolieren erscheint mir wirklich höchst schwierig. Seinen ganzen Gedanken gibt er selten, und gibt er ihn im vertrauten Kreis, so scheidet man doch mit dem Eindruck, nur von dem Anfang einer Gedankenreihe Kenntnis erhalten zu haben. Man findet folgenden Tags seine Vermutung voll bestätigt."

Die knappe Bülow-Charakteristik Eugène Etiennes, des Vizepräsidenten der französischen Kammer, der bekanntlich mit dem Reichskanzler über sehr bedeutsame Angelegenheiten zu konferieren hatte, entspricht im wesentlichen der vorstehenden Aeußerung: „Mit dem Fürsten Bülow hat man nie zu sprechen aufgehört. Die formell zum Abschluß gebrachte Konversation erhält durch die Art der Verabschiedung ein sozusagen selbstverständliches: Fortsetzung folgt. Diese Methode vorsichtigen Geschäftsverkehrs hat gewiß auch ihr Gutes"...

Allzunervösen Naturen mag solcher Vorgang freilich nicht bequem erscheinen; zuletzt aber haben jene Franzosen, mit denen Bülow während kritischer Zeitläufte in ständigem Verkehr stand, dankbar anerkannt, daß sein nach den Umständen verschiedenartig nuanciertes „Man kann ja darüber weiter sprechen" einen willkommenen Notausgang bei eminenter Feuersgefahr bedeutete. Selbst der vormalige französische Botschafter in Berlin, Herr Bihourd, kann als Gewährsmann dafür zitiert werden, daß die überaus gefährlichen Differenzen von 1905 den Kanzler keinen Augenblick um den Gleichmut gebracht haben.



Bihourd wurde, wie er seinerzeit ans Ministerium des Auswärtigen berichtete, mit dem der damaligen Lage entsprechenden Ernst vom Reichskanzler über alles genau unterrichtet; doch zeigte sich der Fürst gleichzeitig beflissen, dem Botschafter persönlich das möglichste Entgegenkommen zu zeigen, damit die nach Paris abzusendende Staatsdepesche nicht in allzu pessimistischer Stimmung abgefaßt würde. Tatsächlich erreichte Bülow seinen Zweck. Die später im Gelbbuch veröffentlichte Depesche, die wichtigste während des Marokkokonflikts, beginnend mit den Worten Bihourds: „Der Empfang, den mir der Fürst bereitete, ließ an Höflichkeit nichts zu wünschen“ bedeutete die entscheidende Wendung zur Sicherung des Weltfriedens.

Den Ruf, daß er die Franzosen „zu nehmen“ versteht, hat Bülow vornehmlich durch gewisse wie unabsichtlich in seine Reichstagsreden eingeschaltete Aperçus erworben. Das auf Jaurès und dessen deutsche Sympathien angewandte, in Frankreich vorher nie geläufig gewesene Sprichwort: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer“ erreichte den Gipfel der Volkstümlichkeit. Es machte das Glück einer Jahresrevue, in der man „Jaurès“ ein Schwalbensolo zwitschern hörte und einen „Pas d'hirondelle“ tanzen sah.

Eine nicht minder berechnete Bülowsche Redewendung, die von der „Walzertour Italiens“, bot dem früheren Präsidenten E. Loubet Anlaß, sich gegenüber dem italienischen Botschafter Grafen Tornielli wie folgt zu äußern: „Das hört sich wirklich angenehm an. Ueberhaupt finde ich, daß Bülow mit sehr wenigen Ausländern die beneidenswerte Fähigkeit teilt, von anderen Nationen und deren Beziehungen zu seinem Vaterlande mit souveräner Sicherheit zu sprechen, ohne auch nur ein einziges Mal an eine empfindliche Stelle zu rühren. Diese Gabe ist für einen Redner in solch verantwortlicher Stellung gewiß von hohem Werte; denn Nationen verzeihen eine Kränkung viel schwerer als deren Lenker und Leiter.“

Einer der Ministerpräsidenten der Loubetschen Aera, der Senator Maurice Rouvier (1905 nach Delcassés Rücktritt auch Minister des Auswärtigen), scherzte jüngst im Kollegenkreise: „Mich hat das Schicksal an Bülow gerächt. War's doch nur ihm und seinem Starrsinn in der Marokkofrage zu danken, daß ich, der Finanzmann, auf meine alten Tage noch im Auswärtigen mich umtun mußte; darum vernahm ich nicht ohne innere Befriedigung, daß der für Weltpolitik beglaubigte deutsche Reichskanzler am Abend seines Ministerdaseins auf meinem Gebiet, dem der Staatsfinanzen, sich zur Wehr setzen mußte.“

Und Herr Pichon? Direkte Aeußerungen dieses vorsichtigsten aller „Quai-d'Orsay“-Machthaber zu erlangen, d. h. zur Veröffentlichung bestimmte Aeußerungen, ist dem Urheber dieser Zusammenstellung nicht gelungen. Liebenswürdiger konnte eine Ablehnung nicht erfolgen. Pichon berief sich darauf, daß ihm die persönliche Bekanntschaft mit dem Fürsten Bülow — ein so wichtiger Faktor — leider fehle, um seine Stimme nach anderen in dieser Hinsicht bevorzugteren Franzosen vernehmen zu lassen. So mag denn ein aktiver Politiker, den man als das andere Ich Pichons bezeichnet, hier zitiert werden: „Der Skeptizismus des Fürsten Bülow ist von eigener Art, grundverschieden von der krittelnden Nichtstuerei der Skeptiker — aus Ohnmacht. Wie gewandt, mit welch eleganter Gebärde weiß Bülow alle Zweifel und Bedenken beiseitezuschieben und dem schönen, siegwerbenden Enthusiasmus volle Schwingenfreiheit zu lassen, sobald ein hohes Ziel das Hinaustreten über die nüchterne Alltäglichkeit rechtfertigt. Meist wurde Bülow das große Glück, für solchen Enthusiasmus in Deutschland die erwünschte Begeisterung zu finden. Seine besten Erfolge als Redner hatte der Fürst bei Rechtfertigung der seiner eigensten Initiative entstammenden Handlungen. Gewann er's aber — mit Unlust — über sich, geheimen Einflüsterungen zu folgen, war die Wirkung wie nach innen so nach außen jedesmal die eines bedauerlichen Mißverständnisses.“

In der gleichen Tonart ließ sich der ehemalige Minister des Aeußeren Gabriel Hanotaux vernehmen: „Das Gerechtigkeitsgefühl gebietet uns, dem Fürsten, der wiederholt französischen Interessen entgegenwirken mußte, eines nachzurühmen: Er erblickte nicht gerade eine staatsmännische Tugend darin, als irrig erkannte Anschauungen bis ans Ende zu verfechten. Sein Ehrgeiz war vielmehr — stets die eleganteste Lösung zu finden, und in dieser Hinsicht hat es ihm weder an Geduld noch an Talent gefehlt.“ In einer der vornehmen Pariser Revuen, zu deren Mitarbeitern auch Hanotaux gehört, wurde jüngst von einem anonymen Verfasser eine Parallele zwischen Bülow und — Clemenceau gezogen: „Der aus der königstreuen Vendee stammende ehemalige Revolutionär Clemenceau ist jetzt von einem ordnungsmäßig abgestempelten Konservativen kaum mehr zu unterscheiden. Bülow aber, der allezeit königstreue Bülow, sieht sich heute von den Konservativen, von seinen Konservativen, als Umstürzler in Acht und Bann getan. Dieser Verschiedenheit der Schicksale zum Trotze schwören Clemenceau und Bülow zu dem gleichen philosophischen System, dessen oberster Grundsatz lautet: „Denke nur immer daran, daß man dich in deinem Lande für den weisesten, zukunftsreichsten Staatsmann hält, und hüte dich, diese schöne Legende mutwillig zu zerstören . . . Als Schriftsteller“, heißt es weiter, „kokettiert Clemenceau nur zu häufig mit seinem deutschgearteten Tiefsinn und mit professorenhafter Pedanterie. Bülow entbehrt unseres Wissens jedes eigenen literarischen Gepäckes; aber an der lateinischen Anmut, die in manchen seiner Reden uns so sympathisch berührte, haben die französischen Klassiker doch wohl ihren Anteil“ . . .

Dies ist richtig. Herr v. Bülow trieb, während er als Botschaftssekretär in Paris wirkte, mit großem Eifer französische Literatur. Die Konversationsstunden mit dem braven Meister Rozan boten willkommene Anregung, und Bülows reger Verkehr mit den bedeutendsten Persönlichkeiten des Gambettakreises hatte für den wißbegierigen Deutschen neben anderen Vorteilen auch den, einen Blick in die Erzeugungsstätte des französischen Esprit zu tun, den gesuchten Witz von dem natürlich sprudelnden Einfall zu unterscheiden. Rozan, der gewissenhafte Hausfreund, hatte dabei seine liebe Not, den Herrn Botschaftssekretär zum Lesen der Zeitungsartikel zu bewegen. „Ich sehe die Notwendigkeit wirklich nicht ein,“ meinte Bülow, „aber Ihnen zuliebe will ich die Unterschriften lesen, dann habe ich von den Artikeln der mir genau bekannten Herren genügend Kenntnis genommen.“

André Taine.



Der neue Reichskanzler.

Die Ernennung des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern Dr jur. Theobald von Bethmann Hollweg zum Reichskanzler bedeutet keine Ueberraschung für die Welt. Ebenso wie seinerzeit die Erhebung des Staatssekretärs des Auswärtigen Amtes Bernhard von Bülow zum Nachfolger des Fürsten Hohenlohe einer allgemeinen, längst gehegten Erwartung entsprach, so ist es jetzt bei der Auswahl des fünften Reichskanzlers der Fall. Herr von Bethmann Hollweg galt eigentlich schon seit seinem Eintritt in das Reichsamt des Innern als künftiger Reichskanzler. Sooft in den letzten Jahren die Stellung des Fürsten Bülow beim Kaiser mit Recht oder Unrecht als erschüttert erschien, erwartete man im Publikum Herrn von Bethmann Hollwegs Einzug ins Reichskanzlerpalais. Nur der Umstand, daß die öffentliche Meinung seit so langer Zeit in diesem Staatsmann den künftigen Reichskanzler erblickte, machte die Skeptiker gelegentlich zweifelhaft. Liebt man doch bei uns Ueberraschungen und hat man noch nicht vergessen, in welcher Weise seinerzeit die Oeffentlichkeit bei der Wahl der beiden ersten Nachfolger des Fürsten Bismarck überrascht worden ist. — Zum erstenmal wird nunmehr das Amt des verantwortlichen Leiters der Reichsgeschäfte einem ausschließlich in der inneren Verwaltung aufgewachsenen Beamten anvertraut. Es wirft das ein bedeutsames Licht auf die gegenwärtige Lage. Fürst Bismarck war aus dem auswärtigen Dienst hervorgegangen, und in der auswärtigen Politik lag für ihn allezeit der Schwerpunkt seiner Tätigkeit. Auch bei der Ernennung des Fürsten Hohenlohe und des Herrn von Bülow zu Kanzlern dürfte die Rücksicht auf die auswärtigen Verhältnisse sehr gewichtig mitgesprochen haben. Wenn nun jetzt ein Mann, der dem eigentlichen diplomatischen Treiben zeitlebens ferngestanden hat, das Reichskanzleramt übernimmt, so beweist das deutlich, daß gegenwärtig, nach Ansicht der maßgebenden Persönlichkeiten, die Rücksicht auf die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches mehr als früher in den Hintergrund getreten ist. Die internationale Lage ist eben trotz aller englischen Preßtreibereien friedlich, Deutschlands Stellung für längere Zeit in der Welt vorteilhaft und gesichert. Der Hauptnachdruck kann also vorderhand bei uns auf die inneren Fragen gelegt und den großen Schwierigkeiten, die in dieser Hinsicht in unserem Vaterland leider bestehen, mehr als bisher Aufmerksamkeit gewidmet werden.

Daß der neue Kanzler der Mann dazu ist, auf diesem Feld Ersprießliches zu leisten, hat er in seiner Tätigkeit sowohl als Oberpräsident der Mark Brandenburg wie als Minister des Innern und als Staatssekretär des Reichsamts des Innern bewiesen. Wie er als Nachfolger des wenig beliebten Ministers Freiherrn von Hammerstein verstanden hat, vieles Verfahrene wieder gut zu machen und viele unnötig hervorgerufene Gegensätze wieder auszugleichen, so hat er als Staatssekretär des Innern es fertig bekommen, nicht allein das Werk seines Vorgängers, des Grafen Posadowsky, in vollem Umfang fortzusetzen, sondern auch vieles Neue und Segensreiche auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiet zu schaffen. Herr von Bethmann Hollweg hat sich dabei niemals auf die Grundsätze einer bestimmten Partei festgelegt. Er ist jederzeit, wie allgemein anerkannt wird, nach rein sachlichen Erwägungen seine Entschließungen zu treffen bemüht gewesen und hat das, was er als richtig erkannt, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Parteien, nachdrücklich durchgesetzt. Aber der Eindruck seiner überlegenen Persönlichkeit, der Ernst seiner wohldurchdachten Reden und sein jeder bureaukratischen Schablone abholdes Auftreten haben bewirkt, daß dieser Staatsmann bei allen Parteien, auch wenn er ihren Wünschen entgegentrat, sich Freunde erworben und nirgends ernstliche Gegner gemacht hat.

Vielleicht haben ihn dabei seine Herkunft und Familientraditionen unterstützt. Gehört Herr von Bethmann Hollweg doch einerseits dem märkischen grundbesitzenden Adel und andererseits einer aus dem Bürgertum und Geschäftsleben hervorgegangenen, seit Generationen in Süddeutschland ansässigen Familie an, die schon einmal einen, auch als Gelehrten hervorragenden, freidenkenden Staatsmann hervorgebracht hat.

Der neue Reichskanzler steht übrigens, wenn er auch mit der eigentlichen Diplomatie sich nicht befaßt hat, auswärtigen Dingen nichts weniger als fremd gegenüber. Er kennt das Ausland nicht allein durch private Reisen, sondern auch durch Studienfahrten, die er in amtlicher Stellung ausgeführt hat. Mit den deutschen Bundesfürsten steht er seit Jahren in näherer persönlicher Fühlung. Mehrfach ist er auch mit Ausländern in hervorragender Stellung, die Berlin besuchten, in angenehme Berührung getreten. Minister Lloyd George, den er mit den deutschen sozialpolitischen Einrichtungen im Vorjahre persönlich bekannt gemacht, äußerte sich mit hoher Anerkennung über den deutschen Staatsmann. Nicht wenig ins Gewicht dürfte für des neuen Kanzlers künftiges Wirken der Umstand fallen, daß er seit Jahren das volle Vertrauen Kaiser Wilhelms genießt. Seit dem Jahre 1896, wo er als Oberpräsidialrat nach Potsdam kam, gilt er als einer der Vertrauensmänner des Kaisers. Es ist anzunehmen, daß ihm dieses Vertrauen bei Führung seines neuen hohen und verantwortungsvollen Amtes treu bleiben wird.

Die deutsche Luftschiffahrts-Ausstellung.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt. — Hierzu die Abbildungen auf Seite 1222.

Eine sehr zeitgemäße Ausstellung ist der Initiative der Frankfurter Bürgerschaft zu verdanken: die erste deutsche Luftschiffahrts-Ausstellung findet in den Mauern Frankfurts statt, nachdem München eine Anregung zur Organisation einer solchen abgelehnt hatte. Andere Länder, in denen man schon früher als in Deutschland die Bedeutung der Luftschiffahrt erkannt, haben schon in den verflossenen Jahren meist im Rahmen anderer Veranstaltungen die Aeronautik durch Auslegen hierauf bezüglichen Materials und — allerdings weniger — durch Vorführungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Selbst in Oesterreich hatte bereits



im Jahre 1888 ein alter Vorkämpfer im Ringen um die Eroberung der Luft, der verdienstvolle Präsident des Aeroklubs in Wien, Viktor Silberer, eine Luftschiffer-Ausstellung durchgeführt, die schon damals ein sehr reichhaltiges Programm aufwies. Die letzten derartigen Veranstaltungen haben in Amerika, England, Frankreich und Italien stattgefunden. Ohne Uebertreibung kann man jedoch sagen, daß Frankfurt alles, was bisher dagewesen ist, bei weitem übertrifft. Der Hauptschwerpunkt der jetzigen Ausstellung liegt darin, daß man vornehmlich auf experimentelle Vorführungen bedacht ist, wodurch der Wert, den die Veranstaltung für weitere Kreise gewinnt, ein ungewöhnlich großer ist.

Mit Entfaltung eines gewissen Glanzes wurde am vergangenen Sonnabend die Eröffnung vollzogen, und die meisten bedeutenderen Luftschiffer wohnten dem festlichen Akte bei. Wohl ein jeder unterschrieb die Worte des Oberbürgermeisters Adickes, der auf die hohe Bedeutung der Veranstaltung hinwies und dabei betonte, daß ein völlig eigenartiges, nie gesehenes Kulturwerk begrüßt werden könne, von dem man sich tatsächlich viel Lehrreiches für weite Kreise versprechen dürfe. Die großzügige Anlage des Werkes verdankt man in erster Linie Major von Tschudi, einem alten Luftschifferoffizier, der sich schon vielfach als Bahnbrecher in der Aeronautik bewährt hat. Unterstützt von einem weitblickenden, energischen und arbeitsamen Präsidium, bestehend aus Geheimrat Gans als Vorsitzendem, Geheimrat Varrentrapp und Walter von Rath als stellvertretendem Vorsitzenden, fand er in allen Kreisen der Bürgerschaft größtes Entgegenkommen für seine Pläne und, was von besonderer Bedeutung ist, auch die ungewöhnlich hohen Geldmittel, die die Anlage der Ausstellung verschlungen hat.

Für weitere Kreise erregen namentlich die großen Luftschiffe Interesse, die man nunmehr in allen Einzelheiten systematisch besichtigen kann. Der Streit um die Frage, ob starre Luftschiffe den Vorzug verdienen, oder ob man sich mehr dem Bau von Ballonettluftschiffen, sei es nun halbstarren oder unstarren Typs, zuwenden soll, beschäftigt schon seit langem die verschiedensten Kreise. Für die meisten Fachleute allerdings ist diese Frage überhaupt kein Streitpunkt, weil sie der Ansicht sind, daß alle leistungsfähigen und erfolgreichen Fahrzeuge brauchbar sind, wenn man ihnen nur das für sie geeignete, scharf umgrenzte Verwendungsgebiet zuweist. In Frankfurt wird nun ein jeder in der Lage sein, alle Bauarten einschließlich des großen Zeppelinballons genau kennen zu lernen und dadurch das nötige Verständnis zu gewinnen für die Nachrichten, die von den vielen Auffahrten der verschiedenen Systeme gegeben werden. Die Berliner Luftfahrzeuggesellschaft hat zwei Luftschiffe nach dem Konstruktionsprinzip des Majors von Parseval zur Ausstellung gebracht und wird den Besuchern Gelegenheit geben, gegen ein Entgelt von M. 200 einen Aufstieg zu unternehmen. Der gewaltige Zeppelinballon, an dessen Ausbau das deutsche Volk durch seine Nationalspende wesentlich beigetragen hat, wird voraussichtlich schon Ende August seine am Ende des Flugplatzes gelegene riesige Halle beziehen und ebenfalls, sooft es die Witterung gestattet — allerdings aus naheliegenden Gründen ohne Passagiere — Flüge unternehmen. Ferner haben noch die Ballonfabrik von Franz Clouth, Dr. Gans und die Rheinische Motorluftschiffgesellschaft neu konstruierte Lenkballons in Aussicht gestellt. Sämtliche Hallen sind so aufgestellt, daß die Zuschauer die interessanten Teile aus nächster Nähe besichtigen können. Abflug und Landung finden auf einem großen Felde inmitten des Ausstellungsgeländes statt; durch Bau zweier Tribünen ist dafür gesorgt, daß man in aller Ruhe den verschiedenen Aufstiegs- und Landungsmanövern beiwohnen kann. Natürlich fehlen auch zahlreiche Modelle von Lenkballons nicht, die in neuester Zeit wie Pilze aus der Erde schießen. Besonderes Interesse erregt unter ihnen das 20 Meter lange Holzgerippe von Oberbaurat Rettig, das für starre Luftschiffe als Nichtleiter elektrischer Ströme besonders geeignet erscheint.

Daß der Freiballonsport nicht, wie die Unkenrufe verschiedener Kritiker schon seit Jahr und Tag vorausgesagt haben, ausgestorben ist, haben die Neugründungen der verschiedensten Luftschiffervereine sowie die zahlreichen Konkurrenzen um wertvolle Preise bewiesen. Diesem Umstande hat man auch in Frankfurt Rechnung getragen, und fast täglich finden, wenn nicht gar zu schlechtes Wetter ist, auf dem Platze Wettfahrten der verschiedenen deutschen Vereine und auch ausländischer Klubs statt. Schon bei der zunächst wegen heftigen Regens verschobenen Ballonfuchsjagd bewies die Teilnahme der zahlreich anwesenden Zuschauer aufs schlagendste, daß das Interesse an dem vielgeschmähten Freiballonsport noch lange nicht im Schwinden begriffen ist. In der Folge wird den Besuchern auch Gelegenheit gegeben werden, gegen einen bestimmten Preis, so weit es der beschränkte Raum in den Gondeln zuläßt, sich an den Auffahrten der Kugelballons zu beteiligen und sich so dem Genuß einer nicht durch das Geräusch der wirbelnden Luftschrauben beeinträchtigten ruhigen Luftfahrt hinzugeben.

Wem nur daran liegt, sich mal mehrere hundert Meter über die Erde zu erheben und sich das Ausstellungsgelände und die alte Kaiserstadt Frankfurt von oben anzusehen, dem bietet der durch den verunglückten Luftschiffer Hauptmann von Sigsfeld und Major von Parseval konstruierte Drachenfesselballon hierzu bestens Gelegenheit.

Nächst diesen luftsportlichen Vorführungen erregt die Ausstellung in der großen Halle weitgehendstes Interesse. In der Mitte ist ein geschmackvoller Pavillon erbaut worden, in dem die verschiedensten Ballonfabriken des In- und Auslandes alles das zur Auslage gebracht haben, was für den Bau eines Luftschiffes nötig ist. Gekrönt ist dieser Pavillon durch den alten, bewährten Ballon „Preußen", der 8400 Kubikmeter Inhalt hat und die Berliner Professoren Berson und Süring auf fast 11000 Meter in den Aether getragen hat. An der einen Seite der Halle hinter der Büste des alten Meisters der Flugtechnik, des am 31. Juli 1896 verunglückten Berliner Ingenieurs Otto Lilienthal, hat die „aerodynamische" Luftschiffahrt ihren Platz gefunden. Hier sieht man vollständig montierte Flugapparate von Wright, Gebrüder Voisin — durch Euler ausgestellt — und andere. An einer anderen Stelle befinden sich Luftschiffgondeln, von denen ganz besonderes Interesse diejenige des Parsevalballons ausübt. Alles wird im Betrieb vorgeführt. Durch eine praktische Einrichtung ist es ermöglicht, Benzin zum Antrieb zu benutzen, da man die Auspuffgase durch Röhren nach außen in einen Schornstein geführt hat.

Mit der Entwicklung der Luftschiffahrt und insbesondere der Luftschiffe für den Militärgebrauch hat man auch gleichzeitig daran gedacht, die Mittel zu ihrer

Bekämpfung zu finden. Die beiden großen deutschen Kanonenfabriken von Krupp in Essen und Ehrhardt in Düsseldorf haben einige Ballonabwehrkanonen zur Ausstellung gebracht, die zum Teil auf Automobilen montiert sind. Gondeln für Freiballons, Luftschrauben für Motorluftschiffe und Flugmaschinen, kurz alles was überhaupt irgendwie mit der Aeronautik zu tun hat, ist in der großen Halle zu sehen. Als sehr interessant sind die photographierenden Brieftauben des Dr. A. Neubronner zu Cronberg zu erwähnen, die in verschiedenen ausgestopften Exemplaren zu sehen sind. In dankenswerter Weise hat der Kommandeur der österreichischen Luftschifferabteilung, Hauptmann Hinterstoißer, dafür gesorgt, daß Oesterreich in reicher und außerordentlich interessanter Weise auf der Ausstellung vertreten ist. Ein im Jahre 1796 von der französischen Armee verwendeter Kugelfesselballon, der in der Schlacht bei Würzburg von österreichischen Truppen erbeutet wurde, ist durch die Vermittlung von Hauptmann Hinterstoißer aus dem Heeresmuseum von Wien nach Frankfurt überführt worden. Die historische Ausstellung gibt im übrigen mit allen ihren Büchern, Bildern, Karten und Konstruktionszeichnungen ein getreues Abbild der Entwicklung der Aeronautik, und viel Lehrreiches vermag hier sowohl der Laie als auch der Fachmann zu schöpfen.

Die Entwicklung des Luftsports in Deutschland wird anschaulich dargestellt durch eine Tafel, die Rechtsanwalt Eschenbach auf Veranlassung des deutschen Luftschifferverbandes entworfen hat. Das größte Aerodrom und der größte Luftschiffhafen der Welt soll demnächst bei Berlin erstehen; die Organisatoren dieses bedeutungsvollen Werks, Rechtsanwalt Eschenbach, Arthur Müller, Kapitän von Pustau und Major von Tschudi haben ein Modell der Anlagen zur Ausstellung gebracht.

Der Wissenschaft ist man, wie es ihr gebührt, im weitgehendsten Maß gerecht geworden. Dem Preußischen Aeronautischen Observatorium ist der im ersten Stock gelegene Kaiserpavillon eingeräumt worden. Dort wird man alle die kleinen Sondier- und Pilotballons, sowie die Drachen sehen können, die zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre mit Instrumenten zur Messung des Luftdrucks, der Temperatur und der Feuchtigkeit in möglichst große Höhen gesandt werden. Das Observatorium, das in 2200 Meter Höhe in den Cañadas am Fuß des Piks de Teyde auf Teneriffa errichtet worden ist, ist von Geheimrat Hergesell und Professor Pannwitz, von denen es ins Leben gerufen worden ist, in natürlicher Größe ausgestellt worden. Auch das Physikalische Institut von Frankfurt wird während der ganzen Ausstellungszeit die Methoden zu Erforschung der freien Atmosphäre vorführen. Dies wird nicht nur zur Belehrung der Besucher geschehen, sondern man verbindet auch einen praktischen Zweck damit. In einem Umkreis von 150 Kilometer um Frankfurt sind nämlich noch mehrere aerologische Stationen eingerichtet, durch die man jederzeit über den Verlauf des Wetters frühzeitig unterrichtet werden soll. Es wird deshalb ausgeschlossen sein, daß plötzliche Unwetter und Gewitter die sportlichen Veranstaltungen in irgendeiner Weise unliebsam überraschen können.

Auch die aero-dynamische Luftschiffahrt, die erst in neuester Zeit ihre Existenzberechtigung bewiesen hat, wird durch Vorführungen verschiedener Flugapparate sich der Oeffentlichkeit zeigen. Die bekannte Automobilfabrik von Euler, die die Voisinschen Patente für Deutschland erworben hat, wird, nachdem seit Monaten auf dem Darmstadter Schießplatze mit diesen Drachenfliegern Uebungen stattgefunden haben, nunmehr auf dem großen Flugfelde der Ausstellung Flüge ausführen lassen. Auch andere Erfinder wollen sich auf dem großen, äußerst praktisch angelegten Aerodrom in allen Stadien ihrer Fähigkeit zeigen, so daß man ein Bild davon erhält, wie die Flugtechniker nur in mühevoller nicht ungefährlicher Arbeit zu Erfolgen kommen können.

So bietet die Ausstellung, an der nur noch wenig zur vollkommenen Fertigstellung fehlt, ein Bild von der Entwicklung der Luftschiffahrt von dem uralten Kugelballon ab bis zu den vollkommensten Luftfahrzeugen, mit denen Graf Zeppelin, Major von Parseval und andere sich die Luft erobert haben. Fachleute und Laien werden von einem Besuch dieser hochinteressanten und zeitgemäßen Ausstellung, die wir hier nur in großen Umrissen zu zeichnen vermochten, zweifellos große Befriedigung finden.

Unsere Bilder

Das Ende der innerpolitischen Krise.

(Abb. Sonderbeilage und S. 1221.)

Die durch die neuentstandene Parteienkonstellation im Reichstag und durch die Demission des Fürsten Bülow hervorgerufene Krise in der Reichsregierung ist nun durch eine Reihe von Neuernennungen beendigt. Der Kaiser hat den Fürsten Bülow auf seine Bitte endgültig seines Amtes enthoben und seinen getreuen Mitarbeiter v. Bethmann Hollweg zu seinem Nachfolger ernannt. Das dadurch nötig gewordene große Revirement in den obersten Aemtern des Reiches und Preußens hat lauter alterprobte hervorragende Staatsmänner und Beamte an das Steuer gebracht.

Frau von Bethmann Hollweg (Abb. Sonderbeilage), die Gemahlin des neuen Reichskanzlers, steht im 44. Lebensjahr. Ihrer Ehe entsprossen drei Kinder, eine Tochter und zwei Söhne.

Der neue Staatssekretär des Reichsamts des Innern (Abb. Sonderbeilage), der bisherige Handelsminister Klemens Delbrück, gehört dem preußischen Kabinett seit fast vier Jahren an. Er ist am 19. Januar 1856 in Halle a. S. geboren und legte im Jahr 1877 das Referendarexamen ab. Zwei Jahre darauf trat er aus dem Justiz- in den Verwaltungsdienst über; im Jahr 1882 wurde er zum Assessor bei der Regierung in Marienwerder ernannt. Im Jahr 1886 wurde Delbrück Landrat in Tuchel und im Dezember 1891 Regierungsrat beim Danziger Oberpräsidium, wo er namentlich das Dezernat für landwirtschaftliche Angelegenheiten innehatte. Im Jahr 1896 erhielt er die Stellung des Ersten Bürgermeisters in Danzig; dort wirkte er sechs Jahre lang. Im Oktober 1902 wurde der hochverdiente Beamte zum Oberpräsidenten von Westpreußen, drei Jahre später zum Handelsminister befördert.

August von Trott zu Solz (Abb. Sonderbeilage), der neue Kultusminister, bekleidete bisher das Amt des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg. Herr v. Trott zu Solz wurde am 29. Dezember 1855 in Imshausen geboren. Nach Vollendung seiner juristischen Studien trat er in den Staatsdienst, wirkte als Regierungsassessor in Oppeln, als Landrat in Höchst a. M. und Marburg an der Lahn, dann als Vortragender Rat im Ministerium des Innern. Im Jahre 1898 kam er als Regierungspräsident nach Koblenz, ein Jahr darauf in gleicher Stellung nach Kassel; 1905 wurde er als Oberpräsident nach Brandenburg berufen.

Der Staatssekretär des Reichsschatzamtes (Abb. Sonderbeilage) Adolf Wermuth hat 26 Jahre lang ununterbrochen im Reichsamt des Innern gewirkt. Der Minister steht im 54. Jahre. Nach der üblichen Vorbildung im Justizdienst trat er als Hilfsarbeiter in das Reichsamt des Innern. 1886 rückte er zum Regierungsrat, 1889 zum vortragenden Rat auf.



1894 erhielt er den Titel eines Geh. Oberregierungsrates; im April 1900 wurde er zum Wirklichen Geh. Oberregierungsrat und Direktor im Reichsamt des Innern ernannt und 1904 wurde er zum Unterstaatssekretär befördert. Er hat lange Jahre als Mitglied des Disziplinarhofs für die Schutzgebiete und als Vorsitzender der Berufungskammer in Börsenehrengerichtssachen gewirkt.

Abg. von Heydebrand u. d. Lasa (Abb. S. 1223), der Führer der Deutschkonservativen, den seine politischen Gegner den ungekrönten König von Preußen heißen, hat am letzten Tage der Debatte über die Reichsfinanzreform im Reichstag eine bedeutungsvolle und aufsehenerregende Rede gehalten. Unter der größten Bewegung des Hauses erklärte er offen, seine Freunde hätten die Erbschaftssteuer abgelehnt, weil sie darin eine allgemeine Besitzsteuer erblickten und eine solche nicht in die Hände einer auf Grund des allgemeinen Wahlrechts gewählten Vertretung legen wollten.

Die Internationale Luftschiffahrtsausstellung in Frankfurt a. M. (Abb. S. 1222), die „Ila", wie sie abgekürzt genannt wird, wurde dieser Tage feierlich eröffnet. Wie es sich bei großen Ausstellungen geziemt, war am Eröffnungstage noch nicht viel Fertiges zu sehen. Die Lenkballons und Aeroplane, deren Vorführung die Ausstellung in erster Linie gilt, sind größtenteils noch nicht zur Stelle. Dafür fliegen eine Reihe prächtiger Kugelballons über den Häuptern der Ausstellungsbesucher dahin; zwei davon, die Ballons „Ila" und „Justitia", die in den zahlreichen aeronautischen Veranstaltungen des Ausstellungssommers eine große Rolle spielen sollen, wurden vor den Augen des Publikums zum erstenmal erprobt.

Der 14. Juli in Paris (Abb. S. 1225). Der nationale Feiertag der französischen Republik wird nicht nur durch offizielle Empfänge und militärische Schauspiele begangen. Das ganze Volk feiert an diesem Tag ein frohes Sommerfest. In den Straßen von Paris herrscht das fröhlichste Leben. Es wird musiziert, gesungen und natürlich auch gelegentlich ein Glas über den Durst getrunken. Am Abend beleuchten dann Tausende von bunten Lampions das bewegte und festliche Straßenbild.

Die große Flottenparade vor Sultan Mohammed V. (Abb. S. 1224). Während des hamidischen Regimes gab es keine größeren Uebungen der osmanischen Heeresmacht zu Lande und zur See und noch weniger große Paraden, bei denen sich der mißtrauische Sultan in die Mitte seiner Krieger hätte begeben müssen. Besonders die Entwicklung der Flotte wurde durch den Argwohn des Herrschers unmöglich gemacht, der die vor Konstantinopel liegenden Schiffe sogar aus Angst entwaffnen ließ. Unter dem neuen Sultan ist das anders. Mohammed V. liebt es, sich seinem Volk und den Truppen zu zeigen. Jüngst hat im Bosporus eine große Flottenrevue stattgefunden, der der Monarch in Admiralsuniform beiwohnte. Er inspizierte persönlich einzelne der Kriegsschiffe und ließ sich verschiedene Manöver vorführen. Auch der Khedive von Aegypten war bei der Parade anwesend.

Die Calvin-Gedenkfeier in Genf (Abb. S. 1228). Genf, die alte Mutterstadt der reformierten Kirche, hat dieser Tage zwei große Gedenkfeste gefeiert: den 400. Geburtstag Johann Calvins und den 350. Jahrestag der Begründung der altberühmten Genfer Universität. Beide Feiern trugen einen internationalen Charakter. Abordnungen aus der ganzen evangelischen Welt waren bei dem Festakt anwesend, durch den der große Reformator gefeiert wurde. Zum Jubiläum der von dreißig Nationen frequentierten Universität waren offizielle Vertreter selbst aus Sibirien und China erschienen.

Das 16. Deutsche Bundesschießen in Hamburg (Abb. S. 1226) hat viele Tausende von Deutschen aller Länder in die stolze Hansastadt gelockt. Bei dem Eröffnungsbankett waren über 4000 Schützen anwesend, und auch tags darauf trafen noch viele Festgäste ein. Bei dem großen Preisschießen, mit dem der Wettbewerb einsetzte, bewies der Schweizer Stäheli die alte Meisterschaft seines Landes und errang den Titel eines Weltmeisters.

Prof. Dr. Bernhard Fränkel (Abb. S. 1227), der berühmte Spezialist für Hals- und Nasenheilkunde, feiert dieser Tage sein goldenes Doktorjubiläum. Der Jubilar ist 72 Jahre alt; er ist in den Lehrkörper der Berliner Universität im Jahre 1872 eingetreten. Viele Generationen tüchtiger Schüler verdanken dem genialen Arzt ihre Ausbildung.

Mlle. E. de Lys (Abb. S. 1227). In der glänzenden letzten Saison in der Covent Garden Oper in London hat die französische Sängerin Mlle. de Lys große Triumphe errungen. Die Künstlerin vereinigt mit einem edlen Organ eine seltene dramatische Gestaltungskraft und bewies insbesondere in Verdis Opern ein starkes und warmes Temperament.

Todesfälle (Abb. S. 1227). Auf seinem galizischen Gute ist Graf Kasimir Badeni gestorben. Badenis Name ist mit der unseligsten Periode der parlamentarischen Geschichte Oesterreichs verknüpft. Der Graf wurde im Jahre 1895 von dem galizischen Statthalterposten, den er erfolgreich verwaltet hatte, abberufen und zum Ministerpräsidenten ernannt. Im Jahre 1897 erließ er dem ungarischen Ausgleich zuliebe die berüchtigten Sprachenverordnungen über die innere tschechische Amtssprache. Die Antwort darauf war die Obstruktion der Deutschen, die der „Mann mit dem eisernen Arm" zuerst durch eine improvisierte Aenderung der Geschäftsordnung brechen wollte, bis er schließlich dazu gelangte, die Wiener Polizei in den Sitzungssaal des Parlaments zu beordern und die renitenten Volksvertreter zu verhaften. Die allgemeine Entrüstung der deutschen Bevölkerung fegte nach diesem brutalen Gewaltakt den allzu energischen Minister hinweg. — Mit dem alten Kavalleriegeneral Marquis de Gallifet ist ein alter Haudegen gestorben, der in allen äußeren und inneren Kriegen, die Frankreich in den letzten fünfzig Jahren durchgemacht hat, seinen Mann gestellt hat. Das Charakterbild des Besiegers der Kommune schwankt in der Zeitgeschichte. Es wird von vielen Seiten bestritten, daß er die berühmte Reiterattacke von Sedan kommandiert hat. Aber es steht jedenfalls fest, daß er im Frieden als General und später als Kriegsminister die Reorganisation der französischen Kavallerie durchgeführt hat und daß das französische Heer in ihm einen tapferen Führer von altem Schrot und Korn verliert. — Dr. Hans Hoffmann, der gediegene und beliebte Schriftsteller und Generalsekretär der Schillerstiftung, ist kurz vor seinem 61. Geburtstag verschieden. Hans Hoffmann hat ein fruchtbares Wanderleben geführt, er war nacheinander Lehrer in Stettin, Erzieher in Bonn, zweimal Lehrer in Stolp, Danzig und Berlin, Redakteur der Deutschen Illustrierten Zeitung und Generalsekretär der Schillerstiftung in Weimar. Wir verdanken ihm eine lange Reihe köstlicher Romane, Novellen und Reisewerke. Am schönsten sind wohl seine gedankenreichen historischen Erzählungen. — In England hat das Mordattentat eines indischen Fanatikers eine große Panik erregt. Der Oberstleutnant Sir William Curzon Wyllie, Adjutant des Ministers für Indien, ist auf einem Ballfest aus politischen Motiven von dem Studenten Madar Lal Dhingra ermordet worden. Man befürchtet, daß es sich nicht um eine vereinzelte Tat handelt, sondern daß eine Organisation indischer Terroristen eine Reihe von Attentaten gegen Beamte des indischen Dienstes beschlossen hat.

Die Toten der Woche

Graf Kasimir **Badeni**, ehem. österreichischer Ministerpräsident, † auf Gut Nowosiolki am 9. Juli im 63. Lebensjahr.

Professor Hermann **Bek-Gran**, Professor der Ornamentik an der Kgl. Kunstgewerbeschule zu Nürnberg, † am 9. Juli im 40. Lebensjahr.

Jacob **Bettelheim**, der bekannte Schriftsteller, † in Berlin am 13. Juli im 68. Lebensjahr.

Marquis Gaston Alexandre de **Gallifet**, französischer General, ehem. Kriegsminister, † in Paris am 8. Juli im Alter von 79 Jahren.

Professor Willi **Hamacher**, bekannter Landschaftsmaler, † in Bad Reinerz am 8. Juli im Alter von 44 Jahren.

Henri de **Parville**, wissenschaftlicher Mitarbeiter der „Débats", † in Paris am 11. Juli im 71. Lebensjahr.

George Fred Robinson **Marquis von Ripon**, der frühere Vizekönig von Indien, † in London im 82. Lebensjahr.



Bilder vom Tage

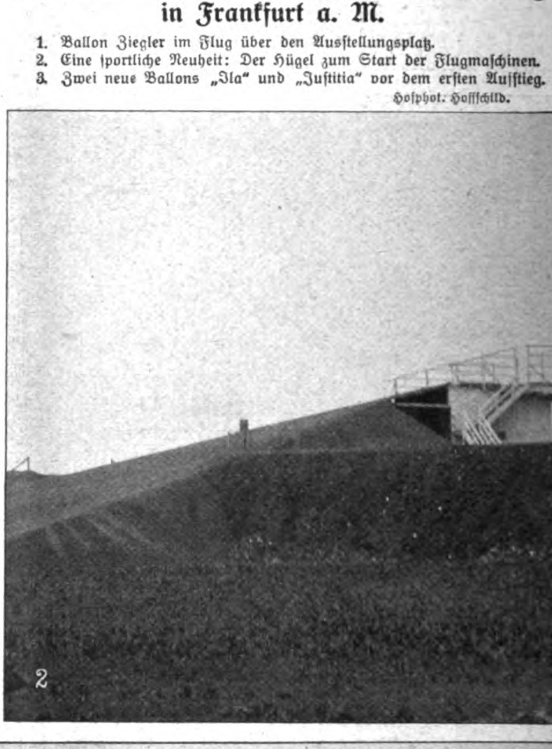
Bernhard Fürst von Bülow.

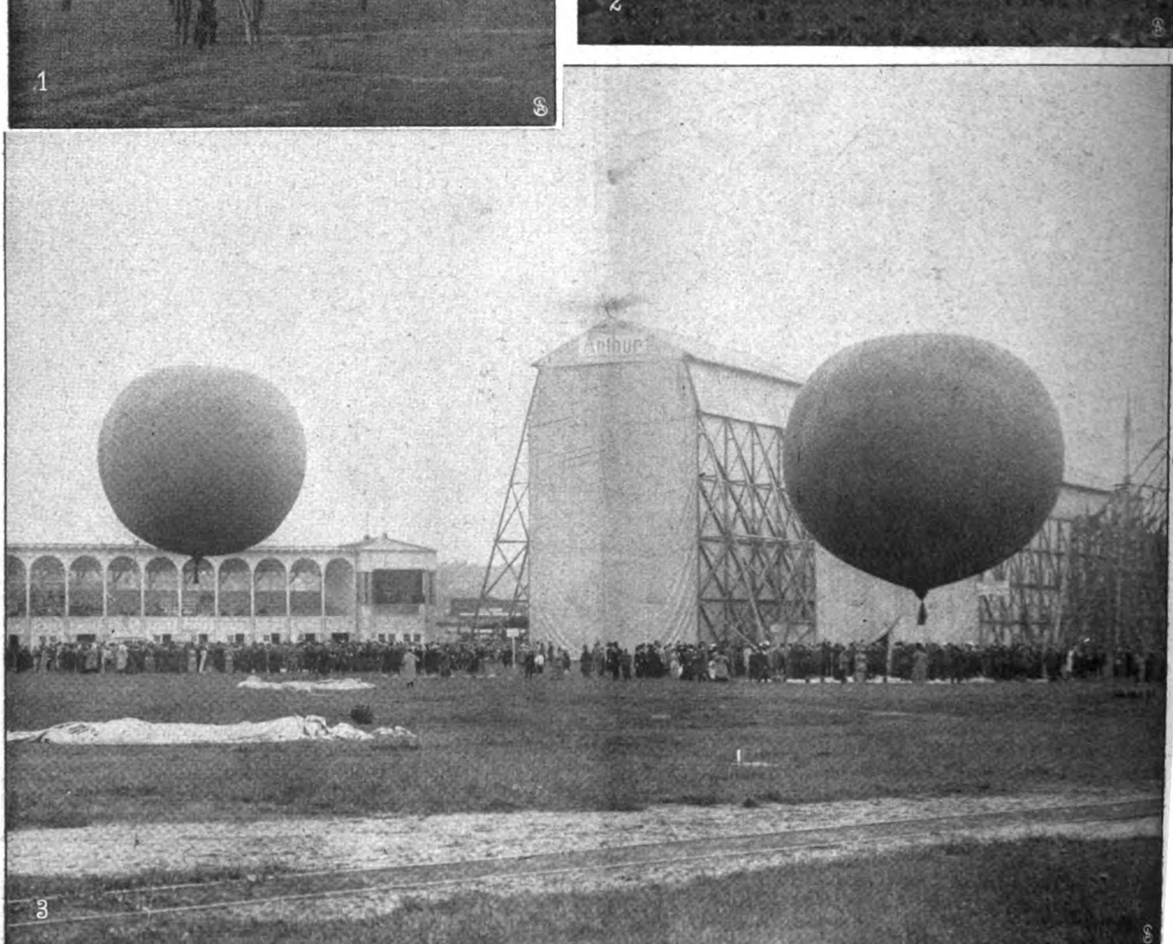
Zum Rücktritt des Reichskanzlers. — Spezialaufnahme für die „Woche".

Die Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung in Frankfurt a. M.

1. Ballon Ziegler im Flug über den Ausstellungsplatz.
2. Eine sportliche Neuheit: Der Hügel zum Start der Flugmaschinen.
3. Zwei neue Ballons „Ila“ und „Justitia“ vor dem ersten Aufstieg.

Hofphot. Hoffschild.





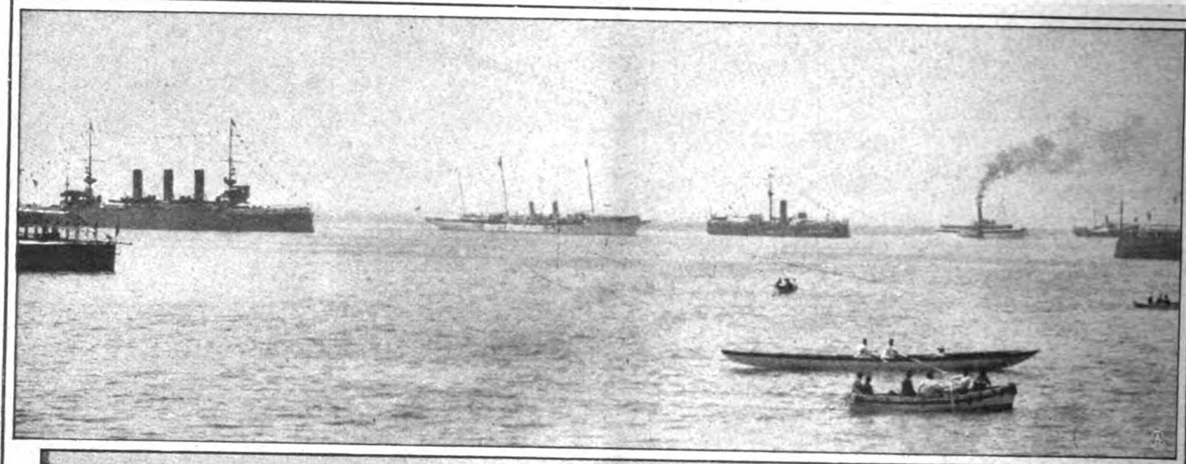
1. Staatssekretär von Bethmann Hollweg. 2. Abg. von Heydebrand. 3. Reichstagspräsident Graf Stolberg.

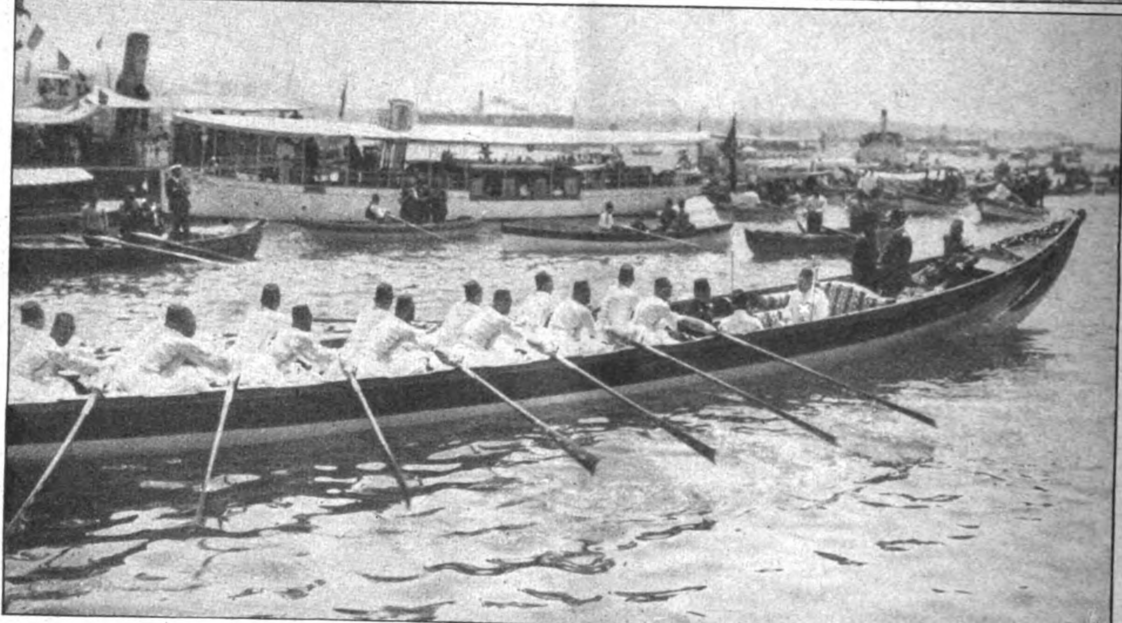
Abg. von Heydebrand u. d. Lasa hält in der Reichstagssitzung vom 10. Juli seine vielbeachtete Rede.

Zur Beendigung der parlamentarischen Kämpfe um die Reichsfinanzreform.

Spezialaufnahme für die „Woche".





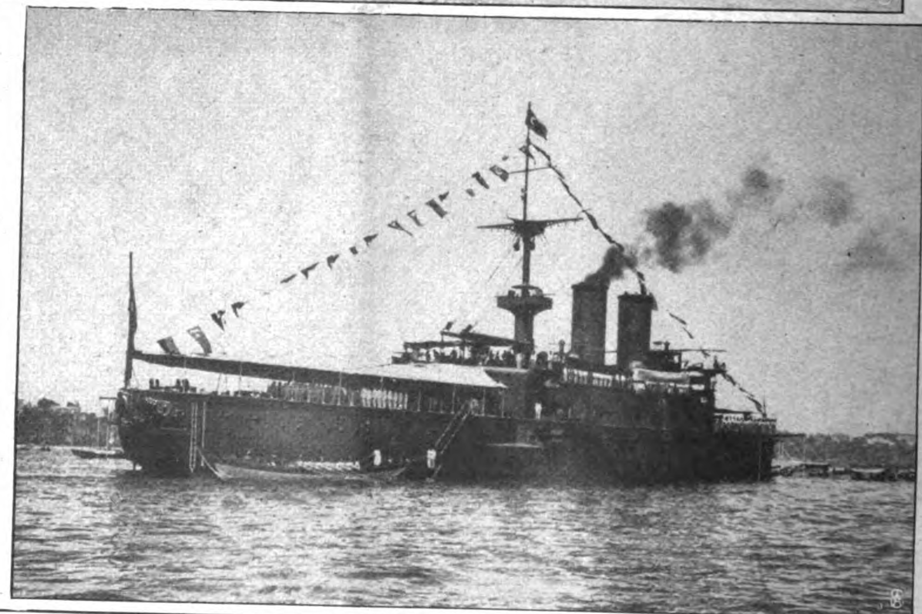


Von der grossen ottomanischen Flottenparade vor Mohammed V.

Oberes Bild:
Momentaufnahme während der Revue.
Phot. Wittlich.

In der Mitte:
Der Sultan (×) in Admiralsuniform auf dem Weg zur Parade.
Phot. S. Weinberg

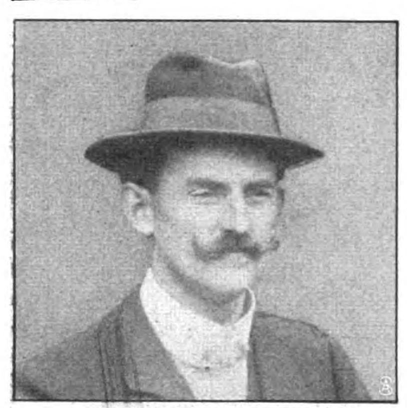
Nebenstehend:
Der Kreuzer „Massudije“, den der Sultan besichtigte.
Phot Palmieri.



Vom großen französischen Nationalfest am 14. Juli: Straßenszene in Paris.

Nach einer Originalzeichnung von Hermann Vogel.





C. Widmer (Schweiz).
Phot. A. v. Zychlinski.



Phot. E. Bieder.

Conrad Stäheli (Schweiz),
errang die Weltmeisterschaft.



E. Pachmayr (Oberbayern).
Phot. A. v. Zychlinski.

Die Sieger im Preisschießen.

Phot. Wedepohl.

Das große Festbankett der Schützen, an dem an 4000 Personen teilnahmen.

Vom 16. Deutschen Bundesschießen in Hamburg.



Graf Kasimir Badeni †
früherer österreichischer Ministerpräsident.



Phot. Chusseau-Flaviens.

General Marquis de Gallifet †
ehemaliger französischer Kriegsminister.



Colonel Sir William Curzon Wyllie
wurde das Opfer der polit. Mordtat des Inders Dhingra.



Hofphot. Louis Held.

Hans Hoffmann †
der bekannte Schriftsteller und Generalsekretär der Schillerstiftung.



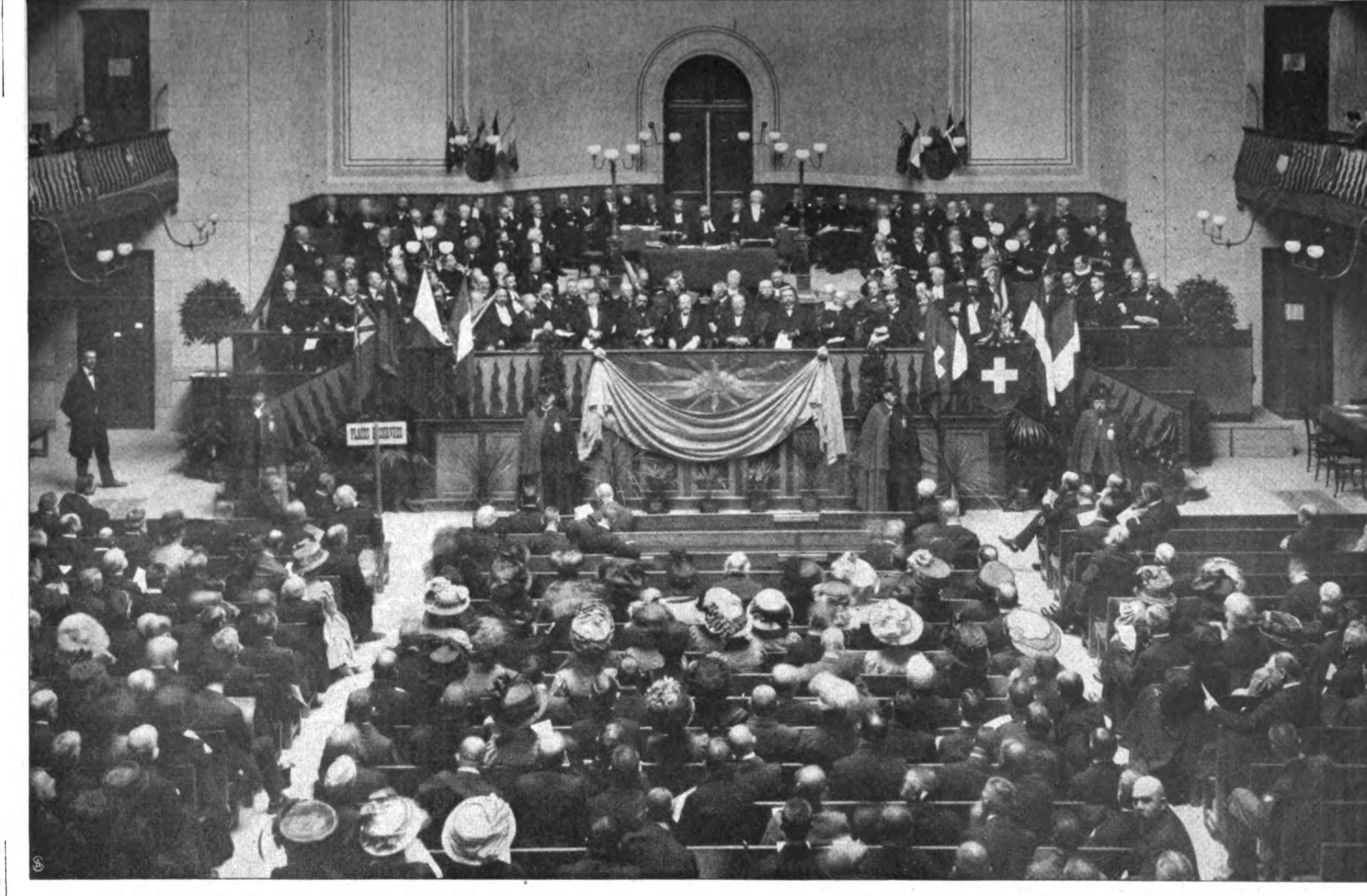
Phot. E. Bieber.

Prof. Dr. Bernhard Fränkel.
Zur Feier seines 50jährigen Doktorjubiläums



Phot. Dover Street Studios.

Mlle. E. de Lys als „Aida" in der Covent Garden Oper zu London.



Zur 350jährigen Gedenkfeier der Einführung der Reformation und Gründung der Universität in Genf: Festsitzung im Reformationssaal.

Phot. Fred. Boissonnas & Cie.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

22. Fortsetzung.

In der nächsten Woche hielt sich Robert Twersten still. Er erledigte seine Arbeiten, ohne irgendein besonderes Unternehmen für die Firma ins Auge zu fassen, und plauderte mit Marga heiter und unbefangen. Gegen Ende der zweiten Woche erhielt er eine Depesche. Er las sie und steckte sie ein.

„Etwas Wichtiges?" fragte Marga.

„Ein paar Bekannte sagen sich mir an. Ich möchte Fritz bei der Gesellschaft haben."

„Das wird ihm sicher Spaß machen. Gib nur acht, daß er nicht zu viel tolles Zeug treibt."

Er telephonierte Fritz, daß er ihn abends sechs Uhr am Hafentor abholen würde. Und Fritz Vanheil leistete durch das Telephon einen Schwur, pünktlich zu sein. Kurz darauf verließ Robert Twersten das Kontor und begab sich, mit einem Umweg über sein Bankhaus, zur verabredeten Stelle, wo er Fritz Vanheil wartend fand.

„Fritz, heute gilt es einen großen Freundschaftsdienst."

„So feierlich? Lieber Junge, du weißt doch, daß du seit Santiago auf mich zählen kannst."

„Um sieben Uhr haben wir im Hamburger Hof zu sein. Ich treffe einige Herren aus Rußland dort an. Aber es handelt sich in der Hauptsache nur um einen."

„Also um den Häuptling. Ich verstehe."

„Ja, um den Häuptling. Und ich wäre dir sehr dankbar, wenn du mir helfen wolltest, daß er — nun, daß er Hamburg liebgewänne."

„Aha, maître de plaisir. So denkst du dir das. Keine sehr schwere Mission."

„Von ihrer Ausführung", fuhr Robert Twersten fort, „hängt zum großen, zum sehr großen Teil ab, ob die Firma Vanheil morgen in die erste Linie vorrückt, ob mein Vater und ich wieder in das alte Verhältnis zueinander kommen und — Marga und ich — in ein neues."

Fritz Vanheil blieb stehen. „Bob, das ist kein Scherz mehr. Das scheint mir eine — eine sehr ernste Kraftprobe. Junge, es war schön von dir, daß du mich zuzogst, und nun sage mir, bitte, alles."

„Ich brauche wohl dein Wort nicht einzufordern —"

„Nein."

Und Robert Twersten berichtete kurz und präzis von seiner Reise nach Petersburg, seinem erfolgreichen Vordringen bis zur maßgebenden Stelle und seinem Schiffsangebot, das zuerst einen stolz ablehnenden Bescheid, bald aber durch Unterstützung eines Schecks gründlichere Beachtung erfahren habe. „Noch glaubt die ganze Welt an die Unbesiegbarkeit des russischen Kolosses, und in Rußland wissen es nur die eingeweihtesten Kreise, was es mit der Seetüchtigkeit der Baltischen Flotte und ihrer Verproviantierung für die weite Reise nach dem Osten auf sich hat. Ich habe es, wenn auch unter Opfern, in Erfahrung gebracht und habe an Ort und Stelle gehandelt. Morgen soll die ‚Hammonia' besichtigt und am Abend zur Probefahrt verholt werden."

„Die — ‚Hammonia'? Ja — ist denn dein Vater mitbeteiligt? Sonst kann ich doch unmöglich — —"

„Doch, Fritz. Du kannst. Ich habe von meinem Vater das Vorkaufsrecht erworben. In ein paar Wochen wäre es zu spät gewesen, denn dann liegt die russische Kalamität vor aller Augen so klar wie vor Jahren die spanische. Diesmal bin ich es, der das Prävenire gespielt hat, während selbst mein Vater noch nicht den Verhältnissen auf den Grund sah. Das wird und muß ihm imponieren, wie ich seine Seele kenne. Und der Firma Vanheil wird es Ansehen verschaffen, und Marga — nun, Marga — —"

„Ich weiß schon", sagte Fritz Vanheil. „Teile mir lieber mit, welche Rolle du mir dem Herrn Russen gegenüber zugedacht hast. Dem Manne soll geholfen werden."

„Es waren heiße Nächte in Petersburg. Diese Menschen sind von einer Vergnügungsucht, die geradezu etwas Ursprüngliches hat. Und der großmächtige Beamte der Admiralität, der soeben mit seinem Stab im Hamburger Hof angekommen sein wird, hat sie unbezähmbar, wenn — der andere die Kosten nicht scheut. Die Kosten übernehme ich in jeder Höhe. Dich bitte ich um ausgiebigsten Gebrauch deiner — Hamburger Kenntnisse." — —

Der russische Unterhändler empfing Robert Twersten sehr entgegenkommend. „Sie haben doch wohl dafür gesorgt, daß meine Mission unbekannt bleibt. Wenn wir kaufen, kaufen wir ganz unter der Hand, damit, wenn sich noch weitere Ankäufe als Notwendigkeit ergeben sollten, die Preise nicht in unerreichbare Gebiete gerückt sind. Die Pläne, die Sie mir schickten, sind geprüft worden. Das Schiff könnte unter Umständen als Hilfskreuzer Verwendung finden. Doch das werden wir ja morgen sehen. Wollen Sie mir das Vergnügen machen, heute abend mein Gast zu sein? Dieses Hamburg muß doch viel Amüsantes bieten, was nach der langen Fahrt als Ausspannung sehr willkommen wäre. Aber zunächst, bitte, fahren Sie mich wohl zu meinem Bankhaus, damit ich meine Kriegskasse ergänze."

„Die Banken, Exzellenz, sind schon geschlossen. Aber wenn Exzellenz mir die Ehre erweisen würden, bis morgen über mein Portefeuille zu verfügen —"

„Schon geschlossen? Das ist ärgerlich."

„Aber, Exzellenz! Exzellenz würden mich in hohem Maße verpflichten —"



„Ja — da befinde ich mich wirklich in einer Zwangslage. Was bleibt mir zu tun, wenn diese lächerlichen Banken schon geschlossen sind? Also schön, ich nehme Ihr freundliches Anerbieten bis morgen an, und Sie erweisen mir die Ehre, mein Gast zu sein. Sie wissen doch hoffentlich, was sich in diesem Portefeuille befindet? Gut, dann werde ich es Ihnen morgen zurückerstatten. Und nun: en avant!"

„Ich habe einen ganz unübertrefflichen Fremdenführer, der uns im Vestibül erwartet. Einen der ersten Ingenieure der Werft K. R. Twersten. Befehlen Sie, daß er sich anschließt, und ein vergnügter Abend ist garantiert."

„O — o — um so besser! Bitten Sie den Herrn, sich als meinen Gast zu betrachten."

Robert Twersten behielt recht. Wenn es auch nicht der vergnügteste Abend seines Lebens wurde, so wurde es doch der wildeste. Es war eine Inkognitoreise durch die vornehmsten Singspielhallen und Vaudevilletheater und ein Champagnergelage, bei dem ein paar der elegantesten Sängerinnen dieser Bühnen nicht fehlten. Fritz Vanheil fand sich verblüffend zurecht, und sein grotesker Humor, dem er die Zügel schießen ließ, riß unwiderstehlich mit, brachte selbst Robert Twersten über das Peinliche der Situation hinweg und lehrte ihn, die Dinge von der humoristischen Seite nehmen. In später Nachtstunde erst ließ sich der russische Herr zu seinem Hotel zurückgeleiten.

„Ein köstlicher Abend, Herr Twersten, ein köstlicher Abend, den ich Ihnen verdanke. Und Sie, mein Herr, möchte ich mit mir nach Petersburg nehmen."

Fritz Vanheil verbeugte sich. „Wenn Exzellenz gestatten, kommen wir morgen nach der Probefahrt der ‚Hammonia' darauf zurück."

„Ich werde es nicht vergessen, mein Herr. Gute Nacht, gute Nacht. Auf morgen." — —

Als Robert Twersten in früher Morgenstunde das Kontor betrat, fand er Marga bereits am Schreibtisch.

„Guten Morgen, Bob", rief sie ihm fröhlich entgegen. „Nette Menschen müssen deine Bekannten sein. Der Fritz hat noch die halbe Nacht im Bett gesungen. Aber ich freue mich doch, daß das Leben wieder aus dir herausspringt. Nein, Bob, ich mag keine Duckmäuser leiden und bei dir — bei dir mal gar nicht."

„Wie möchtest du mich denn leiden, Marga?"

Sie blickte ihn von der Seite an mit einem schelmischen Lächeln, das sie mädchenhaft verschönte.

„Nun — so eine kleine Mischung von Twersten und Vanheil." . . .

Da fühlte sie seinen Mund auf ihren Lippen.

„Bob!"

„Das ist Twersten."

„Bob —!"

„Und nun kommt Vanheil. Warte, ich werde die Mischung gleich haben."

„Bob, was ist in dich gefahren? Hier im Kontor!"

„Du hast recht. Laß den Tag noch vergehen. Und über ein Kleines, o Wonne, o Wonne, ist meine Kammer voll Sonne, voll Sonne! Adieu, Marga, ich muß in den Hafen! Denk an mich, Mädchen!"

Und fort war er.

„Nein," sagte sich Marga Vanheil, als sie aus ihrer Betäubung erwachte, „das ist keine Nachtstimmung von gestern. Die ist älteren Datums . . ."

Ihr Blick schweifte verloren durch das Kontorzimmer.

„Das ist — wie es war, als Bob nach Kuba ging.... Nur männlicher — nur schöner . . ."

Und sie schlug die Hände vor die Augen und blieb unbeweglich sitzen. —

Dann kam das Personal, und der alte Rochus kam, und die Post kam. Und an diesem Tage verrechnete sich Marga Vanheil bei einer Kostenaufstellung zum erstenmal zuungunsten ihrer Firma.

19. Kapitel.

Robert Twersten hatte sofort nach dem Empfang der Depesche seinem Vater Mitteilung gemacht, daß er die ‚Hammonia' für den nächsten Abend seeklar haben möchte. Bevor er sich in den Hamburger Hof begab, fuhr er am Morgen auf die Werft.

„Ich wollte dich nur fragen, Vater," sagte er, nachdem er den Vater herzlicher als sonst begrüßt hatte, „welchen deiner Ingenieure du mir mitgeben möchtest. Kann es Vanheil sein?"

Twersten bestimmte Feldermann. „Er ist der Bauleiter gewesen und wird dich am genauesten informieren können."

„Weiß Feldermann, daß ich das Schiff an Hand habe?"

„Er ist sehr froh darüber und wird es dir sicher in bestem Lichte zeigen."

„Ich hoffe, es hat keine Schattenseiten, da es auf K. R. Twerstens Werft gebaut wurde."

„Eben deshalb. Um welche Zeit wünschest du, daß Feldermann an Bord kommt?"

„Um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Wir dehnen die Probefahrt bis Helgoland aus und sind morgen gegen Mittag zurück. Ich telephoniere dir dann sofort."

„Abgemacht. Und gute Reise."

Robert Twersten fuhr mit einem Wagen vor dem Hotel vor und holte seine russischen Gäste. Die Exzellenz war in bester Laune. Der lustige Abend prickelte noch im Blute nach. Die Begleiter waren gewöhnt, ihre Stimmung nach der des Chefs einzustellen. So fuhren sie nach dem Hafen und setzten in einer Dampfjolle nach dem Kai über, an dem die „Hammonia" vertaut lag.

Der Kapitän, der die früheren Probefahrten ausgeführt hatte, war schon mit der geschulten Werftmannschaft an Bord. Er begrüßte den Sohn Twerstens respektvoll und geleitete ihn mit seinen Gästen durch alle Räume des Schiffes. Bis in den letzten Kohlenbunker dehnte sich die Besichtigung aus. Schweigend schritten die Russen einher, mit beherrschten Mienen, aber Robert Twersten fühlte mit geschärften Instinkten, daß sie wenig oder nichts auszusetzen fanden.

Um ein Uhr mittags kehrten sie ins Hotel zurück und dinierten in einem besondern Raum. Und um vier Uhr nachmittags waren sie wieder an Bord der „Hammonia". Vom Hotel aus hatte Robert Twersten ins Kontor telephoniert, daß man ihn nicht mehr erwarten möge. Er könne nicht abkommen.



Feldermann war schon zur Stelle. Er befand sich bei der Maschine, als Robert Twersten ihn aufsuchte.

„Ich habe noch einige Gäste für die Spazierfahrt mitgebracht. Wir werden ja doch nur Ehre mit diesem schönen Schiff einlegen. Ist alles bereit?"

„Die ‚Hammonia' liegt unter Dampf. Der Lotse ist an Bord, und der Kapitän wartet nur auf Ihren Befehl, Herr Twersten."

„In Gottes Namen denn. Sie bleiben wohl bei der Maschine, bis ich zu Ihnen zurückkehre?"

„Ich möchte sie so wenig wie möglich aus dem Auge lassen."

Robert Twersten begab sich an Deck zurück. Die „Hammonia" warf los. Die russischen Gäste betrachteten aufmerksam jedes Manöver. Geschmeidig wand sich die „Hammonia" durch die Schiffsgassen in den offenen Strom. Fast lautlos arbeiteten die Schrauben. Mit angespanntem Atem stand Robert Twersten und horchte auf den geringsten Ton. Ihm war, als ob die Seele des Schiffes lebendig geworden wäre, als ob diese Seele und die seine in ihren Empfindungen eins geworden wären.

„Du bist so gut Twerstens Art wie ich", klang es in ihm. „Wir Twerstens wollen uns nicht enttäuschen. Ich vertraue auf dich."

Und das Schiff glitt durch das Wasser dahin und ließ das Häusermeer Hamburgs entschwinden und Altona in der Ferne und stürmte vorwärts, als ob es sein ureigenstes Element, das Meer, wittere und nach seinem Kampf- und Lebensfeld verlange. —

Es wurde Abend, und die Ufer verschwammen, und die Konturen lösten sich auf. Den Mantelkragen hoch geschlagen, kam die Exzellenz von einem neuen Rundgang zurück.

„Wenn die Kambüse auch so tadellos funktioniert, Herr Twersten —"

„Gerade wollte ich Exzellenz bitten, sich davon zu überzeugen. Ich habe, der Bequemlichkeit halber, das Büfett im Rauchzimmer aufschlagen lassen."

„Ah — das ist sehr gut, Herr Twersten."

Und die russischen Herren hielten für den Abend ihre Inspizierung für beendet, und während das Schiff immer schneller dem Meer entgegenzog, wurde es im Rauchzimmer lauter und lebhafter. Die Köpfe röteten sich hinter den Flaschen, und erst als die Uhr Mitternacht zeigte, erhob sich die Exzellenz und ging an Deck.

Einen schwarzen Mantel warf die Nacht über das Meer und hüllte Wasser und Luft in undurchdringliche Finsternis. Nur der Anprall der Wogen zeigte an, daß das Schiff seine Fahrt in offener See vollführte.

„Wie manche Nacht war ich für das Vaterland draußen", sagte der Russe, und seine Stimme hatte einen schwermütigen Klang. „Von diesem Krieg aber erwarte ich nicht viel Gutes, und ich bin froh, daß meine Jahre mir gestatten, zurückzubleiben. Gott erhalte Rußland."

Der Wein sprach aus ihm und trieb seine Schwermut an.

„Wenn Exzellenz sich auf ein paar Stunden zurückzuziehen wünschen," meinte Robert Twersten höflich, „die Kabinen sind bereit."

„Gut, sehr gut. Ich möchte beim ersten Morgengrauen geweckt werden."

Die russischen Herren folgten dem Beispiel ihres Chefs. Es wurde still an Bord, und nur die Maschine kannte keine Ruhe. So wenig wie das ruhelos wandernde Meer.

Robert Twersten begab sich in den Maschinenraum. „Bitte, kommen Sie jetzt doch zu mir herauf, Herr Feldermann. Ich möchte mit Ihnen die Nacht verplaudern, wenn auch Sie nicht schlafen können."

Feldermann folgte ihm an Deck. In ihre Mäntel gehüllt, saßen sie an der Reling und tauchten ihre Blicke in die Dunkelheit.

„Ich bitte mich nicht für indiskret zu halten, Herr Twersten", sagte Feldermann nach einer Weile. „Es steht selbstverständlich in Ihrem Willen, meine Frage rundweg abzulehnen. Nur weil der Chef die Angelegenheit mit mir besprach und nichts davon erwähnte —"

„Bitte, fragen Sie nur ruhig."

„Die Herren, die Sie mir als Ihre Gäste bezeichneten, und mit denen Sie wiederholt den Gang der Maschine feststellten, verfügen über so überraschende nautische Kenntnisse, daß —"

„Daß Sie auf die Vermutung kamen, Seeleute vor sich zu haben. Sie haben sich nicht geirrt, Herr Feldermann."

„Es sind Herren aus der russischen Marine, Herr Twersten."

„Ganz recht. Exzellenz Willaroff vom russischen Marineministerium mit seinem Stab."

„Sie sagen das so ruhig, Herr Twersten, daß ich annehmen muß, Ihr Herr Vater vergaß nur, mich von der Anwesenheit der Herren zu unterrichten."

„Mein Vater konnte Ihnen nichts mitteilen, was er selbst nicht wußte."

„Ich dachte es mir", sagte Feldermann und sann mit zusammengezogenen Brauen vor sich hin.

Robert Twersten sah ihn lächelnd an. „Herr Feldermann," begann er, „ich verstehe Ihre Empfindungen so vollkommen, als läse ich hinter Ihrer Stirn. Aber es hat keinen Zweck, daß Sie sich abmühen. Ich habe den Handschlag meines Vaters, daß die ‚Hammonia' in meinen Besitz übergeht, wenn ich den vereinbarten Preis erlege. Ich erklärte damals meinem Vater, daß ich das Schiff für die Firma Martin Vanheil benötige, um diese Firma in ein anderes und besseres Fahrwasser zu bringen. Das tue ich. In welcher Weise ich von dem Schiff Gebrauch mache, ist lediglich meine Angelegenheit und nicht die meines Vaters, der ja ohnedies seinen Gewinn bei dem Geschäft findet, denn er hat mir durchaus keine von Vatergefühlen beeinflußten Preise gemacht. Das wissen Sie so gut wie ich. Die Firma K. R. Twersten erleidet also keinerlei Schaden. Die Firma Vanheil aber und alles, was von ihr abhängt, wird endlich und gründlich aufatmen können."

„Herr Twersten," erwiderte Feldermann offen, „ich teile Ihren Standpunkt nicht nur, er ist mir sogar, weil er für die Firma Vanheil eintritt, sehr sympathisch. Trotzdem, als Angestellter und Vertrauensperson Ihres Vaters muß ich anders denken. Hätte Ihr Herr Vater



eine Ahnung von Ihrem Vorhaben gehabt — nun, wir kennen beide den Unternehmergeist Karl Twerstens zur Genüge, als daß ich den Satz beenden müßte."

Robert Twersten schüttelte den Kopf. „Sie irren, Herr Feldermann, wenn Sie an den Abschluß mit Spanien denken. Zunächst ist mein Vater inzwischen um sechs Jahre älter geworden, was ja nicht viel bei ihm besagen will. Aber das spanische Geschäft war ein Kinderspiel gegen dies russische. Sehen Sie sich nur die Unterhändler von damals und von heute an. Dort Männer, die an nichts als an ihr Vaterland dachten, hier Männer, die nebenbei auch sehr — sehr, sage ich Ihnen — an sich denken. Das war eine Minierarbeit in Petersburg! Und hier — nun, hier läßt man schon das Visier viel offenherziger fallen. Der gestrige Abend hat mich, abgesehen von einer nicht gerade sehr geschmackvoll durchtobten Nacht, zum zweitenmal die Summe von zehntausend Mark gekostet, und der endgültige Abschluß wird noch einmal das Fünffache fordern. Nein, lieber Freund, derartig komplizierte Geschäfte sind nichts für Karl Twersten. Dazu gehört jugendliches Draufgängertum, das sich in der Wahl der Waffen nach dem Gegner richtet. Karl Twersten würde der Humor dazu fehlen, sich als Gast dieser Exzellenz zu fühlen, der er ein Trinkgeld gibt. Verlassen Sie sich darauf, er wird mir danken, daß er unbehelligt geblieben ist, und — sich über das gute Geschäft freuen."

„Noch mehr, wenn er es selbst gemacht hätte. Nicht des Geldes wegen."

Robert Twersten blickte lange in die Nacht hinaus. Dann wandte er Feldermann ein offenes Gesicht zu.

„Nein, alter Freund, die Dinge liegen anders. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß mein Vater über nichts glücklicher sein wird als über diesen Ausgang, daß er sogar unbewußt darauf wartet. Nicht gerade auf diese Veranlassung, aber auf eine Veranlassung, die ihm zeigt, daß ich ein für allemal aus den unklaren Schwärmereien heraus bin und als ein Fertiger neben ihm stehe. N e b e n ihm! Darauf wartet er. Um vieles aus der Vergangenheit zu vergessen und noch mehr von der Zukunft zu erhoffen. Auf die unerschütterliche Zuversicht wartet er. Vater und Sohn wollen wieder zueinander als ebenbürtige Menschen, nachdem sie so lange im Kreise umeinander herumgegangen sind. Herr Feldermann, glauben Sie nicht, daß dies Ziel jeden Einsatz wert ist?"

„Ich danke Ihnen, Herr Twersten," entgegnete der Oberingenieur mit Wärme, „daß Sie mich Ihres Vertrauens für wert halten. Ja, ich sehe Ihre Beweggründe ein. Und jetzt wünsche ich Ihnen von Herzen Glück zum erfolgreichen Ausgang."

Über die Brüstung reichten sich die beiden Männer die Hände. — —

„Sie sind ein regelmäßiger Gast im Hause Vanheil geworden, Herr Feldermann", meinte Robert Twersten. „Es sind so seltene Menschen, daß ich alles, was ihnen Gutes begegnet, dankbar begrüße."

Eine starke Verlegenheit überkam den Ingenieur. „Mir — m i r ist viel Gutes dort begegnet. Mein ganzes Leben, Herr Twersten, weist nicht so viele schöne Stunden auf — als die Abendstunden in diesem Hause. Ich — i c h habe das dankbar zu begrüßen."

„Solche Unterscheidungen machen Vanheils nicht. Dort ist alles gegenseitig."

„Aber ich — darf mir doch nicht das Recht nehmen — solche Ansprüche geltend zu machen."

„Weshalb Sie nicht? Übrigens —" Robert Twersten lächelte vor sich hin — „müssen Sie ja selbst empfinden, ob man Ihnen das Recht zugesteht."

„Die alte Dame des Hauses — ist immer sehr gütig gegen mich."

„Und die junge? Ich spreche deshalb nur von einer, weil ich die Güte der anderen für mich allein in Anspruch nehmen möchte."

„Herr Twersten — !" bat der Ingenieur. „Wir dürfen den Namen Frau Erikas — nicht in unsere Unterhaltung ziehen."

„Ich gedenke innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden der Schwager dieser Dame zu sein. Da brauche ich wohl nicht zu betonen, daß mir ihr Wohl und Wehe nicht nur ein Gesprächsstoff ist. In der Ehe, die sie mit einem Egoisten reinsten Wassers führte, hat sie nur das Wehe kennen gelernt. Dieses feine, zärtliche Geschöpf. Um so mehr wünsche ich ihr nun ein tiefinneres Wohlbefinden von unverrückbarem Bestand."

„Diesem Wunsche schließe ich mich an", sagte Feldermann und atmete schwer.

„Und weshalb Sie —?"

„Weil ich sie liebe, Herr Twersten — —."

Robert Twersten schob sanft seine Hand in die des vor sich hinstarrenden Mannes. „Sie wissen, was dieser Händedruck bedeutet, Feldermann —"

Der andere hob den Kopf. Eine Röte der Erregung lief über sein Gesicht. „Ja, Twersten." —

Als der erste Morgenschein wie ein zitternder Streifen über den Himmel zog, saßen sie immer noch beisammen, und der Name Vanheil war es, der aus jedem Satze wiederklang. „Wir werden ihnen den Schlummer geraubt haben," sagte Twersten, „so stark haben wir sie beschworen. Aber nun soll's auch in ihrem Namen an die Arbeit gehen! Da zeigt sich die erste Morgendämmerung. Lassen wir unsere Herren wecken, und nehmen wir inzwischen eine gesunde, kalte Dusche. Auf Wiedersehen nach der Schlacht im Hause Vanheil!"

Gleichzeitig mit den russischen Herren war Robert Twersten wieder an Deck. Sie prüften den Schnelligkeitsmesser und den Kohlenverbrauch, untersuchten den Stand der Maschinen und zogen sich zum Frühstück zurück. Helgoland war in großer Kurve umfahren worden, und der Kurs stand wieder auf die Elbmündung zu.

Der Leuchtturm kam in Sicht. Vom Vorderdeck aus beobachtete der Russe die Einfahrt.

„Spüren Sie nicht, Herr Twersten, daß unser Schiff ohne Veranlassung die Nase ein wenig tief ins Wasser steckt? Schade . . "

Robert Twersten holte ein Zeitungsblatt hervor. „Exzellenz wollen entschuldigen, daß ich die schöne Morgenstunde störe. Es ist das gestrige Hamburger Mittagsblatt mit den Reutertelegrammen, das ich mir kaufte, als wir am Nachmittag an Bord gingen. Ich



kam erst in der Nacht dazu, einen Blick hineinzuwerfen, und da fand ich zu meinem tiefsten Leidwesen dies."

Der Russe hatte schon die Hand ausgestreckt. Er nahm das Blatt und las. Eine Verwünschung kam durch seine Zähne.

„13. April. Admiral Togo lockte das russische Geschwader durch einen Scheinangriff aus dem Hafen von Port Arthur, nachdem er während der Nacht in die Kurslinie Streuminen hatte legen lassen. Der russische Panzer Petropawlowsk flog durch eine berührte Mine in die Luft. Admiral Makarow und der Schlachtenmaler Wereschtschagin, der sich an Bord aufhielt, fanden mit 576 Mann den Tod in den Wellen. Der Hafen ist so gut wie gesperrt. Es herrscht tiefste Niedergeschlagenheit." —

„Heiliges Rußland — es wird Ernst."

„Sie werden sich nicht ins Bockshorn jagen lassen, Exzellenz. Sobald die Baltische Flotte ausfahren kann —"

„Ja, sobald sie ausfahren kann. . . . Es wird tüchtig Arbeit kosten."

„Um so höher wird der Erwerb von Schiffen, besonders von der Klasse der ‚Hammonia', bewertet werden. Ich meine, bevor die Verkäufer imstande sind, auf diese wichtige Nachricht zu reagieren."

„Die Nachricht ist über die große Lügenfabrik Schanghai eingetroffen. Vorläufig fehlt die Bestätigung."

„Vielleicht finden Exzellenz eine Depesche im Hotel vor. Es bedarf wohl keiner Betonung meinerseits, daß ich mich trotzdem nach wie vor an den vereinbarten Preis gebunden halte. Sagen wir bis heute abend, Exzellenz."

Der Russe blickte nervös nach der Uhr.

„Wir haben noch drei Stunden bis Hamburg", sagte er und preßte einen Fluch zurück.

„Bis Mittag landen wir. Sehen Sie nur, wie ausgezeichnet die ‚Hammonia' läuft."

Der Russe grüßte und begab sich mit seinen Herren in den Rauchsalon. Das Zeitungsblatt nahm er mit. Bis das Schiff in den Hamburger Hafen einlief, kamen die Herren nicht mehr zum Vorschein.

„Befehlen Exzellenz, daß ich mit ins Hotel fahre und dort Ihre weiteren Dispositionen abwarte?"

„Ich möchte Sie darum bitten, Herr Twersten. Die Zeit ist knapp geworden."

Sie fuhren auf kürzestem Wege zum Hotel. —

Eine halbe Stunde hatte Robert Twersten im Lesezimmer zugebracht, als er nach oben gebeten wurde.

„Es ist nicht so schlimm, Herr Twersten. Ein Schiff mehr oder weniger bedeutet, dem Himmel sei Dank, für das mächtige Rußland nichts. Immerhin — die Depesche, die ich vorfand, gab mir Order, bei befriedigendem Verlaufe der Probefahrt mit Ihnen abzuschließen."

„Darf ich Exzellenz ersuchen, sich mit mir in mein Kontor zu bemühen. Die Papiere liegen bereit."

„Es werden noch eine Anzahl Fragen zu erledigen sein", sagte der Russe.

„Es gibt keine Frage, an der der Abschluß scheitern könnte", erwiderte Robert Twersten höflich. Und sie fuhren zum Millerntor. —

Marga Vanheil hatte einen ruhelosen Tag und eine schlaflose Nacht durchlebt. In der Nacht war sie hinübergegangen in Erikas Zimmer.

„Du wachst also auch? Du hast doch keinen Grund, dich zu beunruhigen?"

„Ja, Marga — beunruhigst du dich denn?"

„Es war ein so langweiliger Abend gestern. Kein Mensch kam. Selbst Fritz stromerte irgendwo herum wie das böse Gewissen."

„Und Herr Feldermann hatte den Jungens fest versprochen, gestern Abend pünktlich um halb sieben Uhr zu kommen."

„Den Jungens? Gott nein, Erika!"

„Was willst du denn von mir? Natürlich mir auch, aber in der Hauptsache doch der Jungens wegen, die er so liebhat."

„Ach, Erika, wenn du wüßtest, wie süß dir das Schwindeln steht!"

„Marga!"

Aber Marga Vanheil hielt ihr den Mund zu. „Still, ich will ja gar nichts wissen. Und dieses erhitzte Gesicht — das ist sicher ein Erkältungsfieber. Nein, nein, nein, ich spreche keinen Ton mehr. Denn ich — ich muß mich wohl auch erkältet haben."

„Komm — ich mache dir Platz."

„Nur einen Moment. Weil ich dir was ins Ohr sagen muß. Ich — ich, also ich — habe den Bob — den Bob Twersten — rasend lieb!"

Und sie kuschelte den Kopf in den Arm der Schwester, und nun lag sie ganz still.

„Schlägt eigentlich dein Herz so, oder ist es meins", fragte sie nach einer Weile.

„Sprich jetzt nicht, du Kindskopf."

Da fuhr Marga Vanheil lachend auf und lief in ihr Mädchenstübchen.

„Damit du besser träumen kannst! Gute Nacht, Erika!"

Als am anderen Morgen Bob nicht auf dem Kontor erschien, steigerte sich ihre Unruhe. Am liebsten wäre sie zu Frau Ingeborg gelaufen, aber sie fürchtete, Bob inzwischen zu verpassen.

Gegen Mittag aber läutete sie telephonisch bei Frau Ingeborg Bramberg an.

„Haben Sie nicht ein wenig Zeit für Ihre verlassene Freundin?"

„So viel Sie wollen. Kommen Sie nur."

„Ich muß das Kontor hüten. Herr Rochus geht zur Börse, und Herr Robert Twersten treibt sich seit befremdlich langer Zeit unbekannten Aufenthalts in der Weltgeschichte herum."

„Was tut er? In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen."

„Bleiben Sie noch einen Augenblick am Telephon, ja?"

„Weshalb, Kind?"

„Ich möchte Ihnen einen Kuß geben. Das riskiere ich sonst doch nicht. So! Danke!"

„Sehr unglücklich scheinen Sie mir nicht zu sein!" Und Frau Ingeborg klingelte lachend ab.

(Fortsetzung folgt.)



Echt Gold.

Eine metallurgische Plauderei von Theo Wolff-Friedenau.

„Echt Gold!" — so lautet wohl der populärste und beliebteste Ausdruck im metallurgischen Sprachschatz des Laien, ein Ausdruck, bei dem er sich allerdings nicht klarmacht, daß jene beiden Wörtchen ein Pleonasmus, eine unnötige Ueberfülle des Ausdrucks, sind. Denn Gold ist immer echt; unechtes Gold gibt es nicht, kann es überhaupt nicht geben, so daß es sich vollständig erübrigt, von „echtem" Gold zu sprechen. Verbinden wir doch gerade mit dem Begriff des Goldes gleichzeitig den Begriff des Echten, Bleibenden und Unveränderlichen, eine Begriffsbildung, die ja auch zu den Redensarten „echt wie Gold" oder „treu wie Gold" geführt hat. Wenn der Laie aber einen Gegenstand mit besonderer Betonung als „echt Gold" bezeichnet, so will er damit nicht nur den inneren, sondern auch zugleich den Geldwert des fraglichen Gegenstandes ausdrücken, denn das Gold ist bekanntlich auch der Wertmesser aller übrigen irdischen Güter, und am Golde hängt, nach Golde drängt bekanntlich alles, allerdings nur nach „echtem Golde".

Was ist es, das dem Golde diesen hervorragenden Platz in der Wertschätzung und Vorstellung der Menschheit zu allen Zeiten und bei ausnahmslos allen Völkern gegeben hat? Es gibt eine ganze Menge Stoffe, die ebenso oder noch seltener wie das Gold, dennoch aber ohne jeden größeren Wert oder Reiz für uns sind. Auch die Farbe, der Glanz und die Schönheit des Metalls erklären seinen Wert noch nicht. Was fast alle anderen Metalle nicht besitzen, das ist die unerschütterliche Unveränderlichkeit und Ausdauer des Goldes dem Einfluß der Luft, des Feuers wie auch der meisten chemischen Reagenzien gegenüber. Diese Eigenschaften sind es in erster Linie, die dem Gold seinen hohen ideellen wie praktischen Wert geben. Es ist ein Edelmetall, eine Bezeichnung, die es nur noch mit dem Silber und dem Platin teilt. Die einzige Flüssigkeit, die Gold anzugreifen vermag, ist das Königswasser, eine Mischung von Salpeter- und Salzsäure, in der sich das Gold unter Bildung des grünlichen Chlorgoldes langsam auflöst.

Aber weder zur Münzprägung noch zu Schmuck oder anderen Zwecken verwenden wir reines Gold. Reines, unvermischtes Gold ist zu weich, würde sich leicht verbiegen und sehr bald abnützen. Aus diesem Grunde wird das Gold stets mit anderen Metallen, besonders Silber und Kupfer, vermischt, legiert, wie der Fachausdruck lautet, wodurch es bedeutend härter und fester wird. Wir bezeichnen den prozentualen Gehalt eines Gegenstandes an reinem Gold nach Karat oder Tausendteilen. Reines Gold ist 24karätig, so daß Karat ungefähr einem Feingehalt von 4,166 v. H. oder 41,66 Tausendteilen entspricht. 8karätiges Gold ist demnach eine Legierung, die zu einem Drittel bzw. 33¹/₃ v. H. oder 333 Tausendteilen aus reinem Gold, zum übrigen Teil aus Kupfer oder Silber oder beiden besteht. 14karätiges Gold, das in Deutschland die am meisten zu Schmucksachen verwendete Legierung ist, besteht zu 58,5 v. H. oder 585 Tausendteilen aus Gold, während 18karätiges Gold, das ebenfalls sehr viel, besonders zu den feineren Schmucksachen verwandt wird, genau 75 v. H. gleich 750 Tausendteile Gold enthält. Eine seltener gebrauchte Legierung ist noch das 13¹/₃karätige bzw. 560 Tausendteile Gold enthaltene Metall. Die ominösen Ziffern 333, 585, 750, 900, 980 usw., die wir als Stempel auf allen Goldgegenständen finden, und die vielen, die sich diese Zahlenzeichen sehr genau betrachten, immer noch ein Rätsel aufgeben, geben also den Gehalt des Gegenstandes in Promillen an. Die Stempelung der Waren nach ihrem Feingehalt ist in Deutschland wie auch in den meisten anderen Ländern gesetzliche Vorschrift.

Nicht zu verwechseln mit dem Karat als Feingehaltsbezeichnung der Goldwaren ist das ebenfalls Karat genannte Diamantengewicht. Das Diamantenkarat bezeichnet ein Gewicht von 0,205 Gramm, ist also etwas ganz anderes als das Goldkarat.

Während in Deutschland, wie gesagt, die meisten Goldwaren aus 585 Tausendteilen Gold bestehen, dürfen sie in Frankreich laut Gesetz nicht unter 750 Tausendteile Feingehalt aufweisen; die französischen Goldwaren sind also im Durchschnitt immer erheblich feiner und natürlich auch teurer als die deutschen; nur für Uhrgehäuse macht auch das französische Gesetz eine Ausnahme, solche dürfen auch in Frankreich aus 585 tausendteiligem gleich 14karätigem Gold bestehen. Die deutschen Goldmünzen, Zehn- und Zwanzigmarkstücke, bestehen zu 900 Tausendteilen aus Gold, zu 100 Teilen aus Kupfer, ebenso auch das französische, schweizerische und belgische Zwanzigfrankstück, die italienischen Zwanziglire, der amerikanische Golddollar, ferner auch die griechischen, spanischen und chinesischen Goldmünzen. Etwas höheren Goldgehalt, nämlich 916 Tausendteile, hat der englische Sovereign, bedeutend feiner aber ist der holländische und der österreichische Dukaten, letzterer hat einen Feingehalt von 986, der ungarische Dukaten sogar einen solchen von 989 Tausendteilen Feingehalt. Das „Dukatengold" ist daher das feinste gebräuchliche Gold; vielfach werden daher Trauringe, die einen möglichst hohen Goldgehalt besitzen sollen, einfach aus solchen eingeschmolzenen österreichischen Dukaten hergestellt, so daß eine weitere Legierung überflüssig wird. Auch die altberühmte Zechine bestand bis auf einen ganz kleinen Zusatz aus reinem Gold, jedoch nur die alte italienische Zechine aus Venedig oder Mailand, während die spätere türkische Zechine einen viel geringeren Goldgehalt besaß, der noch erheblich unter den Gehalt der gegenwärtigen deutschen Goldmünzen herabging. Geringeren Gehalt als die gegenwärtige deutsche Krone oder Doppelkrone besaßen übrigens einige frühere deutsche Goldmünzen, so die hannoversche und braunschweigische Pistole, deren Gehalt ungefähr 895 Tausendteile betrug.

Auch der Gehalt der Silberwaren wird heutigestags fast nur noch nach Tausendteilen bezeichnet. Die Silbermünzen in Deutschland bestehen ebenso wie die Goldmünzen aus 900 Tausendteilen Feinmetall, während Tafelgeschirr einen Feingehalt von höchstens 800 Tausendteilen, zumeist aber erheblich weniger, wie 750, 700 und selbst 600 und 500 Tausendteile aufweist. Früher bezeichnete man den Gehalt der Silberwaren nach Lot, wobei Feinsilber als 16lötig angenommen wurde. Heute ist diese Art der Feingehaltsbezeichnung fast ganz außer Gebrauch gekommen.

Es ist nicht alles Gold, was glänzt, und auch der Stempel ist nicht immer eine unbedingte Gewähr für



die Echtheit des Metalls, da er in betrügerischer Absicht leicht eingeprägt werden kann, was tatsächlich auch oft genug geschieht. Deshalb ist es immer gut, wenn man sich beim Kauf von Goldwaren auf eine ungefähre Probe versteht, durch die das fragliche Metall mit Sicherheit zum mindesten als Edelmetall gekennzeichnet werden kann. Man streicht mit dem Gegenstand kräftig auf einen schwarzen, abgeschliffenen Kieselschieferstein, einen sogenannten Probierstein, etwa in der gleichen Art, wie man mit einem Schieferstift auf eine Schiefertafel schreibt, nur kräftiger und anhaltender. Es entsteht dann auf dem Stein ein Goldstrich, den man mit etwas konzentrierter Salpetersäure betupft. Wird der Strich von der Salpetersäure aufgelöst und verschwindet er vollständig, so besteht der zu probende Gegenstand nicht aus Gold; bleibt der Strich bestehen, so ist der Gegenstand echt. Allerdings geben nun die verschiedenen Goldlegierungen auch einen verschiedenen Strich, der sich auch verschieden unter dem Probierwasser verhält. 8karätiges Gold, also eine Legierung, die nur zu einem dritten Teil aus reinem Gold besteht und daher nur mit sehr weitgehender Einschränkung noch als „Gold“ bezeichnet werden kann, gibt einen Strich, der unter dem Probierwasser zum größten Teil verschwindet und nur noch eine schwache Goldspur hinterläßt. Kräftiger erhält sich der Strich von 14-karätigem Gold, nur wenig verändert wird der von 750 oder 900 tausendteiligem Metall, während der Strich von hochhaltigem Trauring- oder Dukatengold überhaupt völlig unverändert bleibt und seine starke, kräftige Färbung auf dem Stein unbedingt beibehalten muß.

Etwas anders, aber auch sehr leicht und einfach ist die Strichprobe für Silberwaren. Um zu konstatieren, ob ein Gegenstand aus Silber besteht, erzeugt man mit ihm einen kräftigen Strich auf dem Probierstein, den man ebenfalls mit Salpetersäure betupft. Da Silber von Salpetersäure aufgelöst wird, so verschwindet der Strich in dem Probierwasser alsbald vollständig; das gleiche tut jedoch auch der Strich aller anderen unedlen Metalle, daher kann aus der bloßen Auflösung allein natürlich noch nicht auf die Eigenschaft des Strichs als Silberstrich geschlossen werden. Um hierzu imstande zu sein, löst man etwas Kochsalz in gewöhnlichem Wasser auf und bringt einige Tropfen Salzwasser in die Probierflüssigkeit auf dem Probierstein, in der der zu prüfende Strich sich aufgelöst hatte. War der Strich und mithin der ihn erzeugende Silbergegenstand echt, so entsteht beim Zusammenbringen der Probierflüssigkeit mit dem Salzwassertropfen ein flockiger weißer Niederschlag in der Flüssigkeit. Jener Niederschlag besteht nämlich aus Chlorsilber, der sich durch Verbindung des in der Probierflüssigkeit gelösten Silbers mit dem Chlor der Kochsalzlösung (das Kochsalz besteht bekanntlich aus Chlor und Natrium) bildet. Erfolgt ein solcher Niederschlag nicht, so ist der zu prüfende Gegenstand nicht echt. Nur versilberte Gegenstände, die also lediglich an der Oberfläche eine ganz dünne Schicht Silber tragen, geben bei dieser Art der Strichprobe auch nur einen ganz schwachen und dünnen Niederschlag, der seinen Charakter sofort verrät. Die amtliche Stelle zur genauen Probierung von Gold- und Silberlegierungen ist die Königliche Münze.

Wie gesagt, es ist nicht alles Gold, was glänzt, ebenso aber ist auch vieles, was glänzt, was der Laie aber niemals für „echtes Gold“ halten würde, nichtsdestoweniger wirklich reines und feines Gold. So wissen wohl nur die wenigsten, daß beispielsweise der Goldbelag auf dem Rand von Gebet- und anderen Büchern und ebenso auf dem Buchdeckel oder Buchrücken aus feinstem Gold besteht, sogenanntem Blattgold, d. h. ganz dünn ausgewalztem Gold. Ebenso ist auch der Belag der Glasbuchstaben an den Schaufenstern, der Belag auf Bilder- und Spiegelrahmen, die Goldmalerei auf Porzellan- und Glasgegenständen, der Belag der Decke und der Wände eleganter Wohnräume usw. stets reines Gold; ja sogar die Goldbuchstaben im Innern der Herrenhüte sind stets „echt“. Das ist auch durchaus notwendig, denn würde für alle die genannten und ähnliche Zwecke nicht Gold, sondern vielleicht Messing verwandt, so würde der Belag schon nach kurzer Zeit oxydieren und sein schönes Aussehen vollständig verlieren. Viel Gold allerdings befindet sich weder auf den Buchdeckeln, noch den Spiegel- oder Bilderrahmen oder den anderen Gegenständen, im ganzen nur für einige Groschen, selbst wenn die belegte Fläche ziemlich groß ist. Gold besitzt nämlich die unschätzbare Eigenschaft, sich ganz kolossal ausdehnen und auswalzen zu lassen, mehr wie jedes andere Metall; es kann bis auf ein zehntausendstel Millimeter Stärke ausgewalzt werden, in welcher Form es das genannte Blattgold bildet. So dünn ist das Gold in dieser Form, daß es sogar das Licht durchscheinen läßt; ein Stückchen Blattgold, gegen das Licht gehalten, ist deutlich grün transparent. Es ist klar, daß selbst ein ganzer Quadratmeter solchen ungeheuer dünn ausgewalzten Blattgoldes nicht viel kosten kann, trotz des hohen Preises des Goldes.

Der Preis des Goldes ist die feste Grundlage unserer Geldwährung geworden. Er beträgt rund 2800 Mark das Kilogramm, während der des Silbers gegenwärtig nur etwa 80 Mark das Kilogramm beträgt und überdies erheblichen Schwankungen ausgesetzt ist. Erheblich teurer als Gold ist, gegenwärtig wenigstens, das Platin, das rund 4500 Mark das Kilogramm kostet. Doch ist der Platinpreis noch größeren Schwankungen unterworfen als der des Silbers. Einst kostete ein Kilogramm Platin nur 800 Mark, dann stieg und fiel es abwechselnd um Hunderte von Mark im Preis, bis es dann durch seine Verwendung als Hilfsmaterial der Elektrotechnik eine rasche Preissteigerung erfuhr, die bis zu dem Preise von 5500 Mark das Kilogramm anstieg. Unter beständigem Schwanken ist der Preis des Metalls dann wieder um etwa 1000 Mark heruntergegangen. Ebenso sehr und rapid, wie der Preis des Platins gestiegen ist, kann er auch wieder fallen, sobald gewisse technische und volkswirtschaftliche Bedingungen eintreten. Demgegenüber hat sich der Preis des Goldes seit langem unverändert auf der gleichen Höhe erhalten, von ganz geringfügigen Schwankungen abgesehen. Die Beständigkeit und Treue des Metalls zeigt sich auch in seinem Preisniveau.

Zu den interessantesten Kapiteln der Metallurgie des Goldes gehört die Wiedergewinnung der Goldabfälle, die bei der industriellen Verarbeitung des Metalls entstehen. Es ist nur natürlich, daß man bei dem hohen Wert des Metalles sorgfältig darauf bedacht ist, selbst die kleinsten und winzigsten Abfälle in den Fabriken und Werkstätten wiederzugewinnen und die in ihnen enthaltenen Werte noch zu retten. Es ist erstaunlich, wie subtil man dabei verfährt. In den Goldschmiedewerkstätten oder Goldwarenfabriken wird das Metall geschmolzen, gesägt, gefeilt, gedreht, poliert,



gewalzt usw., Prozesse, bei denen stets kleine staubfeine Abfälle entstehen. Diese Teilchen und Stäubchen fallen auf den Erdboden, setzen sich an den Wänden und an allen Gegenständen in dem Raum an, vermischen sich mit dem Schmutz und Staub, der sich naturgemäß in der Werkstatt ansammelt. Um diese Goldstäubchen nun wiederzugewinnen, ist es notwendig, allen Staub und Schmutz der Werkstätte täglich nicht nur sauber und sorgfältig zusammenzukehren, sondern auch aufzubewahren. Daher kann man in allen Goldschmiedewerkstätten große Tonnen stehen sehen, in denen der täglich zusammengefegte Kehricht, Krätz oder Gekrätz genannt, sorgsam aufgesammelt wird. Ist ein größerer Posten Krätz, der genau das Aussehen des gewöhnlichen Hausmülls hat, beisammen, so wird er an eine Goldscheideanstalt verschickt, wo mittels eines sehr komplizierten Verfahrens das in dem Krätz enthaltene Edelmetall wieder rein dargestellt wird, allerdings unter erheblichen Kosten und auch ebensolchen, aber unvermeidlichen Verlusten. In einer mittleren Goldschmiedewerkstätte kann der Wert der auf diese Weise gesammelten und wiedergewonnenen Abfälle an Gold und Silber im Jahr mehrere tausend Mark betragen. Aber das ist nicht die einzige Methode zur Gewinnung von Goldabfällen. Außer an Decke, Wänden und Fußboden setzen sich die Goldstäubchen, die bei der Arbeit abfallen, auch an den Händen und Arbeitskleidungen der Arbeiter fest. Daher wird auch das Waschwasser, in dem sich die Leute nach getaner Arbeit die Hände waschen, sorgfältig aufbewahrt, da es die an den Händen sich ansetzenden Teilchen in sich aufnimmt. Ebenso wird auch das Wasser, in dem die Schutz- und Arbeitskleider der Leute gesäubert werden, nicht etwa fortgegossen, sondern gleichermaßen aufbewahrt.

Der jüngste Monarch.

Von Alfred von Mirecourt. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Das neuerdings wieder ziemlich bestimmt auftretende Gerücht, daß König Manuel von Portugal trotz seines noch sehr jugendlichen Alters — er steht im zwanzigsten Lebensjahr — nach der in Herrscherhäusern gültigen Tradition bereits an den Abschluß eines Herzensbundes denkt, über dem vorläufig noch ein dichter Schleier ruht, macht die Persönlichkeit des jüngsten Monarchen Europas wiederum zum Gegenstand mannigfacher Vermutungen und Kombinationen. Bald anderthalb Jahre sind nun verflossen seit jenem ewig denkwürdigen Tage, da der junge Fürstensohn, fast noch ein Knabe und bis dahin außerhalb Portugals ziemlich unbekannt, urplötzlich in den Besitz einer Königskrone kam. Ein Schreckensdrama, so elementargewaltig, grauenvoll, wie nur der größte Dichter, das Leben, es zu ersinnen vermag, raubte Manuel gleichzeitig den Vater und den älteren Bruder und brachte ihm selbst, dem unschuldigen Augenzeugen der entsetzlichen Tat, zu allem seelischen Leid auch schwere Körperwunden bei. Aber die Zeit, die Wunden schlägt, weiß auch Wunden zu heilen. Wer heute in das Antlitz des jungen Königs blickt, in dieses offene, heitere, frische Jünglingsantlitz mit den etwas weichen, jedoch ungemein sympathischen Zügen, forscht vergebens nach den Spuren der furchtbaren Erlebnisse, und wenn das Gesicht wirklich ein Spiegel der Seele ist, dann gleicht die Seele Manuels einem noch ungetrübten, stillen Weiher. Es wäre unrecht, diesen Zug harmloser Lebenslust in der äußeren Erscheinung anders auszulegen als das glückliche Vorrecht der Jugend, über Schicksalsschläge zu triumphieren. König Manuel ist keineswegs eine oberflächliche Natur, sondern nach dem übereinstimmenden Urteil aller, die ihn von Kind auf kennen, nicht nur ein gut begabter, von eifrigstem Streben erfüllter junger Mann, sondern auch einer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Die edle Bescheidenheit seines Auftretens, seine ungezwungene, mit den gewinnendsten Formen verbundene Natürlichkeit verschaffen ihm überall, wo er im öffentlichen Leben erscheint, Sympathien; auch in jenen Kreisen, die vorher durchaus nicht für das Königshaus eingenommen waren. Er ist ein unbeschriebenes Blatt, und man erwartet mit Spannung, welche Zeichen der werdende Charakter darauf niederschreiben wird.

Die erste Jugend König Manuels verlief bis zu jenem dies irae, der den schönen Tagen von Villa Viçosa ein jähes Ende bereitete, nicht ganz in den Bahnen, die für die Sprossen europäischer Fürstenhäuser sonst typisch sind. Zwar herrscht auch am portugiesischen Hof wie am spanischen von alters her ein strenges Zeremoniell — gilt doch der vornehme Portugiese im allgemeinen für noch weit zeremoniöser als sein spanischer Vetter — aber Manuels Vater, König Carlos, war seiner ganzen Naturanlage nach nicht der Mann drückender Formen; ein Genießer von Distinktion, ging er den lästigen Vorschriften des „Protokolls" gern mit eleganter Nonchalance aus dem Weg. Und da seine Gemahlin, die jetzige Königinmutter Maria Amalie, als Sproß des Hauses Bourbon-Orléans, dem nicht gerade übermäßig amüsanten Treiben am Hof von Lissabon ebenfalls keinen großen Geschmack abgewinnen konnte, ähnelte die Lebensweise im Königshause mehr der Zwanglosigkeit eines luxuriösen Privathaushalts. Unter solchen Umständen erfreute sich Manuel größerer Bewegungsfreiheit, als sie sonst für Prinzen üblich ist. Seine erste Erziehung lag ganz in den Händen der Mutter, an der er mit ebenso hingebender Liebe hing und noch hängt wie sie an ihm. Die schwergeprüfte Königin hat während der Krise der Dynastie harte Vorwürfe über sich ergehen lassen müssen, aber was sie auch früher gefehlt haben mag, man muß ihr die bei dem Attentat bewiesene Tapferkeit hoch anrechnen und anerkennen, daß sie seitdem keine Gelegenheit ungenützt ließ, sich die Sympathien zurückzuerobern. Die geistige Entwicklung ihres Sohnes und die schweren Aufgaben, die seiner harren, machen jetzt den ganzen Inhalt ihres Lebens aus. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht König Manuel sich bei seiner Mutter Rat und Anregung holt, und unsere photographische Aufnahme (S. 1239), die den Sohn im Boudoir der Königinmutter bei gemeinschaftlicher Korrespondenz zeigt, ist deshalb sehr charakteristisch für die Innigkeit dieser Beziehungen.

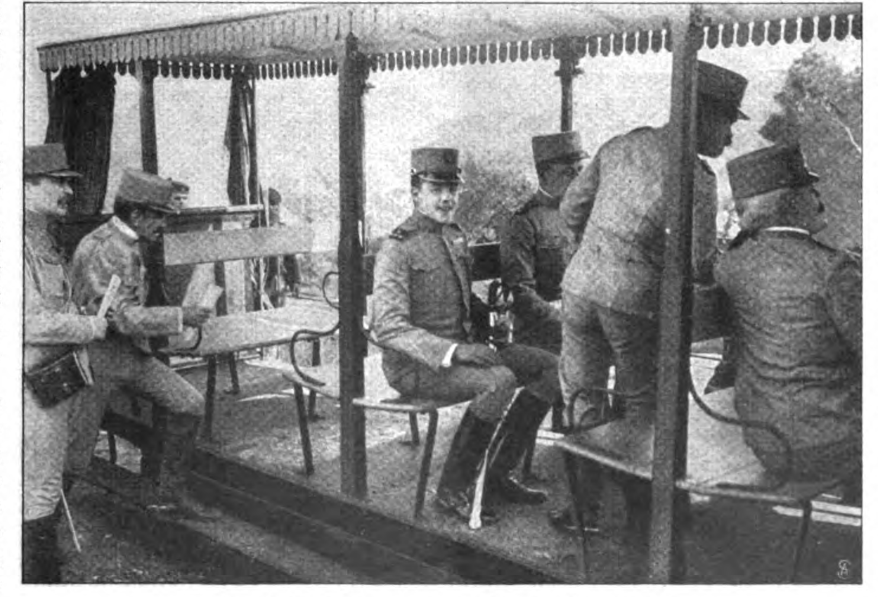
Königin Amalie also war es, die die ersten Schritte





König Manuel von Portugal am Schreibtisch bei der Durchsicht von Akten.

des jungen Prinzen lenkte, bis er im zehnten Jahr Männer der Wissenschaft als Lehrer und Erzieher erhielt. Mit einer von den Eltern ererbten ausgesprochen künstlerischen Neigung im Blut, wandte sich Manuel vorzugsweise allen Gebieten des Schönen zu, vornehmlich der bildenden Kunst und der Musik, und wie ernst er es mit dieser meint, beweist die Tatsache, daß vor kurzem, hauptsächlich auf seine Veranlassung, Wagners Nibelungen von einer deutschen Operngesellschaft in Lissabon aufgeführt wurden. Zu seinen wissenschaftlichen Lieblingsfächern gehört die Mathematik; daneben aber interessiert ihn alles, was mit Schiffahrt zusammenhängt. War es doch, als er noch nicht an die Möglichkeit einer Thronbesteigung dachte, sein Lieblingswunsch, zur Marine zu gehen. Im 14. Lebensjahr unternahm er mit seinem unglücklichen Bruder eine Rundreise im Mittelmeer und brachte davon die lebhaftesten Eindrücke heim. Er bezog darauf das Polytechnikum in Lissabon, bis das Attentat die friedlichen Studien unterbrach und auf einmal der ganze Ernst des Le-



Eine Fahrt ins Manöver auf der „Elektrischen“.



Der König begrüßt Damen der Gesellschaft auf der Rennbahn



Sportübungen des jungen Monarchen: Eine Stunde Florettfechten.

bens in der furchtbarsten Gestalt an den jungen Königssprossen herantrat.

König Manuel hat in der kurzen und für ihn doch so ungeheuer inhaltreichen Zeit seit jenem Ereignis eine Haltung bekundet, die alle, denen seine allzu große Jugend anfänglich schwere Bedenken eingeflößt hatte, aufs angenehmste überraschte. Man ward bald gewahr, daß unter der lächelnden Heiterkeit seines Wesens ein starker Wille verborgen lag. Obwohl, wie sich leicht denken läßt, die Versuchung lockend genug an ihn herantritt, nimmt König Manuel an den Zerstreuungen

König Manuel im Boudoir seiner Mutter, der Königinwitwe Amalie von Portugal.

Ein zwangloser Spaziergang gelegentlich einer Festlichkeit in Lissabon.



des höfischen Lebens nur so weit teil, als die Repräsentationspflicht es verlangt. Bei solchen Gelegenheiten wirkt er durch seine frische Natürlichkeit bezaubernd und erobert sich die Sympathien im Fluge. Unsere photographischen Aufnahmen halten ein paar hübsche Szenen dieser Art fest; dabei fällt es auf, wie unbesorgt sich der König in einer großen Menschenmenge bewegt. Sehr charakteristisch ist auch die Aufnahme (S. 1237), die den jungen Monarchen im Kreise seiner Offiziere in einem Wagen der „Elektrischen“ zeigt — ein etwas ungewöhnliches Vehikel für einen Herrscher! Trotz seiner brillanten Erscheinung ist König Manuel nicht von allzu kräftiger Konstitution; eine Zeitlang fürchtete man sogar ernstlich für seine Gesundheit, aber diese Besorgnisse scheinen glücklicherweise unbegründet zu sein. Der König versäumt kein Mittel, seinen Körper zu stählen, und bevorzugt unter den ritterlichen Uebungen besonders das Florettfechten (Abb. S. 1238), in dem er es schon zu einer beachtenswerten Fertigkeit gebracht hat. Auch reitet der König viel und gern.

Möge dem jungen Herrscher, der nach dem ersten König Portugals, dem Protektor Vasco da Gamas und Gründer eines großen Kolonialreichs, seinen Namen führt, das Geschick hold sein, daß er aller Schwierigkeiten Herr wird und sich gleich seinem Ahnen dereinst den Beinamen „Afortunado“, der Glückliche, erwirbt.

Der Volksprater in Wien.

Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Wer auch nur kurze Zeit in Wien war, weiß, daß es Prater und Prater gibt. Schon am Praterstern trennen sich die Wege der Besucher. Die einen gehen oder fahren in die „Nobelallee“, an den Kaffeehäusern mit ihren Militärmusiken vorbei, in die Kriau oder zum Lusthaus; die anderen wimmeln in den Volksprater, den aber nur jene so nennen, die ihn nie besuchen. Von seinen Getreuen, die an schönen Sonn- und Feiertagen nach Hunderttausenden zählen, wird er Wurschtlprater genannt.

Es gibt Landleute, die mit der Nordbahn ankommen, um sich an einem schönen Sonntag Wien anzusehen, die den Praterstern durchqueren und von der hinreißenden Lustigkeit des Wurschtlpraters derart angezogen werden, daß sie den ganzen Tag dort verbringen und abends, ganz zufrieden mit ihren Wiener Erfahrungen, mit der Nordbahn wieder nach Hause fahren. Eine Hauptstraße, die Feuerwerkallee, und ein ganzes Netz von Seitengassen sind von solid erbauten Schaubuden aus Fachwerk umsäumt und bilden eine Stadt der Freude, des Vergnügens, des Lärmens und des Genusses. Jedes vierte Haus beherbergt eine Gastwirtschaft oder ein Kaffeehaus. Dazwischen drängen sich die Ringelspiele, die Schießbuden, Rutschbahnen, Panoramen,



Der „Watschenmann“.



Eisenbahnviadukt „zum kleinen Sacher“: Der Eingang zum Wurschtlprater.



Der Anreißer: Immer herrein, meine Herrschaften! Eben beginnt die neue Vorstellung!



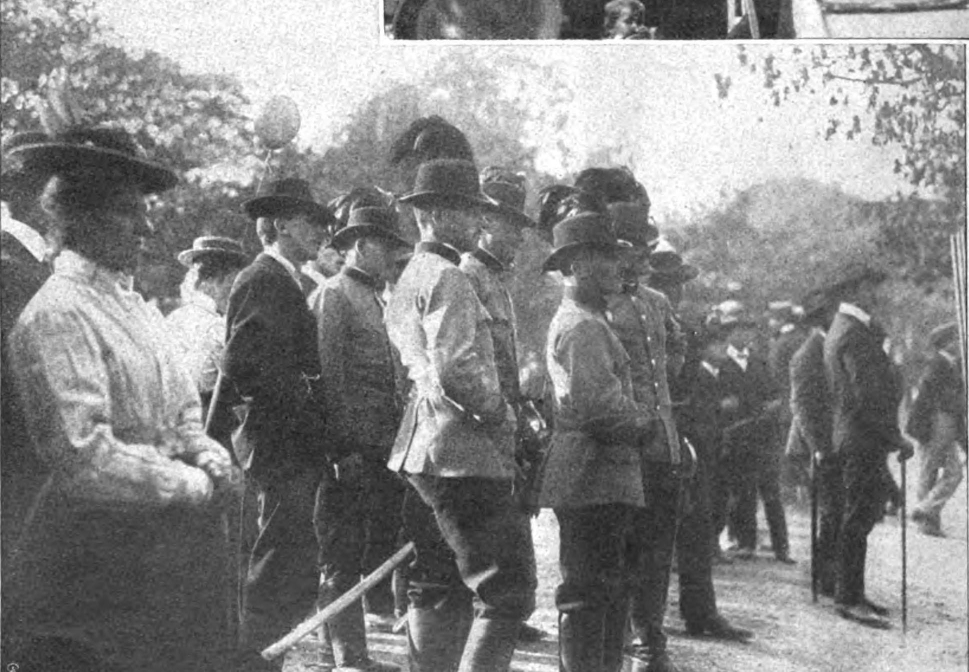
Im Garten eines Fünfkreuzer-Tanzlokals: „Beim Prohaska“.

Kinematographentheater, die Schaukeln, Kraftmesser, die Wurschtltheater, Tierbuden und Tiergärten, Wasserkarusselle, Schaustellungen von Abnormitäten, Zaubertheater. Das alles ist von reichbelaubten grünen Bäumen umsäumt; manche darunter wahre Prachtexemplare. Ueber diese im Riesenmaßstab angelegte Festwiese ragt das schöne Wahrzeichen Wiens, das am Abend in feenhaftem Lichterglanz erstrahlende Riesenrad, das gleichsam die Verkörperung des Sonntagsbummels ist und der Stimmung: „Verkaufts mei Gwand, i fahr in'n Himmel!" beredten Ausdruck gibt.

Schon unter dem Eisenbahnviadukt, der gleichsam das Eingangstor zum Wurschtlprater bildet, beginnt die Lustigkeit. Der „Greisler", der dort seine dem Staub der Fahrstraße ausgesetzten Eßwaren feilbietet, ruft sein: „Heiße, sehr heiße, ganz heiße! Ohne Hufnägel!" in die ungeduldig vorwärts strebende Menge, in der die Kinder, kaum der „Elektrischen" entstiegen, dennoch schon bitten: „Kaufens uns Würschtln, Vatter! Mir habn an Hunger!" Nach Würschtln hat nämlich das Wiener Kind immer Hunger. Und bald darauf hat jedes Familienmitglied je nach seiner Größe einen Ein- oder Zweispänner in der Hand.



Die improvisierenden Clowns



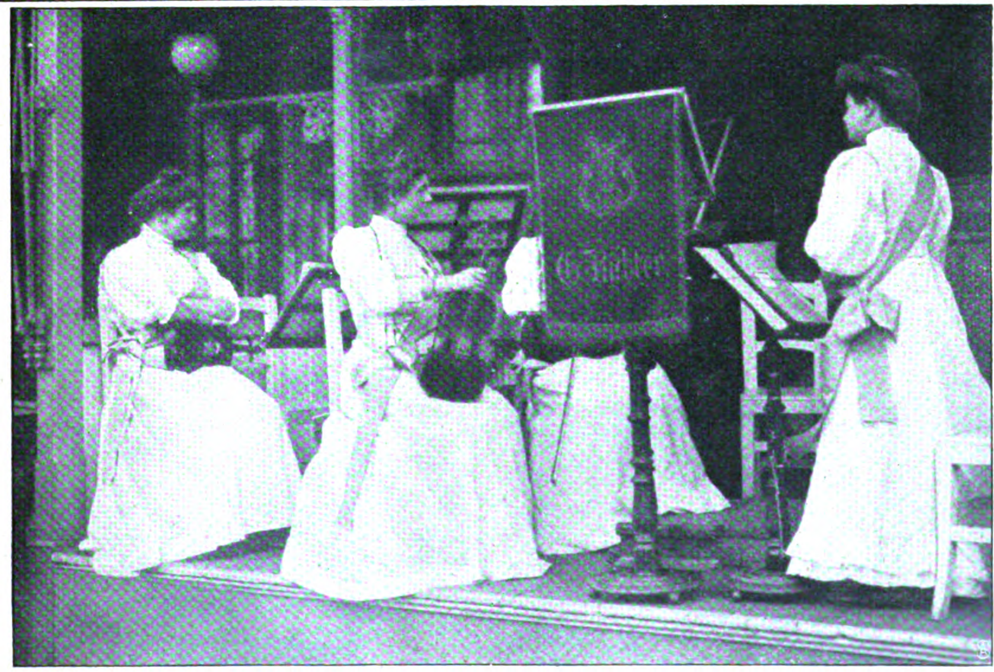
Zuschauer beim „Wurschtl".

Angenehm beschäftigt, werden die Kinder an den ersten verlockenden Schaubuden vorübergezogen, deren Ausrufer einen ohrenbetäubenden Lärm machen würden, wenn man sie überhaupt hören könnte. Aber es bläst, und geigt und dudelt auf allen Seiten zugleich. Die Schaubuden haben große Drehorgeln, deren Kurbeln unablässig bearbeitet werden; aus jedem Gasthausgarten tönt Musik, und die Ringelspiele bewegen sich im Takt zum Trommelwirbel und zur letzten populären Melodie. Alle zehn Schritte steht ein Ballonverkäufer und reizt die Begehrlichkeit der Kleinsten. Nun kommt man am „Stillen Zecher" vorbei neben dem Prohaska, einem der beliebtesten „Fünfkreuzer-Tanzlokale".

Jetzt aber muß haltgemacht werden. Am „Wurschtl" lassen sich die Kinder nicht vorüberschmuggeln. Das Kleinste wird auf den Arm genommen, ein ganz neugieriger, ungebärdiger Bub wird vom Vater auf die Achsel geschwungen, die „Großen" drängen sich so weit vor, als es erlaubt ist. Mit einem Interesse, das alle Modernität nicht verwischen kann, wird der alten, ewig neuen Komödie gelauscht, in der sich der Hanswurst mit Tod und Teufel rauft, seine Frau prügelt und das zitternde, lebende Kaninchen in den Deckelkasten sperrt. Die Kinder lachen, die erwachsenen Zuschauer möchten wissen, wie's gemacht wird. Der Wurschtlspieler sammelt seinen kärglichen Lohn ein. Gleich darauf wieder ein Podium: zwei Clowns, einer in Zivil, der andere im Kostüm mit

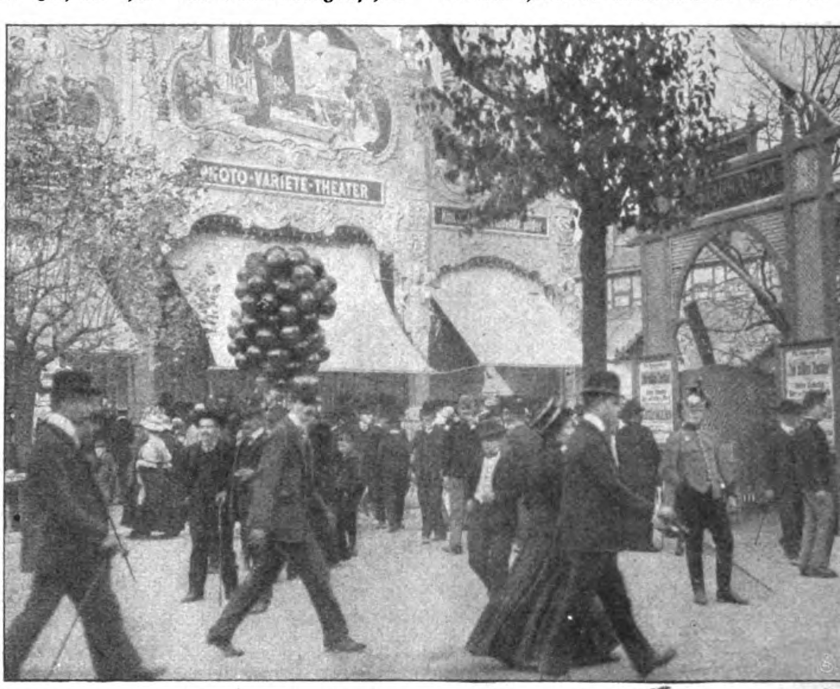
Das Wasser-Karussell.
Unteres Bild:
Eine Damenkapelle.

kreideweißem Gesicht, machen dumme Witze, die sich dem jeweiligen Publikum anpassen. Die Mutter will da nicht stehenbleiben: „Es wird schon wieder abg'sammelt!" sagt sie. Aber der Vater meint, er hat sich als junger Mensch dort recht gut unterhalten: „Man kann dem ‚Klofn' dreinreden, und mehr als einen Kreuzer braucht man nicht zu geben." Aber von der anderen Seite ertönt ein Lockruf, dem schwer zu widerstehen ist.



„Haun's ihm eine runter, meine Herren, fünf Kreuzer eine Watschn! Woll'n Sie's einmal versuchen? Weitaus der beste Kraftmesser." Ungeheurer Jubel bricht aus, wenn sich durch die festgekeilte Menge, die stets den Watschenmann umgibt, eine weibliche Person drängt und der Aufforderung: Haun's ihm eine runter! kräftig nachkommt.

In den letzten Jahren hat das Kinematographentheater auch im Wurschtlprater allen anderen Vergnügungen erfolgreich Konkurrenz gemacht. Wenn der Ausrufer schildert, daß man um zwei Sechserln „die Hochzeit des Landstreichers", den „Teufelstrank" und sogar die „Ankunft des Deutschen Kaisers in Wien" sehen kann, da gehen den Kindern vor Begehrlichkeit die Augen über, und der Familienvater muß das Schloß seines Portemonnaies sehr fest zudrücken, wenn er da nicht schwach werden und nachgeben will.



Sonntagsnachmittagsleben vor dem „Stillen Zecher".

Bisher hat das Ewig-Weibliche in der Schaubudenwelt keine große Rolle gespielt, denn nur einige Ringelg'spiel und Schießbuden werden von weiblichen Besitzern geleitet. Eine Institution des Wurschtlpraters aber, eine Wiener Spezialität, wird mit Ausschluß aller männlichen Kräfte geführt — die Damenkapell'n. Stundenlang lauschen die Wiener den Walzern und Märschen, die ihnen ein Orchester von weißgekleideten, hübschfrisierten Mädchen mehr oder minder gut vorträgt.

Natürlich wird zuletzt „eingekehrt". In der Gastwirtschaft braucht nur Bier bestellt zu werden — dem Wirt ist es am liebsten, wenn die Gäste nur trinken. Der Brot-Schani kommt mit seinem Riesenkorb, aus dem Semmeln und Wecken und Schnitten schwarzen Hausbrots nach langer Auswahl mit nicht immer ganz reinen Händen entnommen werden. Dann kommt der Italiener (meistens ein Urwiener) und bietet Käs — Salami — Salamucci an. Er hat eine Wage bei sich, um die winzigen Portionen, die er verabreicht, gleichsam offiziell beglaubigen zu können. Uebereffen hat sich noch niemand an Käse und Wurst, die er vom Salamimann kauft, aber die Qualität ist ausgezeichnet.

Nach einem solchen im Gedränge, im Lärm und in fortwährender Aufregung verlebten Sonntag würde der Heimweg den Eltern und den Kindern beschwerlich fallen — die Elektrische ist überfüllt — kostet auch am Sonntag 20 statt 12 Heller. Wozu sich ums teure Geld auf die Hühneraugen steigen lassen? Da ist's schon besser, man kauft jedem Kind eine chinesische Laterne, die schön glüht und leuchtet und am Stäbchen, das die unsichere Kinderhand hält, baumelt. Tausend andere machen's ebenso, und der Heimweg durch die Straßen Wiens gleicht dadurch einem einzigen langen Festzug.

◇

Peters Passionen.

Eine Feriengeschichte von Gertrud Freiin le Fort.

Jedes Jahr, wenn die Hundstagsferien heranrückten und Charlotte das Jungensstübchen ihres kleinen Neffen rüstete, fragte sie sich bei aller freudigen Erwartung mit einer gewissen Beklommenheit: Was wird Peter diesmal für eine Passion mitbringen? Denn Peter war niemals ohne die merkwürdigsten Passionen, Charlotte aber fühlte sich tief unglücklich, wenn sie einen seiner Wünsche nicht befriedigen konnte.

Meistens verrieten sich diese Wünsche schon bei den ersten Worten, die Peter sprach.

„Du, rate einmal, was ich hier drinnen habe?" fragte er, eine kleine Schachtel zeigend, als er einmal um halb drei Uhr morgens in Bresow ankam. Die übernächtige Charlotte öffnete den Deckel, und ein Schrei gellte durch das verschlafene Landhaus. Eine lebendige Maus war aus der Schachtel hervorgestürzt.

„Ich habe sie unterwegs im Wartesaal gegriffen", sagte Peter stolz. „Ich hatte eine halbe Stunde Aufenthalt dort. Nur so mit der bloßen Hand griff ich sie."

Da wußte Charlotte Bescheid und ordnete an, daß man für die nächste Zeit weder im Keller noch auf dem Boden Fallen aufstelle, denn ihr kleiner Peter sollte sein erkorenes Jagdgebiet ungeteilt besitzen.

Ein andermal ruhten seine Augen bei der

Ankunft mit merkwürdigem Interesse auf dem blonden Scheitel seiner jungen Tante, und bald zeigte es sich, daß er eine Leidenschaft dafür gefaßt hatte, Haarwasser herzustellen. Er gewann eine mysteriöse Flüssigkeit aus Birkensaft und einigen nicht genau festgestellten anderen Dingen und hielt strenge darauf, daß Charlotte jeden Abend in seinem Beisein ihr schönes Haar darin bade, was selbst ihre Liebe sich als eine Tat des Heroismus anrechnete.

Dieses Jahr nun war Peter förmlich mit der Frage ins Haus geplatzt: „Habt ihr hier schon eine Moorleiche gefunden?"

Charlotte war ein wenig erschrocken gewesen. Nein, Moorleichen konnte Bresow nicht aufweisen, aber einige Urnen, die von wendischen Grabstätten herrühren sollten, hatte man beim Pflügen aus dem Acker gehoben, und im Bruch gab es eine Anhöhe, die seit undenklichen Zeiten das „Heidengrab" hieß. Peter war Feuer und Flamme gewesen, und Charlotte hatte versprechen müssen, bei ihrem Vater die Erlaubnis zu erwirken, daß man es öffne. —

Nun gingen sie nebeneinander auf dem schlüpfrigen Wiesenpfad. Es war ein paar Wochen später — man hatte erst die Haupterntezeit abwarten müssen, um einige Knechte, die mit Spaten und Hacken folgten, zum Graben bekommen zu können. Charlotte hatte sie ihrem Vater auch jetzt noch nicht ganz ohne Kampf entführt, und nach allen überstandenen Schwierigkeiten empfand sie es ein wenig enttäuschend, daß Peter sich gar nicht besonders zu freuen schien. Sein feiner Kopf blieb auf dem ganzen Weg schweigsam zur Seite gekehrt. Charlotte konnte nur das kleine, kühne Profil sehen, es kam ihr vor, als trage es den gleichen gedrückten und verschlossenen Ausdruck, der ihr in letzter Zeit schon ein paarmal aufgefallen war.

„Sag einmal, du magst wohl gar nicht mehr, daß wir graben, Peterjunge!" fragte sie scherzend. „Peterjunge" nannte sie ihn, wenn sie zärtlich war.

Das kühne, kleine Profil überflog ein bräunliches Rot. „Du darfst nicht graben", sagte er, ohne sie anzublicken. Charlotte fand, daß es brummig klang.

„Warum darf ich denn nicht, Peterjunge?"

„Du bist zu dünn."

Charlotte fühlte sich unangenehm berührt. Es war eine ganz kleine, geheime Eitelkeit von ihr, daß sie mit ihren sechsunddreißig Jahren immer noch die gertenschlanke Mädchenfigur hatte. Aber „dünn" — das klang häßlich und unfreundlich. —

Sie hatten unterdessen das „Heidengrab" erreicht, das sich wie eine Insel von Thymian, Erika und wildem Ebereschengestrüpp aus dem grünen Wiesenmeer erhob. Große Feldsteine, die, wenn man sie aufmerksam betrachtete, eine gewisse Regelmäßigkeit der Stellung und Abstände zeigten, starrten versunken aus den blassen Heidegräsern, die wie ein feines, schwebendes Schleiertuch waren, das man auf unsichtbare Weise über den ganzen Boden gespannt hatte. Alle Blumen, ja selbst die wilden Steine erhielten dadurch etwas Weiches und Geheimnisvolles.

Hier muß bei den alten Helden noch irgendeine kleine, rührende Erinnerung begraben liegen, dachte Charlotte, und es tat ihr fast leid, als die Knechte sich mit Peter an die Arbeit machten.

Bald flogen heitere Ausrufe hin und her. Peter war im Verkehr mit den Leuten wie umgewandelt. Sein Gesicht hellte sich auf, und seine vorhin so schweigsame Junge löste sich. Charlotte beobachtete es mit Erstaunen. Eine leise Wehmut beschlich sie: früher hatte es niemand so gut wie sie verstanden, den kleinen Peterjungen zum Reden zu bringen. Jetzt schien es umgekehrt zu sein.

Sie dachte zurück durch die Jahre, da sie nun schon Mutterstelle an ihm vertrat, bis zu dem Tag, an dem man das verwaiste Kind ihres Bruders nach Bresow gebracht hatte. Die Bonne, die den Kleinen begleitete, hatte ihm allerlei schöne Worte vorgesprochen, die es dem Großvater bei der Ankunft sagen sollte, Peter aber war gleich auf seine junge Tante zugegangen: „Tante Lotte, ich möchte gern bei dir bleiben."

Von jenem Tag an hatte er ihr gehört wie ihr kleiner Bruder, nein, wie ihr eigener kleiner Junge war er gewesen. Auch die Schule hatte späterhin nichts an ihrem Verhältnis geändert. Jetzt plötzlich schien das alles vorbei. Charlotte hatte diese ganze Ferienzeit über das undeutliche Gefühl gehabt, daß er ihr entwachsen und fremd geworden sei. Ihr war, als träte nun mit dem klaren Eingeständnis eine große Leere in ihr Leben. —

Sie hatte sich unter solchen Gedanken eine Strecke weit von den Grabenden entfernt. Hier ließ das Dickicht, das den Hügel bedeckte, einen Ausblick über die weiten Wiesen frei. Der Sonnendunst des hohen Augusttages schwebte darüber, fast grau vor Hitze erschien die Ferne.

Charlotte war so sehr ein Kind dieses Landes, so eng verwachsen mit der heimatlichen Scholle, daß sie unbewußt jede Stimmung ihrer Seele in die Natur hineintrug und in ihr wiederzufinden glaubte. Und so erschien ihr in diesem Augenblick ihr eigenes Leben dieser weiten, farblosen, ruhigen Ebene zu gleichen, die eintönig wie die Resignation selbst vor ihr lag. Sie dachte an ihre Schwestern, die alle geheiratet hatten und eigene Kinder besaßen. Sie war noch immer die Feinste und Hübscheste von allen, aber auch die Stillste und Stolzeste. Vielleicht hatte es daran gelegen. —

Nun war die Zeit der Mädchenhoffnung längst vorbei. Charlotte hatte sie ohne sonderliche Enttäuschung scheiden sehen; nur manchmal war ein gewisses Verwundern über sie gekommen, daß ihr Leben wirklich ganz ohne Ereignis verrann. Aber dann wieder war sie es zufrieden gewesen, so immerfort wie durch stille, klare Luft zu gehen. Auf einmal wußte sie, daß an dieser Zufriedenheit nur ihr kleiner Peterjunge schuld gewesen war. Sie lehnte den Kopf gegen einen Baum und schloß die Augen, um die Tränen zurückzudrängen, die ihr plötzlich wider Willen in die Augen stiegen. —

Da tönten Schritte. Peter kam, um das Frühstück zu holen, das Charlotte mitgenommen hatte. Wie groß und schlank er aussah, wenn man ihn so von weitem kommen sah! Noch nie war er ihr so groß erschienen. Während sie sich nach dem Frühstückskorb bückte, wischte sie verstohlen an ihren Augen — er brauchte nicht sehen, daß sie geweint hatte. Aber es war schon zu spät.

„Tante Lotte, was hast du?" fragte er bestürzt.

Sie zögerte einen Augenblick. Sie hatte immer die kleinen Betrügereien verschmäht, mit denen man Kindern wohl auszuweichen liebt, ganz wahrhaftig war sie immer gegen ihren Peterjungen gewesen.

„Tante Lotte! Tante Lotte, du weinst ja!" rief der Junge. Der Schrecken machte ihn plötzlich ganz



lebendig und unbefangen. Bittend sahen seine hübschen, kindlichen Augen sie an.

Da sagte sie einfach: „Peterjunge, ich bin traurig, weil du so groß geworden bist, daß du mir gar nichts mehr zu sagen hast."

Peter wurde glühend rot. Er nahm hastig sein Frühstücksbrot, schlug herzhaft die weißen Zähne hinein und trat dabei verlegen von einem Fuß auf den andern, aber er sagte kein Wort. Charlotte betrachtete ihn mit sanftem Vorwurf. Immer größer wurden die Bissen, die er nahm, es würgte ihn förmlich. Da auf einem Mal klang es dumpf zwischen Brot und weißen Zähnen hervor: „Wenn — wenn du nicht meine Tante wärst — würde ich dir wohl etwas sagen —"

„Wenn ich nicht deine Tante wäre?" fragte sie erstaunt. Er nickte hilflos — das Butterbrot war nun auch zu Ende.

„Aber, Peterjunge, hab doch einmal Vertrauen zu mir! Was würdest du sagen, wenn ich nicht deine Tante wäre?"

Es dauerte wieder eine ganze Weile. Endlich begann er wie mit plötzlichem Entschluß schnell und stockend: „Ich würde sagen, daß du mich immer an das niedliche Tier erinnerst, das ich im vorigen Jahre so schrecklich gern haben wollte. Aber Großpapa erlaubte es nicht, weil er die Schmutzerei fürchtete. —"

Charlotte schnellte förmlich auf. „Aber, Peter!" rief sie.

„Es war ein Löwenäffchen", fuhr er mit einem Ton fort, in dem seine ganze Zärtlichkeit für dieses Geschöpf lag. „Es hatte gerade so eine kleine, komische Nase wie du, und seine Haare standen ebenso ab an den Seiten wie deine, und so braun waren sie auch."

Nun mußte Charlotte doch lachen. „Peter, was bist du für ein Grobian!" sagte sie erschüttert.

Eine kleine, böse Falte grub sich zwischen seine Brauen in die Stirn, die schön und niedrig war wie bei einem klassischen Knabenkopf. Etwas ganz Fremdes zuckte über sein Gesicht. Leise und trotzig klang seine Stimme: „Das sage ich doch nur, weil ich dich so wunderhübsch finde, Tante Lotte."

Sie war einen Augenblick lang ganz still. Sie konnte noch nicht so schnell fassen, daß ihr kleiner Peterjunge in eine Lebensperiode eingetreten war, da die Passionen sich nicht mehr um Mäuse und Haarmixturen, ja nicht einmal mehr um Moorleichen drehen. Auf einmal wurde ihr alles in seinem seltsamen Benehmen zu ihr klar. Dann war sie fast verlegen, aber nur ganz wie von weitem. Sie gab sich innerlich einen Stoß und dachte: ich bin mein ganzes Leben lang zu stolz gewesen, mir die Cour machen zu lassen, aber nun hilft es nichts, und ich muß mir von diesem groben, kleinen Peterjungen alle schrecklichen Dinge sagen lassen, die ihm einfallen, denn ich kann ihm nun einmal keine Freude verderben.

Sie setzte sich auf einen Baumstumpf und sagte: „Peter, wenn du nicht mehr mein kleiner Junge sein magst, so sollst du mein Papa sein. Magst du das?"

Er wurde wieder rot und drehte das Gesicht fort: „Ach, Tante Lotte, ich wollte, ich wäre auch nicht dein Papa! Ich wollte, ich wäre viel älter als du und hätte ein Schloß!"

„Ja, das wollte ich auch," erwiderte sie, „ein Schloß mit einem weißen Turm und einem Altan, von dem man winken könnte! Oder auch eine Wasserburg hier am Heidengrab, eine alte Wendenfestung mit einer Lehmschanze und einem grauen See rund herum —"

„Ja, und ein Baumboot müßte es geben," fiel er, alle Scheu mehr und mehr vergessend, ein, „darin ruderten wir, das heißt ich, du dürftest dich nur rudern lassen!"

Und sie nickte lächelnd ergeben: „Ich weiß wohl, ich bin ja so dünn."

„Ja, du bist schrecklich dünn!" sagte er schwärmerisch.

Und so plauderten sie miteinander eine ganze Weile, bis sein junges Herz seinen Kummer vergaß und vor ihr aufgeschlossen lag wie sonst. —

Endlich kam einer der Knechte und meldete, daß man zu der alten Grabstätte vorgedrungen sei. Da gingen sie miteinander hinüber.

Eine kleine, steinerne Kammer war frei gelegt. Noch sah man die Feuermale an den Feldsteinen, aber im Innern erblickte man nichts mehr als ein Häuflein Staub, in das die Urne bei der ersten Berührung zerfallen war; daneben ein paar rostzerfressene Waffen, die in der Hand zerbrachen, und einige leuchtend blaue Perlen von einem Frauenschmuck — irgendeine letzte Gabe, die die Hand der Liebe dem toten Helden mit ins Grab gelegt haben mochte. Sie allein war unversehrt geblieben.

Die kleine, rührende Erinnerung, die ich vorhin hier begraben ahnte, durchfuhr es Charlotte, und eine stille und frohe Zuversicht war in ihrer Seele.

Es wird bald vorüber gehen, kleiner Peterjunge, dachte sie; es wird bald vorüber gehen, schneller noch als die schönen Zeiten, da ich deine Mutter sein durfte. Aber ganz kann ich dich nun nie mehr verlieren, denn etwas Unversehrbares bleibt von jeder Liebe übrig, wenn es auch nur eine kleine, rührende Erinnerung ist wie diese alten Perlen.

„Heb sie gut auf, Peterjunge," sagte sie, „wenn ich einmal deine alte Tante bin, wollen wir sie zusammen betrachten."

Im Tann.

Grüne Nadeln, schwanke Wipfel
baden sich im Himmelsblau,
an den Zapfen schlanker Gipfel
funkelt letzter Morgentau.

Und der Mittag breitet Schatten,
golddurchwirkt, auf Moos und Stamm,
über Heidekraut und Matten
summen Käfer wundersam.

In dem windbewegten Baume
schwebt ein Vogel eingeschmiegt,
wie sich auf der Wogen Schaume
auf und ab die Möwe wiegt.

Durch der Zweige grüne Tiefen
strömt die Luft in leisem Lauf;
Träume, die verborgen schliefen,
schlagen ihre Augen auf.

Ueber moosig weiche Pfühle
zieht ein goldner Glanz dahin,
durch des Waldes Dämmerkühle
schwebt die Märchenkönigin.

V. v. Uchmann.



Auf dem Ostender Pier.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 11 Aufnahmen des Verfassers.

Auf der weit in das graugrüne glitzernde Meer hinausragenden Estakade sucht die genußsüchtige Welt der Ostender Sommersaison Ruhe und Erholung nach den ermattenden Strapazen unerschöpflicher Lebensfreuden, und vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein pilgern die dem bunten, lauten Getriebe des einstigen Fischerdorfs Entfliehenden hinaus, um je nach Bedarf während einiger kurzer Minuten oder lange Stunden hindurch die Freuden göttlichen Faulenzerlebens zu kosten.

Kaum hat des Morgens das flotte Leben auf der schmucken Digue zu pulsieren begonnen, so beginnt es sich auf der langen Brückenpromenade zu rühren. Frühaufsteher, die vor dem Bad einen strammen Marsch zu machen pflegen, einige vom Arzt zur Ausübung einer Seeluftkur auf die äußerste Spitze befohlene Patienten, Gouvernanten mit ihren bleichsüchtigen Schutzbefohlenen, denen der liebe Papa einen Franken zur Befriedigung ihrer Begeisterung für den Fischfang beigesteckt hat — das sind die ersten Pierbummler des angehenden Tages. Erst gegen elf Uhr belebt es sich mehr. In Scharen strömen jetzt die Menschen hinaus. Der Stuhlverleiher macht glänzende Geschäfte. Wer nicht mit einem Plätzchen auf der Freibank oder einem bescheidenen Klappstuhl zu zehn Centimes fürliebnehmen will, läßt sich in einem jener gemütlichen Windschützer-Korbstühle nieder, die zu fünfzig Centimes für den Morgen einen der preiswertesten Genüsse Ostendes bieten. Wie wohlig sitzt's sich auf dem meerumrauschten äußersten Ende des Brückenkopfes! Welch friedliche Stille, welch erquickende Ruhe — und die klagenden Laute der flatternden Möwen erklingen im Ohre des Träumenden wie ein berauschendes Wiegenlied. Da plötzlich wird es unruhig — das süße Dolcefarniente ist dahin. Aus dem Hafen gleitet majestätisch einer der großen Kanaldampfer durch die enge Fahrstraße zwischen den beiden Piers hindurch. Man springt auf die Stühle, die Amateurphotographen knipsen, Taschentücher flattern, die letzten Abschiedsgrüße werden ausgetauscht, ernste Blicke aus feuchten Augen spähen nach dem scheidenden Liebling auf dem schaukelnden



Im Schutze des Leuchtturms.

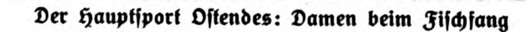


Ein spannender Moment: Das Netz wird hochgezogen.

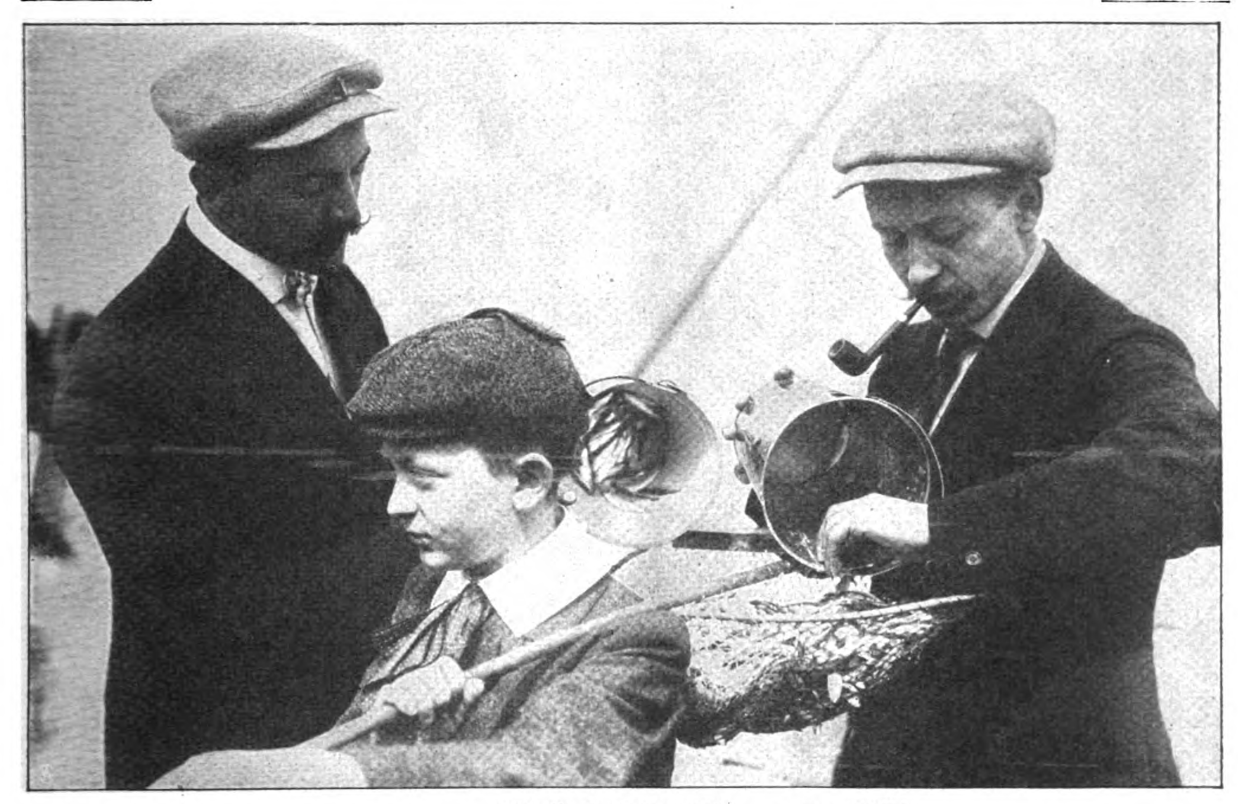
Schiff, und bald ist dieses den Blicken entschwunden. Dann ändert sich das Bild von neuem. Man ist auf Freunde gestoßen, und man hat sich dies und jenes zu erzählen, preist das schöne Wetter, plaudert über die Ereignisse des vorhergehenden Tages und die bevorstehenden Saisongenüsse, läßt sich durch das beim höflichen Belgier unausbleibliche „Vous prenez un verre?“ zu einem Abstecher nach der Bar verleiten und beobachtet, während man seinen Bock oder Lemon Squash oder Portwein schlürft, die mit Feuereifer ihrem Sport huldigenden Fischfänger. Der durch die frische Brise geschärfte Appetit mahnt bald zum Aufbruch, und während die Terrassen der eleganten Hotelpaläste an der Digue sich immer mehr mit eßlustigen Gästen füllen, herrscht draußen am Pierende feierliche Stille. Zwei gähnende Kellner, die beschäftigungslos auf die leeren Kaffeetische starren, der die Ausbesserung reparaturbedürftiger Netze besorgende Netzverleiher, ein schlummernder Postkartenverkäufer und einige Krevetten verzehrende Ausflügler, die unter dem blauen Himmelsdach picknicken, das sind die Ueberreste des Menschenstroms, der zur frühen Mittagszeit das Bild auf dem weißen Pfahlwerk belebt. Erst gegen drei Uhr beginnt das Getriebe von neuem. Die Vergnügungsdampfer harren der

Krebsfänger auf dem Brückenkopf.

Eine kräftige Brise.



Der Hauptsport Ostendes: Damen beim Fischfang



Gute Beute: Kleine Fische — aber reichlich.

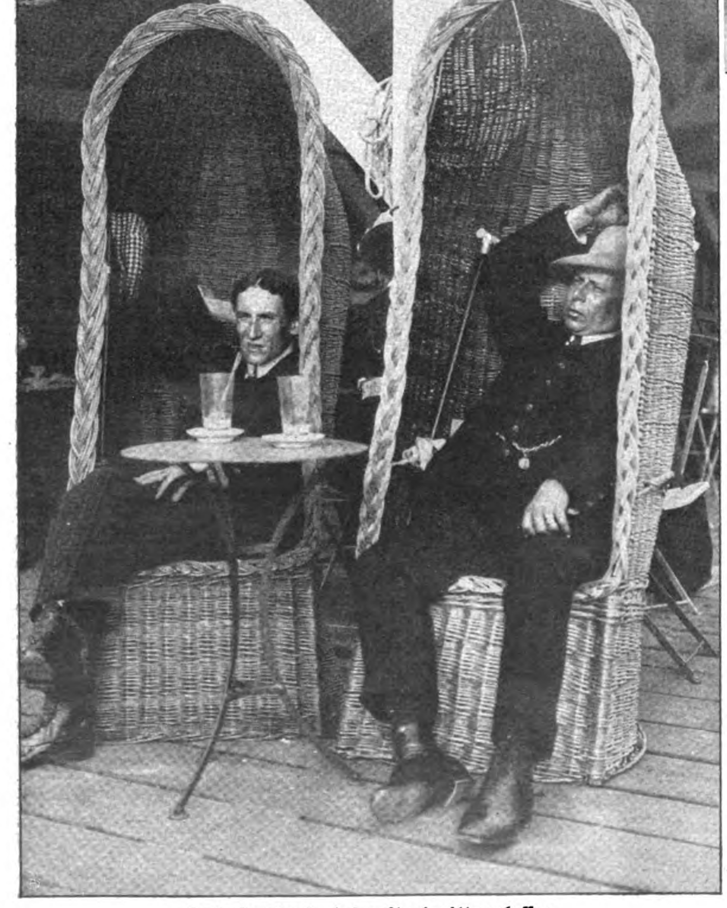
armen Opfer, die in heiterster Stimmung das buntbewimpelte Deck betreten, um eine Stunde später mit kreideweißen Gesichtern, als halbe Leichen die Treppen der Estakaden zu erklimmen. Schadenfrohe Mitmenschen finden daran Gefallen, die bemitleidenswerten Seefahrer in diesem unerquicklichen Zustand zurückkehren zu sehen, und dieses ergreifende Schauspiel übt stets von neuem seinen unwiderstehlichen Reiz. Andere wieder fesselt das Treiben der Angler und Krabbenfänger, die des Nachmittags auf der Estakade und längs des sie schützenden Wellenbrechers zu Dutzenden ihrem Lieblingssport obliegen. Man fühlt sich unwillkürlich hingezogen zu seinen mit so beneidenswerter Geduld ausgestatteten Mitmenschen, die stundenlang, ohne zu murren, einiger winziger Krustentiere oder eines unbedeutenden Kabeljaus wegen ausharren, man empfindet mit ihnen bei jedem Biß eine freudige Erregung, man hat selbst ein Gefühl der Genugtuung, wenn das Opfer glücklich ans Tageslicht befördert wird. Und wenn man inmitten des süßen Nichtstuns der Ferienzeit zum Denken Lust verspürt, mag man sich den Kopf darüber zerbrechen, warum wohl der Fang eines einpfündigen Aals auf dem Pier einen größeren Menschenauflauf verursacht als die Rückkehr eines mit einer vieltausendpfündigen Beute aus fernen Gewässern beladenen Fischdampfers. — Sei dem, wie es will, die Zeit des „Five o'clock“ naht: Krabben, Aale und seekranke Ausflügler hören auf, Interesse zu erregen. Die sommerlichen Toiletten geputzter



Die Erziehung zur Geduld: Fang mit der Angelrute.



Ein beliebter Zeitvertreib: Das Aufziehen des Netzes.





Dolcefarniente beim Nachmittagskaffee.

Modedamen rauschen vorbei. Es ist die Stunde, die die elegante Welt zum Rendezvous auf der Bretterpromenade erkoren hat. Jene, die die Geistlosigkeit langweiligen Klatsches oder schaler Courmacherei stört, ziehen sich in eine windfreie Ecke der Schutzwand zurück, um sich in aller Stille der Lektüre der Zeitung aus der Heimat zu widmen. Unter dem Zeltdach des lustigen, schattigen Café nimmt man den Tee ein, lauscht dem lieblichen Gesang der Wellen, läßt den Blick über das weite, von tausend goldenen Lichtern schimmernde Wasser schweifen und preist sich glücklich, nicht in der erdrückenden Schwüle der Großstadt den Staub schlucken zu müssen. Zischend spritzt hier und da das schäumende Naß durch die Fugen des Bretterbodens, braune und weiße Segel tanzen graziös auf dem bewegten Meer, und nur der abgestumpfteste Mensch kann mit Gleichgültigkeit auf das in der untergehenden Sonne erstrahlende Bild blicken. Aber es kommt die Zeit, zu der die Regungen des prosaischen Kulturmenschen in die Stimmung hineinschneiden, und die Träumerei auf der meerumspülten Estakadenspitze macht nüchternen Gedanken an die Befriedigung des inneren Menschen Platz. Wieder wird es still rings um den kleinen Leuchtturm auf dem Brückenende, und die

schwarze Nacht senkt sich herab. Ab und zu nur stört ein Flüsterton den Frieden. Der matte, grüne Schein vom kleinen Leuchtturm erstrahlt nicht stark genug, um die Störenden erkennen zu lassen; nur dann und wann blitzt das Drehlicht vom großen Seeleuchter jenseit des Hafeneingangs durch das Dunkel der Nacht und verrät den Aufenthalt einiger verliebter Pärchen, die dem üppigen, allzu grellen Lichterstrahl der von Menschen wimmelnden Digue geflohen sind. Wer einen Tag am Pier von Ostende verlebt hat, wird sich dessen stets gern erinnern.





Der größte Aal des Tages. Oberes Bild: **Ein Lesestündchen an der äußersten Wasserkante.**

Hygiene des Badens.

Von Dr. Walter Burger.

Die Badesaison steht wieder einmal in Blüte. Wer es dazu hat, schüttelt, froh aufatmend, den Staub von den Füßen und eilt in einen der zahlreichen Badeorte, um hier, fern von dem nervenzerrüttenden Getriebe des Berufs, aller Sorgen ledig, einige Wochen seiner Gesundheit, seiner Erholung zu leben. Glücklich, wer das Wort „Badesaison" in diesem Sinn deuten darf. Es gibt aber noch eine andere Badesaison — das ist nicht die Saison für die Bäder, sondern die für das Baden, und ihr gelten diese Zeilen.

Um den Körper in die kühlen Fluten zu tauchen, dazu bedarf es freilich keiner großen Reise; in jedem Ort gibt es eine oder mehrere Schwimm- und Badeanstalten, und wem es zwischen den vier Wänden des geschlossenen Bassins nicht wohl ist, der findet auch Gelegenheit, in irgendeinem Fluß oder See das übliche „Freibad" zu nehmen.

Wie erfrischend ist so ein kaltes Bad! Indessen, diesen wohltuenden Einfluß übt es nur unter gewissen Bedingungen. Zweifellos bildet das Baden einen außerordentlich wichtigen Faktor in hygienischer Beziehung; allein diese Bedeutung kommt dem Baden nur zu, wenn es selbst allen Anforderungen einer vernunftgemäßen Hygiene gerecht wird.

Im allgemeinen sollen nur körperlich gesunde Personen ein kaltes Vollbad nehmen. Schwächliche, blutarme Leute, insbesondere solche mit Herzbeschwerden, rheumatischen und gichtischen Störungen, müssen Vorsicht im Gebrauch kalter Bäder üben, und wer sie nachweislich nicht verträgt, soll sich unter keinen Umständen dazu zwingen. Keinesfalls fange man bei allzu niedriger Wassertemperatur zu baden an; 18 bis 22 Grad Celsius mögen für die ersten Bäder passend sein. Später kann man — zumal an heißen Sommertagen — bis auf 14 und 15 Grad hinabgehen. Niedrigere Temperaturen können durch allzu rasche Entziehung der Körperwärme schädlich wirken.

Die Dauer des einzelnen Bades soll 5 bis höchstens 20 Minuten betragen — wobei wohl zu beachten ist, daß man



sich im Wasser stets Bewegung macht. Bei dem ersten Bad wird man sich — das gilt für die salzhaltigen Meerbäder noch mehr als für die milderen Fluß- oder Bassinbäder daheim — häufig darauf beschränken, nur auf wenige Augenblicke in das feuchte Element zu gehen. Nach und nach kann die Zeit dann verlängert werden. Im allgemeinen soll man das Bad verlassen, sobald sich ein — wenn auch noch so leises — Frösteln einstellt. Gerade Kinder huldigen in jugendlichem Unverstand der Unsitte, über Gebühr lange im Wasser zu verweilen, oder verlassen es mehrfach, um immer von neuem dahin zurückzukehren. Auch große Kinder lieben diese Art von Wassersport. Das ist entschieden ungesund.

Die beste Badezeit ist die nach dem ersten Frühstück. Ganz verkehrt, ja sogar gefährlich ist es, nach einer reichlichen Mahlzeit, also mit vollem Magen, zu baden. Der Verdauungszustand setzt schon an und für sich die Leistungsfähigkeit des Badenden herab. Noch wesentlicher ist aber der Umstand, daß die starke Ausdehnung des Magens eine Raumbeengung innerhalb der Bauchhöhle schafft, die die Tätigkeit des wichtigsten Atmungsmuskels, des Zwerchfells, erheblich erschwert. Eine ganze Reihe von Todesfällen beim Baden, die selbst gute Schwimmer betroffen, ist nach den Ausführungen des Hamburger Hafenarztes Revenstorf lediglich auf diese Erschwerung der Atembewegungen zurückzuführen. Die Unglücksfälle treten plötzlich ein, ohne daß die Augenzeugen zuvor etwas Auffälliges an dem Schwimmer wahrnehmen. Dieser geht unter, ohne einen Hilferuf auszustoßen. Offenbar hindert der Luftmangel den Verunglückten auch am Schreien.

Demgegenüber hält ein anderer Fachmann, Dr. Schlösser, an der volkstümlichen Auffassung fest, daß die Mehrzahl der Ertrinkungsfälle beim Baden durch einen Herzschlag zu erklären seien. Seine eigenen Experimente scheinen ihm mit Sicherheit dafür zu sprechen. Er nahm mehrere Wochen lang täglich ein Wannenbad, dessen Temperatur allmählich gesteigert wurde. Bis zu 39 Grad etwa war das Bad noch gerade erträglich; darüber hinaus traten Schwächeanfälle ein, die bei längerem Verweilen in dem heißen Bade zu Ohnmachten geführt haben würden. Zugleich wurde eine Verlangsamung des Pulses festgestellt. Dr. Schlösser sprang nun aus dem heißen Bade plötzlich unter eine Brause von etwa 10 Grad, und dabei schnellte der Puls sogleich erheblich in die Höhe — von 60 Schlägen auf mehr als 90 in der Minute. War das Wannenbad sehr warm, so trat unter der Dusche regelmäßig eine augenblickliche Pulsbeschleunigung auf, mindestens bis über 100, häufig auf 115 bis 120 Schläge und sogar darüber. Beim Baden an heißen Sommertagen liegen die Verhältnisse ebenso, wenn der Schwimmer plötzlich ins kalte Wasser springt. Nicht jedes Herz läßt sich solche Kraftanstrengungen bieten. Man sollte deshalb — so fordert Dr. Schlösser — allen Badenden raten, zunächst langsam ins Wasser zu steigen und durch Besprengen mit dem kalten Naß den Körper erst an die veränderten Bedingungen zu gewöhnen, also nicht — wie vielfach gelehrt und noch mehr geübt wird — unmittelbar oder doch nur nach einem kurzen Spaziergang im Badekostüm ins Wasser hineinzuspringen. Ist man selbst stark erhitzt, so wird man doppelt vorsichtig sein und sich erst abkühlen, ehe man die Kleider ablegt.

Jedenfalls folgt aus den beiden Erklärungsversuchen, daß man nicht mit vollem Magen baden und nicht in erhitztem Zustande rasch ins Wasser springen soll. Ein dritter, ebenso beherzigenswerter Rat ergibt sich aus einer neuerdings von Dr. Heinsen aufgestellten Theorie. Danach ertrinken die Badenden, weil sie beim Baden den Mund geöffnet halten. Sie schlucken vielleicht eine winzige Menge Wasser und bekommen diese — wie man im Volksmund sagt — in die unrichtige Kehle, d. h. in den Kehlkopf, statt in die Speiseröhre. Unter gewöhnlichen Verhältnissen, d. h. auf dem festen Lande, wird so ein kleiner Unfall durch energisches Husten und Räuspern repariert, und der kurz dauernde Erstickungsanfall ist bald behoben. Unser Kehlkopf ist eben von Natur so fein organisiert, daß er auf das Eindringen von festen oder flüssigen Nahrungsteilchen — sie mögen noch so geringfügig sein — mit einem Verschluß der Stimmritze und mit tüchtigen Hustenstößen antwortet, die die Aufgabe haben, die eingedrungenen Nahrungsteile wieder hinauszuschleudern. Im Wasser genügt der kurze Kampf, um durch Versagen der Herrschaft über die Gliedmaßen wirkliches Ertrinken herbeizuführen: der Badende ertrinkt, weil er sich verschluckt hat. Und die Moral von der Geschicht? Man hüte sich weislich, mit offenem Munde zu tauchen.

Welche von den erwähnten drei Theorien der Wahrheit am nächsten kommt, wird schwer zu entscheiden sein. Die eine schließt die andere nicht aus, und jede berechtigt — wie wir gesehen haben — zu praktisch wichtigen Schlußfolgerungen.

Nach dem Verlassen des Bades trockne man sich rasch ab, schlüpfe in die Kleidung und mache sich etwas Bewegung. Dringend zu warnen ist vor der Unsitte, die Kleider über den noch nassen Körper anzulegen; hier ist der Rheumatismus — im wahren Sinne des Wortes — im Anzuge.

Wer unter Beachtung aller dieser Regeln täglich ein kaltes Vollbad nimmt, darf sicher sein, seiner Gesundheit, seinem körperlichen und geistigen Befinden den besten Dienst zu leisten. Regelmäßig genommen, ist das kalte Bad eins der wirksamsten Schutzmittel gegen das große Heer der Erkältungskrankheiten; es wirkt erfrischend, stärkend, verjüngend —

„Jugendbrunnens Zauberkraft
Ist nicht bloße Sage,
Jugendfrische gibt das Bad
Zaubernd alle Tage.“

Bilder aus aller Welt.



Geh. Rat Prof. Dr. Erdmann,
ist an die Berliner Universität berufen.

Im nächsten Wintersemester wird Geheimrat Prof. Benno Erdmann, bisher Ordinarius in Bonn, den Lehrstuhl der Philosophie an der Berliner Universität einnehmen. Prof. Erdmann, ein geborener Schlesier, ist ein Schüler von Helmholtz, Bautz und Zeller. Er habilitierte sich 1876 in Berlin, dann ging er als außerordentlicher Professor nach Kiel und wirkte später als ordentlicher Professor der Philosophie an den Fakultäten von Breslau, Halle und (seit 1898) Bonn. Eine Reihe bedeutender Werke, so seine „Logik“ und zahlreiche Kantstudien, haben den Namen des Gelehrten in weitesten Kreisen bekannt gemacht.

Am 12. Juli feierte eine um das deutsche Erziehungswesen hochverdiente Dame Angelika Hartmann ihren 80. Geburtstag. Fräulein Hartmann hat als Schülerin des Pädagogen Karl Schmidt und des Meisters Fröbel die Begeisterung für die praktische Pädagogik erworben, die ihrem Leben den Stempel verlieh. Sie gründete zuerst in ihrer Vaterstadt Köthen, dann in Leipzig großzügige und musterhafte Schulorganisationen. Der Leipziger Fröbelverein, der ihr sein



Angelika Hartmann,
feierte ihren 80. Geburtstag.



August Neven Du Mont †
der bekannte Frauen- und Sportmaler.

Bestehen verdankt, hat das Haus, in dem seine Schulen untergebracht sind, zu Ehren der allgemein geliebten und geschätzten Greisin „Angelika-Hartmannhaus“ getauft.

Wir meldeten bereits in Nr. 27 den Tod des Malers August Neven Du Mont. Der jungverstorbene Künstler war im Jahre 1866 in Köln geboren, hatte sich aber schon vor mehreren Jahren dauernd in Bexhill in England niedergelassen. Nach England zog ihn sowohl seine Kunst, die bei aller Selbständigkeit doch unverkennbar an Whistler anknüpfte, als auch sein lebhaftes und tätiges Interesse für alle Art Sport, namentlich Reiten, Jagd und Polo. Diese Vorliebe kommt auch in vielen seiner Bilder, sportlich belebten Landschaften, zum Ausdruck. Sein Bestes aber leistete Neven Du Mont im Frauenbildnis. Seine Gemälde fanden in den letzten Jahren auf deutschen, englischen und französischen Ausstellungen verdienten Beifall, und mehrere sind in öffentliche Sammlungen übergegangen. Der Künstler erlag trotz mehrfacher chirurgischer Eingriffe den Folgen einer Blinddarmentzündung. Wir bringen sein Bild in der charakteristischen Sporttracht.

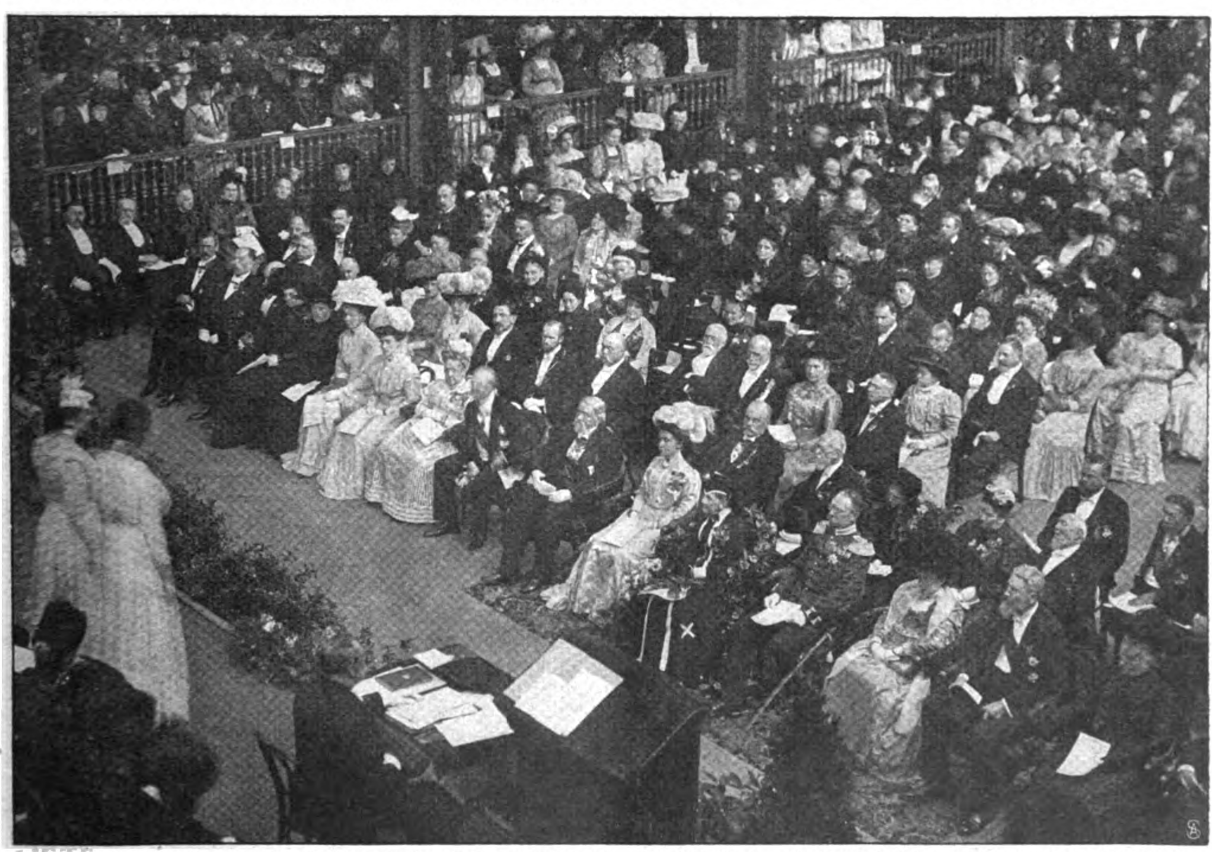
Im Park seines Gutes Oberkunewalde wurde dieser Tage dem sächsischen Heimatdichter und Sozialpolitiker Wilhelm v. Polenz ein stimmungsvolles Denkmal gesetzt. Das Porträtrelief ist von Arnold Kramer in Dresden geschaffen.

Der Badische Frauenverein beging vor kurzem in Anwesenheit seiner Protektorin, der Großherzogin Luise von Baden, und des regierenden Großherzogpaares sowie von Vertretern der deutschen Kaiserin und der Königin von Schweden in Karlsruhe das Fest seines 50jährigen Bestehens.

Der Geheime Bergrat Prof. Adolf Schneider, der 26 Jahre lang als ordentlicher Professor an der Berliner Bergakademie gewirkt hat, feiert am 28. Juli seinen siebzigsten Geburtstag.



Denkmal für Wilhelm von Polenz
in Oberkunewalde (Kgr. Sachsen).



Die Begründerin des Frauenvereins Großherzoginwitwe Luise von Baden (×). Zu ihrer Rechten: Großherzogin Hilda, der Spezialgesandte der deutschen Kaiserin von dem Knesebeck. Zu ihrer Linken: Großherzog Friedrich II., Prinzessin Loewenstein und der Spezialgesandte der Königin von Schweden.

Vom fünfzigjährigen Jubiläum des Badischen Frauenvereins in Karlsruhe: Der Festakt.



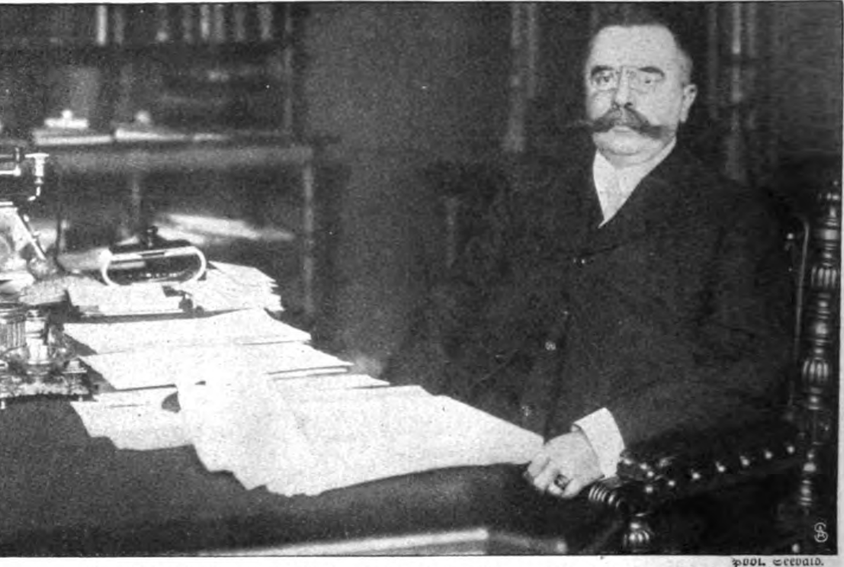


Phot. Schipper.

Geh. Bergrat Prof. a. D. Adolf Schneider
vollendete sein 70. Lebensjahr.

Die Kokosnuß ist ein vielseitig verwendbares Ding. Wie unsere Abbildung zeigt, ist sie auch als Fahrzeug zu benutzen. Der Tagale baut aus den Nüssen ein Floß und befördert sie auf diese Weise sehr leicht und bequem.

Der Posten des Wiener Magistratsdirektors ist unbesetzt geblieben, seitdem Dr. Richard Weißkirchner als Handelsminister in das gegen-



Phot. Seebald.

Karl Appel, der langjährige Leiter des Wiener Magistratspräsidiums,
wurde zum Magistratsdirektor ernannt.

Phot. Keystone View Comp.

Ein eigenartiges Beförderungsmittel im Inselreich der Philippinen.
Floß aus Kokosnüssen auf einem Gewässer der Insel Luzon.



Aus dem Berliner Damenturn- und Fechtklub: Bogenschießen im Walde.



Vom Damensportfest in Ranelagh bei London: Die Rettungskonkurrenz zu Wasser.

wärtige Kabinett berufen wurde. Die Stellung sollte dem Minister für den Fall seines Rücktritts reserviert werden. Vor kurzem aber hat der Stadtrat einstimmig beschlossen, das Amt dem bewährten Leiter des Magistratspräsidiums Karl Appel zu übertragen.

Der Berliner Damen-Turn- und -Fechtklub pflegt alle jene Uebungen, die nicht nur Kraft, sondern auch Grazie erfordern. Im Sommer wird eifrigst dem Bogenschießen gehuldigt, dem alten ritterlichen Sport, der heutzutage merkwürdigerweise fast ausschließlich von Damen und Kindern betrieben wird.

In dem idyllisch gelegenen Ausflugsort Ranelagh bei London fand jüngst ein schönes Damensportfest statt. Der Clou des Festes war eine „Rettungskonkurrenz“ auf einem kleinen Waldsee. Eine Anzahl Herren mußte in flachen, durch Stangen gelenkten Booten „gerettet“, d. h. von dem entgegengesetzten Ufer möglichst schnell an den Startplatz gebracht werden.

So manches echte Kind der Wasserstadt Berlin mag die Schwimmlektionen lieber haben als die — trockenen Lektionen in der Schule. Mit Recht wird von seiten der Aerzte und Pädagogen dem Schwimmunterricht der größte Wert beigemessen. Den Schülern der Berliner Volksschulen wird gute Gelegenheit geboten, die edle Schwimmkunst unter sorgsamer und fachmännischer Aufsicht frühzeitig und gründlich zu erlernen.



Schwimmunterricht Berliner Volksschüler: Schwimmprüfung.

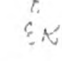
Der Turm der Katharinenkirche in Danzig erhält das größte Glockenspiel der Welt. Es besteht aus 37 Glocken im Gesamtgewicht von 350 Zentnern, von denen auf die größte Glocke 54 Zentner kommen. Das Spiel umfaßt drei Oktaven und kann mit Manual und Pedal gespielt werden. Es ist möglich, jedes Lied zu spielen, sei es mit der Hand, sei es durch ein mechanisches Spielwerk. Das Glockenspiel ist in der Glockengießerei von Franz Schilling in Apolda entstanden.

Das Glockenspiel und das neue Geläut der St. Katharinenkirche zu Danzig. Phot. Bauer.

Das größte Glockenspiel der Welt.

Schluß des redaktionellen Teils.

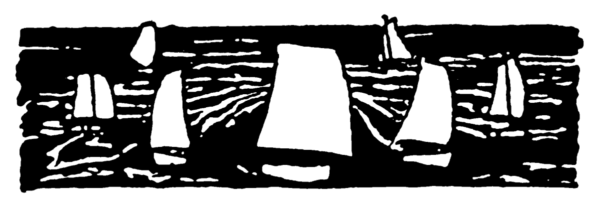




DIE·WOCHE

Nummer 30. Berlin, den 24. Juli 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.



Die sieben Tage der Woche.

15. Juli.

Die bolivianische Regierung drückt der argentinischen ihr Bedauern über die Zwischenfälle von La Paz aus.

Fürst Bülow empfängt einen Abschiedsbesuch des Kaiserpaares. Eine Deputation überreicht dem scheidenden Kanzler eine Abschiedsadresse des Bundesrats.

Schah Mohammed Ali willigt in einen Waffenstillstand mit den in Teheran eingedrungenen Nationalisten.

Die griechische Landschaft Elis wird durch ein furchtbares Erdbeben verwüstet.

16. Juli.

Der Schah von Persien sucht in der russischen Gesandtschaft Schutz und dankt kurze Zeit darauf zugunsten seines Sohnes Achmed Mirza ab.

Das französische Militärluftschiff „Ville de Nancy“ erleidet auf einer Fernfahrt eine schwere Havarie.

Bei einem zu Ehren des dänischen Königspaares gegebenen Diner im Schloß Peterhof wechseln der Zar und der König von Dänemark herzliche Trinksprüche.

17. Juli.

Dem Prinzen Alfons von Bourbon wird wegen seiner gegen den Willen des spanischen Hofes erfolgten Eheschließung mit der Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha der Titel eines Infanten von Spanien abgesprochen.

Auf dem Schiff der Nordpolexpedition Einar Mikkelsens bricht eine Hundeepidemie aus, die den weiteren Verlauf der Forschungsreise in Frage stellt.

18. Juli.

Fürst Bülow und seine Gattin verlassen Berlin. Vor der Abfahrt wird das Fürstenpaar zum Gegenstand herzlicher Ovationen.

Auf der Radrennbahn Botanischer Garten in Berlin ereignet sich eine fürchterliche Brandkatastrophe, die zahlreiche Menschenopfer fordert.

In Varese stirbt Don Carlos, Herzog von Madrid, der Prätendent auf den spanischen Königsthron.

19. Juli.

Der Aviatiker Hubert Latham tritt in Dover bei ruhiger See seinen Flug über den Kanal an, der mit dem Absturz und der glücklichen Rettung des Apparates und seines Lenkers endet.

In Konstantinopel werden dreizehn Würdenträger des alten Regimes hingerichtet.

Vor dem Münchner Schwurgericht beginnt der Prozeß gegen Ganter, den Urheber des Riesenreklamebluffs „Doppelte Moral“.

20. Juli.

Das Kabinett Clemenceau erleidet bei der Kammerdebatte über die Zustände in der Marine eine Niederlage und tritt infolgedessen zurück.

Auf der Zeche „Mansfeld“ bei Langendreer entsteht durch schlagende Wetter eine Grubenkatastrophe, der drei Tote und viele Schwerverletzte zum Opfer fallen.

21. Juli.

In seinem ersten Handschreiben spricht der neue Schah den Wunsch nach schleuniger Einberufung des Parlaments aus und kündigt ein den Wünschen der Nationalisten entsprechendes Wahlgesetz an.

Argentinien bricht die diplomatischen Beziehungen zu Bolivia ab.

Das neue griechische Kabinett Rallis veröffentlicht ein Programm, dessen Hauptpunkt die Annäherung an die Türkei bildet.

○○○

Zur Jubelfeier der Universität Leipzig.

Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Karl Lamprecht.

Die Universität Leipzig feiert in diesen Tagen das Gedächtnis ihres halbtausendjährigen Bestandes. Man weiß, welchen Ursachen ihre Gründung verdankt wurde: in den schweren Tagen einer stärkeren nationalen Reaktion der Tschechen gegen das deutsche Regiment, dem Böhmen, mindestens seit der Regierung der Luxemburger, so viel verdankte, verließen die deutschen Studierenden die ihnen ungastlich gewordene Universität Prag und zogen nach der jugendlich aufstrebenden Stadt an der Pleiße. So sind die Anfänge der Universität Leipzig mit großen nationalen Geschichtsvorgängen verknüpft: die Regungen zu nationaler Selbständigkeit, die im Verlaufe des 15. Jahrhunderts die östlichen Völker, Madjaren, Polen, Tschechen, Litauer, in fast gleicher Weise gegen Deutschland einnahmen, um damit das fruchtbare Zeitalter nationaldeutscher Ausdehnung und Kolonisation im Osten zu schließen, sie haben in der Gründung der Universität Leipzig eine ihrer westlichsten Wirkungen erreicht. Und wie der Anfang, so ist auch der Fortgang der Leipziger Universitätsgeschichte aufs engste mit dem Verlaufe unserer großen nationalen Geschicke verknüpft geblieben. Rapide ging die Stellung der Universität im Zeitalter der Reformation zurück, als sie sich nicht alsbald dem alles überholenden Einfluß der neugegründeten Universität Wittenberg und ihres Helden Luther fügte; stark nahm sie zu, als sie evangelisch geworden war, bis der Dreißig-



jährige Krieg auf dem blutgetränktesten Boden Deutschlands ihren Flor wiederum jäh vernichtete. Und weiter: als das Bürgertum sich nach dem großen Kriege zur Entwicklung einer selbständigen Bildung kräftiger erhob, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, da sah man auch die Leipziger Universität wieder im Steigen begriffen, in der Breite jener allseitig vermittelnden Bildung, die Goethes Tagen in Leipzig eigen war. Im 19. Jahrhundert aber gar erfolgte Sinken und Fallen der Leipziger Frequenz ganz konform dem Glück und Unglück selbst der äußeren nationalen Geschicke, bis nach 1870, in den jungen Jahren der Reichsbegeisterung, die Universität rasch zur höchsten Frequenz unter den deutschen Universitäten aufstieg und eine wissenschaftliche Bedeutung erreichte, die sie niemals zuvor erlebt hatte.

Es ist ein Verlauf der äußeren Geschichte, der vornehmlich wohl der Lage Leipzigs mitten im Herzen Deutschlands verdankt wird. Wenn hier, im Stammesbereich eines der seßhaftesten aller deutschen Stämme und zugleich des geistig vielleicht lebendigsten, des thüringischen, in den Zonen, die Heinrich von Veldecke in Freiburg an der Unstrut, Walter von der Vogelweide auf der Wartburg, Luther, den Sohn eines Bauerngeschlechts vom Fuße der Wartburg in Wittenberg, und den Eisenacher Kantorssohn Bach gar eben in Leipzig wirken sahen, nicht eine Universität gediehen wäre: wo am Ende hätte sie sich in Deutschland erheben sollen? Wie günstig die Lage auch mit Rücksicht auf die weitest gelegenen Peripherien deutschen Wesens war, zeigte bald die weitere akademische Entwicklung in ihrer Nähe: da sind noch zwei andere Universitäten, Jena und Halle, und später in einer Entfernung, die man heute auch als Nähe bezeichnen kann, eine stärkste Konkurrentin, die Universität Berlin, entstanden.

Geographische Lage und geschichtliche Erlebnisse haben damit der Universität Leipzig zu einem verhältnismäßig sehr ebenmäßigen Gang ihrer gesamten Entwicklung verholfen. Süd- und Norddeutschland, den höher kultivierten Westen und den halbbarbarischen, zum Teil noch slawischen Osten, Mutterland und Kolonialgebiet verbindend und erschließend, für alle zentral gelegen und zudem noch unterstützt durch die wachsende Bedeutung der Stadt Leipzig als Meßplatz, ist sie stets eine der größten deutschen Universitäten und wiederholt lange Zeiten hindurch die an Zahl geradezu erste gewesen, und breit stehen in der Geschichte der wissenschaftlichen Disziplinierung wie der geistig-gesellschaftlichen Durchbildung unseres Volkes die von ihr ausgegangenen Wirkungen verzeichnet. Dabei zeigt sich, daß für Wirkungen dieser Art die Qualität des Lehrkörpers nicht in gleichem Grade ausschlaggebend war wie die günstigen äußeren Bedingungen; Leipzig hat nicht selten schlechte Lehrerkollegien gehabt und hat dennoch im ganzen seinen Einfluß behauptet. Und ein Institut, das Thomasius ausstieß und Leibniz nicht zu fesseln vermochte, das noch im 19. Jahrhundert Gelehrte wie Mommsen und Männer wie Treitschke auf eine nicht eben erfreuliche Weise verlor, ist dennoch im ganzen den Aufgaben auch seines inneren Berufs gerecht geworden.

Wird man unter diesen Umständen auch der Zukunft der Universität mit einiger Ruhe entgegensehen können und damit all die vielen Glückwünsche dieser Tage in freundlichem Selbstvertrauen annehmen, so bringen so günstige Vorbedingungen der Entwicklung doch auch eine nicht geringe Anzahl von Pflichten mit sich. Wie die Universität der Frequenz nach auch heute zu den ersten Universitäten Deutschlands gehört, so sollte sie in Lehrbetrieb und Lehrmitteln sich ständig zur Führung berufen fühlen.

Es liegen hier Zusammenhänge vor, die gerade in unseren Tagen von besonderer Bedeutung sind, die aber nicht bloß Leipzig, sondern alle deutschen Universitäten betreffen und in Leipzig wohl nur, nach alter Erfahrung, besonders klar und dringlich zum Ausdruck gelangen: Zusammenhänge, die im folgenden noch ein wenig eingehender berührt werden sollen. Denn ein Festartikel braucht ja hoffentlich kein Hurraartikel zu sein. Feste sind Gedenk- und Vorsatztage, Zahltage gleichsam und Verpflichtungstage für das Soll und Haben der Jubilarin; und darum ziemt es sich wohl, an ihnen nach der Art des bonus pater familias Inventur aufzunehmen, zu buchen und zu kalkulieren.

Die deutschen Universitäten haben im letzten Menschenalter sämtlich eine Erhöhung der Frequenz erlebt; zumeist ist sie beträchtlich, bei einzelnen Universitäten außerordentlich gewesen, und bei weitem überschritt und überschreitet sie relativ die an sich so starke Zunahme der Bevölkerung.

Nun ist es eine Erscheinung, die sich im geschichtlichen Leben immer wiederholt, daß zunehmende Bevölkerungs- und Menschenmengen andere Institutionen verlangen. Deutlicher, als sonst in vielen Fällen, ergeben sich hier qualitative Aenderungen auf Grund zunächst quantitativer Vorgänge, und zwar so, wie etwa der in einer großen Versammlung entfachte Enthusiasmus keineswegs bloß einer Summation der individuellen Enthusiasmen der Einzelpersonen gleich ist, sondern ihn beträchtlich übertrifft: es handelt sich nicht bloß um eine arithmetische, sondern sozusagen um eine geometrische Progression des Effekts. Ist dieser Vorgang schon allgemein von hohem Interesse, weil hier ganz sichtlich quantitative Elemente qualitative auslösen und sich mithin die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit einer begrifflichen Scheidung von Quantität und Qualität in kontradiktorischer Richtung ergibt, so sind jene historischen Wirkungen, namentlich im Gebiet der Verfassungsgeschichte, bekannt genug. Fassen wir zum Beispiel die Verfassungsentwicklung der Vereinigten Staaten ins Auge, so sehen wir anfangs gewisse Institutionen wie Wahlrecht und Beamtenernennungsrecht des Präsidenten auf Grund geringerer Bevölkerungszahlen rein demokratisch konstituiert. Beim Wahlrecht wird für alle Wahlen, die vollzogen werden, angenommen, daß die Wählenden die Wahlkandidaten persönlich kennen, wie nicht minder persönliche Bekanntschaft oder wenigstens intimpersönliche Information des Präsidenten gegenüber denjenigen vorausgesetzt wird, die er zu Beamten der Republik ernennen wird. Unter diesen Bedingungen haben dann ursprüngliches Wahlrecht und ursprüngliches Beamtenernennungsrecht in den Vereinigten Staaten gut funktioniert. Was aber mußte aus ihnen werden, als die enorm gewachsene Bevölkerungszahl die alten Voraussetzungen illusorisch machte? Die spätere Geschichte beider Rechte, eine fortlaufende Reihe von Vergewaltigungen und Korruptionen, gibt darauf die eindeutigste Antwort. Und eben die Tatsache politisch höchst konservativer Veranlagung, namentlich des englischen Bestandteils der Bevölkerung der Republik, hat dann die Sanierung erschwert.

Dies Beispiel — si parva licet componere magnis — mag zeigen, welchen Gefahren die um 1870 in vielen



Dingen mustergültigen Einrichtungen unserer Universitäten notwendigerweise entgegengehen mußten und anheimgefallen sind, als in dem nächsten Menschenalter und darüber hinaus ihre Hörsäle und die Studienbetriebe sich mit einer in stetiger Bedenklichkeit wachsenden Menge von Studierenden anfüllten. Und eben der Umstand, daß die Gefahr langsam und allmählich heraufzog und wirksam wurde, erhöhte noch die Schwierigkeiten, denn nur beim Ueberblicken längerer Zeiträume konnte man sich der Lage völlig bewußt werden. Heute indes besteht darüber kein Zweifel mehr: die Frequenzen haben das alte System des Lehrbetriebes, das den Bedürfnissen nur unvollkommen gefolgt ist, in zahlreichen Punkten alteriert und an nicht wenigen unmittelbar ad absurdum geführt.

Dabei ist der Schauplatz der verheerendsten Vorgänge überall die philosophische Fakultät gewesen; denn in ihr konzentriert sich, während die anderen Fakultäten mehr den Charakter von Fachhochschulen annehmen, an erster Stelle für Natur- wie Geisteswissenschaften der Fortschritt. Innerhalb der beiden großen Gruppenbildungen aber, die heute an allen ungeteilt gebliebenen philosophischen Fakultäten bestehen, der naturwissenschaftlichen und geisteswissenschaftlichen, haben sich die Wirkungen wieder in sehr verschiedenem Grade geäußert.

Die Naturwissenschaften waren nach dem außerordentlichen Aufschwung, denen sie in den Zeiten des Realismus, seit den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts genommen hatten, auf mehr als ein Menschenalter die Lieblinge des gebildeten Publikums; um 1860 und 1870 erwarteten viele von ihnen geradezu die Lösung aller, auch der psychischen Rätsel. Und als dann in dieser Richtung langsam eine Enttäuschung eintrat, die in der Abwendung vom Materialismus gegen Schluß des Jahrhunderts auch die Kreise der geistig Aermeren erreichte, da hatten inzwischen die praktischen Wunder der Technik dem Mutterboden der reinen Naturwissenschaft, wie er namentlich an den Universitäten gepflegt wird, neue Freunde und Förderer zugeführt. Daher blieb denn im ganzen weit über zwei Menschenalter den Naturwissenschaften die Gunst einer Lage erhalten, in der alles zu ihrer Unterstützung bereit schien; und noch ist die Gegenwart weit davon entfernt, sich dem Ende dieser Konstellation zu nähern. Natürlich erleichterte dies den Naturwissenschaften die Umbildung des Lehrbetriebes nach Maßgabe der steigenden Frequenzen. Dazu aber, diese noch rascher und gründlicher zu veranlassen, trug auch noch ein anderes Moment bei. Der Naturwissenschaftler lebt im Experiment, und er muß darum der freien Beweglichkeit aller seiner Sinnesorgane fähig und sicher sein. Hierzu gehört praktisch die Beschränkung der Experimentsbeobachtung auf verhältnismäßig wenige Personen und ihre Vornahme in intimen Räumen, nicht in dem Raum eines großen Hörsaales. So trat in den naturwissenschaftlichen Disziplinen die Vorlesung schon früh zurück und statt dessen die Institutspraxis in den Vordergrund; und in den Instituten wurden die wissenschaftlichen und technischen Hilfskräfte beizeiten so vermehrt, daß eingehendes Arbeiten aller Studierender ermöglicht war; in der Gegenwart kommt in diesen Instituten auf je 15 bis 20, höchstens 25 Studierende der Regel nach eine Lehr- und Hilfskraft.

Anders in der Entwicklung der Geisteswissenschaften. Hier ist selbst im Betriebe der Seminare und Institute die Bildung großer Frequenzen für je einen Kurs an sich nicht absolut ausgeschlossen; und so wuchsen neben den Vorlesungen, deren Bedeutung nicht so rasch wie in den Naturwissenschaften zurücktrat, die Zahlen der Teilnehmer an Uebungen und verwandten Veranstaltungen in den Instituten, namentlich während der letzten Zeiten, zu unheimlicher Größe heran; hundert Teilnehmer sind nichts Seltenes mehr, und es gibt Fälle, wo bis zu dreihundert Teilnehmer und darüber erreicht wurden.

Was bedeuten nun aber solche Frequenzen? Die Universitätslehrer der guten Zeit, in der sich die Praxis der Uebungen zuerst stärker entwickelte, in den sechziger und siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, empfanden eine Frequenz von etwa zwölf Teilnehmern als wünschenswert, sahen eine solche von anderthalb Dutzend schon als bedenklich an und tadelten laut eine solche von einem Viertelhundert, wo sie etwa einmal vorkam. Heute aber werden deren Nachfolgern, den Lehrern unserer Institute, Zahlen zugemutet, deren Bewältigung jeder Dorfschulmeister entrüstet ablehnen würde. Natürlich sind denn auch keine guten Ergebnisse zu erwarten; der Professor martert sich ab, ohne zu wirken, dem Studenten gelingt nur in Ausnahmefällen jene Konzentration auf den Stoff, die eine geringe Anzahl von Mitstrebenden ohne weiteres gewährleistet; die persönlichen Beziehungen zwischen Lehrer und Schüler als regelmäßige Grundlage intensiven Universitätsunterrichts drohen nicht nur verloren zu gehen, sie sind schon verloren.

Es ist klar, daß hier geholfen werden muß. Es ist um so notwendiger, als die Geisteswissenschaften seit etwa zwei Jahrzehnten in eine neue, weit intensivere Phase ihrer Entwicklung eingetreten sind. Es ist unbedingt dringlich, seitdem, mit zunehmend stärkerer idealistischer Lebenshaltung, der Andrang junger Leute zu den geisteswissenschaftlichen Studien sich immer mehr steigert und diesen Studien immer edlere Kräfte zugeführt werden.

Dabei ist, was zu geschehen habe, nicht minder klar; es muß, mutatis mutandis, dem Beispiel der Naturwissenschaften gefolgt werden; vor allem sind mehr Lehrkräfte zum seminaristischen Unterricht heranzuziehen, bis nicht mehr auf hundert oder gar zwei- und dreihundert Teilnehmer, sondern schon auf etwa ein Viertelhundert eine Lehrkraft gerechnet wird. Und von diesem, an sich auch noch wenig befriedigenden Stadium aus müßte dann später getrachtet werden, eine noch größere Intensität des Lehrbetriebes zu erreichen.

Dabei braucht nicht erst noch versichert zu werden, daß die Lösung dieser Frage unbedingt und bald nötig ist, sollen unsere Universitäten den Rang, den sie bisher unter den Hochschulen des Erdballs einnahmen, auch nur erhalten, geschweige denn zu steigern fähig sein. Denn schon sind manche Universitäten anderer Länder den unsrigen an Intensität des Lehrbetriebes weit voraus; und Anschauungen, daß bei intensivster Tätigkeit auf etwa je sechs Studierende ein Lehrer zu rechnen sei, sind z. B. in Amerika nicht so ganz selten.

Unwillkürlich und allmählich sind mit dem Gesagten unsere Gedanken aus der Vergangenheit Leipzigs und der deutschen Universitäten überhaupt in deren Zukunft hinübergeglitten. Aber ist das nicht ebenso natürlich wie wünschenswert? Der Historiker soll nicht bloß, nach einer schönen Redensart, der rückwärts gewandte Prophet sein; er hat ein Recht, auf Grund seiner Erfah-



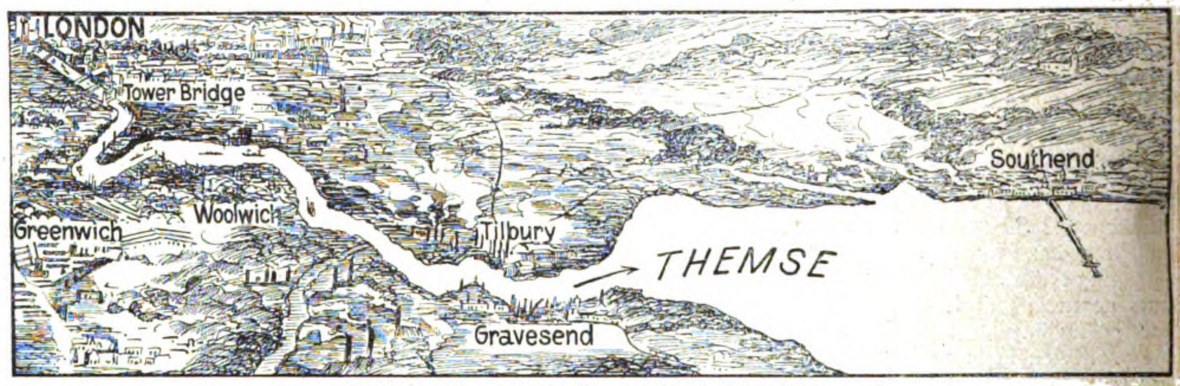
rung auch de lege ferenda gehört zu werden. Hierzu ist aber in unserer Materie eben jetzt der rechte Augenblick. Wir stehen im Moment der Jubelfeiern unserer großen zentralen Universitäten; wie Leipzig jetzt sein tausendstes Semester vollendet, so wird im nächsten Jahr Berlin sich einer hundertjährigen Geschichte rühmen dürfen. Da ist es an der Zeit, des Gemeinsamen, nicht bloß ihrer Geschichte, sondern auch ihrer Sorgen zu gedenken. Denn sie vor allem sind zur Verwirklichung auch einer großen Zukunft unseres akademischen Lebens berufen. Einer solchen Zukunft aber drängt sich aus der Gegenwart her keine Frage lebendiger, dringlicher, unbedingter auf als die der Umbildung des geisteswissenschaftlichen Lehrbetriebes.

Unsere Bilder.

Der Abschied des Fürsten Bülow von Berlin (Abb. S. 1263) zeitigte auf der Straße herzliche Ovationen, und auf dem Bahnhof war ein aus den bedeutendsten Persönlichkeiten der Regierungs- und Hofkreise bestehendes Publikum erschienen, um das Fürstenpaar noch einmal zu grüßen.

Die große Flottenparade auf der Themse (Abb. S. 1264—1265 und beistehende Karte). Die Elite der britischen Riesenflotten ist in der Themse vor Anker gegangen. Die kleineren Schiffe der imposanten Flotte, namentlich die Flottille der Unterseeboote, drangen bis ins Zentrum der Stadt vor.

Der Thronwechsel in Persien (Abb. S. 1262). Wie Sultan Abdul Hamid wurde der persische Schah Mohammed Ali in seiner Hauptstadt von den Truppen der Verfassungspartei entthront. Auch in Persien blieben die siegreichen Freiheitskämpfer der angestammten Dynastie und der gesetzlichen Erbfolgeordnung treu; sie proklamierten Mohammed Alis Sohn Achmed Mirza als neuen Shah-in-Shah.



Karte zur Themse-Fahrt der englischen Kriegsflotte.

Max Klingers Wandgemälde für die Aula der Leipziger Universität (Abb. S. 1267). Max Klinger hat in dreijähriger Arbeit ein Monumentalbild geschaffen, das von nun ab von der westlichen Längswand der ehrwürdigen Halle herableuchten soll. Der Künstler hat in diesem Bild Hellas, die Heimat der Kunst und der modernen Kultur, verherrlicht.

Das Unglück auf der Radrennbahn Botanischer Garten in Berlin (Abb. S. 1266). Am 18. Juli hat sich auf der Radrennbahn im alten Botanischen Garten in Berlin ein furchtbares Unglück ereignet. Das Motortandem zweier Schrittmacher sprang über die niedrige Barriere und ergoß das brennende Benzin seines Motors über die dichtbesetzte hölzerne Zuschauertribüne. Mehrere Tote und zahlreiche Schwerverletzte wurden das Opfer des Unfalls.



Gen.-Ltn. z. D. Friedr. Frhr. v. Dincklage.

Lathams Flugversuch über den Kanal (Abb. S. 1266). Der kühne Versuch, von Sangatte nach Dover zu fliegen, ist leider nicht geglückt. In der Mitte des Kanals versagte der Motor, und der Apparat fiel ins Wasser. Latham wurde von dem begleitenden Torpedoboot aufgefischt.

Personalien. Friedrich Wilhelm v. Loebell (Abb. S. 1261), der bisherige Unterstaatssekretär der Reichskanzlei, hat bei dem großen Revirement in der Reichsregierung den wichtigen Posten des Oberpräsidenten von Brandenburg erhalten. — Hauptmann von Schwartzkoppen (Abb. S. 1262), der seit Jahren als persönlicher Adjutant des Fürsten Bülow fungiert hat, wird bis auf weiteres auch in der nächsten Umgebung des neuen Reichskanzlers verbleiben. — Der 23jährige Prinz Alfons von Bourbon-Orleans (Abb. S. 1262) ist des Titels eines Infanten von Spanien verlustig erklärt worden, weil er sich gegen den Willen des Königs mit der evangelischen Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha vermählt hat. — Don Carlos † (Abb. S. 1262). In Varese ist, 61 Jahre alt, Prinz Carlos Maria von Bourbon, Herzog von Madrid, gestorben, der bis zu seinem letzten Atemzuge die Rechtmäßigkeit der Regierung Alfons' XIII. bestritten hat.

Generalleutn. z. D. Friedrich Frhr. v. Dincklage-Campe (Abb. S. 1260) feiert am 25. Juli seinen 70. Geburtstag. Der General hat neben seiner glänzenden militärischen Laufbahn noch größeren Ruhm mit der Feder erworben. Seine prächtigen Militärgeschichten sind weitesten Kreisen bekannt und erwerben sich immer noch neue Freunde.

Die Toten der Woche

Graf Emmerich von und zu Arco-Valley, Kaiserl. Deutscher Gesandter in Brasilien, † in Petropolis am 14. Juli.

Don Carlos von Bourbon, Herzog von Madrid, der spanische Thronprätendent, † in Varese am 18. Juli.

Professor Vittorio Matteucci, Direktor des Observatoriums auf dem Vesuv, † in Neapel am 16. Juli.

Bischof Wexelsen von Drontheim, der höchste Geistliche Norwegens, † in Drontheim am 19. Juli im 61. Lebensjahr.

Bilder vom Tage



Spezialaufnahme für die „Woche".

Der neue Oberpräsident der Provinz Brandenburg:

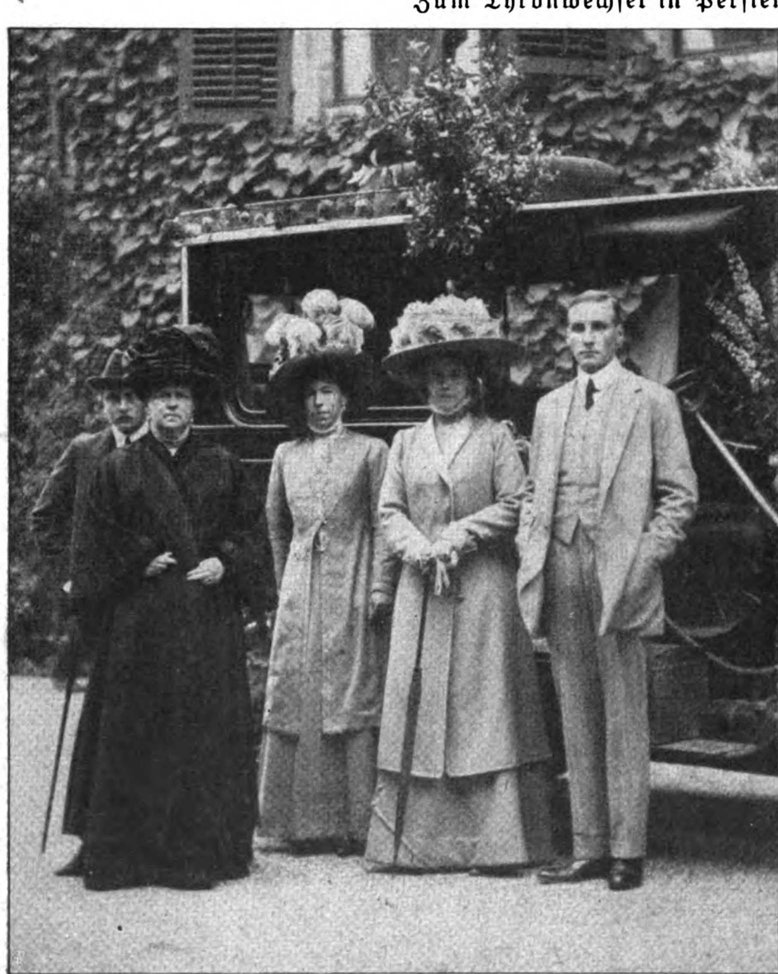
Friedrich Wilhelm von Loebell.



Der neue Schah Achmed Mirza.

Schah Mohammed Ali dankte ab. Phot. Thiele.

Zum Thronwechsel in Persien.



Von links nach rechts: Prinz Leopold v. Battenberg; die Brautmutter, Herzogin-Witwe Marie von Coburg; Erbprinzessin zu Hohenlohe; das junge Paar: Prinz u. Prinzessin Alfons v. Bourbon-Orléans.

Die Vermählung des Prinzen Alfons von Bourbon mit der Prinzessin Beatrice von Coburg-Gotha.

Antritt der Hochzeitsreise im Automobil. — Phot. Baudach.



Don Carlos, Herzog von Madrid †
der spanische Thronprätendent.

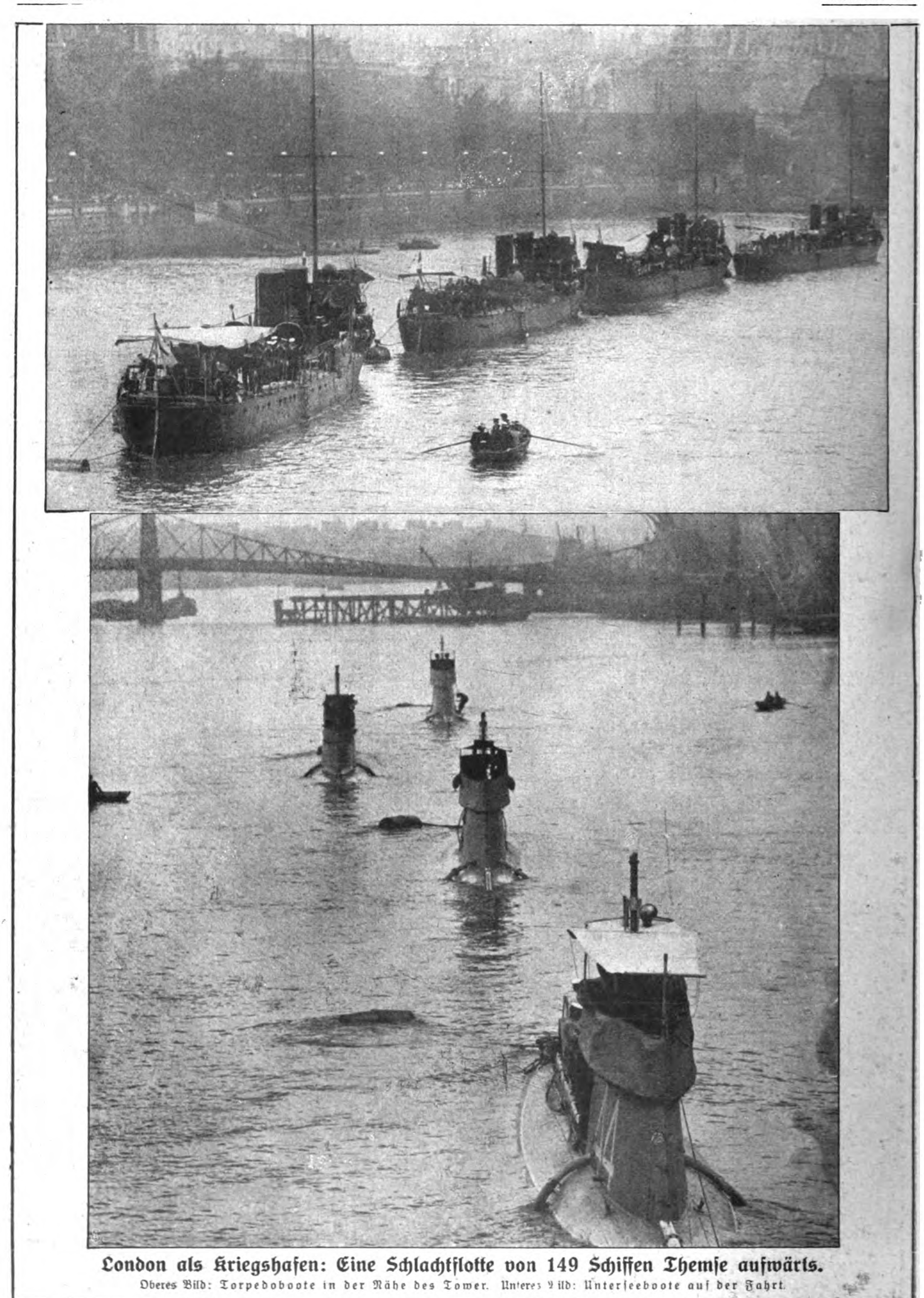


Hauptmann v. Schwartzkoppen,
der persönliche Adjutant des neuen Reichskanzlers.



Der Abschied des Fürsten Bülow von Berlin.

I. Der Reichskanzler v. Bethmann-Hollweg (1) und der Staatssekretär des Reichsamts des Inneren Delbrück (2) mit ihren Gemahlinnen auf dem Lehrter Bahnhof zur Verabschiedung vom Fürstenpaare. Phot. Elektrophot.
II. Fürst und Fürstin Bülow verlassen das Reichskanzlerpalais.
III. Der Zug setzt sich in Bewegung unter lebhaften Ovationen der Menge. Phot. Gebr. Haeckel.



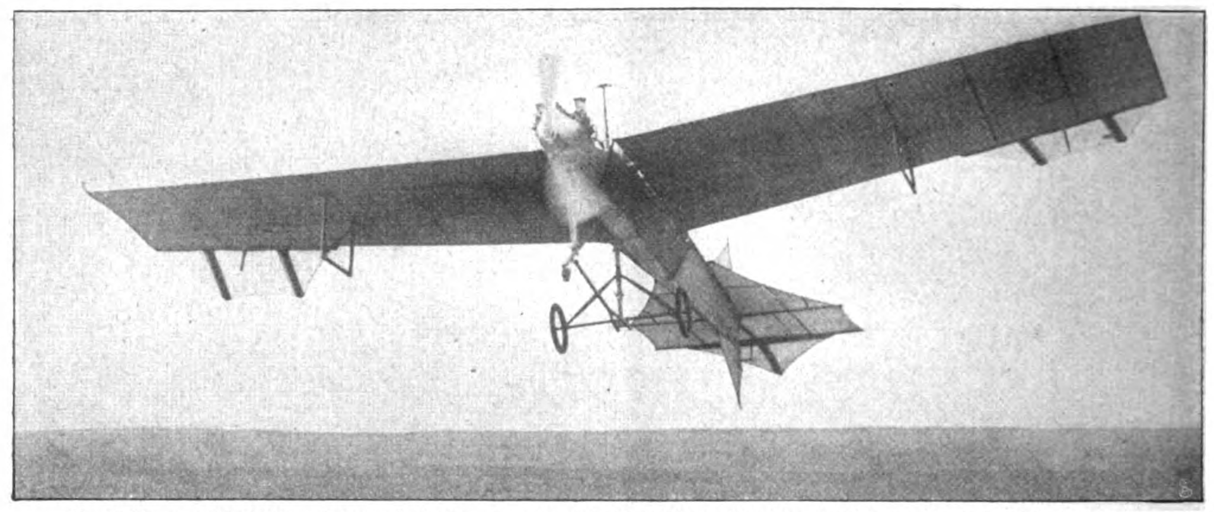
London als Kriegshafen: Eine Schlachtflotte von 149 Schiffen Themse aufwärts.

Oberes Bild: Torpedoboote in der Nähe des Tower. Unteres Bild: Unterseeboote auf der Fahrt.

Kriegsschiffe vor der Towerbrücke:

London als Kriegshafen: Eine Schlachtflotte von 149 Schiffen Themse aufwärts.





Zu Lathams mißglücktem Flugversuch über den Kanal: Der kühne Aviatiker in seinem Aeroplan bei Sangatte.
Phot. Underwood & Underwood.

Die Explosion des Motortandems nach dem Sturz auf die Zuschauertribüne. Phot. Boffchke.

Das Unglück auf der Radrennbahn im Botanischen Garten zu Berlin.



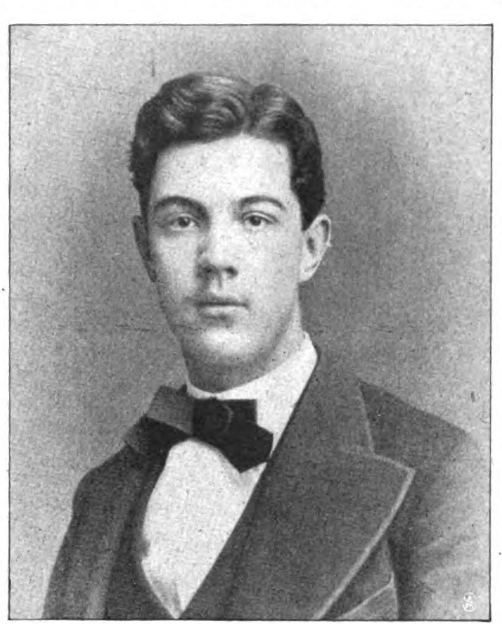
Homer am Meeresufer. Linke Hälfte von Max Klingers Wandgemälde für die Aula der Universität Leipzig.

Mit Genehmigung des Verlags E. A. Seemann in Leipzig.

Unser Reichskanzler.

Die Familie Bethmann-Hollweg.

Wenn ein neuer Mann auf den Schauplatz des Lebens tritt, ein Mann, auf den aller Blicke erwartungsvoll gerichtet sind, dann möchte man neben seiner Persönlichkeit auch das Milieu, die Familie, aus der er herausgewachsen ist, näher kennen lernen. Und zwar mit Recht, denn nur zu oft lassen sich aus Abstammung und Familientraditionen interessante Rückschlüsse auf den Charakter und die Wesensart eines großen Mannes ziehen. Auch die Familiengeschichte der Bethmann-Hollweg scheint ein treffendes Beispiel hierfür, und den, der sich näher mit ihr befaßt hat, möchte es als folgerichtige Notwendigkeit anmuten, daß die leitenden Männer unserer Zeit aus solchen Familien hervorgehen müssen, in denen sich Adel und Bürgertum, Grundbesitz und Handel im Laufe der Jahre gewissermaßen verschmolzen haben. Der Stammort der Familie Bethmann ist im Herzen Deutschlands gelegen. Es ist die alte Reichsstadt Goslar; 1416 wird der erste Bethmann hier urkundlich erwähnt. 1503 ist Tile Bethmann Ratsherr, und 1512 wird Henning Bethmann unter den Mitgliedern der Kaufmannsgilde aufgeführt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg begegnen wir den Bethmanns im Westen Deutschlands. Konrad war Münzmeister der Fürstin von Nassau-Holzapfel und später des Kurfürsten von Mainz. — Im Anfang des 18. Jahrhunderts ist Simon Moritz Bethmann Amtmann in Berg Nassau, und von hier aus leitet die Familiengeschichte nach Frankfurt hinüber, denn seine Söhne Johann Philipp und Simon Moritz wurden die Begründer des weltberühmten Bankhauses: Gebrüder Bethmann. In rascher Folge vermehren sich Wohlstand und Ansehen des Hauses, die Bethmanns verschwägern sich mit alten Frankfurter Familien und verkehren im Hause des Rats Goethe. — Der Kaiserliche Staatsrat Simon Moritz von Bethmann war bereits eine Größe seiner Zeit, der zu Alexander v. Humboldt und Mme. de Staël in Beziehungen stand, der die berühmte Danneckersche Ariadne erwarb und an den der große Kanzler Fürst Metternich „Mon cher Bethmann" schrieb. — Als Muster eines Familienvaters und Chef des Hauses widmete er sich auch dem heranwachsenden Sohn seines verstorbenen Schwagers Hollweg und verfolgte mit fürsorglichem Interesse die



Theobald von Bethmann-Hollweg
als Schüler von Pforta im Jahre 1875.



Der neue Reichskanzler auf seinem Morgenritt im Tiergarten zu Berlin.



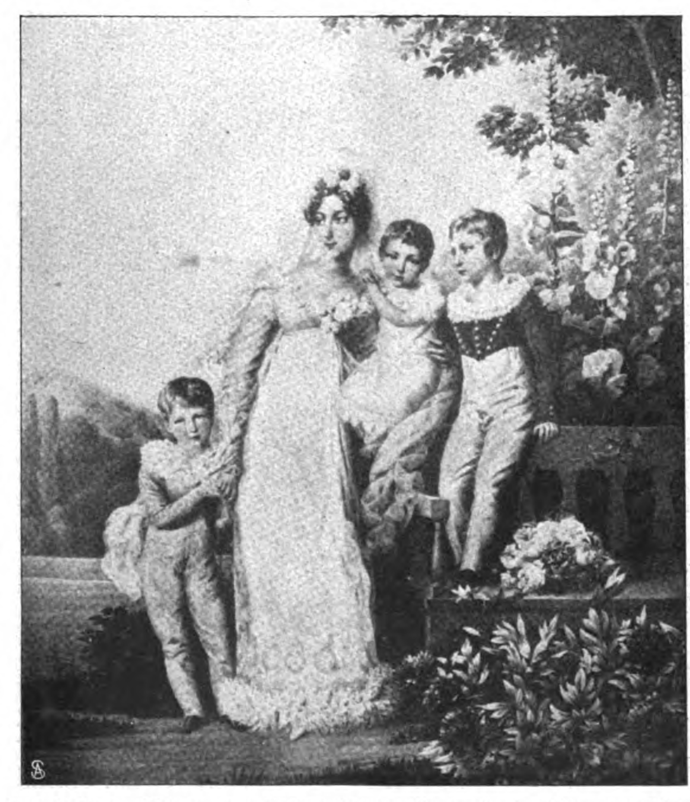


Die Mutter des Staatsrats Simon Moritz von Bethmann (Ausschnitt).



Simon Moritz Bethmann (1786).

Studien des jugendlichen August Hollweg — des glänzend begabten und vielversprechenden Göttinger Studenten. August Hollweg hat, was er schon damals versprach, in reichem Maße gehalten, er ward der nachmalige Königlich Preußische Kultusminister Moritz August von Bethmann-Hollweg, der Großvater unseres Reichskanzlers. Von seinen beiden Söhnen war der ältere Theodor, Herr auf Runowo, vermählt mit der Gräfin Freda von Arnim-Boitzenburg, der jüngere Felix erwarb die Herrschaft Hohenfinow im Kreise Oberbarnim, wo seine Gemahlin Isabella, geb. von Rougemont, die Mutter des Kanzlers, ihren Wohnsitz hatte. Hier in der schlichten und ernsten märkischen Landschaft hat Theobald von Bethmann-Hollweg die ersten Kindheitseindrücke gewonnen. Heute ist der Reichskanzler Herr auf Hohenfinow, und wenn er sich nach der Last der Staatsgeschäfte erholen möchte, so winken ihm die Kiefern von Hohenfinow.



Frau Luise von Bethmann mit ihren Söhnen Moritz, Karl u. Alexander (1817).



Aus der Jugendzeit.

Persönliche Erinnerungen von Friedrich Zimmer.

Wir waren Schulkameraden. Als ich im Herbst 1870 die alte Klosterschule Pforta bezog und in die Obertertia eintrat, fiel Theobald von Bethmann-Hollweg, der damalige Sekundus der ersten Ordnung dieser Klasse, mir gleich auf. Ich sah mich um, mit wem unter den neuen Mitschülern ich wohl gern Kameradschaft schließen möchte, und da konnte dieser offenbar tüchtige und charaktervolle Knabe mir nicht entgehen. Freilich, der Enkel eines Ministers und der eines Kleinbauern hätten wohl wenig zusammengepaßt, und so habe ich keinerlei Annäherung versucht, aber in Hochachtung seine Entwicklung begleitet.

Als primus omnium hat er Pforta im Herbst 1875 verlassen; das zeigt die Anerkennung, die er als Schüler gefunden hat. Und hätte man uns, seine Mitschüler, gefragt, wir würden ihm sicherlich den gleichen Platz gegeben haben.



Isa von Bethmann-Hollweg,
die Tochter des Reichskanzlers.

Wir hätten ihn vielleicht nicht für den bedeutendsten im engeren Kreise seiner Genossen gehalten und diese Palme wohl dem jetzigen bekannten Kulturhistoriker Karl Lamprecht gereicht, aber der unbedingten Achtung, Anerkennung und Wertschätzung seiner Mitschüler war er sicher. Die aber bezog sich in Pforta, wo unser Zusammenleben sich nicht bloß auf die Schulstunden, sondern auf die völlige Lebensgemeinschaft erstreckte, viel weniger als wohl sonst bloß auf den Schulerfolg, sondern auf den ganzen Charakter.

Auch als Schüler stand Bethmann unbedingt mit in der vordersten Reihe. Wir hatten in Pforta kostbare Einrichtungen, die auf gewöhnlichen Schulen leider gar nicht oder nur in ganz beschränktem Maß einzuführen sind. Jede Woche war ein ganzer Tag schulfrei, abwechselnd Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag. Dadurch kamen wir alle mehr oder weniger dazu, uns in die Schriften der Alten möglichst einzuleben, was die übliche statarische Lektüre in der Schule nie ermöglicht. Und, was schließlich noch wichtiger ist, wir lernten auf diese Weise uns vor zusammenhängenden größeren Aufgaben nicht fürchten. Auf diesem Gebiet, besonders durch seine überaus reiche Privatlektüre, zeichnete sich Bethmann in seiner ganzen Schulzeit in einer Weise aus, die die unbedingte Bewunderung seiner Mitschüler hervorrief. Durch den Umfang seiner Privatlektüre übertraf er uns andere alle so sehr, daß wir es nicht geglaubt haben, daß er eine so gewaltige Arbeit ohne Hilfe von Uebersetzungen zu bewältigen vermochte. Jedenfalls war er enorm fleißig.

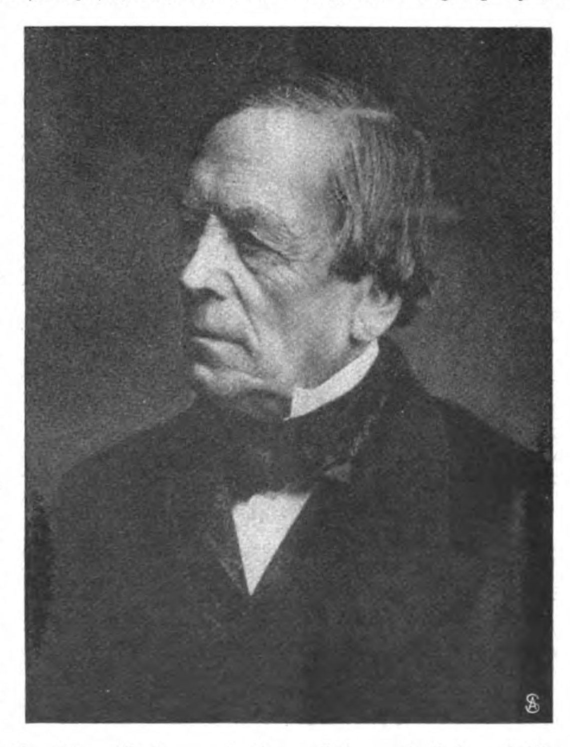


Friedrich von Bethmann-Hollweg,
der älteste Sohn des Reichskanzlers.

Eine wertvolle Einrichtung waren die jährlichen von Obersekundanern und Primanern aufgeführten Fastnachtsspiele, Aufführungen von Lustspielen der Obersekundaner, in die diese allerlei Scherz und gelegentlich Kritik ihrer Lehrer einzuflechten wußten, und von mehr oder weniger klassischen Dramen seitens der Primaner. Sorgfältig wurden von der dazu von der Klasse gewählten Kommission die Stücke ausgesucht und sorgfältig die Rollen verteilt. Man kannte sich ja untereinander recht gut, und doch war man nicht selten überrascht durch die Vertiefung einzelner in ihre Rollen. In einem solchen Spiel war Bethmann eine Rolle zugefallen, in der ich ihn heute nach 35 oder 36 Jahren noch immer höre, die Titelrolle in Gutzkows „Königsleutnant". Von der Art, wie er die Rolle dieses Deutsch radebrechenden Franzosen durchführte, waren wir alle hingerissen. Mag sein, daß Berufsschauspieler manches auszusetzen gehabt hätten — für uns konnte es keinen idealeren „Thorane" geben als unsern Bethmann. Er beherrschte die Gemüter völlig.

Im gewöhnlichen Verkehr hat er nicht viele zu engerem Umgange gehabt; er lebte in einer gewissen vornehmen Zurückgezogenheit, die sich übrigens auch dadurch einigermaßen von selbst ergab, daß er nicht als Alumnus im Anstaltsgebäude, sondern als Extraner bei einem Lehrer wohnte. Aber für hochmütig hat ihn darum niemand gehalten; er war einer der Unseren und doch über den Durchschnitt hervorragend. Das fühlte jeder, und jeder gönnte es ihm. Das Geheimnis der Macht des Adels, neben dem Familienzusammenhang die gute Kinderstube, ist mir an ihm zum erstenmal zum Bewußtsein gekommen. So wirkte er auf uns, vielfach gewiß sich selbst unbewußt.

Aber auch mit Bewußtsein konnte er seine Macht ausüben, und der philosophisch gebildete, kluge Kopf und gewandte Redner, als den er sich im späteren Leben gezeigt hat, kam gelegentlich auch schon in Pforta zur Geltung.



August von Bethmann-Hollweg, Kgl. preuß. Kultusminister,
der Großvater des Reichskanzlers.

Die Gemahlin des neuen Reichskanzlers:

Frau von Bethmann-Hollweg, geb. von Pfuel in ihrem Boudoir.

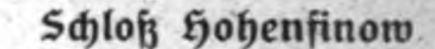
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Wir hatten in Unterprima im Deutschen Disputationen, die der unlängst verstorbene Professor Schreyer ganz ausgezeichnet zu gestalten wußte. Die glänzendste derartige Disputation war gleich die erste, und zwar durch Bethmann. Ein von mir gestelltes Thema hatte den meisten Beifall bei den Mitschülern gefunden. Es handelte sich um die Frage, ob der Geschichtsschreiber objektiv oder subjektiv verfahren solle. Der Primus der ersten Ordnung, jetzt ein bekannter Gymnasialdirektor in den Reichslanden, hatte seine Meinung in etwas gelehrter, nüchterner und schwerfälliger Art dargelegt; nun trat Bethmann auf das Katheder, und in schneller, gewandter, fast überflutender Rede deckte er seinen Vorredner so kräftig zu, daß dieser kein Wort mehr zu sagen vermochte und wir anderen dann versuchen mußten, ihn herauszuhauen. Es war durchaus nicht alles richtig, was Bethmann gesagt hatte; im Gegenteil, ich erinnere mich noch deutlich, daß er in der Form eines strengen, logischen Schlusses etwas behauptete, was gar nicht ernst gemeint sein konnte, denn es war barer Widersinn; aber in der überzeugenden Art, in der es gesprochen wurde, in der Schnelligkeit seiner Rede war es doch im Augenblick schwer einzusehen, daß diese glänzende Rüstung nur papieren war. Damals kam mir zum Bewußtsein, daß jener Jüngling vor uns anderen etwas voraus hatte, was die Schule selten und was auch das Leben manche niemals lehrt: er war Psychologe; er wußte sich nicht bloß die Frage zu stellen, wie etwas objektiv ist, sondern auch die, wie es subjektiv wirkt.

Hätte uns damals jemand gefragt: „Wer von euch kann später einmal Reichskanzler werden?“ — ich glaube, wir wären alle einig gewesen in der Antwort: „Wenn überhaupt einer, dann nur Bethmann!“





Schloß Hohenfinow



Aus der märkischen Besitzung des Reichskanzlers:
Salon im Schloß Hohenfinow.



Pferdestall und Reitbahn in Hohenfinow.
(Spezialaufnahmen für die „Woche“).

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

23. Fortsetzung.

„Also, wo haben Sie unsern Bob gelassen?" fragte Frau Ingeborg, als die Freundinnen beieinander saßen. „Haben Sie ihn mit Ihrem Mutwillen in die Flucht geschlagen? Haben Sie ihm die schwere Hand des Chefs gezeigt? Irgend etwas müssen Sie doch aufgestellt haben?"

„Du lieber Gott, mein Mutwille!" seufzte Marga Vanheil kläglich. „Sein Mut ist so gewachsen, daß mein Wille gar nicht mehr dagegen aufkommt. Und die schwere Hand des Chefs? Glauben Sie wohl, daß er bei den größten Geschäften kaum noch meine Meinung einholt? ‚Ich habe das bereits geordnet' oder ‚damit sollst du dich nicht quälen', und die Sache ist für ihn erledigt."

„Ja, was hat er denn getan, daß er fort ist?"

„Was er getan hat?" sagte sie unter zornigem Lachen. „Beim Kopf hat er mich gestern morgen genommen, abgeküßt — und fort war er."

„Das hätte ich auch getan!" Und Frau Ingeborgs herzliches Lachen mischte sich mit dem der Freundin. „Damit hat er den Beweis erbracht, daß er wiederzukommen gedenkt."

„Man läßt ein Mädchen nicht einfach mit einem Kuß auf dem Mund sitzen und sich wundern —"

„Eben deshalb, Marga. Machen Sie sich nur auf weitere Überraschungen gefaßt."

„Ach, Frau Ingeborg!" Und sie umschlang die Freundin heftig, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen.

Ingeborg Bramberg streichelte ihr Kopf und Schultern. „Du liebe, liebe Braut! Nun wirst du eine Twersten werden, und das bedeutet ein Leben leben. Blick einmal zu mir auf, damit ich dich küssen kann. Und sage ‚du' zu mir wie ich zu dir."

„Du liebe Ingeborg! Nun habe ich außer Bob auch dich noch. Kein Mensch kann reicher sein."

Und Ingeborg Bramberg spürte heimlich und tief, wie wohl ihr die Liebe des Mädchens tat.

„Willst du mir den ganzen Nachmittag schenken?" bettelte Marga Vanheil. „Ich kann heute nicht allein sein. Ich treibe nur Unnützes. Oder wirst du zu Hause von Herrn Bramberg erwartet."

„Herr Bramberg", wiederholte sie den Namen, „ist gar nicht in Hamburg. Seit Februar schon befindet er sich an der Riviera, in Nervi."

„Zur Erholung?"

„Ich glaube nicht, daß er sich wieder erholen wird. Er hat nicht viel Kräfte mehr zuzusetzen."

Mit angstvoll geweiteten Augen blickte Marga Vanheil die Freundin an, und Ingeborg Bramberg strich ihr ruhig über diese angstvollen Augen, als wäre es nicht der rechte Blick.

„Was ich für ihn fühlen kann, ist Mitleid, tiefes, menschliches Mitleid. Als man uns zu dieser Familienheirat drängte, hat man uns nicht viel nach unserer Liebe gefragt und nach dem Gleichklang unserer Lebensauffassungen überhaupt nicht. Die Frau Theodor Brambergs m u ß t e glücklich sein. Schon allein, weil sie Frau Bramberg hieß. Und Theodor Bramberg hat nie in seinem Leben anders gedacht. Siehst du, Marga, wenn ich trotzdem ein großes, großes Glück gewinnen durfte, ihm habe ich es nicht zu verdanken. Nur mir und meinem Mut zum Glück. Verstehst du mich ganz?"

Marga nickte, und ihre Augen wurden hell.

„Deshalb habe ich ein so herzliches Mitleid mit ihm," fuhr Ingeborg Bramberg fort, „weil er sich kein Glück gewann. Weil er Leib und Seele verwechselte und nie verstand, daß erst das eine dem andern Schönheit und Weihe gibt. So gewann er hundert Schemen und kein ganzes Wesen."

„Sprich nicht weiter, wenn es dir schwer wird. Eine Frau versteht leicht."

„Deshalb darf ich auch nicht lügen, wenn du mich nach Theodor Bamberg fragst. Was sich im Leben fremd blieb, kommt sich im Tode nicht näher. Das ist nur eine fromme Legende, die die Zurückbleibenden erfanden, um sich vor der Welt ein Ansehen zu geben. Mein gefestigtes Glück braucht diese Mittel nicht."

Und die Frauen sprachen lange von dem Stärksten, was Frauenherzen bewegt, und was nur wenige Männer als das Wunderbarste erkennen. — —

Marga Vanheil richtete sich auf. Horchend beugte sie sich zum Fenster. Ein Wagen fuhr vor.

„Da ist er! Da ist er, Ingeborg! Ach — und noch ein Fremder!"

„Ich lasse dich allein."

„Bitte, tue es nicht. Er bringt ja einen Fremden mit. Willst du Mutter und Erika begrüßen? Und gehe nicht, bevor du mir Adieu gesagt hast."

Ingeborg Bramberg huschte hinaus. Gleich darauf betrat Robert Twersten mit seinem Begleiter das Privatkontor.

„Fräulein Vanheil", stellte er mit einer Handbewegung vor, grüßte selbst mit einer kurzen Verbeugung, und die Herren setzten sich an Robert Twerstens Schreibtisch. Die junge Dame existierte nicht mehr. Der Gast mochte sie für eine Privatsekretärin halten.

Marga Vanheil blickte starr vor sich hin auf die Tischplatte. Mechanisch schrieb sie die Buchstaben nieder, aber ihr Herz pochte laut, und ihrem Ohre entging nichts.

Robert Twersten entnahm einem verschlossenen Fach seines Schreibtisches einige Papiere. „Wenn Exzellenz Einsicht zu nehmen belieben — ich habe den Kaufvertrag



wörtlich nach unseren Petersburger Vereinbarungen aufgestellt."

„Exzellenz?" dachte Marga Vanheil. „Und Petersburger Vereinbarung?" Und sie schielte ein wenig zu Robert Twersten hinüber. Der aber sah kalt und undurchdringbar über sie hinweg, während der Fremde aufmerksam die Papiere studierte.

Nach einiger Zeit legte der Fremde die Papiere auf den Tisch und glättete sie mit der Hand.

„Ich erwähnte bereits heute vormittag, Herr Twersten, daß die ‚Hammonia' eine gewisse Neigung zeigt, mit dem Kopf ins Wasser zu stoßen. Ich gebe zu, daß die angegebene Geschwindigkeit vollauf erreicht worden ist, aber dieser Schönheitsfehler müßte doch wohl durch einen Preisnachlaß geregelt werden."

„Leider vermag ich Exzellenz nicht darin beizustimmen", entgegnete Robert Twersten ruhig. „Ich darf — schon der renommierten Werft wegen, auf der das Schiff erbaut wurde — seinen Wert nicht herabmindern lassen, da ich, wenn es bekannt werden würde, meiner liebsten und angesehensten Verbindung verlustig gehen könnte. Das werden Exzellenz, bei den erprobten freundschaftlichen Gefühlen für mich, selbst nicht wünschen."

„Es läßt sich nicht aus der Welt schaffen, Herr Twersten."

„Ich bin gewillt, Exzellenz von der Kaufsumme den Betrag von fünfzigtausend Mark für gemeinnützige Zwecke à discretion zur Verfügung zu stellen. Exzellenz wollen diesen Betrag gütigst selbst bei der Auszahlung in Abzug bringen."

Ist er toll geworden? dachte Marga Vanheil, und ihr Herzschlag stockte.

Der Fremde spielte mit der Feder.

„Vorausgesetzt," fuhr Robert Twersten fort, „daß die Unterschrift heute noch erfolgt. Für morgen vermag ich mich nicht mehr unter den gleichen Bedingungen zu binden."

„Ich trage die Bankanweisung bei mir, Herr Twersten", sagte der Fremde langsam. „Ich kann die Überschreibung auf Ihr Konto im selben Augenblick vornehmen lassen, in dem ich dem Schiff Segelorder erteile."

„Die ‚Hammonia' kann jeden Tag zur Abfahrt nach dem nächsten russischen Hafen bereit sein. Sobald Exzellenz den Vertrag durch Unterschrift vollzogen haben werden, geht der Befehl hinaus, Kohlen zu nehmen. Den erwähnten Betrag könnte ich auch, da ich keine offizielle Danksagung liebe, morgen bei der bankgeschäftlichen Regelung persönlich in Euer Exzellenz Hände legen."

Der Fremde tauchte die Feder ein. Einen Augenblick kreuzten sich die Blicke der beiden Männer. Dann malte die Feder in breiten Zügen die Unterschrift.

Robert Twersten erhob sich. „Ich gratuliere Exzellenz zu dem schönen Schiffe. Wollen Exzellenz auch heute über meine Zeit verfügen, so bitte ich darum."

„Ich danke Ihnen, Herr Twersten. Aber dieser Abend gehört der Arbeit. Darf ich Sie morgen vormittag punkt zehn Uhr bei mir erwarten?"

„Zu jeder Minute."

Der Fremde verabschiedete sich. Ein flüchtiges Kopfnicken galt der Dame. Robert Twersten verfolgte den Gruß mit einem hochmütigen Blick, der Marga Vanheil das Blut in Wallung setzte. Dann geleitete er den Fremden hinaus, kehrte zurück und zog die Tür hinter sich ins Schloß. Noch behielt er den hochmütigen Blick bei.

„Nun — — ?" fragte er.

„Ich zweifle bald an deinem Verstand, Bob", sagte sie atemlos.

„Nun?" wiederholte er. „Muß ich dich erst holen?"

„Um alles in der Welt, Bob, erkläre mir —"

„Muß ich dich erst holen?"

Da gewahrte sie, daß seine Augen lachten, und daß sein Blut in hellem Aufruhr war. Mit mädchenhafter Gelenkheit brachte sie den Stuhl zwischen sich und ihn.

„Was hast du, Bob?"

Über das Hindernis hinweg riß er sie in seine Arme. „Dich habe ich, dich!" Und er suchte ungestüm ihren Mund.

„Das geht nicht so wie gestern morgen!"

„Das geht noch ganz anders!"

„Frecher Mensch!"

„Liebe, angebetete Braut . . . !"

„Herrgott, Bob — —!"

Sie ergab sich ihm und erwiderte seine Küsse. Und in Martin Vanheils altem Privatkontor lief ein Flüstern die Wände entlang. . . .

„Nun komme ich nicht als Heimatloser zu dir und nicht als Stellenloser. Und ich komme nicht mit leeren Händen zu Marga Vanheil."

„Ich bitte mir nur dein volles Herz aus. Es darf nie leerer sein als meins."

„Und dem Vater bringe ich den Beweis, daß ich ein Kaufmann geworden bin wie er. Nein, die Tochter bringt ihm den Beweis."

„Zwei Minuten, Bob. Und du sollst mich so viel küssen dürfen, wie du willst. Aber in den zwei Minuten will ich erfahren, was los ist?"

„Das weißt du nicht?" tat er erstaunt. „Die ‚Hammonia' habe ich verkauft, Mädchen!"

„Die ‚Hammonia'? Junge, die gehört doch deinem Vater?"

„Das weißt du auch nicht? Ich habe doch darum gehandelt und sie mir fest an Hand geben lassen. Heute ist sie mein!"

„Und du hast inzwischen mit Rußland verhandelt? Und in Petersburg warst du?"

„Also selbst das weißt du nicht! Und so etwas will sich als Chef aufspielen! Und hat seit Wochen und Monaten nichts als Liebesgedanken im Kopfe gehabt. Warte, morgen revidiere ich die Bücher!"

„Revidiere lieber heute meinen Kopf", rief sie und griff nach dem seinen.

„Schickt sich das im Kontor?"

„Was die Frau tut, schickt sich. Befasse dich mit den Prinzipalseigenschaften gefälligst allein!"

„Tu den Schreibärmel ab! Meine Frau könnte wahrhaftig glauben, ich küßte meine Kontoristin!"

„Da liegt er! Und jetzt erwartet deine Frau auf der Stelle die Huldigung, die deiner Frau zukommt!"



„Deern!" rief er und riß sie auf seinen Schoß.

Und wieder lief das Flüstern durch das alte Privatkontor Martin Vanheils. . . .

Es klopfte. Sie fuhren auf, und Robert Twersten drückte das Mädchen mit weichen Händen in den Stuhl. Dann ging er und öffnete.

„Herr Twersten in Firma K. R. Twersten", meldete ein Buchhalter.

„Ah — Papa! Bitte, tritt ein!"

Karl Twersten trat näher, legte Hut und Stock ab und begrüßte Marga.

„Nun —? Wie sehen Sie denn aus, Kind?"

„Meine Frau, Papa!"

„Was —?" Karl Twerstens Blicke gingen erstaunt von dem einen zur anderen.

„Entschuldige, Papa." Robert Twersten lachte ihn an. „In unserer Glückseligkeit haben wir bereits die Begriffe verwechselt. Ich möchte dir in Marga deine Tochter zuführen und dich bitten, sie so liebzuhaben, wie ich sie habe."

Marga Vanheil hatte sich, glühend rot, erhoben. Mit niedergeschlagenen Augen stand sie vor Karl Twersten.

„Sieh mich einmal an, Kind. Ich denke, zwei alte Geschäftsfreunde wie wir, wissen, was sie voneinander zu halten haben, und fürchten sich nicht voreinander. So ist es recht."

Sie hatte die Augen gehoben, die tränenschwer waren. Und jetzt streckte sie mit einer mädchenscheuen Bewegung die Hände aus. Karl Twersten aber nahm sie fest in seine Arme. „Du warst mir schon lieb, als du mir noch nicht den Jungen da wiedergebracht hattest."

„Habe ich das, Vater?" Und sie küßte ihn.

„Ich glaube," sagte Karl Twersten, „noch solch einen Tochterkuß, und ich verzeihe ihm sogar, daß er mich, was keinem gelang, kaltblütig übervorteilt hat."

„Das hätte Bob getan? Ja, dann wirst du ihn als Kaufmann anerkennen."

„Gib mir mal den Kaufvertrag, Robert, den du mit dem Russen geschlossen hast. Feldermann hat mir Bericht erstattet."

„Hier ist er, Papa."

Karl Twersten ließ sich am Schreibtisch nieder. Seine Augen überflogen das Papier, trafen auf die Kaufsumme — langsam blickte er auf.

„Du hast viel gelernt, Robert. Das war eine meisterliche Ausnutzung der politischen Konjunktur."

„Es ist deine Schule, Papa. Hamburger Kaufleute, so hast du mich gelehrt, sollen ihre Augen nicht nur im Hauptbuch, sondern in der Weltgeschichte haben."

„Und diese Lehre wendest du zuerst sehr lobenswert gegen den eigenen Lehrer an. Tja! Und wenn ich die ‚Hammonia' nicht aus dem Hafen ließe? Denn noch gehört sie mir."

„Der Handschlag von Karl Twersten ist soviel wert wie seine ganze Werft und noch etwas mehr."

„Und noch etwas mehr." Twersten erhob sich. „Komm, Junge, ich habe dir noch nicht zu dieser Frau gratuliert. Denn sie — sie ist auch noch etwas mehr wert als die Werft. So, Robert," sagte er, hielt den Kopf des Sohnes von sich ab, um den Blick in seine Augen senken zu können, „nun haben wir unseren Frieden gemacht."

Er streckte die Hand nach Marga aus.

„Komm du auch, Kind. Du darfst nie mehr zwischen uns fehlen."

Und nach einer Weile fragte er: „Weiß es schon Frau Henriette? Nein? Dann wollen wir zu ihr gehen."

„Frau Bramberg ist bei ihr, Vater", sagte Marga Vanheil hastig.

Twersten sah sie ruhig an. „Ihr liebt euch wohl sehr, Marga?"

„Sie liebt uns beide, Bob und mich. Und mir hat sie zur Verlobung das schwesterliche Du geschenkt."

Robert Twersten reichte seinem Vater stumm die Hand. Und sie gingen hinauf in die Wohnung.

„Frau Henriette," sagte Twersten, „Sie müssen mir schon gestatten, daß ich Sie bei Ihrem Vornamen nenne. Denn Marga möchte den Namen Twersten annehmen, und ich bin sehr glücklich über ihren Entschluß. Machen Sie ihn ihr nicht schwer."

Frau Henriette kam nicht zu Wort. Die jungen Menschen ließen sie nicht aus den Armen und drehten sie im Kreise.

„Kinder — aber, Kinder! Man sollte wirklich nicht meinen, daß man in Hamburg wäre!"

„Ach, Mutter, wie die Stadt heißt, ist ja gleich! Wenn w i r nur darin sind!"

Und sie nahmen sie und liefen mit ihr zu Erika, die im Nebenzimmer die Schreibübungen ihrer Jungen beaufsichtigte.

Karl Twersten wandte sich Ingeborg Bramberg zu. Ungerufen kam sie zu ihm.

„Daß du heute hier sein mußtest, Ingeborg! Als ob ein unsichtbares Schicksal es ausspräche: Ihr seid die Familie."

Ihre Schulter berührte leise die seine. Es wallte wie dasselbe Blut durch sie hindurch. „Ob ein sichtbares oder ein unsichtbares Schicksal es ausspricht, Karl — ich weiß nur, daß wir es sind."

„Nun haben wir zwei Kinder, Ingeborg."

„Und Liebe genug für sie." — —

Im Kontor wurde Feierabend gemacht. Man hatte nach dem alten Rochus geschickt, und er erschien mit der Miene eines Erlösten.

„O, wenn Sie wüßten, wie es mich nach meinem alten Stuhl im Vorderkontor verlangt hat, seit Herr Robert Twersten im Geschäft erschien. Haben Sie Dank, Herr Twersten, daß Sie es mit einem alten Manne gut gemeint haben. Und meinen herzlichsten Glückwunsch."

Und Fritz Vanheil erschien und brachte Feldermann mit.

„Nein, Feldermann, Sie bleiben", bestimmte Robert Twersten, als der Oberingenieur erschrocken zurückweichen wollte. „Oder ich erzähle alles, was wir uns diese Nacht auf See gebeichtet haben."

„Was war das?" fragte Marga leise und drückte seinen Arm.

„Liebesgeschichten. Nur für Junggesellen."

Es war kein fürstliches Verlobungsmahl, das sie ab-

hielten. Aber alle, die um den runden Tisch Martin Vanheils saßen, unter den lustigen, schwarzen Schildereien des kunstsinnigen Großvaters, fühlten sich wie Fürsten des Lebens. Karl Twersten erhob sein Glas.

„Ich trinke das Wohl der beiden Hamburger Kinder, die sich das Glück nicht schenken ließen, die es sich durch eigene Besitzrechte erwarben. Es gibt kein Glück — oder es muß erkämpft werden. Wenn dieses Wort alle Nachfahren verstehen lernen, wird es wohl um uns stehen und wohl um unsere Vaterstadt, um unser Vaterland. Tragt euer Panier durch die Welt, soweit auf den Meeren die Hamburger Flagge weht. Auf euren Lebenssieg trinke ich mit allen, die um mich sind, dieses Glas.“ —

Und alle, die um Karl Twersten waren, dachten mit glänzenden Augen des Sieges, den sie in ihrem Leben erstritten hatten, oder den sie zu erstreiten festen Willens geworden waren. — —

20. Kapitel.

Es war die erste Sommerfahrt, die der Chef der Firma K. R. Twersten sich seit vielen Jahren gönnte. Die Ausspannung, fern von den Geschäften, tat ihm gut. Hatten doch die letzten Monate eine Fülle von Ereignissen gebracht, die bewältigt werden mußten, damit der zukunftsklare Tag in seine Rechte treten konnte.

Theodor Brambergs Kräfte hatten den April nicht überdauert. Von Nervi war seine Leiche nach Hamburg übergeführt worden, und auf dem frühlingsfrischen Friedhof von Ohlsdorf war der Unruhige zur Ruhe bestattet worden.

Es galt, der verwaisten Firma den Chef zu geben. Von Frau Ingeborg kam die Anregung.

„Die Firma Vanheil ist zu eng für Robert. Seine Kräfte beanspruchen ein weites Feld mit einem unumschränkten Gesichtskreis. Und die Firma Bramberg und Co. würde unter seiner Führung einen neuen, großen Aufschwung erleben.“

„Einiges Kapital steht ihm heute zur Verfügung“, meinte Karl Twersten sinnend. „Aber die Haupteinlage bestände doch aus seinen Fähigkeiten.“

„Auch wenn er kein Kapital mitzubringen hätte, Karl — ich betrachte ihn als meinen Sohn und Erben.“

Sie sprachen noch mehrere Tage darüber und fanden, daß es ihr Lieblingsthema geworden war. Da baten sie Robert und Marga zu sich, und Frau Ingeborg erläuterte ihnen ihren Vorschlag, die Firma Vanheil als Nebenstelle in die Firma Bramberg aufgehen zu lassen, deren gesamte Leitung Robert Twersten zu übernehmen haben würde.

Ohne lange Überlegung griff Robert Twersten zu. „W i r sind es ja,“ erklärte er Marga, „die die Reederei übernehmen, wir dehnen uns aus. So mußt du die Dinge betrachten. Die Firma Vanheil ist es, die sich zur Firma Bramberg erweitert. Denke dir den Stolz deines Vaters, wenn er das erreicht hätte!“

Da gab auch Marga nach, und ihr hanseatisches Kaufmannsblut fühlte nicht minder den Stolz.

Die Hochzeit Robert Twerstens und Marga Vanheils hatte stattgefunden. Sie blieben in Hamburg und widmeten ihre ganze Tatkraft den Aufgaben, die die neue Situation im Gefolge hatte. Bald schon, und Marga Twersten überließ mit glücklichen Augen dem Manne die Geschäfte allein.

„Es geht mit mir an die sechzig“, sagte Karl Twersten, als er sich von seinem Sohne verabschiedete, um die Erholungsreise anzutreten. „Ich werde nun auch über die Nachfolge auf der Werft nachzudenken haben, wenn ich auch hoffe, noch für zehn Jahre das Steuer in der Hand behalten zu können. Immerhin — ich habe einen Plan, der mir des Nachdenkens wert scheint.“

„Komme in alter Frische wieder, Papa.“

„Das werde ich. Denn unsere Freundin Ingeborg wird mich überwachen.“

„Ich werde es ihr noch einmal besonders ans Herz legen, Papa.“

An einem sonnigen Augustmorgen fuhren Karl Twersten und Ingeborg Bramberg über die See nach Gotenburg und weiter durch den Gota-Kanal nach Stockholm. Es lag ihnen nicht daran, rasch vorwärts zu kommen. Sie suchten die Ruhe und das Alleinsein in der Ruhe.

Die stark wirkenden Szenerien bei Trollhätta lagen hinter ihnen. Das Kanalboot glitt in stiller Fahrt durch die anmutreichen Lande Mittelschwedens. Sie standen an Deck und blickten in die sonnenbeschienene Welt.

„Das kann man nicht allein genießen“, sagte Karl Twersten.

Und Ingeborg Bramberg antwortete: „Das kann man nur mit dir genießen“, und suchte seine Hand und hielt sie.

„Nun fesselt uns kein Band mehr als nur noch das unsere, Ingeborg.“

„Und dies Band ist keine Fessel und wird es niemals sein.“

„Ich habe dir noch nicht gesagt, daß Angele sich wiederverheiratet hat. Sie ist schon seit Jahren die Frau eines höheren Beamten auf Kuba. Ich habe es Robert am Tage vor seiner Hochzeit mitgeteilt, und ich merkte ihm an, daß es ihm eine Beruhigung war.“

„So wollen auch wir ihr alles Glück von Herzen gönnen.“

Sie nickten sich zu, und ihre Gedanken nahmen einen anderen Flug.

Der Spätabend fand sie noch immer an Deck. „Fühlst du dich wohl, Ingeborg?“ fragte er, und seine Stimme hatte einen besonderen Klang.

„Deine Liebe und Freundschaft ist mir doch die Welt.“

„Ich könnte dich fragen, ob dir diese Stellung genügt? Ob du sie vor der Öffentlichkeit befestigt haben möchtest?“

„Befestigt —?“ wiederholte sie und sah ihn an. „Gibt es denn etwas Festeres? Nein, Karl, das Verhältnis, in dem wir zueinander stehen, war nie für die Menge, und die Empfindungen, die wir füreinander hegen, haben es nicht nötig, nachträglich der Öffentlichkeit ein Schauspiel zu geben.“

„Du sprichst, was ich denke. Das alles gehört uns allein an.“

„So allein, Karl, daß keine anderen Augen unser Glück bespähen und aus dem Feiertagsraum auf den Werktagstisch legen sollen.“



„Das hat mich in schwerster Zeit über mich selbst erhoben und mich stark gemacht, dieses Bewußtsein, daß du mir den Feiertagraum hütest."

„Ich habe nie für deine Größe und Stärke gefürchtet", sagte sie und schüttelte leise den Kopf.

Er stand an der Brüstung des Bootes und schaute, in Gedanken versunken, in das Wasserspiel.

„Ich glaube, ich habe des Rätsels Lösung gefunden, Ingeborg. Wir Männer, die wir Kampfnaturen sind, brauchen jemand, der unbeirrt an uns glaubt. Und das kann bei einem Manne nur eine Frau sein. Eine Frau, die uns soviel bedeutet, daß wir alle und alle unsere Kräfte spielen lassen, um ihr Gefallen zu erringen, ihre Bewunderung. Damit sie aus ihrem innersten Gefühl heraus das Recht gewinnt, sich zu sagen: Ja, er war meine Hingabe wert. Und diese Hingabe adelt ihn wie mich."

„Wir Frauen", entgegnete die Freundin, „können das nicht in Worte fassen. Aber unser Leben danach gestalten, das können wir."

Das Gewand mit Sternen geschmückt, zog die Nacht herauf. — —

Durch Stockholm waren sie gewandert, und nichts wollten sie, als ihre Blicke schweifen lassen, während ihre Herzen sich nahe waren. Der Abend senkte sich über den Lärm der genußfrohen Stadt. Die Schären des Salzmeeres schwanden im Dämmerlicht, und über die glitzernde Fläche des Mälarsees spannte sich rote Glut.

Auf der Terrasse des Königsschlosses standen sie, die ein genialer Baumeister aus flacher Hand wachsen ließ, um dem Horst der Fürsten das Herrschergesicht zu geben. Und ihr Blick ging weit hinaus über die Stadt, die Gewässer des Meeres und des großen Sees.

Seltsame Stadt! Ein ewiges Hochzeitlager erscheint sie dem Auge. Aus südlichen Zonen kam der Genuß und vermählte sich mit der frischen Kraft des Nordens, die ihn lachend in die Arme nahm. Hin und her schießen die kleinen, weißen Dampfer, die von Stadtteil zu Stadtteil die Menschen tragen; und wo sie landen, ist ein selig Gestade.

„Wie sich alles drängt, dem Leben die Partie abzugewinnen," sagte Karl Twersten, „und für jeden ist es ein anderes Spiel. Da soll man nicht Splitterrichter sein. Was wissen wir von all den Seelen."

„Ein jeder glaubt, auf der rechten Fährte nach dem Glück zu sein", erwiderte Ingeborg. „Und jeder glaubt den anderen auf der falschen."

„Wo nähme die Welt sonst wohl ihre Spannkraft her", meinte Twersten. Und sie standen und schauten und sprachen ein Wort und wieder ein Wort, und ohne es zu wissen, hatte Twersten begonnen, die Werft in ihr Gespräch zu ziehen und seine Pläne zu entwickeln.

„Es sind grundverschiedene Naturen, die ich im Auge habe, aber wenn ich sie zusammenfasse, wird kein einseitiges Beharren und auch kein leichtfertiges Ungestüm Platz greifen können. Ich denke an meine besten Ingenieure, Feldermann und Fritz Vanheil. Und an Robert. Er wird in der Hauptsache die Reederei leiten. Aber er wird sie von Jahr zu Jahr vergrößern und einen neuzeitlichen Schiffspark auf der Werft bauen lassen, und dadurch, daß er Mitinhaber der Werft sein wird, soll es ihm leichter gelingen. So wird die Werft, wie ich es gewünscht habe, nicht nur den Namen, sondern auch den Mann Twersten behalten, wenn ich einmal nicht mehr da bin. Du weißt, daß ich meines Vaters und Großvaters wegen die Werft nicht in einem andern Besitz als dem der Familie sehen möchte. Nun: Fritz Vanheil ist Roberts Schwager, und Feldermann wird, wenn mich nicht alles trügt, nicht weit davon ab sein."

„Ich habe es seit langem bemerkt", sagte Ingeborg und lächelte in die Ferne.

„Und behältst es für dich?"

„Haben wir nicht genug mit uns zu tun?"

„Liebe Frau . . .", erwiderte er nur. Und er fuhr fort, seinen Plänen Gestalt zu geben.

„Wenn ich wieder in Hamburg bin, werde ich Feldermann und Fritz Vanheil stärker in den kaufmännischen Betrieb einweihen, damit sie auch hierin selbständig werden und nicht allein auf Robert angewiesen sind, der doppelte Lasten zu tragen haben wird."

„Du bist aber noch nicht in Hamburg, sondern du bist in Stockholm und auf einer Erholungsreise."

„Verzeihe, Ingeborg. Ich muß mich wahrhaftig erst an die Ferien gewöhnen. Aber nun auch kein Wort mehr von Geschäften. Wir stehen im Paris des Nordens, aber wenn ich nach Paris verlange, werde ich an die Seine fahren, in Stockholm suche ich Schweden! Sieh, wie fahlgelb über der Altstadt der Mond aufgeht. Komm, der soll uns führen."

Und sie verließen die Terrasse und überschritten die Straße und waren im Häusergewühl der Altstadt. Was die großen Brände verschont, was die Spitzhacke der Menschen zu wertlos befunden hatte, hier stand es, engbrüstig, aneinandergepreßt, mit neugierigen Giebeln auf roten Backsteinmauern. Stand und wisperte miteinander, wenn das Mondlicht über ihre Dächer schmeichelte. Von Schwedens Großmachttagen, da rotes Gold floß und rotes Blut.

„Hier ist Stockholm", sagte Twersten und ließ den Blick über den menschenleeren mondbeschienenen Großmarkt gleiten. „In den alten Bauwerken steckt die Geschichte eines Landes. Man sollte ein altes Bauwerk so wenig niederreißen dürfen, wie man ein Blatt aus dem Geschichtsbuch reißt. Der Phantasie eines Volkes müssen die Weideplätze erhalten bleiben, wenn sein Geist nicht auf den Tag zusammenschrumpfen soll."

„Es ist gruselig hier", flüsterte Ingeborg und schmiegte sich fester an ihn.

„Famos ist es! Auf diesem Platze ließ der zweite Christian den Adel köpfen. Schau, ist es nicht, als ob es an den alten Giebelfenstern wie Schemen huschte, die sich drängen und stoßen und die langen Hälse recken, froh, daß auf ihren Hälsen nur Proletarierköpfe sitzen? Denn mit den vornehmen Köpfen geht der Herr Christian auf den Kegelschub. Er hatte ein königlich Gelüst nach gebeugten Rücken, und die Rücken der Stockholmer waren beängstigend steif. Da half er nach: Hut ab! Und saß der Hut zu fest, mochte der Kopf drin steckenbleiben. Hut ab! Das war ein Stück Arbeit. Zwei Tage brauchte das Henkerschwert. Die Hälse blieben steif, bis das



Schwert die Wirbel durchfuhr.“

„Scheußlich!“

„Scheußlich? Doch Kerle, die Männer von damals! Und konsequent wie ihr König!“

Wohin sie gingen in diesen Tagen, überall empfanden sie den starken Gruß des Lebens. Selbst auf den Friedhöfen, in den Kirchen. Sie sahen die Bettler selbst vergnügte Gesichter ziehen, und auf den Bänken zwischen den Gräbern hockten zittrige Greislein und sonnten sich. Ein Händler ging von Bank zu Bank und verkaufte trockene Semmeln an die Alten. Ringsum ein Genießen, trotz der lastenden Hitze.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Naturbilder.

Von Max Bewer.

Toteninsel.

Der du hinüber ruderst die Seelen
Auf des Lebens verflüsternder Flut
Nach der zypressenumdüsterten Insel,
Die in des Todes Geheimnissen ruht...

Ungezählte Scharen von Schatten
Trug schon hinüber dein rauschender Kahn,
Einsam vertrautest du, schweigender Schiffer,
Heimwärts dich selbst nur der schaurigen Bahn!

Höre mich mitleidergriffenen Rufer:
„Einmal, nur einmal bringe zurück
Eine Seele vom anderen Ufer,
Hörst du sie jammern nach irdischem Glück!“

Näher und näher hör ich beklommen
Kommen dein klopfendes Ruder im Meer,
Droben erwachen die funkelnden Sterne,
Aber dein Nachen blieb dunkel und leer!

Ein Bergsee.

Wie ein schweigender Gefangner
Vornehm trägt sein tiefes Weh,
Ruht in ewigen Bergesketten
Weltverstummt ein dunkler See,

Zitternd über seinen Spiegel
Nur ein bleicher Schimmer weht,
Wie in Einsamkeit ein Auge
Oft von selbst in Tränen steht...

Das Geständnis des Angeklagten.

Von Landrichter Dr. A. Henschel, Hamburg.

Unter den Beweismitteln, die dem Strafrichter zu Gebote stehen, um Gewißheit über die Schuld des Angeklagten zu erlangen, spielt das Geständnis eine hervorragende Rolle. Besitzt doch der Verbrecher selbst in weit höherem Maß als irgendeine andere Person die Fähigkeit, über alle Einzelheiten der Straftat Auskunft zu geben. Anderseits bringt es der Selbsterhaltungstrieb mit sich, daß der Schuldige in den meisten Fällen durchaus nicht ohne weiteres zur Ablegung eines Geständnisses bereit, sondern im Gegenteil bestrebt ist, durch Verschweigung der Wahrheit und durch unwahre Angaben seiner Verurteilung zu entgehen. Unter solchen Umständen liegt die Frage nahe, ob dem Staat das Recht zusteht, ein Schuldbekenntnis des Angeklagten zu fordern und nötigenfalls durch geeignete Maßnahmen zu erzwingen.

Diese Frage ist im Laufe der Zeiten verschieden beantwortet worden.

Jahrhunderte hindurch galt die Folter als erlaubtes und gebotenes Mittel, um dem nichtgeständigen Angeklagten die Zunge zu lösen. Diese im römischen Recht anfangs nur gegen Sklaven, später auch gegen freie Bürger angewendete Zwangsmaßregel war dem kanonischen Recht — abgesehen von der Ketzerinquisition — fremd und auch dem älteren deutschen Strafverfahren unbekannt. Erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts fand unter italienischen Rechtseinflüssen die Tortur auch in Deutschland Eingang. Die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. vom Jahre 1532 bestimmte, daß die Folter nur auf Grundlage eines starken Indizienbeweises zulässig sein sollte. Ueber diese Schranken setzte sich jedoch die Praxis in der Folgezeit allmählich hinweg. Insoweit sind bemerkenswert die Hexenprozesse des 16. und 17. Jahrhunderts, in denen Tausende von Unschuldigen so lange gemartert wurden, bis sie einräumten, mit dem Teufel im Bunde zu stehen und die scheußlichsten Missetaten begangen zu haben. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde endlich die Folter fast überall aufgehoben: Den Anfang machte Friedrich der Große durch die Kabinettsorders von 1740 und 1754; ihm folgten allmählich die anderen Regierungen, darunter Oesterreich im Jahre 1776, während in einigen deutschen Staaten die Aufhebung der Tortur erst erheblich später, z. B. in Gotha erst im Jahre 1828, erfolgte.

Vom Standpunkt einer an den Geständniszwang gewöhnten Praxis ergab sich die Notwendigkeit, die durch die Abschaffung der Folter entstandene Lücke auszufüllen. Diesem Zweck dienten in erster Linie die sog. Ungehorsams- und Lügenstrafen, bestehend in körperlichen Züchtigungen, verschärftem Arrest und ähnlichen Mitteln, durch die der Beschuldigte für sein Leugnen bestraft wurde. Daneben bildete sich eine besondere Inquisitionskunst aus, die zur Erlangung des Schuldbekenntnisses eine Reihe von Kunstgriffen anwandte, beispielsweise durch absichtliche Verwicklung in



Widersprüche den Beschuldigten zu fangen, durch Ueberraschungen eine Erschütterung seines Gemüts zu bewirken versuchte, und dergleichen.

Eine prinzipielle und durchgreifende Aenderung dieses Rechtzustandes brachten erst die Ereignisse des Jahres 1848, die die Wirkung hatten, daß in der folgenden Zeit fast in allen deutschen Staaten der bisherige Inquisitionsprozeß beseitigt und durch das Anklageverfahren ersetzt wurde.

Ueberblickt man in bezug auf die vorliegende Frage die historische Entwicklung einerseits und die demnächst in Betracht zu ziehende moderne Auffassung anderseits, so tritt in der verschiedenen Behandlung des Geständnisses der Gegensatz zweier Prozeßformen und zugleich zweier Weltanschauungen hervor: Dem absolutistischen Polizeistaat vergangener Zeiten entspricht der Inquisitionsprozeß, bei dem die Rollen des Anklägers und Richters miteinander vereinigt sind. Hier ist der Angeklagte ein willenloses Werkzeug in der Hand des Inquirenten und diesem gegenüber zur wahrheitsgemäßen Aussage verpflichtet. Die Erlangung des Geständnisses ist das Ziel des ganzen Strafprozesses: Confessio regina probationum. Zur Erreichung dieses Zwecks ist Gewalt und Zwang nicht nur erlaubt, sondern geradezu geboten.

Diesem Verfahren lagen, selbst wenn man von der Brutalität des physischen Zwangs ganz absieht, zwei verhängnisvolle logische Fehler zugrunde: Man übersah einmal, daß dem Richter, bevor völlige Gewißheit über die kriminalistische Schuld des Angeklagten vorhanden ist, nicht ein Ueberführter, sondern nur ein Verdächtiger gegenübersteht, der vielleicht schuldig, möglicherweise aber auch unschuldig ist. Ignoriert wurde ferner die psychologisch bedeutsame Tatsache, daß die Beweiskraft des Geständnisses nur auf seiner vollständigen Freiwilligkeit beruht, und daß eine Beeinflussung, insbesondere die Zufügung und Androhung körperlicher Schmerzen auch den Unschuldigen verleiten kann, sich fälschlich einer strafbaren Handlung zu bezichtigen.

Schon diese Betrachtung muß notwendigerweise zur Anerkennung des entgegengesetzten prinzipiellen Standpunkts führen, wie ihn der Anklageprozeß, die typische Prozeßform des modernen konstitutionellen Rechtstaats, vertritt: Die Funktionen der Strafverfolgung und Aburteilung sind voneinander getrennt. Der Strafprozeß stellt sich als ein Rechtstreit zweier Parteien dar, den der unparteiische Richter zu entscheiden hat. Dem Ankläger liegt es ob, seine Behauptungen hinsichtlich der Schuld des Angeklagten zu beweisen. Der Angeklagte ist bis zur Vollendung seiner Ueberführung als unschuldiger Staatsbürger zu behandeln und nicht genötigt, durch ein Schuldbekenntnis dem Ankläger den Beweis der Anklage zu erleichtern. Er ist weder zur Aussage überhaupt, noch zur Angabe der Wahrheit, insbesondere auch nicht zur Ablegung eines Geständnisses verpflichtet. Das Geständnis ist zur Verurteilung nicht notwendig und daher auch nicht der Hauptzweck der ganzen Untersuchung. Es hat lediglich die Bedeutung eines Beweismittels, dessen Glaubwürdigkeit stets sorgfältig nachgeprüft werden muß. Die erste Voraussetzung eines glaubwürdigen Geständnisses ist absolute Freiwilligkeit. Unzulässig sind daher alle Maßregeln, die die Freiwilligkeit und damit zugleich die Beweiskraft des Geständnisses beeinträchtigen. Hierzu gehört aber nicht nur der physische Zwang, wie er im Zeitalter der Folter ausgeübt wurde, sondern auch der psychische Zwang, d. h. jeder Versuch, durch Ermahnungen zur Wahrheit, durch Versprechungen und Drohungen, durch inquisitorische Vorhalte, kurzum durch irgendwelche Beeinflussung des Angeklagten ein Schuldbekenntnis herbeizuführen.

Die im vorstehenden kurz skizzierten Grundsätze des Anklageprozesses sind konsequent durchgeführt im englischen Recht. Das englische und das im wesentlichen gleichartige schottische und amerikanische Strafverfahren ist beherrscht von der Tendenz, dem Angeklagten ein fair trial, einen anständigen, vornehmen Prozeß zu gewähren. Demgemäß wird der Angeklagte, dem die presumtion of innocence zur Seite steht, weder in inquisitorischer Weise verhört noch zum Geständnis genötigt. Er wird ausdrücklich darüber belehrt, daß er nicht verpflichtet sei, irgendetwas zu sagen, und daß er weder von Versprechungen, die ihm für den Fall eines Geständnisses gemacht worden sind, etwas zu hoffen, noch von entsprechenden Drohungen etwas zu fürchten habe.

Nicht ganz so klar und folgerichtig ist der Standpunkt des deutschen Prozesses.

Allerdings steht die geltende Strafprozeßordnung prinzipiell durchaus auf dem Boden des Anklageverfahrens und vertritt insbesondere die Auffassung, daß der Beschuldigte zur Aussage nicht verpflichtet sei. Demgemäß weist § 136 StPO. den Richter an, dem Beschuldigten die Frage vorzulegen, ob er etwas auf die Beschuldigung erwidern wolle, und bestimmt ferner, daß die Vernehmung dem Beschuldigten Gelegenheit zur Beseitigung der gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe und zur Geltendmachung der zu seinen Gunsten sprechenden Tatsachen geben soll.

Anderseits ist jedoch die Frage, ob und inwieweit der Richter berechtigt sei, auf die Ablegung eines Geständnisses hinzuwirken, im Gesetz nicht ausdrücklich geregelt.

Wenn nun auch die Auslegung das Richtige treffen dürfte, die aus dem Wortlaut, dem Sinne und der Entstehungsgeschichte des § 136 ein Verbot jeglicher Beeinflussung des Angeklagten ableitet, so gehen doch die Meinungen hierüber weit auseinander. Selbstverständlich ist heutzutage von einem physischen Zwang zum Geständnis, wie ihn übrigens § 343 RStGB. mit schwerer Strafe bedroht, nicht mehr die Rede. Dagegen glaubt eine verbreitete Praxis, auf den Versuch, durch gewisse intellektuelle Einwirkungen auf den Beschuldigten ein Schuldbekenntnis herbeizuführen, im Interesse einer wirksamen Strafverfolgung nicht gänzlich verzichten zu können. In dieser Beziehung kommen in Betracht: Ermahnungen zur Wahrheit im allgemeinen und zur Ablegung eines Geständnisses im besonderen, Hinweise auf den dem geständigen Angeklagten in Aussicht stehenden Vorteil einer milden Strafe, Vorhalte der Belastungsmomente mit der Tendenz, dem Angeklagten die Aussichtslosigkeit seines Leugnens vor Augen zu führen und dergleichen.

Derartige Maßnahmen, mögen sie auch auf den ersten Blick verhältnismäßig harmlos erscheinen, unterliegen bei genauerer Betrachtung erheblichen Bedenken: Ein Vorsitzender, der den Angeklagten mehr oder minder nachdrücklich zum Geständnis ermahnt oder ihm ein solches auch nur nahelegt, gibt damit deutlich seine Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten zu erkennen. Dieses Verfahren verstößt aber nicht nur gegen die Grundprinzipien des Anklageprozesses, sondern



begründet auch ernstliche Gefahren für die Erforschung der Wahrheit: Der Vorsitzende, der bereits beim Beginn der Hauptverhandlung — dem normalen Zeitpunkt jener Ermahnung — von der Schuld des Angeklagten überzeugt ist, gründet seine Ansicht lediglich auf das Studium der Akten des Vorverfahrens. Dieses Aktenmaterial bildet eine nur sehr unzuverlässige Grundlage für die Beantwortung der Schuldfrage und vermag jedenfalls den persönlichen Eindruck, den die Hauptverhandlung bietet, nie völlig zu ersetzen. Tatsächlich ist es denn keine Seltenheit, daß die Hauptverhandlung mit der Freisprechung eines Angeklagten endet, der nach den Prozeßakten vollständig überführt erschien. Wenn nun in Fällen der letzterwähnten Art der Angeklagte bei Beginn der Hauptverhandlung zur Ablegung eines Geständnisses aufgefordert und dadurch — zu Unrecht — als Schuldiger gekennzeichnet wird, so ist diese Tatsache zweifellos geeignet, die Unbefangenheit der beisitzenden Richter bzw. der Geschworenen von vornherein zuungunsten des Angeklagten zu beeinflussen. Allerdings wird dem Berufsrichter langjährige juristische Routine regelmäßig die Fähigkeit verleihen, sich bei der Fällung des Urteils lediglich auf den Boden der Ergebnisse der mündlichen Beweisaufnahme zu stellen und von jenem ersten Eindruck, der auf die Schuld des Angeklagten hinzudeuten schien, völlig zu emanzipieren. Anders verhält es sich jedoch mit den Laienrichtern, die bekanntlich demnächst noch in weiterem Maße als schon bisher zur Rechtsprechung herangezogen werden sollen. Sie werden in der bei der Ermahnung zum Geständnis zutage tretenden persönlichen Meinung des Vorsitzenden ein erhebliches Belastungsmoment erblicken und vielfach nicht die nötige geistige Elastizität besitzen, um bei der Würdigung der Beweisergebnisse jenen ursprünglichen Eindruck gänzlich auszuschalten. Hieraus ergibt sich die Möglichkeit einer unrichtigen Beurteilung des Sachverhalts, die unter Umständen zu einem verhängnisvollen Fehlspruch führen kann. Auf Erwägungen der vorerwähnten Art dürfte denn auch eine Bestimmung des zurzeit dem Reichstag vorliegenden Entwurfs einer neuen Strafprozeßordnung zurückzuführen sein, wonach die Mitglieder des Gerichts es vermeiden sollen, ihre Ansicht über die Schuld oder Nichtschuld des Angeklagten kundzugeben.

Es würde zu weit führen, die mannigfachen Unzuträglichkeiten, die das Hinarbeiten auf ein Geständnis im Gefolge hat, im einzelnen darzulegen. Hier sei lediglich konstatiert, daß der praktische Nutzen des in Rede stehenden Verfahrens nur ein ganz minimaler ist: In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle pflegen die Versuche, den bisher leugnenden Angeklagten zu einem Geständnis zu bewegen, erfolglos zu verlaufen. Ist aber der Angeklagte seinerseits freiwillig zur Ablegung eines Schuldbekenntnisses bereit, so bedarf es irgendwelcher Einwirkungen überhaupt nicht mehr. Im übrigen mag noch die Tatsache erwähnt werden, daß das englische Recht mit dem Bestreben, dem Angeklagten vollkommenes fair play zu gewähren, überraschende Erfolge erzielt. Die Zahl der Geständigen ist in England im Vergleich zu deutschen Verhältnissen eine außerordentlich große und betrug beispielsweise im Jahre 1898 in Schwurgerichtsachen 48½ v. H.

Die vorliegenden Erörterungen weisen auf die Notwendigkeit hin, bei der bevorstehenden Reform des Strafprozesses auch die hier behandelte Frage im Gesetz ausdrücklich zu regeln, und zwar in der Weise, daß jede Beeinflussung des nichtgeständigen Beschuldigten verboten wird. Die in Vorschlag zu bringende gesetzliche Bestimmung würde etwa zu lauten haben: Unzulässig sind alle Einwirkungen auf die Entschließung des Angeklagten, die auf die Erlangung eines Geständnisses gerichtet sind.

Lichtbildkunst.

Die Amateurphotographie auf der Internationalen Photographischen Ausstellung Dresden 1909.

Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Ein so umfassendes Bild der gesamten Amateurphotographie, wie es die internationale Ausstellung in Dresden in diesem Jahr bietet, haben wir wohl seit den großen Berliner und Hamburger Veranstaltungen zu Ende der neunziger Jahre nicht mehr gesehen; und das rege Interesse, das der photographischen Weltausstellung vom Publikum entgegengebracht wird, ist nicht zum geringsten Teil den zahlreichen und mannigfaltigen Darbietungen der Liebhaberphotographen zu danken. Aus den verschiedensten Ländern sind sie gekommen. Alte Bekannte aus England, Amerika, Deutschland und Oesterreich, neue Freunde der Lichtbildkunst aus Holland, Belgien, der Schweiz, den nordischen Ländern und Rußland. Ein halbes Tausend Aussteller mit etwa 1500 Bildern! Mit wachsender Bewunderung durchwandert der Besucher die großen und kleinen Räume, in denen sie untergebracht sind, freut sich der Fortschritte, der nationalen Eigenarten und erkennt, daß die Liebhaberphotographie als Sport und Spielerei hier völlig der ernsten, vertieften Arbeitsbetätigung gewichen ist. Namentlich in den komplizierteren Techniken ist ganz Hervorragendes geleistet worden.

In dem infolge der internationalen Beteiligung sehr wechselvollen Ensemble scheint Oesterreich mit den beiden bekannten Vereinigungen, dem Kamera- und dem Photo-Klub, am wirkungsvollsten hervorzutreten. Amerika überrascht durch eine Reihe geschmackvoller Stimmungsaufnahmen uns bis dahin unbekannter Autoren. England, das älteste Land der Amateure, zeichnet sich wie immer durch harmonisch abgetönte, außerordentlich delikate Platin- und Bromsilberbilder aus. Deutschland läßt die ganze Entwicklung, die die Amateurphotographie in den letzten zwanzig Jahren durchgemacht hat, noch erkennen. Es stellt einfache Zelloidinkopien und kombinierte Gummiplatindrucke aus, es bringt kolorierte Diapositive und meterhohe farbige Gummibilder, haarscharfe, kleinliche Aufzeichnungen und impressionistische Effekte. In der russischen Gruppe fallen neben effektvollen Schneeaufnahmen von Jeshow die vielleicht typischen, an Gorki erinnernden Figurenbilder von Lobowikoff auf. Italien und die Schweiz enttäuschen. Nicht nur in technischer Beziehung vermögen sie mit den übrigen Ländern nicht zu konkurrieren, die Bilder wirken auch in der Aufmachung recht rück-



ständig. Belgien und Holland halten sich zurück; was aber geschickt wurde, kann sich gut neben dem Besten sehen lassen. Missione stellt zehn duftige und technisch hervorragende Landschaftsbilder, der begabte Holländer Eilers neben dem prächtigen Blatt „Dorfeingang" die tonigen Stimmungsbilder „Morgen", „Regen", „am Kanal" aus.

Die Aufgaben und Ziele der Amateurphotographie im allgemeinen sind wohl genügend bekannt geworden und brauchen hier nicht nochmals erörtert zu werden. Die Frage drängt sich jedoch auf, wie nahe an das Ziel herangekommen, was erreicht ist. Der ständige Besucher und Berichterstatter photographischer Ausstellungen wird in der Antwort nicht schwanken. Er wird der Arbeitsleistung im ganzen seine Hochachtung nicht versagen, er wird die Anstrengungen, die gemacht wurden, und die Fülle des Gebotenen bewundern; das endgültige Ergebnis seiner kritischen Betrachtung wird trotzdem nicht zu den Hoffnungen passen, die er vor zehn Jahren an das Auftreten der Amateure geknüpft hat. Es ist seitdem nicht wieder ein Aufschwung, kein Hinauswachsen über bisher Geleistetes und in neue



„Letzter Schnee". Von Iwan Jeshow.

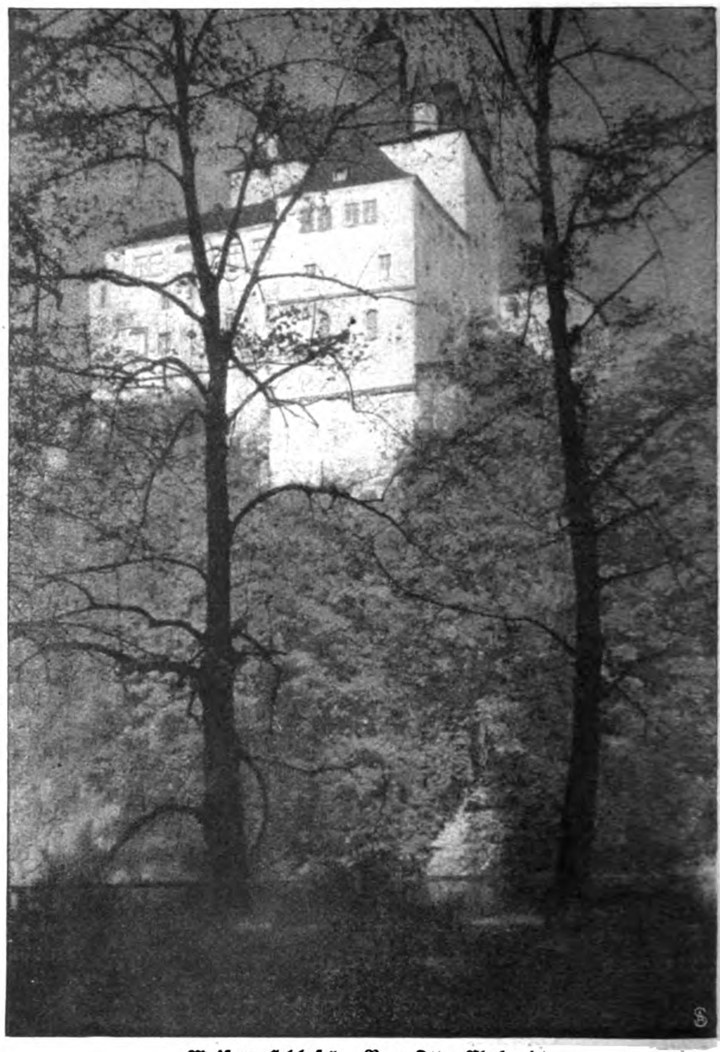


„En passant". Von Leonard Missione.

Gebiete zu verzeichnen. Er findet sein früheres Urteil bestätigt. „Von Stagnation kann wohl nicht gesprochen werden, weil allerorten lustig fortgearbeitet wird. Aber es fehlt dieser Tätigkeit der große Rhythmus aufsteigender Bewegung. Sie ist in die Breite, nicht zur Höhe gerichtet."

Nach wie vor herrscht die Landschaft in den Darbietungen der Amateure. Sie ist toniger, bildmäßiger geworden, aber die feinsten, die flüchtigen Licht- und Luftstimmungen, zu deren Erfassung die Photographie nach einigen sehr beweiskräftigen Proben wohl als recht geeignetes Material anzusehen ist, sind nur schwach vertreten. Missione, Blake, Keighley und Eilers, von deren Bildern der Leser aus den beigegebenen Reproduktionen eine Vorstellung gewinnen kann, zeigen mit die schönsten Arbeiten in dieser Richtung. Von der Art der deutschen Amateure, die Landschaft zu sehen, können Ehrhardt und Weingärtner als Typen gelten. Sie geben kräftige Effekte, gute Bildwirkungen, bleiben aber immer noch ein wenig schwer und fest; das formale Motiv, der Wechsel heller und dunkler Partien, horizontaler und vertikaler Linien entscheiden, nicht atmosphärische Reize. Die Bilder der deutschen Amateure bedeuten eine Fortsetzung der Werke Watzeks, Hennebergs und Kühns aus den Jahren 93 und 95, nicht aber eine Steigerung. Wir freuen uns der Leistungen Ehrhardts, Weingärtners, freuen uns der guten Bildausschnitte, der angemessenen Formate, der ungekünstelten Auffassung, der soliden Technik, können aber den Wunsch, auch mal etwas anderes, wenn auch zunächst weniger Fertiges von ihnen zu sehen, nicht unterdrücken.

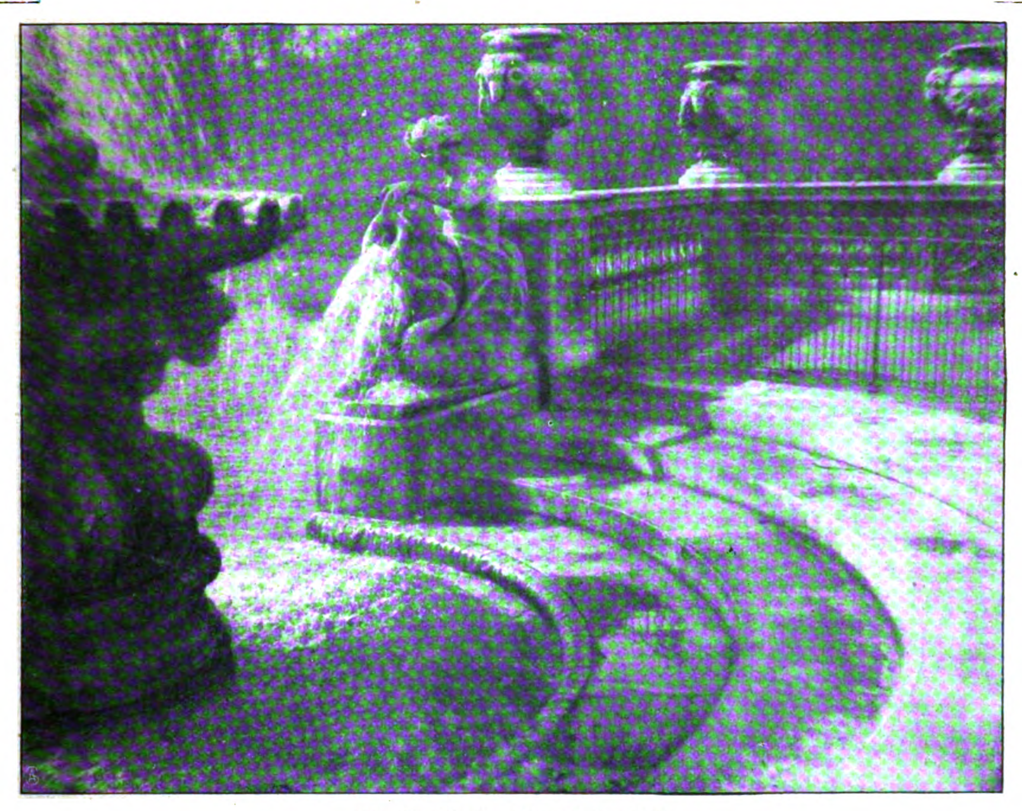
Das Bildnis, dessen feinere und moderne Auffassung in den neunziger Jahren nur von Amateuren gepflegt wurde, ist wieder fast ganz in die Hände der Berufsphotographen übergegangen. Die Amateure haben das Verdienst, den Wechsel der Anschauungen in der Porträtphotographie hervorgerufen zu haben; in der Durchführung, der Verwertung der Idee sind sie der großen Wirkung ihrer Anregung auf den Gewerbetreibenden unterlegen. Unter den 1500 Bildern der ganzen Gruppe der Liebhaberphotographie gab es kaum ein Dutzend bemerkenswerter Porträtaufnahmen, und auch diese wenigen erreichten in qualitativer Hinsicht nicht die Leistungen der modernen Berufsphotographie. Verstreut fanden sich in den Räumen der Amerikaner und Engländer ein paar prächtige Arbeiten von Dooner, Gol-



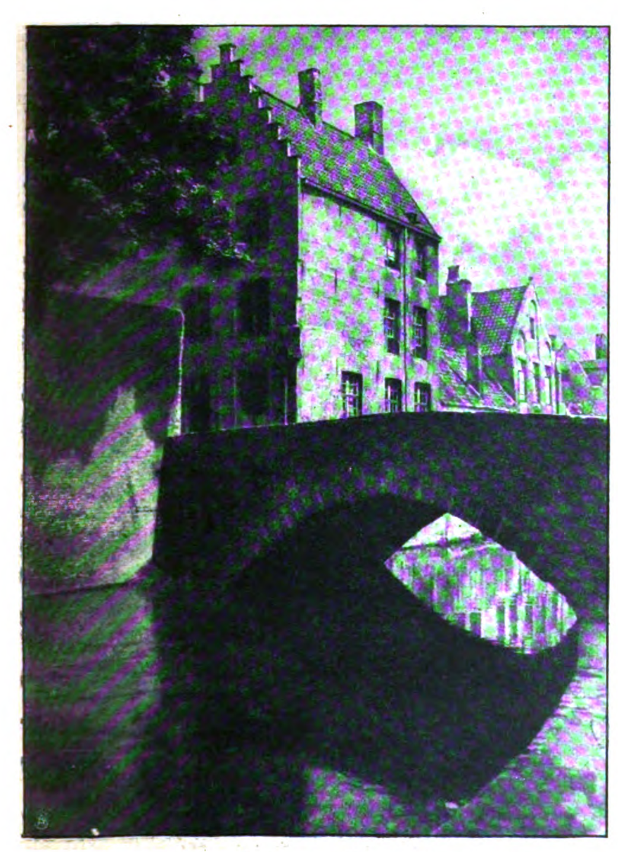
„Weißes Schloß". Von Otto Ehrhardt.



„Aus dem Erzgebirge". Von Eduard Weingärtner.



„Die Fontäne“. Von A H. Blake.

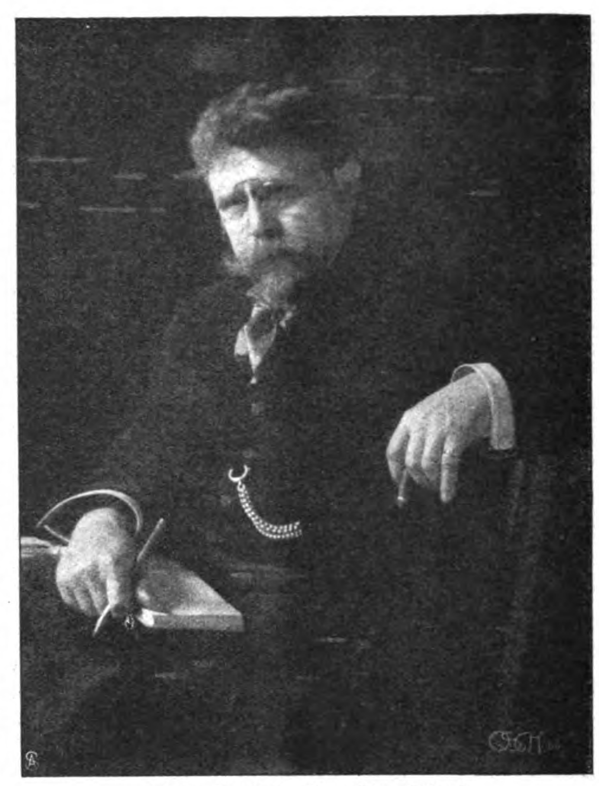


„Motiv aus Brügge“. Von Desider Feledi.



„Das Spitzentuch“. Von Anny Heimann.

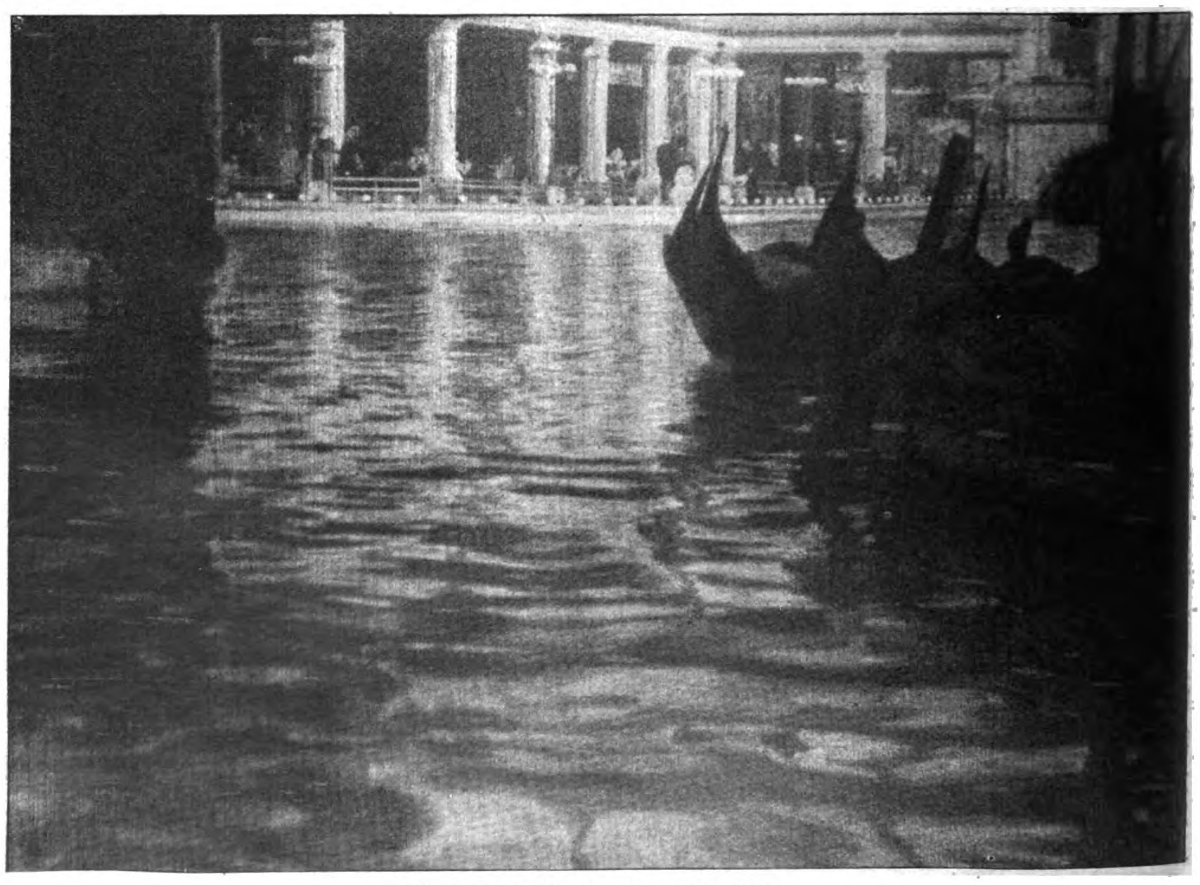
densky, Cardley, die ahnen lassen, was die Bildnisphotographie geben kann. Von deutschen Amateuren notierten wir uns nur den Krefelder Scharf und die Berlinerin Heimann. Die letztere zeigt in einigen Studien Verständnis für Bewegung und Beleuchtung, müßte sich aber bemühen, über das Genrebild herauszukommen, während Scharf zuweilen vortreffliche, malerisch empfundene und charakteristisch wirkende Bildnisse liefert. Das Höchste, was die Dresdner Ausstellung an bedeutender Porträtierkunst dem Besucher bietet, befindet sich in dem Raum der „Internationalen Vereinigung der Kunstphotographen". Es sind einige Arbeiten von Steichen, Kühn und White. Der erstere vornehmlich weiß als „ein echter Künstler mit Hilfe der Photographie eigenes zu sagen".



Maler Baupel. Von Otto Scharf.

Von den übrigen Arten photographischer Darstellung: Architekturaufnahmen, Genrestücken, Tierbildern und Stilleben ist im Anschluß an diese Besprechung wenig zu sagen, da Vorwürfe dieser Art neben dem rein Landschaftlichen nicht sehr zur Geltung kommen. Man findet einige hübsch angeordnete Blumenstücke, findet ansprechende Aufnahmen aus malerischen, baulich interessanten Städten und geschickte Gelegenheitsbilder. Als besonders anerkennenswerte Leistungen seien Keighleys prächtige Blätter, die „Prozession", „Netzflicker", „Frieden", Cochranes „The Barrel", Evans „Kircheninterieurs", Bergers „Verloren", Feledis „Motiv aus Brügge", Else Gysaes „Interieurszenen", Marie Ruges „Glyzinen" genannt.

Ueber die farbige Photographie wird wohl erst eine



„The Gondola Pool". Von A. H. Blake.



„Dorfeingang“. Von Bernhard Eilers



„Netzflicker“. Von Alex. Keighley.



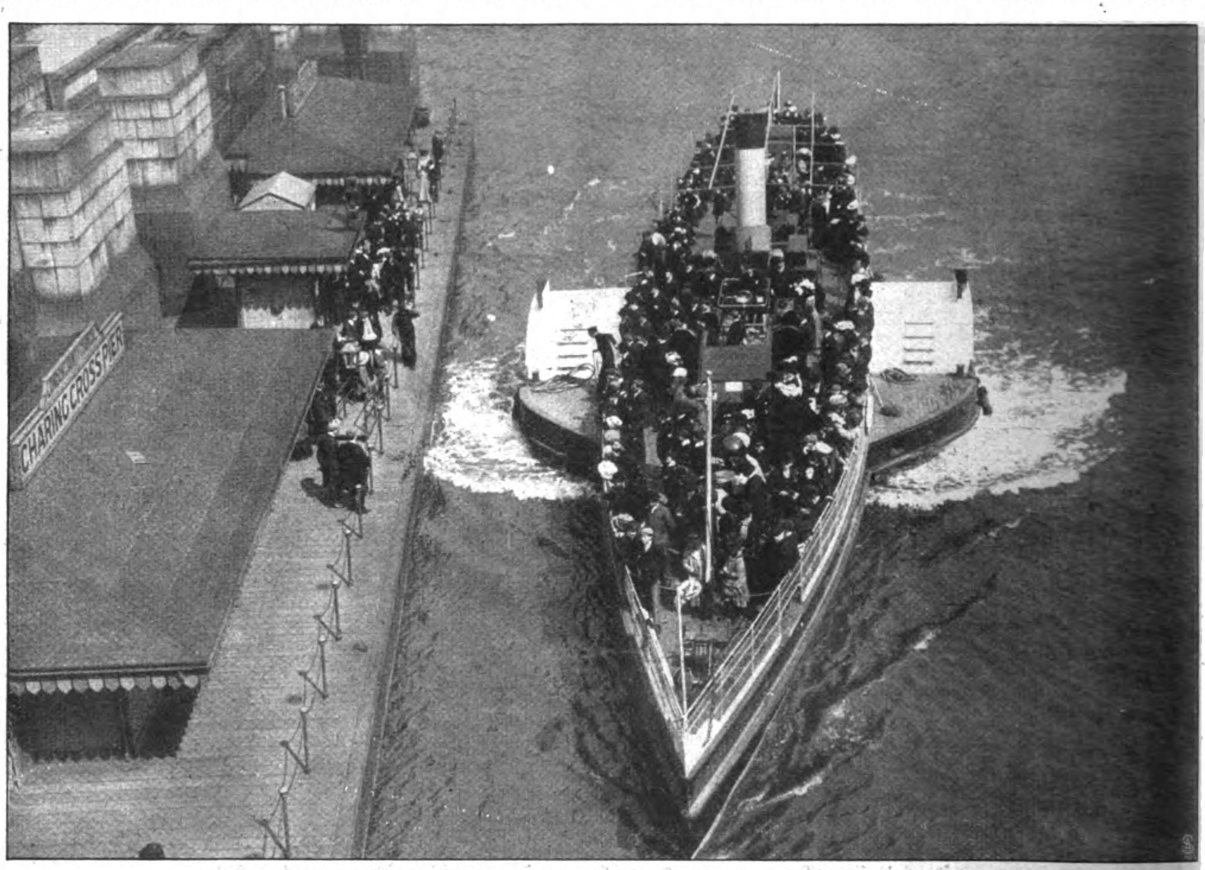
spätere Ausstellung ein Urteil erlauben. Die Dresdner enthält wohl Proben der verschiedenen Methoden, farbige Wirkungen zu geben, sie besitzen jedoch keine allzu große Ueberzeugungskraft. Die Hamburger Gruppe mit den Hofmeisters, Müller findet keinen großen Beifall, die österreichische mit Bachmann, Ledenig, Valentin u. a., die einen etwas anderen Weg geht, findet mehr Anerkennung. Als Lösung der eigentlichen Aufgabe aber scheinen beide nicht angesprochen zu werden. Nur einige wenige Autochromien werden mit ungetrübtem Vergnügen und lebhaftem Interesse betrachtet. Jedoch harrt auch dies Verfahren noch der Vervollkommnung.

F. Matthies-Masuren.

Auf der Fahrt zur Henley-Regatta.

Von A. von Erlen. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Blaugrau und silberglänzend schlängelt sich der Themsefluß zwischen grünen Wiesen und Parkgeländen dahin durchs Waldtal von Henley, vorüber an Windsor und seinem hochragenden Königsschloß, bis er, breiter und breiter werdend, das Weichbild der Millionenstadt erreicht und unter zahlreichen Brücken hindurch seine Wasser durch das gewaltige Häusermeer Londons fluten läßt, um zuletzt seine Wellen dem Schoß der Nordsee entgegenzuwälzen.



Abfahrt eines vollbesetzten Themsedampfers vom Charing Croß-Pier in London.

Diese Themsewasser, diese kühlen, von feuchtem Wind gekräuselten Flußwellen, sind in den heißen Sommermonaten eine Stätte der Erholung und des nervenstärkenden Sports für Tausende. Innerhalb der Großstadt selbst vermitteln kleinere und größere Dampfschiffe den Verkehr, und besonders an Feiertagen, an den im Volk so beliebten bank holidays, sucht die Volksmenge sich ihren Platz auf diesen Themseschiffen zu erobern und unter den weitspannenden Brücken hindurch, an St. Paul und dem uralten Tower vorüber, bis nach Richmond und weiter hinauszufahren.

Aber noch weiter oberhalb Londons, wo der schmal werdende Fluß mit nur geringem Tiefgang sich meilenweit zwischen Wiesen und Wäldern dahinbewegt, da ist erst die stille und doch so heitere Stätte der Erholung. Rauchende Dampfer und tiefgehende Frachtschiffe müssen diesen seichten Gewässern fernbleiben, aber desto mehr leichte Barken und flache Ruderbote beleben hier das Flußbild. Eine ganze Woche lang währen die Regatten von Henley, an denen zahlreiche englische Klubs, unter anderen auch die Schüler von Eton, und selbst ausländische Mannschaften teilnehmen. Eine ungeheure Menge von Booten, mit Zuschauern besetzt, sammelt sich in dieser berühmten Juliwoche auf dem Strom. Wer irgend kann, sucht mit seinen Freunden, seiner soge-



Vor der mächtigen Towerbrücke.



Geduldiges Warten in der Schleuse.

nannten „party“, ein solches Boot für den ganzen Tag zu mieten. Eine förmliche Sinfonie in Weiß zeigt sich hier dem Auge, denn Weiß ist die Farbe des Wassersports: weiße Flanellanzüge der Männer, weiße Leinen- und Spitzenkleider der Damen, weiße Hüte, Mützen und Schuhe! Alles flutet in zahlreichen Booten auf dem Strom hin und her, alles grüßt sich von hinüber und herüber, ein Bild echten, sonnigen Sommerlebens. Nur jedesmal, wenn ein Kanonenschuß fällt und das Signal „Bahn frei“ die Hunderte von Booten wie aufgescheuchte Tauben ans Ufer treibt, dann wird der Fluß freigegeben für die eigentliche Regatta selbst, für den aufregenden Wettkampf der verschiedenen Klubs und Vereine. Pfeilschnell schießen die schmalnasigen Rennboote dahin, von der leicht gekleideten Mannschaft gerudert, die regelmäßig sich hebenden Ruder blinken hellgelb in der Sonne. Tausende von Zuschauern am Ufer und in den Booten verfolgen mit atemlosem Interesse das Geschick der einzelnen Boote, und laute, nicht endenwollende cheers begrüßen den Sieger.



Zusammendrängen der Boote vor der Schleuse.

Nachmittagstee im Klubgarten bei Henley.

Unterhaltend und reizvoll in hohem Grade ist auch der Aufenthalt in den nur den Klubmitgliedern und ihren Freunden und Verwandten freigegebenen „clubgrounds“, jenen wohlgepflegten Gärten am Ufer, wo auf grünem Rasen viele leichte Klappstühle zum Anschauen der Regatta einladen, und wo man in der herrlichen frischen Luft an kleinen Tischen unmittelbar am Ufer seinen Tee trinken kann. Der Gardeklub besitzt in Maidenhead unweit Windsor ein solches Haus mit dazugehörigem Gelände, das ein Sammelplatz der vornehmsten Kreise der englischen Gesellschaft ist.

Der Themselauf wird von London her stromaufwärts von zahlreichen Schleusen unterbrochen, und innerhalb dieser engen Schleusenkammern gibt es für die Boote, die sich hier zusammenfinden, oft ein langes, unfreiwilliges Warten, bis die gurgelnden Wasser in den dunklen und feuchten Mauern endlich die genügende Höhe erreicht haben. Man litte gewiß manchmal an Langweile, wenn das enge Zusammendrängen der Boote nicht allerlei Scherz und Fröhlichkeit verursachte. Man drängt und stößt aneinander, das Wasser spritzt, die Ruder liegen eingezogen, man kann von einem Boot zum anderen und selbst ans steile Ufer steigen, wo an solchen Regattatagen sich viele

Zuschauer aufhalten, die das lebhafte Treiben beobachten und ihre Bekannten zu erspähen und zu begrüßen suchen. Das alles gehört mit zu den ungezwungenen Sommervergnügen auf der Themse, bei denen man glücklich ist, dem Zwang der großen Stadt und der engbegrenzten Häuser für eine Weile entflohen zu sein.

Wie wundervoll ist solch ein Sommertag im beschaulichen Dolcefarniente auf den leicht bewegten Fluten. Wie nützlich auch für den Flirt — und wie manches Boot, das hier von kundiger Hand gesteuert wird, mag schließlich glücklich im sicheren Hafen der Ehe münden!

Schläfrig rauscht das Wasser mit leise plätscherndem Ton, wundervoll wohltuend sind dem Auge die grünen Ufer, all der viele saftige Rasen und das graugrüne Schilf; abends wird dann alles stahlfarbig, eine Brise weht über die Wasserfläche hin, und der rote Abendhimmel steht über dem allmählich im Dämmergrau verblassenden Bild. Weit, weit im Osten liegt die Riesenstadt mit all ihrem Lärm und ihrem ewig unruhigen Getriebe. Kühl und feucht streicht der Wind über die sich leise kräuselnden Flußwellen, Wasser- und Wiesenduft mit sich forttragend bis hinein in die efeu- und weinumrankten Häuser an der Themse, deren glückliche Bewohner einen ganzen Sommer lang dem Strom so nah leben dürfen.

Noch eine andere Möglichkeit, sich solchem erfrischenden Dasein hinzugeben, bietet dem Engländer der Aufenthalt in den vielbeliebten Hausbooten am Flußufer. Alte, ausgediente und abgetakelte Schiffskasten mit geräumigem Deck und vielen Kabinen liegen fest verankert am grünen Ufer und dienen einer ganzen Familie und oft auch noch deren Freunden zur etwas engen, aber dennoch angenehmen Wohnstätte. Sturm und Unwetter hat man auf diesem Schiff nicht zu befürchten. Ein breites Sonnensegel, das zugleich ein Regendach hergibt, ist über das ganze Deck gespannt, und unter seinem sicheren Schutz wird eine reizende Sommerwohnung hergerichtet. Leichte, allerbequemste Korbstühle, ohne die kein richtiger Engländer leben kann, tiefe Sessel mit bunten Kissen und Tische für Bücher und Zeitungen füllen das Deck. Außen herum von Blüten üppig berankt. Beim Dunkelwerden hängt man bunte Papierlaternen über dem Deck auf, und wer in seinem Boot noch zu später Stunde vorüberfährt, zu dem mögen wohl die Klänge einer Gitarre, lustige Walzermelodien oder allerlei Volksweisen herübertönen. Und über all dem heiteren Treiben eines solchen Sommertags breitet sich dann die Nacht mit ihrer Stille, so fern von den Sorgen und Kümmernissen des Lebens und von der unruhigen Hauptstadt. Und der strahlende Sternenhimmel wölbt sich über den leise rauschenden Themsewassern, die mit ihren wechselnden Eindrücken und Stimmungen für den Engländer eine Stätte des Vergnügens und der Erholung, ernsthafter Sportübung und immer erneuter Kräftigung seines ganzen Wesens bedeuten.



Boote mit Zuschauern während der Henleyregatta.



Sein Tag.

Skizze von Franziska Mann.

Noch drei Monate! Nur noch drei Monate! Der sonst oft gleichgültige Alte lächelt. Und mit jedem Tag, der ihn seinem Tag näher zuführt, lächelt er öfter. Man könnte sich beinahe einbilden, diese Zeit des Jahres vermindere die Falten in den einst schönen Zügen, die, sobald der Tag vorüber, doch wieder um so tiefer von Runzeln durchmeißelt erscheinen.

Leise haben achtundsiebzig Jahre Karl Ludwigs Gestalt ein wenig mehr zusammengedrückt. Das Leuchten seiner dunklen Augen aber ist geblieben; nur daß niemandes Nähe ihren leuchtenden Schimmer hervorruft. Zwölf lange Monde jubelt und strahlt nichts aus diesen Augen — dann aber — wenn der große Tag gekommen — dann ist auch der Jünglingsblick wieder dem Alten eigen, jener Blick, den nur eine von Seligkeit erfüllte Brust zum Leben weckt.

Nur noch drei Tage! Unruhig spaziert Karl Ludwig von einer Stube in die andere. So eifrig er sonst seine englischen Zeitschriften studiert, jetzt haben sie jede Anziehung verloren. Ebensowenig vermögen ihn die schönen, altenglischen Stiche an den Wänden zu fesseln.

Allein, wie seit dem Tage, an dem er sein Häuschen bezog, nimmt er sein Abendessen ein. Vierzig Jahre sind über jenen Einzug dahingegangen. Die damals neuen Möbel sind mit dem Mann alt geworden. Nie zwar haben stürmende Kinderfüße die Teppiche beschädigt, nie sind große Gastmähler in den Räumen veranstaltet worden — stets hat sich nur der eine Bewohner zwischen den Möbeln bewegt. Aber die Mode — der Stil haben längst gewechselt, oft gewechselt, und so fremd wie Karl Ludwig mit den Jahren den wenigen geworden ist, die mit ihm jung gewesen, so fremd berührt das kleine Reich den, der aus irgendeinem Anlaß Gelegenheit hat, die schmale, gebogene Treppe hinaufzuschreiten.

Arbeit zwang Karl Ludwig nie in den Lebenskampf zurück. Sie nennen ihn: den Privatgelehrten. Mit welchem Recht, mag kaum einer im Städtchen mehr wissen. Ueber Bücher gebeugt, verträumt Karl Ludwig die Zeit. Er hat sich ganz an die Stille verloren. Hin und wieder schreibt er einen Brief; oder er erwartet einen. Auf dem hochbeinigen Schreibpult steht ein Kästchen mit abgestempelten englischen Marken. In das kleine mecklenburgische Städtlein sind nicht gar oft Briefe aus London gekommen. Immer aber wandern im Laufe der Monate etliche zu Karl Ludwig. Der hat Zeit, sie zu lesen, viel, viel Zeit, und auch viel Ruhe, immer wieder die alten Marken wie liebkosend zu berühren. Geht er doch allwöchentlich nur einmal aus, stets den gleichen Weg ins Gotteshaus. Dort ist er zu den eifrigsten Betern zu zählen. Was mag der einsame Alte noch von seinem Gott so inbrünstig erbitten?!

Und nun — er hat die lange Nacht wachend dem großen Ereignis entgegengelächelt — nun glättet er zum letztenmal seinen altmodischen Zylinderhut — nun schaut er noch einmal in den Spiegel, ob er auch nicht „alt" in diesem letzten Jahr geworden ist. —

Auf der Straße — an den nächsten Ecken warten längst freundliche Nachbarn. Ist doch heute der neunzehnte Mai — gelten doch wieder heute alle Gespräche Karl Ludwig. —

Der schreitet — von all den neugierigen Blicken unbeirrt — zum Bahnhof. Eine Viertelstunde wandelt er auf und ab. Nun rollt der Zug heran — nun nickt ihm ein altes Gesicht glückstrahlend entgegen — und nun — nun hat Karl Ludwig eine feine, schmale Hand an die Lippen gezogen. Noch flattert ein wenig Beklommenheit, ein wenig Verwirrung zwischen den beiden, aber das war immer so, die ersten Minuten des Wiedersehens sind nie leicht gewesen.

Karl Ludwig ist Kavalier geworden. Die in der Entfernung neugierig auf ihn Starrenden stoßen sich an. Die Dame aus London besteigt den feinsten Wagen der Stadt. Ihr Begleiter grüßt und bleibt zurück. Nach fünf Stunden erst werden sie sich wiedertreffen, dort im Hotel, wo der gleiche runde Tisch für sie bereitgehalten ist, geschmückt mit der gleichen Art von Blumen, Jahr für Jahr Maiglöckchen und hellila Flieder — immer nur Flieder und zarte Maiblumen an jedem neunzehnten Mai.

In seiner Wohnung am geöffneten Fenster steht träumend Karl Ludwig. Das ganze lange Jahr scheint ihm rascher entschwunden als die jetzt schleichenden Minuten. Vielleicht ist der blühende Kirschbaum, der Karl Ludwig bis in die Stube guckt, mit schuld an seiner Jünglingsungeduld. Im leichten Winde wiegen sich schneeige Aeste. Sie kennen die alte Geschichte, und sie kennen die alte Treue. Auch die altmodische große Wanduhr hat die Worte, die Karl Ludwig an die wenigen richtete, die ihn besuchten, so zahllose Male gehört: „Julia hat geschrieben, oder Julias Tochter hat geschrieben oder Julias Mann hat geschrieben", daß es beinahe scheint, als pendele sie Tag und Nacht nur immer: Ju la — Ju la — Ju la — Ticktack — Ticktack — Ticktack — Ju la — — —

Mechanisch ergreift Karl Ludwig seinen Zylinderhut und bürstet ihn so andauernd und so innig, als hinge von seinem Glanz der gute Eindruck ab, den er auf die Dame aus London zu machen hofft. — Ach, Karl Ludwig und sein Hut mußten sich gemeinsam von der Zeit allerlei nehmen lassen.

Während jetzt der alte getreue Begleiter liebevoll geglättet wird, vergißt dieser die lange Reihe von Jahren, auf die er zurückblicken kann — er bemerkt nicht, daß die Hand zittrig geworden und faltig, die ihn hält, auch nicht, daß die Stirn, die ihn trägt, nicht mehr von wallendem Haar umkränzt ist. Kann der Frühling denn wirklich vierzigmal wiedergekehrt sein, seit Karl Ludwig mit ihr am See spazierenging, die das lieblichste und schönste Mädchen des Städtchens gewesen? Und vierzig Winter sollten entschwunden sein, seitdem Karl Ludwig bei der Nachricht, daß sie, von der er gemeint, sie verstünde sein Werben auch ohne Worte — sich einem anderen zu eigen gegeben? So oft soll wirklich der Schnee vor den Fenstern getanzt haben seit jenem Abend, an dem der sonst so vorsichtig behandelte Hut stundenlang unbeachtet in der Ecke liegen bleiben konnte, in die er gerollt ist?! Wie hat ihn der Schmerz um Karl Ludwig damals entstellt. Für Lebenszeit verändert sind sie beide in Wind und Regen durch die Straßen gestürmt. Bald darauf bezogen sie ihr Häuschen, und schon nach kurzer Frist ist die Dame aus London — denn das war nun Julia —



zum erstenmal bei ihnen erschienen. Wie sie heute einander gegenübersitzen werden, so haben sie Jahr für Jahr ihren Feiertag gehalten. Nie haben sie von Lieben und Entsagen und Mißverstehen gesprochen. Wie sich die Rinde um den Baum schmiegt, so gehört Karl Ludwigs Freundschaft zum Leben Julias. Da ist nichts zu drehen und zu deuteln, nichts zu verheimlichen. Wohl konnte ein Irrtum das Band zwischen ihnen verändern — zu zerschneiden war es nicht. — An jenem Tage versank für Karl Ludwig die Welt, als ihn die Botschaft ereilte, daß nur ein Irrtum ihn von Julia geschieden. Doch das jähe Entsetzen schwand. Die Liebe blieb. Sie entfaltete sich unbeirrbar. Die Zeit konnte sie nicht verringern. Kein Alltag gefährdete sie. Sie durfte ihres Feiertages getrost harren.

Aber auch für die Frau, die der Strom der großflutenden Welt erfaßte, die den vielen gehört, für Julia, die das Leben lehrte, daß es Forderungen zu stellen weiß — für sie auch ist der neunzehnte Mai der Tag. Die Anerkennung der Besten, der Glanz der kunstverklärten Feste — all das versinkt in diesen Minuten, in denen sich eine verfurchte Hand behutsam auf die ihre legt. —

Auch heute hat Karl Ludwig ihr den Arm gereicht, um sie zu ihrem Tisch zu führen. Auch heute bedürfen sie des Champagners gar nicht, von dem sie hin und wieder ein Schlückchen über die Lippen gleiten lassen.

Die Dame aus London hat anfangs viel zu erzählen von Maud und Edith und von Bill und Edward, von Kindern und Enkeln. All die Menschen gehören ebenso zu Karl Ludwig wie zu Julia, ja, auch an dem Gatten hat er teil, dessen Güte und Rechtlichkeit längst jeden Groll auslöschte. — —

Karl Ludwigs Fragen sind beantwortet. Er weiß nun wieder genau, wie für sie das Leben dahingeflossen ist während dieses letzten Jahres, was es ihr gebracht, was ihr genommen.

Leiser wird die Melodie zwischen beiden. Sie sprechen vom Leben und vom Sterben, von Welt und Schicksal. Maiblumen- und Fliederduft umfängt sie, die für wenig Stunden Vereinten, und singt ihnen seltsame Lieder; Lieder, die jung machen und wunschlos froh. Nichts klingt wie Entsagung oder Entbehrung — alles wie beseligende Gewißheit. — Dann aber werden sie einsilbiger. Immer stiller wird's zwischen den beiden. Angstvoll durchbebt der gleiche Akkord zwei Herzen: „Wie oft noch — wie oft noch — ist dies vielleicht das letztemal?" — Draußen aber lacht unbekümmert ob der Menschen Leben und Sterben der Frühling. — Dennoch entsinnt sich der Lenz, was er Karl Ludwig schuldig geblieben. Deshalb läßt er noch einmal so liebliches Schimmern über die Alten fallen, daß alles rings um sie her untergeht in dem tiefen innigen Blick, mit dem sie einander umfangen. Minuten nur — und Dämmerung sinkt ins Gemach.

Karl Ludwig erhebt sich.

„Schon?"

„Zu Ende" — —

Er weiß, die Freundin liebt es nicht, den Abschied durch die Notwendigkeiten der Wirklichkeit gestört zu sehen. So haben sie es immer gehalten; die Trennung gleich hier vollzogen. Karl Ludwigs Hand greift nach seinem Hut. Ohne sich umzusehen, schreitet er zum Ausgang. Doch noch einmal wendet er sich zurück — noch einmal braust gewaltig die alte Melodie zwischen ihnen auf — —

Julia — —

Karl Ludwig —

Die Dame aus London ist abgereist. — In dieser Nacht bleibt ein alter Mann, das Haupt auf die Hand gestützt, vor seinem Bette sitzen. Stunde auf Stunde verrinnt. Immer tiefer sinken des Alten Schläfen herab. Niemand ist da, der ihn liebevoll in die Wirklichkeit zurückführt. Nur die alte Uhr tickt unentwegt ihr Ju la — Ju la — — —



Aus der Pauliner (Universitäts-)Kirche in Leipzig.
Ein uraltes Wahrzeichen: Der „Prager Löwe".

Die Leipziger Universität.

Zur Fünfhundertjahrfeier. Von Johannes Kleinpaul.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von F. Faulstich.

Die Leipziger Universität, der besondere Ruhm und Stolz der Stadt, feiert Ende dieses Monats ihr fünfhundertjähriges, denkwürdiges Bestehen. Ein seltenes Jubiläum, und ein Jubelfest des Lichtes; denn ihre Gründung wurde dadurch veranlaßt, daß eine Schar von etwa vierhundert Prager Studenten infolge der dortigen hussitischen Wirren die Moldaustadt verließ und nach dem friedlichen altberühmten Handelsemporium an der Pleiße abzog.

So rüstet man sich denn jetzt, dieses Fest würdig zu begehen, in jeder Richtung stattlich und glanzvoll. Aber den Anfang mit diesen großen Vorbereitungen machte man schon vor langen Jahren. Schon seit 1893 hat man den ganzen großen Gebäudekomplex in der Ecke zwischen der Grimmaischen Straße und dem schönen weiten Augustusplatz völlig neu gewandet.

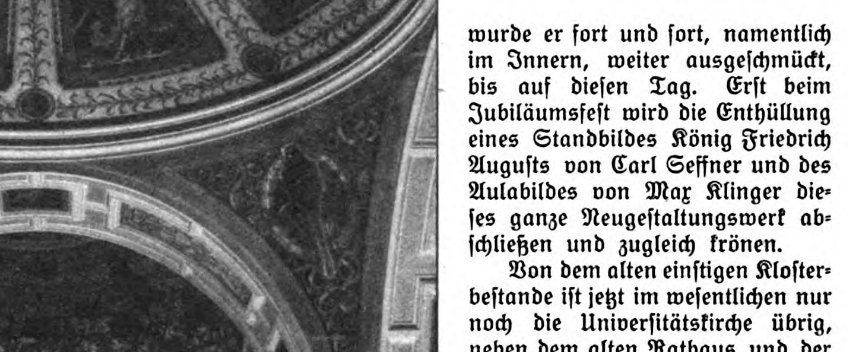
Da wurde zuerst mit einem Gesamtaufwand von dreieinhalb Millionen Mark durch den Architekten Baurat Dr. Arwed Roßbach die glänzende, 1836 von Geutebrück nach Entwürfen von Schinkel errichtete Hauptfassade des Augusteums, die Ernst Rietschel mit einer Darstellung der vier Fakultäten krönte, und daneben der dazugehörige, köstliche, reich skulpierte, gotische Giebel der alten Paulinerkirche erneut; ferner das Albertinum, von dem jetzt die

vergoldeten Reliefbildnisse Kurfürst Friedrichs des Weisen und König Alberts herableuchten, das Johanneum und das Bornerianum, und dabei wurde zugleich in der Mitte des Paulinerhofs das Leibnizdenkmal von Hähnel, das vorher an der Ringpromenade stand, errichtet.

1897 wurde dieser umfassende Universitätsneubau in Gebrauch genommen und festlich geweiht. Aber auch später



Das Universitätsgebäude.





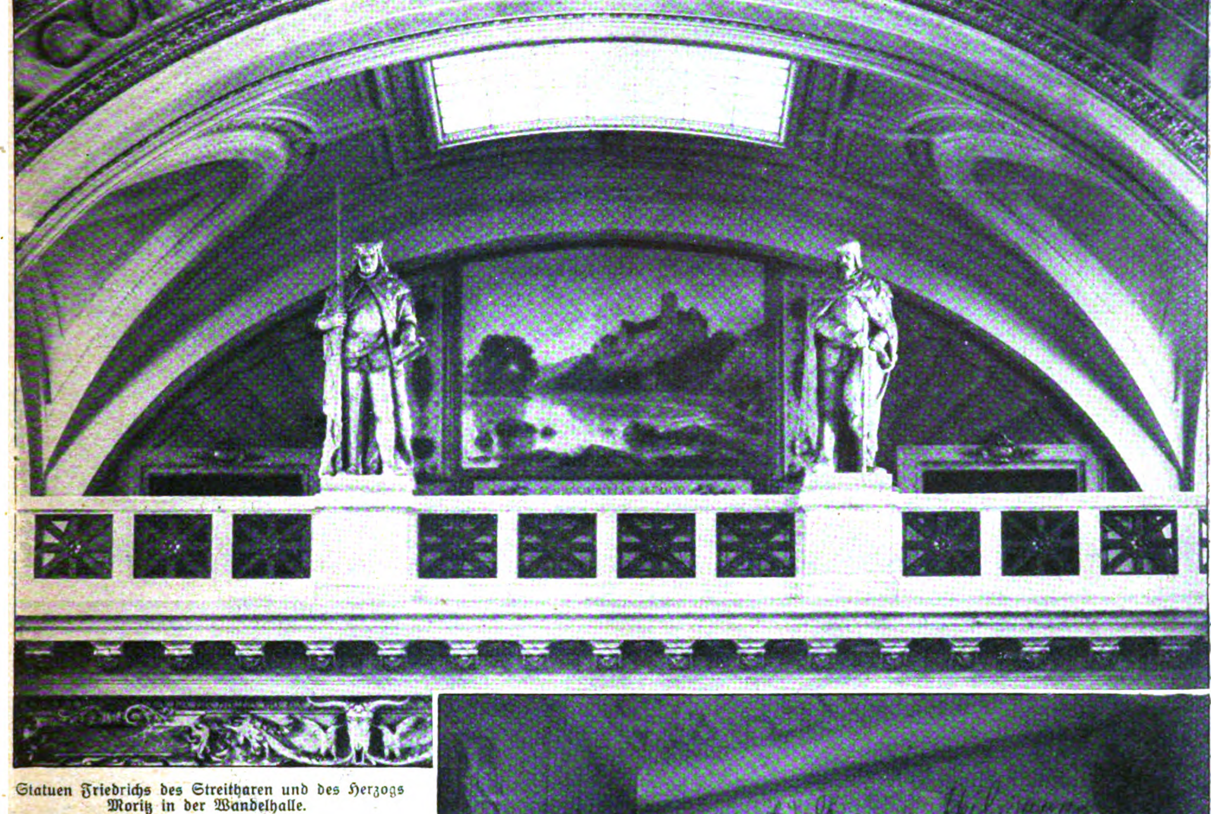
Der mit Porträtbüsten geschmückte Wandelgang.

wurde er fort und fort, namentlich im Innern, weiter ausgeschmückt, bis auf diesen Tag. Erst beim Jubiläumsfest wird die Enthüllung eines Standbildes König Friedrich Augusts von Carl Seffner und des Aulabildes von Max Klinger dieses ganze Neugestaltungswerk abschließen und zugleich krönen.

Von dem alten einstigen Klosterbestande ist jetzt im wesentlichen nur noch die Universitätskirche übrig, neben dem alten Rathaus und der noch älteren Thomaskirche die architektonische Hauptsehenswürdigkeit Leipzigs aus mittelalterlicher Zeit.

Bei der bevorstehenden Jubelfeier steht jedoch mehr im Vordergrund des Interesses das neue Ambulatorium im Albertinum, in dem sich die akademische Hauptfeier am 30. Juli abspielen wird. Dieser große Lichthof ist ein von hohen starken Marmorsäulen getragener, oben mit einer prunkvollen Kassettendecke aus Sandstein überwölbter Hallenbau, um den sich in halber Höhe ein Wandelgang mit Zugängen zum Treppenhaus, zu den Auditorien und zur Aula hinzieht. Im Erdgeschoß, das seitlich einen Einblick in die Skulpturensammlung der Hochschule eröffnet, stehen zwei Monumentalbüsten von Leibniz und Goethe, dem berümtesten Leipziger civis academicus, sowie ein Obelisk, der dem Andenken der 1870/71 gefallenen Kommilitonen geweiht ist. Im Wandelgang gewahren wir sodann Marmorbüsten dreier ausgezeichneter Leipziger Universitätslehrer aus neuerer Zeit: des Kunsthistorikers Anton Springer, des Anatomen Carl Thiersch und des Germanisten Wilhelm Braune.





Statuen Friedrichs des Streitbaren und des Herzogs Moritz in der Wandelhalle.

Gründer und Stifter der Universität.

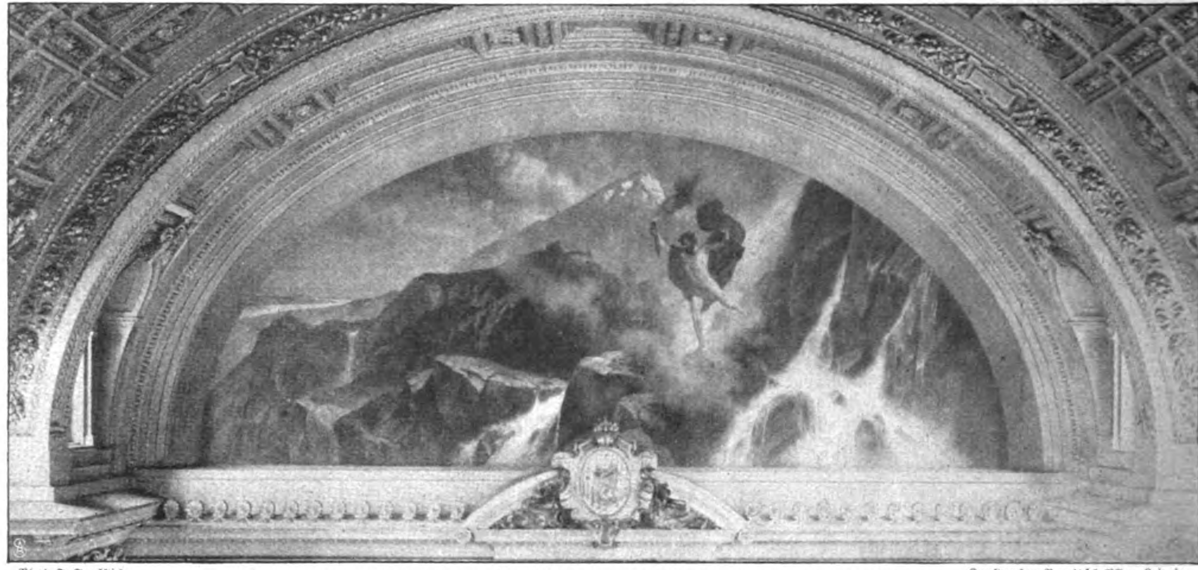
Ueber der Balustrade der Schmalseite nach dem Paulinerplatz zu erheben sich die Standbilder Friedrichs des Streitbaren und des Herzogs Moritz, des Gründers und des größten Stifters der Alma mater. Auf der gegenüberliegenden Schmalseite ziert die Rückwand der Aula eine geniale Vision Friedrich Prellers, die den Lichtbringer Prometheus, über schneeige Berggipfel, von denen die Wasser rauschen, herabschreitend darstellt.

Da die Aula für die große Assemblee zu eng sein würde, hat man den festlichen Akt in diesen Lichthof mit seinem schönen, farbenreichen Wandelgang verlegt. Um so besser wird man danach Gelegenheit haben, die beiden hervorragenden Kunstwerke der Aula zu betrachten: Ernst Rietschels berühmte zwölf Reliefs über den Fenstern, auf denen er die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in einzelnen Völkern darstellte, und Max Klingers neues Riesengemälde, das er soeben nach fast dreijährigem Gestalten daran fertiggestellt hat, und in dem er die griechische Philosophie verherrlicht.

So ist also an der Leipziger Universität in letzter Zeit alles neu und schöner als je zuvor geworden und auf den denkbar feierlichsten, der bevor-



Aus dem Universitätskarzer: Das Paradies.

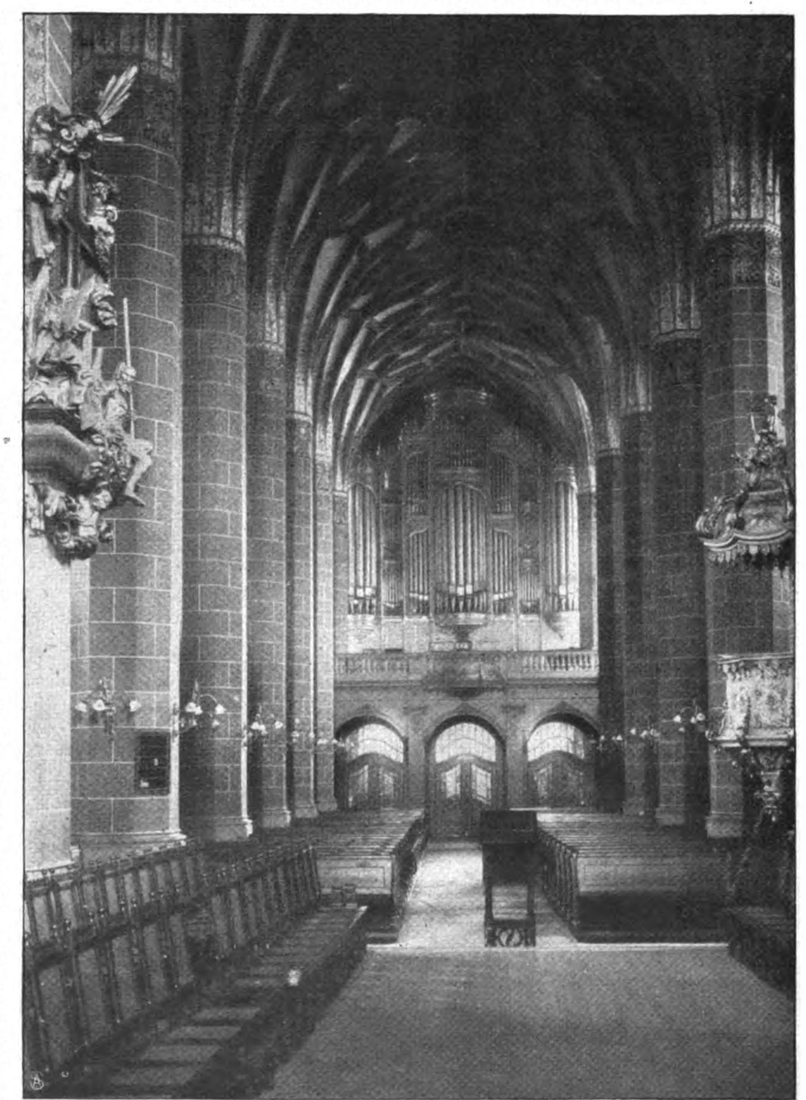


Phot. F. Faulstich. **Das Prometheus-Gemälde von Preller in der großen Halle.** Kunstverlag Pernitzsch Nflg., Leipzig.

stehenden Tage würdigsten Ton abgestimmt. Aber auch der Humor kommt zu seinem Recht, und wer sich an seinen Aeußerungen aus alter wie neuerer Zeit ergötzen will, der steige hinauf in das wahrlich auf seine Art ebenfalls sehenswerte Karzer im Johanneum, allerdings drei Stock hoch, in dem sich Bruder Studio anscheinend so wohl fühlt, daß er ein Gelaß das — Paradies nennt!

In der Festwoche möchte jedoch wohl keiner da oben eingegittert sein. Da nimmt allein der große historische Festzug 1000 Musensöhne und — Töchter, denn auch die Studentinnen werden vertreten sein, in Anspruch, und dabei wird vermutlich auch der vielberühmte Löwe von Prag (aus der Paulinerkirche) nicht fehlen, der einst mit den ersten Studenten nach Leipzig kam. Doch nicht nur der Löwe, auch die ganze Löwenapotheke machte damals den großen Exodus mit, und so wird im Festzuge, wie recht und billig, eine ganze „schwarze Küche" figurieren, und eben der Löwe soll ihr vorausleuchten; denn, so bedrohlich er aussieht, er hat bereits ein ganz neues goldglänzendes Fell erhalten.

Aber plaudere ich damit nicht schon ein Geheimnis aus, das eine Ueberraschung werden sollte? Es wird besser sein, von weiterem zu schweigen. An Ueberraschungen aber wird es an allen diesen Festtagen sicherlich nicht fehlen, und dann wird das „Mein Leipzig lob' ich mir" und das „Vivat Academia" immer aufs neue erklingen, aus tausend und aber tausend jungen, und ob sie gleich alt wären, doch in diesen Momenten jugendfreudigen Kehlen.



Inneres der Pauliner (Universitäts-) Kirche.

Bergheil!

Ein Kapitel für Hochtouristinnen von L. Schupp. — Mit 4 photographischen Aufnahmen von H. Traut.

Schon in einer Zeit der höchsten Blüte weiblicher Prüderie ist der Frau als einzig vernünftiges Kleidungsstück für Hochtouren das Beinkleid aufgezwungen worden. Aber welch ein weiter Weg von den Stallhosen der bayrischen Sennerin bis zu den modernen Breeches! Diese verdrängen mehr und mehr die faltigen Bloomers mit ihrer lästigen Stoffüllen und die knappen Kletterhöschen. Sie sind ein Kompromiß zwischen diesen beiden. An den Knien, wo es beim Klettern die meisten Risse gibt, liegen sie glatt an; der oben sich verbreiternde Schnitt prononziert die Formen nicht zu stark. Aber in dieser oberen Weite liegt auch eine Gefahr: ein kleines Zuviel macht die Trägerin zur Karikatur.

Ich habe zuerst vom Beinkleid gesprochen. Es scheint mir im Dreß der Hochtouristin das wichtigste Stück. Der aufknöpfbare, knappe und leichte Rock ist bei Talwanderungen und Fahrten nur eine Konzession an die gute Sitte. Die echte Dame fällt nicht gern auf. Das Hosendämchen — und sehe es noch so fesch aus — ist außerhalb der Firn- und Felsregion immer noch das Ziel aller Blicke und Witze. — Die Jacke sei ebenfalls knapp mit Vermeidung allen Ausputzes; dazu zähle ich auch die beliebte Knopfverzierung. Knöpfe sollen nur da sein, wo sie wirklich gebraucht werden, also am Rock- und Jackenschluß, an den Taschen, am Sturmkragen und vorn an den Aermeln, um diese bei Regen und Schnee fest zu schließen. Ein sehr angenehmes Kleidungstück, das außer der Jacke mitgeführt werden kann, ist eine Lederweste mit Aermeln. Namentlich Engländerinnen tragen sie viel. Sie leistet auch in kalten Unterkunftshäusern und bei einem Biwak, das jeder, auch der vorsichtigsten Hochtouristin einmal blühen kann, gute Dienste. Ueber die alpine Fußbekleidung, kräftige Nagelstiefel, Steigeisen und Kletterschuhe, wurde an dieser Stelle schon ausführlich berichtet. Letztere können auf der Tour gleichzeitig als Hausschuhe dienen. Gestrickte Wollstrümpfe, ein nicht zu großer Lodenhut ohne Federgesteck, eine leichte Wollbluse ohne steifen Leinenkragen sowie eine gewirkte Hemdhose vollenden die Toilette der Hochtouristin. Daß diese nicht unkleidsam zu sein braucht, beweisen unsere Bilder. Die Modellkostüme sind aus kariertem englischem Wollstoff gefertigt. Neuerdings bevorzugt man diskrete Muster, da kleine Reparaturen und abgenutzte Stellen nicht so auffällig sind wie bei einfarbigen empfindlicheren Stoffen.



Hochtouristin im Tal: Angeknöpfter Rock

Nun zum treuen Begleiter der Hochtouristin, dem Rucksack. Er soll alles Nötige enthalten, was die Trägerin gegen tückische Wetterstürze, Hunger und Durst, Kälte und Schnee schützt, und mit allen alpinen Hilfsmitteln versehen sein; dabei soll er ein Gewicht von 15 bis 18 Pfund nicht überschreiten. Da heißt es mit Toilettegegenständen sehr sparsam sein. Die Gewohnheit, in Bayern und Tirol wochenlang nur mit Rucksack zu





Schnee- bzw. Gletscherbrille.

wandern, kommt, Gott sei Dank, mehr und mehr ab. In der Schweiz ist das ohnehin eine Unmöglichkeit. Schleppte der Tourist wirklich alles Nötige auf dem Rücken mit, müßte man ihn bemitleiden; huldigte er aber spartanischer Einfachheit, so müßte man seine Mitreisenden bedauern. Ein Herr oder eine Dame, die wochenlang in dem gleichen Kleide über Berg und Tal gewandert sind, bilden wirklich keine angenehme Nachbarschaft. Unsere Hochtouristin wird also ein bescheidenes Köfferchen mit einer oder zwei hübschen, einfachen, dem Gebirgscharakter angepaßten Toiletten und allem Zubehör durch Post oder Bahn an die jeweilige Talstation befördern lassen. Ein wasserdichtes Paket im Rucksack enthält nur einen Wäschewechsel, Nachtzeug, Nähzeug und die nötigen Toilettesachen. Alles sei möglichst leicht ausgewählt. Niemals spare man an der Ausrüstung: Steigeisen und Kletterschuhe, Gletscherbrille und Salbe, Wickelgamaschen und Wollfäustlinge, Laterne und Apotheke, ja sogar Kompaß, Karten und Bücher muß auch die Dame mitführen. Sie soll nicht bloß wie ein geduldiges Bergschaf ihrem männlichen Begleiter nachlaufen, sondern sich auch selbst über eine Tour orientieren. Nur so kann sie beurteilen, ob sie ihr gewachsen ist.

Bei der Mitnahme des Proviants halte man den goldenen Mittelweg ein. Manche Damen treten mit einigen Pralinés eine langwierige Hochtour an; andere schleppen unheimliche Eßvorräte mit. Die beiden Aluminiumbüchsen auf dem Bild (S. 1297), von denen die ovale Fleisch oder Wurst, die runde Kakes und Schokolade enthält, bieten im Notfall für mehrere Tage Proviant. Ein größerer waschbarer Leinenbeutel enthält Brot, zwei kleinere gedörrtes Obst und Zucker. Letzterer ist bekanntlich ein hervorragendes Stärkungsmittel bei großen körperlichen Anstrengungen. Warmer Tee löscht auch bei Sommertouren am schnellsten den Durst. Es gibt neuerdings Gefäße, in denen Getränke zehn Stunden und noch länger die Temperatur halten, in der man sie einfüllt. Eine Teekonserve, die auch schon Zucker enthält, ermöglicht es, sogar mit kaltem Wasser einen guten Tee zu bereiten. Hat man aber eine Dose festen Spiritus und den Aluminiumbecher dabei, so kann man sich auch während der Tour ein Glas heißen Tee bereiten. Ein Zusatz von Zitronensaft macht das Getränk sehr erfrischend.

Als Touristenmesser ist das Schweizer Militärmodell mit zwei Klingen, Korkzieher und Büchsenöffner zu empfehlen. Aluminiumbüchsen für Eier und ein Klapplöffel mit Gabel sind oft angenehm. Das Tragen des Rucksackes wird durch breite, weiche Filzstreifen, die unter die Lederriemen genäht sind, sehr erleichtert. Gelegentlich, bei langen Talwanderungen oder leichten Jochübergängen kann man ihn auch als Poststück aufgeben. Man führe daher eine Anhängadresse, am besten aus Leder mit Papiereinlage und ein Rucksackschloß mit. Der leichte Netzrucksack nimmt dann das Nötige für die Wanderung auf.

Zwei weitere treue Begleiter bei Hochtouren sind der Pickel mit der Handschlinge und der Wettermantel. Man lasse sich kein so gebrechliches Spielzeug aufhängen, wie es die „Damenpickel" meistens sind. Die Touristin hat die gleichen Gefahren und Anstrengungen zu überwinden wie ihr männlicher Begleiter. Wenn sie auch



Hochtouristin in Klettertracht.

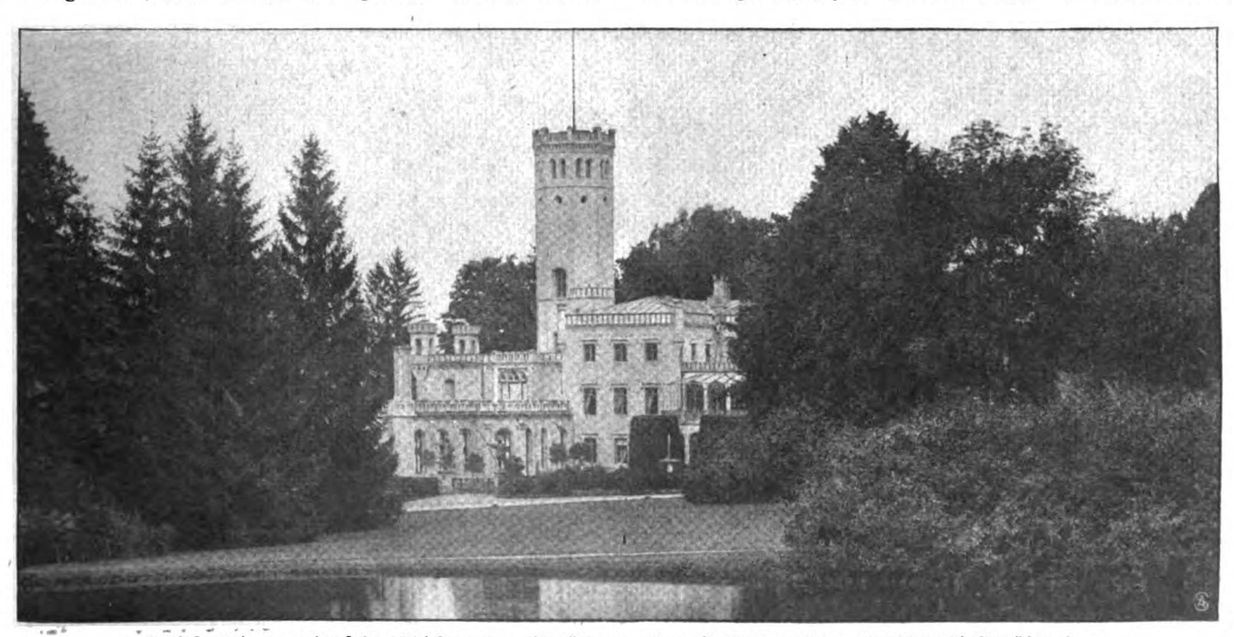
im allgemeinen das Eisstufenschlagen diesem überläßt, so kann sie doch einmal in die Lage kommen, es selbst tun zu müssen; auf alle Fälle muß ihr der Pickel eine zuverlässige Stütze sein; ein Bruch des Stieles an heikler Stelle kann ihr das Leben kosten. Man untersuche daher immer genau, ob gutes Holz verwendet ist, dessen Fasern in der Länge verlaufen. Der Wettermantel, der einzige Schutz und Schirm gegen die Stürme der Höhen und die Regengüsse der Täler, wird neuerdings häufig aus Mosettig-Batist gearbeitet, der ungemein leicht und vollkommen wasserdicht ist; er hat nur den Fehler, daß er die Körperausdünstung an seiner Innenseite zurückbehält und als Feuchtigkeit, sogar Nässe niederschlägt. Manche ziehen daher den umfangreicheren und schwereren Lodenmantel vor. Jeder Wettermantel für Hochtouren soll eine Kapuze haben und so gearbeitet sein, daß man die Arme gebrauchen kann; er muß auch den Rucksack decken, darf aber ja nicht zu lang sein. Mit dieser sorgfältigen Ausrüstung hat die Hochtouristin, die natürlich vor allem auch die nötige Kraft, Gesundheit und auf leichteren Touren erworbene Uebung besitzen muß, alles getan, um den Gefahren der Berge wirksam zu begegnen. Was außer menschlichem Ermessen liegt, drückt der schöne alpine Gruß: Berg heil! aus, den ich allen zurufen möchte auf ihrem Weg zu den lichten Höhen. Die Hochtouristik ist zweifellos der anstrengendste, dafür aber auch der genußreichste Sport.



Der Rucksack und sein Inhalt.

Bilder aus aller Welt.

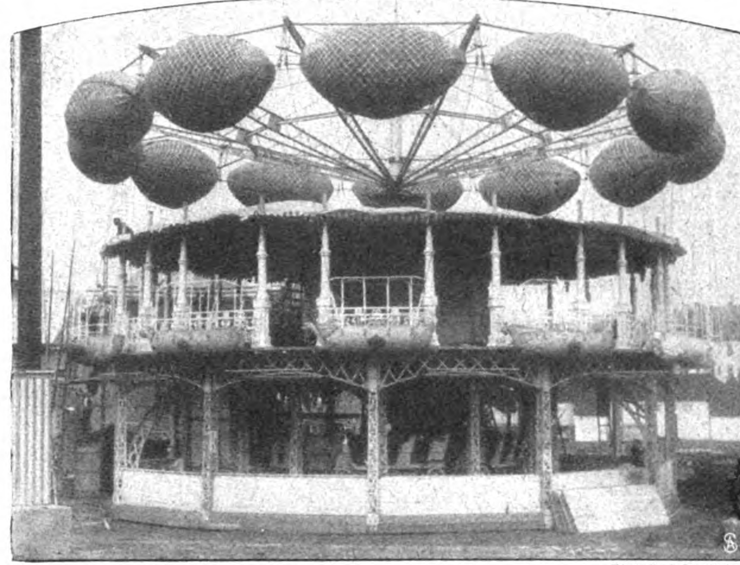
Ein schöner alter Besitz der preußischen Krone ist in den Besitz eines Privatmannes übergegangen. Der Amtsrat Gustav Richter zu Schönau in Schlesien hat den Kronfideikommiß Erdmannsdorf samt Schloß und Park erstanden. Das am Fuß des Riesengebirges im Lomnitztal gelegene Schloß gehörte bis zum Jahr 1816 der Familie v. Kalckreuth, von der es dann der Feldmarschall v. Gneisenau kaufte. Nach Gneisenaus Tod kaufte König Friedrich Wilhelm III. das Gut; er erbaute das zinnengekrönte Schlößchen und ließ durch den Gartendirektor Lenné den herrlichen Park anlegen. Auf dem Gutsgebiete siedelte er aus dem Zillertal vertriebene evangelische Tiroler an, deren Nachkommen noch in der Kolonie Erdmannsdorf-Zillertal leben. Nach dem Tod des Königs erbte seine Witwe, die Fürstin von Liegnitz, das Gut. Von ihr hat die im Schloßpark liegende „Villa Liegnitz" ihren Namen erhalten. Im Jahre 1840 verkaufte die Fürstin den Besitz an König Friedrich Wilhelm IV., der den Ausbau des Schlosses im pseudogotischen Stil vollendete. Im Jahr 1861 fiel die Herrschaft als Schatullengut an die Krone Preußen. Kaiser Wilhelm hat nur als wenige Monate altes Kind in dem reizend gelegenen Schloß geweilt, das auch sein Vater in den letzten Jahrzehnten seines Lebens nicht besucht hat.



Schloß Erdmannsdorf in Schlesien, das kürzlich aus dem Besitz der Krone in Privatbesitz überging.

Die Vergnügungsparke der modernen Großstädte sind im gewissen Sinn Spiegel der modernen Technik. Keine Erfindung ist so groß, daß sie nicht die Grundlage zu einem neuen Vergnügungsapparat abgeben könnte. Das Jüngste auf dem Gebiet ist das Luftschiffkarussell: eine kühne Kombination von Luftschiff, Karussell und Schaukel, kurz das neuste Mittel, auf zeitgemäße Weise seekrank zu werden. Aber jung und alt drängt sich zu diesem Spiel.

Die Toilette einer echten Modedame wird immer komplizierter und kostspieliger. Man hat jetzt in Amerika entdeckt, daß die bisher gebräuchlichen Damenstrümpfe zu primitiv und zu billig sind, und es gehört nun sowohl in den Vereinigten Staaten als in England zum guten Ton, mit reichen Stickereien und allerlei Bändern, Schleifen und Quasten verzierte Strümpfe zu tragen.



Phot. Berl. Jll.-Ges.

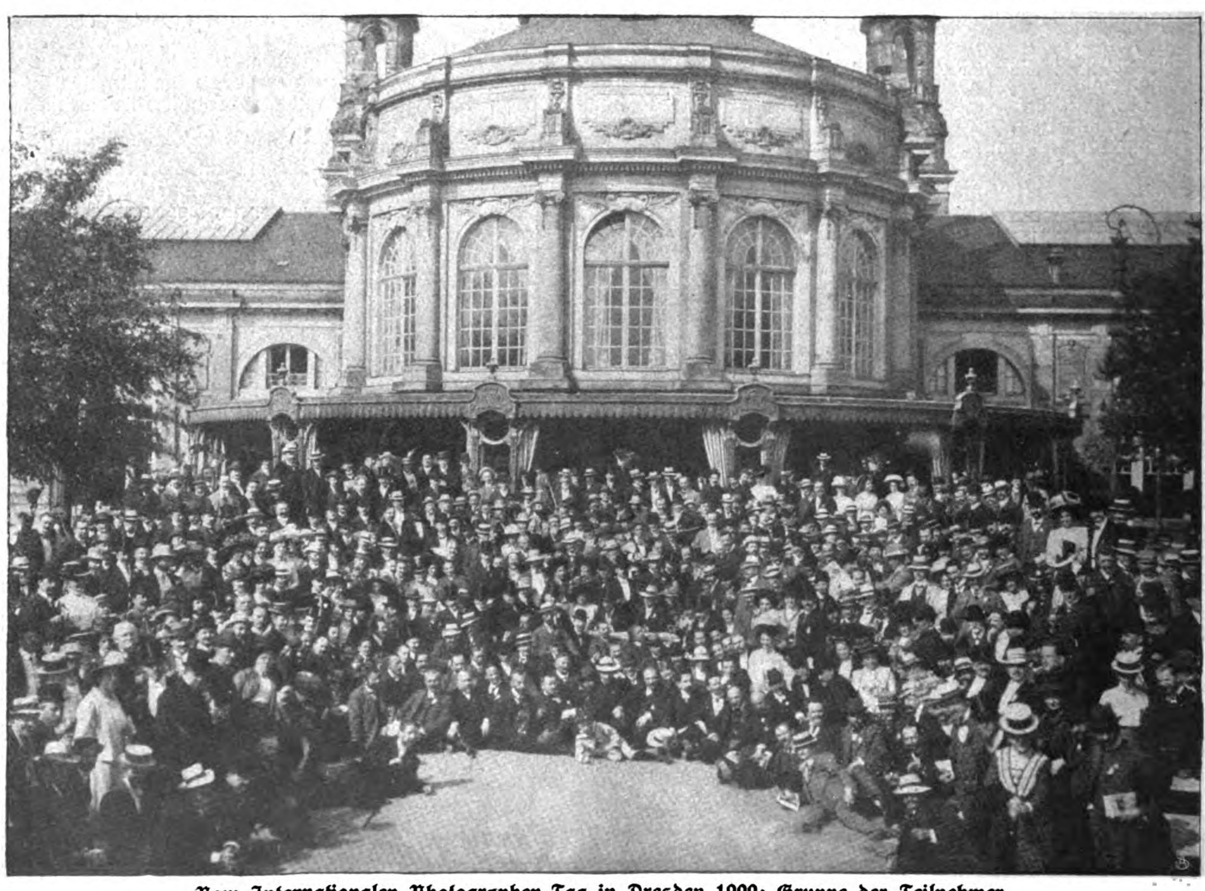
Die jüngste Attraktion der Vergnügungsparke: Luftschiff-Karussell.



Eine anglo-amerikanische Modenarrheit.

Damenstrümpfe mit Stickerei und Quasten.

An dem Internationalen Photographentag, der im Anschluß an die Photographische Ausstellung in Dresden stattfand, nahmen etwa 600 Photographen aus allen europäischen und vielen überseeischen Ländern teil. Die Kongreßteilnehmer wurden von Vertretern der sächsischen Regierung und von den Behörden der Stadt Dresden begrüßt. Dann begannen die Verhandlungen, die der Förderung der gemeinsamen ideellen und auch materiellen Interessen des Photographenstandes aller Länder galten.



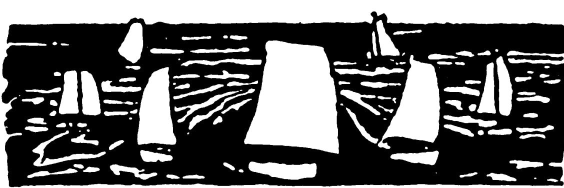
Vom Internationalen Photographen-Tag in Dresden 1909: Gruppe der Teilnehmer.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 31. **Berlin, den 31. Juli 1909.** **11. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 31.



Die sieben Tage der Woche.

22. Juli.

Vor der Abfahrt spanischer Truppen nach Melilla kommt es in verschiedenen spanischen Garnisonen zu Meutereien.

Detlev v. Liliencron stirbt in Alt-Rahlstedt bei Hamburg (Abb. S. 1307).

In Baireuth beginnen die Wagnerfestspiele mit einer Aufführung des „Lohengrin“.

Den Mächten geht eine energische türkische Note über die Kretafrage zu.

23. Juli.

In der Türkei wird der erste Jahrestag der Verfassung begangen.

Der indische Terrorist Madar Lal Dhingra wird vom Londoner Kriminalgericht zum Tode verurteilt.

24. Juli.

Aristide Briand (Portr. S. 1312) bildet ein aus erprobten Mitgliedern der republikanischen Linken bestehendes Kabinett (Portr. S. 1312), das der Präsident der französischen Republik bestätigt.

Die Engländer ziehen ihre Truppen von Kreta zurück.

Der preußische Minister des Innern verbietet die Radrennen mit Motorschrittmachern.

Bei Melilla findet eine große Schlacht statt, in der die spanischen Truppen mit schweren Verlusten zurückgeworfen werden.

25. Juli.

Der französische Aviatiker Blériot (Abb. S. 1309 u. 1310) überfliegt den Aermelkanal zwischen Sangatte und Dover.

In Barcelona erneuern sich die Kundgebungen gegen die Marokko-Unternehmung der spanischen Regierung.

In Alt-Rahlstedt findet das Begräbnis Detlev von Liliencrons statt.

26. Juli.

In Persien beginnen die Neuwahlen für das Parlament.

Ueber die Stadt und Provinz Barcelona wird wegen der Kundgebungen gegen die Marokkoexpedition der Belagerungszustand verhängt.

Die letzten ausländischen Besatzungstruppen verlassen die Insel Kreta.

Die neue persische Regierung setzt Kriegsgerichte zur Aburteilung der Würdenträger des alten Regimes ein.

Im englischen Unterhaus leitet eine Rede des ersten Lords der Admiralität eine neue Dreadnoughtdebatte ein.

In Alessandria stürzt ein Versammlungsraum ein, wobei etwa 200 Personen verschüttet werden.

27. Juli.

Auf der Festung von Canea und den Kasernen der kretischen Miliz wird die griechische Flagge gehißt.

Im Verlauf der Flottendebatte im englischen Unterhause erklärt der Premierminister Asquith, seine Regierung sei bestrebt, mit den andern Regierungen zu einem Abkommen über die Beschränkung der Flottenrüstungen zu kommen.

Vor Melilla finden neue blutige Kämpfe statt. General Pintos und mehrere spanische Offiziere fallen.

28. Juli.

Das Kabinett Briand erhält bei seinem ersten Erscheinen vor der Kammer ein Vertrauensvotum, das mit 306 gegen 46 Stimmen das Regierungsprogramm billigt.

Das Urteil gegen Peter Ganter, den Urheber der „Blauen Briefe“, lautet auf ein Jahr Gefängnis und eine größere Geldstrafe.

Der englische Aviatiker Latham stürzt bei seinem erneuten Versuch, den Kanal zu überfliegen, wiederum ins Meer, ohne Schaden zu nehmen.

In Barcelona kommt es zu Straßenkämpfen zwischen Gendarmen und Manifestanten.

Aus ganz Spanien kommen Berichte über aufrührerische Demonstrationen. Infolge des Generalstreiks in Katalonien und der Provinz Toledo verkehren die Züge zwischen Nordspanien und Südfrankreich nicht.

Orville Wright stellt einen neuen Rekord für den Zweipersonenflug im Aeroplan auf.

In Schottland erklären sich nach ergebnislosen Verhandlungen mit den Grubenbesitzern 400,000 Bergarbeiter für den Streik.

○○○

Lebensfragen.

Von Regierungsrat Dr. Johannes Rahts.

Mitglied des Kaiserl. Statistischen Amtes.

Die Frage, ob die Dauer des menschlichen Lebens im Laufe der Zeiten Aenderungen unterworfen gewesen ist, ob es bei dem Hasten und Drängen der modernen Zeit nicht mehr möglich ist, ein so hohes Alter zu erreichen wie vordem, oder ob im Gegenteil es der verfeinerten ärztlichen Kunst gelungen ist, den Eintritt des unvermeidlichen Todes hinauszuschieben, unsern Lebensfaden zu verlängern, ist oft der Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen. Die widersprechenden Urteile, zu denen solche Untersuchungen geführt haben, sind zum Teil der unklaren Fassung des Begriffes der menschlichen Lebensdauer zuzuschreiben; denn offenbar sind zwei verschiedene Begriffe gemeint, wenn ein Sozialpolitiker berichtet, die menschliche Lebensdauer habe im 18. Jahrhundert in London nur 18 Jahre betragen, und wenn Süßmilch in seinem berühmten

Werk „Die göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts" für die gleiche Zeit erklärt, daß das Gesetz der Sterblichkeit noch eben das gleiche sei wie jenes, dessen schon im 90. Psalm gedacht wird: „Unser Leben währet 70 Jahre, und wenn es hoch kommt, sind es 80 Jahre." Der Psalmist und mit ihm Süßmilch denken hier an jenen Zeitpunkt, in dem das Leben nach Verzehrung der Kräfte sanft und allmählich erlischt, an die natürliche Lebensdauer, bei der plötzliche Unfälle ebensowohl wie vorzeitig dahinraffende Krankheiten als Todesursachen ausgeschlossen sind, und die von der für statistische Untersuchungen wertvolleren, aber nur rechnerisch zu bestimmenden mittleren Lebensdauer unterschieden werden muß.

Will man ein Urteil darüber gewinnen, ob die natürliche Lebensdauer im Laufe der Zeit zu- oder abgenommen hat, so ist es wertvoll, die Angaben der Zeitgenossen über die höchsten, von ihren Mitmenschen erreichten Altersstufen zu vergleichen. Hier scheint zunächst die Geschichtsforschung für eine allmähliche Abnahme der Lebensdauer zu sprechen; denn sehen wir auch ab von den sagenhaften Berichten der Inder, die gern ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und von Lebensaltern erzählen, die 100 000 und mehr Jahre betrugen, ebenso von den Erzählungen in der Bibel, wonach mehrere Patriarchen über 900 Jahre alt geworden sein sollen, so muß doch einiges Gewicht den Daten beigelegt werden, die uns der jüngere Plinius aus einer unter Kaiser Vespasian vorgenommenen Volkszählung mitteilt. Diese Zählung hatte in einem verhältnismäßig kleinen Teil von Italien 81 über 100 Jahre alte Personen ergeben, von denen 11 mehr als 130 Jahre zählten.

Diese Zahlen überschreiten ganz bedeutend die in neueren Volkszählungen erhaltenen und ließen auf eine längere Lebensdauer während der römischen Kaiserzeit schließen. Auch von mehreren bekannten Philosophen des Altertums werden uns recht hohe Altersangaben von Zeitgenossen überliefert. Als historisch zuverlässig können alle diese Daten allerdings nicht gelten, da sie nur auf Aussagen von Zeitgenossen beruhen, die keiner Prüfung unterzogen wurden. Solche Prüfungen, wie sie jetzt häufig bei Volkszählungen angestellt werden, haben aber gerade bei den Nachweisungen hoher Altersjahre vielfach Uebertreibungen und Fälschungen ergeben. So wurden z. B. in Bayern im Jahre 1871 in der Volkszählungsliste 27 Personen aufgeführt, die über 100 Jahre alt waren; die amtliche Prüfung stellte dagegen fest, daß von allen diesen nur eine einzige Witwe das Säkulum überschritten hatte. Namentlich der Wunsch, Mitleid zu erregen, hatte zur absichtlichen Angabe eines zu hohen Alters Anlaß gegeben, wobei eine der Beteiligten sich zum Nachweis ihrer Angaben des Geburtscheines ihrer längst verstorbenen, in Vor- und Familiennamen gleichnamigen Mutter bedient hatte.

Um sichere Schlüsse über Aenderungen in der menschlichen Lebensdauer zu ziehen, muß man sich auf die Zeitspanne beschränken, in der gut geführte Register und sorgfältig ausgeführte Rechnungen die Bürgschaft für fehlerfreie Resultate liefern, und leider sind diese Bedingungen nur in Kulturstaaten und auch hier nur seit verhältnismäßig kurzer Zeit erfüllt. Am längsten, nämlich seit 160 Jahren, besitzt Schweden eine gute Registerführung, auch liegen hier zuverlässige Berechnungen der Sterblichkeitsverhältnisse seit Anfang des vorigen Jahrhunderts vor. Frankreich, England, die Niederlande und Belgien besitzen derartige Bestimmungen seit der Mitte, Deutschland seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts.

An der Hand dieser Bestimmungen läßt sich nun erkennen, daß in Schweden am Anfang des 19. Jahrhunderts von je 100 fünfjährigen Kindern — die ersten Kinderjahre sind hier absichtlich ausgeschaltet, da ihre Sterblichkeit in den verschiedenen Kulturstaaten stark abweicht — etwa 27 das 70. Altersjahr überlebten, und daß diese Zahl bis zum Schluß des Jahrhunderts allmählich bis auf 48 gestiegen ist. Es bezeugt dieses eine erfreuliche Abnahme der Sterblichkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts. Aehnliche Zahlen weisen die analogen Bestimmungen für Belgien und die Niederlande auf, denn während in Belgien in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur 25 vom Hundert der fünfjährigen Kinder das 70. Lebensjahr überschritten, waren es am Schluß des Jahrhunderts deren 40. Auch Deutschland hat in den 20 Jahren, für die Nachweise hierüber vorliegen, ein Anwachsen dieser Verhältniszahl von 30 auf 39 zu verzeichnen, und ähnlich verhält es sich in Frankreich und England. Alle Kulturländer, in denen die Sterblichkeitsverhältnisse durch mehrere Jahrzehnte zu verfolgen sind, lassen einen deutlichen Fortschritt erkennen, der im wesentlichen wohl den verbesserten hygienischen Einrichtungen und der ärztlichen Fürsorge zu verdanken ist.

Anders verhält es sich, wenn man statt des 70. Lebensjahres das 80. zum Vergleich heranzieht. Hier ist kein derartiger Fortschritt zu verzeichnen; von den fünfjährigen Kindern erlebte jetzt ebenso wie früher, soweit unsere Beobachtungen es verfolgen lassen, nahezu der achte Teil das 80. Lebensjahr. Zwischen dem 70. und 80. Altersjahre scheint demnach auch jetzt die Grenze der natürlichen Lebensdauer zu liegen. Hier hört die Kunst der Aerzte und die wohltätige Wirkung der Hygiene auf, und nur einem verhältnismäßig kleinen Bruchteil von bevorzugten Wesen ist es, und war es in gleicher Weise auch vordem, gestattet, diese Grenze zu überschreiten. Ein Fortschritt, und zwar ein recht wesentlicher Fortschritt ist nur darin zu erkennen, daß diese Grenze der natürlichen Lebensdauer jetzt von einer weit größeren Zahl von Personen erreicht wird als früher.

Andere Kulturstaaten, von denen allerdings nur neuere Daten vorliegen, wie Oesterreich, Italien, Spanien, Massachusetts, Neusüdwales, reihen sich in die vorher besprochenen Verhältnisse gut ein, so daß am Schluß des 19. Jahrhunderts die Sterblichkeitsverhältnisse der verschiedenen Kulturstaaten im allgemeinen keine beträchtlichen Unterschiede aufweisen, vorausgesetzt, daß man die Betrachtung auf die Zeit vom fünften Altersjahre bis zum Schluß der natürlichen Lebensdauer einschränkt; im einzelnen allerdings sind nicht unwesentliche graduelle Unterschiede in den verschiedenen Staaten zu verzeichnen. Auch der Verlauf der Sterblichkeit oder der ihr entgegengesetzten Lebensenergie ist im großen und ganzen wohl in allen Kulturstaaten der nämliche.

Bei den neugeborenen Kindern ist die Lebensenergie, d. h. der Widerstand, den das Kind allen den Tod herbeiführenden Ursachen entgegenzusetzen vermag, äußerst gering, die Lebensenergie steigt aber sehr schnell an und erreicht bei Mädchen im 12., bei Knaben im 14. Lebensjahr ihr Maximum, um dann bei Knaben schneller, bei Mädchen langsamer herabzusinken, bis sie



im hohen Alter wieder ebenso geringen Wert erlangt, wie in den frühesten Kinderjahren.

Bei den bisherigen Betrachtungen über Sterblichkeitsverhältnisse war von den fünf Jahre alten Kindern ausgegangen, und zwar war dies geschehen, weil die Kindersterblichkeit in den einzelnen Kulturstaaten sehr verschieden ist und die Gleichmäßigkeit, die sich bei Ausschluß der ersten Lebensjahre in den Sterblichkeitsverhältnissen der Kulturstaaten gezeigt hat, durch diese Verschiedenheit gestört worden wäre. Legt man die Beobachtungen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zugrunde, so starben von je 1000 lebendgeborenen Kindern in den ersten fünf Lebensjahren in Norwegen und Schweden etwa 150, in Frankreich 210, in England 230, ebensoviele in Massachusetts, Belgien und den Niederlanden, in Italien 280, in Deutschland 290 und in Spanien gar 430. Deutschland hatte also eine recht hohe Kindersterblichkeit, und wenn sich auch seit den neunziger Jahren die Verhältnisse wesentlich gebessert haben — jetzt beträgt die auf 1000 Lebendgeborene entfallende Zahl nur noch 230 — so empfiehlt es sich doch, der Erhaltung der Kinder in den ersten Lebensjahren tätige Fürsorge zuzuwenden.

Die mittlere Lebensdauer ist eine berechnete Durchschnittszahl, die angibt, wieviel Jahre eine Person bei gegebenen Sterblichkeitsverhältnissen durchschnittlich lebt. Sie ist wesentlich abhängig von der Kindersterblichkeit, denn wenn in frühester Kindheit viele sterben, wird naturgemäß der allgemeine Durchschnitt des Lebensalters stark herabgedrückt werden. So erklärt es sich, daß die einzelnen Kulturstaaten in den Werten der mittleren Lebensdauer große Unterschiede aufweisen, auch haben sich diese Werte, da überall die Sterblichkeit des Kindesalters herabgemindert worden ist, in allen Ländern im Laufe der Zeit wesentlich erhöht. In den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ergab sich für das Deutsche Reich eine mittlere Lebensdauer von 37 Jahren — für das männliche Geschlecht 35½, für das weibliche 38½ Jahre — in den neunziger Jahren des gleichen Jahrhunderts war die Zahl bis auf 42¼ gestiegen. In Frankreich und England ist die mittlere Lebensdauer etwa um vier Jahre höher, und in Schweden und Norwegen, wo die Kindersterblichkeit sehr klein ist, beträgt sie sogar 52¼ Jahre.

Wichtiger als die mittlere Lebensdauer, die stark von der Kindersterblichkeit beeinflußt wird, ist die Zahl von Jahren, die während des wirtschaftlich nutzbaren Alters von 15 bis 60 Jahren durchlebt werden. Würde im Alter von 15 bis 60 Jahren niemand sterben, so würde ein jeder Fünfzehnjährige 45 Jahre während dieser wirtschaftlich wichtigen Zeitspanne verleben. Da aber eine Anzahl von Personen vor Erreichung des 60. Lebensjahres stirbt, so wird die Zahl der Jahre, die ein Fünfzehnjähriger in dieser Zeitspanne durchschnittlich verlebt, geringer als 45 Jahre sein, und es ist interessant, zu erforschen, wie groß diese Zahl ist, und ob sie sich im Laufe der Zeit geändert hat. Für das Deutsche Reich ergibt sich aus den Sterblichkeitsverhältnissen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, daß eine fünfzehnjährige männliche Person durchschnittlich 38 Jahre innerhalb der Altersspanne von 15 bis 60 Jahren verlebt, oder, um es kurz auszudrücken, daß ein Fünfzehnjähriger durchschnittlich 38 Jahre produktiv tätig ist. Für England ergibt sich genau die gleiche Zahl, ebenso für Belgien, in Frankreich beträgt diese Zahl nur 37¼, in Oesterreich 37 und in Massachusetts nicht ganz 37 Jahre, in den Niederlanden, in Schweden und Norwegen und in Italien ist sie um ein halbes Jahr höher als in Deutschland, nämlich 38½ Jahre. Für das weibliche Geschlecht ergeben sich überall etwas größere Zahlen. Diese wirtschaftlich wichtige Zahl hat sich innerhalb der letzten Jahrzehnte wesentlich erhöht. In Schweden betrug sie am Anfang des 19. Jahrhunderts 35½ Jahre, ist also während des Jahrhunderts um 3 Jahre gestiegen, in Deutschland betrug sie in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nur 36 Jahre, ist also in zwei Jahrzehnten um volle zwei Jahre angewachsen. Berücksichtigt man, daß im Deutschen Reich in jedem Jahr 1 200 000 Personen in das 16. Lebensjahr eintreten, so kann man ermessen, wie groß der Vorteil ist, wenn jede dieser Personen durchschnittlich zwei Jahre länger der wirtschaftlichen Tätigkeit erhalten bleibt. Es bedeutet einen Gewinn von rund 2¼ Millionen Arbeitsjahren.

Das Wachstum der mittleren Lebensdauer zeigt an, daß die Zahl der Sterbefälle im Verhältnis zur Bevölkerung abnimmt, denn wenn das durchschnittliche Lebensalter 30 Jahre beträgt, so wird innerhalb eines Jahres ein Dreißigstel der Bevölkerung sterben, wenn dagegen die durchschnittliche Lebensdauer 50 Jahre beträgt, so wird jährlich nur ein Fünfzigstel der Bevölkerung sterben. Sobald aber die Zahl der Sterbefälle abnimmt, wird der natürliche Zuwachs der Bevölkerung größer werden, vorausgesetzt, daß nicht gleichzeitig die Zahl der Geburten auch abnimmt. Nun ist es aber fast ohne Ausnahme allen Kulturstaaten eigentümlich, daß neben der Abnahme der Sterbefälle auch eine Abnahme der Geburten stattgefunden hat. In Deutschland, England, Belgien, den Niederlanden, der Schweiz und in Oesterreich hat dieser Niedergang der Geburtenzahl seit 1870, in Italien etwa seit 1880 und in Schweden und Frankreich schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts stattgefunden. So lange die Geburtenzahl die der Sterbefälle noch beträchtlich überragt, ist der Niedergang der Geburten nicht bedenklich, wenn aber, wie man es in Frankreich schon längere Zeit und neuerdings auch in einigen nordamerikanischen Staaten, Maine, Vermont und Michigan, beobachten kann, die Geburtenzahl kaum so groß ist wie die Zahl der Sterbefälle, so tritt ein Stillstand in der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung ein oder gar ein Rückgang der Bevölkerungzahl. Diesen Zustand beklagt Bertillon in seinem cours élementaire de statistique mit folgenden etwas nationalpolitisch gefärbten Worten: „Nicht nur unsere politische und militärische Macht ist bedroht durch die Unzulänglichkeit unserer Bevölkerungsvermehrung, auch die wirtschaftliche Kraft und mehr noch als dieses der intellektuelle und moralische Einfluß, den unsere Schriftsteller auf die Welt ausübten. Das geistige Erbe Frankreichs steht in Frage." — In Deutschland ist bei einem jährlichen Geburtenüberschuß von 8 bis 900 000 Seelen einstweilen ein gleicher Zustand nicht zu befürchten, doch gibt der starke Niedergang der Geburten in einigen Großstädten — in Berlin kamen im Jahre 1876 auf 1000 Einwohner 47 Geburten, im Jahre 1907 nur 25 — der Besorgnis Raum, daß hier die Nachahmung französischer Sitten und Gebräuche einen ähnlichen verderblichen Einfluß ausgeübt haben wie in unserem westlichen Nachbarlande.

Detlev von Liliencron †

Du warst ein Kind, ein Herr und ein Held,
Von Gottes Güte gespendet —
Du hast an die arge Philisterwelt
Dein königlich Herz verschwendet.
Du konntest lieben, was du verlacht,
Du jubeltest im Getümmel der Schlacht:
Hurra — das Leben!

Und hielt dich die Not beim Kragen gepackt,
Hat sie bös dich gezaust und geschüttelt —
Du hast sie mit Versen im Dreschflegeltakt
Zum Teufel geknurrt und geknüttelt.
Du schnicktest die Finger — perdu und pardauz!
Hoch von der Scheune kichert ein Kauz:
Hurra — das Leben!

Wie keiner warst du auf Erden zu Haus,
In allen Zeiten und Zonen.
Und kränkte dich was, dann zogst du halt aus,
Auf dem Aldebaran zu wohnen.
Und prägtest aus eitel Golde zuhauf
Sterntaler mit der Devise darauf:
Hurra — das Leben!

Murrköpfig tappten wir Deutschen daher,
Im Dichten vertiftelt, verdeutelt —
Du braustest über uns, frisch wie das Meer,
Hell wach hast du uns gebeutelt.
Hilf weiter, du Sänger, aus deutscher Not!
Offenen Auges zum Sieg, in den Tod —
Hurra — das Leben!

Ernst von Wolzogen.

Wer den Pfennig nicht ehrt ...

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Wir haben ihn lange genug mißachtet, den unscheinbaren Pfennig, haben beinah vergessen, daß unser ganzes Münzwesen auf dem Pfennig aufgebaut ist, nicht auf der Mark, sintemalen man bei allem Bau doch mit dem Grundstein beginnt — und werden jetzt durch den gewaltigen Umschwung unseres Steuerwesens daran erinnert, daß der Pfennig zu ehren ist.

Die Mißachtung des Pfennigs ist übrigens keine allgemein deutsche Gewohnheit. Es gibt eine Mainlinie für den Pfennig: nördlich von ihr spielt der Pfennig eine arg verachtete Rolle, südlich davon kennt man ihn wohl, verachtet ihn nicht, legt sogar in gewissen Fällen gewichtigen Nachdruck auf die Pfennigrechnung. Es wäre für unsere Volkswirtschaft, besonders für die Kleinwirtschaft, ein Segen, wenn auch in Norddeutschland der Pfennig in die ihm gebührenden Ehren eingesetzt würde. Wir würden dadurch den Zustand wieder herstellen, dessen sich die Aelteren von uns noch sehr gut und sicher alle mit Vergnügen erinnern: jener Zeiten, in denen der Pfennig, oder sagen wir ein paar Pfennige, eine so große, so erfreuliche Rolle in unserm Leben spielten. Drei alte Pfennige, nach der Zwölferrechnung, der liebe alte Dreier, im Werte von heutigen 2½ Pfennig — was für eine ungeheure Kaufkraft wohnte ihm bei! Es gab dafür nicht nur eine ganz ansehnliche Tüte Bonbons, ein mächtiges Stück Johannisbrot, für die Mädel ein ganzes Säckchen voll bunter Perlen, man konnte für einen Dreier einen ganzen großen Bilderbogen, einen aus Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn, kaufen, und ich erinnere mich noch mit größter Deutlichkeit eines solchen Bilderbogens für den Dreier einer geliebten Tante, der die Geschichte des Königs Ottokar mit einem herzbewegenden Text darbot. Ich bin nicht ganz sicher, welcher König Ottokar gemeint war, der Eindruck aber wirkte so lange nach, daß ich als Sekundaner beim Blättern in einer Ausgabe von Grillparzers Werken zuerst bei König Ottokars Glück und Ende hängenblieb und es natürlich nicht bereute.

Die Einführung der Markrechnung, dazu der ungeheure Aufschwung des gewerbtätigen Lebens und der Wohlhabenheit, die Einflüsse der Reichshauptstadt und der vielen deutschen Großstädte haben schon seit einem Menschenalter den Zustand geschaffen, unter dem der Kupferpfennig von den meisten, selbst von den weniger Bemittelten, als eine Art von Münzspielerei, als ein Wertstück ohne Wert betrachtet wird. Handel und Verkehr haben den größten Teil des deutschen Volkes dazu erzogen, als kleinste Münzeinheit nicht den Pfennig, sondern das Fünfpfennigstück anzusehen. In Norddeutschland zumal sind fast sämtliche Warenpreise im Mittel- und Kleinverkehr nach Fünfern abgestuft, und Kupferpfennige bekommen wir fast nur in den großen Warenhäusern zu sehen. Diese machen eine erfreuliche Ausnahme und sind sozusagen die Vorschullehrer geworden, die uns zur Achtung vor dem Pfennig erziehen. Durch sie haben wir gelernt, daß ein halbes Pfund Kaffee nicht unbedingt 60 oder 70 Pfennig kosten muß, sondern daß eine genaue Preisberechnung auf 58 oder 68 Pfennig kommen kann. Die herausgegebenen Pfennige bedeuten zunächst nicht viel; von der Hausfrau achtsam gesammelt, ergeben sie bei täglichen Einkäufen am Wochenschluß ein Sümmchen, mit dem schon etwas anzufangen ist.

Man darf ganz allgemein sagen: unsere Warenpreise mit ihren Abstufungen von 5 zu 5 oder gar von 10 zu 10 Pf. sind alle falsch. Sie enthalten alle die beliebte Abrundung auf 5, meist auf 10, die in 99 von 100 Fällen eine Aufrundung, nicht eine Niederrundung ist. Besonders beliebt sind die plusmacherischen Aufrundungen in unserm Verkehrswesen, am wenigsten bei der Post, am meisten bei der Eisenbahn. Die Post erhebt für Wertversicherungen aufgerundete Beträge, begnügt sich aber sonst meist mit den tarif-



mäßigen Sätzen. Die Eisenbahnverwaltung rundet sogar zweimal auf: zuerst die zugrunde liegende Entfernung, dann das Ergebnis der Multiplikation von Entfernung und Einheitstarif. Aus 10,1 Kilometer macht sie nicht etwa 10 Kilometer, sondern 11, und 11 mal 3 ist für sie weder 33 noch 35, sondern 40. Durch diese Berechnungsweise kosten Fahrten nach Vorortstationen, die nur wenige Meter über die Einheitsentfernung hinaus liegen, sogleich den Satz der nächsthöheren Zone, im Berliner Vorortverkehr z. B. 20 Pfennig statt 10 Pfennig.

Alle diese wenig löblichen Gepflogenheiten haben den etwas protzigen norddeutschen Zustand erzeugt, unter dem der Kleinverkehr schwer leidet, haben uns an die Verachtung des Pfennigs und mit der Zeit sogar an die des Fünfpfennigstückes gewöhnt. In Süddeutschland kennt man von jeher Bierpreise mit Abstufungen außerhalb der Dezimalrechnung, und wir lesen ja gelegentlich von tiefer Empörung in den Münchner Trinkerkreisen, sobald der Preis des Hofbräubieres um einen Pfennig fürs Liter aufschlägt. In Berlin hingegen, in Norddeutschland wohl allgemein scheint man sich die Möglichkeit gar nicht vorstellen zu können, daß der Preis für ein Glas Bier nicht durch fünf teilbar sei. Selbst in diesen Tagen, wo über den durch Erhöhung der Brausteuer notwendig gewordenen Aufschlag für das Bier beraten wird, bewegen sich alle Vorschläge sklavisch im Rahmen des Dezimalsystems für die Biermenge und für den Bierpreis. Ich vermute, daß hierfür namentlich die norddeutschen Trinkgeldsitten maßgebend sind: auch die Trinkgelder stehen bei uns im Norden bekanntlich unter der strengen Fuchtel der Dezimale, während in Süddeutschland Trinkgelder von einigen Kupferpfennigen beim Bier etwas ganz Gewöhnliches sind.

Wie immer man über Art und Wirkung der neuen Steuern denken mag — sie werden hoffentlich den Pfennig wieder zu Ehren bringen. Bei der Zündholzsteuer allerdings wird es wohl beim Dezimalsystem bleiben, wenn nicht etwa die Fabriken die verauslagte Steuer oder vielmehr deren Zinsen irgendwie nach oben treiben, was wahrscheinlich zur Folge haben würde, daß aus einem Pfennig Zinsen fünf Pfennig Preiserhöhung würden.

Bei den übrigen Steuern dagegen, zumal bei denen für Bier, Schnaps mit allen seinen Unterarten, Tee, Kaffee, brauchte die Preisbemessung keineswegs sich ausschließlich im Rahmen des Dezimalsystems zu bewegen. Noch ist der Sinn für den Pfennig in Deutschland, selbst in Norddeutschland nicht ganz erloschen, und gerade in den Großstädten hat man sich wenigstens schon an den Anblick von Kupferpfennigen gewöhnt. In den Warenhäusern sind sie gang und gäbe, und ich habe noch nie gesehen, daß ein Käufer die herausgegebenen einzelnen Pfennige, ja nur einen einzigen zurückgewiesen hat. Man sammelt sie, trägt sie bei sich, benutzt sie beim nächsten Einkauf — ja in gewissen Fällen kann man schon für ein paar Pfennige allerlei nützliche Gegenstände des Alltagsgebrauchs, Nadeln, Nägel, Haken, Knöpfe, erstehen.

Es war die höchste Zeit, daß wir aus der protzenhaften Verachtung alles Kupfergeldes herauskamen, womit ich natürlich nicht etwa irgendeiner der neuen Steuern das Wort reden will. Wäre das so fortgegangen, so wäre auch das Fünfpfennigstück bald der allgemeinen Mißachtung verfallen. Kupferpfennige wagt man in Norddeutschland schon längst keinem Bettler zu geben: auch diese huldigen durchweg dem Dezimalsystem, wenn sie gleich geruhen, gelegentlich auch ein Fünfpfennigstück hinzunehmen, natürlich ohne Dank. Wir müssen fortan, ohne zu knausern, ohne Pfennigfuchserei zu treiben, zu einer strengeren Auffassung von der Wichtigkeit richtiger Preisbemessung übergehen oder zurückkehren. Ein Biertrinker, der jährlich 600 kleine Gläser trinkt und jedesmal 1 oder zwei Pfennig mehr bezahlt, als unbedingt nötig wäre, hat einen jährlichen Steuerbetrag von 6 bis 12 Mark zuviel bezahlt. Aehnlich steht es mit den hohen Aufrundungen für die halben oder ganzen Pfunde beim Kaffee und Tee. Tief eingewurzelte Gewohnheiten wie die Aufrundung auf 5 und 10 Pfennig lassen sich natürlich nicht von heut auf morgen ändern; ich sehe aber mindestens einen Stillstand dieser allgemeinen Aufrunderei voraus und wünschte, daß vornehmlich die Hausfrauen sich recht ernsthaft der nicht unwichtigen volkswirtschaftlichen Frage annehmen und den Pfennig wieder zu Ehren bringen möchten. Es handelt sich ja bei einer solchen Wandlung nicht bloß um die unmittelbare Wirkung, nicht um die ersparten Pfennige selbst. Für wertvoller halte ich die erziehliche Wirkung einer Wiedereinsetzung des Pfennigs in seine unverjährbaren Rechte. Wir sind ja keineswegs das einzige Volk, das den Pfennig nicht ehrt. In Frankreich, in Italien bekommt man so gut wie nie einzelne Centimen zu sehen, in England fast nie eine Kupfermünze unter einem halben Penny, und in jenen Ländern ist die Aufrundung z. B. im Verkehrswesen so weit vorgeschritten, daß es keine Portosätze wie unsere Dreipfennigmarke für Drucksachen gibt. Man braucht nur auf solch ein Beispiel hinzuweisen, um klar zu machen, von welchen schädlichen volkswirtschaftlichen Folgen die Mißachtung der kleinsten Münzeinheit werden kann. Bei uns ist ja leider der Zweipfennigtarif für Stadtpostkarten und Drucksachen im Ortsverkehr wieder verschwunden; abgesehen von seinen sonstigen nützlichen Eigenschaften hatte er dazu beigetragen, uns wieder zur Sparsamkeit im Kleinen zu erziehen, der Grundlage aller Sparsamkeit im Großen.

▫ ▫ ▫

Vom Frühaufstehen.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

Die Behauptung, daß langes Schlafen nur auf Angewohnheit beruht, wird von der Wissenschaft für falsch erklärt. Sie belehrt uns, daß der Mensch im Kindesalter acht bis zehn Stunden Schlaf bedarf, daß er in seiner Vollkraft mit sechs bis sieben Stunden auszukommen vermag. Da sie uns auch von der Notwendigkeit des Schlafes zur Auffrischung unserer geistigen und körperlichen Kräfte überzeugt hat, wird die Tatsache, daß wir ein Drittel unseres Lebens verschlafen, d. h. uns in einem ganz merkwürdigen Zustand befinden, zu einer Notwendigkeit, der wir uns zu fügen haben. Und die allermeisten Menschen fügen sich ihr gern!

Es gibt nichts, was süßer wäre, als den von Arbeit oder Strapazen ermüdeten Körper behaglich hinzustrecken und in einen festen, traumlosen Schlaf zu versinken. Wie schwer dem Kind das Aufstehen fällt, wird wohl jeder aus eigener Erfahrung wissen. Nichts erscheint dem Kind süßer, als nach dem Wecken noch

einmal einzuschlummern! Erwachsene sollen es übrigens auch ganz gern tun. Deshalb halte ich es für eine sehr wahrscheinliche Geschichte, daß ein pensionierter Oberst sich alle Morgen zu der gleichen Stunde wecken ließ, da ihn früher des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr rief, um sich nun mit einem Wonnegefühl auf die andere Seite zu wälzen und wieder einzuschlafen. Darum wird man auch die Tatsache, daß viele Kinder der Großstadt nie den Sonnenaufgang erblicken, nicht allzu tragisch nehmen dürfen. Der Schlaf ist ihnen sicherlich förderlicher als das Erleben des Naturschauspiels, wozu sie in ihrem späteren Leben noch oft von der unerbittlichen Notwendigkeit gezwungen sein werden.

Die Schwärmer, die uns predigen, daß wir durch Verkürzung des Schlafes unser Leben verlängern können, finden deshalb keinen Anklang, selbst wenn sie uns vorrechnen, daß wir durch regelmäßigen Verzicht auf eine Stunde Schlaf in jedem Jahr fünfzehn Tage gewinnen. Denn „im Grunde genommen ist es doch nur ein Trugschluß". „Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine Plage habe", sagt das weiseste aller Bücher, und es hat recht! Wenn wir Menschen etwas kürzen möchten, dann ist es stets die Arbeitzeit, aber nie der Schlaf! Nur unter ganz besonderen Umständen sind wir dazu geneigt: wenn wir etwas unternehmen wollen, was uns Freude bereitet. Da überwindet dann die Erwartung des Vergnügens das Schlafbedürfnis, wie man sogar bei Kindern beobachten kann, denen am nächsten Morgen ein Ausflug bevorsteht . . .

Nun kann man vielfach hören und lesen, daß es doch schade wäre, daß so viele Menschen bis in den hellen Tag hinein schlafen, daß sie die schönste Zeit des Tages, den Morgen, verschlafen. Das ist allerdings richtig. Fast alle Völker haben Sprichwörter, in denen der Segen des Frühaufstehens gepriesen wird. Wir Deutsche legen der Morgenstunde sogar Gold in den Mund . . . Es gibt aber unter allen Sprichwörtern keins, das — wenigstens freiwillig — weniger befolgt würde als dieses! Von unseren Vorfahren, die noch nach spartanischem Zuschnitt ihr Leben einrichteten, wissen wir allerdings, daß sie sommers und winters am frühen Morgen aufstanden und auch ihre Kinder so früh aufstehen ließen. Wir wissen aber auch aus den Aufzeichnungen bedeutender Männer, wie schwer die Kinder diesen Zwang empfanden. Daß die selben Männer später diesen Zwang als heilsam priesen, ändert nichts daran, daß wir in diesem Punkt jetzt anders denken, daß wir es als eine Grausamkeit empfinden, Kinder um eines Grundsatzes willen aus dem süßesten Schlummer zu reißen. Wir halten eben eine gewaltsame Verkürzung des Schlafes für falsch . . .

Es kann sich also nur um eine Verschiebung der Schlafenzeit handeln, die uns völlig ausgeruht und gestärkt mit der Sonne aufstehen läßt. Dann müßten wir aber auch mit den Hühnern schlafen gehen, und daran hapert's bei uns! Sogar bei den Landbewohnern, die uns als gewohnheitsmäßige Frühaufsteher erscheinen. Sie haben sich mit der Zeit geändert, seitdem es billige Lichtquellen gibt. Früher mußte man mit dem Kienspan vorliebnehmen. Er wurde aber auch nur an Winterabenden gebrannt, die man durch Spinnen, Hecheln, Weben und Netzstricken ausnutzen mußte. Im Sommer, bei der schweren Feldarbeit, die mit Tagesgrauen begann, wurde kein Licht gebrannt, sondern man ging am Abend schlafen, sobald das Vieh versorgt war.

Die Aenderung, die darin eingetreten ist, kann als Merkzeichen einer bedeutsamen Entwicklung gelten. Zwar gibt es noch Gegenden, wo vom Frühjahr bis in den Herbst hinein der Arbeitstag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauert. Das bedeutet eine Arbeitzeit von 15—16 Stunden, die im Winter auf die Hälfte zusammenschrumpft. In tropischen und subtropischen Ländern, wo die Länge des Tages sich gleichbleibt, wo die Hitze der Mittagstunden noch zu einer Unterbrechung der Arbeit nötigt, ist diese Frage von der Natur geregelt. In der gemäßigten Zone sind wir solch einem zwingenden Gebot der Natur nicht unterworfen. Es ist sogar in der Landwirtschaft möglich, von der Arbeitzeit im Sommer am Morgen und Abend zwei Stunden aufzugeben. Und darin zeigt sich der Zug der Zeit, der ganz allgemein nicht auf Verminderung der Arbeit, sondern auf Verkürzung der Arbeitzeit hindrängt! Man will in den Abendstunden das Leben genießen, und, um auszuschlafen, etwas später aufstehen.

Soll ich mich diesem Zug der Zeit entgegenstemmen und mit tönenden Worten das Gold im Munde der Morgenstunde preisen? Das haben schon viele, die dadurch die Welt zu verbessern hofften, vor mir versucht! Sie haben auch Beifall gefunden, sogar bei denen, die nach durchschwärmter Nacht im Morgengrauen den heimischen Penaten zueilen. Ihnen erscheinen die vertrauten Straßen und Plätze der Stadt in einem ganz anderen Licht. Mir scheint, als wenn diese in übertragenem Sinn oft gebrauchte Redewendung aus solchen Beobachtungen entstanden ist. Denn wenn auch manche Menschen öfter die Nacht am Kneiptisch verbringen, bleibt es der Mehrzahl doch immer ein ungewohnter Anblick, einen Weg, eine Straße im fahlen Dämmerschein des heranbrechenden Tages oder im rosigen Glanz der aufgehenden Sonne zu sehen. Besonders in der Stadt gewinnt man dabei ganz eigenartige Eindrücke. Alle Straßen und Plätze erscheinen länger und größer, weil der Menschenstrom fehlt, der sie füllt und unser Auge auf sich lenkt. Es fehlt auch die abendliche künstliche Beleuchtung, es fehlen die aufdringlichen Lichtreklamen, hinter denen die Häuser selbst im Dunkel verschwinden. Jetzt drängen sich die Häuser selbst unserem Auge auf . . . Auch die Menschen, die mit eiligen Schritten die leeren Straßen durchwandern, sieht der Nachtschwärmer nicht alle Tage, oder sie fallen ihm unter der Menge nicht auf: der pfeifende Bäckerjunge, die Zeitungsfrau, die den Menschen das Lesefutter auf die Raufe steckt, der Milchfahrer . . .

Für gewöhnlich liebt der ruhige Bürger die Nachtruhe, die er nicht eher beendigt, als bis die Pflicht ihn zum Aufstehen nötigt. Das geschieht aber im Sommer erst, wenn die Sonne seit mehreren Stunden am Himmel steht. Vor acht Uhr pflegt weder das Geschäftsleben zu beginnen noch der Dienst im Bureau. Versuche, diesen Zeitpunkt dem Sonnenaufgang näherzurücken, finden stets heftigen Widerstand. Ein Sprichwort belehrt uns zwar, daß der Schlaf vor Mitternacht am bekömmlichsten ist. Aber die meisten Menschen halten den Schlaf in den Morgenstunden für den süßesten . . . Deshalb müssen nur die Kinder noch früher als üblich aufstehen, weil die Schule schon um sieben Uhr beginnt . . . Ja es gibt sogar Gegenden, wo der Lehrer schon um sechs Uhr früh seine gedeihliche Tätigkeit anfängt . . .

In meiner Jugend galt das Frühaufstehen noch



als ein vorzügliches Erziehungsmittel. Für mich knüpft sich daran eine Erinnerung, die mir jetzt lieb geworden ist. Die Schule begann um sieben Uhr. Da nun mein Elternhaus eine halbe Meile von der Stadt entfernt lag, mußte ich mich schon an dreiviertel Stunden früher auf den Weg machen. Als ich auf der Quarta saß, muß ich etwas Schreckliches verbrochen haben, denn mein Ordinarius legte mir als Strafe auf, täglich bei ihm eine Stunde früher, also um sechs Uhr morgens, „anzutreten"! Ich stand also um vier Uhr auf und marschierte kurz nach fünf weg. Mein Klassenlehrer war Junggeselle. Seine alte Wirtin hielt es jedenfalls für überflüssig, seinen Schlummer zu stören, um ihm mein Antreten zu melden. Der Herr Oberlehrer mochte seine Anordnung auch vergessen haben ... So kam es, daß ich ein Vierteljahr hindurch an jedem Schultag eine Stunde in seiner Küche saß. Der alten Dame war ich bald unentbehrlich geworden. Ich zündete das Feuer im Herd an, brachte ihr Holz und Wasser und holte ihr ein, was sie für den Tag gebrauchte. Zum Dank dafür spendete sie mir einen Topf Kaffee und eine Semmel, die, wie ich mich deutlich erinnere, schließlich sogar mit Butter gestrichen war.

Leider wurde dies zarte Verhältnis eines Morgens jäh unterbrochen, als der Herr Oberlehrer — ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß — plötzlich heimkehrend durch die Hintertür hereintrat und von mir erfuhr, daß ich schon drei Monate hindurch seine Küche regelmäßig eine Stunde vor Beginn der Schule besuchte. Aber geschadet hat's mir nichts. Ich hatte in dieser Stunde noch immer Zeit gefunden, meine Vokabeln gut zu lernen, und schon dadurch seine Zufriedenheit errungen. Jetzt wurde ich sein erklärter Liebling ... Vielleicht hat die alte Dame ihm meine Dienstwilligkeit gerühmt ...

Nun möchte ich nicht den Eindruck erwecken, als wenn ich vom Frühaufstehen nichts halte. Im Gegenteil! Ich betrachte es als ein erfrischendes Bad, das in gleicher Weise auf Herz und Körper wirkt. Was haben denn die Ausflügler, die am Vormittag oder gar erst am Nachmittag ins Freie eilen, von der Natur, auf der die Sonnenglut lagert? Im besten Fall einen schönen Abend! Nun ist es zwar genußreich, das „Zurüstegehen" der Natur zu erleben, aber weitaus schöner ist es doch, ihr Erwachen zu genießen. Auch der herrlichste Sonnenuntergang stimmt uns nachdenklich, er erfüllt uns mit weichen, wehmutsvollen Gefühlen.

„Ein Fräulein stand am Meere,
Ihr ward so seltsam bang,
Es rührt sie gar so sehre,
Der Sonnenuntergang!"

So singt der Spötter Heine, dem man das feine Gefühl für Stimmungen der Seele doch wohl zugestehen wird.

Wie ganz anders wirkt auf uns der Sonnenaufgang! Die aufsteigende Morgenröte erscheint uns wie eine Verheißung, das blendende Licht des großen Gestirns wie eine Erfüllung. „Sie (die Sonne) tritt wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freut sich, wie ein Held, zu laufen den Weg." Was unser Empfinden an der morgenfrischen Natur sonst noch Schönes findet, das Funkeln der Tauperlen im Gras, das Jubilieren der Vögel, die herbe, aus der Kühle aufsteigende Stimmung, die unsere Tatkraft weckt und anspornt, ist von Dichtern sattsam gepriesen worden. Vielleicht drückt man es am schärfsten aus, wenn man sagt, daß die frühen Morgenstunden für jeden Menschen, der sie freiwillig und mit offenen Sinnen genießt, zu einem für den ganzen Tag nachwirkenden Erlebnis werden.

Angler, Jäger, Ruderer, Segler, Radler usw. empfinden und preisen es alle, daß ihr Sport sie aus der Gewohnheit des Alltags herausreißt und sie zur Natur zurückführt. Und es ist gar nicht wunderbar, daß in so vielen Sportliedern dem Morgen ein Lob gesungen wird, nein, es ist der Ausdruck starker Empfindungen, die aus der erwachenden Natur dem Menschen zuströmen. Sollte nicht die Wertschätzung des Sports, zu der wir uns endlich durchgerungen haben, zu einem Teil darauf beruhen?!

Das Leben einer großen Anzahl Menschen besteht aus anstrengender Arbeit, die nur durch Genüsse unterbrochen wird, deren Schädlichkeit für den Körper nicht erst geschildert zu werden braucht. Deshalb schwillt der Strom derer, die im Sommer — und ganz neuerdings auch im Winter — für einige Zeit diesem Hasten entfliehen, lawinenartig an. Ihnen sei der Rat gegeben, sich mehrere Male den einzigartigen Genuß des Sonnenaufganges zu verschaffen! Das ist schon etwas! Noch mehr zu empfehlen ist die mit einem Schimmer der Romantik umgebene Sitte, die in England und Amerika immer mehr Anhänger gewinnt, für einige Wochen im Sommer zu einem ganz ursprünglichen Naturleben zurückzukehren.

Solche Genüsse werden freilich das Vorrecht der Jugend bleiben und derer, die es verstehen, mit ihr jung zu sein. Aber man soll auch nicht den Wert einer kurzen Unterbrechung des harten Daseinskampfes unterschätzen. Man frage nur die Jünger eines Sports, der sie am Sonnabendabend aus der Stadt entführt, mit welcher Erfrischung sie nach vierundzwanzig Stunden zurückkehren. Nun soll zugegeben werden, daß nicht alle einen Sport treiben können, denen sei ein neuer Sport empfohlen: das Frühaufstehen. Beileibe nicht täglich! Aber auch nicht nur für den Sonntag. Nein, ab und zu mal auch für den Alltag ... Das Geheimnis der Wirkung liegt in der Abweichung von der Gewohnheit. Und der Erfolg wird um so größer sein, wenn man am Abend vorher zeitig ins Bett kriecht, um mit ausgeruhtem Körper und frischen Sinnen den Sonnenaufgang zu erleben ... Lächle nicht, lieber Leser, versuch's lieber!

Unsere Bilder

Die Zusammenkunft des Deutschen Kaisers und des Königs von Norwegen (Abb. S. 1308) erhielt ihren Charakter nicht durch höfische und militärische Festlichkeiten, sondern durch das intime, freundschaftliche Beisammensein der beiden Monarchen, die gemeinsam die Wunder der nordischen Natur genossen. Gleich am ersten Tag nach ihrem Eintreffen in Bergen frühstückten der Kaiser und König Haakon in dem auf einer Anhöhe über der Stadt gelegenen Restaurant Flöien, von dessen Terrasse aus man einen herrlichen Blick auf Bergen und die umliegende Landschaft genießt.

Die Abgeordneten der Württembergischen Landstände in Friedrichshafen (Abb. S. 1308). Die Mitglieder der Württembergischen Kammern haben dieser Tage einen gemeinsamen Ausflug an den Bodensee unternommen, der hauptsächlich dem Besuch des Grafen Zeppelin galt. Unter der persönlichen Führung des Grafen wurde das neue Zeppelin-Luftschiffgebäude auf dem Riedlepark besichtigt; dann wurden

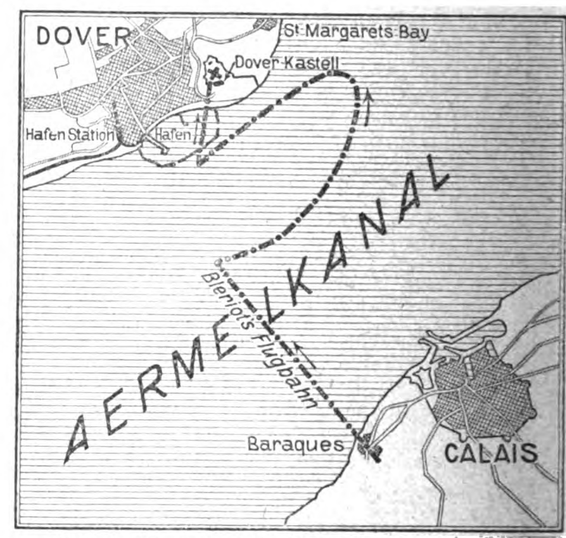
die Abgeordneten im Schloßgarten von dem König empfangen. Später wurde den Gästen in Manzell das nun wiederhergestellte Luftschiff „Z II“ vorgeführt. Auf eine herzliche Ansprache des Grafen Rechberg-Rothenlöwen, Präsidenten der Ersten Kammer, antwortete Graf Zeppelin in einer Rede, in der er auf die nationale Bedeutung der Luftschiffahrt und auf die Notwendigkeit der Errichtung einer Akademie für Luftschiffahrt in Friedrichshafen hinwies.

Detlev Freiherr von Liliencron † (Abb. S. 1307). Deutschland hat einen seiner besten Dichter verloren. Detlev von Liliencron ist in seiner Villa in Alt-Rahlstedt einer Lungenentzündung erlegen. Er ist 65 Jahre alt geworden. Nur die Hälfte seines Lebens hat er der Poesie geschenkt; ehe er als hoher Dreißiger seine ersten Gedichte schrieb, hat er in drei Feldzügen gekämpft. Als er den bunten Rock ausgezogen hatte, diente er einige Jahre in seiner schleswig-holsteinischen Heimat als Verwaltungsbeamter. Später widmete er sich ganz der Dichtung. Er selbst hat einmal gesagt, nur sein buntes Epos „Poggfred“ werde ihn überleben. Das ist bezeichnend für die rührende Bescheidenheit dieses Großen; wir alle wissen, daß seine köstlichen Novellen und Balladen, daß eine Fülle seiner lyrischen Gedichte ein unvergänglicher Schatz unserer Literatur bleiben werden.

Der Regierungswechsel in Frankreich (Abb. S. 1312 u. 1313). Georges Clemenceau, der während seiner politischen Karriere so viele Ministerien gestürzt hat, ist durch einen geschickt angelegten parlamentarischen Handstreich gezwungen worden, dem Präsidenten der Republik die Demission seines Kabinetts zu unterbreiten, das fast drei Jahre, also eine für Frankreich unerhört lange Zeit, am Ruder war. Der sozialistische Führer Jean Jaurès, der heftigste offene, und der frühere Minister Delcassé, der heftigste heimliche Feind der Regierung, hatten sich verbündet und das Kabinett kurz vor den Parlamentsferien bei der Abstimmung über die Priorität eines Vertrauensvotums zu Fall gebracht. Delcassés Hoffnung, in das neue Ministerium einbezogen zu werden, ging aber nicht in Erfüllung. Der bisherige Justizminister Aristide Briand, der das Kabinett rekonstruierte, überging Delcassé und betraute von neuem den Senator Pichon mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Die markanteste Persönlichkeit seines Kabinetts ist Briand selbst, der einstige sozialistische Revolutionär, der bei der Ausarbeitung des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat viel politische Mäßigung und positive staatsmännische Begabung bewiesen hat. Sein Kollege Millerand, dem er das infolge der Bewegung in der Beamtenschaft so wichtige Portefeuille der Oeffentlichen Arbeiten und der Post übergeben hat, war bekanntlich am Beginn seiner Laufbahn ebenfalls revolutionärer Sozialist.

Prinzessin Beatrice von Bourbon-Orléans (Abb. S. 1311). Die Vermählung der Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg-Gotha mit dem Prinzen Alfons von Orléans, der die Hand seiner schönen Gemahlin mit dem Verlust seiner spanischen Titel und Würden bezahlen mußte, wird in der internationalen Gesellschaft noch immer viel besprochen. Die Haltung des spanischen Hofes ist um so auffälliger, da die Prinzessin Beatrice seit ihrer frühesten Jugend eine nahe Freundin der jetzigen Königin von Spanien gewesen ist. Sie ist die jüngste Tochter des Herzogs Alfred von Koburg-Gotha und der Großfürstin Maria von Rußland. Die vier Töchter dieses Paares gehören zu den schönsten Fürstinnen Europas. Die älteste, Maria, ist die Gattin des Kronprinzen Ferdinand von Rumänien geworden; ihre jüngere Schwester, Viktoria Melitta, war zuerst mit dem Großherzog Ernst Ludwig von Hessen vermählt und ist jetzt die Gattin des Großfürsten Kyrill, der ihretwegen ebenso die Ungnade seines Hofes zu überstehen hatte wie jetzt sein neuer Schwager. Die dritte Schwester, Prinzessin Alexandra, ist mit dem Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg verheiratet.

Der Flug Blériots über den Aermelkanal (Abb. S. 1309 u. 1310) war das große Ereignis der Woche. Was dem Engländer Latham mißlungen ist, ist dem Franzosen Blériot glänzend geglückt. Er legte die 31 Kilometer lange Strecke von Sangatte bis Dover in der unglaublich kurzen Zeit von 23 Minuten zurück. Die schnellsten Passagierdampfer zwischen Dover und Calais machen diesen Weg in 75 Minuten. Der französische Torpedojäger „Escopette“ sollte dem Flug des Aeroplans folgen, eine nicht unnütze Vorsichtsmaßregel, da ja Latham mit seinem Apparat von dem ihn begleitenden Schiff aufgefischt werden mußte. An Bord des Torpedojägers befand sich Blériots Gattin; sie verfolgte in begreiflicher Aufregung den Flug ihres Mannes. Plötzlich aber entschwand der Aeroplan den Blicken; das Schiff brachte nur eine Geschwindigkeit von 42 Stundenkilometer auf, während Blériots



Blériots Flugbahn beim Ueberfliegen des Kanals.

Apparat mit 68 Kilometer in der Stunde hoch über den Wogen seinem Ziel entgegensauste. Frau Blériot kam erst lange nach ihrem Gatten in Dover an; sie konnte den großen Triumph des so erfolgreichen Flugtechnikers teilen. Wie die Blätter melden, mußte er ihr aber versprechen, das kühne Wagestück niemals zu wiederholen. Das nächste große Unternehmen Blériots wird ein Flug über festes Land sein, er will von Manchester nach London fliegen, um einen Preis von einer Viertelmillion Frank zu gewinnen. Auch wenn ihm das gelingt, würde wohl sein Flug über den Kanal die denkwürdigste aviatische Leistung dieses Jahres bleiben.

Olga Wohlbrück (Abb. S. 1314). Seit etwa zwei Jahren gehört Olga Wohlbrück zu den beliebtesten Autoren der Gegenwart. Ihr Gebiet sind die großen Gemälde unserer modernen Kultur, die sie voll sprühenden Lebens und in ungeschminkter Wahrhaftigkeit aufrollt. Wienerin von Geburt — Russin von Erziehung — Pariserin in ihrer Theaterlaufbahn als französische Schauspielerin — Deutsche und vor allem Berlinerin in ihrer literarischen Tätigkeit, so vereinigt sie in sich eine kosmopolitische Lebenskenntnis von seltenstem Reichtum. Olga Wohlbrück, die mit dem Kunstleben Berlins in so enger Fühlung steht, hat mit klarem Blick die schillernd bewegliche Fläche unserer Metropole und ihrer Gesellschaft erfaßt. Auch der Roman „Das goldene Bett“, den wir bringen, zeichnet ein farbenreiches Schauspiel Berliner Lebens in fesselnden Linien. Die seit einer Reihe von Jahren in Berlin lebende Schriftstellerin ist mit dem Komponisten Waldemar Wendland vermählt.

Die Toten der Woche

Dr. Gustav Karpeles, bekannter Literaturhistoriker, † in Berlin am 21. Juli im 61. Lebensjahr.

Detlev v. Liliencron, bedeutender Dichter und Schriftsteller, † in Alt-Rahlstedt bei Hamburg am 22. Juli im Alter von 65 Jahren (Portr. S. 1307).

Geh. Kommerzienrat Gustav Michels, bekannter Großindustrieller, † in Köln am 24. Juli im Alter von 73 Jahren.

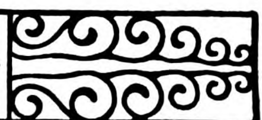
Sigismund Noskowski, bedeutender Komponist, Direktor der Warschauer Musikschule, † in Warschau am 24. Juli.

Professor Otto Reiniger, hervorragender Landschaftsmaler, † in Stuttgart am 24. Juli im Alter von 46 Jahren.

Franz Freiherr v. Ringhofer, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, † in Kissingen am 24. Juli im 63. Lebensjahr.

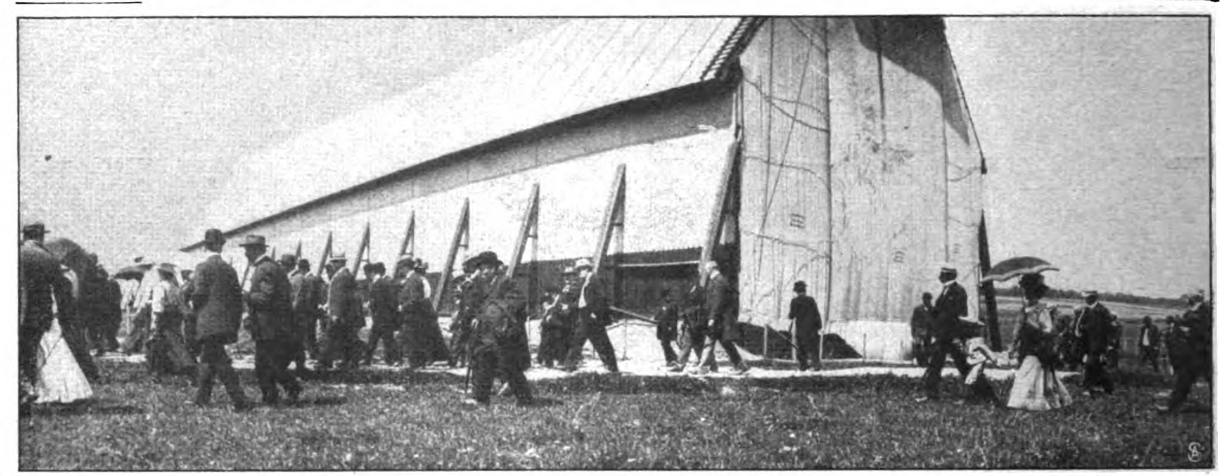
Baronin José Schneider-Arno, bekannte Schriftstellerin, † in Hall in Tirol im Alter von 55 Jahren.

Bilder vom Tage



Der große Lyriker Detlev Freiherr von Liliencron †

Phot. Dührkoop.



Besichtigung des Zeppelin-Geländes und der Ballonhallen. Phot. Scholl & Sohn.

Die Abgeordneten der Württembergischen II. Kammer in Friedrichshafen.

Von links nach rechts: König Haakon v. Norwegen, Kaiser Wilhelm, Ministerpräsident a. D. Michelsen.

Die Nordlandsreise des Kaisers: Begegnung mit König Haakon in Bergen.

Phot. Th. Jürgensen S. M. J. „Hohenzollern“.



Phot. Branger.

Auf dem Wege nach England.
Unteres Bild: Ankunft an der Küste von Dover.
Phot. Rapid.

Frankreichs Sieg in der Flugtechnik:
Blériot überfliegt den Kanal.



Durch die Luft von Frankreich nach England.

Blériot wird nach seinem glücklichen Flug über den Kanal von seiner Gattin in Dover begrüßt. — Nebenstehend: Mme. Blériot.

Die jüngste der vier schönen
Schwestern aus dem Hause Koburg.

Prinzessin von Bourbon-Orléans
geb. Prinzessin Beatrice von Sachsen-Koburg und Gotha.



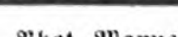
Aristide Briand, der neue französische Ministerpräsident. Phot. Manuel.



Phot. Manuel

Georges Clemenceau, legte sein Amt als Ministerpräsident nieder.





Phot. Manuel.



Minister Millerand. Oeffentliche Arbeiten und Post.

Minister Pichon. Auswärtige Angelegenheiten.

Zu den Veränderungen im französischen Kabinett.



Théophile Delcassé, früherer Minister des Aeußern, veranlaßte Clemenceaus Rücktritt.



1. Lofiès. 2. Denys Cochin. 3. Jaurès. 4. Ribot. 5. Deschanel. 6. Gerault-Richard. 7. Jules Guesde. 8. de Pressensé. 9. Berteaux. 10. Pelletan. 11. Maurice Barres. 12. Chéron. 13. Picard. 14. Doumer. 15. Briand. 16. Caillaux. 17. Simian. 18. Clemenceau. 19. Barton. 20. Abbé Lemire. 21. Rouvier. 22. Estrenne. 23. de Dion. 24. Pichon.

Namenverzeichnis zur Originalzeichnung auf Seite 1313.



Aus dem politischen Leben Frankreichs:

Die französische Deputiertenkammer während einer Rede des sozialistischen Abgeordneten Jaurès.

Nach einer Originalzeichnung von Hermann Vogel. — (Namenverzeichnis auf S. 1312.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Ernst Schneider.

Frau Olga Wohlbrück-Wendland,

die Verfasserin unseres Romans „Das goldene Bett“.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

Vor das breite, offene Portal der „Deutschen Handelsbank“ in der Behrenstraße fuhr ein Koppscher Krankenwagen vor.

Passanten sammelten sich an, und es bildeten sich Gruppen, die erst neugierig, dann in verhaltener Erregung ihre Mutmaßungen, die sich zu Befürchtungen steigerten, austauschten.

Ein behäbiger Schutzmann pendelte abwartend an den gegenüberliegenden Häusern entlang. Dann und wann sauste ein Auto durch die Straße, und die Menge wich schimpfend zu beiden Seiten zurück. An den hohen, vergitterten Spiegelscheiben der Bank zeigten sich ab und zu junge, elegante Gestalten.

Die Ruhe, mit der sie sich bewegten, teilte sich allmählich den Untenstehenden mit, und die Aufregung fand in Witzworten ihre Auslösung.

Ein Bankbote trat aus dem Torbogen, eine schwarze Tasche unter dem Arm. Man lief auf ihn zu. Er aber hielt den Arm mit steifem Ellbogen wie eine Barriere vor sich hin.

„Man immer sachte. . . .“

Ein glattrasierter, pockennarbiger Herr spielte ihm eine Zigarre in die Hand:

„Was is denn da los bei Ihnen, hm?“

„Besten Dank.“

Die Zigarre verschwand in der Innentasche des dunkelblauen Jacketts, und die breiten Schultern des Boten neigten sich vertraulich dem Frager zu:

„Eener hat sichs Bein verstaucht. Is ja jebohnert bei uns, wie wenn's een Tanzboden wäre. . . .“

Damit nahm er die Tasche in die andere Hand, legte zwei Finger an den Rand seiner Mütze, die in Silberbuchstaben die Initialen der Firma „D. H.“ trug, und schritt breitspurig, mit nach außen gekehrten Ellbogen, mitten durch die Menge über den Damm.

Ein Beinbruch! Und darum hatte man so viel kostbare Zeit verloren. Ein Laufjunge fing an zu lachen:

„Für'n Beinbruch stell' ick mir nich her! Det kann'ck ooch im Panoptikum sehn!“

Den vorletzten Schlager aus dem Metropoltheater pfeifend, flitzte er um die Ecke.

Im selben Augenblick gellten kreischende, beinahe tierische Laute aus dem Dunkel des Portals hinaus auf die Straße. Ein unentwirrbarer Knäuel von Menschen wälzte sich zum Wagen, aus dessen Mitte immer dieselben atemraubenden, furchtbaren Laute hervordrangen. Plötzlich sah man den zerzausten, grauhaarigen Kopf eines Mannes mit blutunterlaufenen Augen, bläulichweißen Wangen und Schaum vor dem Munde in die Luft ragen. Als hätte der Kranke einen gewaltigen Sprung gemacht, um über die ihn umringende lebende Mauer hinweg einen Weg ins Freie zu suchen. Aber schon hatten ihn kräftige Arme zurückgerissen, und nun ließ er sich auf die Erde fallen und setzte den angreifenden Armen den mächtigen Widerstand seines in Raserei zuckenden Leibes entgegen. Noch ein paar Handgriffe, und der Tobsüchtige wurde in den Krankenwagen geschoben, gleich einem wilden Tier.

Erst das Rollen der Räder übertönte das laute, gurgelnde Schreien, das aus dem Wagen drang. . . .

Einige Bankboten und Herren standen noch blaß, in verhaltener Erregung, barhäuptig auf dem Bürgersteig. Sie hatten verknitterte Kragen und verschobene Krawatten. Der Aelteste von ihnen tupfte mit dem Taschentuch eine kleine Kratzwunde vom Handrücken ab. Es war der Chef des Effektenbureaus, Prokurist Joseph Ramlow.

Der glattrasierte Herr mit dem pockennarbigen Gesicht stürzte auf ihn zu:

„Tag, Herr Ramlow, was is denn los bei Ihnen?“

„Tag, Tag, Herr Grosse . . . nichts von Bedeutung. Ein Beamter hat einen Nervenanfall gehabt.“

„Ach was?! . . . Scheint ja reguläre Tobsucht zu sein! Schrecklich! Erinnere mich übrigens, vor vier bis fünf Jahren ist auch so was bei Ihnen passiert.“

„Sooo . . . Nee. Erinnere mich nicht —“

„Können sich auf mich verlassen . . . bestimmt! . . . Zigarre gefällig, Herr Ramlow?“

„Nee, nee, danke schön. Herz. Rauchen verboten. Mahlzeit. . . .“

Mit flüchtigem Händedruck verabschiedete sich der Prokurist. — —

„So . . . meine Herren . . . ich glaube, es wird Zeit. . . . Die Schlußscheine müssen jeden Augenblick kommen.“

Von der katholischen Kirche her kam der Bankbote Anton — „mit den Windbuchsen“, wie man ihn nannte. Er hatte endlose Beine und brauchte zu seinen Wegen halb so viel Zeit wie die andern.

Er war die lebendige Chronik des jungen Bankhauses, dem er von den ersten Tagen seines Bestehens angehört hatte. Vor zwei Monaten hatte er zugleich mit dem Gründungsfest der Bank sein eigenes zehnjähriges Dienstjubiläum gefeiert und dabei eine goldene Uhr mit Kette als Ehrengabe erhalten.

Als der Krankenwagen an ihm vorbeifuhr, blieb er unwillkürlich stehen, nahm die Mütze ab und wischte sich die Stirn mit einem großen, hellblauen Tuch ab.

Schon wieder schafften sie einen fort.

Er war ein so netter Mann gewesen, der Herr Jonas; immer freundlich und höflich. Aber so ängstlich und aufgeregt. . . In den letzten Tagen hatte er die Kuverte, in denen die zu expedierenden Wertsendungen lagen, oft zweimal, dreimal nacheinander wieder aufgemacht: „Anton, ich glaube, Simon & Co., Posen, ist heruntergefallen, sehen Sie,



bitte, nach", oder: „Um Himmels willen, Anton, machen Sie die Tür zu, es zieht wieder . . . die russischen Zollcoupons fliegen mir davon!" Das Kuvert Simon & Co. lag natürlich auf dem Pult mit den anderen, und die Zollcoupons konnten nicht davonfliegen, weil die Tür gar nicht offen war. . . . Es machte eben nur die Angst vor der Verantwortung. Die Hände zitterten ihm, und der Schweiß perlte an den Schläfen, und wenn jemand nahe kam um die Expeditionsstunde, konnte der stets so bescheidene, freundliche Herr ordentlich grob werden und mit der Faust auf den Schreibtisch schlagen.

Die jungen Herren lachten dann heimlich.

Anton schüttelte bei dieser Erinnerung mißbilligend den Kopf.

Na . . . er hatte es kommen sehen. . . .

Diese Anspannung und Verantwortung tagein, tagaus, Jahr für Jahr! Das vertrug ja niemand auf die Dauer! Und meist traf's Familienväter! Der da hatte auch vier unversorgte Kinder. Na gewiß, die Bank wird schon wieder was tun, aber — 'n Menschenleben war wieder mal draufgegangen. — —

Später als sonst, langsamer und schwerfälliger legte Anton die Mappe mit den Schlußzetteln dem Prokuristen auf das Pult, und mit scheuem Seitenblick streifte er den „verhexten Tisch", von dem aus nun schon drei Beamte den Weg ins Krankenhaus genommen. — — —

Nach Bankschluß wurde der Fall Jonas im Privatbureau des Direktors Paulsiehn nochmals eingehend erörtert. Paulsiehn hatte den stellvertretenden Direktor und Prokuristen des Börsenbureaus, Herrn Kurt Eiler, der in der vergangenen Woche sechzigtausend Mark an der Börse verdient hatte, hereinbitten lassen und auch Joseph Ramlow heraufzitiert, der ein unmittelbarer Vorgesetzter des Erkrankten gewesen war.

Auf dem schweren Eichentische, der die Mitte des großen, mit amerikanischen Möbeln ausgestatteten Raumes einnahm, standen mehrere Zigarrenkisten, von den schwersten Importen bis zur leichten Zehnpfennig-„Avis". Paulsiehn selbst rauchte nur lange, schlanke Zigaretten, die ein türkischer Händler aus der Mohrenstraße ihm aus einer besonderen Mischung anfertigte, von der ein Pfund 800 Mark kostete. Und von der Zigarette angefangen bis zu den breiten, seidenen Schnürsenkeln seiner amerikanischen Lackstiefel und dem Aschbecher aus französischer Bronze war alles an ihm und um ihn herum von gediegenstem Luxus. Er sah aus wie ein Minister in seiner korrekten, strengen Eleganz und bildete einen seltsamen Gegensatz zu der vierschrötigen Kantigkeit Ramlows und der behenden Rundlichkeit des kleinen Eiler.

Die Ausdruckslosigkeit seines farblosen, scharfgeschnittenen Gesichtes mit dem kurzgehaltenen Henriquatre war die Maske eines Diplomaten. Nur das mißhandelte lange Mundstück seiner Zigarette verriet etwas von seiner nervösen inneren Erregung, sowie das Spiel der langgestreckten, gelblich weißen Hand mit dem kunstvoll gearbeiteten Tscherkessendolch, der ihm als Briefbeschwerer diente.

Wie er stets ganz leise und in knappster Form sprach, — so auch jetzt:

„Es ist immerhin der dritte Fall in zehn Jahren. . . . Das gibt zu denken."

Der kleine Eiler, von dessen vorzeitiger Glatze sich trotz aller Friseurkunst stets einige Haarbüschel abhoben, paffte dicke Rauchwolken einer schweren Havanna vor sich hin.

„Die Sache ist denkbar einfach", rief er mit seiner hohen, heiseren Krähstimme so laut in die vornehme Stille des direktorialen Bureaus, als spräche er zu einer ganzen Versammlung. „Seit Jahren bin ich dafür, daß man auf diesen . . . eh . . . eh . . . verantwortungsvollen . . . und . . . und . . . pekuniär gar nicht so reich dotierten Posten jüngere Kräfte stellt, nicht Tattergreise, die an ruhige, gedankenlose Arbeit gewöhnt sind."

„Es ist ein Vertrauensposten", warf Ramlow mit schwerer Betonung ein.

„Ach was . . . ach was, Vertrauen! . . . Ich habe mehr Vertrauen zu einem jungen, gesunden, unverbrauchten Menschen mit etwas Grips als zu einer ausgeleierten Arbeitsmaschine."

Ramlow zuckte die Achseln und strich sich mit den Fingern durch seinen graumelierten, rötlichen Vollbart.

„Was meinen Sie, Ramlow?" fragte der Direktor, ohne seinen alten Prokuristen anzusehen.

„Ich enthalte mich jeder Meinung", antwortete der Gefragte kaum höflich.

Eiler lachte meckernd, nicht ohne Gutmütigkeit.

„Sie sind Reaktionär, lieber Ramlow. Sie halten nicht Schritt mit der neuen Zeit. Bei Ihnen muß alles noch nach Schema F gehen. Sie sehen ja, wie weit wir damit kommen."

„Mein Vorschlag, den ich schon das letztemal vor vier Jahren machte, und den ich jetzt wiederhole, geht dahin, daß sich zwei, drei Herren jede Woche für diesen Posten ablösen . . ."

Paulsiehn machte eine abwehrende, leichte Geste, und Eiler murmelte etwas wie „Blödsinn" durch die Zähne. Damit wurde der Vorschlag ebenso wie das erstemal glatt abgelehnt, und Eiler brachte auch diesmal dieselben Gründe vor. Die Bureauchefs hätten nicht Lust, bewährte Arbeiter eine Woche lang abzutreten. Außerdem ließen sich Kunden immer gern von demselben Herrn bedienen. Das neue Gesicht irritiere stets. Auch war die Expedition in der nun einmal erforderlichen Schnelligkeit und Exaktheit unmöglich, wenn der Betreffende nicht im Training blieb. Nur bei äußerster Präzision, rein mechanischer Verrichtung konnten die 80—100 Wertsendungen allabendlich vor Postschluß in den anderthalb Stunden erledigt werden.

Ramlow zupfte an seinem Bart:

„Ja . . . ich weiß . . . es geht nicht."

„Ich bitte die Herren, mir morgen einen Ersatzmann in Vorschlag zu bringen", sagte Paulsiehn sehr leise. „Wir wollen es diesmal als Provisorium betrachten und werden den Kandidaten, der dauernd für diesen Posten in Betracht kommt, ernstlich prüfen. Ich neige ebenfalls mehr zur Wahl eines jüngeren Menschen."

Eiler nickte lebhaft.

„Jawoll . . . jawoll! So wird der Posten wenigstens keine Sackgasse. Hat sich der junge Mann durch mehrere Jahre bewährt — kann er von da weiterkommen und durch



eine neue, frische Kraft ersetzt werden. Umsatz, Umsatz ist die Hauptsache — auch im Menschenmaterial . . ."

Der Direktor nickte kaum merklich mit einem nachdenklichen Lächeln in den scharfen, tiefgegrabenen Mundwinkeln.

„Haben Sie noch etwas zu bemerken, Ramlow?"

„Nur im allgemeinen, Herr Direktor."

„Bitte."

Es lag ein Abgrund zwischen dem unnahbaren, verschlossenen „Bitte" des Direktors und dem innerlich erregten, von unterdrückter Leidenschaft getragenen Ton des Prokuristen. Ueber diesen Abgrund konnte nur Eiler den gangbaren Weg finden. Ramlow blieb stets auf der anderen Seite und mühte sich vergeblich ab mit Rufen und Zeichen.

„Ich möchte, Herr Direktor, auf Grund meiner Erfahrung nur gegen die Lockerung protestieren, die Herrn Eilers System nach sich zieht. Ich bin seit meinem 20. Jahre im Bankfach tätig und habe dreißig Jahre gebraucht, um mich bis zum Prokuristen durchzuarbeiten. Ich verdanke meine Stellung, ich kann wohl mit ehrlichem Gewissen sagen, nur meiner striktesten Pflichterfüllung und einigem kommerziellen Geschick, das ich dem Hause, dem ich diene, zur Verfügung stelle. Ich habe von der Pieke auf gedient und auch als subalterner Beamter das Zweckmäßige einer strengen Organisation empfunden. . . ."

„Weiter . . .", unterbrach der Direktor mit leichter Ungeduld.

„Weiter . . . ja . . ."

Ramlow fuhr sich durch den Bart, wobei die Finger ein leises Zittern verrieten:

„Ja . . . heute ist das ganz anders. Die jungen Herren kommen zu uns wie in einen Lotterieladen. Die Bank ist für sie das Vorzimmer der Börse . . ."

Eiler drehte sich auf dem Absatz um und schlug die lebhaften, kleinen Augen zur Decke.

„Herrjöhses! . . ."

Der Direktor winkte mit der Hand leicht ab und lehnte sich im Fauteuil zurück. Es war beinahe, als interessierten ihn plötzlich die Worte des Prokuristen.

„Jawohl, das Vorzimmer zur Börse", wiederholte Ramlow mit starker Betonung. „Wir haben junge Leute, die kaum 300 Mark monatlich bei uns verdienen und 800 ausgeben. Der junge Kettner kommt mindestens fünfmal in der Woche mit 'nem Automobil vorgefahren, Teumer trägt seidene Wäsche und raucht Fünfzigpfennigzigarren, Stieber aus der Couponkasse hat eine Beziehung mit einer Dame vom Theater und sitzt Abend für Abend 1. Reihe im Metropol!"

„Zur Premiere sogar Orchesterloge links — wenn es Sie interessiert", unterbrach Eiler ungeduldig.

„Schön. Und das alles von knapp 300 Mark monatlich."

„Kommen Gratifikationen hinzu", warf der Direktor ein.

„In diesem Monat hat z. B. jeder sein Gehalt noch einmal ausgezahlt bekommen", krähte Eiler. „Das wissen Sie doch!"

Paulsiehn frottierte mit dem Taschentuch seine langen, bläulichen Nägel und lächelte:

„Ja . . . der 17. November . . . das war ein Tag für die Bank gewesen! Die Emission der neuen mexikanischen Anleihe hatte einen Nettoverdienst von fünfviertel Millionen abgeworfen."

Es lag in den Prinzipien seines Hauses, die Angestellten an den großen Gewinnen teilnehmen zu lassen. Sein Ehrgeiz war es, daß seine Beamten die bestgestellten von denen aller Banken waren. Freilich verlangte er auch von ihnen Entsprechendes. Die Erinnerung an den Tobsüchtigen, dessen wilde Schreie bis in die Stille seines Privatkontors gedrungen waren, huschte wie ein Schatten über seine Stirn.

Aber Ramlow mißverstand den plötzlichen Ernst. Er glaubte, Verständnis gefunden zu haben.

„Nein. Von gelegentlichen Gratifikationen und Gehaltsverdoppelungen können sich die Herren einen so regelmäßigen Luxus nicht leisten. Aber sie spekulieren . . ."

„Dürfen sie ja . . ." meckerte Eiler.

„Leider, Herr Eiler, leider! Nur spekulieren sie über das hinaus, was wir ihnen zubilligen."

Der Direktor hob den Kopf und runzelte die schmalen, sehr hellen Brauen.

„Wer zum Beispiel?"

Der Prokurist zögerte. Es war ihm leid, den Angeber zu machen, jetzt, nachdem er die Angelegenheit geordnet hatte.

„Erlassen Sie mir für heute die Namen. Im Wiederholungsfalle werde ich Sie sofort benachrichtigen, Herr Direktor. Ich führte das auch nur an, weil ich das System für verderblich halte."

„Mein System! . . ." höhnte Eiler.

„Die jungen Herren glauben alle, eine Anwartschaft auf Hunderttausende zu haben, wenn sie zu uns kommen, und die raschen Beförderungen, das Ueberspringen von gewissen Bureaus — wie das bei uns vorgekommen ist — die Verleihung von auswärtigen Direktionsstellungen an junge Leute, die kaum drei, vier Jahre bei uns arbeiten, die sich aber auf die Protektion von irgendeinem Onkel oder Vetter stützen, das alles ist sehr, sehr verderblich. Die immerwährende Bewegung ist nicht das Richtige für einen festgefügten Körper, wie es ein solides Bankhaus sein soll, und . . ."

„Sie vergessen sich, Ramlow", schnitt der Direktor hart ab.

Der Prokurist fuhr mit dem Taschentuch über die Stirn.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn meine Worte zu Mißdeutungen Anlaß gegeben haben."

Eiler tänzelte mit seinem runden, eleganten Körperchen auf den großen, breitschulterigen Mann zu und klopfte ihm gutmütig auf den Rücken.

„Aber lieber Ramlow . . . regen Sie sich doch nicht so auf. Wir wissen ja, daß Sie es gut meinen. Gewiß . . . aber heutzutage, lieber Ramlow, gibt's keine patriarchalische Bevormundung mehr. Lesen Sie Bebel . . . ja . . . gehen Sie mal in 'ne sozialdemokratische Versammlung. Ja . . . jeder ist berechtigt, an der denkbar größten Ausgestaltung seines materiellen Wohlergehens zu arbeiten. Macht einer daher eine Dummheit, tja — so ist das seine Sache! Nicht wahr? Wir, wir können da nicht viel tun! Dem Fort-



schritt müssen wir Rechnung tragen, ein Pförtchen müssen wir jedem offen lassen; ob die Glückseligkeit, die hereinspaziert, Protektion, Konjunktur oder Dusel heißt — kann uns gleichgültig sein!"

„Die Arbeit nennen Sie nicht darunter", murmelte Ramlow.

„Jedenfalls hoffe ich, daß Uebertretungen von unseren Bestimmungen nicht mehr vorkommen oder aber mir sofort gemeldet werden", schnitt Paulsiehn kurz ab. Dann beinahe versöhnlich, ohne persönliche Sympathie, aber in steter Anerkennung der ernsten Verdienste seines Prokuristen fuhr er fort: „Was den Kranken . . . den Jonas . . . anbetrifft, so erkundigen Sie sich wohl, lieber Ramlow, was man für die Zukunft erwarten darf, und regeln dann auch die pekuniäre Frage mit der Familie."

„Wie üblich, Herr Direktor, nicht wahr?"

Es lag gar keine Ironie im Ton, nichts Absichtliches, und doch traf die Frage wie ein Peitschenhieb.

Eine kaum merkliche Röte stieg dem Direktor in die Schläfen, die unter dem Hämmern des erregten Pulses zuckten.

„Ja. Das heißt, Frau Jonas soll eine junge Frau sein. Wenn sie erwerbsfähig ist, werden wir uns um irgendeinen Posten für sie bemühen."

„Sie hat vier Kinder, Herr Direktor . . ."

„Selbstverständlich unbeschadet der Pension und Anstaltskosten. Ueberhaupt, wenn sie momentan Hilfe braucht . . ."

„Glaube ich nicht, es sind sparsame Leute."

„Um so besser."

„Empfehle mich, Herr Direktor."

Pausiehn neigte mit kurzem Gruß den scharfgeschnittenen Kopf und stand auf. Eiler reichte dem Prokuristen die Hand, um deren kleinen Finger sich eine dicke, goldene Schlange wand mit dem Kopf aus einem wasserklaren Solitär.

„Nichts für ungut, lieber Ramlow, die Ansichten können differieren, die Wertschätzung bleibt die alte."

Eiler hatte eine wunderbare Gabe, jede gespannte Situation in wohltemperierte Stimmung aufzulösen. — —

„Was machen Sie heute abend, Eiler?" fragte Paulsiehn, als sich die Tür hinter Ramlow geschlossen hatte.

„Ich wollte mir mal wieder „Salome" ansehn. Halten Sie mit?"

Paulsiehn fuhr sich mit einer Bürste, deren Elfenbeinrücken sein Monogramm trug, leicht über den Kragen seines tadellos geschnittenen schwarzen Gehrocks.

„Nein, lieber Eiler. Verschonen Sie mich mit Strauß. Ueber Wagner geht's nicht bei mir. Und da bleibe ich bei der Walküre stecken. Das Uebrige ist Anstand."

Eiler lachte so vergnügt, daß ihm die feine Goldkette auf dem runden Bäuchlein herumhüpfte.

„Auch Bayreuth ist Anstand?"

„Nein. Geschäftsreise."

Seit acht Jahren saß Direktor Paulsiehn von der Deutschen Handelsbank bei den Bayreuther Festspielen auf demselben Platz in der 1. Reihe. Ein englischer Snob, der sich gerade auf diesen Platz kapriziert hatte, bot ihm 1000 Mark für sein Billett. Paulsiehn lehnte höflich und kurz ab. Der Engländer, der mit einem Landsmann eine Wette eingegangen war, daß er noch auf diesem Platz sitzen würde, bot im nächsten Jahre 10 000 Mark. Paulsiehns Ablehnung blieb ebenso kurz. Als er eines Tages wegen einer leichten Erkrankung nicht kommen konnte, schickte er seinen Diener, damit dieser sein Opernglas auf den Sitz niederlege. Diese Lücke in der ersten Reihe war etwas Unerhörtes, zerstreute die Aufmerksamkeit, machte Kapellmeister und Sänger nervös.

Sechs Monate später ließ sich der Engländer, der einen Teil des Jahres in Berlin lebte, in der Deutschen Handelsbank ein Konto eröffnen und ein paar Millionen seines Vermögens dorthin überweisen.

„Sie müssen sein eine große Spekulant, Mister Paulsiehn. Ik uill machen business mit Sie", sagte er.

Und er wurde so gut bedient, daß er voller Entzücken einen großen Teil seiner in Berlin lebenden Landsleute der Deutschen Handelsbank zuführte.

Eiler, der das Histörchen kannte, hatte es mit neidloser Bewunderung kolportiert. So kam es auch zu Ohren der Prinzessin Arnulf, die für alles schwärmte, was originell und impertinent war.

Durch ihren Güterdirektor, der zweimal jährlich zum Rapport nach Berlin kam, ließ sie den jungen Direktor Paulsiehn zu einer Konferenz zu sich bitten.

Mit der ganzen souveränen Beherrschung und Mißachtung äußerer Formen bezauberte sie — trotz ihrer fast abschreckenden Häßlichkeit — den kühlen, vorsichtigen Geschäftsmann.

Die Scheidung vom Prinzen Arnulf hatte sie ein wahrhaft fürstliches Vermögen gekostet. Sie hätte sich beinahe einschränken müssen — was sie einschränken nannte bei den dreimalhunderttausend Mark Jahresrevenuen — wenn sie nicht jemanden fand, der durch geschickte Spekulationen ihr Vermögen mindestens verdoppelte.

In dem verschlossenen, ehrgeizigen Bankier witterte ihr feiner Spürsinn den geeigneten Mann, und sie selbst hatte Lockmittel, die mächtiger waren als die Reize einer schönen Frau, auch Geist genug, um die Rolle ratbegehrender Unnahbarkeit zu spielen.

Seit den letzten Jahren konnte Paulsiehn bei allen offiziellen Anläßen eine längliche Broschette an seinem Frack befestigen, und der Kommerzienratstitel war nur noch eine Frage der Zeit.

Die rasche und von seltsamem, wenn auch nicht unverdientem Glücke begünstigte Karriere Paulsiehns machte ihn doppelt vorsichtig.

Vorkommnisse wie das heutige waren ihm noch peinlicher, als er zeigte. Nichts fürchtete er mehr, als dem böswilligen Klatsch Nahrung zu geben. Noch fühlte er sich selbst zu unsicher, um die öffentliche Meinung zu brüskieren. In seiner Ruhe und Schweigsamkeit lag seine größte Macht. Er decouvrierte sich nie -- und auch sein Kammerdiener betrat das Toilettezimmer erst, wenn es galt, ihm den Rock zu halten.

„Der Prinz hätte von Paulsiehn lernen können — Fürst zu sein", sagte Prinzessin Arnulf einmal zu dem Schriftsteller Frank Nehls, dessen Stücke seit fünfzehn Jahren alle deutschen Bühnen beherrschten, und mit dem sie fast ebenso lange Freundschaft verband.



Sie nannte ihn gern ihren „Beichtvater", aus dem Wunsche heraus, in ihm den Historiographen ihrer originellen Persönlichkeit zu finden.

„Sie haben etwas, was Sie in einem anderen Lande populär machen könnte", sagte er eines Tages nach einem jener exquisiten, kleinen Diners, die eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten in den zwei Welten ihres Verkehrs.

Sie aber schüttelte mit drolliger Melancholie ihr dunkles, geistvolles Negerköpfchen:

„Mein Lieber, heutzutage wird in Berlin nie eine Dame populär — höchstens Gastwirte und Varietékomiker!" Und lachend fügte sie hinzu: „Nicht einmal Generale werden mehr populär, seitdem sie mir und mich nicht verwechseln."

Frank Nehls aber legte an diesem Tage merkwürdig nachdenklich die kurze Strecke vom Palais in der Hardenbergstraße bis zu seiner Wohnung in der Rankestraße zurück, und zum ersten Male empfand er etwas wie Bitterkeit gegen dies Berlin, das ihm selbst auf kurze Zeit den Schein der Popularität geliehen, ihn groß gemacht hatte und ihn dennoch — er fühlte es deutlich — pietätlos fallen lassen würde, im ersten Augenblick, wo er einmal versagte.

Schon das letztemal war es nicht mehr so gewesen wie immer. Zwölf Hervorrufe und brausendes Händeklatschen — aber dann war es so merkwürdig plötzlich ruhig geworden, und das Publikum war aus dem Theater gegangen, ohne sich vor dem eisernen Vorhang zu stauen, und er hatte mit vergehendem Atem auf der finsteren Bühne gestanden und es wie eine Beschämung empfunden, daß er dem wartenden Theatermeister nicht das Zeichen hatte geben brauchen zum Öffnen der eisernen Tür.

* * *

Frank Nehls bewohnte eine Ecketage von zwölf Zimmern, die sehr elegant waren. Das Dienstpersonal bestand aus einem Diener, einer Köchin, einem Hausmädchen und einer Jungfer. Remisewagen kosteten ihn etwa 800 Mark monatlich, in einem Tattersall der Königin-Augusta-Straße standen seine zwei Reitpferde und in der großen Garage am Kurfürstendamm ein Automobil, das er sich im vorigen Winter gekauft hatte.

Am Sonntag wurde offenes Haus gehalten. Zum Lunch kamen immer fünf, sechs Bekannte — meist Herren, denen der Mokka mit dem Hennessy trois étoiles im Rauchzimmer serviert wurde: Journalisten, Schriftsteller, der oder jener auswärtige Bühnenleiter, Verleger oder auch ein berühmter Schauspieler, der sich inkognito in Berlin aufhielt.

Frau Mara, deren üppige Wiener Schönheit erschreckend früh welkte und nur auf Stunden einen Schimmer von Jugend festhalten konnte, ließ sich ungern am Tage sehen. Wenn irgend möglich, wurde zum Lunch das dämmerige Dunkel des Speisezimmers noch künstlich verstärkt und das elektrische Licht angeknipst, das sich aus den Kassetten der Decke in weichem Strom über den Raum ergoß.

Um halb zwei fing Frau Mara unweigerlich an, zu gähnen. Das Korsett wurde ihr zu eng; sie bekam Herzklopfen, das Blut stieg ihr heiß zu Kopf, rötete ihre schöne, griechische Nase und schmolz die rosige Pasta, die über ihre Haut gestrichen war. Vergeblich mühte sie sich, beim Dessert die fatal glänzenden Stellen mit der kleinen Puderquaste, die sie am Ende einer langen Kette in einem goldenen Büchschen trug, zu betupfen. Ihre wundervollen Kuhaugen hielten sich nur mit Mühe offen.

So hätte sie sich nie in das überhelle Zimmer ihres Mannes hineingewagt.

Indolenz und Eitelkeit waren die zwei Triebfedern dieser ganz orientalischen Natur, aber die Eitelkeit war die stärkere von ihnen.

Der Hausherr gab immer das Zeichen zum Aufheben der Tafel, und in dem allgemeinen Wirrwarr des Stühlerückens und Händeschüttelns verschwand sie unbemerkt durch eine kleine Tapetentür, und die vor kurzem eingesegnete Pieps war es, die mit vollendeter Sicherheit einer großen Dame und impertinenter Grazie eines französischen Backfisches die Rolle der abwesenden Hausfrau fortführte.

Sie war keine Fremde in den eigentlichen Räumen ihres Vaters. Noch als Schulmädchen und trotz lachender Verbote hatte sie sich in den Afterlunch-Stunden zu ihm hereingeschlichen, ohne Scheu vor den gewichtigen Persönlichkeiten, die in den breiten Klubsesseln saßen, ohne Widerwillen gegen den starken Zigarrenduft, der sich in blauen Wolken an ihren Kleidern und aschblonden Haaren festsog.

Und von dem schlanken, eleganten, feingegliederten Kinde, das mit unbewußt herausforderndem Lächeln und durchdringendem, ernstem Blick aus der Tiefe eines hochlehnigen Armsessels hervorlugte, ging ein merkwürdiger, sinnverwirrender Zauber aus.

Selbst der Vater konnte ihm nicht widerstehen. Sie hatte eine Art, ihn anzusehen, ihre schlanke, weiße Hand in seinen Arm zu schieben und ihren blassen, feingeschnittenen Kopf mit den fast schwarzblauen Augen an seine Schläfe zu lehnen, die ihn entwaffnete.

Niemals bat sie den Vater, bleiben zu dürfen, aber alles an ihrem feingliederigen Körper war angespannter Wille zu bleiben. Und sie blieb.

Das Gespräch ging weiter, erst vorsichtig, rücksichtsvoll, in Andeutungen lavierend, aus Achtung vor dem Kinde, dessen Vorstellungen man nicht verwirren wollte — dann allmählich fiel die Schranke. Die Unterhaltung wurde oft zur Diskussion. Meinungen platzten aneinander, und das spielerische Wortgefecht spitzte sich zu persönlichen Angriffen, zu heftiger Abwehr. Die Stimmen vermischten sich laut und leidenschaftlich zu einem Konzert, in dem Ehrgeiz, Spott, Neid und Verachtung, Mißgunst und Schadenfreude zu Leitmotiven wurden.

Und weil sie unter sich waren, im gastlich abgeschlossenen Raum, sich im Dufte des Hennessy trois étoiles und der Henry Clays solidarisch fühlten als Führer ihrer Welt — warfen sie die letzten Hüllen ab, machten sich's bequem in ihrem unbewußten, beinahe schamlosen Egoismus.

Und so erschloß sich das Leben in all seiner Brutalität und Nüchternheit vor den Augen dieses Kindes, das mit siebzehn Jahren nichts mehr von den Illusionen seines Alters hatte.

Wenn dann die Herren sich verabschiedeten und für einen kurzen Augenblick die schlanke, nervöse Hand des jungen Mädchens in der ihren fühlten, dann kam es wohl vor, daß dem einen oder anderen die Offenheit leid war, mit der er gesprochen, und das banale „Jetzt hat sich das



kleine Fräulein aber tüchtig gelangweilt" markierte oft eine echte Verlegenheit oder bewußte Lüge.

Aus den unheimlich kühlen und durchdringenden Augen jedoch sprach nicht Langeweile — sondern erschreckend klares Verstehen, mit einer Mischung leiser Geringschätzung, von der man nicht recht wußte, ob sie dem galt, der das Kind in ihr erkannte, oder dem, der es nicht respektierte.

Frank Nehls war stolz auf seine Tochter, mit einer Beimischung unerotischer Verliebtheit, die das Verhältnis von Müttern zu Söhnen, von Vätern zu Töchtern so reizvoll gestaltet.

Er hatte seinem strebenden, rastlosen Leben eigentlich kein Kind gewünscht.

Wie er sich selbst nicht als Fortsetzung einer anderen Existenz empfand, sondern nur den Boden kannte, auf den er selbst eigenherrlich sich gestellt hatte, so war in ihm kein Wille zum Fortleben in einem neuen, jungen Dasein.

Ja, als das kleine Geschöpf dalag — früher, als es den Eltern bequem war, ein lebendiger Vorwurf des ungezügelten Sinnenrausches, ein lästiger Mahner zur Bürgerlichkeit, da fühlte er nur bitteren Groll in sich aufsteigen und wendete sich ab von dem Bett, aus dem heraus sich eine blasse Hand, wie Verzeihung heischend, nach ihm ausstreckte.

Es war in der Zeit, da er die ersten kleinen Erfolge errungen hatte. Und weil sie noch neue waren, überschätzte er sie, glaubte, dem Gipfel nahe zu sein, dem er zustrebte.

Aber es waren nur Zensuren, die eine überraschte Kritik, ein noch vorurteilsloses Publikum ihm zollten. Von da zum großen, ja auch nur zum genügenden materiellen Lohn war noch ein weiter, unabsehbarer, gefährlicher Weg.

Und der erste Brief, den er „nach der Katastrophe" von dem tintenfleckigen Schreibtisch seines möblierten Zimmers schrieb, war eine Bitte an seine Schwester Ottilie, „ihm in der scheußlichen Lage" mit Rat und Tat beizustehen.

Sie war Gemeindeschullehrerin im äußersten Norden Berlins, fast eine Mutter für ihn; noch mehr aber für den um zehn Jahre jüngeren Bruder Felix, den sie fast allein erzogen hatte.

Der Vater, ein Sonderling, unberechenbar in seiner erträgnislosen, gefährlichen Geschäftigkeit, war ein Ballast mehr in ihrem schweren, entbehrungsreichen Dasein.

Ottilie brachte ihre Ersparnisse mit, setzte sich in der Winterfeldtstraße an das Kopfende der Kranken und stellte in klaren, nüchternen Worten die Notwendigkeit einer schleunigen Verheiratung fest.

„Wie ihr zwei bis jetzt zueinander standet, das ging weder mich an noch irgend jemand anderen. Jetzt seid ihr dem Kinde verantwortlich. Gebt mir eure Papiere. Ich nehm' euch alle Schritte ab. In sechs Wochen müßt ihr Mann und Frau sein."

Die hübsche Choristin, für die eine Verheiratung mit einem Berliner Schriftsteller — wenn er auch vorläufig nur ein armer Teufel war — immerhin Karriere bedeutete, küßte der zukünftigen Schwägerin demütig die Hand.

Er aber folgte verbissen, gesenkten Hauptes einem Willen, der in diesem Augenblick stärker war als der seine. Ihn graute vor der bürgerlichen Misere, die sich vor ihm auftat, und knirschend biß er die Zähne aufeinander, wenn er an die Zweizimmerwohnung in der Culmstraße dachte, in die er als Ehemann einziehen sollte, und die ihm Mara in den verlockendsten Farben ihres damaligen Fünfzigpfennigbasar-Geschmackes schilderte.

Der Kleinleutegeruch, der seine frühreifen Luxusinstinkte aus der schwesterlichen Wohnung getrieben, sollte ihn nun wieder umweben! Nachts weinte er wie ein kleiner Junge Tränen ohnmächtigen Zorns, aber am Tage fehlte ihm der Mut, das zu tun, was Ottilie eine Schurkerei genannt hätte.

Denn es war noch der Respekt der Kindertage in ihm vor der großen Schwester, die so völlig die früh verstorbene Mutter vertreten, daß er ihre Jugend nie empfunden hatte.

Und eines Tages war er verheiratet. Ottilie führte das junge Paar nach der standesamtlichen Trauung in eine kleine Weinstube und bestellte eine Flasche billigen Schaumweins. Eine leichte Rührung milderte die Strenge ihres breitknochigen, bleichen Gesichtes.

„Es braucht niemand um die näheren Umstände zu wissen. Dem Vater werde ich in ein paar Wochen Mitteilung von eurer Verheiratung machen, ebenso Felix. Dann besucht ihr uns, und die ganze Sache ist erledigt!"

Mara sah mit Befriedigung, daß die Schwägerin sich nicht weiter um ihre Ehe kümmern würde; sie hatte Angst vor einer krittlichen Schwiegermutter, fühlte sich nicht sicher in ihrer Hausfrauenwürde, und dem jungen Schriftsteller war nichts lieber als die Loslösung von jeder Familiensimpelei.

Schon bei seinen ersten Anfängen unterstrich er die Trennung von seiner Familie, indem er sich nicht Paul Frank, sondern Frank Nehls nannte. Niemand wußte, daß der alte Frank, der Jahre hindurch ein kleines Ledergeschäft in der Neuen Grünstraße besessen, und die Gemeindeschullehrerin Ottilie Frank ihm Vater und Schwester waren. Felix war noch Gymnasiast und kam gar nicht in Betracht.

Wie schmerzlich Ottilie unter dieser brutalen Loslösung gelitten, und mit welch scheuer, ehrfurchtsvoller Bewunderung der Knabe an ihm hing, ahnte Frank Nehls kaum.

Er war überhaupt kein Psychologe, trotz aller feinen psychologischen Aperçus, die er schrieb. Wenn er die Feder niederlegte, war er blind und taub für seine nächste Umgebung, ohne jedes Interesse für das, was nicht unmittelbar mit dem Vorwärtskommen seiner Person zusammenhing.

Zwei Jahre nach seiner Verheiratung bewohnte er bereits eine hübsche Fünfzimmerwohnung im Nollendorfviertel, und Frau Mara kaufte sich Blusen zu vierzig Mark, die kaum vierzehn Tage hielten.

Frank Nehls verdiente sehr viel Geld und war immer in Verlegenheit. Frau Mara war keine Hausfrau. Sie war überzeugt, alle ihre Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie eine gute Köchin hielt, die schmackhaft kochte, und wenn sie dieser selben Köchin sofort kündigte, sobald ihr Mann bei Tisch Skandal machte wegen eines mißlungenen Gerichts.

Im Anfang sagte Frau Mara wohl: „Es kann doch mal vorkommen, daß das Essen mißlingt."

Dann warf er die Serviette auf den Boden und schrie: „Gewiß, es kann auch vorkommen, daß ich ein schlechtes Stück schreibe! Dann fällt es eben durch und bringt kein Geld, und du kannst dir deine Lappen auf Löschpapier malen!"

Er schickte das Mädchen ostentativ in das nächste Restau-



rant und ließ sich eine Portion Braten holen, weil „zu Hause alles ungenießbar war".

Frau Maras schüchterne und ungeschickte Versuche, sich als unglückliche, unverstandene Frau aufzuspielen, prallten an seiner absoluten Nichtachtung ab. Später ging sie in die Breite, wurde eitel auf seine Erfolge, gleichgültiger gegen seine Launen, ging unter in dem immer luxuriöseren Behagen, das sie umgab.

Die arme, hungrige Choristin, die keinen orthographischen Brief schreiben konnte — und auch nichts nachlernte in ihrer Ehe, hatte die Instinkte einer Millionärin. Ihre Toiletten machten sie berühmt.

Ihr schönes, leeres Gesicht fehlte bei keiner Premiere, auf keinem großen Feste. . . Und je bequemer sie wurde, desto mehr verlegte sie den Schwerpunkt der Geselligkeit ins Haus. Und sie führte es mit der Tadellosigkeit einer grande dame und der Verschwendungssucht einer Kokotte.

Frank Nehls, dem nur eins teuer war — seine persönliche Freiheit — erkaufte dieselbe durch schrankenlose Freigebigkeit.

Er berechnete niemals die Grenzen seiner Einnahmen und beschränkte niemals die seiner Ausgaben.

Weder für Wirtschaft noch für die Toilette seiner Frau warf er je eine bestimmte Summe aus, und wenn ihm die Rechnungen manchmal zu groß erschienen, dann explodierte er in lauten Zornesaubrüchen, schrieb drei Tage lang jeden Wagen auf, den er nahm, und jede Zigarettenschachtel, die er kaufte, um am vierten, ohne es sich zu notieren, Hunderte auszugeben.

Frau Mara ging ein paar Tage mit verweinten Augen herum, schrieb förmliche Bettelbriefe an ihre Schneider und Schneiderinnen, stellte sich krank, wenn sie ihren Dienstboten den Lohn nicht auszahlen konnte, und dachte keinen Augenblick mehr an die ungemütlichen Stunden zurück, wenn Frank Nehls ihr wieder einen braunen oder mehrere blaue Scheine über den Tisch auf ihren Teller warf.

Es war sogar vorgekommen, daß Frau Mara zu ihrer Schwägerin Ottilie nach der Fennstraße hinausgefahren war, sie um fünfzig Mark anzupumpen.

Ottilie — sonst so brüsk, war in Geldsachen merkwürdig delikat. Sie gab immer und sagte kein Wort. Nur ein leises Befremden lag in dem Blick, mit dem sie die seidenrauschende, parfümduftende Schwägerin betrachtete.

Frau Mara aber suchte dann ihre paar Kulissenreminiszenzen hervor, klagte mit Tränen in der Stimme über Paul, „der so furchtbar anspruchsvoll wäre", und schilderte mit unterdrücktem Schluchzen irgendeinen seiner heftigen Ausfälle oder in vorsichtigen Andeutungen eine seiner ehelichen Treulosigkeiten.

Ottilie fühlte sich die erste Zeit verpflichtet, „nach dem Rechten zu sehen". Sie wollte mal dem Bruder ins Gewissen reden, der Schwägerin Winke für den Haushalt geben.

Aber wenn sie dann in den verschwenderisch ausgestatteten Räumen war, angemeldet von den steifen, gut dressierten Dienstboten, wenn Frau Mara auf sie zukam, rosig und konventionell lächelnd, in seidenen, spitzenbesetzten Gewändern, wenn sie den Bruder an seinem großen Schreibtisch fand, die Schläfe vorzeitig ergraut von hastiger, nervenerregender Arbeit, mit der leisen Ungeduld in der Stimme über die unerwünschte Störung, dann fühlte sie, wie wenig sie hier sagen konnte, wie lächerlich ihre Einmischung war.

Sie ging dann hinein zu Pieps; aber auch dem Kinde, das als Baby in Seide und Spitzen gehüllt war, später englische Kleidchen aus einem ersten Schneideratelier trug, wußte sie nichts zu sagen.

Die dunkel und puritanisch einfach gekleidete Frau war hier eine fremde, unbegreifliche Erscheinung. Die Wiener Mama verlangte einen Handkuß als Zeichen äußerer Ehrerbietung, und Pieps küßte gehorsam die Hand der Tante. Dann setzte sie sich ihr gegenüber, die blauen Augen hell und undurchdringlich auf das ihr häßlich und hart erscheinende Gesicht gerichtet.

Kühl und höflich beantwortete sie die gestellten Fragen, mit innerer Teilnahmlosigkeit. Doch ebenso höflich hörte sie den Ermahnungen zu. Sie erlaubte sich nicht ein einziges Lächeln, wenn die Tante den Kopf schüttelte über den raffinierten Toilettenaufwand des zwölfjährigen Kindes, hatte dabei aber eine so unbeschreibliche Art, eine Falte zu glätten oder eine Spitze aufzurichten, die impertinenter war als der heftigste Widerspruch.

Vielleicht war es diese souveräne, ruhige Impertinenz, die Frank Nehls so aufmerksam werden ließ auf seine Tochter.

Nachdem die erste Enttäuschung über ihre Geburt verflogen war und sich das kleine, zappelige, alle Arbeit behindernde Wesen zum aparten, hübschen Mädchen entwickelte, das durch seine reizvolle, herbe Anmut und den Zauber eines ungewöhnlichen, weichen, feinen Stimmchens alle Menschen bestrickte, erwachte in Frank Nehls die Eitelkeit darüber, Vater eines so reizenden Geschöpfes zu sein. Als hätten alle seine aristokratischen Instinkte, sein Drang nach Erlesenem sich in dem Kinde verkörpert.

Ihre feine, graziöse Gestalt mit dem etwas hochmütigen Ausdruck in dem schön geschnittenen Gesichtchen, das unbewußt „Prinzessinhafte" ihres Wesens, die schweigsame Unnahbarkeit, die ihr schon als kleinem Mädchen eine Ausnahmestellung in der Schule verschaffte, das alles entzückte ihn, bestärkte ihn noch nachträglich in der Zweckmäßigkeit, sich von seiner einfachen Familie getrennt zu haben.

Seine Frau führte er in Premieren, auf öffentliche Feste — seine Tochter sollte ihn in die exklusivsten Salons begleiten.

Und als die Prinzessin Arnulf ihm eines Abends sagte: „Bringen Sie mir doch Ihr kleines Mädchen", antwortete er: „Gewiß, Durchlaucht, wenn Sie ihr die Ehre einer Freitagseinladung zuteil werden lassen . . ."

Diese Antwort war beinahe eine Lektion, zeigte, wie viel sich Prinzessin Arnulf mit den Dienstagsempfängen, an denen sie, wie sie selbst sagte, „Krethi und Plethi" bei sich sah, vergab.

Aber Frank Nehls wußte, wie weit er über das hinausgehen durfte, was schicklich war, und so erntete er als Antwort nur einen leisen Fächerschlag und die Worte: „Schön. Lassen wir sie nur etwas älter werden!"

Pieps selbst hatte kein Verlangen nach der geräuschvollen Geselligkeit.

Die sonntäglichen Afterlunchstunden im Zimmer ihres Vaters schienen allein Reiz für sie zu haben. Es entsprach ihrer passiv hochmütigen Art, schweigend im Lehnstuhl zu



sitzen und das Schauspiel zu genießen, das berühmte Männer ihr durch die unbewußte Enthüllung ihres Wesens gaben.

Wenn sie dann abends in großer — für ihre Jugend vielleicht allzu schwerer Toilette beim Diner saß und später an der Seite ihrer Mutter die Gäste empfing, die ungeladen zum sonntäglichen Rout kamen, dann lag es beinahe wie Blasiertheit über ihrem blutjungen Gesicht.

Eines Abends war auch Direktor Paulsiehn da.

Frau Mara kam sehr aufgeregt auf ihren Mann zu und flüsterte:

„Hast du bemerkt, Paulchen" — in großen Augenblicken nannte sie ihren Mann „Paulchen", was ihn rasend machte — „der Bankmensch macht unserer Pieps den Hof!"

„Du bist eine Gans!" herrschte er sie an und ließ sie stehen. Heimlich aber beobachtete er.

Paulsiehn erkundigte sich am nächsten Morgen, wie nebensächlich, bei Eiler, dem er die Bekanntschaft Frank Nehls' verdankte, nach den Verhältnissen des Schriftstellers.

„Durchaus Bohême", sagte Eiler. „Eine verrückte Wirtschaft. Nicht gerade verschuldet — aber in Gefahr, es zu werden. Noch sind's Rechnungen — beim ersten Mißerfolg werden's Wechsel. Bis jetzt ein Einkommen von 80,000 jährlich, ein Safe in der Bank, aber kein Konto! Im Safe heute ein Schmuck von 30,000 Mark, morgen vielleicht ein paar Hosenknöppe. Übermorgen preußische Konsols. Übrigens tadellose Küche und charmante . . ."

„Zigaretten gefällig?" unterbrach Paulsiehn, und dann sprach er von der Transvaalbahn.

Das Haus Frank Nehls war für ihn erledigt. So etwas sah man sich allenfalls mal an, aber man verkehrte dort nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Sennerinnen.

Von Dr. F. Ranzow. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

In jedem Großstadtmenschen steckt ein Stück Rousseauscher Natursehnsucht. Was uns die Ueberkultur versagt, suchen wir nach dem Grundsatz: „variatio delectat" in der möglichst ungeleckten Natur. Des Tacitus Begeisterung über das kraftvolle Germanenvolk, die Schäferspiele des französischen Adels in seiner Abenddämmerung und Theodore Roosevelts Wild West im Urwald unter Cowboys, all das wächst aus der gleichen Wurzel. Wir bewundern entzückt die von keiner Nervenschwäche und keines Gedankens Blässe angekränkelte Kraft der „einfachen Naturkinder", ihre weltferne Naivität, ihre rauhe Sittenreinheit; ganz in der Stimmung Seumes, der auch ein Rousseauschüler war, schwärmen wir vom „Kanadier, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte".

Freilich, das Schwärmerauge sieht nicht scharf, und jede Medaille hat ihre Rückseite. Rauheit und Roheit sind nicht nur sprachlich nahe verwandt, und genaue Kenner der bewunderten Naiven haben zumeist eine ganz andere Auffassung von ihrem Charakter als der schwärmende, ferienselige Tourist. Neben des Tacitus begeisterter Schilderung steht das böse Wort: „perfides ac Germanus", das die ganze Völkerwanderungszeit hindurch aus allen Ecken der bewohnten Welt widerhallt; die „Kanadier" erweisen sich bei näherer Bekanntschaft als mordgierige, treulose Gesellen; und ich persönlich traue den Dorfgeschichten Ludwig Thomas mehr als denen Berthold Auerbachs. Auch im Dorf ist der Mensch — ein Mensch, nicht gerade mit den Fehlern des Großstädters, aber doch mit genügend Fehlern, um das Gleichgewicht und uns vor allzu viel Schamröte zu bewahren. „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln der Gnade."

Das gilt leider auch für eine dem Großstädter im allgemeinen überaus sympathische Spezies des homo sapiens naturalis naivus: für die Sennerin. Wohl kaum jemals ist ein junger, feuriger Studio zum erstenmal mit Rucksack und Nagelschuhen ausgezogen, ohne von holdseligen Abenteuern mit walkürenhaften Almerinnen zu träumen, mit einer Geierwally, wie sie die Birch-Pfeiffer, oder einer Sigrid, wie sie Björnson so verlockend schilderten, auch er ein Schwärmer für das Sommernomadenleben des norwegischen Alpenbetriebes, des Säter. Aber wenige dürften ihres Traumes Erfüllung gefunden haben. Denn erstlich gibt es nur sehr wenige holde Sennerinnen! Als ich zum erstenmal in Oberbayern wanderte, vor mehr als zwanzig Jahren, war meine erste Belehrung über dieses geheimnisvolle Thema der spöttische Volksspruch: „Auf hundert Sennerinnen rechnet man einen Zahn" — und ich wenigstens hatte nicht das Glück, die eine glückliche Besitzerin kennen zu lernen. Wenn es aber wirklich irgendwo eine junge Vertreterin dieses Typus gibt, so ist sie überaus tugendhaft, wenigstens gegenüber den Touristen. Und Versuche eines Flirt können übel auslaufen nach dem Muster jenes Klageliedes, das der Norddeutsche über seine alpinen Erfahrungen anstimmt:

„Die schöne Senn'rin kam dazu,
Da wollt' ich zärtlich sein.
Da kam ihr Schatz, der Jagabu,
Und haut mir eine 'nein."

Aber, wie gesagt, auch die Möglichkeit solcher Abenteuer ist selten und wird immer seltener. Denn auf diesem Gebiet verdrängt die Männerarbeit die Frauenarbeit in recht schnellem Schrittmaße. Wirtschaftliche Gründe mögen dafür vor allem bestimmend sein: denn das Erzeugnis der Alpenwirtschaft, der Käse, ist mehr und mehr Großhandelsartikel geworden, der scharfer Konkurrenz unterliegt; und es scheint, daß durchschnittlich Männerarbeit nicht nur höheren Ertrag liefert, weil die kräftigere Männerhand die Kühe besser „ausmelkt", sondern daß auch das Erzeugnis besser, gleichmäßiger und darum marktfähiger wird. Allerdings scheinen auch andere Gründe mitzuspielen. Wenigstens erhielt ich kürzlich, als ich auf einem wenig begangenen Bergübergang im östlichen Tirol eine ganze, streng maskuline Sennergenossenschaft antraf, die sogar die Arbeiten der Haushaltung und Küche auf ihre Mitglieder verteilte, auf meine Frage nach dem „Warum" eine drastische Aufklärung. Aus der rauhen Sprache des Bergvolks ins Zivilierte, Staatsmännisch-Diplomatische übersetzt, kam sie etwa darauf hinaus, daß Sennerinnen



dazu neigen, den Bevölkerungszuwachs des Kronlandes in unliebsamer Weise zu steigern.

Vielfach habe ich übrigens auf meinen Wanderungen, die mich durch die meisten Täler der Alpen geführt haben, auch große Senneransiedlungen angetroffen, namentlich im italischen Gebiet. Da hausen ganze Familien, auf sehr großen und reichen Hochweiden, auch wohl mehrere Familien zusammen in den aus Steinen aufgeschichteten Sommerhäusern; und da ist das Leben wohl bei schönem Wetter und guter Nachbarschaft unter Umständen nicht ohne Reiz. Ich entsinne mich gern manches stillen Abends, wo wir ums offene duftende Holzfeuer saßen; das „Picknick", zu dem die Familie Brot, Milch, Butter und Käse, wir selbst die Proviantschätze des Rucksacks und den Wein gesteuert hatten, war verzehrt; die Kinder saßen stumm und scheu und blickten mit glänzenden Augen auf die geheimnisvollen Fremden in unbestimmter Erwartung, ob nicht vielleicht doch noch ein Stückchen Schokolade in ihre schmutzigen Fäustchen gelangen würde; der Großvater mummelte seelenvergnügt an seiner Pfeife, deren Kopf aus unserem Tabaksbeutel gefüllt und wieder gefüllt wurde, und wir schwatzten. Dann erschien auch wohl auf einen Augenblick ein liebes, zopfumkränztes Gesicht, mit „holden Wangen, als blühten wilde Rosen dort", im Flackerschein des Feuers, schämig und kichernd. Aber es blieb selten lange sichtbar. Denn draußen schlich und hustete wer, dann kam ein ungeduldiger Pfiff — und weg war das Moidl oder die Giuseppina. Und wenn wir dann vor dem Schlafengehen noch einmal hinaustraten in die funkelnde Sternennacht, in die



Ein Almidyll: Die Leitkuh und ihre Herrin. Phot. Müller.



Freundnachbarlicher Besuch von der nächsten Sennhütte. Phot. Traut.



Phot. Traut.

Auf der Alm, da gibt's ka Sünd. — **Salontirolerin und der Bua.**

atmende Stille, die nur das Rieseln der Quellen und selten der Klang einer Kuhglocke abstimmte, dann sahen wir dunkle Schatten wandeln, immer zu zweit, immer zu zweit, und es schnalzte wohl auch zuweilen einmal etwas, aber keine Fuhrmannspeitsche.

Auf solchen Gesellschaftsalpen findet sich dann das junge Volk öfters zu einem Tanz zusammen. Ein Hackbrett, wir nennen es Schlagzither, fehlt fast nirgend; die paar Takte, die dem Tanz den Rhythmus geben, vermag fast jeder zu greifen; im Notfalle tut's auch eine Maultrommel, die ich mehrfach virtuos spielen hörte, oder es ist sogar ein Geigenkünstler am Platze. Und dann krachen die Bohlen unter den G'nagelten, wenn der Schuhplattler tobt oder das zierliche Duo des „Fensterltanzes" unter dem Jubel des „Umstandes" ausgeführt wird.

Und wenn das auch nur selten vorkommen mag, denn auch der Senner ist nach harter Arbeit abends müde, so gibt es doch in solchen geselligen Siedlungen täglich eine „Ansprach", einen Plausch am Brunnen, einen Schwatz in der Rast.

Die einsam hausende Sennerin aber hat es nicht leicht: harte Arbeit und wenig Abwechslung. Ist sie jung und der Bursch verliebt, so scheut er ja so wenig den Nachtmarsch bergauf zum Fensterln, wie Leander seine nächtliche Schwimmpartie zur holdseligen Hero. Aber auch in diesem günstigsten Fall ist die Sennerin fast immer auf ihre eigene Gesellschaft und die ihrer Tiere



„Blitzsaubere Madln" beim Plausch an der Triftpforte. Phot. Müller.

Heuernte auf den Almwiesen. Phot. Müller.

Nebenstehend:

Rast und Schwatz am Brünnle. Phot. Traut.

Zutrauliche Stammgäste: Junges Hochwild in der Forsthütte. Phot. Müller.



angewiesen, die sie freilich besser kennt und inniger liebt, als der Städter jemals wird verstehen können. Außer ihren Kühen, zu denen sich zuweilen der „Jodl", der Stier, gesellt, hat sie sehr oft noch eine Mieze, seltener einen Hund, zur Gesellschaft. So reizende Kameraden, wie die Försterstochter auf unserer Abbildung S. 1325 sie in ihren Rehkitzchen hat, sind allerdings sehr selten auf Almenhütten zu finden.

Anderer Besuch aber ist seltene und meist willkommene Abwechslung, und mit Sehnsucht sieht sie jedesmal der kleinen Expedition entgegen, die ihr den Mundvorrat bringt und ihr Erzeugnis holt. Nachher vergeht mancher lange Sommertag, an dem sie nur mit dem Lieblingstier, der Leitkuh, ein paar Worte wechseln kann. Und sie schwört, daß die Bleß sie versteht.

Freilich, was diese einsamkeitsgewöhnten Leute an Isolierung vertragen können, dafür hörte ich kürzlich ein fast unglaubliches Beispiel. Ein steirischer Freund besitzt hoch oben im Gebirg, weit entfernt von der Straße, „über drei Jöcher weg", eine Alm. Darauf sitzt ein Knecht in voller Einsamkeit; so gut wie nie sieht er einen Menschen. Einmal, als der Herr ihn aufsuchte, fragte er ihn: „Na, Franzl, wie g'fallt's dir da heroben?" Und der Brave erwiderte: „Gut, Herr! 's is so viel luschtig hier!" Und was war „so viel luschtig" . . .? Er sah drei-, viermal täglich in einer Entfernung, in der nur das Aelplerauge noch etwas erkennt, „über drei Jöcher weg" die Züge einer Sekundärbahn gehen. Das genügte ihm als Verbindung zwischen der großen Welt da draußen und ihm!



Feierabend auf der Alm: Pustertaler Schuhplattler beim „Fensterltanz". Phot. Müller.

Das Donaustrandbad „Gänsehäufel".

Von Bettina Wirth. — Hierzu 11 photographische Aufnahmen.

Vor kaum zehn Jahren hat der Naturmensch und Friseurgehilfe Florian Berndl die Insel „Gänsehäufel" in der Alten Donau entdeckt, hat sie in kurzer Zeit berühmt gemacht, als Strand- und Sonnenbad und Naturheilstätte, und heute wird sie schon als etwas besprochen, das einst eine herrliche Vergangenheit gehabt hat, mit der sich die modernen Zustände nicht messen können. Trotz der mit Elektrizität betriebenen Ueberfuhr, trotz praktischer Badeeinrichtungen und ausgedehnter Holzbauten, die, auf solider Basis errichtet, den Bedürfnissen von Tausenden entsprechen können, trotz Restaurationen, Trinkhallen, Turn-, Ringkämpfer- und Spielplätzen, Damengarderoben mit Friseur, Hühneraugenoperateur und Manikure, sehnt sich alles nach der guten alten Zeit, wie sie vor drei Jahren war, zurück.

Florian Berndl hatte mit seinem urwüchsigen Naturverstand etwas geschaffen, das man als Unikum anstaunte und bewunderte und das in einer naiveren Zeit, wo in der Großstadt nicht gleich Hunderttausende an allem teilnehmen wollten, ein langes Dasein hätte



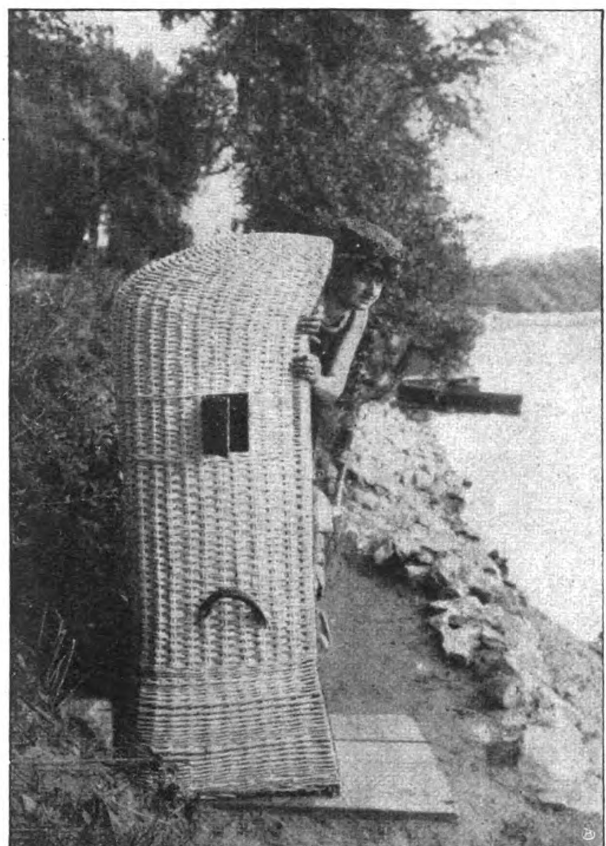
fristen können. Dem heutigen Erholungsbedürfnis der Millionenstadt Wien genügte das Berndlsche „Gänsehäufel“, als seine Reize einmal bekannt waren, nicht mehr. Florian Berndl hatte die ganz unbenutzte Insel von der Donauregulierungskommission um einige hundert Kronen gepachtet. Sie war in der Zeit, ehe der Donaulauf näher an Wien verlegt wurde, vom Strom ganz aus Sand zusammengeschwemmt worden, ist zwischen 600 und 800 Meter breit und zwei Kilometer lang und weist die gewöhnliche Vegetation der Donauauen auf: einen ziemlich üppigen



Beim Wäschedepot.

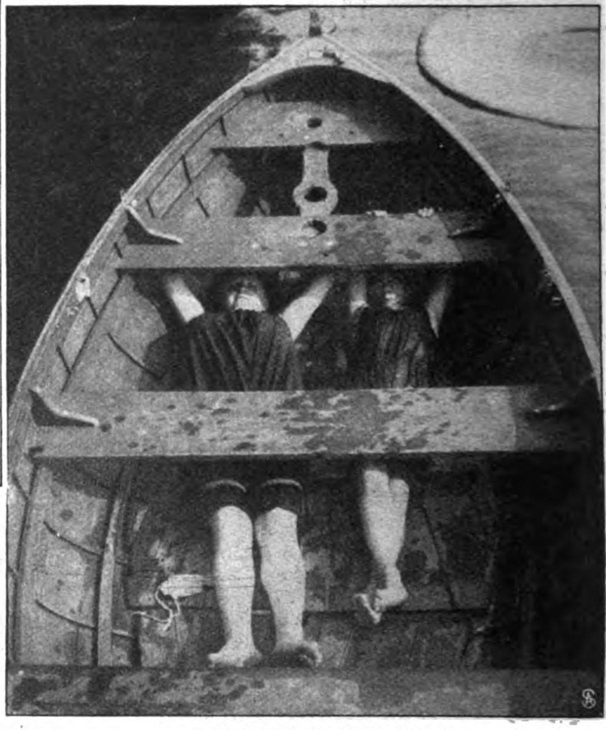
Waldbestand von Weiden und Pappeln; dazwischen große, ebene Plätze von feinem, sonnenbeschienenem Sand. Berndl nahm zum Bau seines Badeetablissements keine besonderen Kräfte auf. Einige Tagelöhner hoben den Grund aus, und eine Riesenhütte aus Hürden erhob sich bald aus dem tiefen Loch, das sie gruben. Das Dach wurde aus Baumästen geflochten und mit Rasen belegt. Hier waren der Kursalon, die Damengarderobe, die Greis-

Auf der Rutschbahn im Familienbad. In der Mitte: Kinder im Schwimmring.



Im Strandkorb auf dem Ausguck.

war, den Bäume beschatteten. Die Kleider wurden, in Bündel zusammengewickelt, zwischen Baumäste gelegt, mit einer Nummer versehen, die sich auf der Schwimmhose des Badegastes wiederholte. Ein Wächter gab acht und kontrollierte die Badegäste, die sich aus den Kleidern Geld oder Zigaretten oder sonst etwas holen wollten. Es kam in sechs Jahren nicht ein einziger Diebstahl zur Anzeige. Das Entree bestimmte Berndl nach dem Aussehen seiner Badegäste. Von einem verlangte er 40 Heller, von einem andern eine Krone, mehr aber nie. Auch durfte man, wenn man einmal bezahlt hatte, den ganzen Tag auf der Insel bleiben. Er riet sogar dazu; natürlich wurde dann mehr in der



Ein Ruhestündchen im Kahn.

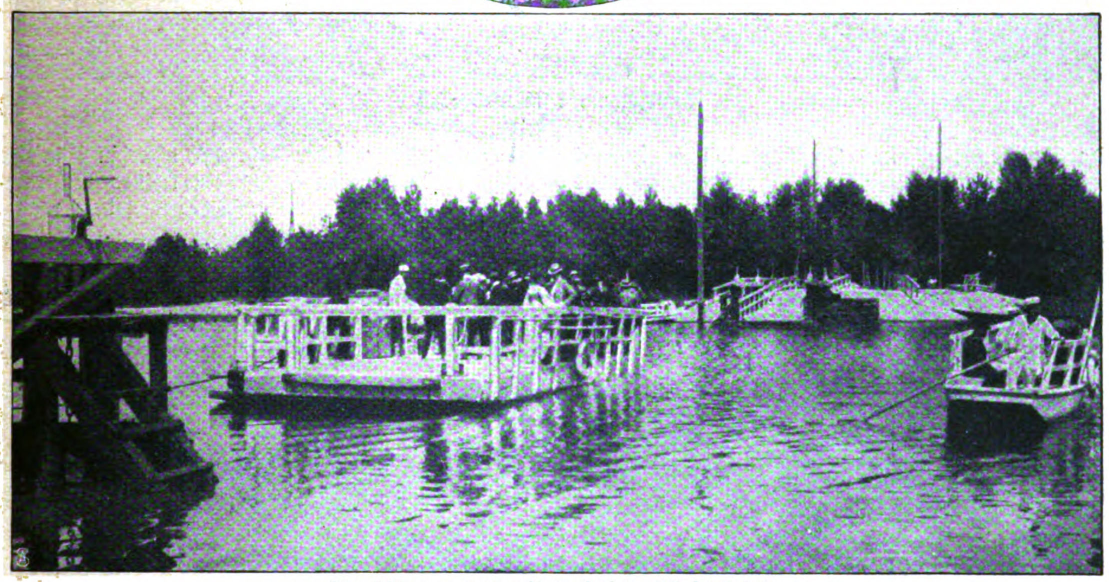
lerei, Milch und Bierschank untergebracht. Die Frau Berndls präsidierte in diesem Departement. Berndl mit seinen Buben hielt sich bei jedem Wetter im Freien auf — sie trugen langes Haar und Schwimmhosen, und wenn sie vom Regen naß waren, so ließen sie sich vom nächsten Sonnenschein wieder abtrocknen. Die Männerabteilung bestand in einem Leinwandplan, der an einigen Pflöcken im Geviert um einen Platz gezogen



Strandleben im Familienbad auf der Insel „Gänsehäufel“.

Greislerei, im Bierschank, in der Tabaktrafik ausgegeben. Wer über Schmerzen klagte, den massierte er wohl, und er schrieb so und so viel Stunden Sonnenbad im Sand vor. Für die Damen hatte er einen besonderen Sandfleck reserviert, wo sie sich ausgezogen in die Sonne legen konnten, und den umgab er zuerst mit einem Stacheldraht, später wurde ein Damm aufgerichtet und eine unorthographische Tafel, die das Betreten verbot. Man glaubte vielfach, daß man auf die im Sande liegenden „Damen“ nicht treten dürfe. — In drei Jahren war Berndls Gänsehäufel so populär, daß er an

„Mutterl, nicht zu weit!“



Die Fähre nach der Bade-Insel „Gänsehäufel“.

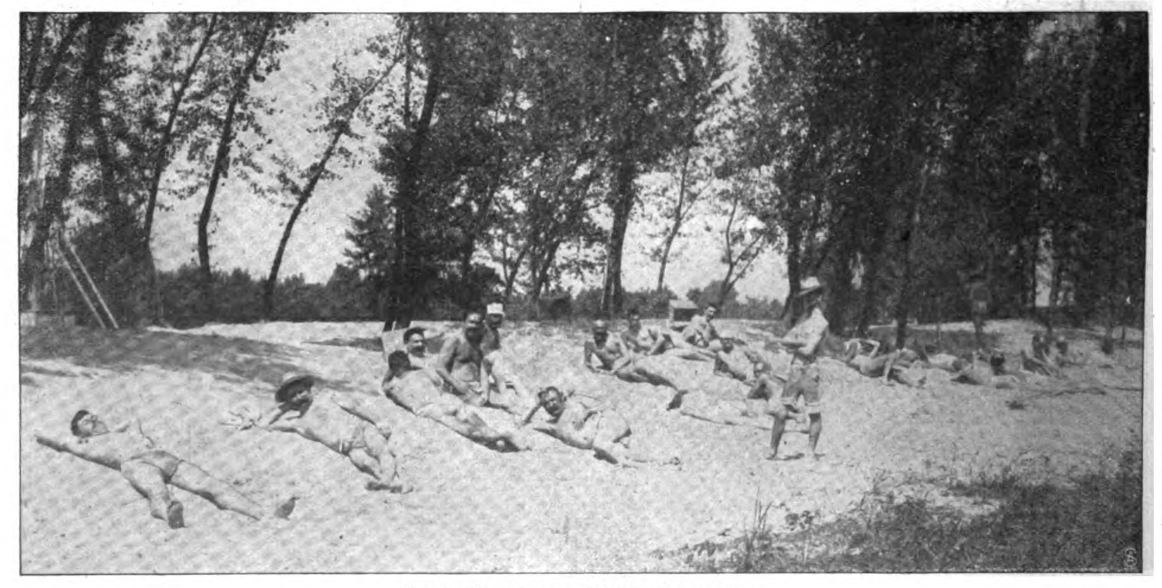
schönen Sonntagen auf tausend, an Wochentagen nachmittags und abends immerhin auf fünfhundert Gäste rechnen konnte. Junge Leute, die am Vormittag im Prater Tennis und Fußball spielten, beschlossen den Tag am Gänsehäufel. Weil aber die Verpflegung dort doch zu primitiv war (es gingen auch manchmal Schinken, harte Eier und Salami ganz aus), so gewöhnten sich die üppigeren Badegäste daran, durch die Alte Donau ans jenseitige Ufer zu schwimmen, von wo man in einer Viertelstunde querfeldein Kagran erreichen kann. Dort ist ein hübscher Gasthausgarten, in dem die übliche gute Wiener Hausmannskost jederzeit zu haben ist. Ganze Trupps junger Leute trabten wohlgemut Tag für Tag über die Felder, naß, wie sie aus der Donau kamen, und nur mit der Schwimmhose bekleidet. Die Polizei duldete das aber nicht — sie wurden angehalten, und es wurden ihnen die genauen Vorschriften gezeigt, nach denen sich in Wien jeder Passant in der Oeffentlichkeit zu verhalten hat. Die Wachleute waren aber nicht streng. Einen Rock und einen Hut müsse jeder haben — auf Beinkleider bestanden sie nicht. Es fuhr also stets ein Mann im Kahn mit, der beim Landen den Schwimmern Rock und Hut reichte, und so liefen sie nach Kagran — mancher Engländer dabei, den die Freunde unversehens mitgenommen und der zu nackten Beinen den Zylinder trug. In Kagran durften sie im Garten, zu einer Gesellschaft vereinigt, im Schwimmkostüm speisen. Das ist alles vorbei! Dem Florian Berndl wurde man gar bald gram. Man sah, daß er das Geld im Sommer zu Tausenden einnahm — es hieß, er verspiele es im Winter — fürs Gänsehäufel tat er gar nichts. Wenn er notdürftig das Dach seiner „Schaluppen“ ausgebessert hatte, so glaubte er für seine Badegäste genug getan zu haben. Er brüstete sich damit, daß

General-Reinigung.

einige ganz kranke Leute in seiner Behandlung bei Sonne und Wasser die Gesundheit gefunden hätten, und das bestätigten viele Zeugen. Eine alte rheumatische Frau schlief den ganzen Sommer auf einem Strohsack im Freien, bei Regen unter einer Wachsleinwand, und spürte im Winter keine Schmerzen. Ein sechzehnjähriger Bursch, der Zeit seines Lebens nur mit Krücken und Apparaten gehen konnte, grub sich einen ganzen Sommer in heißen Sand ein und war im Spätherbst geheilt. Da beschuldigten Berndl die Aerzte der Kurpfuscherei. Die Kommune Wien verhinderte, daß ihm das Gänsehäufel weiter verpachtet werde und übernahm es vor drei Jahren in eigene Regie. Es wurde eine prächtige Landungstelle erbaut, eine Straße, die quer durch die Insel führt, die Ueberfuhr für hundert Personen mit elektrischem Betrieb eingerichtet, für elektrische Beleuchtung gesorgt, über hundert Bedienstete angestellt. Die Kabinen in langen Reihen erheben sich als elegante Holzbauten auf soliden Betonfundamenten. Es gibt Zelte, Strandstühle, Restaurationen, Kioske und allen Komfort. Im Süden ist die Herrenabteilung, im Norden die Damenabteilung schlecht besucht, „es ist dort so fad“; dagegen wimmelt es in der Mitte, wo das „Familienbad“ gelegen ist, wie in der Nordsee, wenn die Heringe ihren Durchzug halten. Das Publikum hat sehr bald herausgebracht, daß es mit der Echtheit der Familie gar nicht so weit her ist, insofern der Zutritt ins Familienbad in Frage kommt. Zwei Leute verschiedenen Geschlechts präsentieren sich bei der Kasse und lügen dem Kassierer nicht einmal etwas vor, sondern verlangen zwei Karten. Solche Pärchen haben sich meist erst in der Tramway gefunden, in der die Mehrzahl der Fahrgäste ohnehin Gänsehäufel-Besucher sind. Man spinnt ein kleines Gespräch an, teilt sich mit, daß man baden geht, daß man aber gehört hat, es sei in der Familienabteilung viel lustiger als im Herren- oder Damenbad. Die Folge ist, daß man gemeinschaftlich ins Familienbad geht. In allerletzter Zeit wird in den Zeitungen diese heikle Frage viel erörtert. Ein Wiener Blatt hat in der Erkenntnis, daß hier eine praktische Frage vorliegt, ihre Spalten zur Verfügung der Leser gestellt, und es werden täglich alle Seiten der Angelegenheit gründlich beleuchtet. Die Mehrzahl der Zuschriften ist gegen das Familienbad, schildert die Zustände daselbst als nicht mit der Moral und guten Sitte vereinbar, jedenfalls als viel schlimmer



Wettschwimmen im Kinderbad.



Sonnenkur in der Männer-Abteilung.

denn zu Florian Berndls Zeiten, und verlangt, daß badende Familien Kinder mitbringen. Kinderlose Ehepaare, meint man, könnten schon getrennt baden.

Die Leitung des Gänsehäufel-Strandbades ist in bewährten Händen. Sie wurde dem Oberingenieur Bischanka übertragen, der schon das Kommunalbad leitet. Er wird gewiß das richtige finden, um den Wienern ihren neusten Sport zu erhalten und gleichzeitig die gute Sitte zu wahren. In anderen Orten — wie in Berlin und in einer Reihe von Seebädern — hat die Einrichtung der Familienbäder zu besonderen Beanstandungen keinen Anlaß geboten.

Hanseaten.

Roman von

Rudolf Herzog.

24. Fortsetzung und Schluß.

Karl Twersten und Ingeborg blieben stehen. Sie winkte mit den Augen hinüber. „Sieh dort die zittrigen Greislein, wie sie das Brot brechen, wie sie den trockenen Bissen schmecken und kauen, wie sie mit den Fingern auf die Bruchstellen deuten und sich gegenseitig die Güte ihrer Semmel loben! Vielleicht auch den Gütigen, der sie hier in der Sonne noch sitzen läßt. Sieh hin, wie sie sich freuen, daß sie leben, während um sie her die Toten liegen."

„Es gibt nur diese eine Sonne", sagte Karl Twersten still. „Und wenn sie sich neigt, möchten wir sie halten."

„Noch halten wir sie, Karl, denn noch sehen wir sie."

Zur Ridderholmskirche führte sie der Weg, zu dem grünen Marmorsarkophag, in dem ein Gustav Adolf seinen Weltentraum weiter träumt. Ein Mann nach Twerstens Herzen. Kaum daß er dem gewaltigen Porphyrsarkophag Beachtung schenkte, in dem der Ahnherr der neuen Dynastie, einst Marschall Bernadotte geheißen, noch im Tode prunkte. Ein schwarzmarmorner Sarkophag zog ihn an. Eine goldglänzende Löwenhaut lag darauf und neben Krone und Zepter — das Schwert.

„Karl der Zwölfte," sagte Twersten, „der deutsche Wittelsbach mit dem nordischen Wikingsblut."

Lange betrachtete er des Helden letzte Ruhestatt.

„Wenn es lehrreich ist, Ingeborg, durch jahrhundertealte Straßen zu schreiten, so ist es lehrreicher noch, zwischen diesen Porphyr- und Marmorsärgen zu wandeln. Zeiten schlagen die Augen auf und wandeln mit. Und sie lehren uns: Nicht die Zeit gibt dem Mann, der Mann gibt der Zeit seinen Stempel — so er ein Mann ist!"

„Eine stolze Beruhigung für den, der sich als ganzer Mann fühlen darf."

„Einst", fuhr Twersten fort, „war Schweden eine Großmacht, nicht weil es Schweden war, weil es einen Gustav Adolf, einen Karl den Zwölften hatte! Die Großmachtstellung eines Volkes hing und hängt durch die Jahrtausende davon ab, wie der Führer sein Schwert zu tragen weiß! Das ist der Weisheit letzter Schluß."

„Auch die Hansa weiß davon zu sagen."

„Auch die Hansa! Solange sie das Schwert scharf hielt und den Unternehmerblick so scharf wie das Schwert, behauptete sie ihre Vorherrschaft auf den Meeren. Als der Geldbeutel prall war und der Tatendrang nachließ, kam auch schon der Verfall. Merkwürdig — da erinnere ich mich eines Gesprächs, das die Kinder hatten, als wir — wie lang ist es her, und doch ist es wie gestern — zum Stapellauf der ‚Ingeborg' fuhren. Der ‚Waldemar Atterdag' lag im Hafen, auf dem der alte Vanheil verfrachtete. Und Robert erzählte seinem Mädchen, daß er in Wisby gewesen sei, in Wisby, das einst als die Blüte der Hansa galt, bis Waldemar Atterdag kam und die hanseatische Üppigkeit in dänischen Kriegsschatz ummünzte. Und dann sprachen sie von dem Liebesverlangen des rastlosen Kämpfers, und dann — sah ich dich."

„Damit also begann es", sagte Ingeborg aus ihren Gedanken heraus.

„Ja, damit. Wie ich es deutlich vor mir sehe."

Dicht nebeneinander schritten sie den Hafen entlang. Und unvermittelt fragte Ingeborg: „Wollen wir ihr einen Besuch machen, der alten Hansestadt?"

Am Abend schon fuhren sie nach Gotland, und wieder war es ihnen wie ein Gruß, daß der Dampfer „Hansa" hieß, der die Meerfahrt machte nach der alten Märchenstadt, in der die sagenhaften Riesendiamanten und Karfunkel nicht mehr galten als Scheinwerfer für die Schiffer, in der selbst die Tiere aus silbernen Trögen fraßen, als noch die kraftvolle deutsche Hansa mächtiger war im Norden als die Könige von Schweden, Dänemark und Norwegen und Wisby der Hansa Vormacht hieß.

Von Fels und Wald dunkel gegürtet, blinkten weiß die Gewässer der Schären. Im Wandelpanorama zogen sie vorbei, träumende Binnenseen, ungezählt. Verlassene Töchter des Ozeans, die sich mit sehnsüchtigen Armen umschlungen halten und nach der Brust der Mutter verlangen, dem Ostmeer, dessen Atemzug sie erschauernd empfinden. Unruhig waren sie heute, die Töchter. Eine Welle, die sich vom offenen Meere her durch die Schären zwängte, hatte ihnen Kunde gebracht, daß die Mutter sich zum Tanzfest rüstete, daß sie sich den tollen Sturmwind zum Partner erkieste und ihm befahl, ihr einen Wolkenfetzen vom Himmel zu reißen als flatternd Gewand für die schaumweißen Glieder. Mit angehaltenem Atem lagen die Töchter zwischen den Schären und lausch-



ten der Mär. Ein Erzittern flog über ihren Leib und wollte sich nicht beruhigen.

Der wetterbraune weißbärtige Kapitän auf der Kommandobrücke der „Hansa“ hielt in seiner gleichmäßigen Wanderung inne, schob die Schirmmütze in den Nacken und lugte aus. Einen prüfenden Blick warf er auf seine Passagiere.

Ein Sprühregen ging nieder. Das Rot der Abendsonne, das die Anmut der Ufer und Inseln magisch umschmeichelte, schwand hinter einem feinmaschigen, grauen Nebelschleier. Gespensterhaft glitt ein Trutzturm vorüber. Fern am Strande blitzten und schwanden die Lichter von Dalarö. Und jäh war es Nacht.

Ins offene Meer hinaus arbeitete sich die „Hansa“, von Wogenungetümen umtanzt. Und irgendein Ungeheuer packte den Bug des Schiffes und galoppierte mit ihm durch die vor Wonne kreischende See.

Und die wilde Gemeinschaft des Himmels und des Meeres gebar einen stürmischen Tag.

Auf Deck stand Twersten und hielt Ingeborg fest im Arm.

„Glück zu!“ rief er sie an. „So muß man Wisby sehen! Ein zerrissener Himmel über der mächtigen Ruinenstadt, jagende Wolken über der turmbewehrten Stadtmauer, ein anstürmendes Meer zu ihren Füßen — nur das ist Wisby, Wisby = Vineta und Wisby = Karthago in eins! Und diese Zeichen schrecken nicht, sie mahnen nur!“

Der Dampfer war im Hafen, und sie kämpften sich gegen den Sturmwind an Land und erklommen die Berglehne. Unter ihnen breitete sich der alten Hansa Stolz, der alten Hansa Ende. Und die noch immer unüberwindlich scheinenden Stadtmauern und Türme redeten zu ihnen von der angestammten Kraft, die erhabenen Tempelruinen von dem märchenhaften Prunk und Reichtum der einstmaligen Hansestadt, in der die Männer, die Kaufherren und Seefahrer, wie Fürsten gekleidet, einherschritten, die Frauen an goldenen Spindeln spannen, der Wein aus faustgroßen Edelsteinen getrunken wurde. Bis Valdemar Atterdag kam.

„Die Leute von Wisby“, sagte Twersten, „hatten vergessen, was Atterdag hieß. Sie lebten in den Tag und nicht für den Tag und ließen das Morgen morgen sein. Kaufmannsart will andere Rechnung.“

„Heute wie einst“, warf Ingeborg ein.

„Der Dänenkönig“, fuhr Twersten fort, „kam wie ein Kaufmann in die Stadt, und ein heißblütiges Goldschmiedstöchterlein wurde seine Buhle. Königsgelüste schmeichelte er dem Dirnchen ins Hirn. Und sie öffnete ihm, als er in einer Sturmnacht mit seinen Schiffen wiederkehrte, heimlich ein Mauerpförtchen; und ein paar tausend Männer von Wisby erschlug Valdemar Atterdag und die Seinen zur Feier der Hochzeitsnacht. Es ist wahr, nichts vergaß er, als er heimwärts gen Dänemark segelte — nur die Königin der einen Nacht. ‚Atterdag‘ hieß er nicht umsonst. ‚Morgen ein anderer Tag‘, und das Morgen versprach ihm andere Siege.“

„Ja,“ sagte Ingeborg, „auch er mußte seinem Namen nachleben. Namen verpflichten.“

Und während sie die Stadt umkreisten und die Gerippe der Dome und Schlösser mit Gestalten füllten, sprachen sie von den Verpflichtungen des ererbten Blutes, des ererbten Namens. Wieder waren sie an den Strand verschlagen, und während Wind und Wogen wie Tigerkatzen sie ansprangen, deutete Twersten über die See.

„Die Verpflichtung, und nur diese Verpflichtung! Sie stützen und nicht davon zehren! Das ist das gleiche bei Königen und Kaufleuten. Da sieh den Nachfahr Valdemar Atterdags, den Theaterkönig Erik den Pommer, wie er auf segelüberladener Snigge in den Hafen Wisbys flüchtet! Vom Throne gejagt hat ihn sein getreues dänisches Volk. Und er gedachte seines großen Ahns, wie ein Kleiner die Geste des Großen nachahmt, und er stahl die Reichskrone und das Zepter, stahl den gesamten Königsschatz und das beste schnellsegelnde Schiff und entkam auf die See. Selbst eine Verzerrung des Königtums, konnte er nichts, als auch die Wikingszeit nur in wilder Verzerrung aufleben lassen, die Tage der Vitalienbrüder. Was nach des Störtebekers Tod an seefestem, Gott und die Welt verhöhnendem Gesindel übriggeblieben war, sammelte der alternde Erik um sich und gründete das Königtum der freien See. Und Wisby, das einst so stolze, wurde zum Hamsterbau. Ja, Ingeborg, bei stürmischem Tag muß man Wisby sehen, soll es lebendig werden und alle Bilder seines Lebensbuches zeigen.“

Und sie sahen unter der Last der Segel ächzende schwarze Boote über die schwarze, leuchtende See jagen. Vorn am Bugspriet eine lange verwitterte Gestalt, einen Purpurmantel um die Schulter, eine goldene Krone auf dem Haupt und ein Zepter in der Hand: Erik. Sein langer, schlohweißer Bart flatterte im Winde. Der König der See kehrte heim vom Piratenzug. Sein Schatten flog voraus. Wie sein Herr — ein Königsschatten.

„Nach Wisby sollte man die hanseatische Jugend führen, Ingeborg. Sie sparte die halbe Lehrzeit.“

Sie preßte seinen Arm und unterbrach ihn nicht.

„Der alten Hansa Stolz und der alten Hansa Ende. Sie selbst gab Wisby den Gnadenstoß. Die wütenden Lübecker kamen über die dänisch gewordene Seeräuberstadt und schlugen kurz und klein, was Trutz bot. Es war der alten Hansa letzter Sieg. Aber die Verpflichtungen für die neue bleiben. Wenn auch mit anderen Waffen, auf anderen Wegen. Der alten Hansa neue Größe!“ —

Früh kam der Abend. Der Wunderbau von Sant Karin, die Schwesterkirchen Sant Lars und Sant Drotten, die gewaltigen Rundbögen von Sant Nikolaus, sie alle und die Ruinen der zahlreichen Kirchen und Türme geisterten durch die Nacht und sahen aus hohlgewordenen Augen dem kommenden König der See entgegen. —

Der Dampfer kreuzte zum Hafen hinaus. Draußen lauerte das Meer und warf sich mit einem Freudenschrei auf das kühne Schiff. Auf der Kommandobrücke stand wie aus Erz gegossen der Kapitän, das Sturmband der Mütze unter dem weißbärtigen Kinn. Jetzt gewahrte er Twersten. Lachend winkte er ihm zu und wies auf die brausende See.

„Meine schlimmste Fahrt!“ schrie er durch die hohle Hand. „Aber auch meine schönste!“



Und plötzlich packte Twersten ein seltsam Gefühl. Ein Gefühl, unbenannt und urbekannt: woher. Das wie eine Erbschaft aus wilden Urväterzeiten irgendwo im Blute sitzt und plötzlich, bei losbrechendem Unwetter, nicht minder losbricht und in den Sturm hineinjubelt: „Heraus und heran! Solange ich atmen kann, bin ich der König! Mein ist das Leben!"

Und Ingeborg las es in seinem Gesicht.

„Ich bin bei dir", sagte sie mutig. — —

Und dies Gefühl trugen sie heim von der Erholungsfahrt.

Ein Herbsttag war es, in aufleuchtenden Farben. Sie fuhren in die Elbe ein und sahen die Schiffe, ungezählt, kommen und gehen. Alles war Leben, wohin der Blick sich wandte. Das reiche Leben des Herbstes. —

Und sie blickten sich an und fanden sich schön und liebenswert wie am ersten Tage. — —

In schweigender Freude reichten sie sich die Hände.

Auf dem Wasser des starken Stromes schimmerten die Lichter Hamburgs. — —

(Ende.)

* * *

Sommernacht.

Dämmerung webt auf weitem Plan,
Des Weihers Aug' steht aufgetan,
Schleierüberhangen.
Kein Strauch, der sich noch regen will,
Nun steht der Heide Atem still,
Von tiefem Schlaf gefangen.

Und langsam schleicht die Zeit dahin,
Wie eine alte Bettlerin
Sich schleppt am Wanderstabe;
Viel Dunkles hat sie aufgescheucht,
Der Ginster kauert hingebeugt
Gleich Trauernden am Grabe.

Die Wolken tragen blassen Schein,
Und Schatten fliehn am Hünenstein —
Der Mond ist aufgegangen:
Streut Träume in das stille Land
Und schmeichelt sanft mit bleicher Hand
Der Heide braune Wangen.

Jetzt flattern Eulen hin und her,
Als wüßten sie ihr Nest nicht mehr.
Aus dunklen Föhrengründen
Erhebt sich grau die Nebelfrau,
Sie schleppt ihr Kleid durch Gras und Tau
Und reitet auf den Winden.

So hastet sie in Saus und Braus
Und wischt die lichten Träume aus
Mit ihrem grauen Kleide . . .
Doch wenn im Grund ein Hahn erwacht,
Verschlingt das Licht den Spuk der Nacht,
Und ruhig liegt die Heide.

Fritz Stöber.

* * * * *

Die Sommerfrische und die Pariser Mode.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Manuel und Reutlinger, Paris.

Eigentlich drückt die Ueberschrift Gegensätze aus: die Pariser Mode hat absolut nichts Ländliches und wendet sich von jeder noch so entfernten Anwendung des Adjektives praktisch auf sie und ihre Gebiete mit unendlichem Schauder ab. Die Sommerfrische, abgesehen davon, daß sie Geist und Körper der Großstadtbewohner gleichmäßig nötig haben, ist obligatorisch. Seit Jahrzehnten schon widersetzt sich die Pariserin nie mehr dem ungeschriebenen Befehl, im Juni ihre geliebte Seinestadt zu verlassen, um die See, ein eigenes Landhaus oder einen Badeort im Innern aufzusuchen. Sie nimmt dazu, wie man hier gern in der französischen, alles, am liebsten aber sich selbst persiflierenden Weise ausdrücklich betont, Koffer voll von modernsten Erzeugnissen der Schneider und Modisten mit, alle ihr gleichmäßig unentbehrlich erscheinend, die jedoch fast durchgängig in einem wahrhaft ländlichen Aufenthalt recht unbrauchbar sind. „Was sich nicht biegt, bricht!" So auch hier. Von ihrer Eleganz vermag sich die Pariserin nicht zu trennen; von ihrem Landaufenthalt auch nicht. Eine Verschmelzung beider ist bewirkt worden, indem man den ursprünglichen naturfrischen Orten ein großstädtisches Gewand anlegte. Namen wie Aix-les-Bains, Trouville-Deauville, Ostende und die endlose Kette der geringeren „Sommerfrischen" sind in gewissem Sinne alle Vorstädte der alten Lutetia geworden. Große, elegante Hotels, kiesbestreute Promenaden und Kurhäuser sind im Begriff, auch die schlichtesten Orte in elegante Zentren zu verwandeln, in die man es ruhig wagen kann einen Koffer voll allerneuester Toiletten mitzunehmen. Ein Rennen, ein Tennistournier oder

Phot. Manuel.

Abb. 1. Eine Abart des bekannten Chantecler-Hutes.

Abb. 2. **Hypermoderne mattblaue Libertytoilette.**
Phot. Reutlinger.

ein anderes sportliches Ereignis von geringerer Wichtigkeit beleben auch den stillsten Ort und verlocken zur Entfaltung von Kleiderpracht und Hüteluxus, und ein Palace im modernen Hotelsinne des Wortes hat, so meint die Pariserin, die ihren Koffer packt, um sich in die Natur zu begeben, doch auch der gottverlassenste Fleck Erde. — Gerade auf die schlichte, ländliche Note ihrer Sommerschöpfungen sind aber die Pariser Schneider und ihre Klientinnen besonders stolz.

Unsere Abbildungen vereinen in hellfarbiger Sommerlichkeit alles, was die neueste Modelaune an kleinen und großen Exzentrizitäten geschaffen und der Welt



Abb. 3. **Die chinesische Jacke.** Phot. Manuel.

als Spielzeug dargeboten hat. Das lichtblaue (pervenche) Leinengewand Abb. 8 mit der reichen, gleichfalls lichtblauen Soutachestickerei auf der Jacke und um den Rand des Miederfaltenrocks versinnbildlicht eines der wahrhaft ländlichen Modelle. Eine weiße, glatte Batistbluse mit vielgerüschter Krawatte, die über die kragenlose, vorn mit einem großen Emailleknopf geschlossene Jacke herüberfällt, vervollständigt den Anzug. Der Schirm, mit dem ein um-



Abb. 4. **Helle Toilette in englischem Geschmack.**
Phot. Reutlinger.

gekehrtes Halten verlangenden Griff verleiht ihm die nötige Pariser Originalität. Der Bezug des Sonnenschirms ist weiße Leinenseide. Der Rand englisch in einem gleichmäßigen Karomuster gestickt, durch das sich zum Kleide passende schmale Seidenbändchen, in runden Knoten endigend, ziehen. Den dunkelblauen Roßhaar-Glockenhut mit dem in Marquis-andeutungen zu beiden Seiten ein wenig emporgeschlagenen



Phot. Reutlinger.
Abb. 5. **Sportkostüm mit Kapottehut für Automobilfahrten.**



Rand, krönt ein vielbauschiger Kopf aus sèvresblauem Samt — Samtköpfe sind der höchste Schick für Sommerhüte — und ein linksseitig zurückgestrichener weißer Paradiesvogelfedertuff. — Zu weißen, fußfreien Cheviotröcken wie auf Abb. 5 mit gleichfarbiger Leinenbluse, deren gestärkter Kragen und steife Manschetten dem Anzug etwas Strenges geben, legt man vorzugsweise wie hier eine glatte, dunkelblaue Cheviotjacke an, die doppelreihig geknöpft, ganz eng gearbeitet den langen Herrenjacketts des vorigen Sommers ähnelt. Originell ist der Hut: Eine richtige, ziemlich umfangreiche graue Kapotte aus gefälteltem Seidenmusselin, mit einer Rüsche von Libertyband in der gleichen Farbe geziert. Ein silbergrauer Seidenmusselinschleier fällt über Rücken und Schultern herab und kann im Wagen und Automobil ums Kinn verknotet werden. Das blaue Sergekostüm Abb. 6 — übrigens ein vorzügliches Modell für das meistgetragene Schneiderkleid dieses Jahres — ist mit schwarzer Passementerieborte garniert. Die Jacke wird linksseitig unter dem Arm mit großen Haken geschlossen. Den großen dunkelblauen Roßhaarhut, dessen Kopf ein Streifen schwarzen Libertybandes umschlingt, ziert vorn auf dem hochgeschlagenen Rand eine schwarze Libertykokarde. In bezug auf Hüte ist die Mode lange nicht so originell und so kleidsam gewesen. Eine Abart des vielgetragenen, sehr aktuellen Chantecler-Hutes sehen wir in Abb. 1.



Abb. 6. **Dunkelblaues Cheviot-Schneiderkleid.** Phot. Reutlinger

Der innere, gelbliche Rand des Hutes ist aus Leinenseide, der obere ebenso wie der halbhohe, breite Kopf aus dunkelgrünem Samt. Der volle Hahnenfederstutz, der den Kopf verhüllt, schillert in allen weißen, schwarzen und grünen Schattierungen. Er wird von einer großen mattgrünen Schnalle zusammengehalten. Das smaragdgrüne Friesjackett repräsentiert in anmutiger Art wieder die Pariser ländliche Einfachheit. Abb. 7 zeigt den Hut aus königsblauem Samt mit riesigem Reiherstutz, den Mademoiselle Cécile Sorel, die hier als Modeschöpferin ersten Ranges angesehene, sehr elegante Schauspielerin des Hauses Molière, in der „Rencontre" trägt. Abb. 3 weicht trotz mancher einfacher Allüren bedeutend von den vorgeschriebenen Pfaden der Urwüchsigkeit ab. Das weiße Batistkleid mit dem gleichfarbigen Futtergewand des gleichen Stoffes ist in Prinzeßform gefertigt, reich mit venezianischer Spitze inkrustiert. Den großen schwarzen Roßhaarhut krönt eine Kaskade von ewigschönen und immer modernen weißen Straußenfedern. Die kleine, kurze Jacke aus weißer Leinenseide mit der originellen, grünen Seidenstickerei, die unter den Armen geknöpft, durch die Oeffnung über den Kopf gezogen wird, nennt man hier chinesisch. Sie er-

Phot. Reutlinger.

Abb. 7. **Königsblauer Samthut.**

innert an die spanischen Sarapen. In Abbildung 2, einem authentisch für Trouville-Deauville gefertigten Modell, erblicken wir Pariser Exzentrizität, wie sie in den eleganten Kursälen und selbst am Meeresstrand in freier Natur sich präsentiert. Das seltsame, langschleppende, Ansätze zur Prinzeßform zeigende Gewand aus mattblauem Liberty wird von dunkelblauen, sich kreuzenden Samtbändern gerafft. In den Aermeln sehen wir eine Rückkehr zur Kimonoform. Guimpe und Unterärmel sind aus gefälteltem, champagnerfarbenem Seidenmusselin. Den hellblauen Roßhaarhut schmückt ein Schweif von Straußenfedern der gleichen Nuance. Alles in allem kann man sagen, daß die Schöpfungen der „Sommerfrischen-Mode zwar kapriziös, aber durchaus nicht unkleidsam sind.

Clementine.

Abb. 8. **Lichtblaues Jackenkleid aus soutachiertem Leinen.**
Phot. Manuel.

Die Ventilation der Tiefsee.

Von Dr. W. Brennecke.

Noch vor etwa sechzig Jahren wußte man nichts von einem Leben in den großen Tiefen der Ozeane; man nahm an, daß der große Druck und der Lichtmangel in Tiefen unter 500 Meter jedes organische Leben verhinderten. Erst als man 1860 bei der Reparatur von Tiefseekabeln, die einige Jahre in mehreren tausend Meter Tiefe gelegen hatten, auf diesen Kabeln Ansiedlungen von Tieren heraufförderte, wurde die alte Hypothese von einer Tiefengrenze des Lebens hinfällig. Die bald darauf ausgesandten Expeditionen brachten denn auch mit ihren Netzen aus allen Tiefen des Meeres Organismen ans Tageslicht; selbst in 5600 Metern Tiefe wurden von der „Challenger"-Expedition mit einem Dretschzug noch zwanzig Tiere entdeckt, die zehn verschiedenen Arten angehörten. Ebenso sind die verschiedenen zwischen Oberfläche und Boden lagernden Schichten von tierischem Leben erfüllt, wie durch Netze, die nur eine Wasserschicht von bestimmter Tiefe durchsieben, festgestellt worden ist.

Diese Myriaden von Tieren, die in der Tiefsee leben, haben nun außer den Stoffen, die ihnen der von der Oberfläche des Meeres herunterrieselnde Leichenregen der abgestorbenen Organismen zuführt, und die ihnen in den Salzen des Meeres zur Verfügung stehen, unbedingt zur Existenz Sauerstoff notwendig. Das Wasser hat nun wie die anderen Flüssigkeiten die Eigenschaft, Gase, mit denen es in Berührung kommt, zu absorbieren, bis Sättigung eingetreten ist. Je kälter das Wasser ist, um so mehr Luft kann es aufnehmen, so daß, wenn man kaltes Wasser erwärmt, die Luft aus dem Wasser frei wird, wie deutlich die aufsteigenden Luftbläschen zeigen, die beim Kochen des Wassers



in die Erscheinung treten. Während ein Liter Wasser bei einer Temperatur von 0 Grad 10,3 Kubikzentimeter Sauerstoff enthält, hat es bei 30 Grad nur 5,5 Kubikzentimeter, also knapp mehr als die Hälfte.

Aus der Tatsache, daß in allen Schichten der Tiefsee Organismen leben, folgte ohne weiteres, daß in dem Wasser der Tiefsee auch genügend Sauerstoff vorhanden sein muß, um die Lebensvorgänge zu ermöglichen. Weiter ergab sich die Schlußfolgerung, daß selbst in den großen Tiefen das Wasser nicht stagnieren kann, sondern daß es von Zeit zu Zeit aus der Tiefe wieder an die Oberfläche kommen müsse, um durch Kontakt mit der Luft seinen Sauerstoffvorrat wieder zu ergänzen. Das Wasser des Ozeans muß also einen vertikalen Kreislauf beschreiben, indem es in bestimmten Gebieten zum Boden niedersinkt, nach anderen Gebieten abströmt, wobei dauernd sein Gehalt an Sauerstoff durch den Verbrauch der Organismen (und durch Oxydationsvorgänge) vermindert wird, bis es schließlich mit bedeutend verringertem Sauerstoffgehalt wieder an die Oberfläche kommt.

In welchen Regionen das Absinken und Aufsteigen des Wassers nun stattfindet, darauf wiesen die Temperaturbeobachtungen hin. Schon vor langer Zeit hatte man festgestellt, daß in den Tropen, wo das Oberflächenwasser eine Temperatur von 27 bis 29 Grad besitzt, in der Tiefe kaltes Wasser lagert, ja zum Teil kälteres Wasser als in den subtropischen Breiten. So ist dicht am Aequator die Temperatar der 100-Meter-Schicht schon 10 Grad kälter als die Oberflächenschicht, in 400 Meter beträgt die Differenz oft 20 Grad, und am Boden herrschen Temperaturen von 1 bis 3 Grad Celsius. Temperaturen nahe dem Gefrierpunkt sind aber nur in den polaren Gegenden an der Meeresoberfläche vorhanden, hier muß infolgedessen das Bodenwasser der Tiefsee zu Boden sinken und sich nach den Tropen zu hinbewegen, wo es schließlich wieder zur Oberfläche aufsteigt.

Welches sind jedoch die Kräfte, die diesen Mechanismus dauernd in Gang halten? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß zwei miteinander verbundene Wassersäulen nur dann im Gleichgewicht sein werden, wenn in den korrespondierenden Schichten die gleichen Drucke herrschen; ist dieses nicht der Fall, so tritt eine Bewegung des Wassers nach der Seite hin ein, wo der schwächere Druck herrscht. Nehmen wir nun an, daß der Salzgehalt in einer gleichmäßigen, von der Oberfläche bis zum Boden reichenden Wassersäule in den Tropen der gleiche ist wie am Pol, so hängt der Druck, den die beiden Wassersäulen auf ihre Unterlage ausüben, nur von ihrer Temperatur ab, da ein gleiches Volumen kälteres Wasser schwerer ist als das gleiche Volumen wärmeren Wassers. Nun ist aber sowohl in polaren wie auch in mittleren Breiten die Mitteltemperatur des Wassers niedriger als in den Tropen, das Wasser infolgedessen schwerer, so daß das Wasser in der Tiefe nach dem Aequator zu sich hinbewegen muß, indessen es an der Oberfläche in entgegengesetzter Richtung polwärts abströmt. Diese durch die inneren Kräfte des Meeres veranlaßte Zirkulation wird unterstützt durch die Windsysteme, die gewaltige Mengen Oberflächenwassers (man denke an den Golfstrom) polwärts verfrachten, die zum Teil durch rücklaufende Strömungen, zum Teil aber auch durch in den äquatornahen Gebieten aufsteigendes Tiefenwasser kompensiert werden. Das polwärts geführte Oberflächenwasser unterliegt aber in den höheren Breiten einer stetig sich steigernden Abkühlung, so daß es also schwerer wird und allmählich in die Tiefe sinkt, um hier wieder zu den Tropen zurückzukehren.

So weit die Theorie. Ueber die wirkliche Verteilung des Sauerstoffs in den Tiefenbecken der Ozeane wußte man bislang fast gar nichts, denn die wenigen Messungen, die von früheren Expeditionen (wie „Challenger"- und „Valdivia"-Expedition) ausgeführt waren, ließen uns kein klares Bild über die Gesetzmäßigkeiten in der Verteilung dieses Gases gewinnen, da bei der damaligen erst in der Entwicklung begriffenen Tiefseetechnik und Methode nur vereinzelte Analysen zu ermöglichen waren.

Als ich 1906 Gelegenheit hatte, die Ausreise S. M. S. „Planet", des für die Südseekolonien neugebauten Vermessungschiffes, als Ozeanograph mitzumachen, war eines der Hauptziele, die ich mir gesetzt hatte, Klarheit über die Frage der Sauerstoffverteilung in der Tiefsee zu gewinnen. Die Untersuchungen, die sich im Atlantischen Ozean von 50 Grad Nord- bis 50 Grad Südbreite erstreckten, haben zunächst als bemerkenswertestes Resultat ergeben, daß tatsächlich überall im Ozean genügend Sauerstoff vorhanden ist, um eine Existenz von Lebewesen zu ermöglichen. So wurden in den Tropen z. B. in einer Tiefe von 3000 Meter noch über 5, in einer Tiefe von 4000 Meter noch über 4 Kubikzentimeter Sauerstoff im Liter Wasser gefunden, ein Zeichen dafür, daß der Sauerstoffverbrauch der Tiefseeorganismen nur gering sein kann (es fehlten zur Sättigung nur 2—3 Kubikzentimeter). Ging man aber von den tieferen zu den höheren Schichten in den Tropen, so verringerte sich der Sauerstoffgehalt stetig und ging in 3—400 Meter Tiefe auf ein Minimum von 1—2 Kubikzentimeter im Liter herunter, so daß 5—6 Kubikzentimeter zur Sättigung fehlten, also von den Organismen verbraucht waren. Klar und deutlich tritt also hier in den Tropen die Bewegung des Wassers von der Tiefsee zur Oberfläche hervor, denn je weniger Sauerstoff im Wasser enthalten ist, um so länger muß dieses von der Oberfläche abgeschlossen gewesen sein, muß sich also von unten nach oben bewegt haben. In den obersten Wasserschichten der Tropen liegen Vermischungen mit seitlich zugeführten Wassermassen vor, so daß das Defizit an Sauerstoff nur gering ist. Ganz anders ist, wie die Untersuchungen ergeben, die Verteilung des Sauerstoffs in höheren Breiten: hier sinken stetig Wasserpartikel von oben nach unten, bringen also Sauerstoff in die Tiefe, so daß wir hier in großen Tiefen fast den gleichen Betrag an Sauerstoff fanden wie in den Oberflächenschichten. Durchforschen wir aber eine bestimmte Tiefenschicht von Norden oder Süden bis zum Aequator, so ergibt sich in dieser Schicht wieder eine stetige Abnahme zum Aequator hin, ein Zeichen, daß das Wasser langsam sich dorthin bewegt. — Wie oben erwähnt wurde, kann das Wasser bei niedrigen Temperaturen mehr Sauerstoff in Lösung halten als bei hohen Temperaturen. Dieses kommt der Ventilation der Tiefenschichten sehr zustatten, da das Wasser an der Oberfläche in den hohen Breiten kalt ist und demnach mit viel Sauerstoff beladen sich zu den Tiefenschichten absenkt. Wie groß die Gesetzmäßigkeit in der Verteilung des Sauerstoffs in der weiten Tiefsee ist, zeigte sich, als ich die wenigen, von früheren Expeditionen gemachten Sauerstoffbestimmungen in mein Diagramm eintrug. Alle Werte fügten sich ausgezeichnet in das Kurvensystem ein und bildeten

so zugleich einen Beweis für die Exaktheit der Messungen. — **Soweit** sich bislang unsere Kenntnis erstreckt, gibt **es mit Ausnahme** einiger Fjorde nur ein Meeresgebiet, **dessen Tiefen nicht** genügend ventiliert werden, um **organisches** Leben zu ermöglichen: das Schwarze Meer. **Als hier die** größeren Tiefen untersucht wurden, fand **sich unterhalb der** 200-Meter-Schicht kein organisches **Leben mehr, dagegen** wies das Tiefenwasser einen **lebhaften** Schwefelwasserstoffgeruch auf. Weitere Gasuntersuchungen ergaben dann, daß gleichfalls unterhalb der 200-Meter-Schicht kein Sauerstoff mehr vorhanden **war, daß dagegen** von dieser Tiefe an bis zum Boden (2000 Meter) Schwefelwasserstoffgas in stetiger Zunahme nachgewiesen werden konnte, das auf Verwesungsprozesse zurückzuführen ist. Die Erklärung für die Stagnation der Tiefenschichten ist in dem Umstand gegeben, daß die Oberflächenschichten des Schwarzen Meeres infolge des reichlichen Zuflusses von Süßwasser so stark angesüßt sind, daß die jahreszeitliche Aenderung der Oberflächentemperatur das Oberflächenwasser nicht so schwer werden läßt, daß es das unter der 200-Meter-Schicht liegende salzhaltige und deshalb schwere Tiefenwasser verdrängen könnte. Da außerdem die Verbindung mit dem Tiefenwasser des Mittelmeeres durch eine unterseeische Schwelle abgeschlossen ist, so kann kein frischer Sauerstoff in die Tiefe gelangen; die Tiefsee des Schwarzen Meeres wird daher mit Recht als ein Reich des Todes, bzw. der Leblosigkeit bezeichnet.

Bilder aus aller Welt.

In Paris hat vor kurzem eine Hochzeit stattgefunden, die in den Kreisen der internationalen Aristokratie viel Interesse erregt. Der österreichisch-ungarische Gesandtschaftsattaché Baron Felix v. Gerliczy, Sohn eines ungarischen Magnaten, hat sich mit der Prinzessin Elsa Stirbey, einer Angehörigen eines rumänischen Bojarengeschlechts, vermählt. Der Trauung, die in der Kirche von St. Philippe du Roule stattfand, wohnten zahlreiche Mitglieder der Pariser Gesellschaft sowie der österreichisch-ungarischen und auch der rumänischen Kolonie bei.



Hochzeit des Barons Felix v. Gerliczy und der Prinzessin Elsa Stirbey in Paris.
Das junge Paar nach der Trauung.

Am 8. August vollendet Professor Dr. Otto Finsch, der hochverdiente Leiter der ethnographischen Abteilung des städtischen Museums in Braunschweig, sein 70. Lebensjahr. Der Gelehrte feiert in diesem Jahr noch andere Jubiläen. Es sind 50 Jahre vergangen, seitdem er die erste seiner bedeutenden wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlichte und 25 Jahre, seitdem er auf seiner Südseereise die deutsche Flagge auf Konstantinhafen in Neuguinea hißte. Das war der erste Schritt zu der Erwerbung des Kaiser-Wilhelmlandes für das Reich. Prof. Finsch hat durch seine Reisen die Geographie, Ethnographie und Zoologie bedeutend gefördert.

Im Jahre 1743 wurde von dem Erzbischof Clemens August von Köln die „Münstersche Salinensozietät" gegründet, um die wertvollen Salzwerke des Hochstifts Münster ihrem Verfall zu entreißen. Die löbliche Sozietät hat 166 Jahre lang die Münsterschen Salzwerke ausgebeutet und die Saline Gottesgabe bei Rheine in Westfalen an der Ems angelegt. Jetzt ist diese Saline an eine Aktiengesellschaft verkauft worden, und die Sozietät hat sich in einer letzten Generalversammlung im Kurhause Gottesgabe aufgelöst. In den letzten dreißig Jahren wurde die Gesellschaft durch die Herren Rittmeister a. D. Egbert von zur Mühlen (Münster), Geheimen Kommerzienrat Wegener (Koblenz) und Bergrat Wunderwald (Neusulza) vertreten.



Prof. Dr. Otto Finsch,
vollendet sein 70. Lebensjahr.

Der Direktor des Marienbader Stadttheaters J. Laska konnte dieser Tage ein doppeltes Jubiläum feiern: die vierzigste Wiederkehr des Tages, an dem er als kleiner Anfänger die Bühne betrat, und das 25jährige Jubiläum als Direktor. Weitaus den größten Teil dieser Zeit hat Direktor Laska an der **Bühne des bedeutenden Weltkurortes gewirkt.**



Von links nach rechts: Bergrat A. Wunderwald-Saline Neusulza i. Thür., Geh. Kommerzienrat Julius Wegeler-Koblenz, Salinendirektor F. Jesse-Solbad Gottesgabe bei Rheine i. Westf., Rittmeister a. D. von zur Mühlen-Münster i. Westf. Phot. Benning.

Zur Auflösung der alten Münsterschen Salinen-Sozietät: Der letzte Vorstand.



Phot. Lalfle & Co.

J. Laska.
Zu seinem 25jährigen Jubiläum als Theaterdirektor.

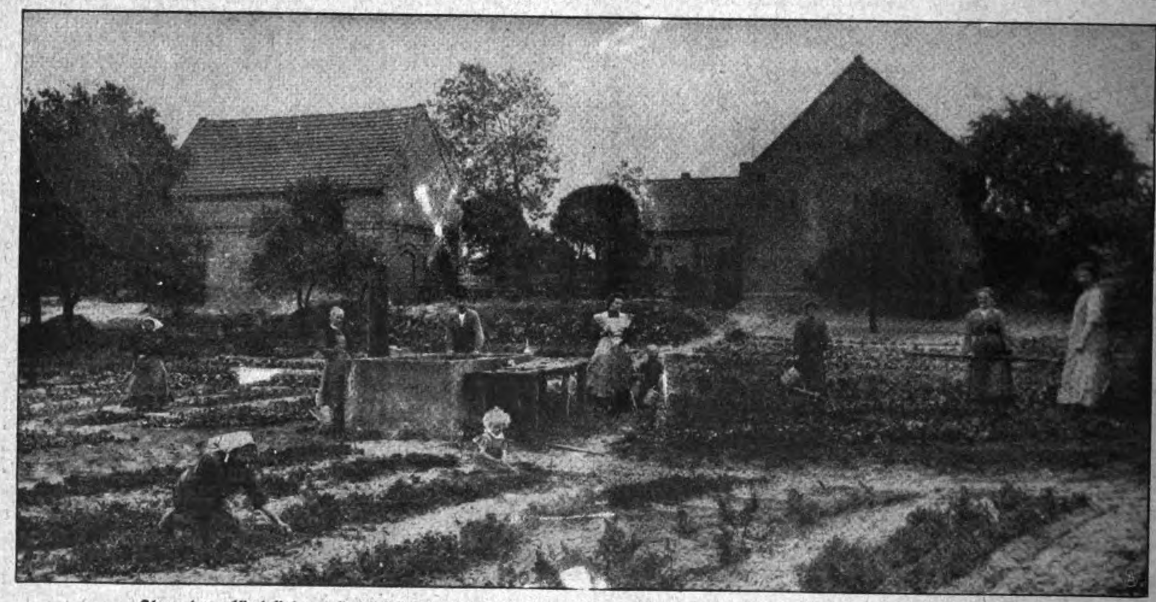
Am 29. Juli feierte der temperamentvolle und vielseitige Publizist Max Nordau seinen 60. Geburtstag. Der Jubilar, der seit Jahren in Paris lebt, hat sich als Literaturhistoriker, Kritiker, Dichter und Essayist hervorgetan. Er gehört zu den Vorkämpfern der zionistischen Bewegung. Sein Werk, die „Konventionellen Lügen", hat große Verbreitung gefunden.

Seit wenigen Monaten besteht in Erkner bei Berlin eine Kolonie, die nach dem Muster der bekannten Kolonien des Pastors v. Bodelschwingh den im Lebenskampf gescheiterten Mädchen und Frauen der Großstadt ein Asyl bietet, in dem sie ein neues Leben der Arbeit beginnen können. Das „weibliche Hoffnungstal" hat sich in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits zu einer blühenden und heilbringenden Anstalt entwickelt. Es war nicht leicht, die ersten Schwierigkeiten zu überwinden und die zum Ankauf des Gutes und zum Beginn des Betriebs nötigen Mittel aufzubringen. Mit Unterstützung des Pastors v. Bodelschwingh konnte das „Komitee für Rettungsarbeit unter der weiblichen Jugend" in Berlin das Werk schließlich in Angriff nehmen, und im Frühjahr wurden zum erstenmal die Ländereien der Kolonien bestellt.



Phot. Manuel

Max Nordau,
der bekannte Pariser Publizist, feierte seinen 60. Geburtstag.



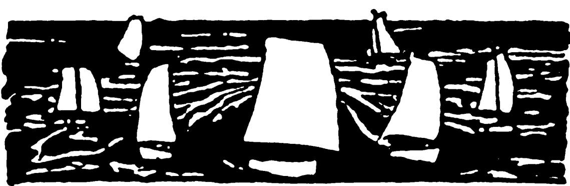
Aus der ländlichen Heimstätte für Mädchen und Frauen bei Erkner-Berlin: Gartenarbeiten.

Schluß des redaktionellen Teils

DIE·WOCHE

Nummer 32. | Berlin, den 7. August 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.



Die sieben Tage der Woche.

29. Juli.

Aus allen Teilen Mitteleuropas kommen Nachrichten von schweren Stürmen, die besonders an der Nord- und Ostseeküste große Schäden angerichtet haben.

In ganz Spanien dauern die Unruhen fort; alle beurlaubten spanischen Soldaten werden zu den Fahnen einberufen.

30. Juli.

Die Leipziger Universität begeht in Anwesenheit des Königs von Sachsen die Feier ihres 500jährigen Jubiläums.

Der Aufstand in Barcelona wird unter großen Verlusten der Revolutionäre niedergeworfen.

31. Juli.

In Cherbourg findet die Begegnung des Zarenpaares mit dem Präsidenten Fallières statt, bei der Trinksprüche gewechselt werden, die die engen Freundschaftsbande zwischen Rußland und Frankreich hervorheben. (Abb. S. 1349.)

Das Reichsluftschiff „Z. II" trifft unter Führung des Grafen Zeppelin nach glücklicher Fahrt von Friedrichshafen aus in Frankfurt a. M. ein.

Der dänische Ministerpräsident Neergard überreicht dem König das Demissionsgesuch des Kabinetts.

In Mexiko werden durch ein Erdbeben mehrere Ortschaften gänzlich zerstört; Hunderte von Menschen kommen dabei um.

1. August.

Bei einem Einbruch in das Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin werden Antiquitäten im Werte von 10000 Mark gestohlen.

Aus Ostasien kommt die Nachricht von zwei furchtbaren Elementarkatastrophen, die viele Menschenleben vernichten: Die Stadt Osaka wird von einer Feuersbrunst heimgesucht, und in Tokio stehen infolge großer Ueberschwemmungen 7000 Häuser unter Wasser.

2. August.

Die Begegnung zwischen König Eduard und dem Zaren findet auf dem Solent bei Spithead statt. Bei dem Bankett auf der englischen Königsjacht werden Trinksprüche gewechselt, in denen die Herrscher ihrer Friedensliebe Ausdruck geben.

In Dresden wird die Vogelwiese von einer Brandkatastrophe heimgesucht (Abb. S. 1354).

Das Reichsluftschiff „Z. II" wird auf der Fahrt nach Köln infolge des heftigen Sturmes zur Umkehr gezwungen und landet wieder glücklich in Frankfurt a. M.

Die Erdbeben in Mexiko dauern an, es sollen bisher 500 Menschen getötet sein.

3. August.

Kaiser Wilhelm trifft von seiner Nordlandreise in Swinemünde ein.

Die geplante Fahrt des Reichsluftschiffs „Z. II" nach Köln muß abermals wegen eines Propellerbruchs unterbleiben.

Der Berliner Museumsdieb wird in der Person eines Musikers verhaftet.

4. August.

In Stockholm beginnt der Generalstreik; die Zahl der Streikenden beträgt 250000.

○○○

Die Kämpfe um Melilla und ihre Rückwirkung auf Spanien.

Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Theobald Fischer, Marburg.

Wie die Bewohner von Melilla von den Mauern und Terrassen der hoch gelegenen Stadt in der Lage waren, den blutigen Kämpfen um die Außenwerke und vorgeschobenen Posten zum Teil zuzusehen, so drängten sich auch mir an den gleichen Stellen bei meinem letzten Aufenthalt in Melilla am 4. Februar 1901 Erinnerungen an die zahlreichen Kämpfe zwischen Spaniern und Rifberbern auf, die immer erneut hier ausgefochten worden sind, denn ich befand mich in der Gesellschaft von Major von Wissmann. Man überblickt von der Stadt aus so ziemlich das ganze, Spanien gehörige Gelände. Die alte Stadt selbst liegt natürlich fest auf einem steil vom Meer aufsteigenden Felsen, der durch eine enge, gewundene Bucht an der Ostseite der weit nach Norden vorspringenden Halbinsel Tres Forcas aus gesondert und nur auf schmaler Halsbrücke zugänglich ist. Das bestimmte schon die Phönizier, sich hier niederzulassen, und ebenso 1497 die Spanier, als sie nach Vertreibung der Mauren auf das afrikanische Gegengestade zum Schutz gegen Seeräuberei hinübergriffen. Ein neuer, etwas weitläufiger gebauter Stadtteil, der aber auch vorwiegend aus vom Staat errichteten Bauten besteht, namentlich Kasernen für 7000 Mann, schließt sich an die Altstadt an, davor in einem Abstande von vier bis fünf Kilometer alle Höhen von Rundtürmen und steinernen Forts bedeckt. Am weitesten nach Süden ist das wichtige Fort Sidi Auriach vorgeschoben, dessen Errichtung 1893 nur nach heftigen Kämpfen erzwungen wurde. Bürgerliche Bewohner, die aber alle von der Besatzung leben, zählt die Stadt gegen 4000. Eingeborene sieht man nur unten am Meere, wo ein Hafen im Bau begriffen ist



Sie werden, genau wie die Spanier in Gibraltar, sorgfältig am Abend aus der Stadt gebracht, denn diese befindet sich tatsächlich in dauerndem Belagerungszustand, so daß von einer Entwicklung des Handels keine Rede hat sein können. Das gleiche gilt von den vier übrigen spanischen Presidios, auch von dem größten, Centa, Gibraltar gegenüber, namentlich aber von den Felsinseln Valez de Gomera, an einer Brandungsbucht weiter nach Westen, seit 1564 von den Spaniern besetzt, nur 85 Meter vom Lande, der Inselgruppe von Alhucemas, 1300 Meter vom Lande, seit 1673 spanisch, und von den vulkanischen Zaffarinasinseln, die die Spanier erst 1848, um wenige Stunden den Franzosen zuvorkommend, besetzt haben. Sie liegen nur zwei Kilometer vom Lande, nahe der Mulujamündung, und die Meerenge zwischen diesen wird eben zu einem Zufluchtshafen ausgebaut. Alle Presidios sind ertraglose Felsen und eine Last für den spanischen Staat, ihre Besatzungen meist Strafabteilungen. Selbst das Trinkwasser muß von Spanien herbeigeführt werden.

Diese spanischen Eroberungen, so alt sie sind, so zähe sie festgehalten worden sind — es sei nur an den Krieg von 1859/60 erinnert, der Centa zum Ausgangspunkt hatte — haben ihren Zweck nie erreicht, sie haben Spanien viel Geld und Blut gekostet und haben heute kaum noch Wert zur Begründung der immer wieder geltend gemachten historischen Ansprüche, die durchzuführen Spanien aber durchaus die Machtmittel fehlen.

Aber eine ganz ungeheure Bedeutung hat das ganze Rifgebiet für Spanien, und diese zwingt es, von neuem die größten Opfer an Geld und Blut zu bringen. Es ist, wenn nicht der französischen Diplomatie, so doch der kleinen, aber mächtigen Gruppe französischer Unternehmer, die das ganze Marokkoabenteuer und vor allem den Roghi ins Leben gerufen haben und nach Bedarf immer wieder auf der Bildfläche erscheinen lassen, gelungen, vor der spanischen Regierung das Gespenst französischen Eingreifens auch im Rifgebiet aufsteigen zu machen. Dies gilt es unter allen Umständen zu verhindern, denn durch Festsetzung der Franzosen auch an der Mittelmeerküste — nur von der Straße von Gibraltar halten sie Verträge mit England fern — würde Spanien auch im Süden von Frankreich umklammert werden, ähnlich wie es Italien von Tunesien und Biserta aus umklammert und bedroht und die armen Italiener, die Frankreich so heiß lieben, zwingt, am Dreibund festzuhalten.

Um die ganze Bedeutung des Rifgebiets klar zu erfassen, sei mir gestattet, ihre geographischen Grundzüge in wenigen Sätzen zu entwerfen, soweit das unsere noch recht geringe Kenntnis erlaubt. Die Rifberber haben am erfolgreichsten wie die Herrschaft der Sultane, so auch fremde Spione von ihrem Land ferngehalten. Wir verstehen unter dem Rifgebiet einen etwa 300 Kilometer langen, nur 100 Kilometer breiten Gürtel Faltengebirgslands, einen Gebirgsbogen, der von der Mündung der Muluja und dem Halbinselvorsprung des Kap Tres Forcas als Fortsetzung des sogenannten Tell-Atlas von Algerien sich längs dem Meer bis an die Straße von Gibraltar und an den Ozean erstreckt. Es ist ein schmaler, vom Mittelmeer her in steile, parallele, nach innen ansteigende Ketten gefalteter Landgürtel, der sowohl vom Meer aus schwer zugänglich ist, obwohl die Küste durch zahlreiche Brandungsbuchten gegliedert ist, die aber Schiffen keinen Schutz gewähren, wie auch aus dem Innern, also ein ganz verschlossenes Gebirgsland mit Ketten, die mehrfach schon nahe dem Meer 2000 Meter und mehr und bedeutende Paßhöhen erreichen. In gewundenen, engen Durchbruchstälern haben die zahlreichen, aber kleinen Flüsse sich einen Weg ins Mittelmeer gebahnt. Der innere Fuß des Gebirges liegt in 400—600 Meter Höhe an der großen Längsfurche, die von der unteren Mulaja her über Tasa und Fes den marokkanischen Atlas vom Rifgebirge scheidet. Die Rifberber vermögen also auch diesen wichtigen Verkehrsweg zu beherrschen. In der Abgeschlossenheit ihres Wohnraums haben sich die Rifberber ihre Freiheit und ihre Eigenart zu wahren vermocht. In zahlreiche Stämme und Gruppen zerfallend, die sich vielfach befehden, werden sie doch durch ihren Wohnraum zusammengehalten und, wie sich jetzt zeigt, zu gemeinsamer Abwehr gemeinsamer Gefahr geeint. Ein kräftiger, abgehärteter, körperlich äußerst leistungsfähiger Menschenschlag, der am Besitz und an der bedrohten Scholle hängt, vereinigen sie noch in höherem Maß wie die anderen Berber kriegerische Eigenschaften in sich: unglaubliche Todesverachtung, größte Leistungsfähigkeit in bezug auf Märsche und Entbehrungen. Sie sind ausgezeichnete Schützen. Es bestehen unter ihnen Gesellschaften zur Pflege des Schießsports wie des Ballspiels und ähnlicher Körperübungen. Und vor allem Spanier, Franzosen und Engländer haben um die Wette dafür gesorgt, daß sie reichlich mit den besten Hinterladern und Munition versehen sind. Dazu kommt nun das schwierige, ihnen genau bekannte, den Spaniern völlig unbekannte Gelände, das zum Kämpfen in kleinen Gruppen, zu Hinterhalten und Ueberfällen einladet, Verwendung von Artillerie und Reiterei sehr erschwert. In Ausnützung des Geländes zur Deckung in schlangenartiger Gewandtheit sind sie Meister, und auch ihre taktischen Kenntnisse scheinen recht erfreuliche zu sein. Bewundernswert ist auch, daß sie trotz aller Herausforderungen erst zum Angriff vorgegangen sind, als sie zu Tausenden versammelt waren. Das haben sie von Casablanca gelernt. Sie waren längst vorbereitet, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Nicht unwesentlich ist dabei, daß sie den Spaniern nicht nur Haß, sondern vor allem auch größte Geringschätzung entgegenbringen. Wie groß die Zahl der Kämpfer ist, die das Rifgebiet, wenn wir es einmal innerhalb der angedeuteten Grenzen als Einheit auffassen wollen, zu stellen vermag, ist schwer zu sagen. Wenn wir das Gebiet zu etwa 30 000 Quadratkilometer annehmen, die Volksdichte zu 50 Köpfen, etwas hoch, obwohl französische Forscher größere Zahlen annehmen, so gibt das anderthalb Millionen Einwohner, also mehrere hunderttausend waffenfähige Männer. Für jedes europäische Heer würden diese Rifberber gefährliche Gegner sein. Daß die Spanier, ganz abgesehen von den Zuständen im eigenen Heer und Land, irgendwelche Erfolge erzielen werden, erscheint als völlig ausgeschlossen. Sie werden günstigenfalls Melilla behaupten, dank seiner natürlichen Festigkeit, so bedroht es im Augenblick auch erscheint, aber die Minenbahn zu erzwingen wird ihnen nicht möglich sein, geschweige tiefer ins Land einzudringen und ihren Landbesitz zu vergrößern. Sollten aber die Eingeborenen, was in den mehr als 400 Jahren, seit sich die Spanier hier festgesetzt haben, noch nie geschehen ist, sich Melillas zu bemächtigen vermögen, so ist die Frage, ob Frankreich dann nicht zum



Eingreifen gezwungen ist. Damit würde aber die Tragweite dieser Vorgänge eine immer größere, und es könnte der Augenblick kommen, wo die 90 Prozent ruhiger Bürger Frankreichs, die durch einige Gruppen geldgieriger Unternehmer in das marokkanische Abenteuer hineingerissen worden sind, in ihrer Weise erklären: bis hierher und nicht weiter! Genau, wie dies jetzt die Mehrheit der Bevölkerung Spaniens tut.

Man halte sich nur die Ursache dieses Ausbruchs gegenwärtig. Von den Gruppen geldgieriger Unternehmer, die die ganze marokkanische Frage ins Rollen gebracht und die französische Regierung und Kammer bisher ihren Zwecken dienstbar gemacht haben — es ist nicht der neidische oder haßerfüllte Deutsche, der spricht, sondern es sind wahrhaft vaterländisch gesinnte Franzosen, namentlich ein Jean Heß, deren Anschauungen ich wieder gebe — haben die einen den Roghi erfunden, der je nach Bedarf wieder in die Lage versetzt wird, eine Rolle zu spielen. Er bezahlt die Drahtzieher u. a. mit Bergwerkskonzessionen, die ihn ja nichts kosten. Diese Konzessionen sollen nun ausgebeutet werden, denn die aufgewendeten Millionen müssen verzinst und wieder hereingebracht werden. Das Humorvolle bei der Sache ist also, daß die spanische Nation diese Opfer an Geld und Blut für französische Interessentengruppen bringt, sie aber bringen muß, um von der „nahe befreundeten Nation" nicht geradezu in ihrer politischen Selbständigkeit gefährdet zu werden. Die Rifküste liegt der spanischen Südküste nur auf 150 Kilometer Abstand gegenüber, und wie schwer diese unter den Ueberfällen der von dort ausgegangenen Seeräuber zu leiden gehabt hat, trotz der Presidios, das ist den Bewohnern nur in zu lebhafter Erinnerung. Anderseits könnte natürlich von Malaga, Motril, Almeria aus ganz Nordmarokko unter den politischen und wirtschaftlichen Einfluß Spaniens gestellt werden. Eine Eisenbahn, die etwa von Badis, dem einzigen Küstenpunkt, der in römischer Zeit und im Mittelalter eine gewisse Bedeutung gehabt hat, an der Bucht gerade dem spanischen Inselfelsen von Velez de la Gomera gegenüber gelegen, ausginge, würde nach etwa 125 Kilometer Fes erreichen. Malaga und Fes würden also nur wenige Stunden voneinander entfernt sein!

Wenn von seiten der französischen Drahtzieher dieser neusten Phase des Marokkoabenteuers bisher alles ganz programmäßig nach dem Rezept von Casablanca durchgeführt worden ist: Schaffung von Stützpunkten politischer und wirtschaftlicher Macht, dort der Hafenbau, hier das Bergwerk, Herausforderung der Eingeborenen bis zu einem Wutausbruch, damit Gegebensein eines Anlasses zu übermächtigem militärischem Einschreiten, so stimmte die Rechnung schon insofern nicht ganz, als die Eingeborenen erst losbrachen, als für sie der günstige Augenblick gekommen zu sein schien, und als die Spanier sich der weit größeren Aufgabe nicht gewachsen zeigen. Ob aber die Rückwirkung auf Spanien selbst nicht in Rechnung gezogen war, kann zweifelhaft sein. Denn ein völliger Umsturz in Spanien, der doch schließlich zur Republik führen wird, kann der Republik Frankreich nur erwünscht sein, wenn es auch fraglich sein muß, ob ein schwaches monarchisches Spanien, wie das jetzige, nicht besser als Marionette zu brauchen ist, wie eine Republik. Denn die bisherige klerikale spanische Regierung stand, solange und soweit Frankreich und England einig waren, völlig unter französischem Einfluß, während der großen Mehrheit des spanischen Volks die Marokkopolitik der Regierung ebenso verhaßt war wie die klerikale Regierung selbst.

In dem Augenblick, wo ich diese Zeilen schreibe, am 31. Juli, erscheint sowohl Melilla wie die jetzige spanische Regierung und die Dynastie aufs Aeußerste bedroht. Letztere Erscheinung ist allerdings nicht lediglich auf die verhaßte Marokkopolitik und die verhaßte Abhängigkeit von Frankreich zurückzuführen, es kommen noch zahlreiche andere Umstände hinzu. Man gewinnt den Eindruck, daß die jetzt losgebrochene Revolution längst organisiert war und nur des Anlasses zum Ausbruch harrte. In Katalonien, besonders in Barcelona, hatte ich bei meinem Aufenthalt dort im Frühjahr 1908 durchaus den Eindruck, auf einem Vulkan zu wandeln. Sozialrevolutionäre, Anarchisten, Separatisten, Antiklerikale, Antimilitaristen und andere Richtungen reichen sich die Hand. Die Mängel der spanischen Heereseinrichtungen, die so auffällig zutage treten, die Möglichkeit des Loskaufs, die Schwäche der Bestände, die sofort zur Einziehung von Reservisten zwingt, u. dgl. m. begünstigt die Umsturzbewegung. Die ungeheuren Verluste, die die Spanier trotz der ungeheuren Ueberlegenheit ihrer Stellungen und ihrer Bewaffnung an Mannschaften, aber namentlich an Offizieren, erlitten haben, sind nur aus der mangelhaften Organisation und Disziplin zu erklären, die die Offiziere zwang, sich aufs Aeußerste auszusetzen. Ja, viele sind sicher den Kugeln der eigenen Leute erlegen.

So groß namentlich der Erzreichtum des Rifgebiets zu sein scheint, wie sich immer mehr herausstellt, so bestehen deutsche wirtschaftliche Interessen in diesem nicht. Nur im Westen, im Hinterland von Centa, wo Raisuli die Gerechtsame vorzieht, scheinen Deutsche beteiligt zu sein. Der Sultan steht all diesen Vorgängen fern.

Die Steuern und die Technik.

Plauderei von Hans Dominik.

In dem Kampfe, der seit alten Zeiten geführt wird zwischen den Zöllnern und Sündern einerseits und den Gerechten, die keine Steuern zahlen wollen, anderseits, spielt die Technik eine bedeutsame Rolle. Mit technischen Mitteln sucht man auf der einen Seite der Steuer zu entgehen, und mit technischen Mitteln will man auf der andern Seite solcher Umgehung begegnen.

So hat man von seiten der Steuerbehörden schon seit geraumer Zeit die Chemie herangezogen, um Salz und Spiritus, soweit sie nicht als Genußmittel versteuert werden sollen, durch bestimmte Zusätze derartig zu verändern, zu denaturieren, wie der zolltechnische Ausdruck heißt, daß sie auch tatsächlich nicht mehr genossen werden können. Vor eine ganz besonders knifflige Aufgabe wurde die Technik auch durch den letzten Zolltarif gestellt, der für Braugerste einen höheren Zoll vorsieht als für Futtergerste. Für Brauzwecke verwandelt man die Gerste bekanntlich in Malz, indem



man sie anfeuchtet und einige Tage keimen läßt. Da man die einzelnen Gerstenposten im Lande selbst nach der Einfuhr kaum noch verfolgen, kaum noch feststellen kann, ob eine Sendung, die irgendwo über die russische Grenze kam, in Pommern verfüttert oder in Bayern verbraut wird, so handelte es sich also darum, die Gerste sofort nach dem Passieren der Grenze, sofern sie nur als Futtergerste verzollt wurde, zu denaturieren. Sie mußte für die Brauzwecke unbrauchbar gemacht werden, es mußte ihr die Keimfähigkeit genommen werden, aber beileibe durfte ihr Wert als Futtermittel dabei nicht leiden. Die Aufgabe war nicht eben leicht, aber die Technik hat sie in verschiedener Weise gut gelöst. Freilich hat man dazu die neusten Errungenschaften der Elektrochemie, speziell das Ozon, heranziehen müssen, erreicht damit aber auch eine vollkommene Abtötung der Keimfähigkeit, ohne die Stoffe des einzelnen Gerstenkorns sonst irgendwie zu verändern.

Wird hier die Technik zu Hilfe genommen, um die Durchführung bestimmter Steuern überhaupt zu ermöglichen, so muß sie an andern Stellen wiederum dazu dienen, dem Publikum die Steuerlasten zu erleichtern. Auch das geschieht seit alters her und an tausend Stellen. Man wird dabei legale und illegale Mittel zu unterscheiden haben. Wenn jemand zum Beispiel zur Zeit der friderizianischen Kaffeesteuer sich Gerste brannte und daraus ein kaffeeartiges Getränk herstellte, so war das ein durchaus erlaubtes Vorgehen, denn nur das Brennen von Kaffeebohnen fiel ja unter die Steuer. Wenn dagegen etwa in Irland zur Zeit einer drückenden Alkoholsteuer mit allem technischen Raffinement ganze Brennereien, die sogenannten Mondscheinbrennereien, an verborgener Stelle installiert wurden, so war dies zweifellos illegal.

Die Grenze zwischen beiden Verfahren wird freilich nicht immer leicht zu ziehen sein. Wenn beispielsweise jemand nach der Einführung der Fahrkartensteuer aus der zweiten in die dritte Klasse abwandert, so wird man darin eine strafbare Steuerhinterziehung nicht erblicken können. Wenn aber jemand, der etwa von Berlin nach Potsdam fährt, sich nicht ein versteuertes Billett zweiter Klasse für 85 Pfennig kauft, sondern ein Billett für 45 Pfennig bis Wannsee und ein zweites für 30 Pfennig von Wannsee bis Potsdam, so könnte ein „Ueber"-Fiskus darin unter Umständen eine Steuerkontravention erblicken. Wenn daher auch jetzt angesichts der vielen neuen Steuern die Frage der Umgehung wieder akut wird, so wird man vorher wohl zu prüfen haben, ob der einzelne Weg auch gesetzlich gangbar ist.

Ein beliebtes, aber zum mindesten zeitlich begrenztes Abwehrmittel ist die reichliche Eindeckung mit Vorräten vor dem Inkrafttreten neuer Steuergesetze. So haben wir jetzt einen richtigen Run auf Streichhölzer. Etwas Aehnliches spielt sich auf dem Gebiete der Tabak- und Beleuchtungskörperindustrie ab. Die Aktiengesellschaften schließlich gaben in diesen letzten Wochen und Tagen neue Talonbogen für die nächsten zehn Jahre mit Hochdruck aus. Aber man kann sich mit Streichhölzern und Tabak bestenfalls nur auf ein halbes Jahr verproviantieren, und außerdem ist das Mittel ein zweischneidiges. Die Behörde kann auch die Nachversteuerung der Privatvorräte anordnen.

Wenn die Technik hier Erleichterung bringen soll, so wird es auf andere Weise geschehen müssen. Nehmen wir als Beispiel die Streichhölzer, deren Preiserhöhung mit zwanzig Pfennig für ein Paket ja in der Tat exorbitant hoch ist. Bisher bekamen wir ein Paket Streichhölzer zu zehn Schachteln zu je 60 Hölzchen für zehn Pfennig. Einmal Feuermachen kostete uns also den sechzigsten Teil eines Pfennigs; das war so billig, daß die verschiedenen andern Möglichkeiten, auf chemischem oder elektrischem Wege Feuer zu erzeugen, dagegen nicht in Betracht kommen konnten. Nun aber, nach Einführung der Steuer, kostet das Feuermachen den zwanzigsten Teil eines Pfennigs, und Apparate, die früher nur Kuriositäten waren, gewinnen mit einem Schlage praktische Bedeutung.

Betrachten wir unter diesem Gesichtspunkte den elektrischen Zigarren- und Zigarettenanzünder in der Form, in der unsere elektrische Großindustrie ihn heute auf den Markt bringt. Ein solcher Apparat kostet etwa zwölf Mark, der Preis an sich ist also erträglich. Der Zünder hat nun einen Stromverbrauch von etwa 100 Watt. Wir können weiter annehmen, daß eine komplette Zündung etwa fünf Sekunden dauert, wenn man sich nicht unnötig lange bei dem Geschäft aufhält. Dann haben wir für die jedesmalige Zündung einen Stromverbrauch von 110 Watt × 5 Sekunden oder 550 Wattsekunden. Nun kostet beispielsweise in Berlin eine Kilowattstunde 40 Pfennig. Eine Kilowattstunde enthält aber 3 600 000 Wattsekunden. Wir können also für 40 Pfennig 6545 Zündungen haben, und die einzelne Zündung kostet dabei nur noch den hundertvierundsechzigsten Teil eines Pfennigs an Strom. Wir müssen freilich noch gewisse Instandhaltungsausgaben berücksichtigen. Das Glimmerplättchen, das den Glühkörper bedeckt und einen Preis von zehn Pfennig hat, wird etwa nach jeder dreitausendsten Zündung ausgewechselt werden müssen, so daß hierfür ein Zuschlag vom dreihundertsten Teil eines Pfennigs für jede Zündung zu erheben ist. Schließlich wird man die im ganzen Apparat angelegte Summe auch über eine Reihe von Jahren amortisieren müssen. Wenn das geschieht, so ergibt sich, daß die Zündung mit dem elektrischen Zünder nicht nennenswert teurer ist als die Streichholzzündung zu den alten billigen Sätzen, daß sie dagegen beinahe dreimal so billig wird als die Streichholzzündung nach Einführung der neuen Steuer.

Der eben geschilderte Apparat kommt nur für Leute in Betracht, die bereits eine elektrische Lichtanlage haben. Wo Gasinstallationen vorhanden sind, ist dagegen der Gaszünder in Betracht zu ziehen. Er setzt freilich eine gewisse Anzahl von Zündungen voraus, wenn er wirtschaftlich sein soll. Denn in ihm befindet sich ja eine kleine ewige Flamme, deren Gasverbrauch im Jahre doch etwa auf drei bis fünf Mark, selbst bei sorgfältigster Einstellung der Flammengröße, geschätzt werden muß. Für die einzelne Zündung ist der Gasverbrauch der großen Flamme dagegen ganz minimal. Er beträgt für die Minute einen Liter, und wenn wir auch hier wieder eine Zündungsdauer von fünf Sekunden annehmen, so wird ein Zwölftel Liter Gas verbraucht. Bei einem Gaspreise von zwölf Pfennig für das Kubikliter, das heißt für tausend Liter, verbraucht die einzelne Zündung also gerade für einen tausendstel Pfennig Gas. Dabei sind die Erneuerungsausgaben gerade beim Gaszünder minimal. Es sind allenfalls im Jahre zwei Specksteindüsen im Werte von 20 Pfennig zu erneuern. Für einen passionierten Raucher wird also auch der Gasapparat Vorteile bieten.

Als ganz besonders praktisch und billig muß an dritter Stelle der elektrische Zündapparat mit Trocken-



elementen und Benzinlämpchen Erwähnung finden. Hier dient der kleine Funken, den das Trockenelement beim Oeffnen seines Stromkreises erzeugt, dazu, den Docht einer kleinen Benzinlampe zu entzünden. Der ganze Apparat kostet etwa 20 bis 25 Mark. Wenn man rund 100 Zündungen am Tage annimmt, so wird man im Jahr etwa für eine Mark Trockenelemente gebrauchen. Die Elektrizität für eine Zündung wird also den dreihundertundsechzigsten Teil eines Pfennigs kosten. Ueberdies wird im Lämpchen dabei etwa ein Viertel Kubikzentimeter Benzin im Werte eines hundertstel Pfennigs verbrannt. Die ganze Zündung kostet also noch nicht den achtzigsten Teil eines Pfennigs, sie ist sogar billiger als die Streichholzzündung ohne die Besteuerung.

Nun kann man aber auch über die wirtschaftlichen Erwägungen hinausgehen und nach anderen Zündungen suchen, nicht so sehr um Geld zu sparen, als um einen hochwohlweisen Fiskus zu ärgern. Dafür empfehlen sich die kleinen Platin-Alkohol-Taschenfeuerzeuge. In einen kleinen Behälter, dessen Innenwandungen mit Asbest gefüttert und mit Methylalkohol getränkt sind, wird ein Stückchen Platinschwamm gehalten. Der Alkohol entzündet sich alsbald. Ein solcher Apparat wurde beispielsweise auf der Erfindungsausstellung im Jahre 1907 für eine Mark verkauft, und 2000 Zündungen holt man bei einiger Vorsicht wohl aus ihm heraus, bevor der Schwamm, das einzig teure am Apparat, unbrauchbar wird. Die Sache ist also zum mindesten nicht kostspieliger als die Streichholzzündung, und der Gebraucher genießt das schöne Gefühl, sich um eine Steuer zu drücken.

Kritische Leser werden nun einwenden, daß solche Streichholzsteuer ja schon in andern Ländern besteht, daß Frankreich sogar das Streichholzmonopol hat und trotzdem andere Zündvorrichtungen dort nicht sonderlich florieren. Darauf ist aber zu erwähnen, daß diese Länder das Monopol bekamen, bevor die Technik brauchbare Surrogate für das Streichholz geschaffen hatte. Heute sind wir weiter, und die Steuer kommt plötzlich und in beträchtlicher Höhe. Man wird daher abwarten müssen, wieweit das Publikum sich daran gewöhnt, und wieweit es Surrogate sucht. Der Zweck dieser Plauderei war, zu zeigen, daß es solche Ersatzmittel sehr wohl gibt.

Sang und Tanz in den Schweizer Bergen.

Von Dr. Ed. Platzhoff-Lejeune.

Der Eindruck, den die Gebirgswelt auf das menschliche Gemüt gemacht hat, war im Lauf der Jahrhunderte ein durchaus verschiedener. Bis weit über die Reformation hinaus sah man in ihr etwas Schreckliches, ja Grauenhaftes. Man näherte sich den Bergen nur, wenn es unbedingt nötig war, z. B. zur Ueberschreitung eines Passes. Die Furcht vor Wegelagerern, vor Geistern, vor Lawinen und Bergstürzen ließ den Gedanken an eine Vergnügungstour oder gar an einen Aufenthalt in den Bergen nicht aufkommen. Vereinzelte waghalsige Abenteurer wagten es immerhin seit dem Mittelalter, je und dann einmal einen nach unsern Begriffen sehr harmlosen Berg zu besteigen; ihr Unterfangen wurde aber allgemein als eine lästerliche Versuchung Gottes verurteilt und unter Umständen sogar mit Gefängnis bestraft.

Diese mit der Zeit nach und nach sich abschwächende Auffassung der Dinge war noch im 17. Jahrhundert die herrschende. Die optimistische Nützlichkeitsphilosophie hat an ihr nicht viel geändert. Schön und begehrenswert war für sie das Praktische: ein traubenreicher Weinberg, ein schwer behangener Apfelbaum, ein wogendes Kornfeld, ein Acker mit dicken Kohlköpfen. Aber eine kahle Felswand, ein schneebedeckter Gipfel, ein reißender Wildbach konnten unmöglich „schön" genannt werden. Erst die Romantik fand in den Schrecken des Gebirges etwas Aesthetisches und sah in der Bergwelt eine Quelle des Genusses. Kulturmüde und von den Konventionen einer steifförmlichen, unaufrichtigen und unnatürlichen Gesellschaft abgestoßen, suchte der weltschmerzliche Romantiker die Einsamkeit auf und ließ sich auf einer Insel oder in einem Gebirgsdorf mit Vorliebe nieder. Nicht nur die Natur, deren „Schrecken" ihm eine Quelle des Genusses und ein angenehmer Kitzel seiner Nerven war, lockte ihn hierher; nein, auch die ländliche Bevölkerung mit ihren naiven Sitten und ihrer kindlichen Heiterkeit zog ihn an. Die Bergbewohner werden in der Phantasie des Romantikers zu einem vollkommenen Menschentypus, der sich von aller Korruption freizuhalten gewußt hat, und zu dem zurückzukehren Pflicht einer verirrten Kultur sei. Mit Liebe studiert er alles, was auf die Arbeit, die Sitten, die Leiden und Freuden der Bergler Bezug hat. Durch ihn haben wir die erste Kunde von dem Leben und Treiben der Bauern, der Hirten, der Wilddiebe, der Schmuggler usw. Aber noch handelt es sich um vereinzelte, phantastisch verbrämte Aufzeichnungen, die auf ungenauer Beobachtung oder gar auf absichtlicher Entstellung des Tatbestandes im Interesse des poetischen Effekts beruhen. Das systematische Vorgehen in der Volkskunde ist erst eine Errungenschaft des 19. Jahrhunderts in seiner zweiten Hälfte. Das ungemein lebhafte Interesse des modernen Menschen für alles historisch Gewordene war der Antrieb zur folkloristischen Forschung, die zwar noch in den Anfängen steckt, aber schon viel zutage gefördert hat. Dazu kommt die Sorge um das Verschwinden dieser Volksgebräuche. Ans Sammeln geht man doch erst, wenn es sich um Dinge handelt, die in absehbarer Zeit dem sicheren Tod geweiht sind. Das gilt auch für die alten Lieder und Tänze der Bergbewohner. Die Zeiten haben sich verändert. Der Verkehr ist in Form einer Straße, eines Schienenwegs, einer Drahtleitung in das stillste Tal eingebrochen. Der Austausch mit den Bewohnern anderer Täler und mit der Ebene übt mit Notwendigkeit seinen nivellierenden Einfluß auf alles Individuelle und Lokale aus. Alte Gebräuche verlieren sich, alte Trachten verschwinden, alte Eigentümlichkeiten werden gegen praktischere, weitverbreitete Neuerungen ausgetauscht. Und wo alte Sitten noch fortbestehen, erhält ihre Form einen neuen Inhalt.

Es ist konventionell, sich das Leben der Bergbewohner als eine Kette von Mühsal und Entbehrung vorzustellen. „Wie traurig muß es bei euch im Winter sein", hört man die Sommergäste wohl ausrufen. „Im Gegen-

teil," erwidert lachend der Bauer, „im Winter geht's bei uns noch viel lustiger her." Und warum auch nicht? Der Hirte und der Viehzüchter hat im Winter wenig zu tun. Die langen Abende laden zu gemütlichen Zusammenkünften in den Familien oder im Wirtshaus ein. Der Schnee erleichtert den Holztransport und den Verkehr zwischen den Dörfern. Die auf einsamer Alp den Sommer zubringenden Küher und Wildheuer finden sich im Winter im Dorf zusammen. Am Abend begegnen sich Buben und Mädchen abwechselnd in dieser oder jener Hütte. Es werden Geschichten erzählt, Pläne gemacht und lustige Streiche aller Art ausgeheckt. Es wird auch getanzt, wenn sich ein Harmonikaspieler oder ein Geiger finden will. Die Harmonika ist um ihrer Polyphonie willen das Klavier des Bauern. Viele bringen es auf diesem Instrument zu einer anerkennenswerten Virtuosität, was man vom Geigenspiel nicht eben sagen kann. Das Repertoire des Spielers setzt sich teils aus Tänzen zusammen, die er von den Altvordern überkommen hat, mehr noch leider aus solchen, die er aus der Stadt oder vom Ausland mitbringt, und die ohne jede lokale Beziehung sind.

Diese Tanzabende in der heißen, niederen Bauernstube, die mit einem Gang in der eisigen Nachtluft am Arm des Liebsten zu endigen pflegen, müssen der Volksphantasie als etwas ungemein Begehrenswertes und Genußreiches erschienen sein, sonst hätte sie den Brauch nicht auf ihre Toten übertragen. Es ist ein alter Aberglaube in den Walliser und Urner Bergen, daß die Toten im Gletscher hausen und in einer der Quatembernächte im Zuge mit dem Trommler den erleuchteten Dorffenstern sich nähern, um sich zu wärmen und dem Tanz zuzuschauen. Oft treten sie auch selbst in eine verlassene Hütte zum Tanz ein oder begehren bei einer alten, einsamen Frau Einlaß, um in der „heimeligen" Stube ihren seltsamen Tanz auszuführen und um ein Uhr wieder zu verschwinden.

Natürlich beschränken sich diese Lustbarkeiten nicht auf die Winterabende. Sie nehmen an Festtagen am hellen Tage und im Freien weit größere Dimensionen an. Hierher gehören die Mittsommerfeste der französischen Schweiz, die in einigen deutschen Landesteilen unter dem Namen „Bergdorf" existieren. Es handelt sich aber meist um Zusammenkünfte im Zentrum einer aus zerstreuten Weilern bestehenden Gemeinde oder um den Besuch des Weiber- und Kindervolkes bei den Vätern, Gatten, Brüdern und Liebsten auf hoher Alp. Auch hier liegt die heute viel weniger zutreffende Voraussetzung zugrunde, daß die Verbindungen schlecht und die Entfernungen groß sind, so daß nur einmal im Jahr eine solche Zusammenkunft möglich ist. Mit der Entwicklung des Verkehrs verlieren solche Feste mehr und mehr ihren Charakter, damit aber auch ihr Daseinsrecht. Die Fremden nehmen daran teil, und die Volksfreude wird zur Schaustellung.

Die Mittsommerfeiern dauern oft zwei Tage. Am Vorabend kommen die Besucher bei hereinbrechender Nacht, um am nächsten Morgen früh zur Stelle zu sein. Es wird auch wohl schon bis zum grauenden Morgen getanzt. Am Sonntag findet meist ein Gottesdienst — Messe oder Predigt, je nach der Konfession, statt, der zuweilen mit einem Herdensegen verbunden ist und stets im Freien stattfindet. Unter den Tänzen, die bei diesem Anlaß beliebt sind, ist die Montferrine oder Moufrine zu nennen, die in der Gegend von Gryon, Les Plans und Villars zu Hause ist, also in der eigentlichen Alpengegend des Waadtlandes. Hier begegnen wir auch dem seltenen Phänomen eines Barden. Der Dichter und Literarhistoriker Just Olivier, der die siebziger Jahre bis zu seinem Tod in Gryon verbrachte und die Liebe seiner Dorfgenossen schnell zu gewinnen wußte, trug bei den Mittsommerfesten in Taveyanaz und Anzeeidaz eigene Gedichte mit von einem Freunde komponierten Melodien vor (so besonders das: Voici la mi-été, bergers de nos montagnes, compagnons et compagnes, que ce jour soit têté), die sich bis zum heutigen Tage großer Beliebtheit erfreuen. Zum Dank errichtete ihm die Einwohnerschaft von Gryon einen Gedenkstein, den sie von eben jenen hohen Weideplätzen ins Tal schafften, auf denen die Sommerfeste stattfanden. Die „Woche" brachte vor zwei Jahren ein Bild dieses schwierigen und denkwürdigen Transports.

Finden im Westen diese Feste in den Bergen selbst möglichst in der Nähe von Pässen und an Orten statt, die für Bewohner verschiedener Täler zentral gelegen sind und von allen Seiten erreicht werden können, so wird im Osten, z. B. im Kanton Glarus, das Gemeindezentrum bevorzugt. Hier finden sich die Bewohner der zerstreuten Weiler einmal im Sommer zu fröhlichem Feste zusammen. Mit der Feier ist ein Jahrmarkt verbunden, an dem die notwendigen Bedürfnisse des Ackerbaues und der Viehzucht (als da sind: Ackergeräte, Kuhglocken, Halsbänder, Seile, Milcheimer usw.) gedeckt werden können. Hier besteht die Tanzmusik nicht nur aus Geige, Flöte und Ziehharmonika, sondern aus einem ganzen kleinen Orchester, wie sie das Appenzell heute noch in originaler Vollkommenheit aufweist, oder — o Grauen! aus einer Blasmusik. Bei diesen Volksbelustigungen im Gemeindezentrum kommt es natürlich öfter zu Uebergriffen, Eifersuchtsszenen und Raufereien als auf den hohen Bergen. Darum fehlt es nicht in alter und neuer Zeit an väterlichen Verordnungen der Obrigkeit, die dem Unwesen durch Geld„bußen" oder gar durch Tanzverbot steuern möchte. Aber selbst die strengsten Maßregeln haben die Volksfreude nie unterdrücken können. Es fehlte nicht an Auswegen, ihnen zu entgehn. Lag ein Dorf z. B. unweit der Kantonsgrenze, so zogen Burschen und Mädchen einfach in den andern Kanton hinüber, gerade noch nahe genug, um die heimische Dorfbehörde durch ihren Lärm zu ärgern, aber doch außerhalb ihres Bereichs.

Von den originalen Sitten der alten Zeit hat der Kanton Freiburg noch ziemlich viel erhalten. Nicht nur die bénichon, der Herdensegen, wird heute noch in verschiedenen Gegenden des Kantons gefeiert, auch die coraule, der wilde Volkstanz im Ringelreihn, ist noch erhalten und artet gelegentlich zu Vergnügungen weniger harmloser Art aus. Aus dem freiburgischen Weiler Colombettes stammt auch jener alte Kuhreihen, der in der ganzen Schweiz bekannt ist, und den zu singen oder zu spielen den schweizerischen Regimentern in französischen Diensten verboten war, weil sie das Heimweh ergriff und zur Fahnenflucht veranlaßte. Eine ungemein einschmeichelnde, in ihrer Melancholie fast feierliche Melodie verband sich hier mit einem harmlosen, meist noch im Dialekt gesungenen Text, der in naiven Reflexionen und Ausrufen die Kühe zum Melken nach dem Stall treiben will. Selten vergeht eine der zahlreichen politischen, wissenschaftlichen oder



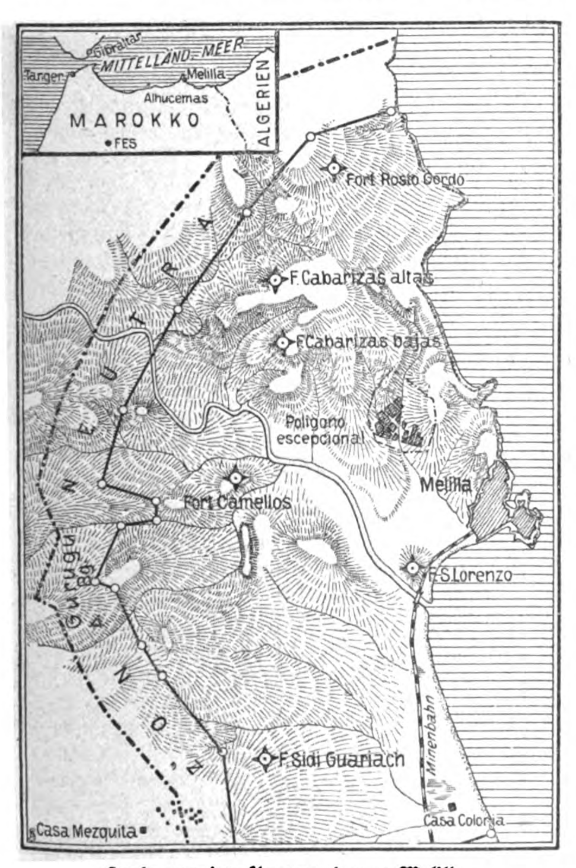
beruflichen Versammlungen, auf denen sich Schweizer der drei Sprachen brüderlich zusammenfinden, ohne daß beim anschließenden Festmahl einer der „Welschen“ aufgefordert wird, den Kuhreihen zu singen, in dessen Refrain die Anwesenden freudig einstimmen.

Mehr und mehr macht sich das Bestreben geltend, das kostbare Gut alter Lieder und Tänze nicht nur in Noten- und Druckschrift der Nachkommenschaft zu übermitteln, man möchte sie auch in der Volksseele selbst durch patriotische Festveranstaltungen lebendig erhalten. Diesem Zweck dienen die zahlreichen Zentenarfeiern der Kantone, die bei der letzten, an historischen Erinnerungen so reichen Jahrhundertwende dicht aufeinander folgten. Kein Festspiel ist an solchen Tagen denkbar ohne Einflechtung alter Lieder oder Tänze. Bald sind es Märsche aus alten Kriegszeiten, bald Walzer, bald Lieder. Der alte Berner Marsch, den auch reichsdeutsche Militärkapellen gelegentlich spielen, der Fulenbacher Marsch aus Solothurn, der Engadiner Marsch, die Marche des Armourins aus Neuchâtel gehören hierher. Im weinreichen Waadtland hat die periodisch etwa fünfmal im Jahrhundert gefeierte Fête des Vignerons altes wertvolles Gut pietätvoll erhalten, so unter anderem den Lauterbacher Walzer und das aus Rousseaus einziger Oper Le Devin du Village übernommene Tanzliedchen Allons danser sous les Ormeaux. Sehr reich ist die deutsche Schweiz, zumal Bern, Luzern und die Urkantone, an alten Liedern im Dialekt, die Männer- und Frauenchöre, letztere in der Tracht, in kleineren Konzerten unter großem Beifall zum besten geben. Hier hat freilich die Kunst schon diskret bei dem Arrangement zu mehrstimmigem Satz mitgeholfen, wie denn überhaupt die Zeit nahe ist, in der uralte, wertvolle Ueberlieferungen von dem alles nivellierenden Neuen überschwemmt werden. Aber noch ist es Zeit, dieser Auflösung einen Damm entgegenzusetzen und dem Volk durch Veranstaltung von Gesang- und Jodelfesten sowie durch Pflege des Vereinslebens die alten Traditionen der Väter lieb und teuer zu machen.

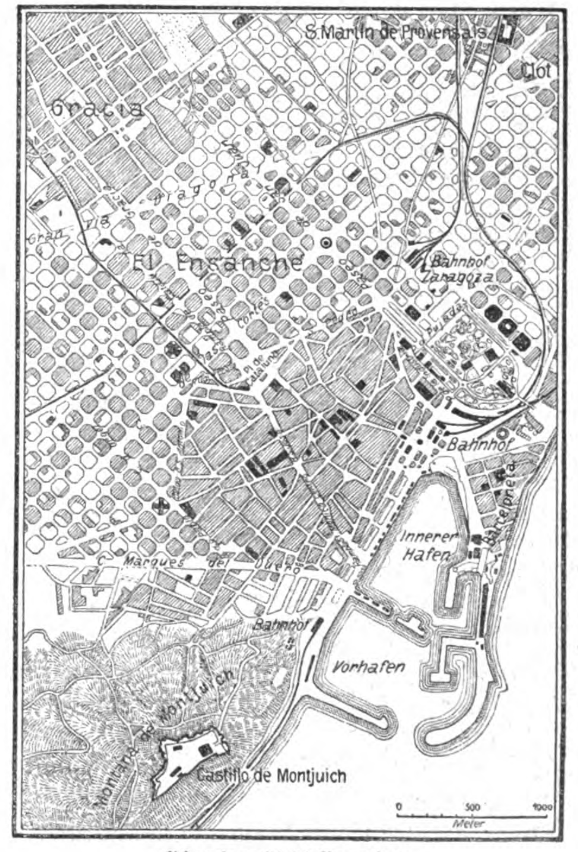
Unsere Bilder

Besuch des Zaren beim Präsidenten Fallières (Abb. S. 1349). Auf der Höhe von Cherbourg ist am vergangenen Sonnabend der Zar mit dem Präsidenten der französischen Republik zusammengetroffen. Dieser Besuch, gegen den sich diesmal weit mehr als in früheren Jahren eine heftige Agitation in dem radikal gesinnten Frankreich geltend gemacht hat, sollte in erster Linie die Freundschaft zwischen den beiden Ländern neu befestigen und stärken. So wurden denn auch bei dem Galadiner, das zu Ehren des Zarenpaares an Bord des französischen Panzers „Vérité“ stattfand, zwischen Kaiser Nikolaus und dem Präsidenten Fallières überaus herzliche Trinksprüche ausgetauscht.

Von den Unruhen in Spanien und den Kämpfen um Melilla (Abb. S. 1350 bis 1352 und untenstehende Karten). Nachdem die ersten Operationen der spanischen Armee gegen die Riffkabylen bei Melilla schwere Verluste für die Truppen General Marinas herbeigeführt haben, hat man vorläufig wohl mit einer mehrtägigen Ruhepause zu rechnen. In der nächsten Woche soll dann der Höchstkomman-



Karte von der Umgegend von Melilla.



Plan der Stadt Barcelona.

Zu den Unruhen in Spanien und den Kämpfen in Marokko.



dierende eine Armee von 35000 Mann zur Verfügung haben, um mit ihr die eigentliche Entscheidung herbeizuführen. — Die infolge des unpopulären Kriegs in Spanien selbst ausgebrochenen Unruhen, die besonders in dem stets antimonarchisch gesinnten Barcelona heftig zum Ausbruch kamen, sind durch die sofort getroffenen umfassenden Maßregeln der spanischen Regierung nunmehr als beigelegt zu betrachten. Ministerpräsident Maura hat das Regierungschiff in den schwersten Stürmen mit sicherer Hand durch Klippen und Brandung gesteuert. Als Führer der Revolutionäre trat wiederum Pablo Iglesias hervor, einer der eifrigsten Propagandisten für den spanischen Generalstreik.

Der „Z. II" auf der Frankfurter „Ila" (Abb. S. 1353). Auf der Reise von Friedrichshafen nach Köln hat Graf Zeppelin mit dem Reichsluftkreuzer „Z. II." der Internationalen Luftschiffahrtausstellung zu Frankfurt a. M. einen Besuch abgestattet. Es war wohl der größte Augenblick für die hochinteressante Ausstellung, als am Nachmittag des 31. Juli das gewaltige Luftschiff von Süden herannahte, um sich dann nach einigen wohlgelungenen Evolutionen über der alten Krönungstadt auf

Postkarte des Grafen Zeppelin an Herrn Th. Böhm, die über Offenbach vom Ballon aus zur Erde geworfen wurde.

das Gelände der „Ila" herabzulassen. Unzählige Tausende eilten aus Frankfurt, seinen Vororten und den nahegelegenen Städten herbei, dem Flugfelde zu, wo der Lenkballon, nach seiner Verankerung, vom Winde bewegt, leise hin und her schwankte. Ueber Offenbach hat Graf Zeppelin beim Fluge eine Postkarte an den ihm befreundeten Herrn Böhm daselbst aus dem Luftschiff hinabgeworfen, die, wie unsere Abbildung zeigt, die Unterschrift des Grafen und die des Direktors Colsmann von der Zeppelin-Luftschiffbaugesellschaft aufweist.

Der schweizerische Bundesratspräsident Deucher auf der Züricher Heimarbeitausstellung (Abb. S. 1355). In der Schweiz ist in manchen Gegenden die Heimarbeit noch sehr angesehen; man denke nur an die Argauische Strohindustrie, an die Holzschnitzerei im Berner Oberland, an die Basler Seidenbandweberei usw. Um nun die Lage der schweizerischen Heimarbeiter zu verbessern und die maßgebenden Kreise auf Lücken in den Gesetzen aufmerksam zu machen, wurde, dem Beispiele Berlins und anderer Städte folgend, eine schweizerische Heimarbeitausstellung arrangiert und vor einiger Zeit in Zürich eröffnet. Die Ausstellung erregte allseitig das größte Interesse. Kürzlich besuchte sie der schweizerische Bundesratspräsident Dr. Deucher, der seit 1903 zum drittenmal an der Spitze der eidgenössischen Republik steht.

Die Töchter des Königs von Sachsen in Salegg (Abb. S. 1354). Die königliche Familie weilt in diesem Jahr schon zum drittenmal im Hotel Salegg bei Seis am Schlern in den Tiroler Dolomiten in der Sommerfrische. Dort lebt die königliche Familie völlig losgelöst von allem strengen Hofzeremoniell, einfach wie all die anderen Sommerfrischler. Der König liebt es, in Begleitung seines Generaladjutanten und eines Führers ausgedehnte Fußtouren in die herrliche Bergeswelt zu unternehmen. Dann müssen seine Töchter, die drei kleinen Prinzessinnen Margarete, Maria Alix und Anna Pia, allerdings zu Hause bleiben; aber wenn der Vater heimkehrt, so fahren oder gehen sie ihm entgegen und jubeln, wenn sie ihn wiedersehen; denn König Friedrich August ist ein überaus gütiger Vater, an dem seine Kinder mit schwärmerischer Liebe hängen.

Lilian Nordica (Abb. S. 1356). Die gefeierte amerikanische Primadonna hat sich vor kurzem zum viertenmal verheiratet. Sie wurde in der vergangenen Woche in der Kingsweigh House-Kirche zu London mit Mr. G. W. Young aus Neuyork getraut. Nur eine beschränkte Anzahl von Gästen wohnte der stillen Feier bei. Madame Nordica hatte ein kostbares Brautkleid aus weißem Atlas, mit alten Spitzen garniert, angetan; doch trug sie weder Hut noch Schleier, nur einen Myrtenkranz und als einzige Schmuckgegenstände eine Perlenschnur und Perlenohrringe; nach der Trauung fand ein Empfang in Claridges Hotel statt. Die Künstlerin, die jetzt im 50. Lebensjahre steht, war in erster Ehe mit dem Aeronauten Gower vermählt, der auf einer seiner Luftreisen spurlos verschwand; 1894 heiratete Frau Nordica dann den Tenoristen Döhme, von dem sie sich zehn Jahre später wieder scheiden ließ, um den Kapitän de la Mac zu heiraten; auch diese Ehe wurde vor einiger Zeit getrennt.

Brandkatastrophe auf der Dresdner Vogelwiese (Abb. S. 1354). Die „Vogelwiese" bei Dresden, das im Anschluß an das jährliche Vogelschießen der seit Jahrhunderten bestehenden Schützengilde auf einer an der Elbe zwischen der Hauptstadt und Blasewitz gelegenen Wiese gefeierte große Volksfest, ist in diesem Jahr jäh gestört worden. Durch die Explosion eines Benzinmotors brach am vergangenen Montag auf dem Festplatz ein verheerendes Feuer aus, das sehr schnell um sich griff. Leider wurden bei dem gewaltigen Brande auch zahlreiche Menschen verletzt, darunter einige recht schwer; schnell haben die Flammen den Platz des Vergnügens in eine Stätte der Verwüstung verwandelt.

Die Toten der Woche

Geh. Rat D. Dr. Adolf Hausrath, bekannter Theologe, † in Heidelberg am 2. August im 73. Lebensjahr.

Professor Dr. Viktor Kremser, Abteilungsvorsteher im Meteorologischen Institut in Berlin, † am 30. Juli im 52. Lebensjahr.

Feldzeugmeister Baron Latscher, † in Salzburg am 1. August im Alter von 63 Jahren.

Geh. Baurat Ernst Mackensen, Erbauer der Bagdadbahn, † in Konstantinopel im Alter von 70 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat D. Wilhelm von Meyeren, Senatspräsident a. D., † in Groß-Boldungen im Alter von 75. Jahren.

Hofschauspielerin Wilhelmine Mitterwurzer, Gattin Friedrich Mitterwurzers, † in Wien am 3. August im Alter von 62 Jahren.

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Heinrich Max Runge, bedeutender Frauenarzt, † in Berlin im 60. Lebensjahr.

Prof. Dr. Karl Sachs, bekannter Sprachforscher, † in Brandenburg a. H. im Alter von 80 Jahren.

Geh. Rat Wilhelm Schupp, Betriebsdirektor der badischen Staatseisenbahnen a. D., † in Karlsruhe am 30. Juli im Alter von 81 Jahren.

Bilder vom Tage

Die französisch-russische Entrevue auf der Reede von Cherbourg:

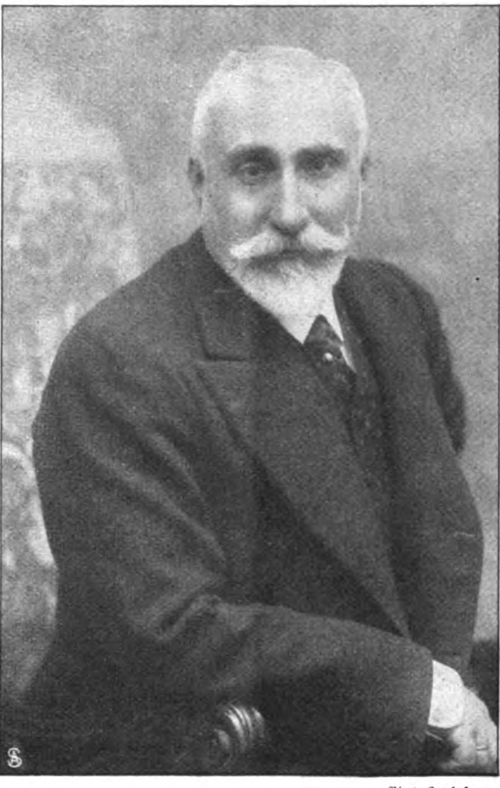
Der Zar und Präsident Fallières an Bord des Kreuzers „Galilée“ während der Parade der franz. Flotte.

Phot. Worlds Graphic Preß.




Phot. Worlds Graphic Preß.

Alfonso Merry de Val,
der spanische Gesandte in Marokko.


Phot. Kaulak.

A. Maura, Präsident des spanischen Ministerrats.



J. de la Cierva,
der spanische Minister des Innern.

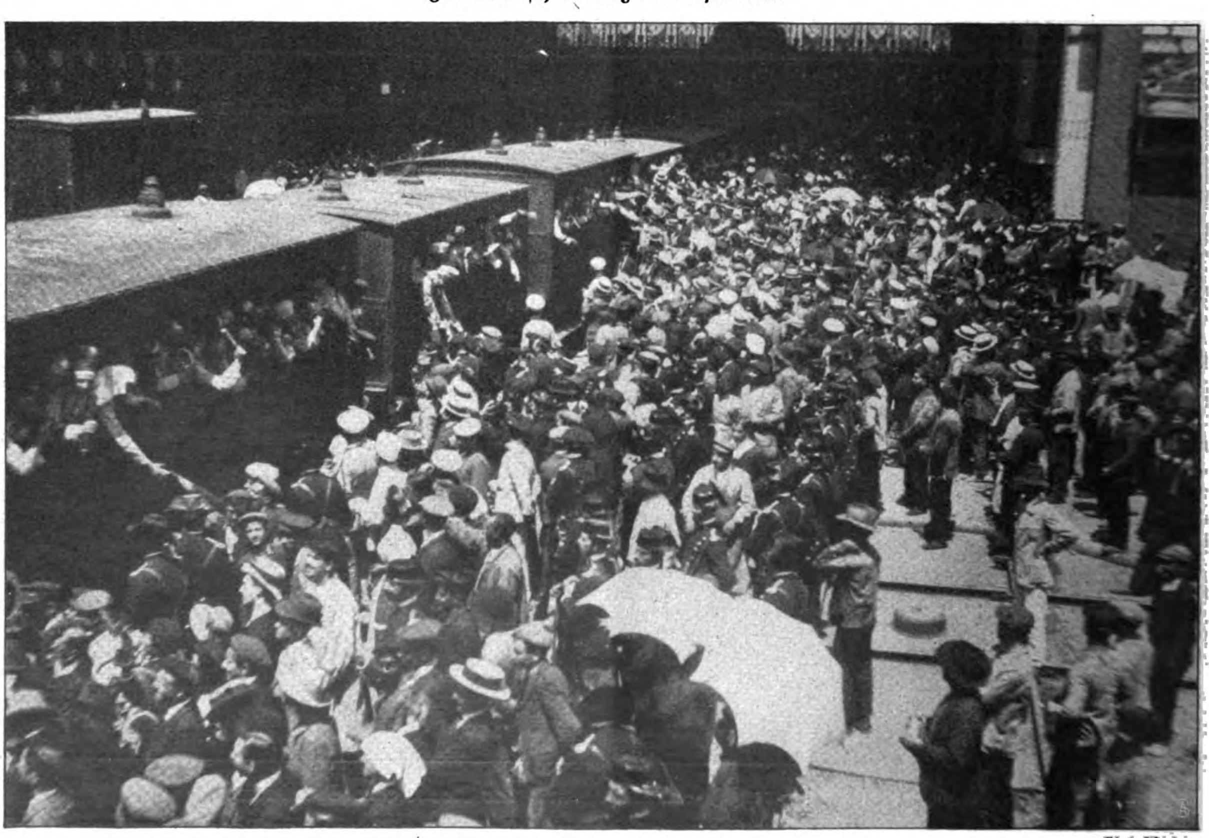
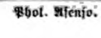

Phot. Worlds Graphic Preß.

Pablo Iglesias,
der Führer der spanischen Sozialisten.


Phot. Worlds Graphic Preß.

Alejandro Lerour,
der populäre Führer der Arbeitermassen.

Zur kritischen Lage in Spanien.



Phot. Asenso.

Zum Kampf gegen die Riffkabylen: Abfahrt spanischer Truppen auf dem Bahnhof in Madrid.

Oberes Bild: Die spanische Feste Melilla, der Schauplatz heftiger Kämpfe.

General Marinas (×), der Führer der spanischen Operationsarmee gegen die Rifkabylen.





Spanische Schützenlinie beim Vormarsch.

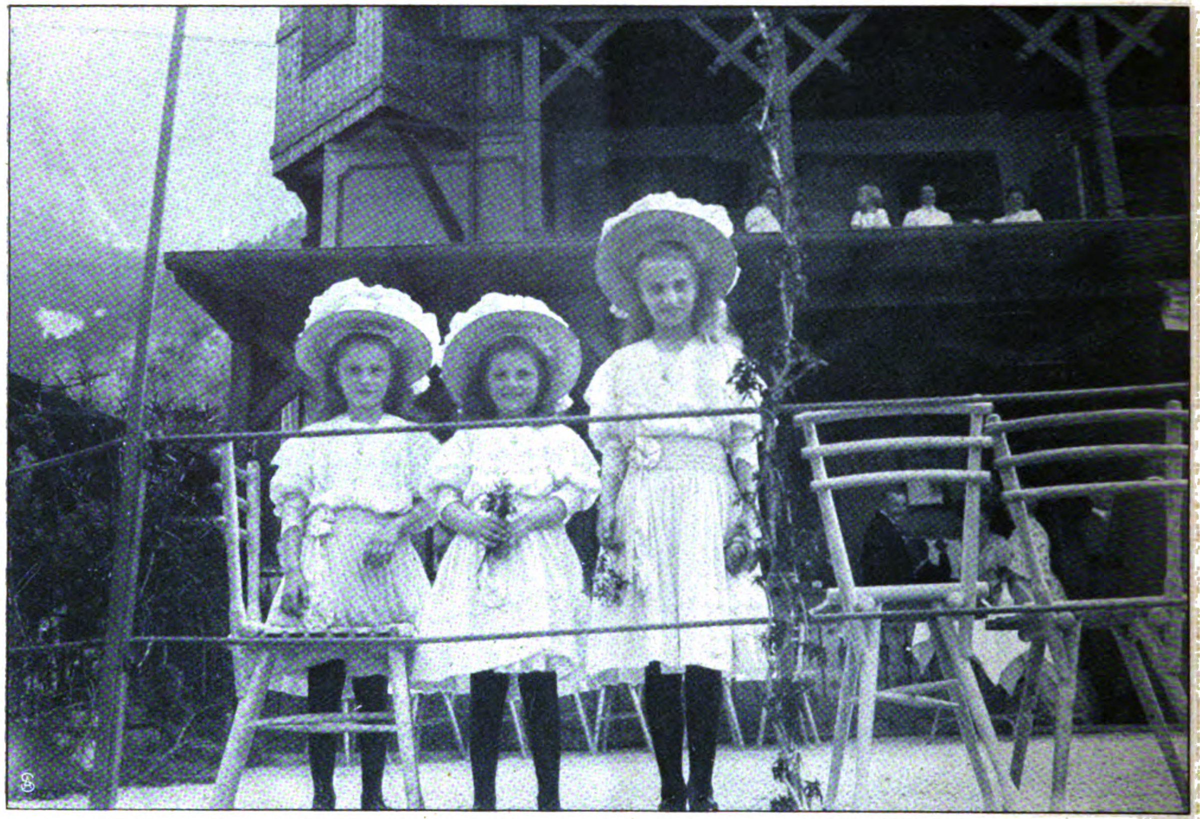
Oberes Bild: Artillerie im Gefecht.

Vom Kriegsschauplatz bei Melilla: Abführung eines gefangenen Kabylen. Phot. Worlds Graphic Preß.

Spaniens Kämpfe gegen die marokkanischen Rifkabylen.

Der weiße Riesenvogel über dem Schillerplatz. (Phot. Junior.) — Oben: Abschiedsgruß des Grafen an die Frankfurter. (Hofphot. Hoffschild.)

Das für Köln bestimmte Luftschiff „Zeppelin II" in Frankfurt a. M.



Auf der Terrasse des Hotels Salegg: Prinzessin Maria Alix, Prinzessin Anna Pia, Prinzessin Margarete. Phot. Wilh. Müller.

Vom Sommeraufenthalt der sächsischen Königsfamilie in Seis in Tirol.



Das tragische Ende eines Volksfestes: Die Vogelwiese in Dresden nach der Brandkatastrophe.

Phot. W. Deutschmann.



Das Oberhaupt des schweizerischen Bundesrats.

Präsident Dr. Deucher auf der Heimarbeitausstellung in Zürich.

Spezialaufnahme von A. Krenn.



Lilian Nordicas, der amerikanischen Primadonna, vierte Ehe:

Mme. Nordica begibt sich zur Trauung. Nebenstehend: Mr. George Washington Young, der neue Gatte.

Phot. Park.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

1. Fortsetzung.

Ottilie Frank feierte ihren achtundvierzigsten Geburtstag.

Und sie feierte diesmal wirklich, denn es traf sich, daß es ein Sonntag war.

Von Frank Nehls war eine Depesche gekommen: „Herzlichen Glückwunsch zum heutigen Tage" und von Pieps einige glatte, freundliche Zeilen auf parfümiertem, goldgerändertem Karton, in steiler, großer Schrift: „Liebe Tante! Mama und ich sind leider heute verhindert, Dich zu besuchen, da wir den Sonntag nicht außer Haus verbringen können, wie du ja weißt. Empfange mit diesen Blumen unsere herzlichsten Glückwünsche. Deine Nichte Josepha."

Auf dem runden Tisch stand ein kostbares Blumenarrangement, wie es wohl gastierende Sängerinnen bekommen.

Er nahm sich seltsam aus in der mehr als einfachen Umgebung, zwischen den verschossenen grünen Samtstühlen und den blankgeriebenen, aber rissigen Nußbaummöbeln.

Die ganze Einrichtung stammte noch aus Westpreußen, aus jener Zeit, da der Lederhändler Frank in Dirschau die Nichte eines Fellhändlers, Margarete Ryckert, geheiratet hatte. Man nannte es eine Liebesheirat.

Aber als die vom Onkel versprochene Mitgift von zehntausend Mark nicht ausgezahlt und der junge Ehemann mit zweitausend Mark abgefunden wurde, da wandelte sich die Liebe beinahe in Haß.

Margarete war kein schwaches, zartes Dingchen, konnte schon einen Puff vertragen, aber die grollende Verachtung des Mannes, dem sie nichts in die Ehe mitgebracht als Sparsamkeit und Rechtschaffenheit, rieb sie auf. Im Geschäft ihres Onkels war sie tätig und umsichtig gewesen, leitete es später, als ihr Vetter noch im Knabenalter mit dem Wochenerlöse des Vaters durchgebrannt war, beinahe allein. Und ihr frisches, resolutes Wesen ersparte dem Oheim eine neue, bezahlte Kraft.

In der Ehe wurde sie zu einer Null degradiert. Frank stellte sich als den Betrogenen, den eingefangenen Gimpel hin, dessen Frau es zufrieden sein mußte, wenn er sie behielt. Ohne sich auch nur mit ihr zu beraten, siedelte er nach Berlin über. Die zweitausend Mark waren bald aufgebraucht, und die kleinen Geschäfte, mit denen Frank sich über Wasser hielt, mochten nicht immer ganz einwandfrei sein. Zweimal stand er vor dem Strafrichter. Wenn er auch beide Male freigesprochen wurde, so blieb doch immer etwas hängen — schon der Kreis dunkler Existenzen, der ihn umgab.

Einmal hatte er Glück, breitete selbstbewußt einige Tausendmarkscheine vor seiner Frau aus und stand auch im Gegensatz zu sonst offen Rede und Antwort, wie er zu dem Geld gekommen sei. Um diese Zeit übernahm er das kleine Ledergeschäft in der Neuen Grünstraße.

„In zehn Jahren mache ich den großen alten Firmen Konkurrenz", sagte er.

Und er behandelte seine Frau noch geringschätziger, weil sie ihm statt eines Jungen, der das Geschäft erben sollte, ein häßliches, schwarzes Mädchen geboren.

Als zwei Jahre später ein Sohn nachfolgte, da interessierte ihn das Geschäft mit seinem ruhigen, kleinen Gang nicht mehr. Er saß hinter dem Ladentisch und las populäre philosophische und pädagogische Traktätchen. Kam ein Kunde, rief er seine Frau aus dem angrenzenden Wohnzimmer zur Bedienung.

Bald verbrachte Margarete Frank den ganzen Tag im Laden, pries die hübschen Portemonnaies an und die billigen Täschchen, verkaufte mit nimmermüder Geduld Hundeleinen und Handkoffer und kochte in den Zwischenpausen auf einem Petroleumkocher ein hastig und sparsam bereitetes Essen.

Zwanzig Jahre nach der Geburt ihres Mädchens gab sie einem zweiten Sohne das Leben. Dann kränkelte sie noch einige Wochen und starb.

Jetzt trat der Vater in Aktion und wollte die Erziehung seines Ältesten leiten, denn er hielt sich nach der andauernden Lektüre und seinen praktischen Erfahrungen für befähigt genug, einen jungen Menschen zum Leben vorzubereiten.

Paul aber, der das Realgymnasium absolviert und bereits zwei Witze an die Fliegenden Blätter geschickt hatte, die angenommen und honoriert worden waren, fühlte sich den Erziehungsexperimenten des Vaters entwachsen. Es gab täglich Szenen und Krache, während deren sich der kleine Felix unter den Tisch flüchtete, an dem Ottilie, die sich zum Lehrerinnenexamen vorbereitete, mit in die Ohren gesteckten Daumen saß.

Oft endete es damit, daß Ottilie dem Vater in den erhobenen Arm fiel und den Bruder mit einem energischen: „Nun mach aber, daß du rauskommst!" aus dem Zimmer verwies. Dann weinte der Vater wehleidig, klagte über die „Zuchtlosigkeit seiner eigenen Kinder" und ging in das nächste Café, Billard zu spielen.

Nicht selten war es, daß Vater und Sohn sich im Café trafen, in verbissenem Schweigen zusammen heimkehrten und geräuschvoll ihr Zimmer aufsuchten. Dann wachte der kleine Felix, dessen Bettchen ganz nahe dem Bett seiner Schwester stand, wohl auf und flüsterte:

„Du . . . Tille . . . der liebe Paul is da . . . wird Vater hauen?"

„Nein, nein, Kind . . . schlaf nur!"

Und sie legte ihm die Hand beruhigend auf das braune, weiche Haar. — — —

Es waren keine freundlichen Bilder, die in dieser geburtstägigen Feierstimmung durch ihr Erinnern zogen. Und der Brief des jetzt siebenundzwanzigjährigen Felix, der



auf seinem Geschenk lag — einer Gesamtausgabe von Ibsens Werken — lockte nicht wie sonst ein Lächeln ruhiger Befriedigung auf ihre Lippen.

Beinahe widerwillig griff sie noch einmal nach den engbeschriebenen Seiten, überflog rasch die herzlichen Worte dankbarer Liebe, die ihr sonst immer so wohl getan, ihr ein Trost und eine Stütze waren in ihrem entsagungsreichen Leben, und las dann langsam, Satz für Satz erwägend, was den Kern des Schreibens bildete:

„... Du weißt nicht, liebe Tille, was ich in den acht Jahren, wo ich hier vom Lehrling zum Buchhalter avanciert bin, ausgestanden habe. Nur aus Liebe zu Dir habe ich mich gescheut, die kleine, sichere Stellung aufzugeben — um Dir nicht zur Last zu fallen, Du Arme! Nun habe ich mir aber einige hundert Mark erspart. Die sollen helfen, mir in Berlin eine Existenz zu schaffen. Vielleicht ist es Paul bei seinen großen Beziehungen möglich, mich irgendwo unterzubringen. Ich ertrage es nicht länger, hier in Glogau so abgeschnitten von der Welt zu leben, die mein Bruder mit dem Ruhm und Glanz seines Namens erfüllt. Manchmal ist mir, als lebten auch in mir Kräfte, die nur des günstigen Augenblickes harren, um mich aus meinem Nichts emporzuheben.

„Ich sehe, wie Du Dein böses Gesicht machst und mich wieder einen kleinen, dummen Jungen schiltst. Aber ich kann mir doch nicht helfen, Tille — ich bin durchdrungen davon, daß ich in der Musik etwas erreichen könnte, wenn ich die Möglichkeit hätte, mich auszubilden. Ich weiß, es geht nicht. Du hast es mir oft genug gesagt und geschrieben, hast mir oft genug die Notwendigkeit eines praktischen Berufs erklärt. Ich sträube mich auch nicht dagegen. Aber warum soll es mir versagt sein, statt hier in der Buchhandlung zu versauern, mich n e b e n meiner freudlosen Kulitätigkeit in Berlin an der großen, leuchtenden Sonne der Kunst zu wärmen? Ich verkomme hier in der nüchternen Alltäglichkeit, und so nervös bin ich schon geworden durch das stete Unterdrücken meiner lauten Sehnsucht, daß ich letzthin in einem Konzert zu weinen anfing und den Saal verlassen mußte.

„Und dann noch etwas, Tille! Mein Chef hat eine Tochter — ein liebes, nettes und so weit auch gebildetes Mädchen, mit dem ich sehr oft vierhändig spiele. Ich weiß, sie ist mir gut und wartet nur darauf, daß ich beim Vater um ihre Hand anhalte. Aber ich kann nicht — glaub mir — ich kann nicht! Ich müßte auf alles verzichten, auf jede Hoffnung, jemals hier herauszukommen. Eines schönen Tages würde ich einfach durchbrennen! Ich weiß, wie streng Du denkst, Tille, und ich gebe Dir mein Wort, daß ich dem Mädchen nie etwas bewußt in den Kopf gesetzt habe. Wenn ich in der völligen inneren Vereinsamung hier mich gerne mit ihr unterhielt und willig ihren Einladungen folgte, so kannst Du mir das nicht zum Vorwurf machen. Aber ehe eine Situation geschaffen wird, die nur einen Ausgang haben kann, muß ich von hier fort. Soll ich Paul nicht schreiben? Oder ist es besser, Du gehst selbst hin? Ich habe ihn so lange nicht gesehn und weiß nicht, wie er sich zu meinem Entschluß stellen wird.

„Vergangene Woche wurde hier sein ‚Falkenflug' zum erstenmal am Stadttheater gegeben. Ich klatschte mir die Hände wund, und die gute Alma Kurthe hatte Tränen in den Augen. Ich glaube, Herr Kurthe betrachtet Paul schon ein wenig wie zur Familie gehörig. In den Zwischenakten stellte er mich überall als den Bruder von Frank Nehls vor und ging umher wie ein Pfau. Am nächsten Tage ließ er zehn Bücher von Paul in die Auslage stellen. Den Kunden sagte er — auf mich zeigend —: „Das ist Frank Nehls' Bruder!" Schließlich bat ich ihn, das zu unterlassen, da es Paul vielleicht peinlich ist, wenn man weiß, daß sein Bruder Gehilfe in einer Buchhandlung in Glogau ist." . . .

Das Dienstmädchen, eine rotwangige, gutmütige Person, das für seine sechs Taler Lohn monatlich notdürftig kochte, fleißig wusch und die drei Zimmer der kleinen Wohnung in Ordnung hielt, trappste auf dicken, breiten Sohlen ins Zimmer und nahm mit seinen roten, geschwollenen Händen den Blumenkorb und die Ibsen-Werke vom Tisch. Dabei fiel einer der Bände zur Erde.

„Was machen Sie denn?!" fuhr Ottilie sie an, zum ersten Male unfreundlich, nervös.

„Na, ick muß doch's Essen auftragen!" kam es unbeabsichtigt grob zurück.

„Lassen Sie nur. Den Tisch decke ich selber."

Ottilie spürte, wie das Blut ihr langsam in die Schläfen stieg, ein unerklärliches Gefühl von Empörung sie übermannte. Ihr war plötzlich, als wäre ihr von jeher von allen Seiten immer nur eine grobe, wenn auch richtige Antwort gekommen. Und es schien ihr doch manchmal, daß sie sich nach einem weicheren, wärmeren Ton sehnte, in dem Rücksicht lag und Verstehen. Das dicke, ungefüge Mädchen machte sie oft recht ungeduldig.

Wenn sie ihr zum Ersten kündigte? Aber dann fiel ihr ein, wie Martha sie gepflegt hatte, als sie an einer Halsentzündung krank daniederlag, wie sie im Sommer, als Ottilie nach Salzungen hatte reisen müssen, das kleine Hauswesen schlecht und recht allein versehen und zu ihrer Rückkehr ein Transparent mit „Willkommen", umgeben von einem Eichenkranz, an der Entreetür befestigt hatte — und sie schwieg. Martha fühlte mit dem sicheren Instinkt ihrer Kaste das augenblickliche Übergewicht.

„Wenn Herr Frank wieder zu spät nach Hause kommt — ich kann nischt dafür. Heute hab ick Ausjang. Meine Freundin holt mir Punkte dreie ab."

Und da Ottilie nicht antwortete, fügte sie etwas versöhnlicher hinzu:

„Bei der Tante von meine Freundin soll ick mich zum Kaffee mit einem Herrn treffen, und abends jehn wir in den Schweizerjarten —"

„Ja. . . ja . . ."

Ottilie nickte zerstreut. An solchen Abenden kehrte Martha nicht vor zwei Uhr heim, und am nächsten Morgen mußte sie geweckt werden. Das Zimmer war dann kalt, der Kaffee kaum genießbar, der Vater schrie vergeblich nach seinen Stiefeln, kam in Hemdärmeln und auf Strümpfen aus seiner Stube, schimpfte über die verdammte Wirtschaft, riß sich beim Zerren an den Hosenträgern meist noch einen Knopf ab, den er dann wütend in eine Ecke des Zimmers warf, und Ottilie mußte noch in aller Eile den Knopf suchen, ihn annähen, dann — die schwarze Tasche mit den korrigierten Heften unter dem Arm — die Treppe hinunterrasen, glücklich, wenn sie die Elektrische an der Haltestelle abpaßte und nicht noch keuchend zu laufen brauchte.



Die kalte Winterluft legte sich ihr dabei jedesmal auf den Hals, und ihre Stimme klang oft so verschleiert, daß sie sich in der großen Klasse nur mit Mühe verständlich machen konnte.

Hatte sie ihre sechs Stunden gegeben, war sie wie gerädert, und ihr Organ versagte vollständig.

„Sie müßten einmal ein ganzes Jahr ausspannen“, hatte ihr der Arzt das letztemal gesagt.

Sie hatte ihn dabei angesehen, wie die Armen den Arzt ansehen, der ihnen Filetbraten und teure Weine verschreibt. Dann hatte sie sich kühler von dem Doktor verabschiedet als sonst und war nicht mehr zu ihm gegangen.

Prießnitzumschläge machen's auch, dachte sie sich und schlief Nacht für Nacht mit nassen Tüchern um den Hals.

„Na, jetzt kommt ja Herr Frank“, sagte das Mädchen und stellte geräuschvoll die Bierflasche auf den Tisch.

Der Vater trat ein, die an und für sich roten Wangen noch lebhafter gefärbt von dem kalten Novemberwind. Seine schmutziggrauen Haare lagen sardellenförmig um den spitzen, kahlen Schädel. Ein gestutzter, weißer Vollbart umrahmte das aufgeschwemmte Gesicht, gab ihm etwas Ehrwürdiges, lenkte ab von dem unsteten Geflacker der kleinen, dunklen Augen.

Eine breite Doublékette mit einem ebensolchen Medaillon, in dem er eine Haarlocke seiner verstorbenen Frau trug, von der er, seit sie tot war, nie anders sprach als „meine geliebte Frau“, zierte seine dunkelbraune Plüschweste. Er rieb sich vergnügt die Hände und schnopperte mit der Nase im Zimmer herum.

„Potztausend, Tille, du hast ja Blumen — das riecht wie im Treibhaus! Von wem? Wieso?“ ...

Er brach eine Narzisse ab und steckte sie sich in das Knopfloch, während Ottilie die Teller mit Suppe füllte.

„Von Pauls zum Geburtstag ...“

„Zum Geburtstag? ... Ja, ach, ach, ach ... Nein, wie konnte ich das bloß vergessen! Dein Geburtstag! Mein armes Kind! Mein gutes Kind! Sei deinem alten Vater nicht böse. ... Ich habe so viel Geschäftliches im Kopf, und das ist doch wichtiger, nicht wahr, Tille? ... Wenn wir erst in einer schönen Wohnung sein werden, mit zwei Dienstboten, und du nicht mehr in die Schule zu laufen brauchst — dann sollst du sehn, Tille, was dein Vater dir alles zum Geburtstag schenkt!“

Er löffelte geräuschvoll seine Suppe aus und zog dann seinen Schnurrbart ein.

„Wichtigkeit! Ein Blumenkorb! ... Es hätte sich gepaßt, daß die Josepha hergekommen wäre, wenn die Pauls schon zu vornehm sind! Tröste dich, mein Kind, es wird uns auch noch mal so gehn wie den Pauls!“

Die Pauls! Ein ständiger Groll. Neid und Ärger. Der Sohn, der den Vater verleugnete, wie ein Millionär lebte und weder Zeit noch Geld für seine Leute fand. Ein Undankbarer! Vor drei Jahren hatte er lumpige zehntausend Mark von ihm haben wollen für ein sicheres Geschäft, weil es ihm peinlich war, von dem Gelde der Tochter zu leben, weil er sich verpflichtet fühlte zu arbeiten, solange er gesunde Glieder hatte. Jawohl, so war er! Und diese kleine Summe hatte Paul ihm versagt, hatte ihn angesehn, als wenn er den Chimborasso von ihm verlangte, und hatte ihm dann auch noch durch einen Brief an Tille Unannehmlichkeiten bereitet. Feiner Sohn war das! Nicht einmal Billette schickte er zu seinen Premieren. Ottilie schlich sich heimlich ins Theater, auf einen von ihr bezahlten Platz. Zur dritten Vorstellung da durften sie gehen. Jawohl! ... Aber nicht etwa Loge! Gott bewahre! Zwei Plätze in der sechsten Reihe im Parkett, als wären sie wildfremde Leute.

Das Mädchen stellte den Schmorbraten auf den Tisch.

Frank schüttelte den Kopf:

„Heute zu deinem Geburtstag hättest du Gänsebraten bestellen sollen, mein Kind. Das gehört sich so. Ich will gar nicht davon sprechen, daß ich Gänsebraten gern esse, aber festliche Tage müssen festlich begangen werden im Kreise der Familie!“

„Ich habe meinen Geburtstag nie als Fest empfunden“, sagte Ottilie ruhig.

„Weil auch dir der Sinn für die Familie fehlt, mein Kind! Der Schwerpunkt wird nicht mehr ins Haus, sondern nach außen verlegt, das ist das Traurige! Wenn Pauls Familiensinn hätten, säßen sie hier und hätten eine Torte und Champagner mitgebracht, statt Blumen zu schicken wie 'ner Tänzerin!“

Und während er mit vollen Backen aß, wurde er immer ärgerlicher, schlug mit dem Besteck auf den Teller:

„Was bildet sich denn der Paul, der dumme Junge, ein? Je länger ich darüber nachdenke, desto empörter bin ich! Hast du ihm nicht seine Strümpfe gestopft und seine Hosen geflickt, wie er noch im Hause war? Hast du ihm nicht das Taschengeld für seine Kaffeehausbesuche zugesteckt? Hast du ihm nicht die Hebamme für seine Rumänin bezahlt? Hast du den noblen Herrschaften nicht Geld gepumpt, wenn auf ihren Silberschüsseln nichts zu essen dalag? Aber **die** trinken heute Sekt, wie jeden Tag, fressen Kaviar und Ananas, und wir müssen hier das trockene Schmorzeug 'runterwürgen! ... Na warte, mein Paulchen! Dir schreibe ich einen Brief, den du dir nicht hinter den Spiegel stecken wirst ...“

Mit zitternder Hand stürzte er das Glas Bier hinunter. Ottilie räusperte sich angestrengt. Denn ebenso wie die Kälte und Anstrengung legte sich ihr die Aufregung auf die Stimmbänder.

„Du wirst nicht schreiben, Papa“, sagte sie endlich fest und runzelte die Brauen. „Paul hat den Kopf voll mit eigenen Sorgen, und jetzt muß ich noch Felix' wegen an ihn herantreten. Felix kommt nämlich nach Berlin und rechnet sehr darauf, daß Paul ihm durch seine Beziehungen zu einer Stellung verhilft.“

Frank sprang auf. Er hatte trotz seiner achtundsechzig Jahre manchmal noch eine merkwürdige Elastizität der Bewegungen, und auch seine Augen funkelten noch jung aus dem rissigen, hochgeröteten Gesicht hervor.

„Was sagst du, Tille? Felix kommt nach Berlin? Mein guter, kleiner Felix? Und was will er hier anfangen, was denn, Tille?“

Er setzte sich neben die Tochter auf das verschossene, grüne Samtsofa und streichelte ihren Arm:

„Sag mir's doch, mein gutes Kind, was will er anfangen? Ein Geschäft, ja? Du weißt doch, Tille, ich hab Erfahrung. Da kann ich ihm so viel nützen! Ich kenne auch Leute, nicht so vornehme wie mein Herr Paul — aber auch nette Leute, die meinem Lieblingssohn beistehen wer-



den. Weißt du was, Tille? Die kleine Druckerei, von der ich dir sprach, die könnte Felix vielleicht übernehmen, wenn Paul ihm das Geld gibt. Mit mir zusammen, Tille, nicht? Damals hat sie zehntausend Mark gekostet. Jetzt kriegen wir sie für die Hälfte und noch weniger! Der nimmt sicher auch Wechsel in Zahlung . . ."

Ottilie verfärbte sich.

„Martha!" rief sie überlaut mit rauher Stimme.

Frank sprang ärgerlich auf.

„Man kann mit euch Frauenzimmern nie vernünftig reden!"

Lärmend und hastig stellte das Mädchen das Eßgeschirr aufeinander und warf das Tischtuch über die Schulter. Als sie wieder draußen war, hatte Ottilie sich so weit gefaßt, daß sie ohne merkliche Erregung sich wieder zum Vater wendete:

„Ich bitte dich nachdrücklichst, Papa, Felix seine Wege gehen zu lassen. Ich werde es nie zugeben, daß du gemeinsam mit ihm ein Geschäft übernimmst. Im übrigen sucht Felix eine sichere Stellung und will in seinen Mußestunden Musik studieren. Irgendwelche riskante Unternehmungen sind völlig ausgeschlossen."

Frank, mit hochrotem Kopf, rang nach Luft.

„So . . . wirklich?! Schade, daß du aus Felix keinen königlichen Beamten gemacht hast. Vielleicht auch bei der Post. . . . Die Beamten sind die einzigen, die kein riskantes Unternehmen haben. Aber ich sehe schon! Der Felix soll mir entfremdet werden, wie der Paul! Ja, ja, recht so — recht! Was bin ich denn auch? Ein alter Mann, der seiner Tochter zur Last fällt! Du kannst deinem Herrgott danken, Tille, daß ich Charakter habe, daß ich nicht ruhe und nicht raste, bis ich selbst wieder verdiene! Ich habe deine Mutter, meine geliebte Frau, ohne einen Heller Mitgift genommen, habe mich aus eigener Kraft von meiner kleinen Position in Dirschau bis zur Stellung eines Berliner Geschäftsinhabers durchgerungen, habe meinen drei Kindern eine Erziehung gegeben, die sie zu den angesehensten Stellungen vorbereitet hat; und nur weil ich einmal Pech gehabt habe mit einer verfehlten Spekulation — darum werde ich in die Ecke geschoben wie ein räudiger Hund? . . . Frage mal die großen Herren an der Börse, ob sie nicht alle mal falsch spekuliert haben! Frage mal einen Kaufmann, ob er nie einen Wechsel aus der Hand gegeben hat! Das wäre ja noch schöner! Und nun grade, meine liebe Tochter, werde ich dir beweisen, was ich noch kann! Und der Tag wird kommen, wo du mir dankbar die Hände küssen wirst — wenn nämlich der Staat dir keine Bettelpension in den kranken Rachen schmeißt, von der du nicht leben und nicht sterben kannst. Dann wirst du froh sein, wenn dein Vater dir Wohlleben und Sorglosigkeit geschaffen hat, und wirst anders denken von . . . von ‚riskanten Unternehmungen'!"

Der grollende Ton hatte sich in exaltierte Schwärmerei gewandelt, mit einem Unterton salbungsvoller Selbstzufriedenheit. Er roch wieder an den Blumen und sah die Bücher am Fuße des Korbes.

„Was ist das?" fragte er plötzlich ernüchtert.

„Ibsen. Von Felix . . ."

„So . . . so . . ."

Er hatte noch seine alte Lesewut. Jedes bedruckte Blättchen Papier reizte, wenn nicht seine Wißbegier, so doch seine Neugierde, und wenn nicht die, so doch das Verlangen, gelesen zu haben.

„Darf ich die Bücher in mein Zimmer nehmen, Tille? . . . Nur auf zwei Stündchen."

Er wartete die Antwort gar nicht ab, steckte die kleinen Bände mit geübtem Griff unter die Achselhöhle und schritt seiner Zimmertür zu.

„Sollte ich einschlafen, Tille, weckst du mich in zwei Stunden, nicht wahr? Ich habe eine geschäftliche Besprechung im Café!"

Ottilie stand abgewendet am Fenster und starrte in die bleigraue Luft, durch die schwere, vereinzelte Schneeflocken niederfielen auf den schmutzigen Brei der Straße. So wartete sie, bis der Vater die Tür hinter sich zugezogen hatte. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und nahm den Stoß Hefte vor.

Und sie korrigierte methodisch, aufmerksam, mit der peinlichen Genauigkeit der unnachsichtigen Lehrerin. Es waren zweiundfünfzig Hefte. Beim dreißigsten zündete sie die Lampe an. Beim vierzigsten verlor sie — ein nie dagewesener Fall — plötzlich die Geduld. Sie hätte all diese blauen Hefte ins Feuer werfen mögen und mit ihnen den Federhalter, an dessen stählerner Spitze, kleinen Blutstropfen gleich, die rote Tinte perlte.

Bald zwanzig Jahre eintöniger, freudloser Arbeit! . . .

Der Schulinspektor pries alljährlich die segensreiche Tätigkeit der Lehrerinnen in tönenden Worten. Das gehörte zum Schulprogramm wie das Gebet bei Beginn des Unterrichts. Nur die ganz jungen Lehrerinnen hatten bei solchen Reden Tränen der Rührung in den Augen, gingen den ganzen Tag in gehobener Stimmung herum, waren die darauf folgende Woche doppelt so freundlich zu den Kindern und fühlten sich als unentbehrlicher Kulturfaktor. Und für die waren die Reden berechnet.

Die „alten Jahrgänge" hörten kaum noch hin, hatten, fanden keine Beziehung zu sich selbst in den glatten Buchphrasen, blieben stumpf, teilnahmlos oder lächelten bitter in sich hinein.

Auch Ottilie hatte diese Wandlungen durchgemacht. Und sie glaubte, durch nichts mehr aus dem ruhigen und engen Rundgleise ihres Lebens gerüttelt zu werden.

Waren es die stark duftenden Blumen, die ihr die Nerven erregten? . . .

Es war ihr so ungewohnt eng und atembeklemmend zumute. Und ihr Stricheln und Streichen in den Schülerheften kam ihr so unsäglich sinnlos und albern vor. . . .

Von der Wanduhr schlug es in harten, kurzen Schlägen vier.

Sie erhob sich und ging in das Zimmer des Vaters. Er lag auf dem Bett und schnarchte. Zu seinen Füßen lag die verdrückte Zeitung, auf der Bettdecke verstreut der neue Ibsen, eine alte Revue, eine Zehnpfennigbroschüre, eine Reklamezuschrift.

„Ja . . . Tille . . . danke, mein gutes Kind . . ."

Er blickte sie schlaftrunken an, während sie Ordnung machte. Dann, als er munterer wurde, während er sich anzog, sprach er von dem angepriesenen Mittel gegen Haarausfall.

„Die Sache ist ganz einfach, Tille. Die Flasche kostet dem Produzenten vielleicht zwanzig Pfennig — er verkauft



sie für eine Mark. Nur die Reklame ist teuer. Mein Freund Nagler, mit dem ich mich jetzt treffe, hat auch eine fabelhafte Erfindung dieser Art gemacht. Eine Salbe, die jede Schnittwunde in wenigen Minuten zum Schließen bringt. Ich habe versprochen, ihm Geld zu beschaffen, um die Erfindung zu verwerten. Dann teilen wir den Gewinn. Siehst du, Tille, wenn wir die kleine Druckerei hätten — es wäre ein Millionengeschäft — Millionen, sage ich dir! Nur Druck und Porto, das kostet Geld; nur Druck und Porto . . ."

Früher rief Ottilie wohl: „Aber das ist ja alles Unsinn", und versuchte die Unsinnigkeit zu beweisen.

Jetzt ließ sie ihn reden. Half ihm in den Mantel, schob ihm das weiße Cachenez den Hals herauf und drängte ihn zur Entreetür hinaus.

Mochte er phantasieren. Es war ihm beinahe eine Beschäftigung, und die Tasse Kaffee, die das kostete, machte sie nicht ärmer.

Nun war sie ganz allein in ihrer stillen, einfachen Stube. Ruhig korrigierte sie die Hefte zu Ende und nahm dann die Zeitung vor.

Seitdem ihr Bruder Paul in der Öffentlichkeit stand, las sie die Kunstnotizen immer zuerst.

Und diesmal fand sie wieder eine frohe Nachricht:

„Wie wir erfahren, hat Frank Nehls sein soeben vollendetes Schauspiel ‚Dreikampf' Herrn von Enzlehn, dem Leiter des ‚Künstlerischen Theaters', vorgelesen. Das Werk wurde sofort zur Aufführung angenommen und wird bereits als eine der nächsten Novitäten in Szene gehn."

Die Spannung der letzten Stunde löste sich. Die Augen wurden ihr feucht, und eilig, als fürchte sie, etwas zu verpassen, schrieb sie nach Glogau, weicher und wärmer, als es sonst je ihre Art war.

Wenn Felix kommen wollte — nun gut. Sie würde bei Paul sein Anwalt sein. Nötigenfalls und zum erstenmal ihn bei der Dankbarkeit für sie fassen. Sie wollte Felix nicht in Zwiespalt bringen, durch Verharren auf einem Standpunkt, der sie dem Leben gegenüber feige gemacht. Er war jung, er fühlte sich stark — er hatte sein eigenes Sein und Werden zu vertreten.

Und sie fügte beinahe verschämt, in kleinen, flüchtigen Buchstaben hinzu: „Mein Leben wird ja auch reicher, wenn ich dich da habe."

* * *

Frau Mara konstatierte, daß die Stimmung im Hause seit einiger Zeit unerträglich wäre. Sie klagte überhaupt gern, aber diesmal hatte sie gewiß mehr Berechtigung als sonst. Die Tischzeit wurde nie pünktlich von ihrem Manne innegehalten — an Wochentagen speiste man um drei Uhr — und wenn er dann mit einer Verspätung von oft zwei Stunden kam und alles verdorben war oder in Eile ein neuer Gang, einfach zubereitet, als Ersatz serviert wurde, gab es Szenen, unbekümmert um den Diener, der mit unbeweglichem Gesicht den Teller wechselte.

Frau Mara schlug vor, von jetzt ab — solange die Proben dauerten — immer um fünf Uhr zu speisen.

Frank Nehls schrie:

„Kümmere dich nicht um das, was du nicht verstehst. Die Proben dauern offiziell überhaupt nur bis zwei. Wenn ich aber eine halbe Stunde noch von dem und jenem zurückgehalten werde, so braucht mir nicht gleich ein Schlangenfraß vorgesetzt zu werden. Den Chauffeur treibe ich schon so zur Eile an, daß ich mir bald eine Polizeistrafe zu ziehn werde."

„Dann solltest du im Restaurant essen so lange", wagte Frau Mara zu bemerken.

Aber da wurde er ganz wild. Dazu halte er nicht ein Dutzend Dienstboten und verbrauchte ein Geld wie Rothschild, um sich in der Garküche — in solchen Augenblicken war auch das feinste Restaurant nur „Garküche" — den Magen zu verrenken.

Pieps muckste nicht.

Die Ellbogen eng an den feingeschweiften Oberkörper gepreßt, zerlegte sie mit anatomischer Unfehlbarkeit den Poulardenflügel oder schälte ihre auf die Gabel gespießte Birne mit einem silbernen Messerchen, das sie in beinahe zeichnerischen Linien leicht die Frucht entlang führte. Es lag wie eine Wolke unnahbarer Vornehmheit um sie.

Frau Mara schalt sie herzlos, wenn sie endlich mit ihr allein blieb, und weinte mit krampfhaft verzogenem Mund. Die salzigen Tränen fraßen Streifen in die gepuderten Wangen, röteten die schweren Augenlider, schwellten die noch immer üppigen Lippen zu Wülsten auf.

Sie sah häßlich aus, wenn sie weinte, wußte es, regte sich darüber auf, wurde noch ärgerlicher und verzweifelter und löste ihren Kummer in heftige Beschuldigungen aus.

„Du sitzt immer dabei und sperrst den Mund nit auf! Du könntest doch auch mal was sagen! Wenn man denkt, was andere Mütter an ihren Töchtern für eine Stütze haben! Aber dir ist's natürlich ganz egal, Papa könnte mich totschlagen — du würdest auch ruhig deine Trauben dabei essen!"

Pieps hatte ein nachsichtiges Lächeln:

„Wie kannst du nur so übertreiben, Mama!"

Aber Frau Mara redete sich immer mehr in Zorn und Empörung hinein. So viel hatte sie bei ihrem Manne gelernt.

„Jetzt spricht das Mädel von Übertreiben! Ja, zu wem redst du denn? Bin ich deine Mutter oder nicht??!"

Sie verfiel dabei in eine merkwürdig gewöhnliche Intonation und in den österreichischen Dialekt ihrer Jugendjahre.

Pieps' Augenbrauen zuckten wie von verhaltenem psychischem Schmerz.

In solchen Augenblicken entging Frau Mara aber auch nicht die leiseste Bewegung, und alles wurde ihr zum Vorwand neuer Ausbrüche. Sie konnte dann beißend sarkastisch werden, aber der Ton paßte wenig zu ihrem verquollenen Gesicht, zu ihrem vor Aufregung wogenden Busen.

„Bist schon wieder Prinzessin . . . ja? I' kann's ja selber nit verstehn, daß du mit einer so ordinären Person, wie's deine Mutter ist, verkehrst! Mußt eben entschuldigen, Fräulein Josepha, daß i no auf der Welt bin. Sei beruhigt — auf die Art leb' ich eh' nit lang . . ."

Pieps stand auf, legte ihre beiden schlanken, kühlen Hände um den Kopf.

„Mamali, geh, seit g'scheit. Was soll ich denn machen? Papa verträgt doch keinen Widerspruch, du weißt ja . . ."



Und es lag in ihrer Stimme ein solcher Reiz, von ihrem blumig duftenden, kühlen Persönchen ging eine solche unwiderstehliche Macht aus, daß die Mutter die schlanken, feinen Hände zu ihrem Munde zog und die erhitzte, feuchte Wange in sie hineinlegte.

„Schau, Pieps, damit hättest du anfangen sollen! Auf mich mußt du auch a bissel Rücksicht nehmen. Ich hab' auch meine Sorgen. Heute sind schon fünf Rechnungen gekommen — ich kann die Leute ja doch nicht zu Papa auf die Probe schicken. Verleugnen hab' ich mich schon zehnmal lassen . . ."

„Zahl' doch, was du kannst, Papa gibt's dir wieder, wenn er erst mehr Ruhe hat."

„Das ist noch gar nicht gesagt! Letzthin hab' ich auch die Weinrechnung gezahlt — an die fünfhundert Mark. Dreimal hab' ich dem Papa gesagt: ‚Paul — du mußt mir das Geld für den Wein wiedergeben, es ist ausgemacht, daß du den Wein zahlst' — dann habe ich ihm endlich die quittierte Rechnung auf den Schreibtisch gelegt — am Abend hab' ich sie zusammengeballt im Papierkorb g'funden. Aber's Geld hab' ich nicht wiedergekriegt. . . . Jetzt zahl' ich so was einfach nicht! Zu was soll i denn bei meinem eigenen Manne betteln? . . ."

Im Grunde löste sich alles im Klagen um Geld auf; was nachkam, war mehr gedankenloses Geplapper: das Jammern über Frank Nehls' häufige Abwesenheit von Hause, sein Kartenspielen im Klub, die einsamen Abende in der Riesenwohnung, die plötzlichen großen Dineransagen — „wie aus der Pistole geschossen" — wobei immer alles „parat" sein mußte, und . . . „na, und noch vieles" . . .

Dabei flossen die Tränen wieder reichlicher, bis Pieps kurz entschlossen die Mutter umfing und in ihr Schlafzimmer brachte.

„Ja, Pieps, ich leg' mich 'n bissel nieder — du hast recht. Und abends, wenn Papa nicht da ist, mach' ich mir's gemütlich, zieh' mir einen Schlafrock an, lass' den Tee in meinem Boudoir servieren, wir rauchen bissel, sehen die neuen Modejournale durch, und ich leg' dir Patiencen auf, willst du? Gestern hab' ich wieder eine neue aus dem Buch gelernt, eine ganz raffinierte — mit vier Spielen."

Pieps wußte genau, daß es nur eine Enttäuschung für die Mutter bedeuten würde, wenn der Papa zu Hause blieb. Und darum nahm sie die Klagen nicht ernst, half der Mutter mit geschickten Griffen aus dem eleganten Kleide, warf ihr eine hübsche, spitzenbesetzte Matinee um und deckte die seidene Decke über sie:

„Schlaf, Mamali."

Sie küßte sie auf die Stirn, mit jenem nachsichtigen Lächeln, das Frau Mara wieder in helle Empörung versetzt hätte, wenn sie es gesehen.

Aber die hörte nur die ungewöhnlich süße Stimme, fühlte die frischen Lippen wie einen Hauch über ihr verweintes, heißes Gesicht streichen und schloß die brennenden Augen.

Heute hatte es wieder einmal so eine unerquickliche Szene gegeben, und Pieps, deren äußerer Gelassenheit man kaum eine Teilnahme anmerkte, litt Qualen bei den ungerechten, maßlosen Worten des Vaters. Sie litt um ihn.

Sie fühlte mit jedem zuckenden Nerv die wahnsinnige Erregung, in der sich der Vater befand.

Er war vor jeder Premiere aufgeregt, reizbar und ungerecht. Nie hatte sie ihn so gesehn wie diesmal. Und die Proben hatten kaum angefangen. . . .

Frau Mara wartete nicht ab, bis Pieps sie in ihr Zimmer brachte. Kaum war ihr Mann aus dem Speisezimmer gelaufen, erhob sie sich — diesmal trockenen Auges — und schritt würdevoll zur entgegengesetzten Tür hinaus. Auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um:

„Josepha, du wirst dann an den Sanitätsrat telephonieren. Dein Vater bedarf dringend eines Arztes."

Sie sprach sehr hochdeutsch, wie immer in den „großen Momenten", und es klang unnatürlich, wie das Theaterdeutsch der Wiener Volkssänger.

Pieps gab keine Antwort.

Sie nippte von ihrem gewässerten Rotwein, um die trockenen Lippen zu netzen, dann preßte sie die schmale Stirn zwischen zwei Finger der rechten Hand, so fest, daß die Abdrücke in weißen Rundflecken noch sichtbar waren, als der Diener eintrat, die halbvollen Schüsseln abservierte, das Tischtuch abfegte und die schwere, silberne Obstschale hinstellte.

„Wo befehlen gnädiges Fräulein den Kaffee?"

„Hierher . . ."

Automatenhaft griff sie nach einer Traube. Die lauernden Blicke der Dienerschaft waren ihr wie Peitschenhiebe, aber ihr feines, blasses Gesicht sah noch hochmütiger und eisiger drein als sonst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sicherheit der Reisenden an Bord deutscher Passagierdampfer.

Von Otto Hellmuth Langen.

Mit der zunehmenden Größe und Schnelligkeit unserer Passagierdampfer, mit dem stetig steigenden Schiffsverkehr steigen auch die Gefahren, denen die Reisenden an Bord der Schiffe ausgesetzt sind. Um die Menschen hinauszulocken auf die hohe See, um ihnen das Leben an Bord so angenehm wie eben möglich zu gestalten, müssen diese Gefahren und Unannehmlichkeiten beseitigt werden. Gesetzgebung und Erfindungsgeist haben sich auf diesem Gebiet versucht und vieles erreicht, so daß manche Landratte, hat sie einmal Einsicht in alle diese Vorschriften genommen und die Apparate kennen gelernt, mit denen ihr kostbares Leben vor den Tücken der See geschützt werden soll, sich leichten Herzens entschließt, den schwanken Schiffsboden zu betreten, um sich einmal für kurze Zeit dem süßen Nichtstun hinzugeben.

Das Reichsamt des Innern hat die Seeberufsgenossenschaft, eine Organisation ähnlich der der industriellen Berufsgenossenschaften, mit der Aufstellung von Unfallverhütungsvorschriften betraut und ihr das Recht der Kontrolle über die Ausführung und die strafrechtliche Verfolgung bei Umgehung ihrer Vorschriften



zugestanden. Schon der Werft, die einen Passagierdampfer baut, und auch ihren Lieferanten machen diese Vorschriften viel Arbeit und oft nicht minder Kosten. Eisen und Stahl werden geprüft, ob sie den Beanspruchungen im Seegang gewachsen sind. Von jeder Serie Material wird eine Probe gebogen und gezogen. Erfüllt diese die gestellten Anforderungen nicht, so wird nach einer zweiten ungünstig ausgefallenen Prüfung das Material verworfen. Die für gut befundenen Platten und Profile werden gestempelt, und nur gestempeltes Material darf der Schiffbauer verwenden. Vor allem richtet der die Prüfung beaufsichtigende Ingenieur sein Augenmerk auf Anker und Ketten. Da von der Beschaffenheit dieser Schiffsfesseln sehr oft Menschenleben abhängig sind, stellt man hohe Anforderungen an sie und quält sie nach allen Regeln der Folterkunst. Auf besonderen Maschinen werden sie gereckt, um ihre gute Qualität zu beweisen. Die Stahlgußanker läßt man aus einer Höhe von 4½ Meter auf eine eiserne Unterlage fallen; gibt nach dieser Fallprobe der Schlag mit einem schweren Hammer gegen ihn einen reinen Klang, dann ist der Guß „gesund", der Anker gebrauchsfähig.

So kontrolliert ein Vertreter der Aufsichtsbehörde das Material, und wieder ein anderer sorgt für eine sinngemäße Konstruktion des Schiffes, die den allgemeinen Gesetzen der Mechanik entspricht. Das Schiff muß durch wasserdichte Schotten in eine seinen Dimensionen entsprechende Anzahl von wasserdichten Abteilungen geteilt werden. Für Passagierdampfer gilt die Forderung, daß, selbst wenn zwei benachbarte Abteilungen voll laufen, das Schiff schwimmfähig bleibt. Diese Vorschrift wurde nach dem Untergang des Schnelldampfers „Elbe" in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eingeführt. Die „Elbe" wäre zweifellos, wenn nach dieser Vorschrift gebaut, eine Zeitlang schwimmfähig geblieben und hätte nicht so viel Menschen mit in die Tiefen genommen.

Auch der Freibord, die Höhe des obersten durchlaufenden Decks über Wasser, wird von der Seeberufsgenossenschaft festgesetzt. Im Winter muß er größer sein als im Sommer, damit das Schiff den Winterstürmen besser Trotz bieten kann. Von der Richtigkeit des Tiefgangs seines Schiffes kann sich der Reisende selbst überzeugen. An der Schiffswand ist in der Mitte der Schiffslänge die Tieflademarke angebracht. Sie besteht aus einem Kreis und drei 25 Millimeter dicken Farbstrichen, die mit den Buchstaben FW (Frischwasserfreibord), S (Sommerfreibord) und W (Winterfreibord) bezeichnet sind. Die Tieflademarke wurde zuerst in England eingeführt. Der Kapitän mußte durch sie dem Matrosen zu erkennen geben, bis wieweit er sein Schiff „wegzuladen" beabsichtigte. War dies dem Matrosen zu tief, also zu gefährlich, dann musterte er nicht auf diesem Schiff an.

Noch strenger sind die Vorschriften über die Ausrüstung des Schiffes und seine Bemannung. Selbstverständlich dürfen nur Seeleute mit der Führung und Bedienung des Schiffes betraut werden, die gesundheitlich und geistig dazu befähigt sind. Jeder Mann der Besatzung muß bei der Anmusterung auf Sehfähigkeit und Farbenblindheit untersucht werden, und zwar von Aerzten, die vom Genossenschaftsvorstand besonders dazu ermächtigt werden. Auch die Ausbildung, das Können und Wissen der Schiffsführer entsprechen der auf ihnen lastenden Verantwortung, die, wenn man bedenkt, daß der Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Kaiserin Augusta Viktoria" mit 4000 Menschen an Bord in See geht, wirklich nicht gering ist. Die Tatsachen beweisen täglich, daß die Schiffsführer den Anforderungen in jeder Beziehung gewachsen sind.

Von den Vorschriften über die Ausrüstung des Schiffes sind die über Boote, Lichterführung und Signalwesen besonders bemerkenswert. Die Boote sind in einer der Anzahl der Reisenden entsprechenden Menge vorhanden. Sie müssen mit Riemen, Segel, einem Wasserfaß, Petroleum für die Bootslaterne, Schwimmwesten, Raketen und ähnlichen notwendigen Gegenständen ausgerüstet bereit stehen. Vor der Abfahrt des Schiffs und in bestimmten Zeitabschnitten hat der Kapitän Bootsmanöver anzuordnen. Um das Boot selbst bei schwerem Seegang schwimmfähig zu erhalten, sind unter den Sitzen Luftkästen und an der Außenseite des Bootes ein Korkgürtel angebracht.

Genau so ins Detail gehend, sind die Vorschriften über die Lichter, die ein Schiff von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang zu führen hat, damit seine Fahrtrichtung für andere Schiffe zu erkennen ist. Auf Steuerbord, der rechten Schiffseite, brennt ein grünes Licht, auf Backbord, der linken, brennt ein rotes. Beide Lichter sind so angebracht, daß sie zusammen nur direkt von vorn, das grüne allein nur von rechts und das rote nur von Backbord zu sehen sind. Aus der Farbe des Lichts können demnach zwei sich begegnende Schiffe genau ihre gegenseitige Fahrtrichtung feststellen. Wie die Schiffe einander auszuweichen haben, schreibt das internationale Wegerecht vor. Kann ein Kapitän aus irgendeinem Grund diesen Bestimmungen nicht nachkommen, so gibt er mit der Dampfpfeife Töne, die je nach ihrer Dauer und verschiedenartigen Aufeinanderfolge ihre bestimmte Bedeutung haben. Kommt das Schiff in Nebel, so muß es jede Minute einen fünf Sekunden lang dauernden Ton mit der Dampfpfeife geben. Aus der Deutlichkeit des Tones und der Richtung, aus der er kommt, ist der Ort des Schiffes annähernd bestimmt. Befindet sich das Schiff bei Nacht oder Nebel in Not, so gibt es Kanonenschüsse aus einer Kanone ab, die trotz entgegengesetzter Behauptungen englischer Blätter nur zum Abschießen von Böllerschüssen geeignet ist. Raketen- und Flammensignale mit internationaler Bedeutung rufen auch Hilfe herbei. Bei Tage signalisiert das Schiff mit Flaggen. Jeder Buchstabe hat eine besondere Flagge. Diese haben, einzeln oder zu mehreren gehißt, 20—30 000 verschiedene Bedeutungen. Die Flaggen N und C bedeuten: ich gebrauche Hilfe; P und T: ich wünsche einen Lotsen an Bord. Umfangreich sind auch die Vorschriften über Maschine und Kessel. Zum Schluß noch eine Vorschrift, die für den Reisenden, der den Schrecknissen der Seekrankheit anheimzufallen fürchtet, eine unbedingte Beruhigung in sich birgt. Sie lautet: „Jedes Schiff in atlantischer Fahrt muß mindestens 50 Kilogramm vegetabilisches oder animalisches Oel zur Beruhigung der Wellen an Bord haben."

Neben den gesetzgebenden Körperschaften haben sich in gleichem Maß Wissenschaft und Technik um die Sicherheit der Reisenden verdient gemacht.

Eine Erfindung, die eine stetig wachsende Rolle im Schiffahrtsbetrieb spielt, ist die drahtlose Telegraphie. Mit ihr kann das Schiff sich in einem Umkreis von nahezu 2000 Kilometer mit dem Land oder anderen Schiffen verständigen. Wie wichtig ein derartiger Ap-



parat für die Sicherheit der Reisenden ist, hat ein im März d. J. erfolgtes Schiffsunglück an der amerikanischen Küste bewiesen. Der englische Dampfer „Republic" war mit einem Schiff kollidiert und schwebte in großer Gefahr. Drahtlos telegraphierte er mit den Buchstaben C Q D (come quick, danger) um Hilfe. Vier Dampfer folgten dem Hilferuf. Dem deutschen Dampfer „Baltic" gelang es nach vieler Mühe — es herrschte dichter Nebel — die Passagiere der „Republic" in Sicherheit zu bringen. Daß außerdem die Telefunkenstation mit den Luxuskammern in Verbindung steht, der Reisende von seiner Koje aus sich mit den Seinen in der Heimat unterhalten kann, sei nebenbei erwähnt.

Ein anderer sinnreicher Apparat, der dem Schiff in Nebel in der Nähe gefährlicher Küsten als Wegweiser dienen kann, ist der Unterwasser-Schall-Apparat. Ein Leuchtturm wird mit einer elektrischen Glocke ausgerüstet, die unter der Wasseroberfläche verankert ist. Da das Wasser den Schall gut leitet, kann der Glockenton auf weite Entfernungen hin von einem an der Außenbordseite des Schiffes angebrachten Empfänger in ein Mikrophon zum Schiffsführer geleitet werden. Aus der Stärke des Schalles und der Richtung, aus der er tönt, kann der Kapitän auf den Ort seines Schiffes schließen. Für das tadellose Arbeiten der Unterwasser-Schall-Apparate spricht folgendes Vorkommnis: Der Schnelldampfer „Kaiser Wilhelm II." des Norddeutschen Lloyd konnte bei einer Einfahrt in die Wesermündung wegen dichten Nebels das Weserfeuerschiff nicht sichten. In einer Entfernung von 18,5 Kilometer vom Feuerschiff hörte er dessen Unterwasserglocke, es konnte der Kapitän also die Richtung der Wesermündung bestimmen. Erst nach einer weiteren Fahrt von 6 Kilometer hörte er das Nebelhorn des Feuerschiffes.

Eine Erfindung, die bei Schiffskollisionen wichtig ist, ist die automatische Schottschließvorrichtung. Die wasserdichten Schotten sind von Türen durchbrochen, die bei Unglücksfällen, wenn eben möglich, auf einmal geschlossen werden müssen. Dies ermöglicht die automatische Schottschließvorrichtung. Die Türen werden von der Kommandobrücke aus durch hydraulische oder elektrische Kraftübertragung geschlossen. Damit bei plötzlichem Schließen der Türen nicht Leute in einen Raum eingeschlossen werden, kann der Apparat wohl in Gang gebracht werden, doch schließt er die Türen erst, nachdem eine Notglocke ungefähr eine halbe Minute geklingelt hat.

Zur Befehlsübermittlung von der Kommandobrücke zum Maschinenraum dienen die Maschinentelegraphen. Eine besondere Rolle spielen diese bei der Einfahrt in enges Fahrwasser oder Häfen. Da hierbei außer mit dem Ruder auch mit den Schrauben gesteuert wird, muß die Maschine sehr oft umgesteuert werden; eine sichere, schnelle und kontrollierbare Befehlsübermittlung ist hierfür unbedingt erforderlich.

Zum Schluß noch eine Erfindung, die wohl zum Leidwesen manches Reisenden nicht verwertet werden kann. Ein findiger Kopf wollte den Speisesalon kardanisch aufhängen, so daß er die Schiffsschwingungen nicht ausführte. Dadurch würde dem armen Seekranken wenigstens während des Essens Ruhe geschafft. Leider war die Ausführung dieses Gedankens nicht möglich, sonst dürfte wohl das Glück eines Reisenden zur See vollkommen gewesen sein. Vielleicht freuen sich andere wiederum, daß die Idee nicht ausgeführt wurde, denn manchem macht die Seekrankheit viel Spaß, wenigstens wenn andere sie haben; denn die Schadenfreude ist immer noch die reinste Freude.

Zum siebzigsten Geburtstag des Herzogs Karl Theodor in Bayern.

Von Privatdozent Dr. Gustav Freytag, München.

Hierzu das Porträt auf S. 1365.

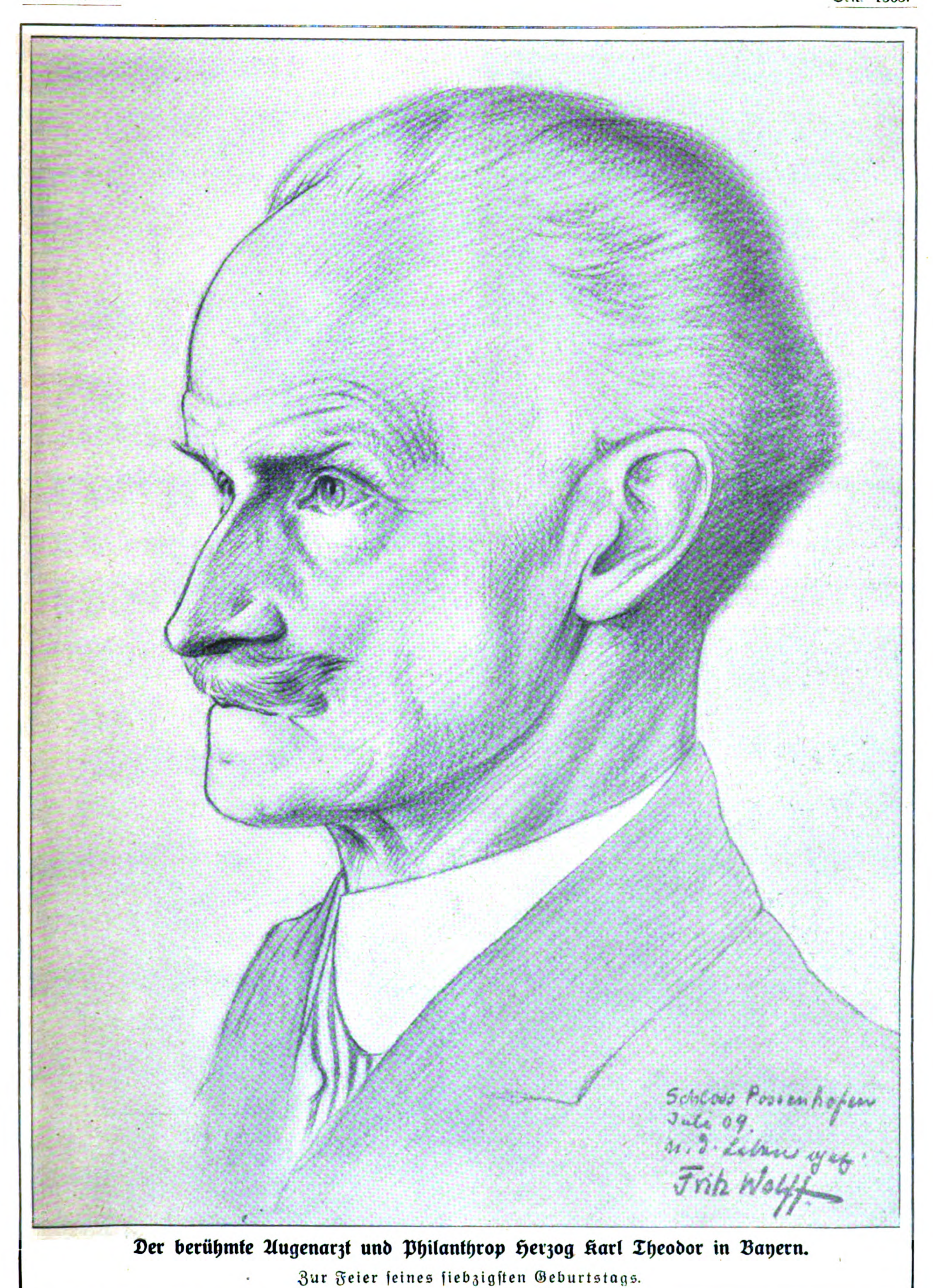
Am 9. August dieses Jahres vollendet Herzog Karl Theodor in Bayern, das Haupt der herzoglichen Linie des Hauses Wittelsbach, sein 70. Lebensjahr.

Jahrzehntelang war der hohe Herr als Augenarzt tätig und hat in seiner ausschließlich dem Gemeinwohl gewidmeten Anstalt unter andern weit über 5000 Staroperationen ausgeführt, so daß er sich eines weit über die Grenzen Bayerns hinausreichenden Rufs als Operateur erfreuen kann. Außer dieser praktischen Tätigkeit hat der Herzog auch eine wissenschaftliche ausgeübt, und es darf gesagt werden, daß das auf diesem in ganz besonderem Maße dem Urteile kompetenter Fachgelehrter unterworfenen Gebiet Geleistete keinerlei Vergleich zu scheuen hat. Es ist hier nicht der Ort, in eine nähere Besprechung der einzelnen Arbeiten des Herzogs einzutreten; nur so viel soll gesagt werden, daß sie alle einen hohen Grad von Sachlichkeit und Genauigkeit aufweisen, der manchem andern ein Vorbild sein kann, und daß sie schon deshalb erheblichen Wert besitzen. Namentlich gilt das von den größeren Arbeiten, den „Beiträgen zur Anatomie und Pathologie des Glaskörpers" (1879) und dem „Beitrag zur pathologischen Anatomie des Auges bei Nierenleiden" (1887), der sich durch sorgfältige mikroskopische Studien auszeichnet und noch heute für die betreffenden Fragen von Bedeutung ist.

In einer Zeit, die der Arbeit in einem bestimmten Fach eine so hohe Bewertung zuteil werden läßt, muß die Betätigung einer fürstlichen Persönlichkeit in einem bürgerlichen Beruf unsere ganz besondere Sympathie erwecken. Das gelegentlich wohl hörbare Wort, daß die Fürsten ihr Volk nicht verstünden, muß zum mindesten dem gegenüber verstummen, der in jahrzehntelanger Betätigung auf einem Felde, wo der Fürst als solcher gar nichts, der Mensch alles bedeutet, gezeigt hat, wie deutlich er den Pulsschlag unseres sozialen Lebens zu fühlen vermag. So haben wir als Bürger schon deshalb guten Grund, uns dem Herzog heute mit festlichen Gefühlen zu nahen und ihm unsere herzlichsten Glückwünsche darzubringen.

Sein ärztliches Wirken galt in erster Linie denen, die des Arztes am meisten bedürfen, nämlich den Armen. Und wer etwa geneigt sein sollte, in der von Herzog Karl geübten Tätigkeit eine gelegentliche Beeinträchtigung bestimmter Berufsinteressen zu finden, der möge das in erster Linie bedenken. In der Augenheilanstalt in der Nymphenburger Straße in München haben Tausende liebevolle Aufnahme und sorgsame ärztliche Be-





Der berühmte Augenarzt und Philanthrop Herzog Karl Theodor in Bayern.

Zur Feier seines siebzigsten Geburtstags.

handlung erfahren. Aus den entferntesten Gegenden Bayerns strömten die Leidenden herzu, um vom Herzog Linderung ihrer Schmerzen, Wiederherstellung ihrer geschädigten Sehkraft zu erlangen. So ist die Anstalt zu einer Quelle herzlicher Dankbarkeit, ehrfurchtsvoller Erinnerung für viele geworden. Das Bild, daß ein Mitglied königlichen Hauses, unterstützt von seiner Gemahlin, Tag für Tag an einem Werk der Humanität mit eigenen Händen arbeitet, hat von jedem Gesichtspunkt etwas Freundliches und muß uns mit hoher Achtung vor dem erfüllen, der seinem Volk auf diese Weise dient.

Mit gutem Recht betrachten wir den 70. Geburtstag eines Menschen als geeigneten Termin, um uns zu fragen: Was ist er der Menschheit gewesen? Warum feiern wir ihn?

Groß wird die Zahl derer sein, die dem verehrten Mitgliede ihres Königshauses, die ihrem Wohltäter am 9. August Huldigungen darzubringen sich rüsten. Möge Herzog Karl Theodor dessen versichert sein, daß die Glückwünsche, die ihm von nah und fern dargebracht werden, ehrliche sind und eine Anhänglichkeit zum Ausdruck bringen, die der hohe Herr sich durch sein menschenfreundliches und erfolgreiches Wirken in Tausenden von Seelen gesichert hat!

Ein Ausflug nach Finnland.

Von R. Frhr. von Behr. — Hierzu 9 Abbildungen.

Die kürzlich erfolgte Zusammenkunft des Kaisers mit Zar Nikolaus in den finnischen Schären hat wieder einmal die Aufmerksamkeit der Welt auf das Land gelenkt, das an der Peripherie europäischen Kulturlebens belegen, aber nichtsdestoweniger im Besitz eines eigen ausgeprägten geistigen und kulturellen Zentrums ist. Finnland ist für die meisten von uns sozusagen ein unaufgeschnittenes Buch, dessen Seiten uns die Geschichte eines Landes und die Geschicke eines Volkes predigen, das unserem Empfinden mindestens ebenso nahe stehen sollte wie das Leben so manches uns stammesverwandten Brudervolkes. Der Gang seiner wechselreichen Geschichte, seine germanische Kulturarbeit, die dem Land noch heute den Stempel aufdrückt, seine unter skandinavischer Herrschaft aufblühende Entwicklung und das unter russischem Zepter immer intensiver sich gestaltende Ringen um die kulturelle Eigenart, seine nordischen Dichter und Sänger, seine Literatur und Kunst und zu guter Letzt seine großartigen Naturschönheiten, sie alle reden eine deutliche Sprache über ein Land, von dem Z. Topelius, Finnlands großer Volkspoet, so schön sagt: „Es zeigt in seiner Entwicklung



Aus der Hauptstadt des „Landes der tausend Seen“: Die Esplanade in Helsingfors.

einen der geduldigsten und willensstärksten Siege der Menschheit über die Naturmächte, und es liefert in seinen geschichtlichen Schicksalen den Beweis dafür, was ein Volk ertragen kann, ohne sich selbst zu verlieren."

Seien wir aufrichtig, viele von uns holten sich bei Gelegenheit der Kaiserreise in die finnischen Gewässer noch einmal Rat aus dem Handatlas und vervollständigten wieder die ein wenig zusammengeschrumpften Schulkenntnisse über die geographische Lage dieses scheinbar weltentrückten Erdenwinkels.



Finnische Landschaft: Die Schären von Ramsösund.

Wie kommt es eigentlich, daß gerade der Deutsche, der sich doch sonst auf seine Bereitheit was zugute hält, noch in verhältnismäßig so geringer Zahl die gastlichen Gestade dieses herrlichen Landes aufsucht? Für den deutschen Touristen ist Finnland zur Befriedigung seiner auf Berg- und Wassersport, Jagd- und Fischfang gerichteten Neigungen scheinbar eigens geschaffen; die sprachlichen Hindernisse sind in den kultivierten Gegenden des Landes dadurch behoben, daß die Kenntnis des Deutschen bei jedem gebildeten Finnländer als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann; ein Paßzwang, wie er in den andern Ländern der russischen Krone gehandhabt wird, liegt nicht vor, und schließlich ist für vorzügliche Reiseverbindungen aus deutschen Häfen ausreichend gesorgt.

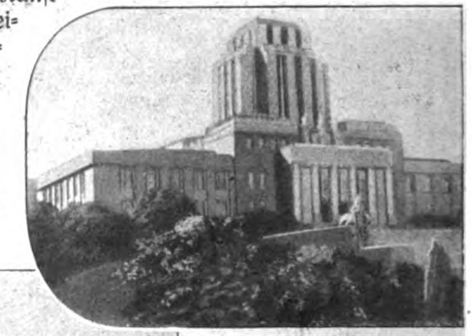
Mein Weg führte mich über Lübeck. Dadurch genoß ich nicht allein den Vorzug, einen halben Tag für die Besichtigung der alten Hansestadt und deren ehrwürdigen Schönheiten zu erübrigen, sondern — seit jeher ein Feind schaukelnder Seefahrten — hatte ich auch das Glück, mich und mein Leben einer Dampferlinie anzuvertrauen, die auf äußerst komfortabel und modern eingerichteten Schiffen die angenehme Eigentümlichkeit aufweist, ihre Fahrten unter dem Schutz der schwedischen Küste und der lang hingestreckten schwedischen Inseln so zu bewerkstelligen, daß auch die ärgste Landratte kaum Gelegenheit findet, eins der im Handkoffer wohl-



Blick auf die Hauptstadt Finnlands: Helsingfors. Am südlichen Hafen.

aufbewahrten Mittel gegen die Seekrankheit in Anwendung zu bringen. Auf dieser menschenfreundlichen Linie, deren Besitzerin die Helsingforser Dampfschiffahrtgesellschaft ist (Helsingfors Angfartygs Aktiebolag), in Lübeck vertreten durch die Firma Piehl und Fehling, gelangen wir in etwa fünfzigstündiger herrlicher Seefahrt, vorbei an Kalmar, der altertümlichen schwedischen Feste, an Wisby, den Inseln Oeland, Gotland und Dagö, der auf hohem Kreidefelsen ragenden alten deutschen Hansestadt Reval, in den Hafen von Helsingfors.

Ein Ausruf des Entzückens entfährt uns unwillkürlich in dem Moment, da unser Schiff die um Helsingfors gelagerte Inselfestung Sveaborg passiert und sich der Anblick der Stadt dem spähenden Auge öffnet. Ich weiß nicht, ob Alexander von Humboldt auf seinen Reisen bis Helsingfors vorgedrungen ist. Ich meine aber, er hätte sich hier, gleich wie beim Anblick von Stockholm, das er als das „Venedig des Nordens" bezeichnete, zum mindesten ebenso begeistert geäußert. Ich für meine Person möchte diesem Wunderwerk von Natur und Kunst den bescheidenen Namen eines finnischen Stockholm beilegen. Schon eine halbe Stunde vor der Ankunft genießen wir den Anblick der finnischen Schären. Ein malerisches, aus Fels und Wald bestehendes Eiland tritt an die Stelle des andern, eine herrliche Perspektive wechselt mit der nächsten. Die meisten von ihnen mit eleganten Villen bestanden, die dem besser situierten Städter als Sommeraufenthalt dienen. Bei untergehender Sonne, in der sich die mannigfachen Kuppeln und Türme von Finnlands Metropole spiegeln, passieren wir den Südhafen und legen am Marktplatz (Salutorget), im Zentrum der Stadt, an. Schwedische und finnische Laute klingen an



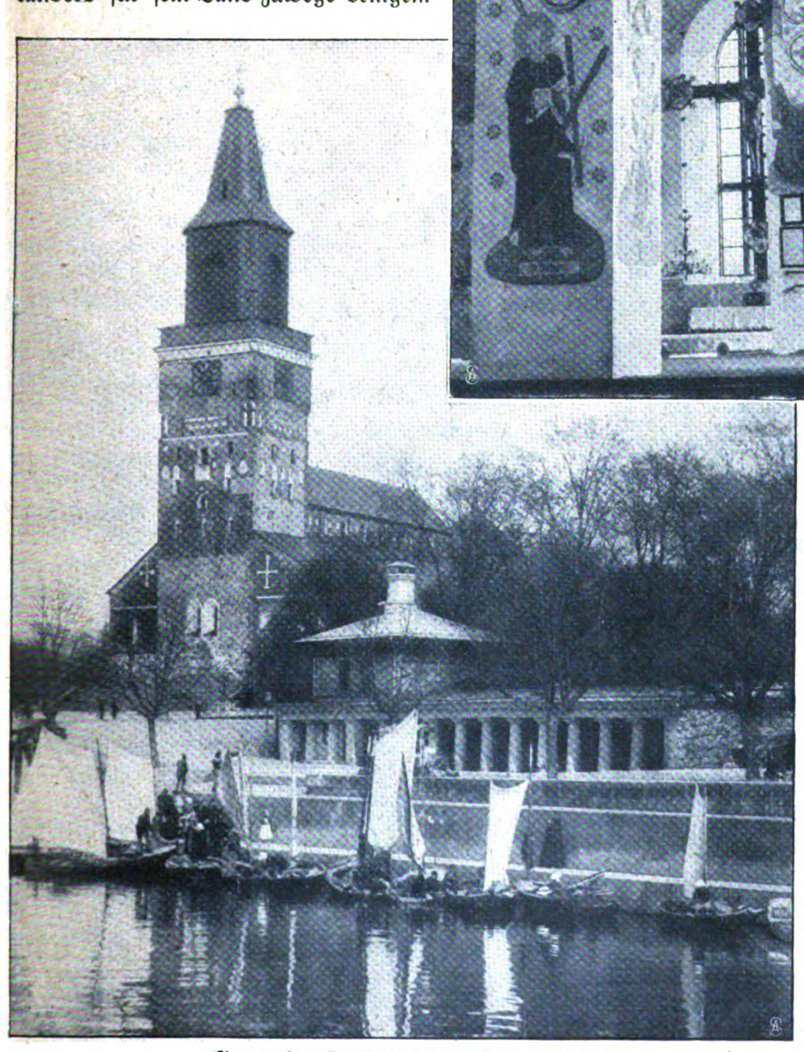


Das Ständehaus in Helsingfors. — In der Mitte: **Das projektierte neue Landtagshaus.**

unser Ohr: wir sind am Ziel unserer Reise und betreten das Land, das uns für ein paar Wochen mit echt nordischer, herzlicher Gastfreundschaft bei sich aufnimmt, um uns seine wunderbare Eigenart, seine herrlichen Naturschönheiten zu zeigen und uns in das Geistesleben seines Volkes einzuführen. Und von Stunde an bewundern wir, wohin uns auch unser Weg führt. Jahrhunderte zäher, harter Arbeit haben das Werk geschaffen, das wir hier anstaunen. Wie ist hier alles unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen entstanden, wie mühsam jeder Erfolg dem ursprünglich unwirtlichen Boden abgerungen! Heute aber ist Finnland ein Kulturstaat, in dem Industrie und Landwirtschaft in hoher Blüte stehen, Wissenschaft und Kunst eifrig gepflegt werden, Schule und Gesetz in hohem Ansehen stehn. Wir verstehen es: dieses Wunder der Kultur konnte nur grenzenlose Liebe und Verehrung des Finnländers für sein Land zuwege bringen.



Wandmalereien
in der Dorfkirche von Lojah.

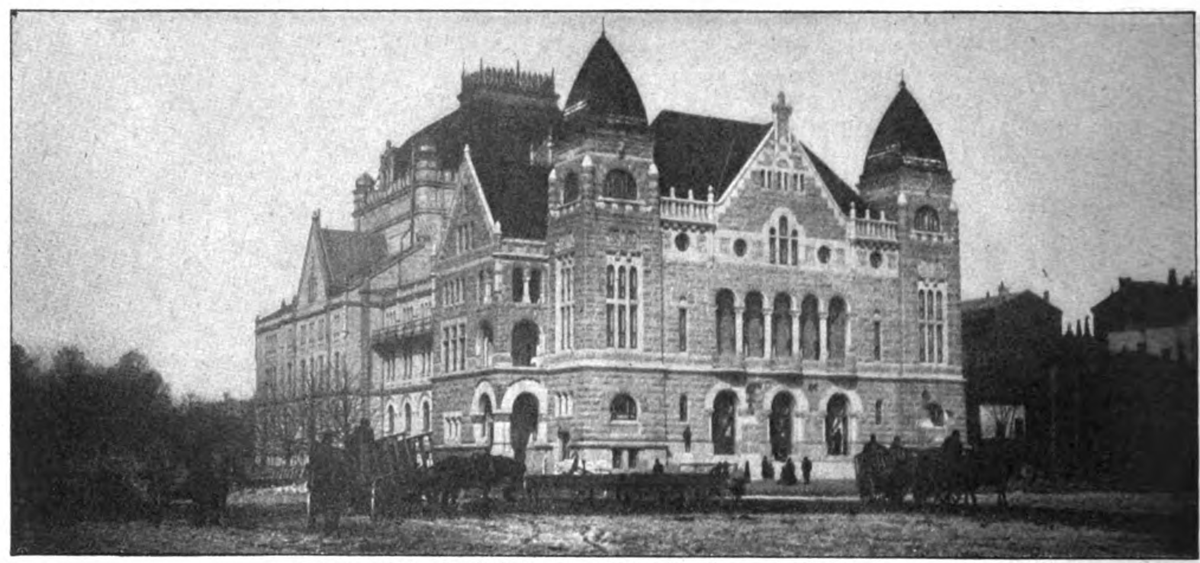


Ein uralter finnischer Bau: Der Dom in Abo.

Wohin wir uns auch wenden, westwärts oder ostwärts oder gar in den hohen Norden, überall singen uns Finnlands ewige Wälder, seine rauschenden Ströme und starrenden Felsen das Lied von den wechselnden Geschicken dieses anmutigen Fleckens Erde, von den Mühsalen und Kämpfen seines zähen, braven Volks und der fast sprichwörtlichen Anhänglichkeit an sein heißgeliebtes „Suomie“.

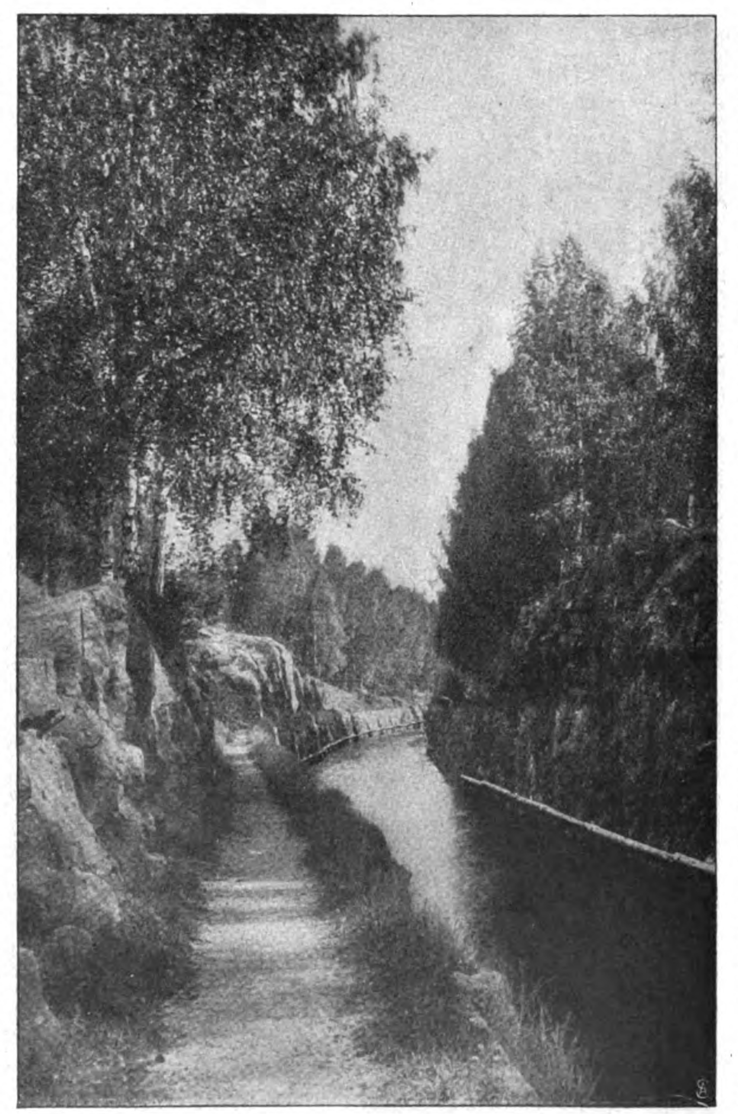
Ein vorzüglich organisierter Touristenverein mit seinem Hauptsitz in Helsingfors (Touristföreningens Byrå), der sich kürzlich durch Herausgabe eines deutschen Reisehandbuchs verdient gemacht hat, ist jederzeit bereit, dem Reisenden mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Der Liebenswürdigkeit des Touristenvereins verdankte ich während meines vierzehntägigen Verweilens



Eine nordische Kunststätte: Das Finnische Theater in Helsingfors.

in Finnland, Stadt und Land mit einer gewissen Systematik besichtigen und auf solche Weise gewiß mehr sehen zu können, als es sonst in einer verhältnismäßig so kurzen Zeitdauer möglich erscheint. Für eine Reihe von Tagen fesselte mich natürlich zuerst Helsingfors, diese moderne, mit den neusten Errungenschaften der Jetztzeit wunderbar ausgestattete Metropole des Landes. Hier treten einem finnländische Kultur und Geisteslelen sozusagen in am meisten verfeinerter Form entgegen. Kunst, Wissenschaft, geistliche und weltliche Institutionen des Staatslebens haben hier ihre Zentrale; hier ist der offizielle Pulsschlag des gesamten intellektuellen und gesellschaftlichen Organismus Finnlands. Hier auch der Ausgangspunkt aller Verbindungswege, die uns zu Wasser und zu Lande an alle die schönen Punkte führen, denen unser Ausflug gilt. Wir wenden uns zuerst den Schären



Landschaftsbild am Saima-Kanal.

zu, den Perlen Finnlands, um sie in mehrtägiger Dampferfahrt zu durchkreuzen, wobei wir an den schönsten Küstenstädten, wie Hongö, Abo, Wasa usw., halten, um von hier aus Touren in das Innere des Landes zu machen. Alsdann kehren wir nach vorzüglicher Bahnfahrt nach Helsingfors zurück und begeben uns in den Osten des Landes, nach Wiborg und die vielen anderen Ortschaften, die unser Reiseprogramm vorgesehen hat, um schließlich den Imatra, Europas größte Stromschnelle, und das herrliche Seengebiet des Saima zu erreichen, das uns mit seiner hinreißenden Schönheit lange zu fesseln vermag und den Abschied von Finnland so unendlich schwer werden läßt.

So sei denn jedem Deutschen, den es gleich mich in die weite Welt zieht, um ihre ewigen Wunder staunend zu betrachten, ein Ausflug in „das Land der tausend Seen" auf das wärmste ans Herz gelegt.

Abendstimmung.

Nun steigt wie ein verliebter Junge
Der Mond leis übers Scheunendach,
Und langsam wird in seinem Scheine
Jetzt eine Welt voll Wunder wach.

Im Traume regt sich das Geflügel,
Die Halfterkette klirrt im Stall —
Dann hört man an der Gartenhecke
Nur noch des Apfels dumpfen Fall.

Spukhaften Pyramiden gleichen
Der Tannen Schatten auf dem Sand.
Es ist, als ging ein fernes Schluchzen
Des Glückes durch das stille Land.

Paul Steinmüller.

Schlangenhaut?

Die Erzählung eines Mysteriums. Von Bodo Wildberg.

Zu wiederholten Malen begab es sich mit mir, daß ich an die Erscheinung irgendeines Menschen unbestimmte Befürchtungen, abergläubische Vorstellungen knüpfte — daß bei jeder Begegnung mit dem Betreffenden ein unüberwindliches Grauen mich anfiel, eine tiefe Angst sich meiner Seele bemächtigte. Zuweilen hat sich diese Empfindung als berechtigt und sehr wohl begründet ausgewiesen; oft aber hat es sich gezeigt, daß ich einem völlig ungefährlichen Wesen mit meiner Scheu und Furchtsamkeit bitteres Unrecht getan — einem armen Opfer ruchloser Lebensmächte, dem irgendein unverwischbares Erlebnis eine zitternde Angst vor den Unbegreiflichkeiten des Daseins und damit wider seinen Willen den Charakter des Unheimlichen aufgeprägt hatte.

So erging es mir auch mit einem Menschen, der mir wiederholt vom Gedränge und Getriebe der Leipziger- oder der Friedrichstraße entgegengestoßen worden war. Es war das ein kleiner, magerer Mann von unbestimmbarem Alter — manchmal mochte ich ihm vierzig, manchmal jedoch über sechzig Jahre zuschreiben — stets mit peinlicher, modischer Sorgfalt gekleidet und von blutloser, etwas gebückter und gleichsam ausgedörrter Gestalt. Sein Gesicht wirkte besonders unangenehm auf meine für Physiognomisches jederzeit überaus empfänglichen Nerven. Es hatte etwas Vermickertes, Mausartiges, erinnerte mich an irgendein indisches Nagetier, das ich im Zoologischen Garten beobachtet hatte. Die kleinen, schwarzen Augen blickten scheu umher, den schmallippigen Mund umflackerte ein freundliches, dabei etwas geckenhaftes Lächeln. Die Gesichtsfarbe des unliebsamen Herrn war gelblich, die Haut faltig, die Haare schwarz mit grauen Sprenkeln. Er trug einen kurzen, gut gehaltenen Schnurrbart. Als mich sein Blick zum erstenmal gestreift hatte, verlor ich mich in schwüle, tropische Urwaldphantasien und wurde beinahe von einem Radfahrer zu Boden geworfen. Das nächstemal geriet ich, nachdem mich die Rattenaugen des fremdartig ausschauenden Männchens in einem schnellen forschenden Seitenblick berührt hatten, nahezu unter die malmenden Räder eines Kraftwagens. Seitdem gilt mir die Begegnung mit ihm als unheilverkündend, und ich entwich mit besonderer Vorsicht den scheuen und doch scharfen Augen des Unbekannten, sobald ich seinen grauen Glockenrock im Menschengewühl auftauchen gesehen hatte.

Eines Abends jedoch wurde mir die Bekanntschaft des Fremden durch einen unabwendbaren Zufall aufgezwungen, und zugleich zerflatterte mein Aberglaube, verschwand meine unbestimmte ängstliche Besorgnis und ließ nur Mitleid und ein gewisses Grauen in meinem Herzen zurück. Es war nach dem Theater. Ein unerfreuliches Ausstattungstück hatte einen ermüdenden Abend ausgefüllt, und ich gedachte, vor dem Heimgehen noch eine Tasse Kaffee zu trinken. Irgendwo in der Leipziger Straße wußte ich einen Innenhof, der mit Tischen versehen, mit Blumenkörben geschmückt, mit junifrischen Linden überwölbt, im Zauber der Nacht einen behaglichen Aufenthalt zu bieten versprach. Man erreicht dieses Lokal durch einen langen, schmalen Hausgang. Ich war sehr enttäuscht, als ich die trauliche Stätte selbst zu so weit vorgerückter Stunde noch dicht von Menschen besiedelt fand. Nur ein einziges Tischchen war noch zur Hälfte frei; ein graugekleideter Herr saß dort, er bückte sich tief über eine Zeitung. „Ist's erlaubt?" Der Herr blickte auf — er war es, der Mann mit dem Gesicht des indischen Nagetiers! Der Mensch mit dem bösen Blick, wie ich ihn im stillen getauft hatte. Doch es war zu spät. Und seltsam genug, während ich meinen Mokka schlürfte, verlor sich allmählich das Unbehagen, das ich bisher stets beim Anblick des Grauen empfunden hatte. Eine Art Uebermut stachelte mich an, mit dem Gefürchteten ein Gespräch zu wagen. Er war sehr höflich, zeigte ein weltsicheres, artiges Benehmen. Wir sprachen über das Ausstattungstück, das ihm von einer früheren Vorstellung her bekannt war. Er äußerte sich, in einer saubern ausländischen Sprechweise, recht abfällig über die Inszenierung des Stückes. „Die Leute haben keine Ahnung von Sumatra! Keine Ahnung, sage ich Ihnen! Diese Flora! Und diese grundfalschen Farben der Kostüme! Und die Typen — mein Gott, wenn man das kennt —" Er hielt plötzlich inne, gerade als hätte ihn irgend etwas erschreckt . . .

„Sie sind wohl selbst dort gewesen?"

„Dort gewesen? — Und ob! Und ob! Kennen Sie die Halbinsel Bonaliva? O Gott! O Gott! Daß man immer wieder von diesen Geschichten anfängt — es wäre doch besser, alles zu vergessen. . . . Wollen Sie eine Zigarette, mein Herr?"

Er hielt mir ein Täschchen hin, das aus einem schön marmorierten, ganz eigentümlich schimmernden Leder gefertigt zu sein schien. Goldkäferbraune und rosiggraue Streifen oder vielmehr Flecken gaben ein wundervolles Muster. Mit weltmännisch gewinnendem Lächeln sprach der graue Tischnachbar: „Sie sind mir sympathisch — darum biete ich eine Zigarette aus dieser Tasche an, die mir ein heiliges und köstliches Andenken

verkörpert. Gewöhnliche Bekannte bekommen dieses Täschchen niemals zu Gesicht."

Ich nahm dankend an und fragte nach einer Weile, indes der graue Herr die Zigarrentasche, auf deren Leder er, wie mir scheinen wollte, heimlich einen Kuß gedrückt, sorgfältig in ein inneres, verschließbares Behältnis seines Rockes schob: „Wohl eine Erinnerung an Ihre Reisen? Ein — ein Liebesandenken, wie ich vermute?"

„Das ist es auch. Es ist ein Andenken an das süßeste, kostbarste Geschöpf, das ich je auf Erden gekannt — in der Tat, ein Teil von ihm — von ihr . . ."

„Wie?" fragte ich mit unmerklichem Schaudern, „ist es vielleicht aus — — Menschenhaut?"

„Nicht so eigentlich," erwiderte der Fremde, dessen Nagetiergesicht einen merkwürdig weichen und fast gemütvollen Ausdruck erhalten hatte, „nicht so ganz eigentlich, lieber Herr. Es ist aus der Haut einer Schlange gemacht. — Sie wissen wohl nicht, daß auf der Halbinsel Bonaliva die Verarbeitung von Schlangenhäuten unter europäischer Aufsicht mit großem Eifer und vielem Erfolg betrieben wird? Ach Gott! O Gott! Wenn ich nur wüßte, ob es wirklich Banta gewesen ist — die arme, süße, kleine, goldbraune Banta — oder nur eine Schlange — eine Schlange mit ungewöhnlich schöner Haut . . . Ach, wie diese Ungewißheit mich foltert!"

Er schien mit einem Male die Kühle der Nacht zu empfinden, knöpfte seinen Rock ganz fest zu — nachdem er noch einmal, wie mir schien, das rätselhaft flimmernde Portecigare aus der inneren Tasche genommen und mit einem raschen, ängstlichen Kuß bedacht hatte. Dabei entstieg der Schlangenhaut ein betäubender Duft, ein wenig an Moschus erinnernd, aber zugleich vermengt mit fremden und geheimnisschweren Tropengerüchen, die sich bebend in der frischen Berliner Nachtluft zu verflüchtigen schienen. Der Garten begann sich allmählich zu leeren. Mit etwas belegter und müder Stimme erzählte mein Gegenüber, was nun folgt:

„Also diese Schlangenhautindustrie war von einer europäischen Firma eingerichtet worden, und die Malaien fanden sich mit erstaunlicher Behendigkeit in die völlig modern durchgeführte Fabrikarbeit hinein. Es waren in früheren Zeiten öfters Aufstände unter diesen Wilden ausgebrochen, auch ist das Klima wahrhaft mörderisch... Aus den Küstenwäldern hauchen die Sümpfe Fieber, Wahnsinn, Tod . . . Wir waren ein paar junge, gesunde Kerls, wir Aufseher — tüchtige Kerls, die sich vor dem Teufel nicht fürchteten . . ."

Er warf einen Blick umher, bemerkte, daß die Nachbartische nunmehr unbesetzt waren, und fuhr in etwas lauterem Tone fort:

„Die sich vor dem Teufel nicht fürchteten. Und es gab dort Teufel genug — und vor allem einen Oberteufel — das war der von den Bonalivanern allgemein verehrte und noch allgemeiner gefürchtete Zauberer Antananiki."

Er hielt die Zigarette zierlich in der Linken und nahm eine möglichst nachlässige Haltung an — aber ich glaubte zu bemerken, daß die Hand zitterte, als er eifrig und vertraulich fortfuhr:

„So 'ne Art Medizinmann, wissen Sie — natürlich ein Scharlatan ersten Grades. Antananiki haßte mich von Anfang an — wahrscheinlich weil auch er für die reizende Banta eine heftige Leidenschaft nährte, die er mühsam unter einer pomphaften, ganz unausstehlichen Amtsmiene zu verbergen suchte. Aber nun muß ich Ihnen von Banta erzählen. Ein Feengeschöpf! Sie war so niedlich, so schlank und klug — gar nicht sehr dunkel von Haut, sag ich Ihnen — eher goldschimmernd."

Wieder schien ein nächtlicher Schauder ihn zu überfliegen. Doch faßte er sich schnell und schwärmte weiter von Banta.

„Sie war ein Halbblut — in der Tat, man hätte sie leicht für eine Südeuropäerin halten können. Doch es wäre mir allzu schmerzlich, näher bei diesen Schilderungen verweilen zu müssen! Nur eins sei hier betont: es war kein gewöhnliches Kolonistenverhältnis; ich betrachtete Banta als meine Braut, hatte die feste Absicht, das gelehrige Mädchen zur Gesittung emporzubilden und mich nach meiner Rückkehr in zivilisiertere Gegenden durch einen christlichen Priester mit ihr trauen zu lassen.

„Nun herrscht unter den Bewohnern der Halbinsel Bonaliva ein gar nichtswürdiger, schändlicher und verderblicher Aberglaube: sie halten es für möglich, daß bestimmte Menschen sich an einem gewissen Zeitpunkt in Tiere verwandeln können. Jeder hat dort ein ‚Stammtier', das ihm in irgendeiner Beziehung ähneln soll: die Verwandlungsbegabten nehmen dann die Gestalt ihres Stammtieres an. Antananiki sagte einmal höhnend zu mir: ‚Du willst es nicht glauben, Sahib, daß es Menschen gibt, die sich in der schwülen, gespenstigen Mittagzeit, wenn der Gerechte ruht oder schläft, oder in der unheilbrütenden Nacht in Tiergestalt verwandeln? Du selbst, Sahib, besitzest vielleicht diese Gabe; nur hat sie bei dir den fruchtbaren Boden noch nicht gefunden. Du ähnelst — verzeih mir, daß ich dir es sage — zuweilen einem „Baumschläfer". (Es ist dies ein Nagetier, eine Eichhornart, (Heterosciurus.) Soll ich dir helfen, dich in einen Baumschläfer zu wandeln, wenn du zu Bantas Kampong ungesehen hinschlüpfen möchtest?'

„Er zeigte beim grinsenden Verzerren seines dickbemalten Gesichts ein paar scheußliche, an die Hauer eines Hirschebers gemahnender Eckzähne.

„‚Dann bist du wohl zuweilen ein Eber, Antananiki?' entgegnete ich gereizt."

„Die Hauer entblößten sich noch deutlicher.

„‚Vielleicht, Sahib. So gut, wie die goldbraune Banta, diese Hexe, sich um die Mittagzeit als schimmernde Schlange in den Wäldern ringelt. Gib nur acht, daß sie dich nicht verschlucke! Diese Schlangen fressen die kleinen possierlichen Baumschläfer gar zu gerne.'

„Ich erhob meinen Bambus. Antananiki verschwand alsbald im Gehölz der Flußniederung — es knisterte und krachte durch das Unterholz, genau wie es die greulichen glatthäutigen Wildschweine tun, die jene giftschwülen Wälder bevölkern.

„Wenige Tage nach diesem Gespräch lag ich wie gewöhnlich um die Mittagzeit in meiner Hängematte. Sie vermögen sich von der lähmenden Gewalt, der quälenden, niederdrückenden Höllenglut des tropischen Mittags gewiß nicht die entfernteste Vorstellung zu machen! Das preßt den Hinterkopf zusammen, das verwirrt die Gedanken, mordet den Willen und alles Bessere im Menschen — es vergewaltigt seine Seele.

„Ich lag so, litt und dachte an die kleine Banta — schaute dabei mit halboffenen Augen in das dunstig-

grüne Dickicht — dort erschimmerte etwas — war's ein Chamäleon? Nein, es war etwas Größeres — es schob sich durch die glänzenden Blättermassen. Eine ziemlich große Schlange von besonders prächtiger Färbung, die von Goldkäferbraun in ein zartes Graurosa hineinspielte, hob züngelnd ihren Kopf . . .

„Ich hatte gar keine Zeit zu erschrecken — starrte nur so hin, verträumt willenlos, kaum noch neugierig: das Tier hatte so gar nichts Bösartiges an sich. Fast zutraulich nahte es meiner Schwelle. Da scholl durch den Wald ein wohlbekannter Laut. Es war der trabende Laufschritt jugendlicher Bonalivaner, die um diese Tageszeit, ohne sich durch die wahnsinnige Glut irgendwie gestört zu fühlen, paarweise auf die Schlangenjagd auszuziehen pflegen.

„Meine Besucherin schien aufzuhorchen — und ich hatte das Gefühl, ich müsse sie warnen, warnen — obwohl ich im Interesse des Geschäfts doch gerade diese ganz besonders kostbare Haut den Fängern nicht hätte entziehen dürfen!

„Ich wollte mich rühren — wollte sst! rufen — aber ich vermochte es nicht! Zu gleicher Zeit packte mich plötzlich die Empfindung, als ob ich kleiner würde. Mein Körper schien sich zusammenzuziehen, einzuschrumpfen. Und mit einem Mal bemächtigte sich meiner die Einbildung, ich sei ein Nager — ein Heterosciurus! Meine Glieder erstarrten im Krampf einer fürchterlichen Angst. Der Tritt der Häscher kam näher. ‚Ah ve lolo da gibai!' (‚Das ist ein schönes Stück!') rief singend der eine der Malaien seinem Kameraden zu. Die wundervolle Schlange hielt es nun für geraten, den Rückzug anzutreten. Aber sie hatte zu lange gezögert. Die beiden Barbaren sprangen auf sie zu — einer faßte sie am Hals, der andere in der Gegend des Schwanzes . . . sie wehrte sich wütend . . . vergebens! Hohnlachend trugen die kräftigen Burschen sie von dannen.

„Solange der Python noch jung ist — in einem Alter, das etwa der ersten Reife beim Menschen entspräche — haben die Malaien gar keine Furcht vor dieser Schlangenart. Sie ist ja nicht giftig, und zum Zerdrücken fehlt ihr noch die Kraft — außerdem sind die greulichen Kerle von unglaublicher Kühnheit und Gewandtheit.

„Der Fang vollzog sich vor meinen Augen wie die Phantasmagorie eines Traumes; dann überwältigten mich die wahnsinnigsten Kopfschmerzen, und endlich fiel ich in tiefe Bewußtlosigkeit zurück.

„Als ich erwachte, war es schon bald Abend. Ich hätte längst wieder in der Fabrik sein sollen. Meine erste Furcht war: Bist du auch noch — du? Bist du nicht etwa ein Baumschläfer? Denn ich hatte ja geträumt, ich sei ein Nagetier! Nein, ich war unverwandelt — aber mit lähmender Plötzlichkeit stürzte jetzt die Erinnerung an jene Schlangenjagd über mich, die ich beobachtet hatte — und noch furchtbarer schlugen mir zu gleicher Zeit die Worte des Zauberers Antananiki ins fiebernde Hirn; gellend schrie ich auf: Banta!

„Ich sprang in die Höhe und jagte nach dem Kampong ihrer Eltern. Man hatte sie seit dem Morgen nicht gesehen. Ich fragte überall im Dorf — man wußte nichts von ihr. Nur ein kleiner Knabe behauptete, er hätte Banta um die Mittagzeit nach dem Walde laufen sehen.

„Ich raste nach den Fabrikgebäuden hin. Mit einem würgenden Grausen näherte ich mich der widerwärtigen Stätte, an der die Schlangen abgehäutet werden. Man pflegt mit den armen Tieren nicht viel Federlesens zu machen. Ich sorgte stets dafür, daß man ihnen einen Schlag auf den Kopf gab, bevor die Prozedur des Häutens an ihnen vollzogen wurde.

„Wenige Schritte vor meinem Ziel erblickte ich mit einem Mal den Zauberer Antananiki, dessen höhnischer Hirscheberkopf aus gleißendem Laubwerk hervorlugte. Ich mußte ihn immer anschauen — anstarren — ja, ich vertiefte mich wider Willen in das feindselige Grinsen seiner tierischen Zähne.

„Und auf einmal fühlte ich mich festgewurzelt — ich konnte nicht vorwärts — ich stand so fest im Boden wie ein vieljähriger Baum.

„Eine eiserne Hand schien mich am Genick zu packen und mein Gesicht der Stelle zuzuwenden, an der die braunen Henker ihre Arbeit taten. Im Nu war so eine Schlange aus dem Korb gezogen — am Hals aufgehängt — jetzt baumelte sie von der straffgespannten Leine — der Kuli setzte das Messer an — die fleckige, feine Schlangenhaut schälte sich glatt herunter, und der wurmartige, blaßrote, oftmals noch zuckende Leib des Pythons flog zu Boden . . .

„Mehrere Schlangen sah ich so enthäuten — es schienen ganz gewöhnliche, braun und gelb oder grau und rostrot gefleckte — und ich begann aufzuatmen. Da holten die Henker ihr letztes Opfer aus dem Korb hervor . . . und ich erkannte die goldflimmernde Schlange, die mich im Mittagstraum besucht hatte — ich wollte vorstürzen — ein Halt! brüllen — ich glaube, daß der Schrei: Banta! Es ist Banta! völlig heiser, unverständlich, unhörbar aus meiner schmerzenden Kehle schnarrte . . . dann mußte ich es mitansehen — das unsagbar Gräßliche — doch verzeihen Sie, wenn ich hier abbreche — es überwältigt mich aufs neue — ich fürchte, den Verstand zu verlieren."

Sein Gesicht wurde klein und spitzig und erinnerte wiederum ganz besonders an das ängstlich äugende Gesicht jenes fremdländischen Nagers.

Er rief den Kellner und zahlte. Ich war so benommen von seinem schrecklichen Bericht, daß ich ihm nur die arme, fleischlose, gelbe Hand sehr fest und herzlich zu drücken vermochte.

Als er dann den Hut zum Abschied lüftete, sagte er noch: „Sie möchten gewiß erfahren, ob man denn gar keine Spur von — von Banta gefunden hat? Ach nein, nein — man hat nie mehr von ihr etwas gehört!" Seine Hand suchte die Stelle, an der die Zigarrentasche versteckt war. „O wüßte ich nur, ob es wirklich, wirklich sie gewesen! Es wäre mir ein Trost, zu wissen, daß sie der Zauberer ermordet — daß sie mir mit einem Landsmann davongelaufen — alles, alles andere eher als das — o, das Fürchterliche!" . . .

Ich sah ihm nach, wie er im Schein spärlicher Laternen durch die kleine Lindenreihe hinschritt und endlich in den schmalen Gang eintrat, der nach der Leipziger Straße führte. Seine Persönlichkeit hatte in dem verödeten Restaurationsgarten etwas zurückgelassen: ein Parfüm, fremd, erschreckend, wie von anderen, unwohnlicheren Sternen herabgeweht. Er schritt noch tiefer gebückt als sonst — seine Gestalt schien vollständig in sich zusammenzufallen — langsam schwankte, kroch er dahin unter der Bürde seiner gräßlichen, unverlöschbaren Erinnerungen.



Die französische Kunstausstellung zu Kassel.

Von H. Knackfuß. — Mit 9 Abbildungen.

Zum erstenmal ist in diesem Jahr der Gedanke in den führenden Kreisen der Pariser Künstlerschaft angeregt worden und hat dankbare Aufnahme gefunden, nach einer Stadt Deutschlands eine Auswahl von Werken zu schicken mit der ausgesprochenen Absicht, einen Ueberblick zu geben über die Vielseitigkeit des heutigen Schaffens der Maler und Bildhauer von Paris. Das ist ein Ereignis.

Der Gedanke ging von Arnold Rechberg aus, dem Schöpfer jenes eindrucksvollen Marmorbildwerks „Das Schicksal“, durch dessen Ankauf der französische Staat



Graf Witte. Von Fürst Paul Troubetzkoy.



„Trunkener Faun“. Von Injalbert.

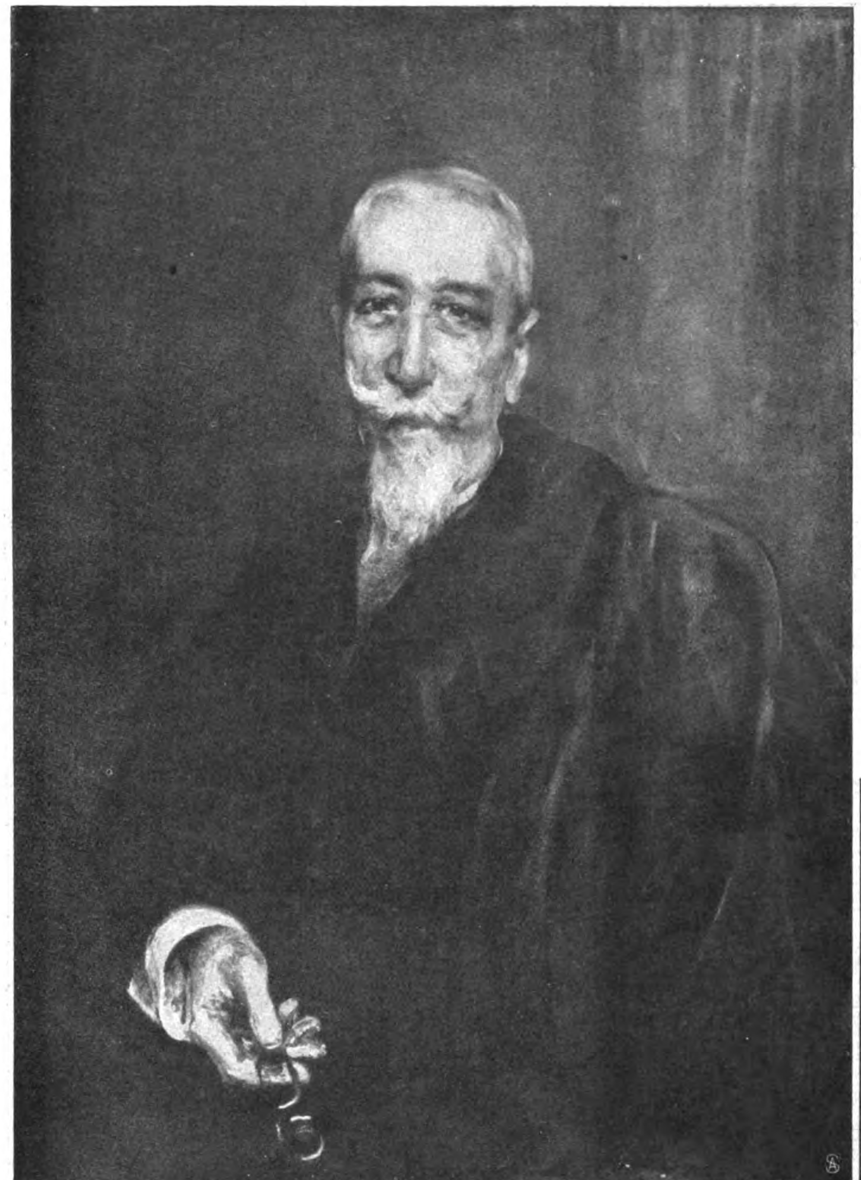
die erste deutsche Bildhauerarbeit in die Reihe der auserlesenen Werke des Luxembourg-Museums brachte. Herr Rechberg hat neben seiner Pariser Werkstatt ein zweites Atelier in seiner Vaterstadt, in dem kurhessischen Hersfeld. Als er im vorigen Sommer seine Heimat besuchte, fand er in Kassel den Boden besonders günstig zur Aufnahme der von ihm geplanten französischen Ausstellung. Dank den Bemühungen Rechbergs konnte der Kunstverein zu Kassel seinen früheren Veranstaltungen, unter denen die Volkmann-Ausstellung die bemerkenswerteste war, in den jetzigen Sommermonaten eine französische Ausstellung folgen lassen, wie in dieser Art noch keine in Deutschland zur Schau gebracht wurde. Sie ist am 15. Juli eröffnet worden und wird bis Anfang September dauern.

Arnold Rechberg hat der Auswahl der Werke einen wohldurchdachten Plan zugrunde gelegt. Und zur Verwirklichung des Planes hat er überall in den Werkstätten der Pariser Maler und Bildhauer das liebenswürdigste Entgegenkommen gefunden.

Zu allererst kam es darauf an, dem in Deutschland vielfach verbreiteten Irrglauben entgegenzutreten, als ob in Paris immer irgendeine neuste Richtung die Vorherrschaft hätte und den Geschmack des Tages bestimmte. Darum erscheinen in stattlicher Reihe altbewährte Meister unter den Ausstellern. Da sind Männer, deren Namen die Kunstwelt schon vor einem halben Jahrhundert kannte, und die heute noch vor niemand zurücktreten: Hochgefeierte, die als Membres de l'Institut das Höchste erreicht haben, was Frankreich einem Künstler als Auszeichnung geben kann; Entdecker neuer Wege, die es erlebt haben, daß sie verspottet und dann vergöttert wurden; Nachfolger



„Der Krieg." Von Alfred Philippe Roll. — Mit Genehmigung des Verlages J. E. Bulloz-Paris.

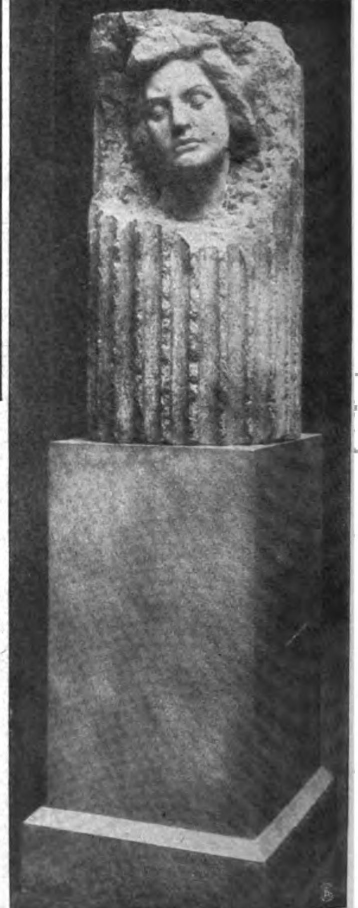


Schriftsteller Anatole France. Von **Raymond Woog.** — Verlag von J. E. Bulloz-Paris.

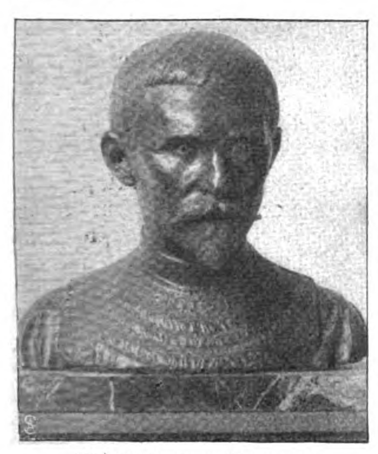
gabe gelangen; da fesselt die klassische Schönheit einer Gestalt, die der Lösung irgendeiner seelischen Aufgabe als Träger dient, und dort der tiefe Inhalt eines Antlitzes, das die Züge eines Geistesarbeiters unserer Tage wiedergibt. Neben Arbeiten von großer, monumentaler Form entzücken kleine, feine Medaillen und Plaketten, darunter Gebilde von äußerster Zartheit, die bis zum Anregen des Empfindens von feinsten Luftstimmungen gehen.

Es sind 44 Maler und 17 Bildner, aus deren Werken sich die Ausstellung zusammensetzt. Als Hinweis auf die künstlerische Vornehmheit dieses Kreises mag die Nennung von ein paar auch in Deutschland allgemein bekannten Namen genügen. Da sind unter den Meistern der Plastik Frémiet, Rodin, Fürst Troubetzkoy, Graf René von St. Marceaux, Bernstamm, Roty. Unter den Malern der gegenwärtige Präsident der Société Nationale des Beaux-Arts Alfred Philippe Roll, Agache, Woog, Cottet, Graf de la Rochefoucauld, Garrido, Gandara; von den Altmeistern des Impressionismus sind Monet und Renoir vertreten; unter den Jüngeren glänzt Frantz Charlet;

der Pfadfinder, die das neuentdeckte Land nach hierhin und dorthin weiter erforschen wollen; junge Kräfte, die das Neue durch Allerneustes zu überbieten suchen. Da sind Gemälde von tiefer, ruhiger Farbenpracht und solche von flimmerndem Lichtreiz; Werke von tief poetischer Stimmung und Erzeugnisse schäumenden Uebermuts neben solchen, denen die Ehrfurcht vor der Naturwirklichkeit Gestalt und Farbe gegeben hat; da Ergreifendes und dort von sonniger Heiterkeit Erfülltes. Wenn der Beschauer hier bei der Betrachtung eines Bronzewerkes die Sorgfalt bewundert, mit der etwa die einzelnen Maschen eines Panzerhemdes ausgeführt sind, das die von ihm bedeckte, lebendige Form verhüllt und hervorhebt, so staunt er dort über eine Meisterhand, die durch bloße Andeutungen den Eindruck verschiedenartiger Stoffe so überzeugend hervorruft, daß selbst Straußenfeder und Schleier eines Damenhutes in dem harten Metall zur Wieder-



„Das Vergessen". Von **Arnold Rechberg.**



Maler Dagnan-Bouveret.
Von Graf René de St. Marceaux.

Rafaelli hat Gravüren beigetragen. Zwei Damen sind unter den Einsendern: Frau Antoinette Valgren, die in der Bildhauerkunst mit ihrem Gatten wetteifert, und die Malerin Angèle Delasalle. Wie schon aus einem Teil der angeführten Namen hervorgeht, sind nicht alle bei der Ausstellung Beteiligten Franzosen. Aber dem Wesen ihres Schaffens nach gehören alle — einerlei, wieviel nationale Eigenart Russen, Spanier, Schweden bewahrt haben mögen — der französischen Kunst an; oder genauer gesagt, der Kunst von Paris, das durch seine Luft und seinen Boden auf sie einwirkt, das durch den nur hier in solchem Maße gegebenen Verkehr mit Männern von feinstem Kunstempfinden und tätigem Kunstinteresse ihr Können nährt. Von Deutschen sind außer Arnold Rechberg der Maler R. von Below und der Bildhauer W. von Scharfenberg unter der Zahl der Einsender.

Die Besonderheit der Pariser Ausstellung zu Kassel beschränkt sich nicht auf das, was die Namen der zur Beteiligung eingeladenen Künstler gewährleisten. Es ist wieder das Verdienst von Herrn Rechberg, daß sie als ganz eigenen Reiz ein intim künstlerisches Gepräge bekommen hat. Daß die Ausstellung diesen Charakter haben sollte, hat er gleich bei seinen Werbungen hervorgehoben; und in den Werkstätten seiner Freunde — deren sind gar viele unter den Beteiligten — hat er mitberaten und gesucht, um zu finden, welche Werke

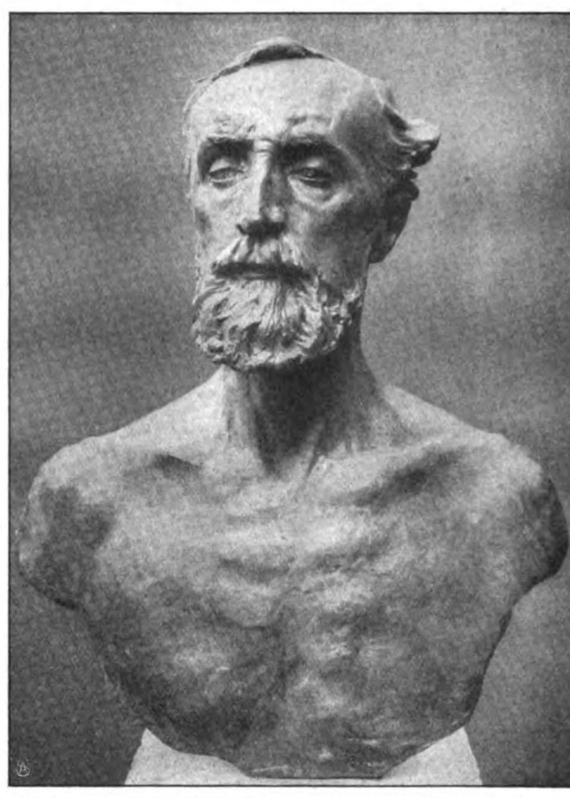


Schauspieler Coquelin d. Aelt.
Von L. B. Bernstamm.

„Seemannsfrauen". Von **Charles Cottet.** — Phot. Em. Crevaux-Paris.

am meisten geeignet wären, das innerste Wesen des Künstlers zu offenbaren. So ist es möglich geworden, daß große, kalte Schaustücke ganz ausgeschaltet blieben, und daß die Ausstellung eine kostbare Bereicherung bekam durch mancherlei Entwürfe und Naturstudien, in denen die Augenblicke des unmittelbaren Erfassens und des ersten glühenden Gestaltens fortleben.

Und noch auf eins waren Sorgfalt und Umsicht der Auswahl gerichtet. Es genügte nicht, im allgemeinen den Reichtum und die Vielgestaltigkeit der französischen Kunst von heute zu zeigen. Auch die Mannigfaltigkeit des Schaffens einzelner wurde in Betracht gezogen. Es liegt ein großer Reiz darin, nebeneinander Landschaft und Figurenbild oder Stilleben und Architektur, Melancholie und Sonnenschein, Naturwiedergabe und Träumerei oder Kriegsbild, Seestück, Bildnis und Tierleben von ein und derselben Hand zu sehen.


Bildhauer Dalou. Von **Rodin.** — Verlag J. E. Bulloz-Paris.

Die ganze Veranstaltung ist eine derartige, daß man nur wünschen kann, es möchten ihr viele ähnliche in Deutschland folgen. Alle, die mitarbeiteten an dem Plan und an seiner Verwirklichung, haben sich ein ganz außerordentliches Verdienst erworben um die Erweiterung der Kunstanschauungen auf deutschem Boden. Vor allem gebührt herzlichster Dank den Pariser Künstlern, die mit so reichen und kostbaren Darbietungen der gegebenen Anregung ihres deutschen Kollegen gefolgt sind. Auch hier ist vielleicht nicht der Kunst allein gedient, wenn veraltete und schädliche Vorurteile beiseite geräumt werden — zum Ziele eines besseren Verständnisses.

Amateurkinematographie.

Von Walter Reißer. — Mit 7 Abbildungen.

Während in den letzten Jahren die berufsmäßige Kinematographie zu einer ungeheuren Verbreitung gelangt ist und es beinahe kein Dorf mehr gibt, in dem sich nicht ein Kinematographentheater befindet, gibt es noch sehr wenig Amateure, die sich mit dieser schönen erweiterten Anwendung der Photographie befassen.

Woher kommt diese Vernachlässigung? Folgende Gründe werden gegen die allgemeinere Verwendung angeführt: 1. Die Apparate sind sehr kompliziert und deshalb umständlich zu handhaben. 2. Sie sind sehr groß und schwer mitzuführen. 3. Das ganze Verfahren ist zu teuer.

Im folgenden soll nun versucht werden, gegen diese Bedenken Front zu machen und der schönen Kunst zu ihrem Recht zu verhelfen. Die Theorie der Kinematographie ist wohl allgemein bekannt.

In Abb. 2 sehen wir einen Aufnahmeapparat, wie er zur Aufnahme fertig ist; es ist dies ein solcher, der zur Herstellung der Normalfilms, die in den öffentlichen Theatern Verwendung finden, benutzt wird. Dieser ist jedoch, wie die Abbildung zeigt, immer noch ziemlich umfangreich; Abb. 4 hingegen zeigt einen Apparat, wie er zu Amateurzwecken geeignet ist.

Der Hauptunterschied liegt in der Größe des verwendeten Filmformats; der große Apparat besitzt die sogenannte Universal Edisonperforierung (Vierlochsystem) (Bildgröße $18^3/_4 \times 25$ mm), während der Amateurapparat in der Mitte des Bandes gelocht ist, wodurch an Breite gespart wird. In letzterem Fall beträgt die Bildgröße 10×15 mm. Abb. 1 und 3 zeigen Stücke von Normalfilms in natürlicher Größe. Die Amateurfilms sind etwas schmäler. Trotz dieses Unterschiedes erreicht man bei entsprechender Stärke der Lichtquelle bei der Projektion die gleiche Bildgröße und Schärfe wie bei dem größeren Format. Da es Zweck dieser Zeilen ist, hauptsächlich auf die Amateurkinematographie einzugehen, soll im folgenden von den Normalapparaten ganz abgesehen werden.

Um also kurz die Funktionen des Kleinkinos zu beschreiben: Der Aufnahmefilm muß, wie stets bei der Kinematographie, ruckweise fortbewegt werden. Dies geschieht mittels des aus Abb. 6 ersichtlichen, eigentümlich geformten Zahnrades, des sogenannten Malteserkreuzes M. Die Belichtung erfolgt durch den verstellbaren Schlitzverschluß V, der direkt vor dem Filmfenster F sitzt und als Rotationsblende ausgebildet ist.

Die Manipulationen der Aufnahme sind folgende: Die hinten am Apparat befindliche, natürlich abnehmbare Kassette wird in der Dunkelkammer mit einem bis zu 15 m langen Filmstreifen geladen und so präpariert bei Tageslicht an den Apparat angesetzt. Nach entsprechender Einstellung des Verschlusses, der Objektiv-Irisblende und der Entfernung (nach Skala oder Mattscheibe), hat man nun nichts mehr zu tun, als das auf-



Abb. 1. Normalfilm in natürlicher Breite.



Abb. 3. Normalfilm in natürlicher Breite.

zunehmende Bild mittels des Suchers zu fixieren und mit gleichmäßiger Geschwindigkeit (etwa 3 Umdrehungen in 2 Sekunden) an der Kurbel K zu drehen. Der Film wird hierdurch belichtet und in dem unteren Teil der Kassette durch eine besondere Feder aufgewickelt.

Man braucht absolut nicht das ganze Filmband auf einmal zu belichten; man kann vielmehr stets, wenn der Vorgang uninteressant wird, einfach zu drehen aufhören und gelegentlich zu Ende belichten.

Ist der Film belichtet, so wird dann zur Entwicklung geschritten. Diese geschieht nicht, wie im allgemeinen angenommen wird, mittels komplizierter Apparate, sondern einfach wie bei einer Trockenplatte, indem man den Film auf einen Aluminiumrahmen spannt, wie aus Abb. 7 ersichtlich. Faßt der Rahmen nicht den ganzen Film, so schneidet man letzteren in mehrere Teile und entwickelt sie getrennt.

Dieses so erhaltene Negativ muß nun, um projiziert zu werden, noch kopiert werden. Dies wird ebenfalls mit Hilfe des Aufnahmeapparats bewerkstelligt. Zu diesem Zweck wird die Kassette wie vor der Aufnahme, aber diesmal mit einem Diapositivfilm geladen, das fertige Negativ mittels der Filmgabel auf den Apparat aufgesetzt und die beiden Films an der Beleuchtungsöffnung vorbeigeführt. Durch gleichmäßiges Drehen der Kurbel K (Abb. 6), die aber diesmal an die untere Welle A angesetzt ist, wird nun ein Bildchen um das andere belichtet und der belichtete Film im unteren Teil der Kassette aufgewunden, während der kopierte Negativfilm durch die Führungsschiene S nach vorn aus dem Apparat geschoben wird.

Das fertige Diapositiv kann nun im dunklen Raum vorgeführt werden. Zu diesem Zweck wird der Aufnahmeapparat, dessen Kassette durch den Projektionsadapter ersetzt ist, vor einem Laternengehäuse befestigt, (wie aus Abb. 5 ersichtlich) das die zur Projektion nötige Lichtquelle, je nach Größe und Zweck der Bilder Gas-, Spiritus- oder Benzinglühlicht, Kalklicht oder elektrisches Nernst- oder Bogenlicht, enthält. Letzteres ist das geeignetste und deshalb überall, wo elektrischer Strom vorhanden ist, allen anderen Lichtquellen unbedingt vorzuziehen.



Abb. 2. Normalapparat für Kinematographie: Bei der Aufnahme.

Das Diapositiv wird nun in den Apparat eingeschoben und durch Drehen der Kurbel K (Abb. 6) fortbewegt.

Was schließlich den Kostenpunkt anbetrifft, so ist zu bemerken, daß ein solcher Kleinkinematograph sich in der Anschaffung nicht höher stellt als ein guter photographischer Aufnahmeapparat. Auch die Preise der Films sind wegen des kleinen Formats verhältnis-







Abb. 4.
Der Amateurkinematograph im Betrieb.

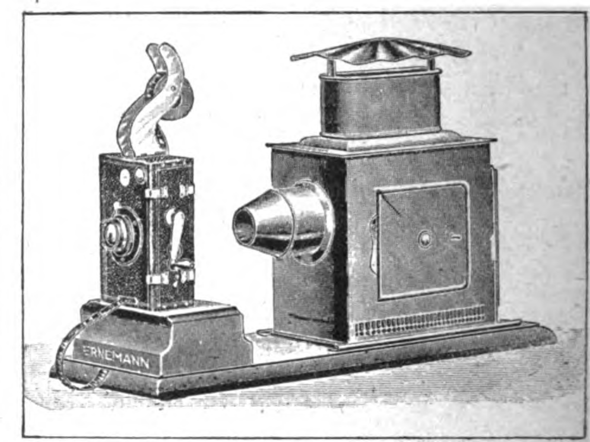


Abb. 5. **Projektionsapparat.**

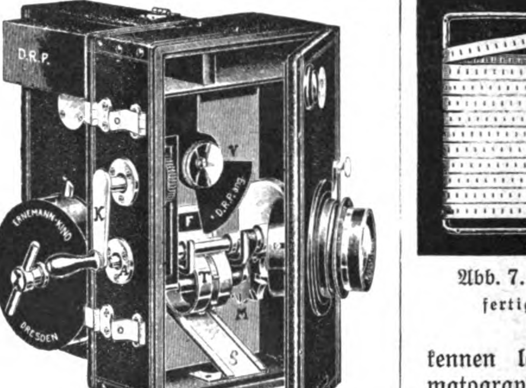


Abb. 6. **Amateurapparat für Kinematographie.**
(Geöffnet.)

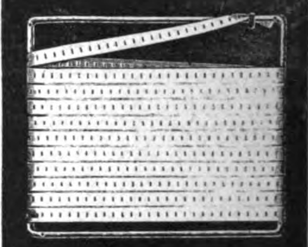


Abb. 7. **Rahmen mit Film,**
fertig zum Entwickeln.

mäßig niedrig. Da man mit diesem Apparat leichter und beinahe sicherer arbeitet als mit der gewöhnlichen Kamera, sind Mißerfolge so gut wie ausgeschlossen. Wie in der Photographie, sind es auch in der „Lebenden Bilderkunst" die Amateure, die berufen erscheinen, wirklich Originelles zu schaffen. In der Photographie sind es nur Momente, die festgehalten werden, und die dann oft auch bei künstlerischen Absichten das „Bitte, recht freundlich" erkennen lassen. Die Kinematographie dagegen bringt Bewegung, Mienenspiel, kurz alles, was natürlich und charakteristisch ist, präzise zum Ausdruck. Nichts ist hübscher, als beispielsweise die drolligen Bewegungen unserer Kleinen und Kleinsten im Bilde fixiert zu sehen. Man findet da volle Natürlichkeit an Stelle des durch Vorhalten eines Spielzeugs erwirkten gespannten Gesichtsausdrucks.



Von links nach rechts: Max Buri-Brienz, Rudolf von Niederhäusern-Genf, Kuno Amiet-Bern, (hinter ihm) Emil Trachsel-Genf, Ferdinand Hodler-Genf, James Vibert-Genf.

Von der Ersten Internationalen Kunstausstellung in Interlaken:
Gruppe hervorragender Schweizer Künstler. — Spezialaufnahme von A. Krenn.

Bilder aus aller Welt.

Die Schweiz beherbergt augenblicklich eine internationale Kunstausstellung. Eine kleine, aber erlesene Zahl von Künstlern hat ihre Werke in den Räumen des Kurhauses in Interlaken ausgestellt. Zur Eröffnung der Ausstellung waren die namhaftesten Schweizer Künstler in der herrlichen Kurstadt am Fuße der Jungfrau erschienen.

Die diesjährige Saison der Gura-Oper bietet den Berlinern eine Reihe von Gastspielen erster Größen der internationalen Opernwelt. Unter andern trat die berühmte Pariser Sängerin Aino Ackté in zwei Glanzrollen auf. Sie sang unter dem begeisterten Beifall des Publikums die Salome und die Elisabeth in Wagners „Tannhäuser".

Vor kurzem feierte eine der Zierden der Berliner medizinischen Fakultät, der Geh. Medizinalrat Prof. Ludwig Brieger, seinen 60. Geburtstag. Prof. Brieger hat den Lehrstuhl für physikalische und allgemeine Therapie inne und leitet das hydrothera-



Die Pariser Opernsängerin Aino Ackté,
gastierte an der Gura-Oper in Berlin.



Generalleutnant Frhr. v. Manteuffel,
der neue Direktor der Berliner Kriegsakademie.

peutische Institut der Universität. Er gilt als einer der bedeutendsten lebenden Vertreter seiner Wissenschaft.

Der neue Direktor der Kriegsakademie Kurt Freiherr v. Manteuffel hat sich in den 39 Jahren seines Heeresdienstes als ein äußerst tüchtiger Offizier erwiesen. Generalleutnant von Manteuffel steht im 57. Lebensjahre; zuletzt wirkte er als Kommandeur der 38. Division in Erfurt.

Ein „Linnenbauer-Denkmal" wurde in Herford in Westfalen enthüllt. Die Stadt Herford verdankt ihren Aufschwung der Leinenindustrie. Das Denkmal verewigt die ehemals volkstümliche Erscheinung des Leinenwebers, der das Erzeugnis seiner Heimarbeit zur Ablieferung in die Stadt trägt. Der Schöpfer des Denkmals ist der bekannte Düsseldorfer Bildhauer Gregor von Bochmann, der Jüngere.



Hofphot. Bieber.

Geh. Medizinalrat Prof. Ludwig Brieger,
vollendet sein 60. Lebensjahr.

Der Direktor der deutschen Schule in Blumenau, der von Dr. Blumenau in Südbrasilien gegründeten Urwaldkolonie, veranstaltet jährlich eine Schüleraufführung im Urwald, um die Schüler auf diese Weise lebhafter für die deutsche Literatur zu interessieren. Jüngst wurde Schillers Wallenstein aufgeführt, der auch in der exotischen Umgebung seine mächtige Wirkung nicht verfehlte.

In Genf, dem Sitz des Internationalen „Genfer Verbandes" der Hotel- und Restaurantangestellten, fand vor einigen Wochen eine



Phot. Ganzemüller.

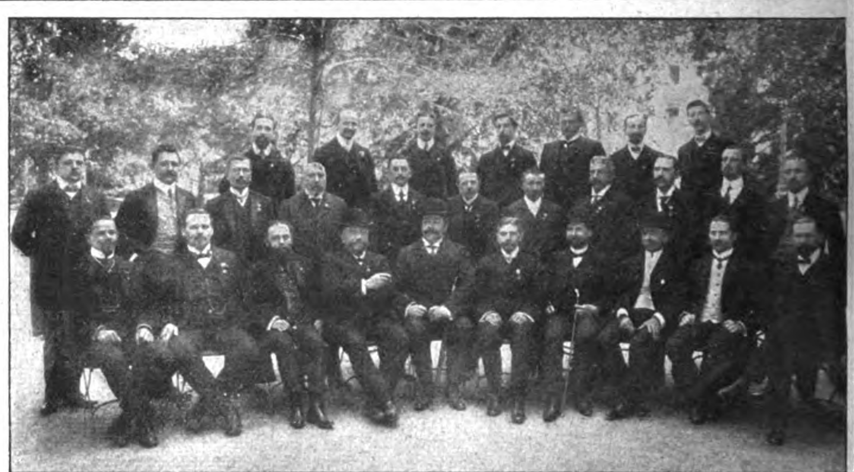
Das Linnenbauer-Denkmal in Herford i. Westf.



Schiller in Südbrasilien:
Wallenstein-Aufführung im Urwald.

Landesdelegiertenversammlung statt, der viele Angehörige des Gastwirtsgewerbes aus der Eidgenossenschaft, Italien und Aegypten vereinigte. Der Verband bezweckt die gegenseitige Hilfeleistung der Mitglieder durch Kranken- und Altersunterstützungen usw. sowie die Förderung ihrer Standesinteressen.

Chikago ist das Zentrum der immensen Fleischindustrie der Vereinigten Staaten von Amerika. Die in Zinn verlöteten Produkte sind über den ganzen Erdball verbreitet. Unsere Abbildung zeigt das ausgedehnte Gelände, die Fabrikgebäude und Viehschuppen von Armour & Co. Aus kleinen Anfängen hat sich die Firma zu einem noch stetig wachsenden Riesenunternehmen entwickelt.



Gruppe der Delegierten zum Kongreß des „Genfer Verbandes" in Genf.



Aus dem Zentrum der amerikanischen Fleischindustrie: Das Etablissement Armour & Co. in Chikago.

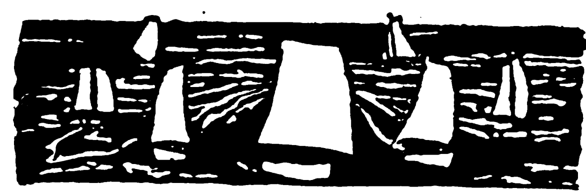
Schluß des redaktionellen Teils



DIE·WOCHE

Nummer 33. | Berlin, den 14. August 1909. | 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.



Die sieben Tage der Woche.

5. August.

In Köln findet der erste Sitzungstag des diesjährigen Eucharistischen Kongresses statt.

Das Reichsluftschiff „Z. II" trifft nach $6^1/_4$stündiger guter Fahrt von Frankfurt a. M. glücklich in Köln ein, wo es gegen $11^1/_2$ Uhr vormittags glatt landet (Abb. S. 1396).

Der Generalstreik in Schweden gewinnt an Ausdehnung; die Seeleute und Heizer stellen ebenfalls die Arbeit ein.

6. August.

Der Generalkommissar von Kreta teilt den Schutzmächten mit, die kretische Regierung bestehe darauf, die ihr genehme Flagge zu hissen.

Generaloberst von der Goltz wird vor seiner Abreise von Konstantinopel vom Sultan in Audienz empfangen.

Zum Gouverneur von Barcelona ernennt König Alfons den Deputierten Crispo Azorin.

7. August.

Zwischen dem Kaiser und dem Zaren findet eine Begegnung im Gebiet des Kaiser-Wilhelm-Kanals statt.

Die Pforte fordert in einer Drohnote von Griechenland befriedigende Erklärung in der Kretafrage; die deutsche Regierung rät in beiden Ländern zur Mäßigung.

Der französische Aviater Sommer stellt mit seinem Aeroplan einen neuen Weltrekord über 2 Stunden 27 Minuten auf.

Graf Zeppelin unterzieht sich im Krankenhaus zu Konstanz einer Halsoperation, die einen glücklichen Verlauf nimmt.

8. August.

Der König von Schweden empfängt Vertreter der beiden Parteien der Generalstreiksbewegung.

Bei Paris werden bei einem Straßenbahnzusammenstoß 11 Personen getötet und 22 schwer verletzt.

9. August.

Das Kaiserpaar trifft zur Teilnahme an den Jubiläumsfestlichkeiten in Cleve ein; in seiner Gegenwart wird ein Denkmal des Großen Kurfürsten feierlich enthüllt (Abb. S. 1394). Von Cleve aus begibt sich das Kaiserpaar zum Grafen Bentinck auf Schloß Middachten.

Auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin nimmt der Kriegsminister die neuerbaute Militärluftschiffhalle ab (Abb. S. 1396).

Der bekannte Augenarzt Herzog Karl Theodor in Bayern begeht seinen 70. Geburtstag.

10. August.

In Gegenwart des Kaiserpaares begeht die Grafschaft Mark das Jubiläum ihrer 300jährigen Zugehörigkeit zur Krone Brandenburg-Preußen. Das Kaiserpaar begibt sich im Automobil zur Hohensyburg.

Die Württembergische Zweite Kammer nimmt ohne Debatte eine allgemeine Erhöhung der direkten Staatssteuern um 5 Prozent an.

Der Stadt Bochum wird das Vorschlagsrecht zum preußischen Herrenhause verliehen.

Zum Nachfolger Joseph Joachims als Leiter der Akademischen Hochschule für Musik zu Berlin wird Professor Hermann Kretzschmer ernannt.

11. August.

Die Schutzmächte drohen der Bevölkerung Kretas mit militärischen Maßnahmen, falls bei der Niederholung der griechischen Flaggen Schwierigkeiten entstehen sollten.

Der Kriegsminister General von Einem reicht sein Abschiedsgesuch ein und wird mit der Führung der Stellvertretung des Kommandierenden Generals des 7. Armeekorps beauftragt.

ooo

Der Internationale Frauenkongreß in Toronto.

Von Marie Stritt, Vors. des Bundes deutscher Frauenvereine.

Die deutsche bürgerliche Frauenbewegung aller Richtungen und Schattierungen ist bekanntlich zu einem einheitlichen nationalen Ganzen in dem seit 1894 bestehenden Bunde deutscher Frauenvereine zusammengeschlossen und durch diesen dem Internationalen Frauenbund angegliedert, der gegenwärtig die organisierte Frauenbewegung der zivilisierten Welt repräsentiert und sich aus 23 solcher Nationalbunde zusammensetzt. Dieser Internationale Frauenbund hat vom 17. bis 23. Juni in Toronto, Kanada, seine vierte ordentliche Generalversammlung abgehalten. Im Anschluß daran fand, wie üblich, ein vom einladenden kanadischen Nationalbund und unter dessen alleiniger Verantwortung veranstalteter Internationaler Frauenkongreß vom 24. bis 30. Juni statt. Beide Tagungen waren zahlreich durch offizielle Delegierte, eingeladene Rednerinnen und Mitglieder der angeschlossenen Organisationen aus aller Herren Ländern beschickt und bedeuten einen neuen erfreulichen Erfolg der internationalen Frauenbewegung. Für die europäischen Vertreterinnen, denen durch diese Tagungen und durch die darauf folgende gemeinschaftliche Reise nach dem Westen (vom 1. bis 23. Juli) eine neue Welt in mehr als einem Sinn erschlossen wurde, bedeuten sie noch weit mehr: ein unvergeßliches, wundervolles Erlebnis.

eine Fülle von überwältigenden neuen Eindrücken und lebendigen Anregungen, die in höherem Maß als sonst bei ähnlichen Gelegenheiten direkt und indirekt fruchtbringend auch auf die Entwicklung der heimischen Frauenbestrebungen wirken müssen.

Sowohl für die Sitzungen der Generalversammlung wie für den Kongreß waren dem vorbereitenden Komitee die prächtigen, inmitten weiter Rasenplätze und herrlicher alter Baumgruppen gelegenen Universitätsgebäude, für die öffentlichen Abendversammlungen der dazu gehörende kolossale Rundbau der Convocation Hall zur Verfügung gestellt worden — ein äußerer Rahmen, wie er sich für eine derartige Veranstaltung gar nicht schöner und würdiger denken läßt. Für das Behagen und die äußerste Bequemlichkeit der Gäste „from over the seas", für wohltuende, freundliche Eindrücke war nach allen Richtungen in so überströmender Gastlichkeit gesorgt, daß man trotz der stellenweise afrikanischen Temperatur die Anstrengung der zweiwöchentlichen, z. T. recht schwierigen Verhandlungen verhältnismäßig wenig empfand. Die Arbeiten des Internationalen Frauenbundes wurden in drei Sitzungen des Gesamtvorstandes, der aus sieben gewählten Mitgliedern und den Vorsitzenden sämtlicher Nationalbunde besteht, in einer bzw. mehreren Spezialsitzungen der sechs ständigen Kommissionen (Finanz- und Pressekommission, Kommission für Friedensbestrebungen, für die Rechtsstellung der Frau, für Abschaffung des internationalen Mädchenhandels und der Reglementierung der Prostitution, für Frauenstimmrecht) und in sieben Plenarsitzungen erledigt, für die außer dem Gesamtvorstand und den Vorsitzenden der Kommissionen noch je neun Delegierte jedes angeschlossenen Nationalbundes stimmberechtigt sind. Die Leitung lag in den Händen von Lady Aberdeen, die auch für die nächste fünfjährige Geschäftsperiode zur Vorsitzenden gewählt wurde. Trotzdem die Tagesordnung durch eine im September v. J. in Genf abgehaltene außerordentliche Generalversammlung von den zeitraubenden Debatten über die neuen Satzungen und Geschäftsordnungen entlastet worden war, ergaben die Verhandlungen doch mancherlei Schwierigkeiten, zogen sich oft ungebührlich in die Länge, und Uneingeweihte konnten leicht den Eindruck haben, daß die positiven Ergebnisse dieses Frauenparlaments nicht im richtigen Verhältnis dazu ständen. Wenn man aber den umständlichen und schwerfälligen Apparat bedenkt, der für diese ungeheure, vielsprachige und viele Millionen von Frauen umfassende Organisation unerläßlich ist, die grundverschiedenen Voraussetzungen und Methoden, unter und nach denen die verschiedenen Nationalbunde arbeiten — so wird man trotz aller unvermeidlichen Unzulänglichkeiten immer wieder die geistige Disziplin unter diesen heterogenen Elementen und die Macht der Idee bewundern müssen, die hier aus der größten Mannigfaltigkeit die größte Einheitlichkeit erzielen und Richtlinien vorzeichnen konnte, denen alle ohne Unterschied nach Nationalität, Konfession, sozialem Milieu usw. folgen können und folgen wollen.

Die wichtigsten der in Toronto bezüglich solcher neuen Richtlinien und neuen Aufgaben für den Internationalen Frauenbund gefaßten Beschlüsse sind folgende: die Einsetzung einer ständigen internationalen Kommission für Volksgesundheit und die Anregung zur Gründung nationaler Kommissionen, wo die Nationalbunde diese Arbeit noch nicht aufgenommen haben; die Einsetzung einer internationalen Kommission zur Verständigung über Erziehungsfragen und Gründung nationaler Kommissionen zur Auskunft über Berufstätigkeit und Stellennachweis im Anschluß an die Schulen und Unterrichtsbehörden; die Einsetzung einer ständigen Kommission für Aus- und Einwanderung mit besonderer Berücksichtigung der Frauen. Ferner wurde beschlossen, in allen Ländern durch Propaganda in Wort und Schrift auf die Einführung von Lese- und Gesangbüchern in den öffentlichen Schulen hinzuwirken, die historische Tatsachen möglichst unparteiisch, ohne entstellende oder gehässige chauvinistische Tendenzen wiedergeben und geeignet sind, in den Kindern ein lebendiges Interesse für eine friedliche Schlichtung internationaler Streitigkeiten zu erwecken. Eine Resolution, die die Nationalbunde verpflichtet, auf eine stärkere Heranziehung der Frauen zu jenen öffentlichen Aemtern hinzuwirken, die ihnen bereits offenstehen, und ihnen weitere zugänglich zu machen, wurde ebenfalls einstimmig angenommen. Als Ort der nächsten Generalversammlung im Jahre 1914, zu der nicht weniger als vier Einladungen ergangen waren, wurde, nach einem harten Kampf zwischen Norwegen und Italien, Rom gewählt. Von großem Interesse waren die Berichte der einzelnen Nationalbunde über die Fortschritte der Frauenbewegung in den betreffenden Ländern in den letzten fünf Jahren, vor allem jene, die über Einführung und Resultate des Frauenstimmrechts authentisches Material erbrachten.

Das letzte Ziel der Frauenbewegung, aller Frauenorganisationen und nationalen wie internationalen Frauentagungen ist — sie nach und nach entbehrlich und überflüssig zu machen, d. h., soziale Zustände herbeizuführen, die eine naturgemäße gemeinsame Arbeit von Mann und Frau auf allen Gebieten des sozialen und öffentlichen Lebens unerläßlich und selbstverständlich erscheinen lassen. Noch sind wir aber nicht so weit, noch ist eine Bewegung, die die Frauen der Kulturwelt zur vollen Verantwortlichkeit des Kulturmenschen erzieht, durchaus berechtigt und notwendig — noch müssen die Frauen daher auch auf besonderen Frauentagungen immer wieder den Beweis für ihre Befähigung erbringen, ihre Erfahrungen austauschen und die Fortschritte konstatieren, die sie in Verfolgung dieses Zieles auf den verschiedenen Gebieten gemacht haben. Ausschließlich aus diesem Gesichtspunkt sind die großen internationalen Kongresse zu betrachten, die jedesmal im Anschluß an die fünfjährlichen Generalversammlungen des Frauenweltbundes veranstaltet werden (1893 in Chikago, 1899 in London, 1904 in Berlin, 1909 in Toronto). Sie sollen gewissermaßen eine Heerschau über das von den Frauen aller Länder Erstrebte, Geleistete, Errungene und noch zu Erringende sein — nichts weiter. Der von Uneingeweihten häufig erhobene Vorwurf, daß diese Veranstaltungen durch eine allzu große Fülle des Stoffes Oberflächlichkeit und Zersplitterung zeitigen müssen, trifft sie daher im allgemeinen zu Unrecht. In Toronto war aber diesmal des Guten doch etwas zu viel geschehen. In neun verschiedenen Sektionen (Arbeiterinnenfrage, Erziehung, Frauenberufe, Hygiene und Körperkultur, Kunst, Literatur, Rechtsstellung der Frau, Soziale Arbeit, Wohltätigkeit) war nicht nur alles, was in den Kreis moderner Frauenbestrebungen gehört, sondern auch sehr vieles, was weit außerhalb dieses Kreises liegt, zur Diskussion gestellt — weniger wäre entschieden hier mehr gewesen. Deshalb nun ohne weiteres auf eine

Wrights Flug-Vorführungen

auf dem

Tempelhofer Felde

zu Berlin

veranstaltet vom

Berliner Lokal-Anzeiger

Die genauen Angaben, an welchen Tagen die Vorführungen stattfinden, werden im „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht.

oberflächliche oder dilettantische Behandlung des Stoffes schließen zu wollen, wäre aber falsch. Die Verhandlungen in der planvoll organisierten und vorzüglich geleiteten Sektion für Erziehung standen beispielsweise durchweg auf einem hohen Niveau. Vor allem war es die Frage der Koedukation, die allgemeines Interesse erregte und besonders von den kanadischen und amerikanischen Vertreterinnen auf Grund ihrer langjährigen Erfahrungen lebhaft befürwortet wurde. Sehr eindrucksvoll waren auch die Ausführungen über den Einfluß der akademisch gebildeten Frauen auf das Familien- und öffentliche Leben. In den Debatten über Arbeiterinnenschutzgesetzgebung kamen wieder die bekannten Meinungsgegensätze des konsequent liberalen und des sozialistischen Prinzips zum Ausdruck; nur bezüglich der Ablehnung jeder gesetzlichen Unterdrückung der Frauenarbeit waren die Parteien einig. Die lebhafteste Zustimmung fand auch während des Kongresses — wie vorher in den Sitzungen des Internationalen Frauenbundes und in den öffentlichen Versammlungen — jedesmal die Forderung des Frauenstimmrechts, die nicht nur in der Rechtssektion mit allem Nachdruck vertreten und begründet wurde, sondern — aus der Ueberzeugung heraus, daß dies Recht allein die Garantie für die Erfüllung auch aller anderen Frauenforderungen bietet — bei jeder Gelegenheit als das ceterum censeo der Rednerinnen erklang. Die rapiden Fortschritte der Frauenbewegung in den letzten fünf Jahren waren aber wohl am deutlichsten in der Sektion für soziale Arbeit ersichtlich, die sowohl in ihrem Programm wie noch mehr in ihren Verhandlungen den Beweis erbrachte, daß es heute tatsächlich kein Gebiet sozialer Betätigung gibt, an dem die Frauen nicht einen hervorragenden Anteil besitzen, auf dem ihre Arbeit nicht begehrt und in vollem Umfang anerkannt wird.

Von einer Frauenbewegung in unserem Sinne, d. h. von einem Kampf um neue Rechte und Pflichten für das weibliche Geschlecht, ist in Kanada nicht viel zu sagen; einmal weil die Tradition des englischen Mutterlandes, das seinen Frauen von jeher eine freiere Stellung im Familien- und sozialen Leben eingeräumt hat, auch hier maßgebend ist — vor allem aber, weil die mächtigste Triebfeder der Frauenbewegung, der Kampf ums Dasein, in diesem reichen Land, das dem einzelnen noch so viel Ellbogenraum gewährt, an die Frauen noch kaum herangetreten ist. So wird ihnen denn auch hier, wie in anderen englischen Kolonien, ziemlich mühelos zuteil, was sich die Frauen anderer Länder in Bildungs- und Erwerbsfreiheit, in Recht und Sitte erst ganz allmählich, Schritt für Schritt, erobern müssen. Wie hoch man aber moderne Frauenbestrebungen auch in Kanada bewertet, welche Sympathie man ihnen allenthalben entgegenbringt, das bewiesen die offiziellen Ehrungen durch Regierungen und städtische Behörden, die den ausländischen Delegierten überall vom ersten Augenblick an zuteil wurden, in dem sie kanadischen Boden betraten. Die offiziellen Empfänge und die Ehrungen aller Art sowohl in Quebec, Montreal und Ottawa wie während der Generalversammlung und des Kongresses in Toronto und auf der dreiwöchigen Reise nach dem Westen, an der gegen hundert Delegierte und Kongreßmitglieder teilnahmen, übertrafen alles in dieser Richtung Dagewesene. Ganz besonders diese Reise, die mit der Canadian Pacific in zehn Etappen von Toronto bis Victoria und dann zurück durch die Staaten über Seattle, Salt Lake City, Denver, Chikago, Detroit ging, könnte man beinahe einen Triumphzug der Frauenbewegung nennen — wenigstens wird sie mancher Teilnehmerin in diesem Licht in unauslöschlicher Erinnerung bleiben.

Kaiser Franz Josef in Ischl.

Plauderei von Bettina Wirth.

Seit dem Jahr 1850, wo seine Eltern, Erzherzog Franz Karl und Erzherzogin Sophie, die kleine Ischler Villa von Dr. Elty kauften, hat Kaiser Franz Josef seinen Geburtstag, der auf den 18. August, also in die Mitte des „Urlaubs" fällt, in dem bescheidenen und doch weltbekannten Ischl gefeiert. Je mehr der Kaiser in den Jahren vorrückt, je mehr bemüht sich das ganze Kaiserhaus, den 18. August zu einem solennen Fest zu machen, aber eigentlich nehmen daran doch nur die Mitglieder der engeren Familie teil. Alle übrigen sind durch Blumengrüße, durch Briefe und Telegramme in der Kaiservilla vertreten. Beim Kaiser selbst wohnt nur die jüngere Tochter Marie Valerie mit ihrem Gatten Erzherzog Franz Salvator und ihren neun Kindern. Die Villa, die anfangs nicht einmal der Familie der Erzherzogin Sophie genügend Raum bot, so daß man sich aus Begeisterung für den Landaufenthalt beinahe ganz ohne Dienerschaft behalf, ist mit der Zeit erweitert und ausgebaut worden, so daß sie jetzt fünfzig Zimmer enthält, und im Park stehen zahlreiche Pavillons für Beamte und Dienerschaft. Die Kinder der Erzherzogin haben ihr besonderes Spielhaus im Park, wo sie den Tag zubringen, und wo sie der kaiserliche Großvater aufsucht. Trotz Anbauten und Erweiterungen hat aber die Kaiservilla ihren alten Anstrich von bescheidener Behaglichkeit beibehalten. Das Speisezimmer ist in so mäßigen Dimensionen gehalten, daß die Festtafel am Geburtstag des Kaisers ins Vestibül verlegt werden muß, wo sie auf einem runden Tisch gedeckt wird, aus dessen Mitte eine Säule ragt, die die Decke trägt. Die Wände haben freilich herrlichen Schmuck. In Panneaus eingeteilt, hängen hier die Trophäen der kaiserlichen Gemsjagden, die „Gamskrickl" auf schwarzem Blatt, das Ort und Tag der Jagd verzeichnet. Der Kaiser hat schon vor fünf Jahren das zweitausendste Krickelpaar aufgehängt. Eine Sammlung, die das Herz jedes Weidmanns erfreuen muß. Der Schmuck der Villa besteht eigentlich nur aus Jagdtrophäen und Holzschnitzereien, die den geschickten Händen der bäuerlichen Künstler entstammen. Andere Räume zieren die ausgestopften Köpfe von Hirschen mit Prachtgeweihen, Auer- und Birkhähne. Sonst ist die Villa nicht etwa „stilgemäß" eingerichtet, sondern weist das gewöhnliche, sehr einfache Meublement auf, wie es der Kaiser, der sich das übrige Jahr hindurch in den Pracht- und Prunkgemächern der Hofburg und des Lustschlosses Schönbrunn bewegt, als besonders anheimelnd und behaglich betrachtet. Neue Möbelstücke lehnt er hier ab.



Der Kaiser hat in Ischl ebenso sein Arbeitzimmer wie in Wien, in dem er viele Stunden jeden Tag zubringt. Er braucht schon seit vielen Jahren nicht viel Schlaf. Wenn er sich um neun Uhr zur Ruhe begibt, und es wird nur selten später, steht er mit großem Vergnügen um vier Uhr und auch früher auf. Drei- bis viermal in der Woche ist eine Jagd angesagt, an den übrigen Tagen macht er zu dieser frühen Morgenstunde einen mehrstündigen Spazlergang. Der Kaiser trägt in Ischl zur Jagd und zum Spazierengehen die Steirertracht: Lederhosen, Wollstrümpfe, die nur bis zum Knie reichen, genagelte Schnürschuhe und den Lodenrock. Dazu aber nicht das kecke Hütchen, das alle Jäger und Touristen heutzutage vom Geißbuben angenommen haben, sondern einen wohl weichen, aber ausgeformten Filzhut mit rundem, hohem Kopf, wie ihn die Jäger zur Jugendzeit des Kaisers trugen. Immer noch trägt er seinen Stutzen selbst über die linke Schulter gehängt, wenn auch alle jüngeren Jäger ihn dem Träger überlassen. In der Rechten den Alpenstock, in der Linken die Zigarrenspitze, die aus der Entfernung wie ein „Pfeiferl" aussieht, so schreitet er allen voraus und kennt keine Atembeschwerden und keine Müdigkeit. Der Kaiser fährt mit seinen Jagdgästen ins Revier, soweit die Wege ins Tal langsam aufwärtssteigen, und geht dann, oft zwei Stunden weit, zum „Stand" durch den Wald zu Fuß. Nach der Jagd wird in einer Lichtung oder vor einem Jägerhaus, wenn es das Wetter irgendwie erlaubt, das Frühstück eingenommen. Die Kisten, in denen das Notwendige herbeigeschafft wurde, mit feinem Damast überdeckt, bilden die Tische, Feldsessel die Sitzgelegenheiten — die ganze Jagdgesellschaft sitzt so nahe beisammen, daß die Scherze von Tisch zu Tisch mitgeteilt werden können. Der Kaiser hat längst seine liebsten Jagdgenossen verloren; es lichtet sich um ihn, die traurige Folge eines langen Lebens. König Albert von Sachsen, der Großherzog von Toskana, auch der Leibarzt Widerhofer, das waren intime Jagdfreunde. Heute ist des Kaisers größter Liebling sein bayrischer Schwiegersohn Prinz Leopold, der ganz die Jagdleidenschaft des Kaisers teilt, seine Freude an der Natur und das gleiche natürliche, jeder Affektation fremde Wesen. Prinz Leopold, der sich mit seinem Sohn Georg in Südafrika auf Reisen befindet, hat auch seine Pläne genau so eingeteilt, daß er bestimmt am Tag vor des Kaisers Geburtstag in Ischl eintrifft.

Der Kaiser ist der großmütigste Jagdherr — er zeichnet mit Vergnügen am Vorabend einer Jagd seine Gäste auf die besten Stände im Plan des Jagdreviers ein, wobei er stets zu seinem Stand das Wörtchen: „ich" klein schreibt. Seinen Schwiegersohn Leopold begünstigt er immer am meisten. Als dieser aber vor Jahren einmal bat, ein Wildschwein schießen zu dürfen, sagte der Kaiser: „Was denn noch? Wildschwein' sind nicht viele, die schieß ich selber." Aber Prinz Leopold wandte sich mit seiner Bitte an den Jagdleiter, und dieser stellte ihn an einen Platz, wo er seiner Leidenschaft frönen konnte. Der Kaiser fragte, wer auf Wildschweine geschossen habe. Der Jagdleiter mußte mit der Wahrheit herausrücken, setzte aber hinzu, Seine Königliche Hoheit habe nur ein Ferkel getroffen. „Das Ferkel will ich bei der Strecke sehen", sagte der Kaiser und vergaß am Abend nicht, danach zu fragen. Es war ein gewaltiger Eber. „So schauen deine Ferkel aus!" sagte der Kaiser zwischen Unmut und Lachen und drohte mit dem Finger.

Der Kaiser war einer der letzten Jäger, die mit Vorderladern schossen. Man durfte ihm gar nicht vorschlagen, einen Hinterlader in die Hand zu nehmen. Da verschwor sich Kronprinz Rudolf mit den zwei Leibjägern des Kaisers, und diese mußten bei einer Treibjagd, in der Hitze des Gefechts, dem Kaiser nacheinander mehrere Hinterlader reichen. Der Kaiser verfehlte damit keinen Schuß, und der Kronprinz sagte es ihm nach der Jagd. Seitdem schießt der Kaiser natürlich nur mit Hinterladern.

Es ist keine allgemein bekannte Tatsache, daß Kaiser Franz Josef eigentlich der Wiedererwecker der edlen Weidmannskunst ist. Schon mit fünfzehn Jahren, als er seinen ersten Rehbock schoß, kannte er kein größeres Vergnügen als die Jagd und den Aufenthalt in der Natur. Er hatte wohl Gelegenheit, die Jagd in jeder Form zu betreiben, aber er ist ihr in ihrer edelsten Form treu geblieben. An einem Hasenmorden hat er niemals teilgenommen, auch nicht an Fasanenjagden und nur selten an der Schnepfenjagd, dies hauptsächlich, weil er den Sumpf nicht liebt. Aber der schwierigen Auerhahnjagd, zu der der Aufstieg um Mitternacht beginnt und die allergrößte Anstrengung und Selbstbeherrschung erfordert, hat er stets mit Begeisterung obgelegen. Er hat es in einer Saison bis auf 22 Auerhähne gebracht — natürlich findet sich mancher Rackelhahn darunter (Bastard zwischen Auer- und Birkhahn). Am Ende seines fünfzigsten Jagdjahres, also vor zehn Jahren, hatte er es auf 3000 Auerhähne und 600 Birkhähne gebracht. In seiner Jugend begnügte sich der Kaiser mit der primitivsten Unterkunft —' er schlief in Waldhütten und Almhütten — später ließ er mehrere Jagdschlößchen erbauen, damit seine Jagdgäste gute Unterkunft hätten. Alle aber sind höchst einfach und durchaus weidmännisch eingerichtet.

In diesem Jahr hat der Kaiser seine Einwilligung gegeben, daß eine kinematographische Aufnahme gemacht werde, während er sich am einsamen Stand im tiefen Wald befindet und schießt. Diese Aufnahme soll einen der Clous der im Jahre 1910 zu veranstaltenden, internationalen Jagdausstellung bilden.

Zu den eindrucksvollsten Einzelheiten der Geburtstagsfeier des Kaisers in Ischl gehören die mit immer mehr Begeisterung organisierten Höhenfeuer. Der Kaiser, der seit sechzig Jahren von den Fenstern der Villa aus mit dem Fernrohr die Berge nach Gemsen absucht, kennt jeden Gipfel und jeden Paß. Von Jahr zu Jahr werden die Höhenfeuer auf immer unzugänglichere Stellen ausgedehnt. Vierzehn Tage lang tragen Holzknechte und Jäger das schwere Holz auf dem Rücken die abschüssigen Felswände hinauf und bauen riesige Holzstöße auf, die sie dann am 17. August bei Einbruch der Nacht entzünden. Es bietet einen bezaubernden Anblick, wenn auf allen Höhen zugleich die Feuer aufflammen und das bengalische Licht leuchtet, und der Kaiser bleibt auf der Terrasse mit seinen Kindern und Enkeln, bis das letzte Licht erloschen, der letzte Juchzer verhallt ist. Heuer tritt er am 18. August in sein achtzigstes Jahr. Nicht viele können es ihm nachmachen und in diesem Alter mit dem Kugelstutzen auf der Schulter fröhlich auf die Pirsch gehen.

Eine Bauernhochzeit in Schliersee.

Von B. Rauchenegger. — Hierzu die Abbildung auf Seite 1397.

Eine Hochzeitsfeier der Landbewohner, die noch nach altem Herkommen abgehalten wird, schließt fast überall ein anderes eigenartiges Gebrauchtum in sich. Nachdem, wohl infolge des Sommerverkehrs nach dem Süden unseres Vaterlandes, das Heimleben der Alpenbewohner besondere Beachtung gefunden hat, bringt man allen Vorkommnissen auf diesem Gebiet ein erhöhtes Interesse entgegen. Man kann sagen, es ist unter den Sommergästen der bayrischen Gebirgsgegenden Mode geworden, Sprache und Lebensweise der bäuerlichen Bevölkerung nachzuahmen und deren Kleidertracht für einige Wochen in Gebrauch zu nehmen, soweit sich der persönliche Geschmack damit zu befreunden vermag. Zitherspielen, Schnadahüpferln singen, Jodeln und — Schuhplatteln sind Fertigkeiten, die dem Talent der Städter nicht lange vorenthalten bleiben. Kurz, man tut draußen „am schönen blauen See" gerade so, als ob man zur „Gmoa" gehören würde. Nun brachte der Zufall mit einem Mal am 2. August in Schliersee eine Originalbauernhochzeit aufs Programm; das war ein gefundenes „Fressen" für die Sommerfrischlinge weit und breit, und es rief diese Feier eine ganz ungewöhnliche Aufregung hervor.

Der rühmlichst bekannte Direktor des Schlierseer Bauerntheaters Xaver Terofal feierte die Hochzeit seiner Tochter Therese mit dem Bühnenmitglied Josef Riendl, und diese Feier sollte getreu dem alten Ortsgebrauch abgehalten werden. Als dies ruchbar wurde, riß man sich förmlich um Einladungen, die auch, soweit es die Räumlichkeiten gestatteten, erlassen wurden. Die größere Zahl der städtischen Hochzeitsgäste wählte als Festtoilette das Bauernkostüm, und manche Dame, mancher Herr der Gesellschaft verwandelten sich noch schnell äußerlich in „G'scheerte".

Der Hochzeitlader machte fleißig die Runde mit bebändertem Hut und Stock. Wo die Einladung nur schriftlich erfolgen konnte, geschah sie durch ein besonderes Ladschreiben, dessen künstlerisch beachtenswerte Umrahmung wir auf Seite 1397 wiedergeben.

Ein herrlicher Sommertag begünstigte das Hochzeitsfest. Trotz des lachenden Himmels donnerte es aber unaufhörlich, und grollend gab das Echo aus den Schluchten und von den Bergwänden herab Antwort. Böller, Büchsen und sogar Revolver sandten dem Brautpaar, das von Neuhaus her zum Standesamt fuhr, krachende Grüße entgegen.

Zur gleichen Zeit aber sammelten sich schon die Gäste und Zuschauer im festlich geschmückten Bauerntheater, wo das Mahl vorbereitet war. Mit einem Frühstück begann die Bauernhochzeit. Neben den wirklichen und maskierten Gebirglern sah man Frack und Uniform, Salontoilette und Promenadenanzug. Die Aufwärterinnen eilten zu jedem, der Platz genommen hatte, sofort hin, um — dem Verhungern vorzubeugen. Große Schüsseln mit Nudelsuppe, riesige Platten voll Weiß- und Bratwürsten machten unaufhörlich die Runde, bis endlich, von schmetternden Trompetentönen geleitet, das Brautpaar im Saal eintraf. Der Prokrater (Prokurator oder Hochzeitlader) postierte es in die Mitte, die Eltern entsprechend rechts und links. Dann hielt er eine lange Ansprache über die zukünftige Lebensführung der Brautleute, berührte die Pflicht der Dankbarkeit gegen ihre Eltern, der sie durch öffentliche Dankeserstattung und Händegeben zu genügen hatten, und forderte sie schließlich auf, der verstorbenen Verwandten zu gedenken und für diese zwei Vaterunser mit Ave zu beten. Er betete laut vor, und die anwesenden Hochzeitsgäste, gleichviel welchen Standes und welcher Konfession, sprachen die Gebete laut nach. Dann formierte sich der festliche Hochzeitszug, und, die Blechmusikkapelle voran, ging es im flotten Tempo zur Kirche. Hunderte von Sommerfrischlern bildeten Spalier; an der Tür des Gotteshauses entstand ein geradezu gefährliches Gedränge. Längst hatte der würdige alte Pfarrherr die Trauungszeremonien begonnen, als es endlich gelang, Ruhe in der überfüllten Kirche herzustellen.

Nun bewegte sich der Hochzeitszug unter Musik, Jauchzen und Schießen zum Theater, und der Wirt Kopf vom Hotel Seehaus begann seine angestrengte Tätigkeit. Suppe, dann Musik mit Tanz, Lunglvoressen mit Tanz, Ochsenfleisch mit Blaukraut, dann Tanz, Kalbfleisch mit Hausnudeln, Tanz, ein Stück rohes Ochsenfleisch (zum Mitnehmen), Tanz, Kaffee mit Kuchen. — Pause. — Schweinefleisch mit Kraut, Geselchtes zum Mitnehmen, Tanz, Nierenbraten mit Salat und Kompott, Tanz, Mehlspeise, Würste zum Mitnehmen, Tanz!! Die Geschichte vom Schlaraffenland muß doch etwas Wahres enthalten! Bei Bauernhochzeiten ist es üblich, von den Speisen einen Teil als Bschoadessen in einem Schnupftuch mitzunehmen; deshalb wird auch rohes Fleisch gegeben. Die des Brauches Kundigen hatten ihre Tücher mitgebracht; um aber den Fremdlingen zu ihrem Rechte zu verhelfen, stellte sich ein findiger Hausierer ein, der diese „Bschoadtüachln" um eine Kleinigkeit an die Gäste verkaufte. In der Pause wurde das sog. Brautstehlen inszeniert. Die Junggesellen und Brautjungfern entführen heimlich die Braut und schleppen sie in irgendein Wirtslokal, wo sie sie mit süßem Wein regalieren, bis sie der Bräutigam auslöst. In diesem Falle wurde die Braut in ein nahegelegenes Wirtslokal geführt, und den Entführern machte es riesigen Spaß, Sektpfropfen knallen zu lassen. — — Endlich gelang es dem Bräutigam mit seinen Helfern, die Entflohene zu erwischen, und nun ging's unter Vortritt der Musik und mit größter Fidelität in den Festsaal zurück. Die Braut wurde dabei von zwei handfesten Burschen, von denen einer eine Mistgabel, der andere einen Stallbesen schulterte, geführt; der Hochzeiter schritt zwischen zwei Brautjungfern einher. Dann gab's wieder Tanz, an dem sich alle Gäste beteiligten, und dazwischen auch „Schuhplatteln", an das sich die Städter nicht heranwagten, denn wehe den wohlgepflegten — Hühneraugen! Das war ein Poltern, Stampfen, Klatschen, Juhschreien, wie man's auf der Bühne nicht hört! Das Haus zitterte, wenn die zirka vierzig Paare darauf lostrampelten — Quadrupedante putrem sonitu quatit ungula campum!! Reden und sonstige Kurzweil gab's genug; die Kinder des Mitgliedes Schuller führten eine reizende Soloszene auf, betitelt: „Spiel mit dem Feuer", verfaßt von Direktor Bach in Rosen-



heim, es wurden Schnadahüpfeln gesungen, und erst abends sieben Uhr kam der Hochzeitlader dazu, die Gäste zur Ehrung der Brautleute aufzufordern. Jeder Gast wurde einzeln vorgerufen und hatte dann sein Mahlgeld in die Schüssel zu legen, eventuell seine Hochzeitsgabe oder Beisteuer zum Nadelgeld der Braut abzuliefern. Drollige Sprüche des Hochzeitladers erleichterten die schmerzhafte Operation, nach deren gelungenem Verlauf die Musikanten erst recht mit Volldampf arbeiten mußten. Die Bierquelle floß von morgens bis — morgens unaufhörlich, aber auch der rundliche Weingott Bacchus erfuhr alle Ehren.

Außer den eigentlichen Hochzeitsgästen gingen neugierige Zuschauer ständig hin und her, was zeitweise ein förmliches Gedränge gab. Die Hochzeit verlief jedoch zur Freude und Zufriedenheit aller ohne jeden Zwischenfall und ließ nur in einem Punkt an Echtheit fehlen — wenn man den vielfachen Schilderungen der Bauernhochzeiten trauen darf —: gerauft wurde nicht! Wie üblich wurde sie aber am anderen Tage fortgesetzt. — In Neuhaus, dem Domizil der Braut, feierte das Hochzeitspaar den sogenannten goldenen Tag mit Essen, Trinken und Tanzen, und Hunderte von Sommerfrischlern halfen bei dieser fröhlichen Arbeit mit Begeisterung und großer Ausdauer.

Unsere Bilder

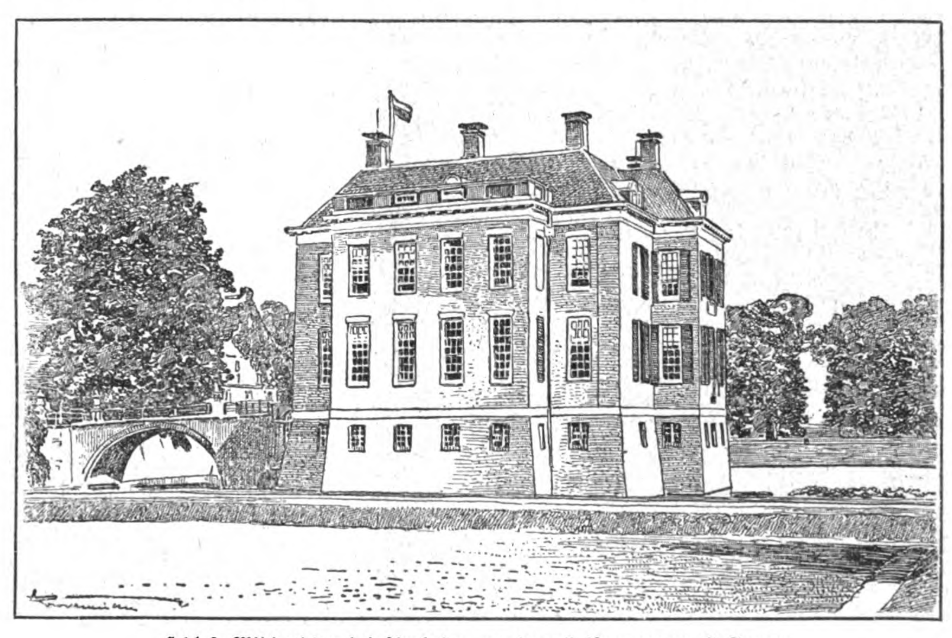
Zum Besuch des Kaisers beim Grafen Bentinck (Abb. S. 1391 u. 1392). Der Besuch, den das deutsche Kaiserpaar in diesen Tagen dem gräflich Bentinckschen Paar auf seinem Schlosse „Het Huis te Middachten" in Holland abstattete, trug einen rein privaten Charakter. Graf Willem Carel von Aldenburg-Bentinck und Waldeck-Limpurg war schon mit dem Elternpaar unseres Kaisers durch Bande der Freundschaft verknüpft; diese Beziehungen hat dann Kaiser Wilhelm in liebenswürdigster Weise aufrechterhalten und dem Grafen, der im Januar d. J. zum fünfzigsten Geburtstag des Kaisers in Berlin weilte, seinen und der Kaiserin Besuch für den Sommer in Aussicht gestellt. Dieses Versprechen hat der Monarch jetzt eingelöst. Graf Bentinck ist erbliches Mitglied der Württemberg. Ersten Kammer, Kommendator des Deutschritterordens und englischer Legationsrat a. D. Zwei seiner Söhne, Erbgraf Willem Frederik und Graf Frederik George, dienen im preußischen Heere beim Regiment Gardesdukorps in Potsdam. Eine Tochter des Grafenpaares, die 1877 geborene Gräfin Mechtild, ist seit vier Jahren mit Kasimir Erbgrafen zu Castell-Rüdenhausen vermählt.

Vom Jubiläum der Stadt Cleve (Abb. S. 1394). Cleve, die schöne niederrheinische Stadt im äußersten Westen des Reiches, beging am letzten Montag das Jubiläum ihrer 300jährigen Zugehörigkeit zur Krone Brandenburg-Preußen. Eine besondere Auszeichnung erfuhr die Feststadt durch die Anwesenheit des deutschen Kaiserpaares, das der feierlichen Enthüllung des Reiterstandbildes Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten, beiwohnte. Das Denkmal ist von Professor Breuer (Berlin) entworfen und von dem Architekten Jennen, einem geborenen Clever, ausgeführt worden. — Nach der Denkmalsenthüllung begab sich das Kaiserpaar zur Schwanenburg, dem alten, sagenumwobenen Residenzschloß der ehemaligen Herzöge von Cleve.

Der erste Vortrag des neuen Kanzlers vor dem Kaiser (Abb. S. 1392). An Bord der Jacht „Hohenzollern" hat sich der Kaiser im Hafen von Swinemünde bald nach seiner Rückkehr von der Nordlandreise von dem neuernannten Reichskanzler von Bethmann Hollweg den ersten Vortrag über die innere und äußere Lage halten lassen. Gerade wie in jenen denkwürdigen Tagen der Reichsfinanzreform Fürst Bülow mit seinem Kaiserlichen Herrn im ernsten Gespräch auf dem Deck der vor Kiel ankernden „Hohenzollern" auf und ab schritt, erstattete jetzt sein Amtsnachfolger in Swinemünde dem Monarchen seinen ersten Bericht als Kanzler des Reichs.

Von der Monarchenbegegnung in Cowes (Abb. S. 1393). König Eduard hat dem Zaren, der mit seiner Gemahlin in Cowes bei ihm zu Gaste weilte, die Tage der langwierigen politischen Verhandlungen durch allerlei Vergnügungen, wie sportliche Darbietungen und Spazierfahrten, möglichst abwechslungsreich zu gestalten versucht. Nicht nur die besonders fesselnden Segelregatten, sondern auch harmlose Familienfeste am Strand sorgten für Unterhaltung. So weilte an einem schönen Nachmittag das Zarenpaar mit sämtlichen Kindern am Ufer der herrlichen Osbornebucht, wo sich die Zarenkinder mit den Enkeln König Eduards in fröhlichem Spiel ergötzten. Die Heimfahrt an Bord der Kaiserjacht „Standart" geschah in Begleitung des englischen Königspaares auf einem Motorboot.

Die Revolution in Barcelona (Abb. S. 1395). Schlimmer als in andern Gegenden Spaniens hat die Revolution der letzten Tage in Barcelona gehaust. Die Aufständigen begnügten sich dort nicht nur wie in anderen Städten mit mehr oder weniger lärmenden Protestkundgebungen gegen den marokkanischen Krieg, sondern sie gingen auch zu Gewalttätigkeiten über, die die sonst so blühende, schöne Stadt zum Teil verwüsteten. Vor allem waren es die geistlichen Gebäude, Kirchen und Klöster, die der Zerstörungswut der rasenden Menge zum Opfer fielen. Zahlreiche Kirchen wurden zertrümmert, viele Klöster in Brand gesetzt und ihre Bewohner getötet. Auf den Straßen der Stadt errichteten die Revolutionäre Barrikaden und kämpften darauf für ihre Ideen gegen die Monarchie. Der von der spanischen Regierung neuernannte Gouverneur von Barcelona Agorin trat sein schwieriges Amt an, indem



Schloß Middachten bei Arnheim, wo das Kaiserpaar zu Gast war.

er sofort mit aller erdenklichen Strenge gegen die Aufrührer vorging und zahlreiche Verhaftungen in der Stadt vornehmen ließ. Die schuldig Befundenen wurden sogleich vor ein Kriegsgericht gestellt, das mit ihnen kurzen Prozeß machte.

Der Generalstreik in Schweden (Abb. S. 1398). Der allgemeine Ausstand aller Arbeiter in Schweden hat für das ganze Land außerordentliche Schwierigkeiten herbeigeführt. Ueberall hat er Handel und Wandel lahmgelegt, ein Umstand, der sich in dem industriereichen Land natürlich besonders schlimm bemerkbar machte. Am schwersten betroffen wurde durch den Generalstreik die Hauptstadt Stockholm, in die sich gerade jetzt im Hochsommer ein gewaltiger Touristenstrom zu ergießen pflegt. Die sonst so belebten, farbenfrohen Straßen und Plätze der Stadt verwandelten sich in totenstille Stätten, und nur in den zahlreichen öffentlichen Parks, die in und um Stockholm verstreut liegen, versammelten sich viele Tausende zu gemeinsamen Streikmeetings.

Zeppelin und Groß (Abb. S. 1396). Die deutsche Luftschiffahrt kann wieder mit Stolz auf die letztvergangenen Tage zurückblicken. Sowohl der Vertreter des starren Systems, der unbeugsame Graf vom Bodensee, wie auch Major Groß von der Berliner Luftschifferabteilung haben bedeutende Erfolge zu verzeichnen gehabt. Dem Grafen Zeppelin ist es gelungen, den Reichsluftkreuzer „Z. II" am 5. August in glatter Fahrt von Frankfurt a. M. nach Köln zu führen und dort glücklich zu landen. An dem gleichen Tag unternahm das Militärluftschiff „Groß II" von Berlin aus eine durch nichts gestörte 16stündige Fernfahrt. Für dieses Luftschiff wurde am 4. d. M. auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin eine transportable Ballonhalle fertiggestellt. Diese hat eine Länge von 121, eine Breite von 20 und eine Höhe von 25 Meter. Sie wird gebildet aus 58 hohlen, runden Eisenmasten, die in Abständen von vier Meter zu beiden Seiten errichtet sind und auf eisernen Schienen ruhen. Die Halle soll während der kommenden Manöver nach Württemberg geschafft werden, um dem „Groß II." eine sichere Unterkunftstätte zu bieten.

Die Börsenwoche.

Die Haussebewegung, die sich seit einer Reihe von Tagen ziemlich gleichmäßig an sämtlichen maßgebenden in- und ausländischen Märkten eingestellt hat, erfuhr zeitweise eine wenn auch nur leichte Trübung durch die Beunruhigung, die die Zuspitzung der Kretafrage urplötzlich in die politische und finanzielle Welt hineintrug. Es ist bezeichnend für die Auffassung der Bank- und Privatkreise, daß sie, bestärkt durch die starke Friedenspropaganda, die sich in wachsendem Maß in allen Kulturstaaten bemerkbar macht, beim Auftauchen politischer Schwierigkeiten die früher regelmäßig beobachtete Nervosität vollständig ad acta gelegt hat. Auch diesmal läßt sich die nämliche Wahrnehmung machen. Denn ungeachtet aller zeitweise recht alarmierend lautender Zeitungsberichte — besonders soweit sie aus dem Milieu der an Griechenland grenzenden türkischen Gebiete stammen — war auch an keinem einzigen Börsentag eine wirklich flaue Marktstimmung zu konstatieren. Es fällt diese Erscheinung besonders ins Gewicht, wenn man berücksichtigt, daß die Kurse vorher nahezu ununterbrochen ganz erheblich gestiegen waren. Diese Wahrnehmung spricht natürlich auch für die gegenwärtige große innere Festigkeit der Märkte.

Die Gründe jener Zuversicht sind seit geraumer Zeit unverändert die nämlichen geblieben. An erster Stelle rangiert die internationale Geldflüssigkeit, die die Zinssätze für Leihgeld und für Diskonten auf einen auch für die gegenwärtige Jahreszeit recht niedrigen Stand herabgedrückt hat. Daß, soweit wenigstens die maßgebenden europäischen Märkte in Betracht kommen, noch immer der Rückgang der wirtschaftlichen Tätigkeit bei dieser großen Geldflüssigkeit mitspricht, liegt auf der Hand. Immerhin aber läßt sich gerade am deutschen Markt beobachten, daß die Ansprüche der Industrie, soweit sie sich wenigstens an das große Reservoir der Reichsbank richten, keineswegs eine merkliche Verringerung erfahren haben. Die Anspannung des Reichsbankstatus zum Julitermin war bekanntlich sogar eine ganz abnorm starke, und der Rückfluß der Umlaufsmittel in die Verkehrskanäle vollzog sich diesmal auch durchaus nicht in besonders beschleunigtem Tempo. Es wäre allerdings wohl kaum richtig, die letzten Gründe dieser andauernden Kreditansprüche etwa auf eine ins Gewicht fallende Zunahme und Besserung der industriellen Tätigkeit zurückzuführen.

Einen weiteren, sicherlich nicht unbedeutenden Grund für die zuversichtliche Haltung der Märkte bilden die günstigen Ernteaussichten in allen Bodenfrüchte produzierenden und exportierenden Ländern. Besonders maßgebend für die Effektenmärkte ist in dieser Beziehung die amerikanische Börsenverfassung. Nachdem sich dort die ökonomische Lage nach Ueberwindung der schweren Geld- und Wirtschaftskrisis überraschend schnell gehoben hat, kommt der amerikanischen Geschäftswelt jetzt auch eine ganz außerordentlich reiche Ernte zu Hilfe. Was dies für einen in vielen Landesteilen noch reinen Ackerbaustaat wie die Union zu bedeuten hat, bedarf keines besonderen Hinweises. Es wird daraus ohne Zweifel den Quellen des Wohlstandes wieder sehr bedeutende neue Nahrung zugeführt, eine Aussicht, der von der Neuyorker Börse bereits seit Wochen in ausgiebigem Maß durch die Kurssteigerung der Eisenbahn- und Industrieaktien Rechnung getragen wird. Nachdem nun auch die sogenannte Zolltarifreform drüben Gesetzeskraft erlangt hat, ist die Bahn für die geschäftlichen Unternehmungen und für die Hausseveleitäten der amerikanischen Faiseure vollends freigemacht. Die Rückwirkung dieser Tatsache auf die europäische Wirtschaftslage wird, so hofft man, und wohl mit Recht, kaum ausbleiben.

Verus.

Die Toten der Woche

Professor Dr. Karl Friedheim, bekannter Chemiker, † in Boeningen am Brienzer See im Alter von 51 Jahren.

Professor Benno Haertel, Lehrer an der Kgl. Hochschule für Musik in Berlin, † am 5. August im Alter von 63 Jahren.

Kommerzienrat Franz Kupferberg, † in Bendorf am Rhein am 9. August im Alter von 60 Jahren.

Geh. Rat Prof. Dr. Adalbert Merx, bekannter Orientalist, † in Heidelberg am 4. August im Alter von 71 Jahren.

Alexander Freiherr v. Reden, ehem. Statthalterei-Vizepräsident, † in Innsbruck am 6. August im Alter von 64 Jahren.

Hofrat Prof. Dr. Alfons v. Rosthorn, bedeutender Gynäkologe, † in Wien am 8. August im 52. Lebensjahr.

Oberregierungsrat Bernhard Woldemar Freiherr v. Wöhrmann, † in Prödel bei Gaschwitz am 4. August im 58. Lebensjahr.



Bilder vom Tage

Wilhelm Graf von Bentinck und Waldeck-Limpurg,

Herr auf Schloß Middachten bei Arnheim, wo das Kaiserpaar zu Gast war.

Hofphot. Erich Sellin.







Hofphot. Meyer.

Erbgraf von Bentinck und Waldeck-Limpurg.



Hofphot. Bieber.

Gräfin von Bentinck und Waldeck-Limpurg,
geb. Freiin von Heeckeren-Wassenaer.



Hofphot. Thiele.

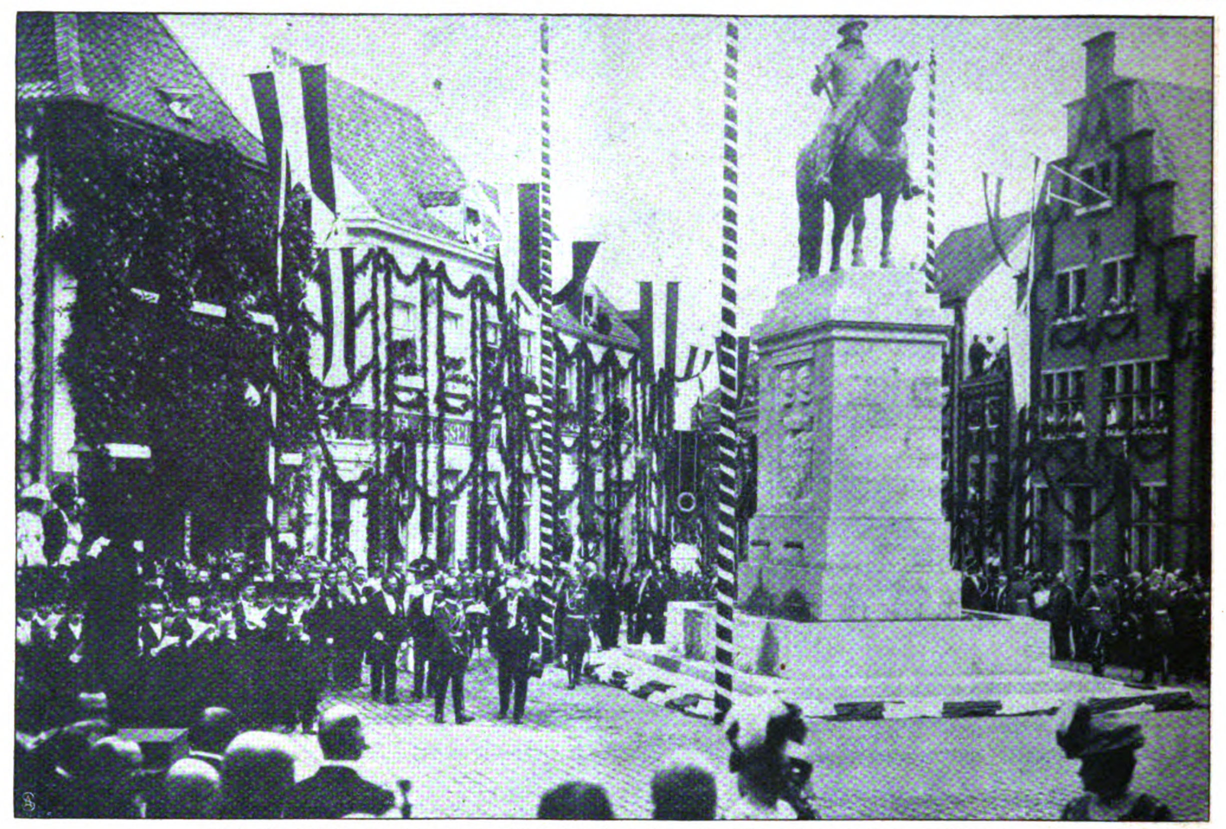
Mechtild Erbgräfin zu Castell-Rüdenhausen,
geb. Gräfin von Bentinck und Waldeck-Limpurg.

Zum Kaiserbesuch auf Schloß Middachten in Holland.

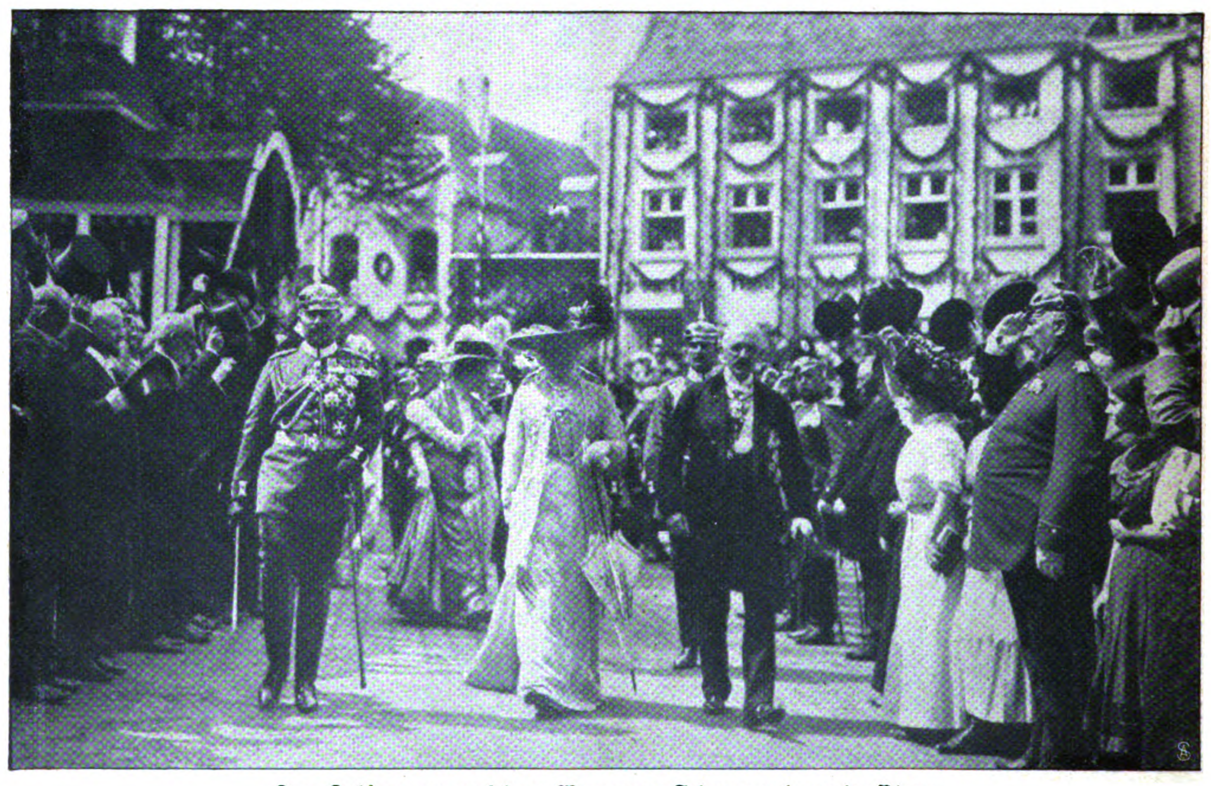
Der Reichskanzler in Swinemünde: Der Kaiser nimmt an Bord der „Hohenzollern" den Vortrag des Kanzlers entgegen.
Phot. Th. Jürgensen, S. M. J. „Hohenzollern".

Das russische Kaiserpaar mit dem König und der Königin von England nach dem Besuch von Osborne.

Von der Monarchenbegegnung in Cowes.



Die Enthüllung des Reiterstandbildes des Großen Kurfürsten in Cleve.



Das Kaiserpaar auf dem Wege zur Schwanenburg in Cleve.

Zur Feier der 300jähr. Zugehörigkeit des ehem. Herzogtums Cleve zum brandenburg-preußischen Staat.

Elektrophot, Berlin.

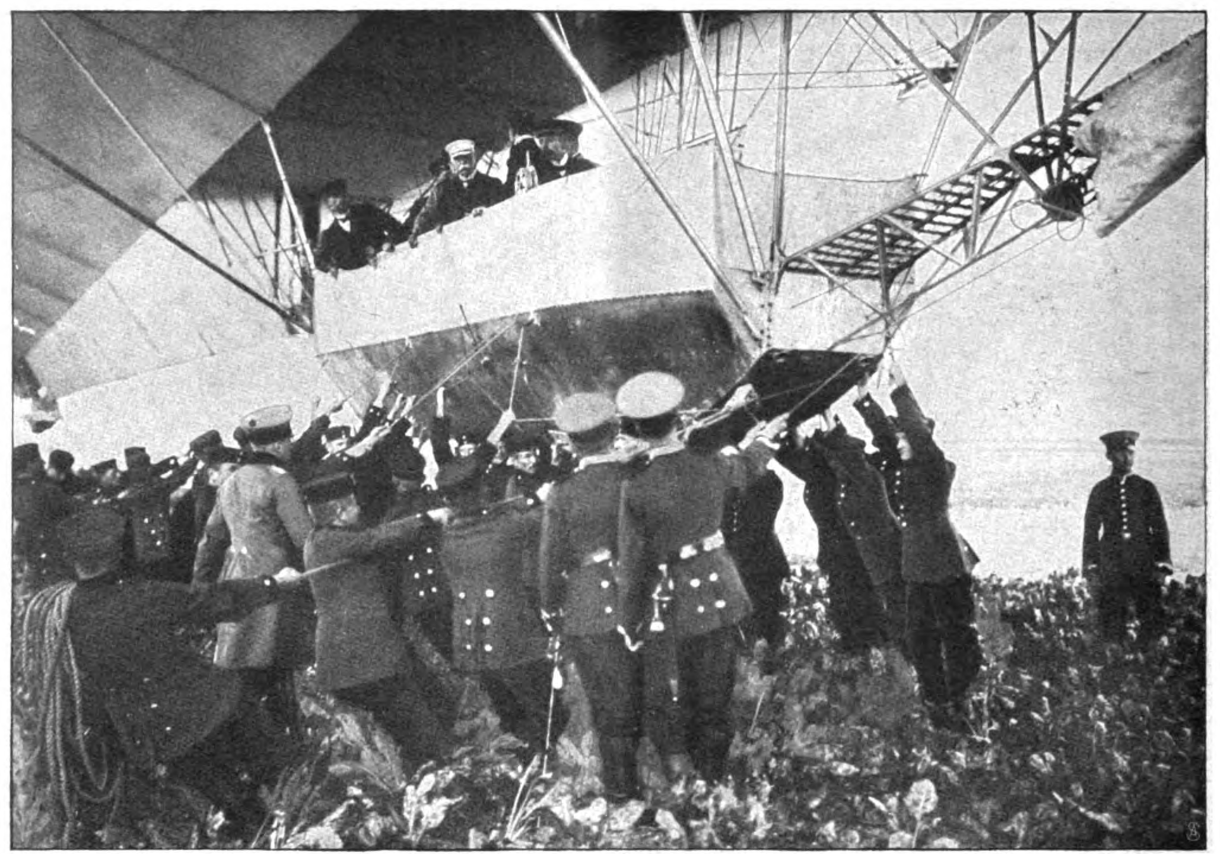


Ein von den Aufständischen verwüstetes Nonnenkloster
Rechtes Bild: Verhaftungen in der Calle de Pelago.

Eine erstürmte Barrikade in der Calle del Padre Serafine.

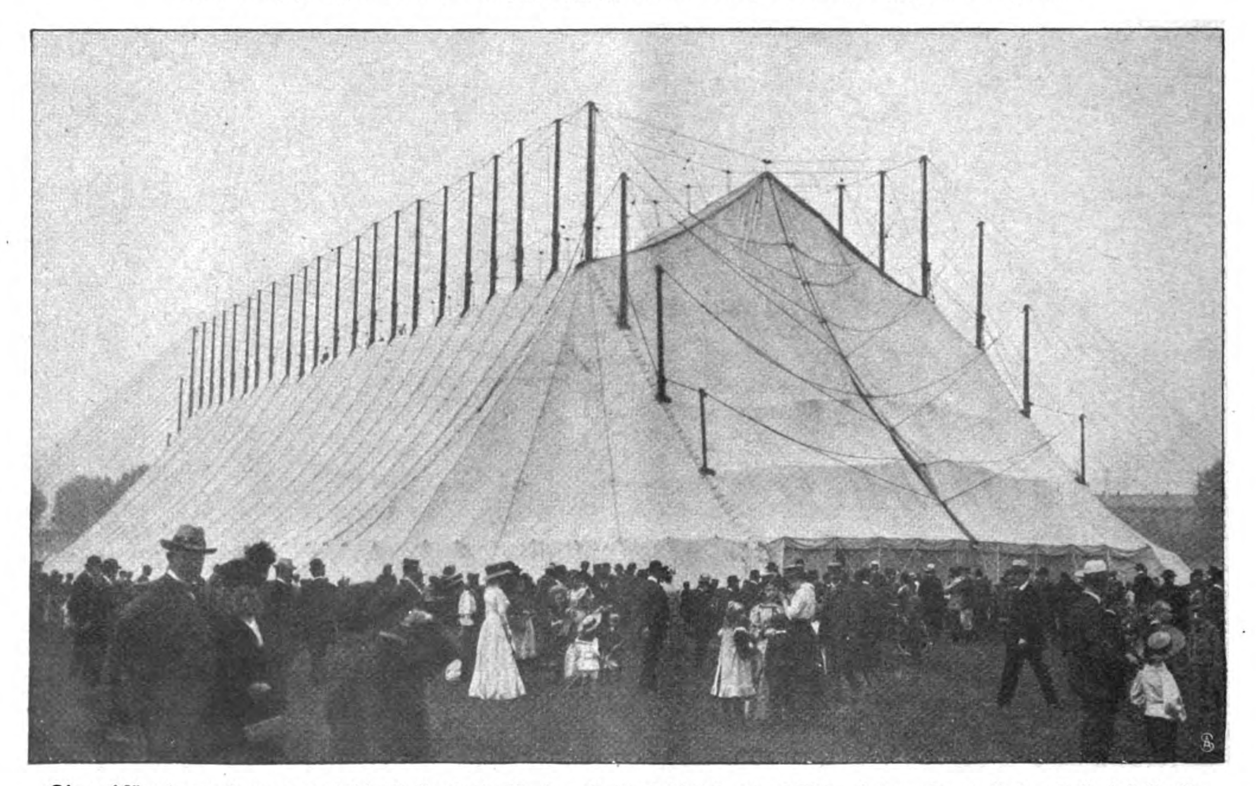
Aus den Revolutionstagen in Spanien: Bilder aus Barcelona.





Landung vor dem neuen Heim. Phot. Tucht.

Die Ueberführung des Reichsluftschiffes „Zeppelin II." durch den Grafen Zeppelin nach Köln.



Die zeltförmige und transportable Ballonhalle für das Reichsluftschiff „Groß II." auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin.

Eine oberbayrische Bauernhochzeit in Neuhaus bei Schliersee:

Vermählung im Hause Xaver Terofal.

Friede, Geduld, Demuth, Frömmigkeit, Zutrauen, Treue.

Als Hochzeiter und Hochzeiterin empfehlen sich:

Josef Riendl, Mitglied des Schlierseer Bauerntheaters,
Therese Terofal, Direktorstochter des Bauerntheaters.

Umrahmung der Hochzeits-einladung nachgebildet.

Phot. Traut.





1. Das „Bewegen" der infolge des Streiks unbeschäftigten Pferde. 2. Der bekannte Arbeiterführer Hjalmar Branting. 3. Schmale Zeiten: Streikende löschen ihren Durst am Brunnen. 4. Pour passer le temps: Streikende schauen Anglern zu. 5. Vor der Arbeiter-Statue im Volkshaus: Die neuesten Nachrichten über den Streik. 6. Soldaten eskortieren Milchverkäufer. 7. Der Präsident der Landesorganisation Lindquist.

Generalstreik in Schweden.

Blombergs Internationella Preß-Foto-Byro, Stockholm.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

2. Fortsetzung.

Josepha saß allein in dem festlich erleuchteten großen Raume, an der prächtig gedeckten Tafel, pflückte mit spitzen Fingern die goldgelben Beeren von der schweren Traube und zerdrückte sie langsam, methodisch gegen den Gaumen.

Als der Diener wieder eintrat, hatte sie die halbe Traube verspeist. Nun glaubte sie, dem Dekorum genug geopfert zu haben, und schob das Tellerchen aus fein facettiertem Kristall mit einer ruhigen Geste von sich.

Der Diener stellte das silberne Mokkaservice mit den feinen Sevresschälchen neben sie hin.

„Darf ich einschenken?"

„Lassen Sie. . . . Ist Papa allein?"

„Jawohl, gnädiges Fräulein."

Sie füllte mit ruhiger Hand zwei Tassen, träufelte in die eine noch ein paar Löffel fine Champagne, der in einem Silberflakon auf dem Tablett stand, und ging mit den zwei Schälchen in der Hand zum Arbeitzimmer des Vaters.

Der Diener eilte voraus, ihr die Türen zu öffnen und die Portieren zurückzuschlagen, die das Arbeitzimmer vom Speisesaal trennten.

Frank Nehls ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Das elegante Hausjackett hatte er zu beiden Seiten leicht auf die Schulter zurückgeschlagen, die Daumen in den Achselausschnitt der dunklen Flanellweste gesteckt, mit den übrigen Fingern trommelte er auf seiner Brust herum.

„Was gibt's?"

Pieps trat gleitenden Schrittes näher.

„Ich wollte mit dir Kaffee trinken, Papa, und eine Zigarette rauchen . . . es ist dir doch recht?"

Er antwortete nicht gleich, weil der Ärger noch nicht ganz verflogen war und der Grund seiner krankhaften Verstimmung tiefer lag und nicht durch Worte allein zu beschwichtigen war.

Aber Pieps schien auch keine Antwort zu erwarten. Sie stellte die Tassen auf den breiten Vorbau der köstlich geschnitzten Bibliothek und rauchte zwei Zigaretten an.

„Da . . . Papali . . ."

Mit bezaubernder Koketterie zwängte sie dem Vater die Zigarette zwischen die Lippen.

„Fratz du!" sagte er schon halbbezwungen und faßte sie unter das Kinn.

Sie lächelte ihn an, strahlend, unbefangen, als wenn nicht der leiseste Mißton die letzte Stunde getrübt hätte.

„Wir wollen ein bißchen Seitenlicht geben — das habe ich so furchtbar gern. Dann sieht dein Zimmer so geheimnisvoll aus . . ."

„Und dir steht es gut, du eitler Racker!"

Sie knipste lachend das hochangebrachte Seitenlicht an, das sich durch ein Bukett farbiger Gläser in wohltuendem, bläulichem Schein durch den großen, hohen Raum ergoß, der doppelt hoch aussah durch die aufstrebende Gotik der zwei Bibliotheken und der Wandpaneele.

Die Beleuchtung war ähnlich dem frühen Morgenlicht in einer Kirche, wenn die Sonne durch blaubemalte Fenster hereindringt, noch ohne Wärme und flimmerigen Glanz, aber schon verheißend und wundersam beruhigend nach dem kalten Grau der Frühdämmerung.

Pieps legte schmeichelnd ihre kühle, weiche Wange an die vorzeitig ergraute Schläfe des Vaters.

„Bist du wieder gut, Papali?"

Es war ein eigenes Kosen in diesem weichen, kindischen „Papali", das sie aus ihrer Kinderstube als einzige Kindlichkeit herübergerettet hatte.

In ihm zitterte aber noch die Erregung des verlebten Tages nach, ein dumpfer Groll gegen das Leben, das sich ihm plötzlich feindlich und unüberwindlich zeigte.

„Wenn ihr doch verstehen wolltet, was das heißt, sich jedes Jahr sein bißchen Namen und seine Existenz aufs neue erkämpfen! Ihr steht da, vor dem fertigen Resultat, ihr wartet ab, was euch in den Schoß fällt. Ob's gut oder schlecht ist — nicht ihr tragt die Verantwortung, aber aus meiner Hand empfangt ihr es, und ich reiße mir die Finger blutig, um nicht mit leeren Händen dazustehn. Das müßt ihr doch endlich mal verstehn!"

Er sagte „ihr" — meinte aber nur seine Frau. Und Pieps verstand das und schmiegte sich noch näher an ihn.

„Ist es denn diesmal so schwer, Papali?"

Er lachte kurz auf, fuhr ihr streichelnd über das flimmernde, blonde Haar und ging wieder erregt auf und ab.

„Es ist keine Schulaufgabe. Was ich geschaffen habe — vertrete ich. Das halte ich für gut. Und ob's schwer oder leicht war, das geht keinen was an. Aber wenn ich's von da wegnehme — er schlug mit der flachen Hand auf das dunkelviolette Tuch seines riesigen Schreibtisches — dann habe ich auf einmal Recht und Kraft verloren! Dann kann ich zusehn, wie mein Werk verstümmelt wird durch Dummheit, Unfähigkeit, Böswilligkeit . . ."

Pieps schüttelte ernsthaft den Kopf.

„Das wagt doch niemand bei dir, Papa."

Er zuckte die Achseln.

„Was weißt du . . .!"

Er zerdrückte die Zigarette zwischen seinen nervösen, hageren Fingern und warf sie heftig in eine Aschenurne aus getriebenem Kupfer. Die Adern auf seinen Schläfen füllten sich mit Blut und spannten, Stricken gleich, die dünne, durchsichtige Haut.

Er hörte das kühle, respektvolle: „Auf Ihre Verantwortung, Verehrtester!", wenn er gegen die unsinnigen Striche protestierte.

„Ihr richtet mein Stück zugrunde!" schrie er dann.



Und Enzlehn, zum Rasendwerden korrekt und gelassen, in seiner direktorialen Unnahbarkeit, wendete sich an den Regisseur: „Herr Frank Nehls wünscht, daß der Strich wieder aufgemacht wird. Auf seine Verantwortung!"

Auf seine Verantwortung! — —

Es war wie ein kaltes Sturzbad und so aufreizend zugleich, daß er dem Regisseur am liebsten den Bleistift aus der Hand gerissen, ihn in hundert Stücke gebrochen hätte!

Sollten sie nur probieren — sollten sie machen, was sie wollten!

Er stieg von der Bühne in den dunklen Zuschauerraum hinab, ging den Mittelgang entlang, den Stock mit dem goldenen Knauf hinter dem Rücken haltend, stellte sich unter eine vereinzelt brennende Glühbirne, blätterte im Morgenblatt, das er aus der Rocktasche nahm.

Von der Bühne herab drangen losgerissene Worte und Sätze an sein Ohr. Die Stimmen klangen blechern. Die Nelzen, mit ihrer stereotypen Gefühlsnote, hinter der sich nichts anderes als Routine verbarg, die seit sechs Jahren in allen seinen Stücken die Hauptrolle spielte, so daß er selbst kaum seine Heldinnen auseinander halten konnte, fiel ihm unerträglich auf die Nerven.

Sie war die Schwester des Direktors, hatte einen glänzenden Vertrag und dachte nicht daran, auch nur ein Jota von ihren Rechten aufzugeben — selbst dann nicht, als Enzlehn von einer Krisis sprach, die ihm Sparsamkeit zur Pflicht machte, zu ihr Andeutungen fallen ließ, daß er einer Lösung des Vertrages nichts in den Weg stellen würde.

„Geschäft ist Geschäft, mein Lieber", sagte Claire Nelzen und bemächtigte sich der neuen Rolle mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der sie am 1. und 16. jedes Monats ihre tausend Mark einstrich.

Frank Nehls wußte nicht mehr: waren die Gestalten, die er geschaffen, so zum Gähnen gleichartig, oder war es nur die Wiedergabe?

„Streichen, streichen . . ." schrie er selbst, seiner Sinne kaum mächtig vor Wut.

Er konnte die Stimme nicht hören, diese Stimme, die immer in gleichen Tönen schmeichelte, lachte, weinte . . . .

Und die Nelzen ließ mit der Miene einer beleidigten Königin die Rolle zu Boden gleiten.

„Was übrigbleibt, können Sie einer Elevin geben, Herr Nehls!"

„Werde ich auch!! Werde ich auch!!" schrie er vor Zorn außer sich.

Enzlehn sagte ruhig:

„Ich glaube, die Herrschaften sind zu erregt, als daß ein weiteres Probieren heute noch Zweck hätte . . . Mahlzeit, meine Herrschaften!"

Frank Nehls kam sich vor wie ein dummer Junge.

„Bestie", murmelte er zwischen den Zähnen.

Enzlehn trat an ihn heran, sprach — sich die Handschuhe zuknöpfend — vom Wetter, der letzten Partie Ecarté im Klub . . . es ließe sich mit dem Ecarté ebenso schnell und viel verlieren wie mit dem Poker.

„Solange die Nelzen bei Ihnen ist, kann man Ihnen kein Stück geben, lieber Direktor!"

„Bringen Sie mir eine Bessere, und von morgen ab betritt sie nicht mehr die Bühne."

Dann hatten sie sich freundschaftlich die Hand geschüttelt und waren in entgegengesetzter Richtung auseinandergegangen, wütend aufeinander, jeder empört über die unerhörte Rücksichtslosigkeit des andern.

Das alles kochte und brodelte wieder in Frank Nehls, als Pieps fragte:

„War's schwer, Papali?"

Und er fand keine Worte, um die namenlose Wut zu schildern, die ihm am heutigen Vormittag jede Selbstbeherrschung geraubt hatte.

Der Diener klopfte an.

„Herr Eiler", meldete er.

Frank Nehls stutzte. Was wollte der?

„Ich lasse bitten."

Pieps lächelte.

„Herr Eiler bringt immer Gutes."

„So . . . meinst du?"

Sein Ton war unsicher. Vor drei Tagen hatte er Eiler um zweitausend Mark angepumpt — auf vier Wochen.

„Aber selbstverständlich; Bagatelle!" Und Eiler hatte ihm sofort in seiner rundlichen und stark akzentuierten Schrift einen Scheck ausgestellt, hatte die Quittung mit einem „Aber, mein Bester, das ist ja doch ganz überflüssig!" achtlos in die Westentasche gesteckt.

Was wollte er jetzt?

Frank Nehls' Blick fiel auf Pieps. Sie lehnte an der gotischen Säule der Bibliothek, ihr Kleid aus silbergrauem Wollkrepp floß in weichen Falten um ihre schlanke, biegsame Gestalt. Ein breites, hellblaues Band hob das aschmatte Blond ihres Haares, gab dem Köpfchen etwas Backfischmäßiges und unendlich Reizvolles.

„Willst du nicht lieber gehn, Pieps?"

Aber sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Ich sehe Herrn Eiler gern — ich möchte ihm guten Tag sagen."

Da tänzelte er auch schon herein: rund, wohlriechend nach guten Zigarren, Kölnischem Wasser und feiner Seife.

„'n Abend, Meister, wie geht's, wie steht's? Was macht der ‚Dreikampf'? . . . Und da ist ja auch das scharmante Piepsfräulein! Hätte ich auf das Glück rechnen dürfen, ich wäre nicht ohne Blumen gekommen!"

Er küßte mit Behagen die schlanke, feine Hand.

„Immer schöner — von Tag zu Tag schöner wird das kleine Fräulein. Ein so alter Papa wie ich darf das sagen, ja? . . . Na also!"

Er lachte jovial.

Frank Nehls bot ihm von den Henry Clays an.

„Wir sind gerade beim schwarzen Kaffee, Eiler. Eine Tasse gefällig?"

„Danke, danke . . . ich habe gerade ein kleines Dejeuner absolviert. Eine neue Emission. Da wird nachher des Guten ohnehin ein bißchen zuviel getan! Wer nicht kapitelfest ist, kommt mit 'ner begossenen Nase heim!"

Pieps beobachtete den kleinen, beweglichen Herrn mit den rebellischen Haarbüscheln auf der rosigen Glatze aufmerksam und ernst. Sie erinnerte sich nicht, daß er jemals so ohne Umstände beim Vater eingetreten wäre. Der Besuch zu ungewohnter Zeit erfüllte sie mit unruhiger Erwartung.

„Sie sehen verärgert aus, Nehls . . . was 's los?"



Frank Nehls setzte sich auf die Kante des Schreibtisches.

„Manchmal möchte man den ganzen Krempel zusammenschmeißen“, stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Das selbstvergnügliche Gesicht des kleinen Eiler irritierte ihn.

Eiler paffte seiner Gewohnheit nach dicke Rauchwolken vor sich hin, indem er genüßlich die Nasenflügel bewegte.

„Ja, ja . . . sehen Sie, so geht's mir auch oft. Ich bin eine Künstlernatur — Ehrenwort — freilich im Dichten, Musizieren nur ein elender Stümper, aber doch mit der ganzen Seele bei der Kunst. Ihr Stück z. B. ist mir wichtiger als die Frage, ob die neuen Aktien null oder vierzig Prozent Dividende geben werden.“

„Das ist auch wichtiger“, sagte Pieps sehr scharf.

Eiler bog sich vor Lachen.

„Ausgezeichnet — — ausgezeichnet! !“

Plötzlich brach er ab und sah Pieps mit seinen lebhaften, dunklen Äuglein bewundernd an.

„Da sucht der Mann eine Darstellerin für seine Heldin und sieht die eigene Tochter nicht!“

„Lassen Sie die Witze, Eiler“, warf Frank Nehls heftig ein.

Pieps blickte kalt und abweisend, ging durchs Zimmer und schob ein Bild gerade, das oberhalb eines Waffenarrangements hing.

„Sehen Sie doch, Nehls, wie sie geht . . . wie sie das Kleid trägt, sehen Sie d i e Linie . . . Sind Sie denn blind, Mann?“

„Ich habe gar kein Talent, Herr Eiler . . . wirklich“, warf sie spöttisch, ohne sich umzusehen, über die Schulter ein.

„Auch keine Lust, Piepsfräulein?“

„Auch keine Lust.“

Frank Nehls knabberte an dem Ende seiner Zigarre. Seine Brauen waren nervös zusammengezogen, mit der Spitze seines Stiefels schlug er ungeduldig auf den Teppich.

Er war nicht blind. Er sah alles.

Es war ihm jedesmal ein gleiches Entzücken. Aber es ekelte ihn, wenn er nur daran dachte, daß sein kleines Mädchen sich vor einem Fremden zur Schau stellen sollte; und noch unmöglicher schien es ihm, die heißen Worte der Leidenschaft, die er seinen Heldinnen in den Mund legte, von ihren kühlen, frischen Lippen zu hören.

Sein Kind — das war ihm etwas Feines, Erlesenes, eine köstliche, unberührte Blüte, die nichts gemein hatte mit dem Sumpf des Theatergetriebes. Nicht einmal, tausendmal hatte er den Gedanken in seinem Hirn herumgewälzt, Pieps eine Rolle einzustudieren. Einmal hatte er sie aus dem Manuskript eine Szene lesen lassen, und es hatte ihn so ergriffen, daß er ihr die Blätter aus der Hand gerissen und mit forciertem Lachen gerufen hatte: „Nee, mein Kindel, so geht das nicht! Du bist ein kleines Schaf!“

Aber Pieps hatte die Lüge herausgehört. Und noch bleich von der Erregung, mit fliegenden Pulsen hatte sie gerufen: „Gut, nicht wahr, Papa? Gerade so ist's richtig, das fühl ich“, und vor dem Sessel wie vor einem lebenden Menschen in die Knie sinkend, hob sie die Arme und sprach die Sätze zu Ende, mit ihrer süßen Stimme, die vor Aufregung und Kränkung in leises, verhaltenes Schluchzen überging und so ergreifend wirkte, daß man darüber kaum der Worte achtete.

Aber Frank Nehls hörte doch die Worte. Die Worte rasender Leidenschaft, verlangender Sinnlichkeit, und diese Worte ekelten ihn an aus dem Munde seines Kindes.

Brutal riß er sie in die Höhe.

„Du bist eine talentlose Gans! Das ist ja nicht zum Anhören! Mach dich nicht lächerlich!“

Und er sah sie zum erstenmal wirklich zornig an und schob sie unsanft zur Tür hinaus.

Nie mehr war von dieser Stunde die Rede zwischen beiden gewesen, und gewaltsam suchte Frank Nehls auch die Erinnerung an sie zu verlieren.

Aber wenn er im Zwielicht der Bühne auf der Probe stand und mit immer wachsender Ungeduld der Nelzen zum zehntenmal den Ton angab, auf den sie ihre große Szene zu stimmen hatte, dann hörte er die weichen und doch so leidenschaftlichen Akzente, mit denen sein Kind die kalten und nüchternen Worte zu ungeahnter Kraft und Innigkeit erhoben hatte.

Dann schrie er jedesmal: „Streichen! Streichen! Das liegt Ihnen nicht!“

Und zu Hause war er unleidlich und mochte es nicht, wenn Pieps in ihrer verführerischen Grazie die Erinnerung an jenen Tag und an jene Wünsche heraufbeschwor, die der Vater dem Künstler nicht verzeihen wollte.

Eiler tat sehr entrüstet.

„Na, sagen Sie, lieber Freund, muß es durchaus die Nelzen sein, die in Ihren Stücken spielt? Kommt sie Ihnen denn nicht schon zum Halse heraus? Wir wissen ja alle ganz genau, was sie in den gegebenen Momenten macht, und wie sie's macht! Und wenn's noch so gut ist — toujours perdrix —. Dazu kommt noch: sie hat die Linie nicht, die heute verlangt wird. Sie ist gut angezogen — ja, zugegeben. Aber man spürt das Korsett unterm Kleid — Verzeihung, kleines Piepsfräulein, ein alter Papa wie ich darf das schon sagen — das Korsett, nicht den Körper. Zum Deubel, in — Fischbein verliebe ich mich doch nicht!“

Frank Nehls mußte lachen.

„Die Fischbeine kommen aus Paris und kosten sie jedesmal dreihundert Frank!“

„Das ist sehr erfreulich für ihren Korsettlieferanten, dem Publikum aber ist das wurscht.“

Die Herren lachten jetzt gemütlich. Wäre Pieps nicht im Zimmer gewesen, Eiler hätte die letzten zwei Börsenwitze erzählt, mit denen er seit gestern Furore machte.

Aber die Stimmung schien ihm auch so gut genug vorbereitet.

„Enzlehn hat seinen Star auch schon satt. Heute traf ich ihn, wie er von der Probe kam. Er sah aus, als hätte er ein paar tausend Mark verjeut. Wir gingen ins Theatercafé, nahmen 'nen Vermouth — ausgezeichnet übrigens der neue Vermouth dort — da gab ein Wort das andere.“

Frank Nehls spitzte die Ohren.

„Es war eine meschante Probe heute . . .“

Eiler nickte.

„Ja . . . Enzlehn hegt die größten Befürchtungen für die Premiere, das muß ich Ihnen offen zugestehen.“

Frank Nehls verfärbte sich.

„Das liegt an der Nelzen“, rief er heftig.

„Na ja . . . an wem sonst!“

Pause.



Pieps blätterte nervös in einem aufgeklappten Buche.

„Eine Frage, Nehls . . ."

„Bitte."

„Sie würden Ihre Tochter nie auftreten lassen?"

Er erwiderte so hastig, daß es fast ängstlich überstürzt klang: „Nie!"

Eiler nickte abermals.

„Halte ich auch für sehr vernünftig. Aber die Erscheinung Ihrer Tochter — paßt sie zu der Heldin?"

Und ebenso hastig, unüberlegt kam die Antwort: „Das ist ja die Erscheinung! So muß sie aussehn, so muß sie gehn und stehen — selbstverständlich . . ."

Pieps lächelte triumphierend und lehnte ihr aschblondes Köpfchen an die dunkle Holztäfelung.

Eiler stand auf und klopfte sich ein paar Aschenstäubchen von der Weste: „Dann habe ich etwas für Sie."

„Nun!?"

Frank Nehls sprang wie elektrisiert auf und packte den kleinen Eiler am Arm.

„Ja. Ich hab was für Sie. Und wenn Sie den Mut haben, es mit einer halben Anfängerin zu versuchen — ich habe den Mut, sie Ihnen anzubieten. Ja mehr noch: den Mut, Sie zu bitten, es mit ihr zu versuchen."

Frank Nehls trat mißtrauisch zurück.

„Bei jeder Ankündigung eines neuen Stücks werden mir von zehn — sagen wir „Kunstmäzenen" neue Sterne angeboten!"

Eiler knöpfte seinen cut-away-Rock zu.

„Schön. Reden wir nicht davon", sagte er kalt.

Pieps legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Herr Eiler, sieht sie mir ähnlich?"

Eiler lächelte.

„Sie hat Ihre Linie und etwas in ihrem Wesen, das an das kleine Piepsfräulein erinnert. Vielleicht mehr Seelen- als Gesichtsähnlichkeit. Rasse, Temperament — eine Entdeckung!"

„Sieh sie dir an, Papa", sagte Pieps.

Es klang beinahe befehlend.

Gerade, daß sie an Pieps erinnerte, war ihm unangenehm. Er bewunderte das Kind, das über seine eigenen Wünsche sich erhob, so bedingungslos auf Eigenes verzichtete, ihm zuliebe.

„Ansehen . . . warum nicht?"

Eiler knöpfte seinen Rock wieder auf, wurde beweglich und geschwätzig.

„Ich schicke sie Ihnen morgen. Sie wird allein kommen. Machen Sie sich auf keine Modedame gefaßt, hören Sie? Aber sie wird es werden — verlassen Sie sich auf mich."

Er lachte verschmitzt und rieb sich die Hände.

„Was wird Enzlehn dazu sagen?"

„Enzlehn? Lieber Freund — da . . .!"

Eiler rieb Daumen und Zeigefinger aneinander.

„Sie soll ihn keinen Pfennig kosten — keinen Pfennig. Da wäre er doch dumm! Es ist schon abgemacht mit ihm. Fünf Proben macht sie mit, quasi für zweite Besetzung, um die Nelzen zu schonen. Geht's nach der fünften Probe nicht, wird sie fortgeschickt. Geht's . . . das übrige lassen Sie meine Sorge sein."

Frank Nehls fühlte die Überrumpelung. Aber es blieb ihm keine Wahl.

Auch er war müde, mürbe. Der heutige Vormittag hatte ihm klar gezeigt, daß an einen Erfolg nicht zu denken war, wenn es so weiter ging. Jetzt eröffnete sich wenigstens eine Chance.

Matt reichte er Eiler die Hand.

„Schön. Wir werden ja sehn . . ."

„Sie heißt Ada Moll, hat bis jetzt zwei Jahre in der Provinz gespielt. Kottbus war ihr größtes Engagement . . da ist sie ausgelacht worden."

Frank Nehls fand seine gute Laune wieder.

„Das ist ja vielversprechend!"

Mochte sie kommen. Eiler zuliebe konnte er einmal eine Viertelstunde umsonst opfern und sogar ein paar Proben. . . .

„Piepsfräulein, Ihnen als meiner Fürsprecherin schicke ich gleich mal eine niedliche kleine Bonbonniere . . ."

„Das lassen Sie lieber bleiben", schnitt Frank Nehls kaum höflich ab und zog Pieps an sich heran. „Von jetzt ab wird mein naseweises kleines Mädel im Kinderzimmer bleiben müssen, wenn ich Besuch habe!"

Noch ein paar Händedrücke, ein galanter Handkuß. Eiler tänzelte zur Tür hinaus.

„Nein, nein, Meister, drin bleiben — Ihre Zeit ist kostbar! . . . Sieht man Sie heute im Bühnenklub?"

„Ja . . . das heißt . . . ich weiß nicht . . . vielleicht — —"

Vater und Tochter blieben allein.

Frank Nehls brach in helles, fast jugendliches Lachen aus.

„Was sagst du, Pieps?"

Pieps faltete die Hände.

„Ich würde mich ja freuen, wenn sie so wäre, wie Eiler sagt."

„Ja . . ."

Frank Nehls trat nachdenklich an den Tisch.

„Du, dann könnte ich die Striche ja doch wieder aufmachen, und — — laß mal, Pieps . . . mir fällt da ein neuer Übergang ein, paß mal auf . . ."

Seine Augen leuchteten in plötzlich erwachter Arbeitsfreude. Er riß die eine Schreibtischlade auf und warf ein paar beschriebene Blätter auf den Tisch.

Pieps stand hinter ihm, leicht aufgestützt auf seine Stuhllehne. Vor den Augen hatte sie einen Schleier, aber es klang sehr heiter, wie sie sagte: „Die kriegt eine schöne Rolle, Papali . . ."

Wieder klopfte es.

„Herein", rief Frank Nehls mit einer ungeduldigen Bewegung.

„Fräulein Frank wartet schon eine halbe Stunde im kleinen Salon", meldete der Diener.

„Warum haben Sie meiner Frau nichts gesagt?"

„Gnädige Frau hatten verboten, daß man sie weckt, und Fräulein Frank wollte nur den gnädigen Herrn sprechen."

Frank Nehls schob den Federhalter ärgerlich von sich.

„Ich werde Tante Ottilie hereinholen", sagte Pieps mit der blanken Stimme des wohlerzogenen jungen Mädchens.

Und sie ging sehr grade an dem Diener vorbei über die mit weißen Lackmöbeln und einem roten Teppich ausgestattete Diele bis zum kleinen Salon.

Einen Augenblick zögerte sie. Dann öffnete sie die Tür.



„Verzeih, liebe Tante. Der Diener hat uns eben erst gesagt, daß du gekommen bist. Wie geht es dir? Darf ich dich zu Papa führen?"

Und sie hob die lange, dürre Hand in den abgewetzten schwarzen Handschuhen an ihre Lippen. — —

* * *

Ottilie Frank saß dem Bruder gegenüber in der steifen Pose eines zeremoniellen Besuchs.

Ihre ruhige Sicherheit verließ sie jedesmal in dem großen, kunstvoll gestellten Zimmer, das in seiner gediegenen und bequemen Pracht ihr den Bruder fernrückte wie einen fremden Menschen.

Er stand niemals auf von seinem Schreibtisch, wenn sie auf der Schwelle erschien, schritt ihr niemals entgegen. Sie fühlte, wie er ihr Kommen jedesmal über sich ergehen ließ, mit nervöser Ungeduld, in innerer Unfreiheit.

Und es waren immer die gleichen abgegriffenen Phrasen, die die Unterhaltung einleiteten.

„Geht's gut, ja? . . . Na, das ist ja schön. Auch Papa . . . ja? . . . Freut mich. . . . Grüß ihn . . ."

Dann immer die gleichen Pausen. In seinen Augen die verwunderte Frage: „Was willst du eigentlich?" und in seiner Stimme ein Unterton ängstlichen Sichwehrens: „Ich hab zu tun . . . ich kann nicht . . . ich habe keine Zeit . . ."

Er fragte sie nie, wie ihr wohl eine Arbeit von ihm gefallen. Es interessierte ihn einfach nicht. Früher sagte sie manchmal ungefragt ihre Meinung, lobte und tadelte. Es kam aus tiefstem, innerstem Empfinden, aber die Ausdrücke blieben in farbloser, schematischer Zensurensprache stecken, und es berührte ihn peinlich, löste Gereiztheit bei ihm aus, jagte ihm ein spöttisches Wort auf die Zunge, ein ironisches Lächeln in die Mundwinkel.

Er brachte das Gespräch auf anderes — am liebsten auf häusliches Unbehagen, auf Geldsorgen. Sie sollte nicht glauben, daß er im Wohlleben schwimme — das sah alles nur so aus! Er mußte arbeiten „wie ein Pferd", um den nun einmal eingeführten standard of life einzuhalten. Seine Frau war eine Verschwenderin, hatte das Kind schon angesteckt mit ihrem unbändigen Luxus. Pieps trug kein einfaches Kleid unter zweihundert Mark.

Ottilie schlang die Finger ineinander. Sie mußte jede Tasse Kaffee berechnen, die der Vater außer dem Hause trank, mußte froh sein, wenn nicht eine plötzliche Erkrankung, Apotheker- und Ärzterechnung das monatliche Budget überlasteten.

„Du weißt nicht, Ottilie, wie gut du es hast. Bescheiden und beschränkt mag dein Leben sein, aber ohne die nervenabspannenden großen Sorgen! Manchmal komme ich mir vor wie ein Spieler in Monte Carlo: Glückserie — Pechserie, und die Frage ist nur die: welche Serie dauert länger! Jedes Jahr steht meine ganze Existenz wieder auf einer einzigen Karte!"

„Wenn du spartest, Paul . . .!"

Er lachte sie aus.

„Was würde mir das nützen? Zieh ich rot — verdiene ich ja hundertfach, was ich hätte ersparen können, ziehe ich schwarz, ist das Ersparte nur ein Tropfen auf einem heißen Stein — —"

„Wenn du aber im ganzen deine Lebensweise vereinfachtest, Paul?"

„Das kann ich nicht . . ."

„Aber andere Schriftsteller . . ."

Er wurde heftig.

„Was gehen mich andere an? Welche andere? Die Mittelmäßigkeit rechnet immer. Ich könnte nicht schaffen, wenn ich rechnen müßte. Ich glaube nicht an die Überzeugungsfähigkeit derer, die im Bierstübel sitzen und High-life-Soupers beschreiben, glaube nicht an die Eleganz der Heldinnen, wenn der Autor eine Frau hat mit Flanellunterröcken, glaube nicht an die Vornehmheit der Helden, wenn ihr Schöpfer Vorhemdchen trägt und Röllchen. Warum sind denn meine Premieren ein Ereignis? Weil die elegante Gesellschaft sich in meinen Stücken wiederfindet! Weil ihre Atmosphäre — meine Atmosphäre ist und ich sie als etwas Selbstverständliches gebe. Ich bin bodenständig in diesem Leben, ich kenn all seinen Luxus, seine Raffinements; es umgibt mich, wie es jene umgibt, für die ich schreibe. Einer aus *ihrer* Gesellschaft spricht zu ihnen, und darum hören sie ihm zu. Wenn ich — wie irgendeiner jener tausend Skribenten über jeden Seidenstrumpf, über jedes elegant geführte Haus Purzelbäume schlagen würde — man möchte mich auslachen: ‚Was will der Mensch? — Was weiß der von uns?' Meine Purzelbäume würden amüsieren, meine Wahrheiten — beleidigen. ‚Wie kommt der dazu?' Wahrheiten läßt man sich nur von seinesgleichen sagen!"

„Dein Talent stellt dich über die Leute", warf Ottilie doktoral ein.

Er zuckte die Achseln.

„Von — *seinesgleichen*", wiederholte er, gelangweilt, daß sie ihn nicht verstanden hatte. „Ihresgleichen werde ich aber nur durch die gleiche Lebensführung — nicht durch mein Talent, das mich in deinen, aber ja nicht in deren Augen über sie stellt. Talent ist gar nichts — Talent ist Dreck in der Hand des einen, Gold in der des andern. Ich mache mein Talent zu Gold durch meine Lebensführung. Das sind meine Geschäftsspesen. Kein Geschäft ohne Risiko!"

Ottilie schwieg. Aber die Schuld, die sie der Schwägerin beimaß, ward geringer. Mara war Verschwenderin, weil ihr Mann es wollte. Und sie hörte sich die gelegentlichen Ausbrüche des Bruders an wie die einleitenden Phrasen: „Geht's gut? . . . Na, das ist ja schön!"

Nervöser, ungeduldiger als sonst saß er ihr heute gegenüber.

„Ich werde Mara wecken lassen. Vielleicht gehst du doch zu ihr hinüber?"

Sie schüttelte den Kopf, rückte den schweren Sessel dem Arbeitstisch des Bruders näher, als wollte sie ihn durch körperliche Nähe mit seinen Gedanken in das Bereich ihrer Sorgen ziehen.

Er fühlte das, und seine Reizbarkeit wuchs.

Gerade jetzt hatte er nur Gedanken für sich, nur für das, was mit seinen vitalsten Interessen zusammenhing.

„Ich muß dich in einer Familienangelegenheit sprechen", hub Ottilie an.

Ihr fehlte die Gabe der leichten Anmut, auch eine ernste Frage in gefällige Form zu bringen. Und das Wort „Familienangelegenheit" knatterte Nehls ins Ohr wie eine Gewehrsalve.



„Mach's kurz, bitte", sagte er mit gerunzelten Brauen. Er gab sich kaum Mühe, die Ungeduld zu verbergen. „Familie" war ein Wort, mit dem er keinen Begriff verband, wenigstens keinen im üblichen Sinne. Ottilie hatte das Wort bisher immer rücksichtsvoll vermieden. Und mehr als je fühlte er, daß die Angelegenheiten des letzten Statisten im „Künstlerischen Theater" ihm näher standen als die Angelegenheiten der „Familie", zu der Ottilie ihn zählte, zu der er durch seine Geburt gehörte.

Ottilie machte es wirklich kurz. Sie fiel gleich mit der Tür ins Haus.

„Du hast einen Bruder, Paul. Du hast dich nie um ihn gekümmert, denn es war zum Glück nicht nötig" — sie vermied jeden Blick dabei, jeden erziehungsvollen Seufzer — „aber jetzt mußt du dich an diese Tatsache erinnern. Felix kommt nach Berlin, will hier eine Stellung finden. Du mußt ihm dazu verhelfen."

Frank Nehls fuhr sich durch das dichte, leicht ergraute Haar, das sein scharfgeschnittenes, unregelmäßiges Gesicht mit den breiten Backenknochen und den großen lebhaften Augen einrahmte.

„So? . . . Felix kommt her?"

Ohne daß er es wollte, flackerten ein paar Kindererinnerungen in ihm auf. Die Kinderstube war allerdings nur ein asphaltierter Hof, auf dem sich der kleine Felix mit anderen Jungen herumtummelte, und über den er mit lauten Hurrarufen lief, wenn er den „großen Bruder" ankommen sah, der sich mit Büchern unter dem Arm nach der kleinen Gartenwohnung begab.

Als Felix älter wurde, nahm er ihn zwei-, dreimal ins Café mit, wo er mit jungen Literaten zusammentraf. Aber dort vergaß er ihn so sehr, daß er nicht einmal eine Tasse Kaffee für ihn bezahlte und erst beim Zahlen merkte, daß der Knabe nichts bekommen. Er steckte ihm dann schnell einen Kuchen in die Hand.

Jetzt hörte er nur durch Ottilie manchmal von ihm, aber es ging ihm nicht näher, als wenn seine Frau ihm von ihrem Schneider erzählte. Er antwortete zerstreut: „Ja, ja . . . so, so." Gleich darauf sprach er von irgend etwas, was in gar keinem Zusammenhange damit stand.

Und nun sollte Felix kommen. Als erwachsener Mensch. Als Mann. Und Ottilie schob ihn vor sich hin und sagte gebieterisch: „Hier — dein Bruder!"

(Fortsetzung folgt.)

Kann man Erdbeben voraussagen?

Von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Welche ungeheuren Werte an Menschenleben und Menschengut könnten der Vernichtung entrissen werden, wenn es gelänge, Erdbeben vorauszusagen!

Aber die Lösung des Problems schien von vornherein so unmöglich, daß man ratlos vor ihm die Hände in den Schoß legte. Plötzlich, zu allen Zeiten, in allen Gegenden des Erdballs, ohne Beziehung zu irgendeiner anderen Aeußerung der Naturgewalten, traten diese Zuckungen des Festesten, was wir kennen, des Erdbodens, auf, ohne daß man auch nur die geringste Hoffnung hegen konnte, in das Dunkel der Zusammenhänge, die alles verknüpfen, einen auch noch so schwachen Lichtstrahl zu senden. Selbst jene Art der Voraussage, die auf der Beobachtung der sich zunächst zufällig aneinanderreihenden Erscheinungen beruht, hatte versagt, mit der der Landwirt wie der Seemann in bezug auf die Launen des Wetters zweifellose Erfolge zu verzeichnen hatte, wenn auch erst viel später die tatsächlichen Zusammenhänge wissenschaftlich erkannt wurden. Man hatte zugeben müssen, daß gerade den einfachen Männern, die beständig mit der Natur in intimem Kontakt lebten, eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe innewohnte, die zum Beispiel in den sogenannten „Bauernregeln" mit großer Sicherheit und ganz außerhalb irgendwelcher wissenschaftlichen Einsicht der inneren Zusammenhänge doch die tatsächliche Aneinanderreihung der Erscheinungen vielfach scharf erkannt hatte. Wären auch für die Erdbeben solche Aufeinanderfolgen vorhanden gewesen, so hätte sie die tausendjährige Erfahrung der Menschheit am eigenen Leibe gewiß längst herausgefunden.

Einige solcher Erfahrungen aber sind in der Tat seit alters her bekannt. Unter diesen ist die schon von Plinius angeführte Beobachtung anzuführen, daß sich Brunnen und Quellen oft schon mehrere Tage vor einem Beben selbst in weiterer Umgebung seines Herdes trüben. Dies haben neuere Beobachtungen vielfach bestätigt. Am bekanntesten ist in dieser Hinsicht die Tatsache, daß bereits mehrere Tage vor dem berühmten Beben von Lissabon am 1. November 1755 die Thermalquellen von Karlsbad und Teplitz sich trübten. Seitdem sind derartige Wahrnehmungen hundertfältig konstatiert, so daß es der Mühe lohnen würde, in den von Beben häufiger heimgesuchten Gegenden systematische Beobachtungen von Quellen und Brunnen zu organisieren, aus denen mit der Zeit vielleicht doch wertvolle Fingerzeige für die Erdbebenvoraussage zu ziehen sein könnten. Da es sich bei den großen Beben um Bewegungen von Erdschollen handelt, die bis zu 20 Kilometer Dicke haben können, so begreift man wohl, daß zu ihrer Bewegung ganz ungeheure Kräfte erforderlich sind, die, zwar mit Plötzlichkeit sich auslösend, doch möglicherweise auch schon vorher einen kleinen Teil des Uebermaßes an aufgehäufter Kraft abgeben und leise Bewegungen im Erdinnern erzeugen, die sich in den aus der Tiefe aufsteigenden Wasseradern zu erkennen geben.

Daß solchen Erzitterungen des Bodens wenigstens eine gewisse, nach Minuten oder auch wohl Stunden zu bemessende Zeit wirklich vorausgehen muß, beweist die sehr vielfache, auch schon seit dem Altertum bekannte und namentlich wieder beim süditalienischen Beben vom 28. Dezember 1908 hundertfältig gemachte Wahrnehmung der vorherigen Unruhe fast aller Haustiere. Eine Katze lief etwa eine halbe Stunde vorher wie wahnsinnig im Zimmer umher und weckte dadurch die Dienerin, die Licht machte, um zu sehen, was vorliege, als dann der erste Stoß erfolgte. Als



am 1. Juli sich in Messina abermals die Erde ebenso heftig bewegte wie an dem verhängnisvollen Dezembertage, machte man die gleiche Wahrnehmung an verzweifelt umherlaufenden Katzen, die nachher zu Hunderten tot umherlagen, ohne eine sichtbare Verletzung zu zeigen, also vor Schreck umgekommen zu sein scheinen. Man weiß ja, wie ungemein nervös Katzen sind. Schlangen und andere sich sonst gern vor der Gefahr in die Erde verkriechende Tiere verlassen vor dem Beben ihre Schlupfwinkel, in denen es ihnen nicht mehr geheuer ist. Bei anderen Gelegenheiten hat man Fische, die sonst den Grund des Meeres nie verlassen, einige Stunden vor einem Beben massenhaft an die Oberfläche kommen sehen. Auch besonders nervöse Menschen haben gelegentlich eine deutliche Vorempfindung, eine innere Unruhe. In jüngster Zeit machte ein gelehrter Pater Maggioni in Siena Mitteilung von einem von ihm erfundenen Apparat, der bis zu vier Minuten vor dem Eintreten des ersten Stoßes Erdbeben anzeigen soll. Näheres ist darüber noch nicht bekannt geworden, aber man kann angesichts jener Wahrnehmungen an Tieren einen so feinfühlenden Apparat wohl für möglich halten. Es fragt sich nur für die praktische Anwendung, ob der Apparat auch mit einiger Sicherheit geringe von vernichtenden Beben zu unterscheiden vermag. Sonst könnte natürlich ein solcher Erdbebenwarner eher verheerende Folgen durch unnütz heraufbeschworene Panik haben. Jedenfalls ist es ratsam, den Warnungen der Tiere alle Aufmerksamkeit zu schenken, wo im allgemeinen Erdbebengefahr vorliegt, wie es in Zentralamerika, der „Hängematte", wo es fast beständig bebt, in der Tat geschieht. Dort wird vielfach eine gewisse unschädliche Natternart gewissermaßen als Haustier zu solchem Zweck gehalten, die auch nebenbei die Mäuse wegfängt.

Eine andere Wahrnehmung ist, daß großen Beben oft unterirdische Geräusche vorherzugehen pflegen, die zu höchst beängstigender Gewalt anschwellen können. Leider sind aber auch diese als sichere Warner nicht zu verwenden. Sie gehen eben keineswegs immer den Erdstößen voraus, und häufig genug hat man tage- und wochenlang dieses unterirdische Brüllen und Donnern gehört, ohne daß auch nur das leiseste Erzittern der Erdrinde zu verspüren war.

Endlich gibt es noch die gleichfalls seit langer Zeit bestehende Meinung, daß bei besonders tiefem Barometerstand gelegentlich nach heftigem Sturm Erdbeben einzutreten pflegen. Ich habe selbst noch in meiner Jugend Barometer gesehen, auf deren Skala ganz unten, unter „Sturm", „Erdbeben" angegeben war, das die Quecksilbersäule verkünden sollte, wenn sie bis zu dieser Tiefe herabgesunken war. Es ist sehr bezeichnend, daß die sorgfältige Statistik der modernen Forschung in der Tat einen Zusammenhang zwischen diesen beiden Elementarereignissen nachgewiesen hat. Wenn auf einer ausgedehnten Erdscholle sehr starke Luftdruckunterschiede herrschen, was zum Beispiel in Mitteleuropa im Januar häufig einzutreten pflegt, so beobachtet man auch zu der gleichen Zeit die meisten Beben dort. Wir können diesen Zusammenhang wohl verstehen, ohne die tieferen Ursachen der Beben zu kennen, wenn wir bedenken, daß jeder Millimeter geringerer Luftdruck jeden Quadratkilometer Oberfläche um 13,6 Millionen Kilogramm entlastet. Haben sich also im Erdinnern Spannungen angesammelt, die nach Befreiung drängen, so wird diese um so leichter stattfinden können, je geringere Last auf ihnen ruht. Im Mai und Juni, wo die geringsten Luftdruckunterschiede in Mitteleuropa herrschen, sind auch die Beben am seltensten. Selbstverständlich aber kann man auf dieser Erkenntnis keine Prognose für ein zu erwartendes Beben basieren, es sei denn höchstens als sekundäres Argument, etwa derartig, daß man in Gegenden, die ohnehin von Beben häufig bedroht sind, und wo vielleicht sich auch noch andere Vorzeichen gezeigt haben, bei besonders tiefem oder schnell schwankendem Barometerstand auf die dadurch erhöhte Gefahr hinweist. Es mag bei dieser Gelegenheit erwähnt werden, daß auch das Beben von Messina bei besonders tiefem Barometerstand stattfand und zugleich Ende des Jahres, wo die Maximalzahl der Erdbeben konstatiert ist.

Schließlich kommt noch die Mondanziehung in Frage. Die Versuche Falbs, Erdbeben und Vulkanausbrüche an seinen „kritischen Tagen", die mit dem Mondstande zusammenhängen, zu prophezeien, sind ja allbekannt. Ein leises Uebergewicht für die Zeiten der stärkeren Mond- und auch Sonnenanziehung scheint hier in der Tat vorhanden zu sein, wie auch eine erst jüngst von Meißner veröffentlichte Untersuchung von über zweitausend Beben andeutete. Theoretisch ist sie aus dem gleichen Grunde begreiflich wie der Zusammenhang mit dem Barometerstand. Wird die Erdkruste durch die Mondanziehung vorübergehend leichter, so können Spannungen sich auch leichter befreien. Unterstützt wird noch diese Ansicht durch die gleichfalls erst kürzlich durch die direkte Beobachtung außer Zweifel gestellte sogenannte Gezeitenbewegung der festen Erdkruste. Es ist nachgewiesen worden, daß unter dem Einfluß der Mondanziehung die Oberfläche sich täglich zweimal, ganz den Flutbewegungen des Meeres entsprechend, unter unsern Füßen hebt und senkt, und zwar um durchschnittlich zwanzig Zentimeter. Wir verdanken diese interessante Tatsache den Untersuchungen Heckers am Geodätischen Observatorium zu Potsdam. Auch durch diese regelmäßigen Bewegungen der Erdkruste, die sich zur Zeit der größeren Mondanziehung erhöhen, kann eine vorher vorhandene Spannung ausgelöst werden. Aber eben darum handelt es sich, das Vorhandensein dieser Spannung und ihr verhängnisvolles Anwachsen rechtzeitig zu erkennen.

Wir sehen, daß eine sichere Basis für eine Bebenprognose nicht gefunden ist, wie sehr man sich auch deswegen bemüht hat. Besonders ist dies in Japan geschehen, wo sich seit 1892 auf kaiserlichen Erlaß eine Erdbebenkommission eigens zu diesem Zweck, verbunden mit dem, Studien über die bebensicherste Konstruktion von Wohnhäusern anzustellen, gebildet hatte, bestehend aus den vorzüglichsten Forschern auf diesem Gebiet. In nunmehr 17jähriger Tätigkeit hat diese Vereinigung von Gelehrten wohl Wesentliches in bezug auf die Konstruktionsfrage, aber kaum einen Fortschritt in der Erdbebenvoraussage zu verzeichnen.

Jedoch scheint die Arbeit auch in dieser Hinsicht nicht ganz vergebens gewesen zu sein. Der eminente japanische Erdbebenforscher Omori hat einen Zusammenhang zwischen den Bewegungen der Magnetnadel und den Beben wenigstens in vielen Fällen nachgewiesen, die oft schon mehrere Tage vor dem Stoß sich bemerkbar macht und deshalb bei genauerem Studium vielleicht einmal geeignet sein könnte, ein wertvolles Warnsignal zu den übrigen zu fügen. In neuster Zeit hat in dieser Richtung Riccò, der vortreffliche Leiter der



Sternwarte von Catania am Aetna, interessante Untersuchungen veröffentlicht, die auf einem über die ganze süditalienische Bebenzone ausgebreiteten Netz von sorgfältigsten Beobachtungen beruht. Er zeigte, daß hier ein dreifacher Zusammenhang nachzuweisen ist: Zwischen den Faltungen und Bruchlinien der Oberfläche, den hier zugleich beobachteten Abnormitäten der Schwerkraft und denen der erdmagnetischen Erscheinungen. Schon längst mußte man überzeugt sein, daß da, wo die Erdbeben am häufigsten auftraten — und man kann diese Gebiete mit dauernder Erdbebengefahr auf der Karte der Erde genau angeben — die feste Erdkruste in der Tiefe abgebrochen und herabgesunken sei, daß hier „Bruchzonen" vorliegen. Nun ist die feste Oberfläche aus viel leichterem Gestein zusammengesetzt als die tiefer liegenden Massen. Die Oberfläche ist durchschnittlich nur 2,8 mal schwerer als die gleiche Menge Wasser, das Erdinnere aber 5,6 mal. Das Studium der Fortpflanzung der Erdbebenwellen hat es fast zur Gewißheit gemacht, daß die leichteren Oberflächenschichten sich scharf von den tieferen, schwereren Massen abgrenzen. Wo nun eine Oberflächenscholle einseitig tiefer gesunken ist, wie es in jenen Bruchzonen der Fall ist, da muß auf der einen Seite mehr leichteres Gestein unter uns liegen als auf der andern. Nun kann man solche Unterschiede durch die Beobachtung des Pendels auf das genauste nachweisen: das Pendel schwingt schneller über schwererem Gestein, wenn es auch in für uns gänzlich unerreichbarer Tiefe liegt, weil es eben die Schwerkraft erhöht. Es hat sich nun gezeigt, daß solche Schwereanormalitäten überall in jenen Bruchzonen der Erde auftreten, besonders in der kalabrischen Bruchzone, wie eben von Riccò nachgewiesen ist, aber auch auf offener See, wo man seit 1902 genaue Pendelbeobachtungen zu machen imstande ist. Da, wo nach anderweitigen Untersuchungen sich auch unter dem Meeresgrunde solche Bruchzonen befinden, die sich namentlich durch häufige Seebeben zu erkennen geben, ist die gleiche plötzliche, sprungweise Aenderung der Schwerkraft beobachtet. Das ruhig schwingende Pendel, dieser ungemein empfindliche Zauberstab, der der Wissenschaft schon so viele wichtigste Dienste geleistet hat, sieht also in die verborgensten Tiefen der Erde und verrät uns, wo ihre Oberflächenschale einstmals zerborsten und niedergesunken ist. Wir werden nun auch verstehen, daß an diesen Stellen, wo die Kruste noch immer im Sinken ist, auch die Magnetnadel zuweilen besondere Abweichungen zeigt. Wo Schollen von so großer Ausdehnung gegeneinander in Bewegung sind, da müssen im Erdinnern Elektrizitätsmengen befreit werden, die auf den allgemeinen Magnetismus der Erde einen vorübergehend störenden und bemerkbaren Einfluß nehmen.

Alles in allem: die Möglichkeit einer absolut sicheren Erdbebenprognose liegt noch in weiter Ferne, aber es erscheint doch nicht ganz aussichtslos, einmal aus einer sorgfältigen Beobachtung aller betreffenden Momente zugleich so etwas wie einen Erdbebenwarnungsdienst zu organisieren, wie wir einen Sturmwarnungsdienst haben. Wir besitzen gegenwärtig ein wohlorganisiertes Netz von Erdbebenwarten, die vorläufig in der Hauptsache nur die Erscheinungen der Beben selbst aufzuzeichnen und zu studieren haben. Aber es wäre gut, wenn diese wissenschaftlichen Anstalten auch bereits jetzt in ihr Programm das genauste Studium jener vermutlichen Vorzeichen ohne jede Voreingenommenheit aufnehmen wollten.

Unser Statthalter in Elsaß-Lothringen.

Hierzu 4 photographische Spezialaufnahmen von Manias & Cie.

Präfektur und Statthalterpalast — beide Namen bezeichnen das gleiche Gebäude, das sich an der Grenze des alten Straßburg an einem verträumten Kanal inmitten hochragender Gebäude erhebt. In den einfachen und doch so wirksamen Formen der französischen Renaissance gehalten, grüßt es hinüber nach dem Kaiserplatz auf der andern Seite des Kanals, wo Monumentalbauten moderneren Stils, der Kaiserpalast, die Landesbibliothek und der Landesausschuß, stehen, größer, wuchtiger, aber der feinen Wirkung des anspruchslosen Schlosses entbehrend. Wie in den beiden Namen, mit denen es heute wohl noch bezeichnet wird, stellt es in dem Gegensatz zu jenen Bauten den Wechsel der Zeiten dar, der vor vierzig Jahren über die wunderschöne Stadt gegangen ist. Die alte Präfektur ist es allerdings nicht mehr; diese wurde bei der Belagerung ein Raub der Flammen, aber der Neubau wurde, gerade wie andere Häuser, genau nach den alten Plänen wieder aufgerichtet, auch mit der inneren Ausstattung der entzückenden Säle in Weiß und Gold, wie sie jenes Zeitalter altfranzösischen Geschmacks kannte.

Die Präfektur wurde nach ihrer Wiederherstellung der Sitz des Kaiserlichen Statthalters, das Statthalterpalais. Feldmarschall Manteuffel, der alte Kriegsheld mit dem Jünglingsgemüt, gab hier seine berühmt gewordenen Audienzen, zu denen jedermann Zutritt hatte. Ihm folgte der feine, kluge Fürst Chlodwig Hohenlohe, der spätere zweite Reichskanzler, ein Mann, der aus langjähriger diplomatischer Erfahrung die Kenntnis geschöpft hatte, daß gewisse Dinge sich nicht überstürzen lassen, und daß es im wesentlichen in solchen Wandlungen des Völkerlebens darauf ankomme, die Hand zur rechten Zeit am Steuer zu haben, nicht darauf, fort und fort einzugreifen, sei es selbst in bester Absicht. Sein Nachfolger wiederum war Fürst Hermann Hohenlohe, eine einfache Natur, nicht gerade Grandseigneur, sondern ein schlichter Edelmann, der die Pflichten, die ihm sein großer Name auferlegte, ernst nahm.

Vor zwei Jahren ging er ziemlich unvermittelt, und sein Nachfolger wurde der Botschafter in Wien Graf Karl v. Wedel. Ein neuer Mann. Kaum jemand hatte an ihn gedacht; er hatte als Militär und Diplomat eine lange ehrenreiche Laufbahn hinter sich, aber gerade diese Karrieren geben nur unter besonderen Umständen Anlaß, in die breite Oeffentlichkeit zu treten und hier einen bekannten Namen zu gewinnen. Graf v. Wedel hatte sich diese Gelegenheit nicht so geboten. Man kannte nur seine Karriere, die den hannoverschen Offizier von 1866 in die preußische Armee und hier in die höchsten Staffeln überführte; man wußte, daß er in den Hauptstädten, wo er das Deutsche Reich und seinen Souverän zu vertreten hatte, in Stockholm, in



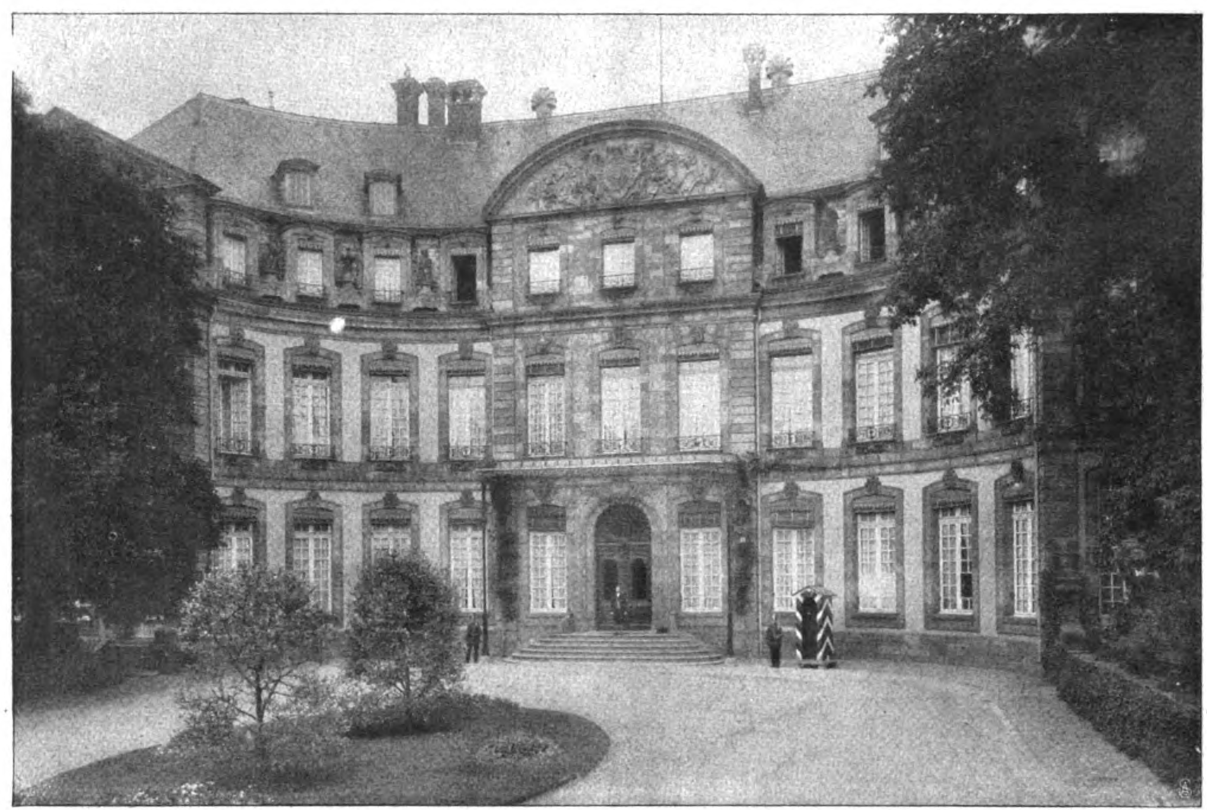
Kaiserlicher Statthalter Karl Graf von Wedel und Gemahlin Stephanie, geb. Gräfin Hamilton,
im Salon des Statthalterpalais in Straßburg (Elsaß).



Rom und in Wien, die Rolle einzunehmen gewußt hatte, die dem Repräsentanten einer Großmacht vom Range Deutschlands zukam. Höchstens hieß es noch, der Graf sei eine durchaus selbständige Persönlichkeit, die die größten Anforderungen an sich und an seine Mitarbeiter zu stellen gewohnt sei. Gewissermaßen ein unbeschriebenes Blatt, übernahm Graf Wedel die Würde des Kaiserlichen Statthalters, die nicht leicht zu tragen ist.

Graf Wedel ist nicht lange das unbeschriebene Blatt geblieben. Als das Landesparlament im vergangenen Jahr zusammentrat, stellte er sich ihm in einer Tischrede vor: ein ehrlicher Mann, der wie die andern das Wohl des Landes wolle. Der Ton, den er anschlug, fand Verständnis, und bei verschiedenen Gelegenheiten, die er sich nahm, um Land und Leute kennen zu lernen, wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Die Begrüßungsreden, die ihm da und dort gehalten wurden, erwiderte er in gleicher Weise, so daß bald die Stimmung im Lande allgemein war: Die Leitung sei in die Hände eines Mannes gegeben von unabhängigem, klarem Willen, der selbst zu sehen gewohnt sei und selbständig zu handeln wisse. Graf Wedel hat diese Empfindung dann auch unumwunden und ohne Bedenken bei andern Kundgebungen bestätigt. Es geht, wie gesagt, im Elsaß nicht ohne Reibungen ab zwischen den „Altdeutschen" und „Einheimischen". Die ersteren sind meist die Beamten; denn in der ersten Zeit nach der Annexion hielt es der Elsasser für unter seiner Würde, in die Dienste seines Landes zu treten.

Diesen Bestrebungen, die unter den Verhältnissen ungerecht sind, trat Graf Wedel öffentlich scharf entgegen. Er forderte Vertrauen für sich wie für die Beamten. Auf diese Weise sei das Endziel der Wünsche des Landes sicher zu erreichen. Dies Endziel — das ist die Verfassung Elsaß-Lothringens, seine Gleichstellung mit den andern Bundesstaaten, seine Emanzipation von der Vormundschaft des Reiches! Dies Ziel ist wohl im ganzen Lande als grundsätzlich berechtigt anerkannt, es auszusprechen und es sich zu eigen zu machen, ist unzweifelhaft populär. Graf Wedel hat sich nicht gescheut, vor der Landesvertretung zu sagen: bei dem Ausbau der Verhältnisse im Sinne einer größeren Selbständigkeit des Landes sei angesichts der dabei beteiligten verschiedenen Faktoren und der Schwierigkeit der Sache nur ein schrittweises Vorgehen möglich, und wenn man „alles oder nichts" verlange, so werde die Antwort noch auf lange Zeit lauten: „dann gar nichts". Darin liegt kein Widerspruch zu den früheren Erklärungen; es ist die Anerkennung dessen, daß die Staatsgewalt, deren Repräsentant hier in Elsaß-Lothringen Graf Wedel ist, unparteiisch nach dem Rechten sehen muß und ohne Ansehen nach rechts und links ihre Schuldigkeit tut. Und diesen Eindruck hat die bisherige politische Tätigkeit des vierten Statthalters von Elsaß-Lothringen bei jedem unparteiischen Beobachter machen müssen.



Das Palais des Kaiserlichen Statthalters in Straßburg (Elsaß).

Graf Karl v. Wedel ist geboren am 5. Februar 1842 und vermählte sich am 27. Oktober 1894 zu Stockholm mit Stephanie, verwitweter Gräfin von Platen, geborener Gräfin Hamilton. Wenn man des Grafen Wedel in seinem politischen Wirken hier gedenkt, so darf man auch seine Gemahlin nicht vergessen. Ihre Wirksamkeit liegt natürlich nicht auf politischem Gebiete. Diese Frau aber, deren fürstlicher Reichtum ein Leben im großen Stil ermöglichte, und die in den verschiedensten Groß-

städten an der Spitze des gesellschaftlichen Lebens stand, eine grande dame im wahrsten Sinne des Wortes, verstand Eroberungen in der Straßburger Gesellschaft zu machen. Die vornehme Gastlichkeit des Hauses Wedel ist berühmt; mit Freude erinnert man sich der Statthalterbälle im Kaiserpalast, bei der die Gräfin in der einnehmendsten Weise die Honneurs machte, und schließlich trat sie mit Gedanken hervor, die die „Gesellschaft“ — die einheimische und die altdeutsche — in der weitesten Oeffentlichkeit zusammenbringen sollten, wo sie sich bisher nicht begegnet waren. Das schien ein Wagnis. Diese Frau hat es unternommen, hat es durchgesetzt und durchaus mit glänzendem Erfolg. Ein Sonnenschirmfest plante sie im vorigen Jahr, ein Fest, wie sie ähnlich in Wien und Paris gefeiert werden, und es gelang. Das war nur ein Vorspiel; in diesem Jahre folgte ein Blumenkorso in dem Straßburger Stadtpark, der Orangerie, und an diesem nahm die ganze Bevölkerung aus allen Schichten und Kreisen gern und sehr lebhaft teil. Wenn Feste schließlich auch nicht die Politik machen, wie Bismarck sagte, sie bringen doch die Menschen einander näher, und wenn darüber ein starker Wille schwebt, der allen Ernstes jede neue Ursache der Entfremdung fernhalten will, so kann diese Annäherung doch der Entwicklung zugute kommen, die längst angebahnt in den Händen der wohlmeinenden Politiker des Landes ruht, namentlich des Kaiserlichen Statthalters selbst, der so von seiner Gemahlin in glücklichster Weise ergänzt wird.

Graf von Wedel in seinem Arbeitzimmer im Statthalterpalais.

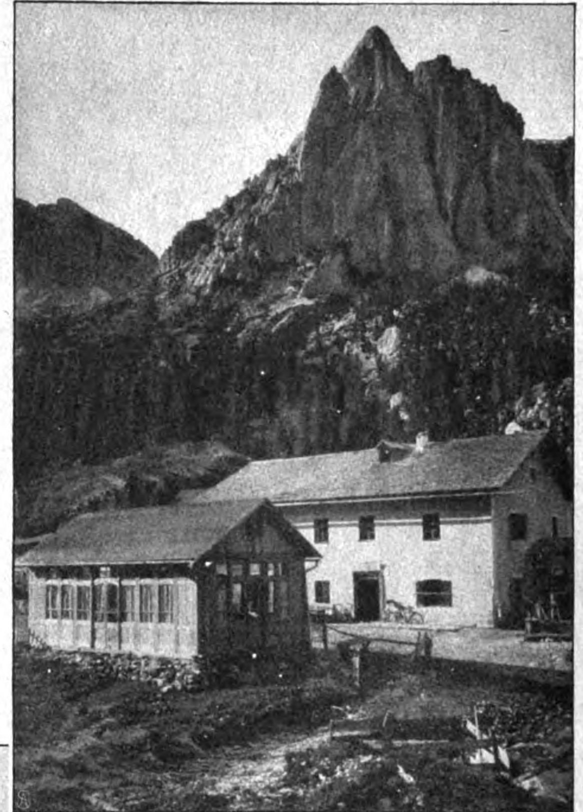
Der kaiserliche Statthalter und seine Gemahlin vor einer Ausfahrt.

Die neue Dolomitenstraße.

Von Karl Felix Wolff (Bozen).
Hierzu 7 Abbildungen von Wilh. Müller (Bozen).

Ampezzaner Dolomiten! — Wie ein Jubelruf entringt es sich dem Herzen jedes richtigen Alpinisten. Das sind jene Berge, von denen Grohmann sagte, daß einst keine Gegend der Alpen so besucht sein werde wie diese; das sind jene unvergleichlichen, licht- und farbenfrohen, zinnenüberzackten Felsenwunder, an die sich einerseits die germanische Sage von König Laurins Rosengarten, anderseits das uralte ladinische Märchen von der Mondprinzessin knüpft.

In diesen wunderbaren Bergen, wo üppige Matten mit feenhafter Blumenfülle und kahle, klippige Felsmassen dicht nebeneinander liegen, ist soeben ein Kulturwerk gewaltigster Art vollendet worden. 112 Kilometer lang, zieht die neue Dolomitenstraße mit sanftem Gefälle in vielen Kehren von Bozen durch das Eggental an dem berühmten Karer See vorbei zum Karer Paß (1742 m), von hier ins Fassatal und über den Pordojpaß (2250 m) nach Buchenstein; endlich über den 2107 m hohen Falzaregopaß (ladinisch Fauzare) hinunter nach Ampezzo. Dieses und die Stadt Bozen sind die beiden Brennpunkte des Dolomitenverkehrs; das „Karer-See-Hotel" und das neue „Dolomitenhaus Canazei" bilden

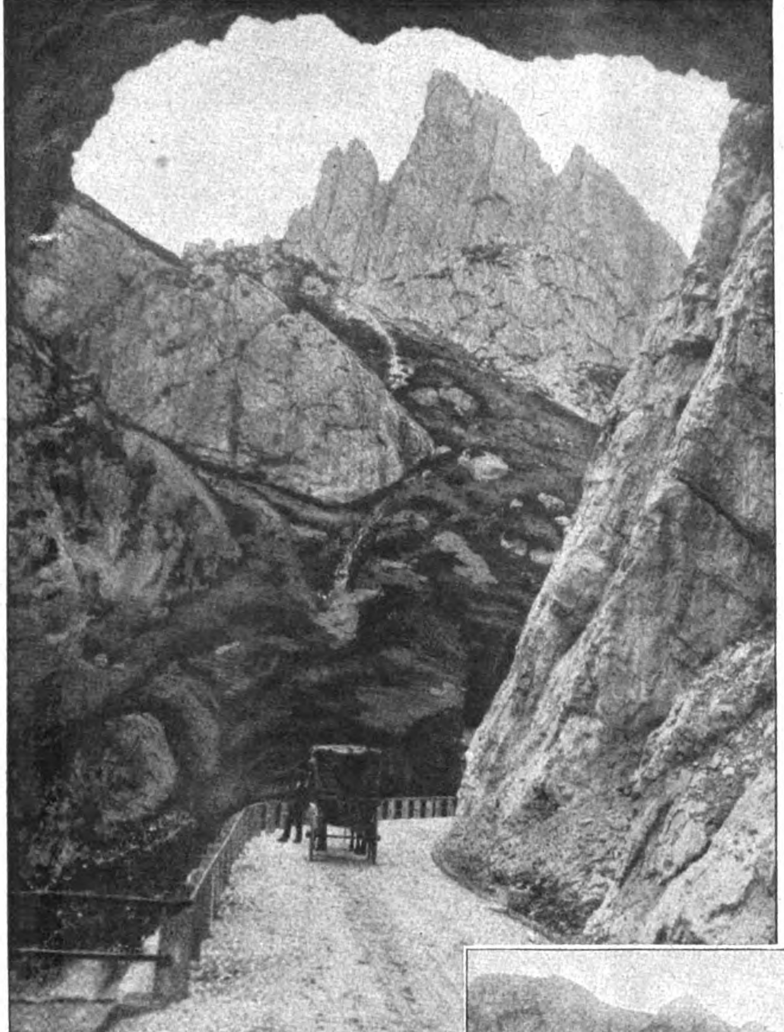




Die Falzaregostraße. Oberes Bild: Falzaregohospiz mit Cima Falzarego.



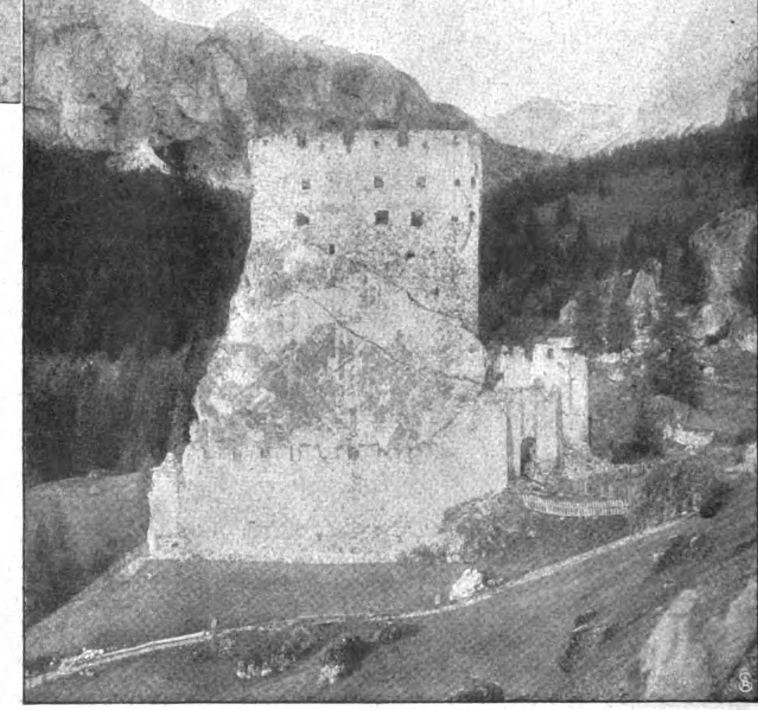
Panorama in den Dolomiten: Cortina d'Ampezzo mit dem Falzaregopaß, Cinque Torri, Nuvolau und Crepa.



Falzaregotunnel mit Sasso di Stria.

die wichtigsten Zwischenstationen. Die Dolomitenstraße besteht aus mehreren Teilen, die unabhängig voneinander und zu verschiedenen Zeitpunkten fertiggestellt wurden. Das letzte Teilstück, das jetzt feierlich eröffnet werden soll, wie vor drei Jahren die Pordoistrecke, verbindet Buchenstein mit Ampezzo und hat eine Länge von 31 Kilometer. Diese sogenannte Falzarego- oder Fauzarestraße beginnt in der Ortschaft Buchenstein (italienisch Pieve, ladinisch Plië), die, 1475 Meter hoch, an der steilen Böschung des Kol de Lana hängt. Das Tal hat hier einen ernsten, an die Zentralalpen gemahnenden Charakter; in tiefeingerissenem Schrunde fließt der Bach, und auf beiden Seiten schwingen sich die Berge schroff empor; die Ansiedlungen aber kleben gleich Vogelnestern in halber Höhe zwischen der finsteren Klamm und den ragenden Gipfeln, so daß man meinen möchte, sie müßten jeden Tag vom Winde weggeweht werden. Die Straße aber zieht von Weiler zu Weiler nahezu eben dahin und windet sich — stets mit freiem Ausblick auf die klaffende Talweitung — um die breiten, gleichmäßig absinkenden Hänge des Kol de Lana, eines erloschenen Vulkans, der trotz mehrfacher Bergstürze noch immer die unverkennbare Kegelform zeigt.

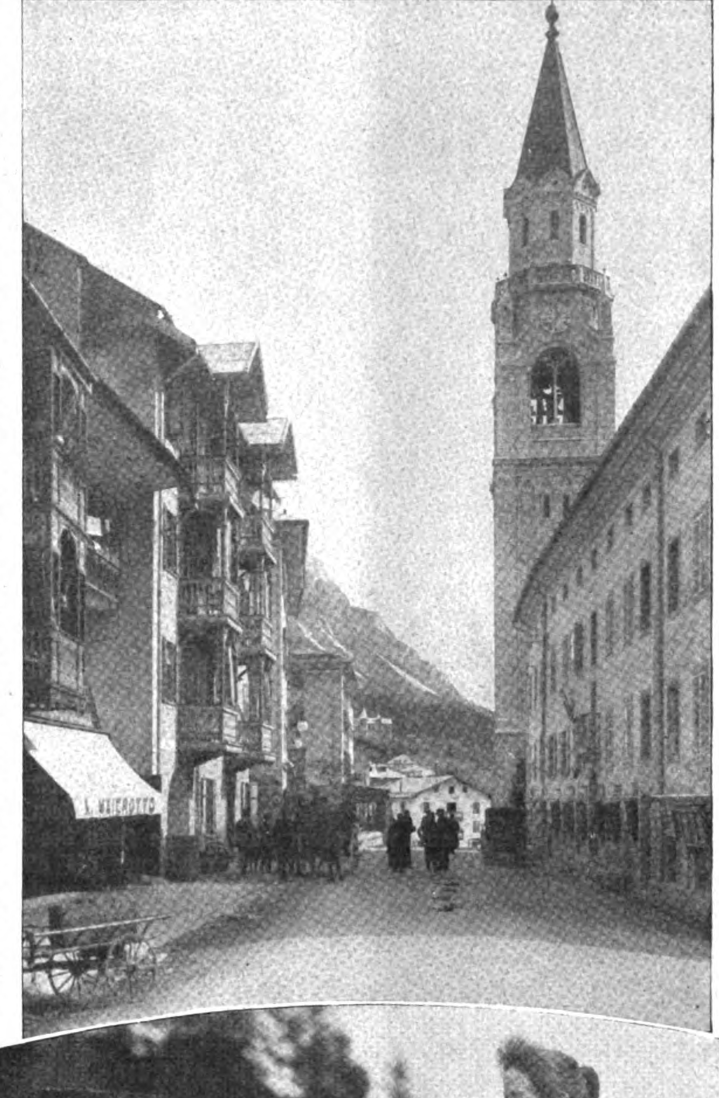
Schon nach einer halben Stunde erreicht man den Weiler Salesèi, wo sich ein überraschender und malerischer Fernblick auftut: hoch über dem in drangvoller Enge brausenden Talbach schaut man auf ein Labyrinth von Schluchten und auf eine endlose, tief hinabgesunkene Tannenwildnis bis hinaus zu dem blitzenden Spiegel des Alljesees, hinter dem der mit tausend Türmen und Zinken besetzte Felsendom der Civetta (3220 m) unvermittelt und ungeheuerlich emporragt. Dann biegt die Straße sachte ansteigend nach Nordosten um, und man gelangt in das stille, von Lärchenwald erfüllte Andràtschtal, in das die eisgepanzerte Marmoleda (3344 m) verklärend mit ihren Firngipfeln hereinschaut. In diesem Tal liegen zwei Weiler, die zum Teil noch den Typus der ältesten ladinischen Ansiedelungen bewahrt haben; sie heißen Andràtsch und Tschernadòu, und besonders das zweite

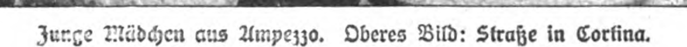


Ruine Andraz (Schloß Buchenstein). Im Vordergrunde: Der alte Weg.

besteht noch fast ausschließlich aus jenen charakteristischen, eng aneinander gerückten Holzhäusern, deren vorspringende Oberbauten sich beinahe berühren.

Die Straße umzieht diese idyllischen Siedelungen in großen Kehren und dringt allmählich über prächtige Waldblößen aufwärts, während unten am Bachufer plötzlich auf ungefügem Felswürfel die Mauerreste des zerfallenen Schlosses Buchenstein bemerkbar werden. Der Name — im 15. Jahrhundert Pochenstein geschrieben — rührt von Bergwerken her, die hier einst blühten (da wurden die erzhaltigen Gesteine „gepocht“, d. h. zerkleinert). Die Burg selbst ist gleich mehreren andern Dolomitenschlössern uralt und soll von den Goten erbaut worden sein. Im Mittelalter gehörte sie den Fürstbischöfen von Brixen, die sie zu einer gewaltigen Feste mit Ringmauern, Ecktürmen und zahlreichem Geschütz umbauten. Die Bischöfe unterhielten hier auch stets eine starke Besatzung, um sich gegen etwaige Ueberfälle von seiten der angrenzenden Venezianer zu sichern. Im 15. Jahrhundert gab es Zwistigkeiten zwischen dem strengen Kardinal-Fürstbischof Cusanus und den stolzen, adeligen Nonnen von Sonnenburg bei Bruneck, die sich von dem Kirchenfürsten nicht unterdrücken und berauben lassen wollten. Der Landesfürst Herzog Sigmund nahm das Damenstift in Schutz, doch gab der Bischof nun erst recht nicht nach. Er flüchtete in das fast uneinnehmbare Schloß Buchenstein und begann von dort aus gewalttätige Unternehmungen gegen das Gebiet des Klosters. Während der Herzog außerhalb des Landes weilte, überfielen bischöfliche Mannen die Klosterknechte und erschlugen deren





Junge Mädchen aus Ampezzo. Oberes Bild: **Straße in Cortina.**

eine ganze Anzahl. Doch damit nicht zufrieden, ließ der Bischof seine Leute auch in das Kloster selbst eindringen und die Nonnen in die Wälder treiben. Darob entstand große Empörung unter dem tirolischen Adel, und als der Herzog zurückkehrte, ging er mit Waffengewalt gegen den Bischof vor. Dieser floh nun von Buchenstein nach Italien und ließ durch den Papst die große Exkommunikation über den Herzog aussprechen. Jahrelang zog sich die Fehde hin und ward eine Quelle arger Schädigung für ganz Tirol. Das Volk aber gedenkt noch immer jener unruhigen Zeiten und namentlich der glänzenden Gesandtschaften, die den Kardinal-Fürstbischof in seinem Schloß Buchenstein besuchten.

Oede und tot grinst uns heute die graue Schloßruine an, und von dem brüchigen Hauptturm, der allein noch steht, wenden wir den Blick zu den leuchtenden Dolomitzacken der Sett-Sasch, d. h. sieben Felsen, die die Grenze gegen das Abteital bilden. Bald erscheint auch hoch über der Straße das kecke Horn des Saß di Stria, des ersten Ampezzaner Berges; daneben gewahrt man einen unsagbar wilden, aufgerissenen Felsrachen: den Paß. Fast unmöglich scheint es, daß die breite Straße da hinaufgelangen könne; eine kleine liebliche Waldwiese, der Pjan de Fauzare, liegt vor uns, dahinter baut sich das Felsgemäuer amphitheatralisch empor. Nun sind wir in der berüchtigten Lotscha; immer höher und wilder umdräuen uns die Schroffen; allein die wohlgebahnte Straße schneidet in das Gewände ein und taucht endlich in einen 55 Meter langen Kehrtunnel. Durch die Ausgangspforte erblickt man groß und zackig den Saß di Stria. Noch einige Schleifen zwischen Alpenrosen und Latschen, dann ist der breite, trümmerbesäte Jochsattel erreicht (2107 m), und wir schauen über walderfüllte Niederungen auf die wundersamen Zinnen der Ampezzaner Berge. Auf dem Paß stehen zwei neue Restaurationen und ein altes Hospiz; links erhebt sich der zackige Lagazuoj, rechts hocken auf niedriger Felsplatte die gespenstigen Cinque Torri (ladinisch Zinke Torres). Was jedoch den Falzaregopaß ganz besonders auszeichnet, das ist der Rückblick auf die reichgestaltete Buchensteiner Bergwelt und auf die in wunderbarer Gletscherpracht erglänzende Marmoleda (3344 m).

Sobald wir uns nun, vom Paß absteigend, den blauen Zacken von Ampezzo zuwenden, überrascht uns die Tofana, die aus dem Wald mit einer furchtbaren Wandflucht glatt und senkrecht bis zu der gewaltigen Höhe von 3220 Meter emporsteigt, während uns die Zinke Torres noch immer wie verzauberte Wächter von ihrer Bergecke nachsehen. Durch schönen Wald und über saftgrüne Weideflecke mit manchem fesselnden Ausblick auf die vornehm-schlanke Kroda da Lago und auf die seltsam ungefügen Lastoj del Formin gelangen wir nach Pokol, am Rande der Crepa, wo sich vor unsern staunenden Blicken die Aussicht über Ampezzo auftut; tief unten liegen auf grünen Matten waldumsäumte, friedliche Weiler, und dahinter starren die Felsenleiber des Cristallo, Sorapis und Anteláu in unbeschreiblicher Großartigkeit empor.

Die neue Straße umgeht das Gewände der Crepa in mehreren Kehren, zieht dann durch einen kurzen Tunnel im Angesicht des ganzen Tales und aller Ampezzaner Berge weit hinauf gen Norden, um endlich mittels einer großen Schleife den Ort Cortina d'Ampezzo (1219 m Seehöhe) selbst zu erreichen. Da stehen wir im „Prunksaal der Dolomiten“ und betrachten vor allem das silberne Horn des Anteláu (3264 m), das, höher und erhabener als alle anderen, mit seinem ewigen Schnee auf uns herabglänzt.

Wahlfreie Stunden.

Den Briefen einer höheren Tochter nacherzählt von Käthe Lasker.

„— — Der Lehrermangel ist ein Unglück, das sehe ich immer mehr ein! Wäre es sonst möglich, daß eine beinahe achtzehnjährige junge Dame sich von einem sechsundzwanzigjährigen Oberlehrer wie ein unmündiges Kind belehren — — nein, sich von ihm tyrannisieren — schlimmer noch: quälen lassen muß!?

„Urteile selbst, Hedda, Du, meine teuerste Freundin.

„Ich sehe im Geist Dein blasses, ernstes Gesicht — sehe, wie Du die Augenbrauen kritisch in die Höhe ziehst, und höre Deine kühle Stimme: ‚Den Tatbestand, bitte! —‘ Gut, der Tatbestand! Hier hast Du ihn!

„Als meine Eltern den Wunsch äußerten, daß ich trotz meiner langen Röcke noch ein Jahr zur Schule gehen sollte, war ich ganz damit einverstanden. Ich fühlte mich selbst noch ein wenig unsicher und ängstlich der großen, unbekannten Welt gegenüber, und der alte, liebgewordene Zwang der Schule bildete einen so hübschen, gemütlichen Schutz. Sehr anzustrengen brauchte ich mich natürlich nicht; waren doch sämtliche Lehrstoffe ‚olle Kamellen‘ für mich — kurz und gut, ich sah damals nicht ein, warum ich mich dem Wunsche meiner Eltern widersetzen sollte. Ich blieb länger als ein Jahr. Und bis zum Herbst ging auch alles gut — da kam der neue Herr Oberlehrer!

„Hedda, nun bitt ich Dich: dieser Mann hat die Unverfrorenheit gehabt, mir in dies malerische Idyll zu folgen, um meine kurzen Ferientage zu zerstören!

„Doch ich greife vor, die Erregung reißt mich hin! Ich will ruhig sein, mich sammeln! Wo bliebe sonst die Logik? Merkst Du die Bildung der höheren Tochter, die wahlfreie Stunden nimmt? Wahlfrei! Wie ich dieses Wort hasse, dieses aus Heuchelei und Trug gebildete Wort!

„Der Herr Oberlehrer hat eine Art, mich durch seinen randlosen Kneifer zu fixieren, die mein Blut bis zur Siedehitze bringt, und das sanfte Lächeln, mit dem er lispelt: ‚Fräulein Walldorf, Sie irren sich wohl?!!‘ wenn man wirklich mal irgend etwas in der Geschichte verwechselt, was doch wahrhaftig passieren kann! Und das ‚Fräulein‘ betont er so recht impertinent, als sei man ja eigentlich noch ein Küken, dem diese Anrede gar nicht zukomme.

„Hedda! Was habe ich in dem Winter gelitten!! Ein Jüngling von sechsundzwanzig Jahren, schlank wie ein zehnjähriger Junge, mit einem ganz schwachen Schatten



auf der Oberlippe — und mit — Röllchen!! war nicht nur — nein! ist der hohe Vorgesetzte einer fast achtzehnjährigen jungen Dame! Du lächelst ungläubig: ‚wie ist das möglich, wie kann er noch immer Dein Vorgesetzter sein?‘ So höre! — Ich nehme wahlfreie Stunden, die Papa mir auf Dr. Jürgens Rat aufgezwungen hat! — —

„— Zu Beginn des Sommers trage ich Papa meinen Wunsch vor, in die Schweiz zu gehen und wie Du mein Sprachexamen zu machen — genau so, wie Du es mir geraten hast, und zwar in sehr bescheidenem, wenn auch natürlich festem Tone. Papa lächelt und tätschelt mir den Kopf, sehr lieb und zärtlich, aber nicht gerade situationsgemäß. ‚Nee, Herzblättchen, das ist mir denn doch ein büschen zu weit! So'n einziges Küken und dann so, mir nichts, dir nichts, mang die Schweizerbildung!‘ — Du kennst ja Papas Vorliebe für das Drastische und Burschikose! ‚Aber, Papachen, ich will mich doch zu einem ganzen Menschen auswachsen, eine Persönlichkeit werden!‘ Papa tätschelt mich weiter, als ob ich zwei Jahre sei und um Schokolade bettelte, die er mir beim besten Willen nicht geben kann, da der Arzt sie streng verboten hat! ‚Du sollst ja auch ein ganzer aufrechter Mensch werden, Töchterchen, aber ich glaube, unter Mutterns Augen geht das viel besser!‘ und dann kamen die wahlfreien Stunden!

„Dr. Jürgens hätte sich sehr lobend über meine gute Auffassungsgabe geäußert usw., und dann zog Papa einen Stundenplan aus der Tasche, und da waren schon alle Stunden angestrichen, die ich mitnehmen sollte: Geschichte, Literatur, Lektüre — fast alles Stunden, die Dr. Jürgens gibt!

„Und mein gutes Väterchen war ganz enthusiasmiert, wie reizend das für mich sei! Die Stunden lägen so glücklich, fast immer von 10—12 oder von 9—11, so daß ich vorher noch Mutterchen ein bissel zur Hand gehen und mein Zimmer selbst aufräumen könne — denn über der wissenschaftlichen Ausbildung dürfe auch die wirtschaftliche nicht vergessen werden!

„Hedda, was sollte ich tun? Ich nahm eben wahlfreie Stunden! Ich habe mir die Nägel ins Fleisch gebohrt, um sein Lächeln zu ertragen, und habe die Spitze an meinem Taschentuch zerrissen, um über sein ironisches Augenzwinkern nicht in Tränen auszubrechen!

„Und nun ist er uns nachgereist!

„Meine Begeisterung für den Ferienaufenthalt in dieser malerischen Waldmühle erlitt ja schon einen kleinen Stoß, als Mama in ihrer heiteren Art, die jeden Widerspruch lächelnd unmöglich macht, erklärte, das blaue Batistkleid bliebe zu Hause und ebenso die Goldkäferstiefelchen — die beiden weißen Leinenröcke und die Batistbluse genügten vollkommen. Aber als wir dann am letzten Sonnabend hier eintrafen, beim Klange der Abendglocken — und der Horizont wie ein blutrotes Meer, und ein Hirtenknabe sang leise und traumverloren — ach, Hedda, da hatte ich alles vergessen: Batistkleid und Stiefelchen! Da war ich ganz überwältigt von dem Stimmungzauber dieser schlichten Waldlandschaft!

„Ich gestehe es freimütig ein, gestört hat mich der blonde Leutnant ja dann auch nicht, der außer drei oder vier alten Lehrerinnen, einem Oberpostsekretärsehepaar und einem schwerhörigen Antiquitätenhändler unser Ferienheim teilt. Der junge Offizier war sehr artig und zuvorkommend! Und wenn man ein Vierteljahr lang zwangsweise wahlfreie Stunden genommen und die empörende Behandlung eines sechsundzwanzigjährigen Oberlehrers ertragen hat, dann tut es eben wohl, wenn man so behandelt wird, wie es einer jungen Dame zukommt. Leutnant Balz ist Artillerist und will seine ‚etwas derangierten Nerven in dieser urwüchsigen Natur kräftigen‘.

„Nun, wir beiden Jungen hielten fest zusammen, und die ersten drei Tage waren allerliebst! Wir streiften im Wald umher, sammelten Beeren und Blumen, und er wußte mich bei Tisch so anregend zu unterhalten, daß ich selbst die dicke Milch erträglich fand, die ich sonst nur unter heftigem Protest gegessen habe! Am Abend, wenn das Geläut der heimkehrenden Herden verklungen war, sangen wir zweistimmig, und die eine alte Lehrerin begleitete uns auf dem verstimmten Klavier. Ich wäre wirklich ganz glücklich gewesen, hätte ich mein gutes Väterchen bei mir gehabt! Aber der arme Papa konnte sich gerade jetzt nicht von seinem Geschäft trennen!

„Bis gestern abend dauerte die Herrlichkeit — da erscheint Herr Dr. Jürgens auf der Bildfläche — heiter, lächelnd und freundlich, als müsse das so sein! — Er wäre bei meinem Herrn Vater gewesen, und der hätte ihm einige meiner begeisterten Schilderungen vorgelesen, und da hätte ihn so große Lust gepackt, sich das liebliche Waldtal auch einmal in der Nähe anzusehen — und: er sei nun einmal da! Ich zitterte vor Wut! Dabei tat er ganz, als wären wir in der Schule, blinzelte mich mit seinen unverschämt hellen, scharfen Augen durch den Kneifer an, rückte an seinen greulichen Röllchen — eine unerträgliche Angewohnheit von ihm! — und freundete sich mit Leutnant Balz an. Als er ihm sein Zigarettenetui anbot, hätte ich ihn ohrfeigen können!

„Und mein Herr Leutnant? Ach, Hedda, was sind die Männer doch für jämmerliche Geschöpfe!

„Statt wie sonst mit mir zu singen, folgt er dem Herrn Oberlehrer auf die Veranda, die hier das Rauchzimmer ersetzt, und spielt mit ihm und dem Postmann Skat! Mir blieb also nichts anderes übrig, als allgemeine Konversation zu machen — mit vier alten Lehrerinnen, meiner eigenen Mutter, die ich das ganze Jahr hindurch habe, und einem schwerhörigen Antiquitätenhändler. Mama tat in ihrer seelenruhigen Art, als sei alles in schönster Ordnung, lächelte strahlend und nickte mir ein paarmal fröhlich zu! —

„Heute habe ich noch niemand zu Gesicht bekommen. Luischen, das flachsblonde Zimmermädchen, vertraute mir vorhin an, die beiden jungen Herren seien schon in aller Herrgottsfrühe aufgebrochen, sie wollten einen tüchtigen Marsch machen und hätten sich reichlich mit Proviant versehen! Nun, da werden sie ja wohl vor Abend nicht zurück sein! Sehr interessant für mich, das muß ich sagen! Für den Altertumshändler sind selbst die Leinenröcke zu schade!“

* * *

„— — — O Hedda, was wirst Du sagen, wenn Du alles erfährst! Dein schöner, lockender Plan, dem ich so begeistert zugestimmt, ist für alle Zeiten vereitelt! Laß Dir erzählen!

„Ich war Dir so dankbar für Deine Teilnahme, und als ich Deine ausführlichen Schilderungen las, war auch ich fest davon überzeugt, daß ich mich ganz vorzüglich zur Aerztin eignen würde, noch besser als zu einer Sprachlehrerin! Das Leben in Eurer Pension

mit all den interessanten Damen, die sich sämtlich vom Mann emanzipiert und auf eigene Füße gestellt haben, erschien mir so anregend und heiter zugleich, daß ich am liebsten sofort mein Bündelchen geschnürt hätte!

„Aber es kam alles so ganz, ganz anders!

„Ich schrieb natürlich sofort an Papa und legte ihm Deinen Brief ein; ich sagte ihm, daß auch ich mein Glück nur in einem ernsten Lebensberufe sähe und ihn um seine väterliche Zustimmung und Unterstützung bäte.

„Papa antwortete sofort. Er schrieb, ich sei im Irrtum, wenn ich glaube, er hätte noch nicht an meine Zukunft gedacht — er hätte es sogar in letzter Zeit sehr oft getan und erst vor ungefähr drei Wochen mit Dr. Jürgens lang und breit darüber gesprochen. Ihm selbst fehle leider die Zeit, mir all seine Pläne ausführlich mitzuteilen, ich solle mich nur an Dr. Jürgens wenden, der wisse genau Bescheid und würde sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, mich zu informieren!

„Weißt Du, Hedda, zwischen Dr. Jürgens und mir war seit drei Tagen so eine Art Waffenstillstand eingetreten. Er behandelte mich zwar immer noch so ein bißchen als kleines Mädchen, aber die Huldigungen des Offiziers blieben doch wohl nicht so ganz ohne Eindruck auf ihn. Es ging soso — lala!

„Mama fühlte sich die ganze Zeit hindurch höchst behaglich, disputierte mit den alten Lehrerinnen über Häkelmuster und mit der Postfrau über Seifenpulver und nutzbringende Verwertung von Speiseresten — und machte stets ein Gesicht, als fiele ihr jeden Augenblick ein anderes, großes Glück in den Schoß! —

„Als Papa mir schrieb, er hätte mit Dr. Jürgens über meine Zukunft beraten, und ich solle mich von ihm informieren lassen — da schäumte ich denn doch vor Wut! Immer und immer Herr Dr. Jürgens! Und da soll man ruhig bleiben!!

„Fest entschlossen, ihm einmal gehörig meine Meinung zu sagen, betrat ich den Garten, in dem Herr Dr. Jürgens sich nach Tisch ganz gemütlich in einer Hängematte schaukelte. Er hatte mein Kommen wohl überhört, denn er las eifrig in einem Buch und schmunzelte dabei. Mit meinen Falkenaugen erspähte ich den Titel: Stakleys ‚Education‘ lautete er.

„Nun, eine bessere Anknüpfung konnte ich mir doch beim besten Willen nicht wünschen! Ich ging denn auch ohne Umschweife auf mein Ziel los! Ich sagte ihm, daß bei einem männlichen Wesen die ‚Erziehung‘ als etwas ganz Selbstverständliches angesehen werde — der Junge beginne seine eigentliche Bildung erst nach der Schule! Wir Mädchen aber sollten uns stillschweigend mit Füßen treten lassen und uns bescheidentlich darein fügen, unsere Bildung mit der Schule als abgeschlossen anzusehen! Es möge ja auch Mädchen geben, die damit ganz einverstanden seien — ich gehörte aber nicht zu denen!

„Dann sagte ich ihm, Papa hätte mir geschrieben, daß er mit ihm — Dr. Jürgens — über meine Zukunft gesprochen hätte und ich mich von ihm informieren lassen sollte. — Darauf sah er mich ganz ernst und forschend an und bat mich, ihm doch den betreffenden Brief von Papa zu zeigen. —

„Empört über seinen Argwohn, tat ich es — da war er mit einem Satz auf den Füßen, schrie: ‚Lilli, meine — meine süße Lilli!‘ Und küßte mich wie toll! Und weißt Du, Hedda, obwohl er wirklich unausstehlich ist und Röllchen trägt — das Küssen versteht er aus dem ff, das muß man ihm lassen!

„Ach, Hedda, ich bin ja so glücklich! Er ist ja ein so lieber, goldiger Mensch, und das Zupfen an den Röllchen ist noch das Bezauberndste von allem! Denke nur, er liebt mich ja schon seit einem ganzen Jahr — und die Eltern wissen es schon lange — und alles ist ja Verschwörung der drei geliebten Menschen gewesen — die wahlfreien Stunden und die Reise hierher und alles, alles, alles!! Und er sagt, er bete mich an, und wenn man einen Glorienschein rotgoldener Löckchen um das Gesicht hätte und ein Grübchen im Kinn und Füßchen wie eine Elfe — dann sei es einfach Wahnsinn, Medizin zu studieren! — Und ist es nicht süß? Bis zum Herbste wollen wir unsere Verlobung geheimhalten, und ich nehme bis dahin die wahlfreien Stunden weiter. Und er wird mich wie immer durch den Kneifer fixieren, wird an den Röllchen zupfen und ‚Fräulein Walldorf‘ lispeln — und die andern Mädels sollten nur ahnen, daß wir uns küssen und lieben!! —“

Der tote Baum.

Rings der blühende Frühlingstraum,
Einsam am Ufer der tote Baum.

All seinen Brüdern Leben und Licht
Schenkte der Maitag — ihm nur nicht . . .

Weiß nicht, was mir den Schritt gebannt,
Blicke hinüber unverwandt.

Schlendere dann am Ufer hin,
Immer noch das Bild im Sinn:

Rings der blühende Frühlingstraum,
Mitten darin der tote Baum.

W. Britting.

Englische Freilufttoiletten.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Die Vielseitigkeit englischer Sportsbetätigung zu Wasser und zu Lande, die damit verbundene wechselnde Szenerie der Festplätze sowie die sich nie gleichbleibende Zusammensetzung des Publikums bieten der Damenwelt willkommene Gelegenheit, an die jeweilige Toilettenfrage von einem ganz bestimmten Standpunkt heranzutreten. Was in Ascot auf dem grünen Rasen getragen wird, paßt nicht für das Zuschauerparkett bei den großen Tennis- oder Fußballturnieren, und wer zu einer Regatta in Henley ebenso gekleidet sein wollte wie auf den





Abb. 1. Dunkelblauer Samtmantel mit reicher Goldstickerei.

Tribünen für die Motorwettfahrten, machte sich einer Sünde wider den guten Geschmack schuldig, die in Jahren nicht wegzulöschen wäre.

Der diesjährige Sommer mit seinen kühlen Tagen hat insofern etwas Einheitlichkeit in das Kostümbild gebracht, als er auf allen Linien die Umhülle, sei es Mantel, Paletot, Jäckchen oder Schal, notwendig machte. Die beigegebenen Aufnahmen zeigen, in wieviel Variationen sich das eine Thema behandeln läßt. Da ist Abb. 1 der lange Samtmantel mit prunkender, überreicher indischer Stickerei. In allerneuster Zeit tauchen die „Fürstenmäntel", bisher nur Schaustücke für Toilettenparaden in geschlossenem Raum, auch im Sonnenschein und unter grünen Bäumen auf — eine nicht ganz glückliche Verpflanzung kaiserlich indischer Nationaltrachten auf europäischen Boden, der doch einen gar zu nüchternen Hintergrund für dergleichen Prachtgewänder von ethnographischer Kostbarkeit abgibt.

So viel Köpfe, so viel Umhängsel auf Abb. 2! Bemerkenswert ist der weite Mantel aus weißem Tuch mit Atlasfutter und Goldsoutachеverzierungen. Der ganze Schnitt und die lange Quaste im Rücken erinnert an die einstige „Beduine", die 1867 von der Kaiserin Eugenie bei Gelegenheit der Pariser Weltausstellung in das goldene Buch der Mode eingezeichnet wurde. Später schrumpfte dieses arabische Toilettenstück immer mehr zusammen, bis es zu den berühmten „Baschliks" verkrüppelte, die mancher Leserin wohl noch im Gedächtnis sein werden. Der Futteralkleider ist man überall müde und überläßt die letzten fragwürdigen Uebertreibungen den beruflichen Reklameheldinnen. Es liegt etwas wie Opposition in dieser völligen Abkehr von der bis jetzt gepflegten Geschmacksrichtung, und so wird es auch hier wieder einmal wahr, daß sich die Extreme berühren. Das feine Taktgefühl einer wirklich eleganten Frau wendet sich der goldenen Mittelstraße zu: sie wird in etwas noch der mit allen Mitteln der Kunst und der körperlichen Aszese erstrebten Schlankheit treu bleiben, doch aber schon zu einer — vorläufig noch durch die Kleidung vorgetäuschten — Fülle neigen. Das halbanschließende, kürzere oder längere Jackettkleid bleibt deshalb



Abb. 2. Renntoiletten in Ascott.

in diesem Hochsommer für alle Tageszeiten das beliebteste Kostüm. Wie verschieden der Begriff einer Jacke aufgefaßt werden kann, sehen wir auf Abb. 5. Eigentlich wäre der Spitzenbehang ein Bolero mit dazugehöriger Tunika, da er aber lange Aermel hat und vorn einreihig geschlossen ist, nennt man das Ding eine Jacke — die perlmutterweiße, in der



Abb. 3. **Vorboten des Herbstes: Kurze Umhänge aus schwerer Seide.**



Abb. 5. **Paletot aus irischer Spitze.**

Naht etwas geschlitzte Jacke zu dem langschleppigen Surahkleide Abb. 4 aber einen Paletot. Die Unstimmigkeit der Taufnamen sollte niemand Kopfschmerzen machen — ganz sind selbst die Sachverständigen nicht einig in des Rätsels Lösung. Und wie könnten wohl die beiden Taillenumhänge Abb. 3 bezeichnet werden?! Aus Großmutters Truhe scheinen sie hervorgeholt, auch wieder ein greifbarer Beweis für den neuen Stil, dem



Abb. 4. **Weiße Promenadenkleider mit Schleppe.**



Abb. 6. Links: Voilekleid mit kurzer Taille. Rechts: Elegante Sommerabendtoilette.

wir uns künftig anpassen sollen. Aus weichem, aber kräftigem Seidenstoff gefertigt, mit breiten Säumchenborten verziert, erinnern diese Manteletts an die oben erwähnten Baschliks.

Die garden party zählt in England bekanntlich auch zu den Sportvergnügungen als solche. Keine Vorschrift für irgendein bestimmtes Toilettengenre ist für diese Zusammenkünfte einer geladenen, also nicht willkürlich zueinandergeströmten Gesellschaft maßgebend. Der Phantasie wird voller Spielraum gelassen, und so bewundert man Erscheinungen wie die auf Abb. 6. Das hellblaue Voilekleid mit silbergenetzter Taille und silbernem Gürtel ist sehr faltenreich und etwas kürzer als das mit Stickerei gesäumte Untergewand. Ein Turbanhut mit hellblauem Gazeschleier und ein Schulterschal aus dem gleichen Material vervollständigen den eigenartigen Anzug. Eine Robe von vornehmer Farbengebung zeigt die rechtsstehende Figur. Ein loser Gown aus aurikelgelbem Atlas, von Goldspitzenstoff umschleiert, läßt eine Bluse aus weißer Gipüre frei, deren Muster mit Goldfäden nachgezogen sind. Der einfache Hut trägt einen apart wirkenden dunkelgelben Schleier.

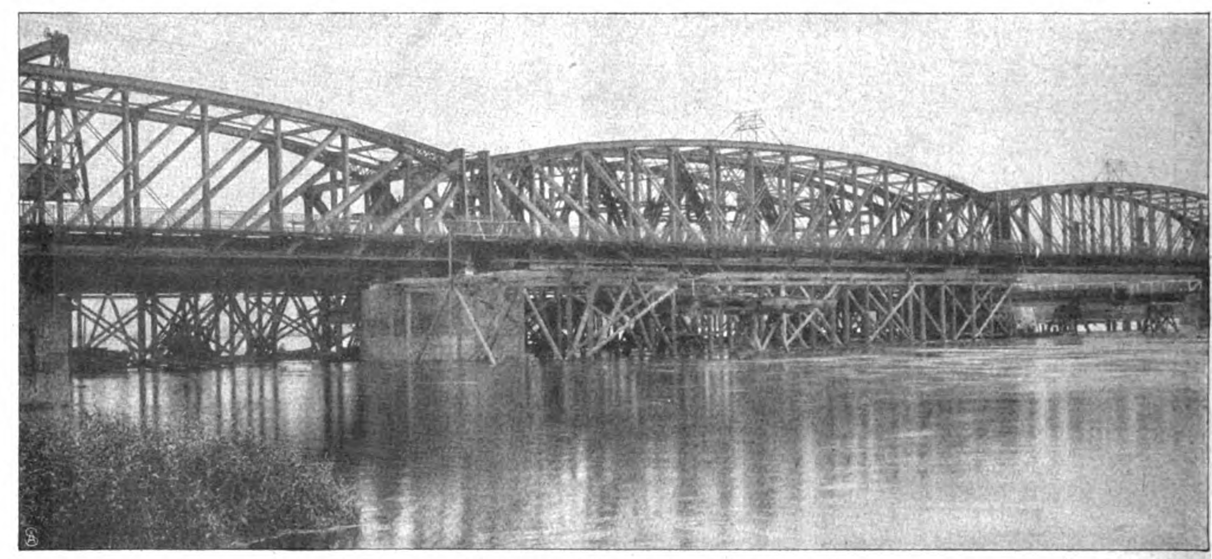


Abb. 1. **Gerüstbau zur Aufnahme des alten Brückenjochs.**

Der Umbau unserer Eisenbahnbrücken.

Von Hans Joachim. Hierzu 4 photographische Aufnahmen von H. Biek.

Im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte haben die Betriebsmittel der preußischen Eisenbahnen beträchtliche Veränderungen erfahren. Sowohl die Lokomotiven wie auch die Wagen sind immer schwerer und kräftiger geworden. Ferner hat eine nicht unerhebliche Steigerung der Fahrgeschwindigkeiten auf vielen Strecken stattgefunden. Diese beiden Umstände zusammen bedeuten eine starke Steigerung der Streckenbeanspruchung. Man mußte dem Rechnung tragen, und so haben beispielsweise die Oberbauteile, also die Schienen und ihre Verbindungsteile, das sogenannte Kleineisenzeug, schon seit langen Jahren eine stetig steigende Verstärkung erhalten.

Es ist begreiflich, daß solche Verstärkung sich schließlich auch auf die Eisenbahnbrücken erstrecken mußte. Statische Prüfungen und Berechnungen haben ergeben, daß einzelne sogar recht alte Brücken so hohe Sicherheitskoeffizienten besitzen, daß an ihre Erneuerung in absehbarer Zeit nicht gedacht zu werden braucht, daß dagegen bei anderen, wenn auch noch keinerlei Gefahr besteht, eine Erneuerung empfehlenswert sei. Häufig ergab die Berechnung, daß die Brückenpfeiler noch weit über die gegenwärtige Belastung unbedingt sicher seien, während der Einbau verstärkter Brückenjoche notwendig erschien.

Nun trat an die Techniker die Aufgabe heran, solche Brückenverstärkungen vorzunehmen, ohne den Betrieb zu stören. Wenn beispielsweise eine der großen Strombrücken einen solchen Fahrplan hatte, daß nur einmal eine Betriebspause von zwei Stunden eintrat, so durfte nur während dieser zwei Stunden auf der Brücke etwas vor sich gehen. Wie dabei im allgemeinen verfahren wird, das zeigen unsere Abbildungen, die die Auswechs-

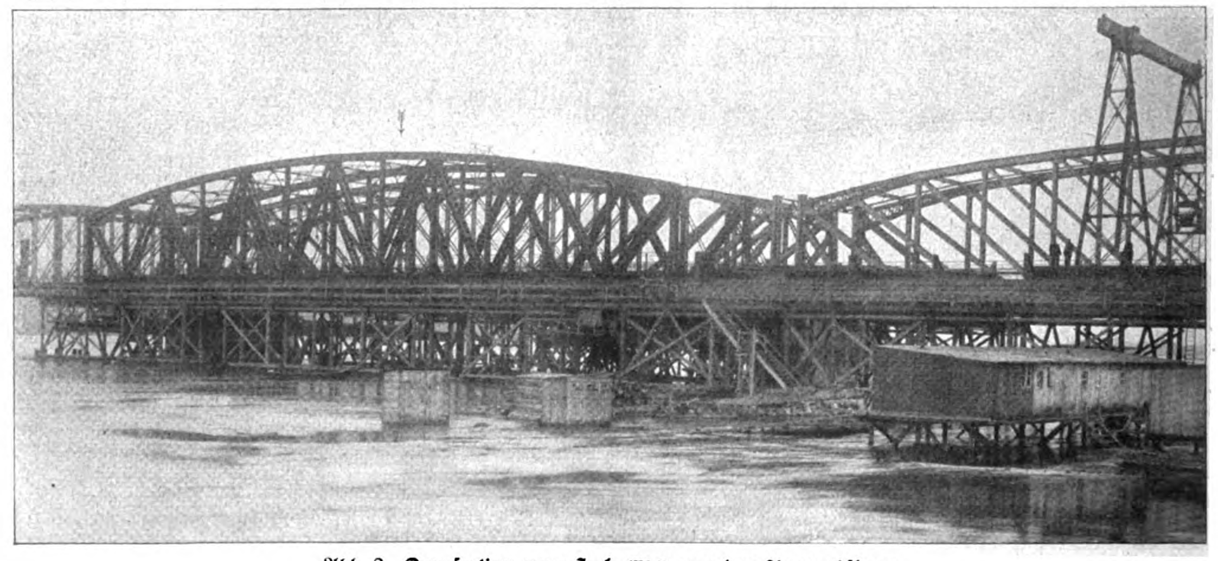


Abb. 2. **Das fertige neue Joch** (Pfeil) **vor der Auswechslung.**

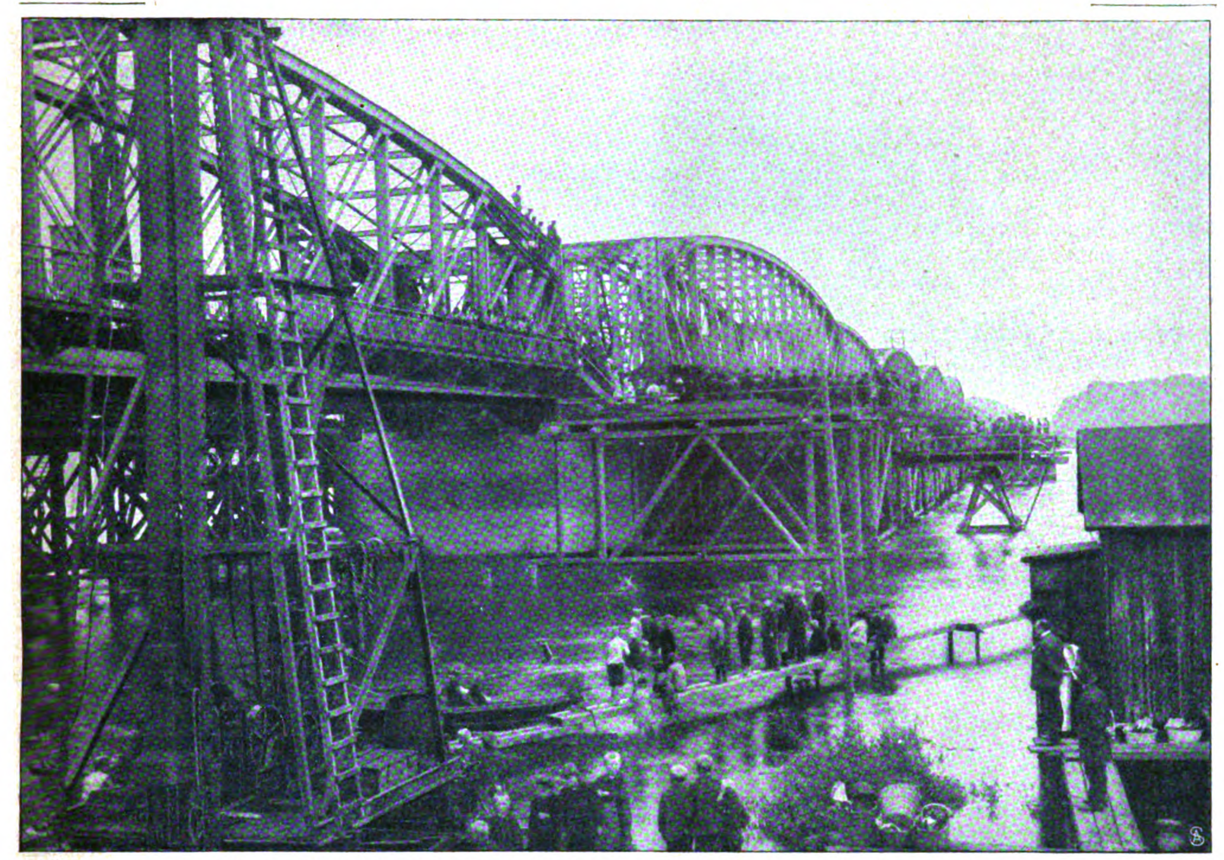


Abb. 3. Nach zehn Minuten Arbeit: Das alte Joch ist zur Hälfte herausgefahren.

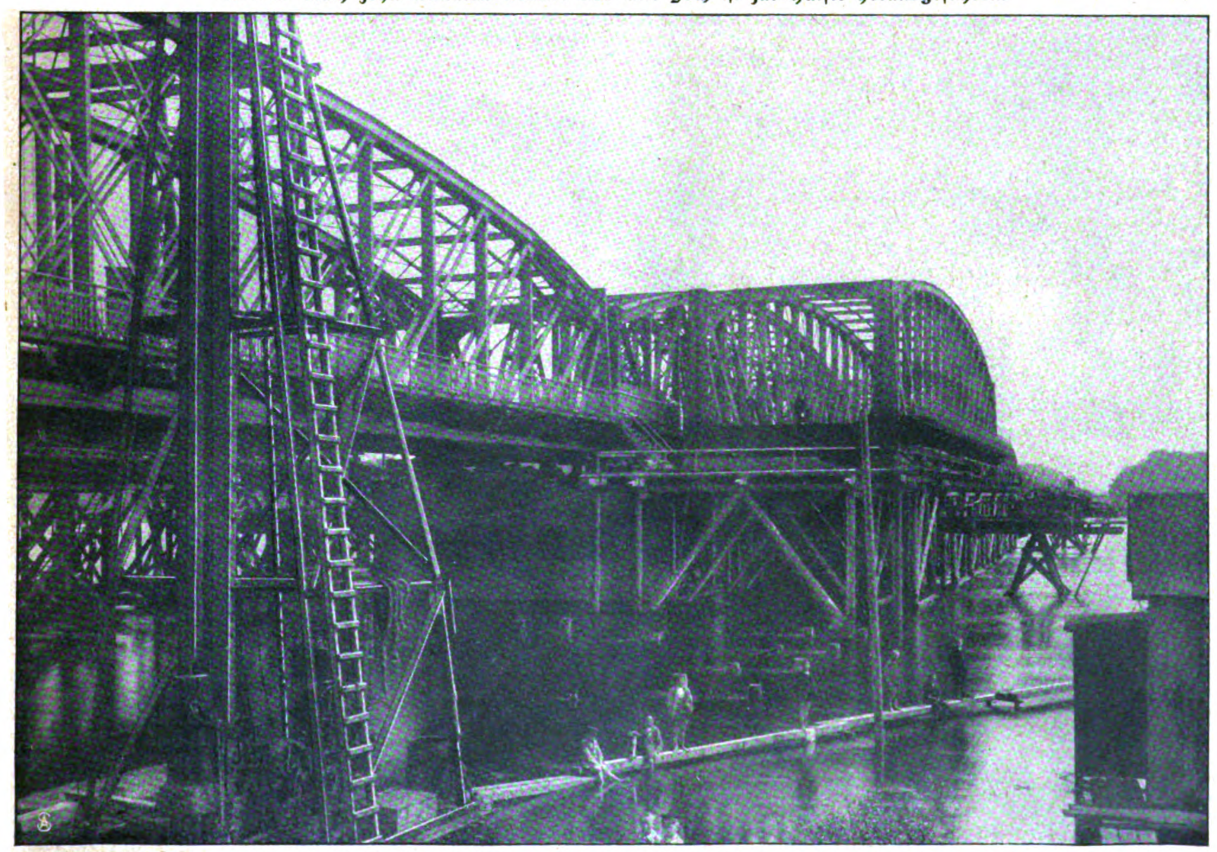


Abb. 4. Nach achtzehn Minuten: Das alte Joch ist beseitigt, das neue zugleich e.ngefahren.

lung der großen Elbbrücke bei Barby veranschaulichen. Wie die Bilder erkennen lassen, besteht jene Brücke aus mehreren Jochen, deren jedes auf zwei Pfeilern aufliegt. Da man natürlich bei den Auswechslungsarbeiten auch die Schiffahrt nicht allzu sehr behindern durfte, so nahm man sich ein Joch nach dem andern vor. Man begann damit, daß man stromaufwärts und stromabwärts zu beiden Seiten des betreffenden Joches einen kräftigen Pfahlrost in den Flußgrund rammte, und zwar so, daß die Pfähle etwa bis zur Höhe der Jochunterkante reichten. Abbildung 1 zeigt dieses Stadium der Arbeiten. Weiter wurden dann die Pfähle durch Diagonal- und Querbalken zu einem kräftigen Gerüst verbunden, das eine starke Bohlenplattform trug. Solche Plattformen befanden sich nun also stromaufwärts und stromabwärts neben dem auszuwechselnden Joch.

Auf diese erste Vorbereitung folgte dann die Montage des neuen stärkeren Joches auf der einen Plattform. War das Joch fertiggestellt (Abb. 2), dann ging es an die Auswechslung.

Der letzte Zug hat soeben die Brücke passiert, und seine Schlußscheiben verschwinden in der Ferne. Eilfertig betreten die Arbeiter das alte Brückenjoch. Da, wo es mit seinen beiden Enden an die Nachbarjoche stößt, lösen sie die Schienenverbindungen und trennen auch die Fahrbahntafel, derart, daß das Joch mit beiden Enden durchaus freiliegt. Kaum ist das vollendet, so beginnen gewaltige Topfschrauben oder Schraubenpressen unter dem alten Joch ihr Werk und heben es von den Pfeilern ab, etwa einen halben Fuß in die Höhe. Kräftige Eisenbahnschienen werden von den Pfeilern her zu der leeren Plattform hingelegt, so daß sie sich dicht unter dem alten Joch befinden. Diese Schienen sind gehörig mit grüner Seife oder Fett beschmiert. Jetzt geben die Schraubenpressen unter dem Joch wieder nach. Aber es senkt sich nicht mehr auf die alten Lager zurück, sondern ruht auf den Schienen auf. Und sofort beginnen andere Schraubenpressen in wagerechter Richtung zu arbeiten und schieben die ganze gewaltige Eisenkonstruktion im Gewicht von vielen hundert Tonnen aus der Brückenbahn heraus nach der leeren Plattform hin. Die Ausfahrt des alten Joches hat begonnen (Abb. 3).

Aber inzwischen ist man auch auf der andern Seite der Brücke, wo das neue Joch liegt, nicht müßig gewesen. Auch das neue Joch wurde etwas angehoben und auf schlüpfrige Schienen gelegt, die von der Plattform her bis über die Brückenpfeiler reichen. Auch hier beginnen Schraubenpressen ihre Tätigkeit, und während drüben das alte Joch ausfährt, rückt hier das neue zwischen die Pfeiler ein. Und das geht schnell! Nur eine gute Viertelstunde verstreicht darüber. Achtzehn Minuten, nachdem die Ausfahrt des alten Joches begann, liegt es bereits draußen auf der Plattform (Abb. 4), und wiederum nur wenige Minuten später fügt sich das neue Joch in den Brückenzug ein. Die letzten Schrauben werden angezogen. Dann geht der Signalflügel vor der Brücke aus der Haltstellung wieder auf „freie Fahrt“. Die Arbeiter verlassen das Gleis, und eine kurze Frist später jagt der Schnellzug donnernd über die Brücke und das neue Joch. So folgt die Auswechslung eines Joches auf die andere, und nach wenigen Monaten liegt auf den alten Pfeilern eine neue Brücke.



Die „Fuchsschokolade“ auf dem Marktplatz. Phot. Ebert.

Vom 70. Stiftungsfest des Korps Hasso-Nassovia in Marburg.

Bilder aus aller Welt.

Marburg ist eine von den wenigen idealen deutschen Universitätsstädten, in denen der Student noch alles gilt. Wer dort die bunte Kappe auf dem Kopfe und das farbige Band um die Brust trägt, der ist bei den Bewohnern der schönen Lahnstadt „beliebt und hochgeehrt“. So hat auch das alte Landeskorps „Hasso-Nassovia“ das Privileg, sein Stiftungsfest frühmorgens auf dem Marktplatz einzuweihen, wo an langen Tafeln zahlreiche Gäste mit Schokolade und Kuchen bewirtet werden.

Der Rollschuhsport, der lange Zeit hindurch ein Leben in Vergessenheit geführt hat, ist neuerdings wieder zu Ehren gekommen. Das Kunstlaufen auf dem Rollschuh erfreut sich ebenso großer Beliebtheit wie das auf dem Eise. Zurzeit tritt im Londoner Palace-Theater eine Australierin Miß Donegan auf, die es auf dem Rollschuh zu großer Fertigkeit gebracht hat. Miß Donegan tanzt den auch in

England allgemein beliebten Walzer aus der „Lustigen Witwe" mit Grazie und Verve.

Einen besonders reizvollen Sommersitz hat sich der in Berlin allgemein beliebte Direktor des Residenztheaters Richard Alexander zu Mittenwald im bayrischen Hochgebirge erbauen lassen. Das hübsche Landhaus, in dem sich Richard Alexander von den Strapazen der Berliner Wintersaison erholt, ist nach den Ideen Ludwig Ganghofers erbaut. Hier schöpft der dem Theaterpublikum meist nur als leichtsinniger Schwerenöter in französischen Schwänken bekannte Künstler in dem unendlichen Reichtum der herrlichen Bergwaldnatur neue, frische Schaffenskraft.

Vor 23 Jahren wurde in Mailand eine deutsche Schule für die Kinder jener dort lebenden Deutschen gegründet, die nicht imstande waren, das sehr hohe Schulgeld der Mailänder internationalen Schule mit deutscher Unterrichtssprache aufzubringen. Aus kleinen Anfängen hat sich diese Anstalt so kräftig entwickelt, daß jetzt schon über 100 Kinder dort den Unterricht unentgeltlich und in ihrer Muttersprache erhalten. Die Anstalt, die bisher in einem Miethause untergebracht war, hat jetzt vor kurzem in der Via Savona ein würdiges, gesundes und schönes Heim erhalten.

Geheimer Medizinalrat Professor Rudolf Dohrn in Dresden beging vor kurzem sein goldenes Doktorjubiläum. Geheimrat Dohrn ist am 24. August 1836 zu Heide in Holstein geboren und hat sich als Gynäkologe einen sehr angesehenen Namen gemacht. Lange Jahre war der Jubilar Direktor der Königlichen Frauen-Universitätsklinik der Albertina in Königsberg.

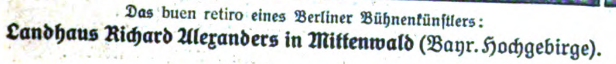
Im Kurhotel zu Freienwalde a. O. fand kürzlich ein Abschiedsdiner statt für den bisherigen Landrat des Kreises Ober-Barnim Herrn Heinrich von Oppen, der als Polizeipräsident nach Breslau versetzt ist. Zu dem Essen hatten sich etwa 240 Personen, darunter sämtliche Spitzen der Kreis- und Kommunalbehörden und viele persönliche Freunde des Herrn v. Oppen, eingefunden.

In Freiwaldau-Gräfenberg, dem lieblichen Kurort am Fuß des „Altvaters", ist die von Vincenz Prießnitz gelehrte Kaltwasser-Heilmethode zuerst bodenständig geworden. Kürzlich wurde nun in Freiwaldau ein Denkmal für Prießnitz enthüllt, das den künstlerischen Grundgedanken „Prießnitz und sein Werk als der Menschheit Jungbrunnen" veranschaulicht.

In dem kürzlich dem Verkehr übergebenen Rosarium im Tiergarten ist ein neuer prächtiger Schmuck- und Erholungsplatz geschaffen. Der sehr geschmackvoll angelegte Rosengarten, in dessen Mitte eine Statue unserer Kaiserin steht, bildet besonders an Sonntagen das Ziel vieler Spaziergänger. Tausende von Rosen aller Arten und wohlgelungene architektonische Arrangements erfreuen

Der „Lustige Witwe"-Walzer auf Rollschuhen.
Die Australierin Donegan im „Palace" zu London.





Das buen retiro eines Berliner Bühnenkünstlers:
Landhaus Richard Alexanders in Mittenwald (Bayr. Hochgebirge).



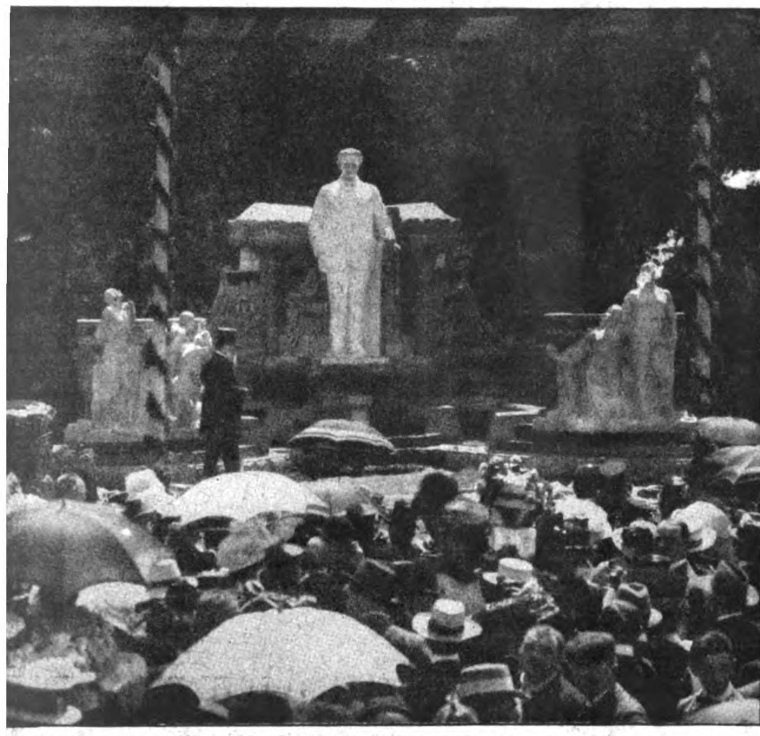
Eine Pflegestätte des Deutschtums im Ausland:
Die neuerbaute deutsche Schule in Mailand.



Phot. Kelch

1. Gendarmeriemajor v. Werner. 2. Amtsrat Schmidt-Löhme. 3. Landrat Dr. Kleiner-Lebus. 4. Kommerzienrat Markgraf-Wolfswinkel. 5. Landrat Graf Rödern-Niederbarnim. 6. Bürgermeister Krause-Freienwalde a. O. 7. General v. Tresckow. 8. Kreisdeputierter Graf v. d. Schulenburg. 9. Polizeipräsident v. Oppen. 10. Kreisdeputierter Ritterschaftsrat Kreich. 11. General v. Zepelin. 12. Regierungspräsident v. d. Schulenburg-Potsdam. 13. Kammerherr v. Oppen. 14. Bürgermeister Hopf-Eberswalde.

Abschiedsdiner für den bisherigen Landrat von Ober-Barnim, v. Oppen, im Kurhaus Freienwalde a. O.



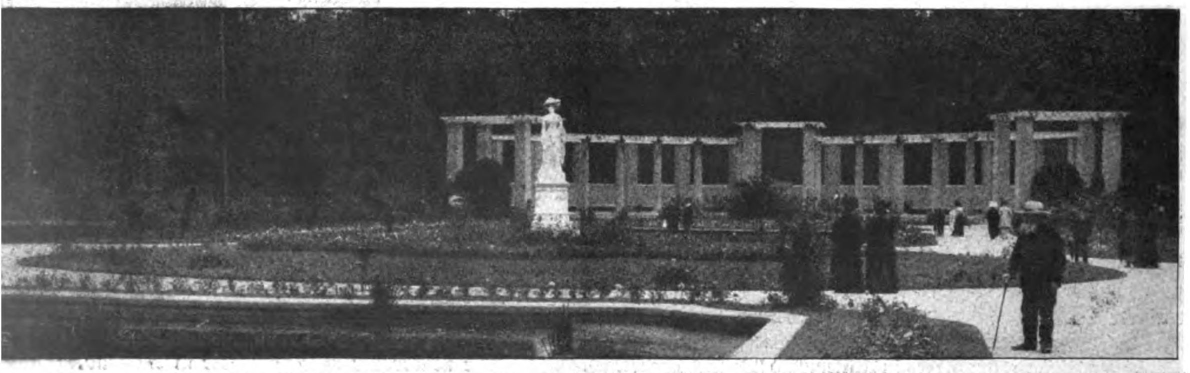
Phot. Franke. **Das kürzlich enthüllte Prießnitz-Denkmal in Freiwaldau.**

das Auge der Besucher. Einen ganz besonders reizvollen Ueberblick über den Garten hat man von der etwas erhöht liegenden Wandelhalle, an deren südlicher Wand zwölf Steinbänke zum Sitzen einladen. Das ganze Rosarium ist von einem hohen Drahtzaun umschlossen und hat zwei einander gegenüberliegende Zugänge. Nach den Bestimmungen der Königlichen Tiergartenverwaltung ist der Rosengarten von morgens sieben Uhr bis zum Eintritt der Dunkelheit geöffnet; Kinder unter zwölf Jahren haben nur in Begleitung Erwachsener Zutritt.



Phot. Hoffmann Nchfg.

Geh. Med.-Rat Prof. Rudolf Dohrn.
Zu seinem goldenen Doktorjubiläum.



Ein neuer Schmuck des Berliner Tiergartens: Der Rosenhain mit dem Standbild der Kaiserin Auguste Viktoria.

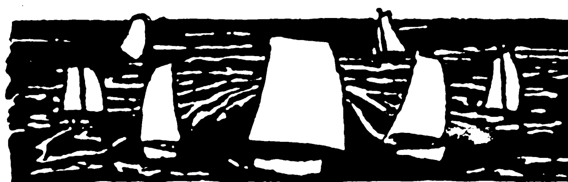
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 34. Berlin, den 21. August 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.



Die sieben Tage der Woche.

12. August.

Die türkische Antwortnote, die neue Forderungen an die griechische Regierung erhebt, ist in sehr gemäßigtem Tone gehalten.

Zum Nachfolger des Generals von Einem als preußischer Kriegsminister wird General der Inf. von Heeringen, (Portr. S. 1435) bisher Kommandierender General des zweiten Armeekorps, ernannt.

Der König von Dänemark betraut den Grafen Holstein-Ledreborg mit der Neubildung des dänischen Ministeriums. (Portr. S. 1435.)

13. August.

Die Nationalversammlung der Insel Kreta tritt zusammen, um über die Entscheidung der Schutzmächte in Sachen der Flaggenfrage zu beraten

14. August.

Die türkische Regierung bezeichnet die letzte Antwort Griechenlands als ungenügend und verlangt eine formelle Erklärung, in der Griechenland versichern soll, daß es keine Absichten auf Kreta hege. — Die kretische Regierung demissioniert, um die Niederholung der griechischen Fahnen nicht anordnen zu müssen.

Der bekannte Kasakenoberst Liakow tritt wieder in die russische Armee ein und wird zum Kommandeur eines Infanterieregiments ernannt.

Der Generalstreik in Schweden dauert fort. Ein von den Streikenden geplanter Umzug in den Straßen Stockholms wird verboten.

15. August.

In Kanea auf Kreta marschieren bewaffnete Landleute ein, um die griechische Flagge zu schützen.

König Eduard von England empfängt in Marienbad den ehemaligen Ministerpräsidenten Clemenceau.

16. August.

In dem neuen dänischen Kabinett mit dem Ministerpräsidenten Graf Holstein-Ledreborg übernimmt J. C. Christensen das Ministerium der Landesverteidigung.

Die Kämpfe in Marokko dauern an; General Marina bereitet einen Angriff vor und verspricht den Soldaten in einem Tagesbefehl, sie zum Siege zu führen.

Der Lenkballon „Clouth" unter Hauptmann von Kleists Führung unternimmt in Frankfurt a. M. seine erste Fahrt, die glänzend verläuft.

17. August.

Die spanischen Truppen bei Melilla beginnen ihren Vormarsch gegen die Rifkabylen.

Von den Generalkonsuln der Schutzmächte wird der neuen Regierung in Kreta ein Ultimatum betreffend das Niederholen der griechischen Flagge gestellt.

Die Große Goldene Medaille der diesjährigen Berliner Kunstausstellung wird dem Maler Prof. Dr. Dettmann und dem Geh. Baurat Dr. Hoffmann verliehen.

18. August.

Kaiser Franz Josef von Oesterreich feiert seinen 79. Geburtstag.

ooo

Orville Wright in Berlin.

Von Hauptmann a. D. Hildebrandt.

Die Entwicklung der Flugtechnik macht andauernd große Fortschritte, und man arbeitet jetzt darauf hin, die Flugmaschine für sportliche Zwecke einzuführen, da man noch nicht so weit ist, sie der praktischen Verwertung zugänglich zu machen. Die ersten Reiseflüge mit einem Luftschiff „schwerer als die Luft" vollführten bekanntlich Henry Farman am 30. Oktober 1908 von Châlons nach Reims und Louis Blériot am 31. Oktober von Toury nach Artenay. Diese Daten dürften wohl in den Annalen der Luftschiffahrt Merktage bilden, weil damals dem großen Publikum gezeigt ist, daß wir aus dem ersten Anfangstadium des Versuchens herausgekommen sind. In Europa hatte den ersten öffentlichen Flug Santos Dumont am 23. Oktober 1906 ausgeführt; es gelang ihm, mit seinen aus mehreren amerikanischen Kastendrachen nach der Bauart des Australiers Hargrave einen wirklichen Flug über 25 Meter zu machen. Etwa drei Wochen vorher hatte schon der Däne Ellehammer einen Flug auf der Insel Lindholm in Gegenwart einiger weniger Zeugen ausgeführt.

Der erste praktische Erfolg einer Motorflugmaschine liegt jedoch noch viel weiter zurück. Schon am 17. Dezember 1903 gelang es den Brüdern Wilbur und Orville Wright zu Kill Devil bei Kitty Hawk im Staate Nordkarolina in Gegenwart von fünf Personen einen zwölf Sekunden langen Flug mit ihrem Aeroplan auszuführen. Dieser Tag ist demnach als Geburtstag der ersten freifliegenden, mit eigener Kraft vorwärts getriebenen Flugmaschine anzusehen. Der Flug ging bei einer Windgeschwindigkeit von 9,72 Meter in der Sekunde vor sich. Es hatte zwar schon im Jahre 1898 der Flugtechniker Herring einen mit Motor versehenen Flieger in die Luft gebracht, jedoch nur einen Gleitflug damit ausführen können, den er später nicht mehr zu wiederholen vermochte.

Wilbur und Orville Wright sind die Söhne des Bischofs Milton Wright zu Dayton in Ohio. Wir Deutschen



können uns rühmen, den ersten fliegenden Menschen, den Berliner Ingenieur Otto Lilienthal, unsern Landsmann nennen zu können, aber auch die Könige der Fliegekunst, die Wrights, stammen mütterlicherseits aus Deutschland. Ihr Großvater war John G. Koerner, der in einer kleinen Ortschaft in der Nähe von Schleiz im Fürstentum Reuß jüngere Linie geboren ist. Wilbur Wright ist am 16. April 1867 in Henry County im Staate Indiana, sein Bruder Orville am 19. August 1871 zu Dayton in Ohio geboren. Sie hatten die Versuche Lilienthals eifrigst verfolgt und wurden durch den am 9. August 1896 erfolgten tödlichen Sturz dieses Altmeisters der Fliegekunst zu flugtechnischen Arbeiten angeregt. Sie dachten darüber nach, welche Umstände wohl den Absturz dieses erfahrenen Praktikers verursacht haben mochten, und sie studierten alle wissenschaftlichen Werke über den Vogelflug und die hierbei in Betracht kommenden Luftwiderstandsgesetze. Lediglich das Interesse an der Technik, das sie bei den Arbeiten in ihrer Motorfahrradfabrik gewonnen hatten, führte sie der Aerodynamik zu. Anfangs waren sie sich naturgemäß noch nicht klar darüber, welche Tragweite später ihre Arbeiten gewinnen sollten.

Zunächst kamen sie zu der Ueberzeugung, daß das Problem des Fliegens zweifellos nur durch große Praxis der Lösung näher gebracht werden könnte, und daß die theoretischen Untersuchungen unbedingt erst der Bestätigung durch ausgeführte Flüge bedürfen. Ihrer Ueberzeugung nach hatte auch Lilienthal nicht genügend geübt. Sie rechneten sich aus, daß er während fünf Jahre im ganzen nur fünf Stunden im freien Fluge zugebracht habe. Mit diesen Zahlen verglichen sie die Uebungzeit eines Radfahrers, der doch keineswegs etwa bei einer Praxis von nur fünf Stunden schon irgendwie eine auch nur nennenswerte Sicherheit im Fahren erzielt haben könne; in belebten Straßen dürfe ein solcher Anfänger wohl unter keinen Umständen erscheinen. Sie suchten sich nun zunächst ein Gelände aus, über das eine möglichst große Zeit des Jahres hindurch gleichmäßige Winde zu wehen pflegten. Sie fanden diese Gegend in den Dünen des Atlantischen Ozeans bei Kitty Hawk. Ihre systematischen Untersuchungen erstreckten sie zunächst auf drei Punkte: Ob es sich empfiehlt, den Führer der Maschine in horizontaler Lage anstatt in vertikaler Stellung schweben zu lassen, ferner ob die Stabilität nicht besser durch besondere Steuer als durch Verlegen des Schwerpunktes des Luftschiffers erhalten bleibt und endlich, wie sich dazu die Wirkung von einem Steuer äußert, das an der vorderen Seite des Gleitfliegers angebracht ist. Lilienthal und seine Nachahmer hatten sich sämtlich in ihre Flieger mit den Armen hineingehängt und beim Fliegen den Kippbewegungen, die durch den Wind hervorgerufen wurden, dadurch entgegengewirkt, daß sie ihre wie ein Pendel herabhängenden Beine nach vor- oder rückwärts, nach rechts oder links seitwärts warfen. Da die Wrights mit Recht annahmen, daß der Unfall Lilienthals bei seinem letzten Flug nur durch einen Fehler hervorgerufen sein konnte, so mußten sie auf Aenderungen bedacht sein, die die gemachten Fehler für die Zukunft ausschließen konnten.

Die Versuche verliefen stets in der gleichen Reihenfolge. Alle Maschinen wurden zunächst wie Drachen an einem Kabel probiert und erst dann, wenn nach den meist erforderlichen Abänderungen die Gleichgewichtslage gesichert erschien, wurde ein Flug von einem der Brüder unternommen. Mit großem Schneid wurden diese Flüge ausgeführt, und selbst bei den unvermeidlichen Unfällen haben die Erfinder die Kaltblütigkeit nicht verloren.

Eine ganz wesentliche Aenderung führten die Brüder Wright für die Gleitflüge ein, indem sie sich nach Abschluß der ersten Versuche stets in den Apparat hineinlegten. Die Praxis hatte ihnen bald gezeigt, daß sie hierdurch weit leichter durch geringes Hin- und Herschieben des Körpers die Gleichgewichtslage bewahren konnten; außerdem waren Luftschiffer und Flugmaschine in dieser Lage ein Wesen, und der Wind konnte den Flieger nicht so leicht zum Kippen bringen. Da sie in horizontaler Lage alle Vorgänge besser beobachten konnten, so kamen sie bald darauf, die Trageflächen beim Fliegen an den beiden Seiten in ihrer Krümmung zu ändern, indem sie beispielsweise den rechten Flächen eine größere Krümmung gaben als den linken, wenn der Apparat nach rechts zu kippen drohte. Hierdurch vermehrten sie rechts den Luftwiderstand, indem sie ihn gleichzeitig links verminderten. Ferner stellten sie fest, daß der Luftschiffer in hängender Stellung weit mehr Kraft aufwenden müsse, um die Gleichgewichtslage zu bewahren, als in horizontaler Lage. Es ist dies ein sehr wesentlicher Punkt, der auch heute, wo man den Flugsport wieder zu Ehren kommen läßt, mehr beobachtet werden müßte. Wenn man jetzt die Lilienthalschen Versuche wieder aufnimmt und sich nach alter Weise in den Gleitflieger hineinhängt, so vernachlässigt man damit die Fortschritte, die schon vor acht Jahren durch die Wrights gemacht worden sind.

Bis 1903 wurden nur „Gleitflüge" ausgeführt. Unter Gleitflug versteht man einen Flug, der von einem erhöhten Punkt in sanft abwärts geneigter Bahn eine Strecke weit fortführt. Hierbei kann der Flieger gelegentlich auch durch aufsteigende Luftströme oder durch starken Winddruck über die Höhe seines Abflugorts emporgehoben werden. Die Wrights hatten in solchen Flügen bald außerordentliche Uebung gewonnen und die verschiedensten Apparate gebaut, die sich meist dem Typ des Amerikaners Chanute anschlossen, der die Trageflächen in zwei Etagen übereinander angeordnet hatte.

Im Jahre 1903 endlich bauten sie ihr erstes Motorluftschiff, mit dem sie gleich beim ersten Flug am 17. Dezember an einem kalten und windigen Tag einen Erfolg erzielten. Dieser Apparat wurde jedoch nach Beendigung der ersten drei Flugversuche wieder umgebaut. Im Jahre 1904 erzielten sie bereits am 29. September einen Flug von 19,57 Kilometer in 19 Minuten 55 Sekunden. Am 5. Oktober 1905 stellten sie alsdann einen Rekord auf, der lange Zeit nicht übertroffen worden ist: sie flogen eine Strecke von 38,95 Kilometer in 38 Minuten und 3 Sekunden.

Nunmehr brachen sie ihre Versuche ab, und da sie die ganzen Jahre hindurch ihre Zeit und ihr Geld geopfert hatten, so mußten sie auch darauf bedacht sein, durch einen Verkauf ihres Fliegers ihre materielle Lage wieder zu heben. Sie boten ihre Maschine verschiedenen Regierungen an, unter andern auch der französischen Militärverwaltung. Niemand wollte jedoch ihren Angaben von den Erfolgen Glauben schenken. Die Wrights wollten nämlich das Geheimnis ihrer Erfindung nach Möglichkeit gewahrt wissen und konnten sich nicht entschließen, eine praktische Probe ihres Könnens vor einer Kommission abzulegen. Obgleich ihre Flüge in Amerika von zahlreichen Zuschauern bekundet werden konnten,



vermochten auch die Angaben der Zuschauer einen Umschlag in der Meinung der Welt nicht herbeizuführen. Die amerikanischen Berichterstatter hatten von den Erfolgen der europäischen Lenkballons gelesen, und in völliger Sachunkenntnis befangen, konnten sie einen Unterschied zwischen Lenkballon und Flugmaschine nicht machen. Die von den Wrights ausgeführten Flüge, die natürlich gegenüber der Fahrtdauer von Motorballons gering waren, wurden geringschätzend angesehen, und bald brach man den Stab über ihre hervorragenden Leistungen und Erfolge. Die Verhandlungen mit Frankreich führten zu keinem Ergebnis, da man auch hier nur an einen Bluff glaubte. Auch Verfasser, der im Oktober 1907 an Ort und Stelle in Dayton in Ohio eingehende Nachforschungen anstellte und seiner Ueberzeugung, daß die Angaben der Brüder auf Wahrheit beruhten, in Wort und Schrift Ausdruck verliehen hatte, vermochte nicht überzeugend zu wirken. Erst im Mai 1908 trat ein Umschwung der Dinge ein.

Die Wrights hatten sich auf ihr altes Uebungsfeld in den Sanddünen bei Kill Kevil am Atlantischen Ozean begeben und dort ihre Versuche begonnen. Sie bereiteten sich auf Abnahmefahrten für die amerikanische Regierung vor. Das Signalkorps, dem unter Leitung seines Chefs Generals Allen die Luftschiffahrt in Amerika untersteht, hatte besondere Bestimmungen für die Abnahme von Flugmaschinen erlassen. Danach mußte der Verkäufer eines Aeroplans eine Geschwindigkeitsprobe ausführen, die über eine Strecke von im ganzen 16,9 Kilometer hin und zurück führte. Ferner eine Fahrt von einer Stunde Dauer ohne Zwischenlandung mit einer mittleren Geschwindigkeit von 64,36 Kilometer — 40 englischen Meilen — in der Stunde mit zwei Personen an Bord. Falls diese Geschwindigkeit nicht erreicht werden konnte, wurde der Kaufpreis um gewisse Prozente verringert; wenn die erzielte Schnelligkeit unter 36 Meilen in der Stunde betrüge, sollte die Maschine nicht abgenommen werden. Sobald hingegen 40 Meilen überschritten wurden, sollte der Kaufpreis entsprechend erhöht, ja bei einer Geschwindigkeit von 60 Meilen in der Stunde fast verdoppelt werden. Sobald irgendeine Bedingung nicht erfüllt werden konnte, wollte man die in der Höhe von 10 Prozent des ausbedungenen Kaufpreises gestellte Kaution zurückbehalten. Die beiden Wrights hatten der Regierung einen Aeroplan zum Preise von 25 000 Dollar angeboten.

Es kam nun den beiden Brüdern darauf an, die infolge mehrjähriger Unterbrechung verlorene Uebung in der Führung ihres Aeroplans wiederzuerlangen und dabei die Einrichtung zu treffen, daß sie die Hebel ihrer Maschine zu bedienen vermochten, auch wenn an ihrer Seite ein Passagier Platz nehmen würde. Bei den letzten Versuchen im Jahre 1905 hatten sie festgestellt, daß sie sehr wohl in der Lage waren, noch eine zweite Person mitzunehmen; sie hatten bei ihren Flügen Eisenstangen mitgenommen, deren Gewicht sie allmählich bis auf hundert Kilogramm steigerten. Die Versuche wurden in vollster Einsamkeit wieder aufgenommen, das Gelände, auf dem sie übten, war im weitesten Umkreis abgesperrt. Die Angaben der Zeitungen über die Erfolge waren demnach auch sehr widersprechend, jedoch fing man schon an, hier und da in der bisher beobachteten ablehnenden Haltung über die Brüder Wright zu schwanken. Als aber die Nachricht kam, Wilbur Wright sei mit seiner Maschine gestürzt und diese habe starke Beschädigungen erlitten, da wurde an vielen Stellen der alte Kampf gegen die beiden Erfinder wieder aufgenommen. Wilbur und Orville Wright kehrten sich absolut nicht an die europäischen Zeitungstimmen. Am 8. August begann Wilbur Wright bei Le Mans seine Flugversuche. Auf dem Gelände der Rennbahn von Hunandière erzielte er am ersten Tage allerdings nur einen Flug von 1 Minute 45 Sekunden Dauer, und erst am 13. August vermochte er die Flugzeit auf 8 Minuten und 13 Sekunden zu steigern, wobei 7 Umkreisungen der Rennbahn ausgeführt wurden. An dem genannten Tage brach dann bei einem weiteren Flug bei der Landung die linke Tragefläche, weil der Flieger an ein Hindernis angestoßen war. Wilbur Wright verließ deshalb diesen wenig geeigneten kleinen Platz und setzte seine Versuche auf dem Schießplatz von Anvours, 18 Kilometer von Le Mans entfernt, fort. Bald trat er denn mit glänzenden Leistungen hervor, und am 16. August nahm er zum erstenmal einen Passagier, den wohlbekannten französischen Luftschiffer Ernest Zens, mit. Am 18. November schuf er mit 110 Meter Höhe einen Weltrekord, und am 31. Dezember stellte er einen Dauerweltrekord mit 2 Stunden 23 Sekunden auf.

Orville hatte inzwischen am 3. September bei Fort Myers bei Washington seine Versuche aufgenommen und schon beim dritten Fluge am 9. September eine Flugdauer von 57 Minuten und 31 Sekunden erzielt. Am selben Tag führte er noch einen Flug von über einer Stunde aus und nahm bei einem andern kleineren Flug zum erstenmal einen Passagier mit, den Leutnant des Signalkorps F. P. Lahm. Dieser Tag bildet deshalb einen Markstein in der Geschichte der Aviatik, weil an ihm zum erstenmal mit einem Luftschiff „schwerer als die Luft“ ein Flug zu zweien ausgeführt worden ist. Am 12. September legte Orville 6,4 Kilometer in 1 Stunde 15 Minuten zurück.

Am 17. September jedoch traf ihn ein schwerer Unfall. Mit dem Leutnant Seldfridge war er an jenem Tag aufgestiegen, und in 30 Meter Höhe riß plötzlich einer der Steuerdrähte, wodurch der korrespondierende Draht schlaff wurde und in die Schraube geriet. Der Flieger geriet ins Schwanken und senkte sich zunächst aus 30 Meter Höhe etwas herab, alsdann überschlug er sich und stürzte mit heftigem Stoß auf den Boden. Orville Wright hatte einen komplizierten Schenkelbruch, eine Stirnwunde und verschiedene Kontusionen erlitten, Leutnant Seldfridge stöhnte noch etwas und hauchte bald sein Leben aus. Orville Wright hat sich nach längerem Kranksein und nach längerer Rekonvaleszenz wieder erholt, so daß er am 28. Juli 1909 mit Leutnant Lahm an Bord durch einen Flug von 1 Stunde 12 Minuten 40 Sekunden wieder einen Weltrekord aufstellen konnte. Nunmehr sind die Franzosen, Italiener und Amerikaner im Besitz von Flugmaschinen Wrightscher Bauart und verfügen über mehrere Luftschiffer, die mit der Führung dieser Aeroplane vertraut sind. Jetzt will Orville Wright auch in Berlin sein Können beweisen, indem er für den Lokal-Anzeiger auf dem Tempelhofer Feld Vorführungen macht. Alsdann wird er Piloten ausbilden für die deutsche Luftfahrzeug-Gesellschaft „Flugmaschine Wright“, die die Patente der Brüder für Deutschland und mehrere andere Staaten erworben hat.



Das Zeppelinlied der Kinder.

Von Marx Möller.
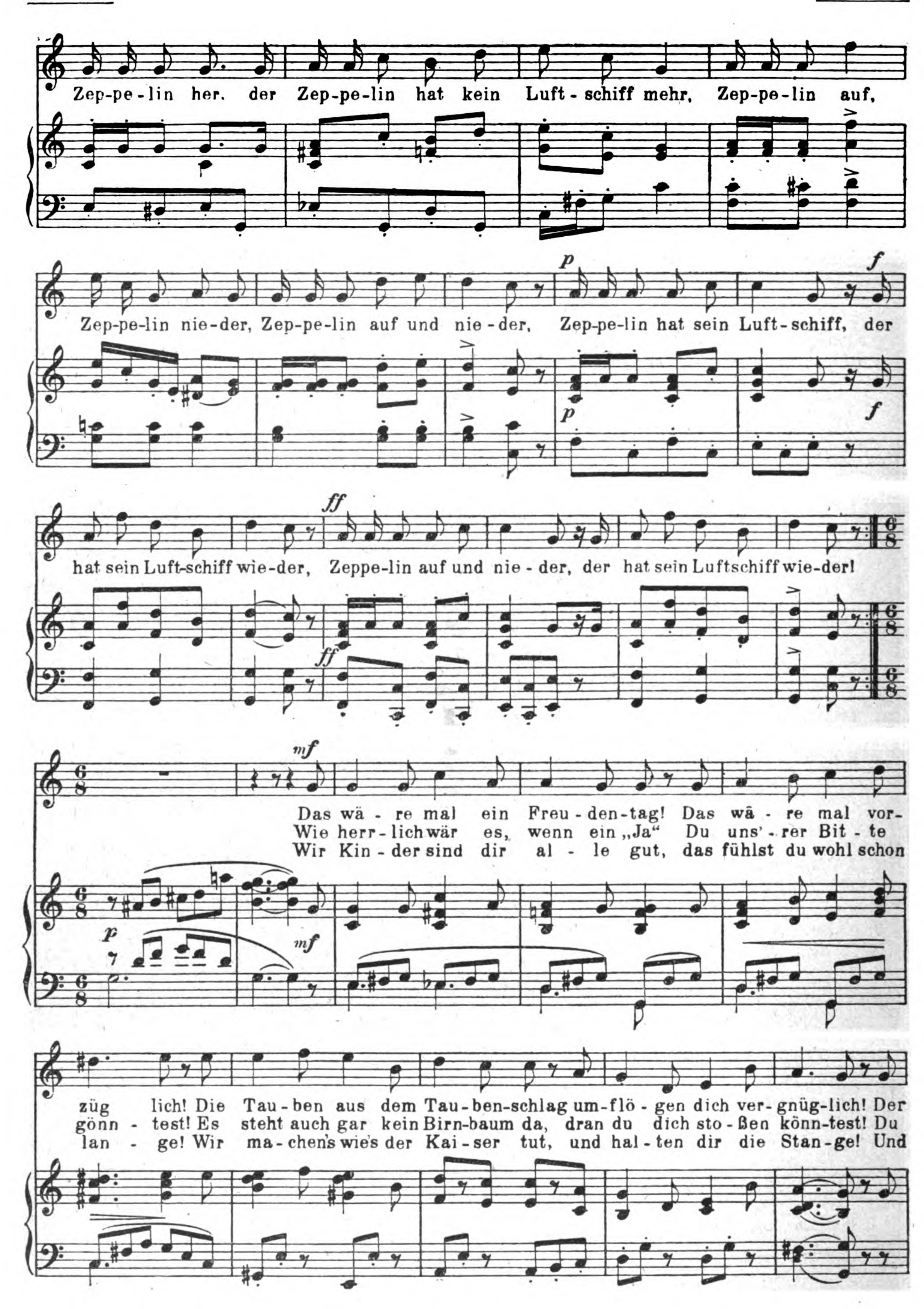
Carl Reinecke.
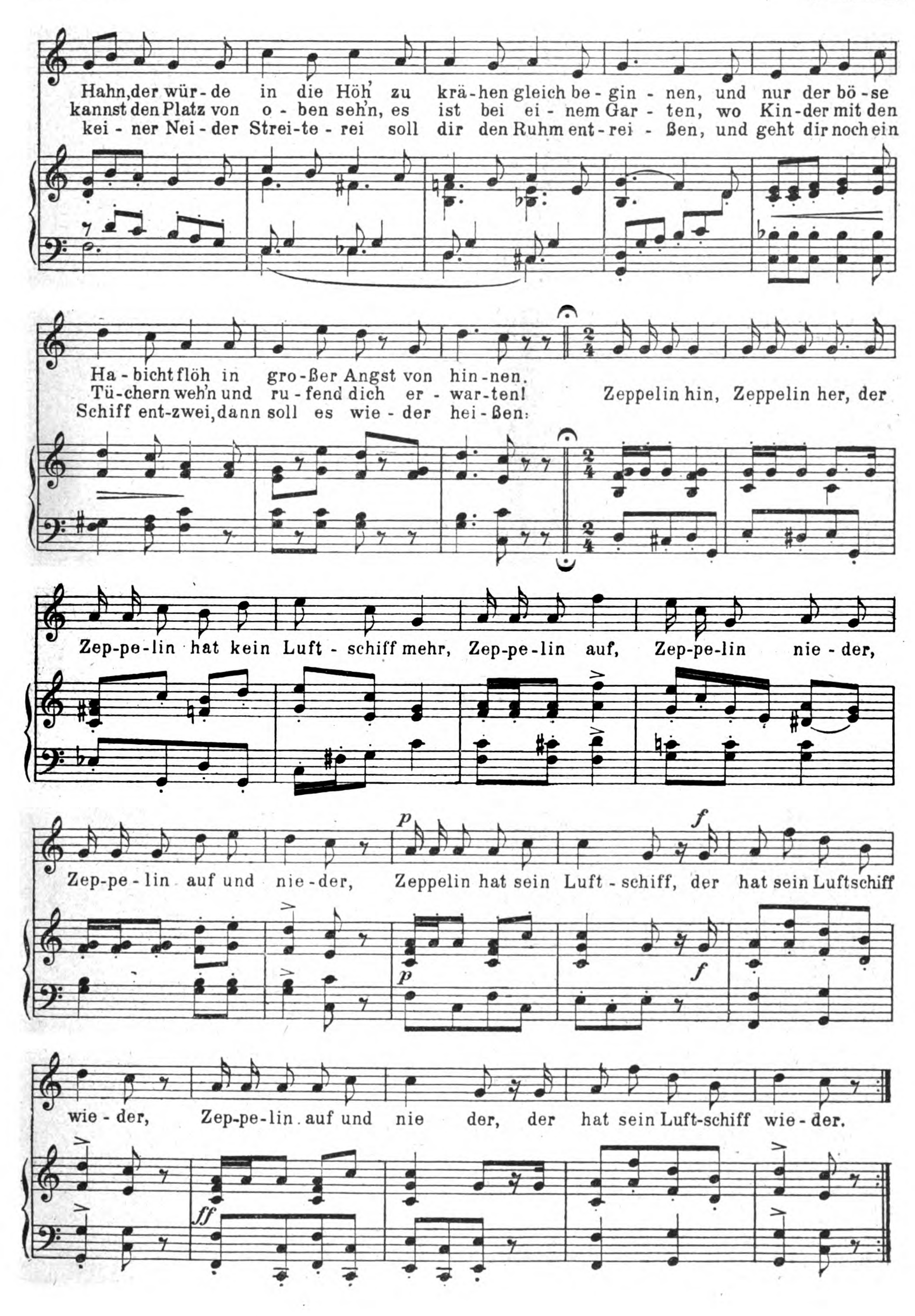
Mäßig bewegt



1. Ach, lie - ber On - kel Zep-pe-lin, was war das für ein Kla - gen, als dein Bal-lon ver-nich-tet schien und durch den Blitz er-schla - gen. Doch Gott sei Dank! war un - ser Gram in kur - zem aus - ge - trau - ert, denn bis das Geld zum Neu - en kam, das hat nicht lang ge - dau - ert!
2. Daß wir dir hel - fen gern und schnell, das hast du da er - fah - ren! Wir fuh-ren gar nicht Ka - ru - ßel, um bloß für dich zu spa - ren! Wir ga - ben un - sre Gro-schen nicht wie sonst den Au - to - ma - ten! Wir lei - ste - ten ganz ver - gnügt Ver - zicht, was sonst wir sel - ten ta - ten!
3. Ach, lie - ber On - kel Zep-pe-lin, ach, laß dich doch er - bit - ten, komm ü - ber un - sre Ge - gend hin mal durch die Luft ge-glit - ten! So recht mit Sur - ren und Ge - braus und mit Pro - pel - ler - kra - chen! Du soll - test ü - ber un - serm Haus mal ei - ne Schlei - fe ma - chen!

Zeppelin hin,


Zep-pe-lin her, der Zep-pe-lin hat kein Luft-schiff mehr, Zep-pe-lin auf,
Zep-pe-lin nie-der, Zep-pe-lin auf und nie-der, Zep-pe-lin hat sein Luft-schiff, der
p
f
hat sein Luft-schiff wie-der, Zeppe-lin auf und nie-der, der hat sein Luftschiff wie-der!
ff
mf
Das wä-re mal ein Freu-den-tag! Das wä-re mal vor-
Wie herr-lich wär es, wenn ein „Ja“ Du uns'-rer Bit-te
Wir Kin-der sind dir al-le gut, das fühlst du wohl schon
p
zug lich! Die Tau-ben aus dem Tau-ben-schlag um-flö-gen dich ver-gnüg-lich! Der
gönn-test! Es steht auch gar kein Birn-baum da, dran du dich sto-ßen könn-test! Du
lan-ge! Wir ma-chen's wie's der Kai-ser tut, und hal-ten dir die Stan-ge! Und


Hahn, der wür-de in die Höh' zu krä-hen gleich be-gin-nen, und nur der bö-se
kannst den Platz von o-ben seh'n, es ist bei ei-nem Gar-ten, wo Kin-der mit den
kei-ner Nei-der Strei-te-rei soll dir den Ruhm ent-rei-ßen, und geht dir noch ein
Ha-bicht flöh in gro-ßer Angst von hin-nen.
Tü-chern weh'n und ru-fend dich er-war-ten!
Schiff ent-zwei, dann soll es wie-der hei-ßen:
Zeppelin hin, Zeppelin her, der
Zep-pe-lin hat kein Luft-schiff mehr, Zep-pe-lin auf, Zep-pe-lin nie-der,
Zep-pe-lin auf und nie-der, Zeppelin hat sein Luft-schiff, der hat sein Luftschiff
wie-der, Zep-pe-lin auf und nie der, der hat sein Luft-schiff wie-der.

Unsere Bilder

General Josias von Heeringen, der neue preußische Kriegsminister (Abb. S. 1435). Der neuernannte Nachfolger des Herrn von Einem, General Josias von Heeringen, bislang Kommandeur des II. Armeekorps, ist am 9. März 1850 zu Kassel geboren. Mit 18 Jahren wurde er Offizier, machte den Feldzug gegen Frankreich mit, wurde bei Wörth schwer verwundet und erhielt das Eiserne Kreuz. 1879 erfolgte seine erste Kommandierung zur Dienstleistung im Großen Generalstab, in den er 1887 als Major versetzt wurde. Sechs Jahre später erfolgte seine Berufung in das preußische Kriegsministerium, wo er Direktor des Armeeverwaltungsdepartements wurde. 1901 zum Generalleutnant ernannt, erhielt v. Heeringen zwei Jahre darauf das Kommando der 22. Division und am 26. September 1906 die Führung des II. Armeekorps. Einen Monat später erfolgte seine Beförderung zum General der Infanterie. — Sein Nachfolger als Kommandierender General des II. Korps Generalleutnant Alexander von Linsingen steht im 60. Lebensjahr und gehört der Armee seit 1868 an.

Herzogin Karl Theodor in Bayern (Abb. S. 1437). Die Gemahlin des bekannten fürstlichen Augenarztes Herzogin Maria Josepha in Bayern ist eine geborene Infantin von Portugal. Sie steht im 53. Lebensjahr und ist ihrem erlauchten Gatten eine treue Helferin und verständnisvolle Mitarbeiterin in dessen ärztlicher Praxis nicht nur, sondern auch in den großen Werken allgemeiner Wohltätigkeit.

Feierlicher Umzug des neuen Münchner Erzbischofs (Abb. S. 1436). Im Münchner Frauendom fand am vergangenen Sonntag die Inthronisierung des zum Erzbischof von München-Freising ernannten bisherigen Domdekans Dr. Bettinger aus Speyer statt. Am Tage darauf erfolgte ein feierlicher Umzug des neuen Erzbischofs durch die festlich geschmückten Straßen der Isarstadt.

Vom Festzug zur 1900Jahrfeier der Varusschlacht (Abb. S. 1436). Das 1900jährige Jubiläum der Schlacht im Teutoburger Walde wurde dieser Tage in Detmold feierlich begangen; ein großer historischer Festzug durchzog die Stadt. Dieser stellte in seinem ersten Teil den Siegeszug der Deutschen nach der gewonnenen Schlacht dar, im zweiten gab er ein Bild des Lebens der alten Germanen und ihrer Kultur.

General Trémeau, der neue französische Generalissimus (Abb. S. 1437). Noch im Lauf dieses Monats übernimmt General Trémeau die Generalinspektion des französischen Heeres; für den Fall eines Krieges würde er nach den in Frankreich herrschenden Bestimmungen den Oberbefehl über die gesamte Armee zu führen haben. Trémeau, der gegenwärtig im 60. Lebensjahr steht, ist aus der Kavallerie hervorgegangen. 1904 wurde er Kommandeur des zwölften, später des sechsten Armeekorps; drei Jahre später erfolgte seine Berufung in den Obersten Kriegsrat, wo er im besonderen die technische Ausrüstungskommission der Kavallerie zu leiten hatte. — Der Nachfolger Bruns als Chef des Generalstabs der französischen Armee General Lasson de Ladebat ist 59 Jahre alt. Er ist Artillerist und war bis jetzt Zweiter Vorstand des Generalstabs.

Vom Unfall des „Parseval III." in Frankfurt a. M. (Abb. S. 1438). Das auf der „Ila" in Frankfurt a. M. stationierte Luftschiff „Parseval III." erlitt kürzlich bei Gelegenheit einer Passagier-Promenadenfahrt eine nicht unerhebliche Havarie. In der Mainzer Landstraße flog der Aerostat so niedrig, daß er zwischen den Häusern hängenblieb. Noch ein Stück flog das Luftschiff fort und senkte sich dann von neuem auf das Häusermeer herab, bis es auf den Dachfirst der Feuerwache Westend in der Frankenallee aufstieß. Auf dem Platz vor der Wache senkte sich dann der „Parseval III." zu Boden; doch konnten bei der Länge des Luftschiffs, die 70 Meter beträgt, Beschädigungen an der Hülle nicht ausbleiben. Die elf Mitfahrenden, darunter zwei Damen, wurden sämtlich unversehrt gelandet. Die Passagierfahrten des „Parseval III." hatten sich des besten Zuspruchs zu erfreuen; so nahm auch der Erbprinz von Sachsen-Meiningen mit seiner Gemahlin an einer der Promenadenfahrten teil.

Der neue dänische Ministerpräsident (Abb. S. 1435). Graf Holstein-Ledreborg, dem es gelungen ist, in Dänemark ein Ministerium zu bilden, das das über die Landesverteidigungsfrage gestürzte Kabinett Neergaard ablöst, gehört zu den älteren dänischen Politikern. 1872 zum erstenmal in das Landsting gewählt, befand er sich zuerst unter den Abgeordneten der Rechten, ging aber allmählich zur Linken über, deren Führer er eine Zeitlang war. Der Graf ist katholischer Konfession und hat eine Reihe von Jahren freiwillig außerhalb seines Vaterlands verbracht, als er einsehen mußte, daß die von ihm vertretene politische Richtung nicht durchzudringen vermochte. Die zurzeit in der dänischen Politik aktuelle Frage der Landesverteidigung scheint der neue Ministerpräsident in Form eines Kompromisses lösen zu wollen.

Assid-el-mulk, Regent von Persien (Abb. S. 1437). Der für den minderjährigen Schah zum Regenten von Persien eingesetzte Assid-el-mulk gehört einer der beliebtesten und geachtetsten Familien des Reichs an, nämlich der der Kadjar, aus denen die jetzige Dynastie hervorgegangen ist. Der Regent selbst erfreut sich gleichfalls großer Beliebtheit in Persien.

Von den Kämpfen um Melilla (Abb. S 1434). Der Feldzug gegen die räuberischen Rifkabylen in Marokko erweist sich für die spanischen Truppen immer mehr als ein außerordentlich schwer zu lösendes taktisches Problem. Die Kampfesweise der landeskundigen Mauren ist von der eines zivilisierten stehenden Heeres so verschieden, daß es ganz besonders intelligenter Führer und noch vieler Opfer an Gut und Blut bedürfen wird, ehe Spanien auf einen glücklichen Ausgang dieses Guerillakrieges wird rechnen können.

Die Rußlandfahrt des Berliner Ballons „Tschudi" (Abb. S. 1440). Die Berliner Aeronauten Dr. Brinkmann und Meßter wurden mit dem dem Berliner Verein für Luftschiffahrt gehörigen Ballon „Tschudi" vor einigen Tagen so weit östlich getrieben, daß sie nach einem mißglückten Versuch, in Oberschlesien zu landen, auf russischem Boden in der Nähe von Sosnowice niedergehen mußten. Der Empfang auf dem Gebiet des heiligen Rußland war nichts weniger als freundlich. Die Luftschiffer wurden unter militärischer Bedeckung nach Sosnowice gebracht, wo ihnen alles, was sie mit sich führten, abgenommen und wegen Spionageverdachtes zur Untersuchung nach Warschau geschickt wurde. Erst nach und nach erhielten sie ihr Eigentum wieder, und auch auf ihre persönliche Freilassung mußten sie mehrere Tage warten.

Rettungsübungen auf dem Langen See bei Berlin (Abb. S. 1440). Ein interessantes Schauspiel gab es vor kurzem auf dem Langen See bei Grünau in der Nähe der Reichshauptstadt. Dort wurde von der „Zentralstelle für das Rettungswesen an Binnen- und Küstengewässern" eine Uebung veranstaltet, um die Errettung von Menschen, die im Wasser verunglückt sind, zu zeigen. An der Uebung beteiligten sich außer Mannschaften des Gardepionierbataillons Mitglieder der Wassersportlichen Rettungsgesellschaft und Freiwillige Krankenpfleger sowie Angehörige der Berliner Schwimmklubs und der Freiwilligen Sanitätskolonne vom Roten Kreuz. Die Rettung von Schiffbrüchigen, die Bergung auf See Verunglückter wurden einer großen Schar von Schaulustigen in instruktiver Weise vorgeführt.

Gemma Bellincioni (Abb. S. 1439). Gemma Bellincioni, die berühmte italienische Primadonna, die sich sehr lange nicht hatte in Berlin hören lassen, begann am vergangenen Montag ein Gastspiel als Traviata in der Guraoper. Signora Bellincioni hat eine Tochter, deren Antlitz die Züge der einst wunderschönen Mutter in jugendlichem Liebreiz wiedergibt.

Die Toten der Woche

Geh. Obermedizinalrat Prof. Dr. Otto von **Bollinger**, bedeutender Pathologe, Rektor der Münchner Universität, † in der Kuranstalt Neu-Wittelsbach am 14. August im Alter von 66 Jahren.

Prof. D. Adolf **Kamphausen**, bekannter Theologe, † in Bonn am 13. August im 80. Lebensjahr.

Georges **Picot**, Sekretär der Académie des sciences morales et politiques, † in Paris im Alter von 71 Jahren.



Bilder vom Tage

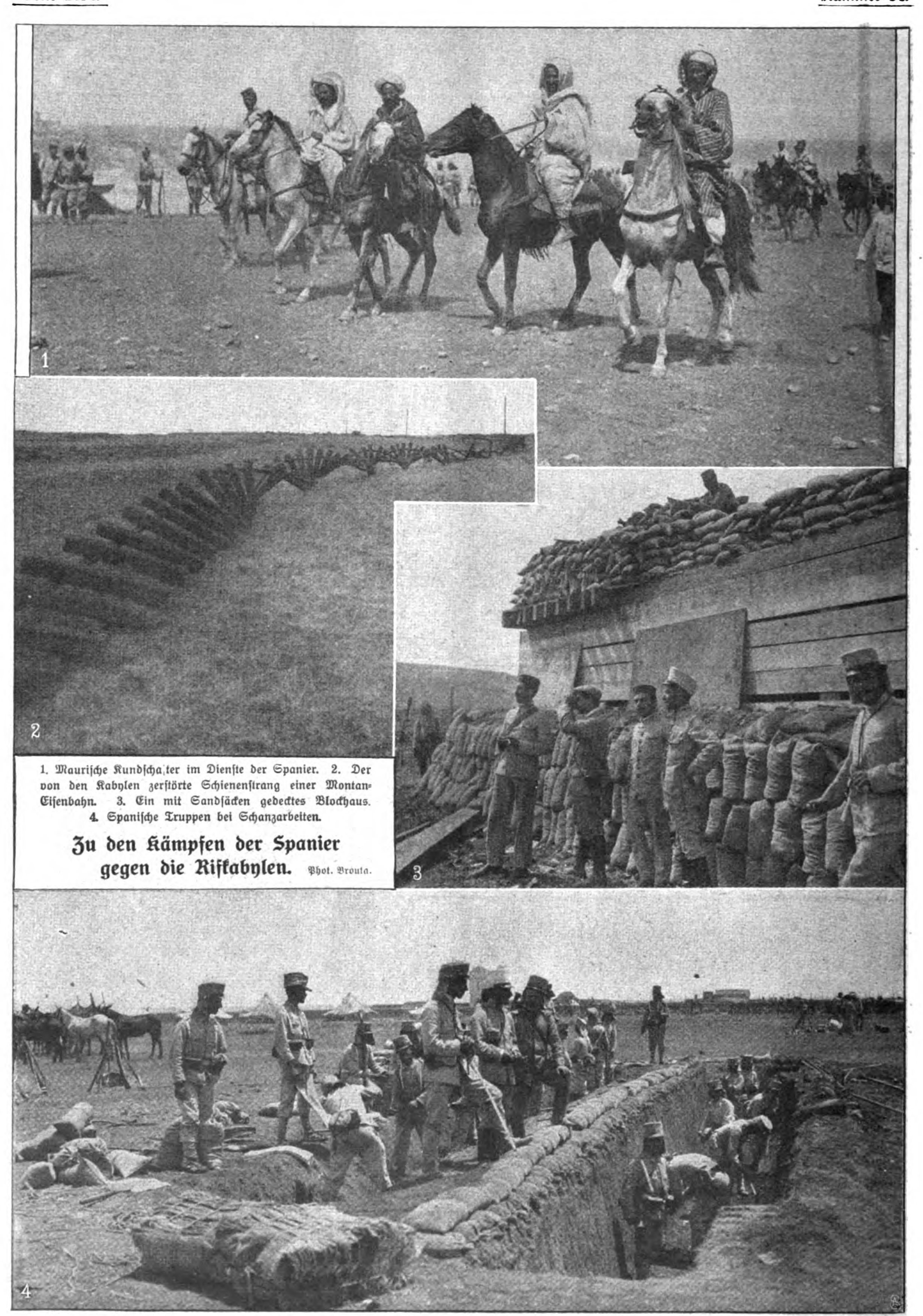
Zu den vom „Berliner Lokal-Anzeiger“ auf dem Tempelhofer Felde in Berlin veranstalteten Flugvorführungen:

Der berühmte Aviatiker Orville Wright,

der den Weltrekord im Fliegen mit einem Passagier hält.

(Hierzu der Artikel auf Seite 1425.)





1. Maurische Kundschafter im Dienste der Spanier. 2. Der von den Kabylen zerstörte Schienenstrang einer Montan-Eisenbahn. 3. Ein mit Sandsäcken gedecktes Blockhaus. 4. Spanische Truppen bei Schanzarbeiten.

Zu den Kämpfen der Spanier gegen die Rifkabylen. Phot. Brouta.



Phot. Maaß.

Generalleutnant Alexander von Linsingen,
wurde mit der Führung des zweiten Armeekorps betraut.



Graf Holstein-Ledreborg,
der neue dänische Ministerpräsident.



Zum Wechsel im preußischen Kriegsministerium:
General d. Inf. Josias von Heeringen, der neue preußische Kriegsminister.

Phot. Reger.





Zur Inthronisierung des neuen Erzbischofs von München: Erzbischof Dr. Bettinger beim feierlichen Umzug. Phot. Dietrich.



Der Wagen Thusneldas. Elektrophot, Berlin.

Von der 1900 Jahrfeier der Schlacht im Teutoburger Wald: Der Festzug in Detmold.





Phot. Pirou.

General Trémeau,
der neue Generalissimus der französischen Armee.



Assid-el-mulk,
führt für den minderjährigen Schah die Regentschaft in Persien.

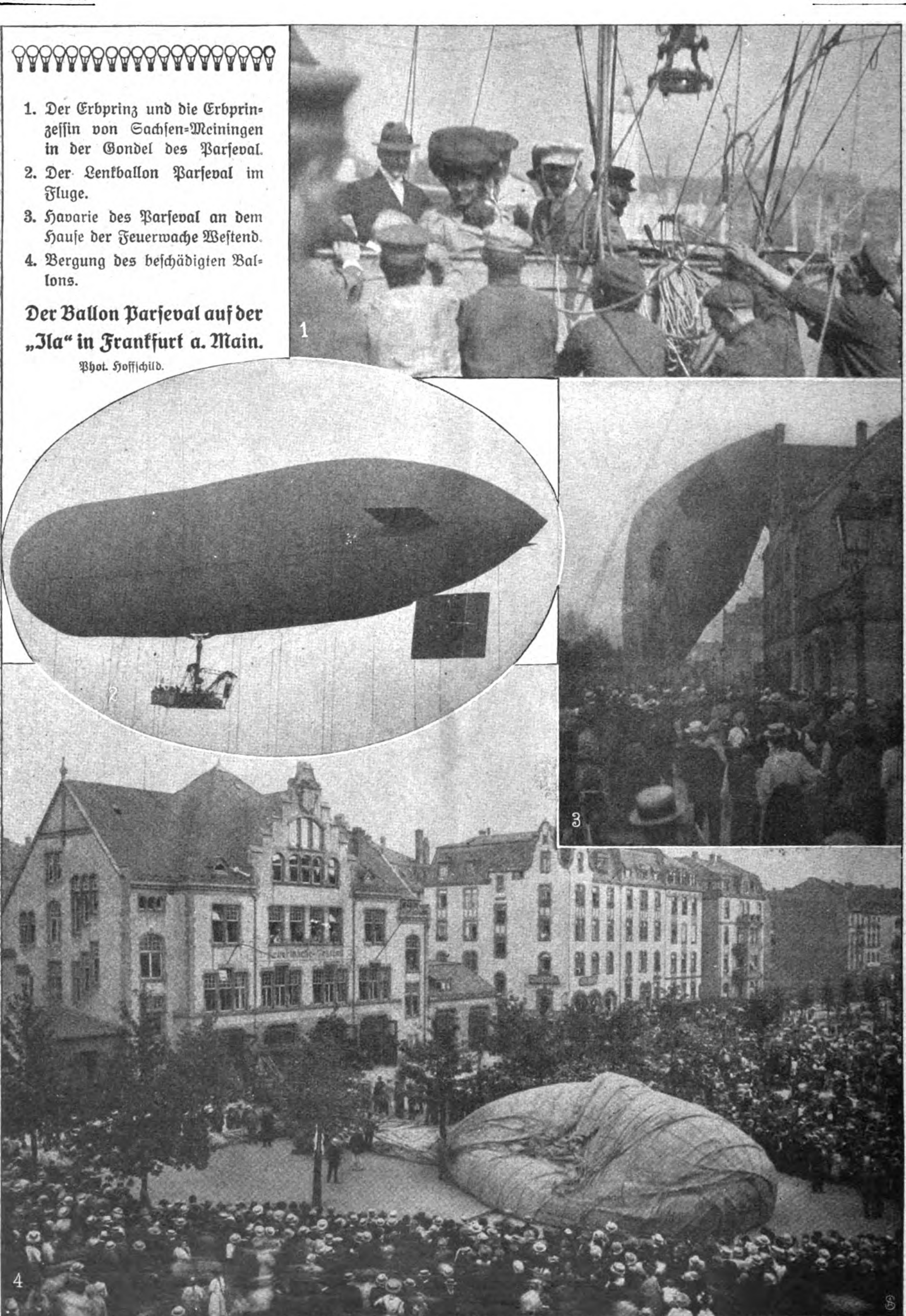


Phot. Pirou.

General Lasson de Ladebat,
der neue Chef des Generalstabs der französischen Armee.

Herzogin Maria Josepha, Gemahlin des Herzogs Karl Theodor in Bayern.
Neueste photographische Aufnahme.

Phot. Grainer.



1. Der Erbprinz und die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen in der Gondel des Parseval.
2. Der Lenkballon Parseval im Fluge.
3. Havarie des Parseval an dem Hause der Feuerwache Westend.
4. Bergung des beschädigten Ballons.

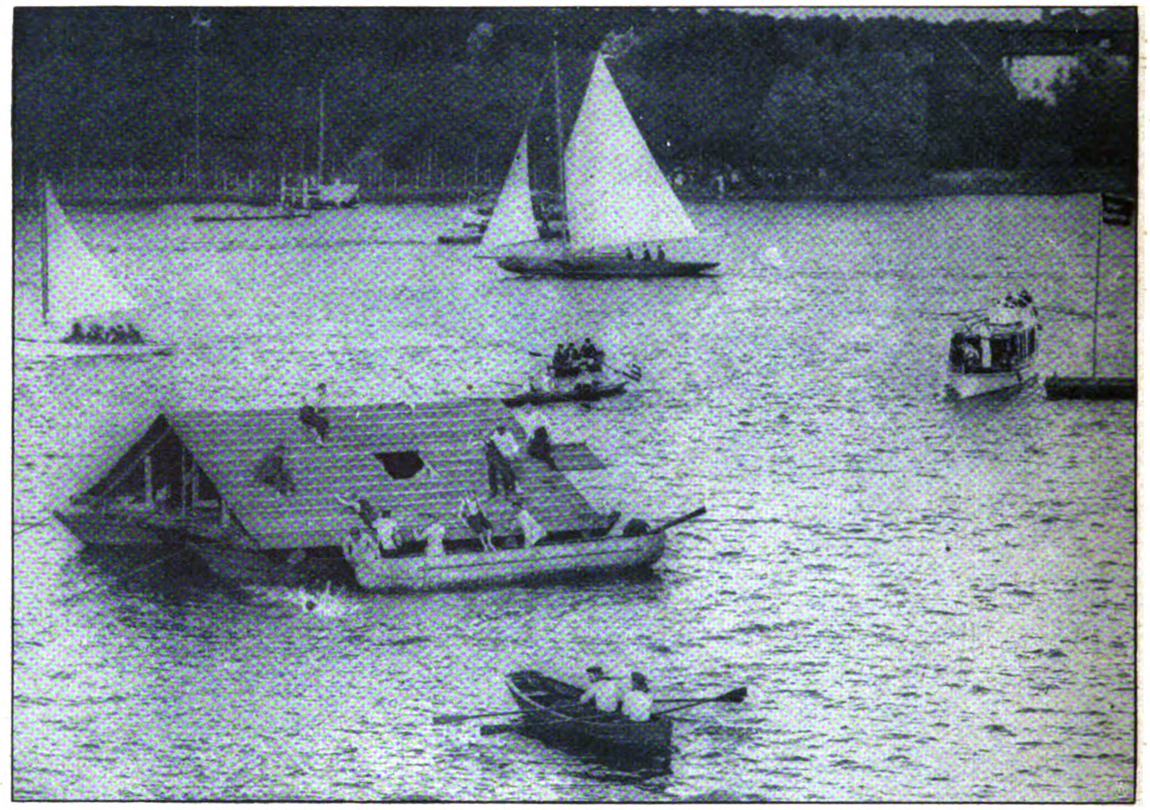
Der Ballon Parseval auf der „Ila" in Frankfurt a. Main.

Phot. Hoffschild.

Die italienische Primadonna Gemma Bellincioni (×) mit ihrer Tochter.

Zum Gastspiel der gefeierten Sängerin in der Gura-Oper in Berlin.

(Spezialaufnahme für die „Woche“.)



Ein humanitärer Sport: Rettungsübungen auf dem Langen See bei Grünau (Berlin).



Die mehrere Tage in Haft gehaltenen Aeronauten Dr. Brinkmann (×) und Meßter (××) neben der Gondel ihres Ballons in Sosnowice.

Von der unfreiwilligen Rußlandfahrt des Ballons Tschudi.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

3. Fortsetzung.

„Was will Felix denn hier?" fragte Frank Nehls und machte eine Bewegung mit seinen breiten, etwas hohen Schultern, als wenn er ein unbequemes Gewicht hin und her schöbe.

„Du hörst ja, sein Leben will er hier suchen. Eine Stellung. Die Möglichkeit, sich in der Musik auszubilden."

Ein grausam ironisches Lächeln zuckte um die tiefen Mundwinkel des Schriftstellers.

„Ach so . . . aus der Ruhe einer bürgerlichen Existenz heraus ein bißchen mit der Kunst spielen. Sehr nett!"

Er dachte an die Jahre, wo er, hinter einer Zeitung versteckt, zehn Brötchen zu einem Glase Bier hinunterwürgte und dies seine einzige Tagesmahlzeit gewesen. Die Erinnerung kam ihm gelegen, gab ihm moralisches Übergewicht. Aber im Grunde war es ihm lieber. Er mochte keinen verschwommenen Idealismus.

Ottilie erriet ihn.

„Du tust ihm unrecht. Er ist um vieles älter, als du damals warst!"

Frank Nehls interessierte sich nicht für vergleichende Familienpsychologie, schnitt mit einer beinahe gutmütigen Handbewegung alles Weitere ab.

„Schon gut. Laß nur. Ich werde sehn, was sich machen läßt. Er ist doch Kaufmann — was?"

„Jawohl, Paul. Buchhalter bei . . ."

„Is ja egal."

Frank Nehls stand auf. Er machte es mit seiner Schwester wie mit den Fremden, wenn er das Ende der Unterredung wünschte. Aber diesmal folgte Ottilie nicht der ausdrucksvollen Gebärde. Sie blieb sitzen. Manchmal war sie hartnäckig und zähe wie die verstorbene Mutter.

„Vergiß nicht, Paul, es ist dein einziger Bruder."

„Na, und? . . . Soll ich ihn statt einer Torte zum Dessert als ‚meinen einzigen Bruder' präsentieren oder was?"

Sie nickte nachdrücklich.

„Ja. Du sollst ihn wie deinen Bruder behandeln, auch vor den andern. Er ist jung, er will vorwärts."

„Kindermädchen spiel ich nicht", unterbrach er schroff. „An ihm wird es liegen, wie weit ich mich für ihn interessiere."

Ottilie zerrte an ihrer dunklen Uhrkette und erhob sich langsam. Das seitliche, bläuliche Licht warf grüne Schatten auf ihr blasses Gesicht. Lieblos hingen die Falten ihres spröden, schwarzen Kleides um ihre knochige, große Gestalt.

„Ich bin dir und Felix wie eine Mutter gewesen, Paul. Das weißt du. Und ich darf heute auch etwas von dir verlangen wie eine Mutter."

Ihre Stimme war wieder belegt, aber es lag Pathetik in der Bewegung, mit der sie die Worte begleitete, eine Pathetik, für die Frank Nehls, dem die Linie fast mehr sagte als das Wort, nicht unempfindlich blieb.

„Aber ja, Tille. Reg dich doch nicht auf."

Sie fuhr fort, ohne ihn anzusehen, den Kopf tiefer im Nacken als früher: „Ich verlange, Paul, daß du deinem Bruder dein Haus offen hältst . . . daß du ihn nicht ausschließt von deinem Kreise wie . . ."

Sie brach ab.

Er schob, beinahe verlegen, einige Papiere zusammen, dann sagte er ruhig — und es klang so überzeugend, daß auch Ottilie davon gezwungen wurde: „Seine Stellung in meinem Hause kannst weder du ihm machen noch ich. Nur er selbst kann es. In meinen Kreisen kennt man nur eine Verwandtschaft an: die des Geistes. Für Familienchronik hat man bei uns nichts übrig."

Sie streckte ihm die Hand entgegen, bittend und so zaghaft, daß es ihn rührte.

„Na, na, meine alte Tille, es ist alles nicht so schlimm, wie es sich anhört. Ich will dir nur nicht tausend Versprechungen machen, die ich dann vielleicht doch nicht halten kann. Ich weiß ja nichts von Felix und habe auch, offen gestanden, gerade jetzt wenig Muße, mich mit ihm zu beschäftigen. Aber ich bin nicht so unbrüderlich, wie du glaubst, ich will dir einen guten Rat geben: leg ihn meinen Frauen ans Herz! Den Frauen gefallen, ist heutzutage die beste Art, vorwärts zu kommen . . ."

Ein fast schalkhaftes Lächeln huschte über seine Lippen, verjüngte ihn, mahnte leise an den Paul, dem sie „die Strümpfe gestopft und die Hosen geflickt hatte".

Ottilie wußte, daß sie nicht weiter drängen durfte, wollte sie nicht die gute Stimmung verscheuchen.

„Ich danke dir, Paul . . . danke dir."

Ihre Stimme war wieder ganz heiser.

„Bist du erkältet?" fragte er sie.

Sie erschrak.

„Ja. Klingt's wieder so rauh? Ich hab immer gehofft, daß Salzungen mir helfen würde, aber es will gar nicht besser werden. Und die vielen Stunden jeden Tag —"

Er nickte zerstreut und setzte sich wieder an seinen Platz.

„Ja, ja, du mußt dich schonen, Alte."

Sie lächelte ganz glücklich über den Namen „Alte", den er ihr schon als Knabe in den seltenen herzlichen Augenblicken zu geben pflegte. Auf der Schwelle bat sie noch einmal, fast ängstlich: „Und nicht wahr, Paul, wegen der Stellung . . . Du denkst daran . . ."

„Ja, ja."

Er hörte wohl gar nicht mehr hin. Er hatte die elektrische Lampe auf seinem Schreibtisch angeknipst und beugte seine hohen, breiten Schultern über die beschriebenen Blätter.



„Leb wohl, Paul."

Es kam keine Antwort. Die weißen Felder am Rande des Manuskriptes füllten sich mit seiner nervösen, kritzlichen, kaum leserlichen Schrift. Leise zog Ottilie die Tür hinter sich zu. Sie wollte fortgehen, ohne erst die Schwägerin aufzusuchen. Aber dann fürchtete sie Mara, die manchmal große Rücksichten verlangte, zu verletzen und ließ sich bei ihr melden.

Frau Mara saß in einem hellroten Samtschlafrock, sorgfältig frisiert, in ihrem blauen Boudoir, rauchte durch die Nase eine ägyptische Zigarette und legte Patience.

Sie ließ sich durch den Eintritt der Schwägerin nicht stören, spitzte nur den Mund zum Kuß — sie war äußerlich immer sehr zärtlich — und brach gleich in lautes Klagen aus. Mit Paul war es nachgerade nicht mehr zum Aushalten. Er verlor richtig den Verstand. Dazwischen zählte sie: „zehn — Bube — Dame — König . . ." und legte das As aufmerksam auf ein abseits liegendes Kartenhäufchen.

So konnte das Leben nicht weitergehen! Auch Norman — sie sprach den Namen französisch aus, denn sie bildete sich auf ihre guten Nasallaute etwas ein — wurde unverschämt. Die letzte Rechnung für ein paar lumpige Diner- und Promenadentoiletten — viertausend Mark! Da kam es billiger, die Modelle direkt in Paris selbst zu kaufen! Wenigstens sah man alles gleich fertig und brauchte sich nicht mit langen Konferenzen zu plagen, was ja „eh immer ein G'frett war". Übrigens hatte sie „dem z' widren Kerl", dem Norman, auf die Seele gebunden, die Rechnung nach der Premiere zu schicken, und nun konnte er die sechs Wochen nicht warten!

Eine kurze, elegant geschriebene Nota mit unordentlich abgerissenem Quittungsstempel, von dem nur das „Maison" übriggeblieben war, lag auf dem Bouletisch zwischen Zigaretten und Karten.

Später kam Pieps herein. Die Mutter forderte sie auf, die „Normanschen Fetzen" mal zu zeigen, aber Pieps überhörte es.

Sie sprach mit der Tante ebensowenig über ihre Toiletten, wie der Papa mit der Tante über seine Arbeiten sprach. Und es geschah aus der gleichen Empfindung heraus.

Sie sah die Rechnung flüchtig durch.

„Hast du bezahlt, Mama?"

„Woher denn?" kam es fast grob zurück.

Pieps nahm eine kleine goldene Schere und schnitt die Nota am Ende säuberlich gerade. Dann holte sie eine mit Elfenbein eingelegte Ebenholzkassette vom Bouleschränkchen: „Früher war das eine Bonbonniere, jetzt ist der Inhalt weniger süß."

Und sie schwenkte mit leisem Lachen eine Handvoll mit Zahlen bedeckter Blätter in den Fingern.

Ottilie fühlte, wie blaß sie wurde.

„Alles unbezahlt?"

„Geh, Pieps, laß den Unsinn!" gebot Frau Mara.

Aber Pieps nickte vergnügt, denn das Entsetzen der Tante machte ihr beinahe Spaß, reizte sie zu grausamer Übertreibung.

„Imponierenden Kredit haben wir, nicht, Tante Ottilie? Manchmal, wenn uns gar nichts Besseres einfällt, unterhalten wir uns damit, alles zu addieren — die Anzahlungen, und was dann noch übrigbleibt. Bei der Mama kommt nur immer was anderes raus als bei mir! Es will niemals stimmen . . .!"

Ottilie stammelte: „Aber das geht doch nicht . . . Ihr müßt doch Ordnung halten . . . Ordnung machen!"

Pieps wurde sehr ernsthaft.

„Natürlich, Tante Ottilie. Ich hab der Mama gesagt, sie soll all das Zeug ins Feuer werfen. Wer was haben will, meldet sich schon wieder."

Und jetzt lachte sie wieder, ein blankes, perlendes Lachen.

„Soll ich, Mamali?"

Sie hob den Arm und machte eine Bewegung, als wollte sie all die Blätter in die offene Kaminglut werfen.

„Laß den Unsinn", wiederholte die Mutter träge.

Aber Ottilie fiel ihr in den Arm.

„Pieps — ich finde keine Bezeichnung für deinen Leichtsinn! Er ist strafbar — unerhört!"

Die angespannten Nerven ließen nach. Sie hatte Tränen in der heiseren Stimme, rang nach Luft, fiel auf einen Stuhl, zog ihr Taschentuch hervor und hielt es vor die Augen.

Pieps schien betreten. Dann stopfte sie ärgerlich und hastig die Rechnungen in die Kassette zurück.

Sie hatte sich über jede unangenehme Situation durch eisige Ruhe oder Lachen hinweggeholfen. Die unbeholfene Angst der Tante verdroß sie, berührte sie beinahe peinlich.

Frau Mara warf die Karten durcheinander.

„Geht's, ihr seid fad. Man hat schon eh nix von seinem Leben, und dann macht ihr auch noch Krawall. Sag dem Friedrich, er soll zum Souper eine Flasche Mumm geben — dann trinkt sich die Tante einen kleinen Spitz an, und wir sind alle wieder fidel!"

Aber Ottilie dankte für den Spitz und für das Souper. Sie mußte nach Hause.

„Schade", sagte Pieps sehr kühl, hielt der Tante höflich den dünnen Schleier, während diese hastig die Nadeln durch den billigen Filzhut steckte.

Frau Mara hatte Gewissensbisse.

„Wenn du's nächstemal kommst, soll meine Jungfer dir den Hut anders stecken, Ottilie. Wer trägt denn heute noch die Hüte vorn garniert?"

Sie erhob sich und schob der Schwägerin den runden Filz aus dem Gesicht.

„Und die Haare mußt du dir ein bissel ins G'sicht frisieren, da kommen deine schönen, dunklen Augen viel mehr zur Geltung. Das nächstemal frisier ich dich . . ."

Ottilie mußte lächeln. Es war doch Gutmütigkeit in der Frau, und die tat ihr wohl in diesem Augenblick.

„Felix siedelt nach Berlin über", sagte sie, indem sie die Handschuhe überzog.

„So . . . Na, da hast du ja dann Gesellschaft. Freust dich wohl?"

„Ich werde wenig von ihm haben. Er will hier eine Stellung annehmen und vielleicht auch Musik studieren, wenn sich's vereinen läßt."

Frau Mara schüttelte den Kopf.



„Das mit der Musik mußt du ihm ausreden. Wenn er ein bissel Erfolg hat, läßt er am End seine Stellung laufen, und ein Künstler heutzutage — —! Wenn ich wieder jung wäre — nie möcht ich mehr einen Künstler heiraten!"

Diese Worte waren eine Ungeheuerlichkeit für den, der die Verhältnisse kannte, aber sie waren auch eine Ungeheuerlichkeit für Pieps.

Ein dunkler Blick streifte die Mutter. Und freundlich, beinahe kindlich sagte sie: „Onkel Felix soll uns recht oft besuchen, Tante Ottilie, hörst du . . ."

„Ja. Darum wollte ich deine Mutter bitten. Seid lieb zu ihm."

„Er soll nur kommen, der arme Hascher", bestätigte Frau Mara mütterlich.

Ein männliches Familienmitglied war immerhin angenehmer als ein weibliches. So ein junger Mensch ließ sich bequem für dieses und jenes verwenden.

Man trennte sich freundschaftlich. Ottilie ging hoffnungsfreudiger, als sie gekommen war. Die Frauen waren doch gutartig! An ihrem Leichtsinn war Paul gewissermaßen mitschuldig. Aber da konnte Felix vielleicht guten Einfluß gewinnen. Und so war sein Kommen vielleicht ein Glück für alle . . .

Auf der Treppe wurde sie von leichten Schritten eingeholt.

„Was, du gehst schon?"

Frank Nehls, in schwerem Pelz, unter dem das weiße Frackhemd leuchtete, stand an ihrer Seite. Sie antwortete freier, unbefangener als sonst: „Ich muß zeitig ins Bett. Die Abendluft bekommt mir nicht."

Draußen stand der elegante, dunkelblau lackierte Kraftwagen. Der Chauffeur, in kurzem, dickem, langhaarigem Pelz, öffnete den Schlag.

„Na, auf Wiedersehn, Tille . . . Ich muß nach der Hardenbergstraße, sonst hätte ich dich ein Stück mitgenommen . . ."

„Ach nein . . . laß nur. Gute Unterhaltung, Paul . . ."

„Dank schön!"

In einem Nu war das Auto ihren Augen entschwunden. Sie wartete noch zehn Minuten an der Haltestelle auf die Elektrische.

Bei der Prinzessin Arnulf wurden gerade zum vierten Gang des Diners **fonds d'artichauts à la Bordelaise** serviert, als Ottilie Frank, froststarrend und durchgerüttelt, vor ihrer Wohnung in der Fennstraße ankam.

* * *

Als Felix Frank wieder nach Berlin kam, war er siebenundzwanzig Jahre alt.

In Glogau galt er für einen „Berliner". So gab er sich aus, mit einer leisen Betonung, die ihn von vornherein von der „Provinz" scheiden sollte. Selbst noch als Lehrling, beim Abstauben der Bücher von der Höhe der Leiter herab, den Wedel in der Hand, fühlte er sich als etwas Besonderes. Seine untergeordnete Stellung erschien ihm nicht demütigend, war für ihn nur eine vorübergehende Unannehmlichkeit.

Ottilie hatte ursprünglich an die pädagogische Karriere für ihn gedacht. Sie stieß auf hartnäckigen Widerstand. Trotz seiner achtzehn Jahre fühlte er die Mühlsteine des Lehrerberufes: seine Schwester in ihrer früheren Altjüngferlichkeit, die alle großen Züge in ihr verkrümelt hatte, war ihm ein abschreckendes Beispiel.

Die Männer schienen ihm nicht besser dran. Die meisten duckten sich unter den Zwang schematischen Formalismus. Statt Gedanken — Richtung, aber die Richtung eines in der Menage geführten Gaules.

Die sympathischsten von ihnen — taten ihm leid wie seine Schwester; die übrigen haßte er. Zum Begreifen war er noch zu jung.

Also Lehrer — nie!

In ihm war ein Gewirr von Tönen und Melodien, laut und ungebärdig, das ihn taub machte für alles andere. Aber als er davon sprach, daß er Musik studieren wollte, zeigte sich Ottilie ungewohnt hart und unerbittlich. Nein, es war genug an einem Künstler in der Familie! Sie wollte sich den Bissen vom Munde absparen — er sollte „meinetwegen" Arzt werden oder Ingenieur oder Elektrotechniker. Elektrotechniker wäre ja heutzutage überhaupt das beste. Da hatte man Zukunft, kam vorwärts.

Der Vater nahm ihn beiseite.

„Dummer Junge, werde Kaufmann. Als Kaufmann kannst du am allerschnellsten deinen Weg machen — am schnellsten selbständig werden!"

Er sprach ihm von fabelhaften Geschäften mit märchenhaften Abschlüssen, zu denen nur ein ganz klein wenig Geschicklichkeit gehörte. Er wollte ihn einführen in die Kreise. Große Baumeister waren dabei, die das Jahr sechzigtausend Mark und mehr verdienten, und Hypothekenmakler, die eine Villa im Grunewald und Automobile besäßen. Man kam im Café zusammen, trank seine „Schale braun", hörte dies und das — im Handumdrehen war man im Geschäft drin. Ein hübscher, patenter Junge machte da leicht seinen Weg. Es hieß nur, Augen und Ohren aufreißen. Ihm, dem Vater, war es schon schwerer. Man hielt ihn für einen geriebenen Fuchs, nahm sich in acht vor ihm, ließ ihn nicht 'ran an die Karre. Aber vor so einem jungen Burschen hatte man kein Mißtrauen. Da sprach man von der Leber weg. Felix brauchte ihm dann nur die Tips geben, das andere würde er schon alles selbst deichseln.

„Und meine Musik?" fragte Felix.

„Kannst den Nibelungenring noch immer komponieren, wenn du willst, mein Junge. Hast ja Zeit genug! Kannst bei Richard Strauß Unterricht nehmen — Geld bring ich dir wie Heu. Nur ins Café mußt du gehen, Augen und Ohren aufsperren!"

„Und das heißt Kaufmann sein?" fragte Felix mißtrauisch.

Er wußte wenig vom Leben — fast gar nichts; hatte immer am Rockzipfel der Schwester gehangen, Bücher gelesen, Klavier gespielt und sich in goldenen Zukunftsträumen gewiegt. Aber die goldene Zukunft führte bei ihm nur über Berge von Partituren, nicht über ein paar Tassen Kaffee und Kundschafterdienste.

Er sprach mit Ottilie.

Sie wurde bleich vor Schrecken, schloß ihn in ihre hageren Arme, mit einer leidenschaftlichen, beschirmenden Zärtlichkeit. Einige Tage später las sie die Annonce eines Glogauer Buch- und Musikalienhändlers, der einen „gebildeten, jungen Mann suchte — womöglich Berliner".



Am nächsten Mittag war Ottilie mit Felix in Glogau.

Kurthe machte erst Schwierigkeiten: so ein junger Mensch, kaum von der Schulbank, der hatte ja keine Ahnung, mußte sich erst als Lehrling einarbeiten . . .

„Ja, ja . . . als Lehrling, natürlich. Er würde es nicht lange bleiben. Er wäre begabt, rechtschaffen, strebsam.“

Sie sprach leidenschaftlich, wie eine Mutter, die ihr Kind vom Untergang retten will. Und zur Unterstützung ließ sie den Namen Frank Nehls fallen.

Frank Nehls — ihr Bruder!

Der Ruhm des „großen Bruders“ war dem „Kleinen“ zu Kopf gestiegen. Er war noch so jung, er sollte lernen, sollte arbeiten, fern von der großen Welt.

Sie log, ungeschickt rührend, sprach leise ins Ohr: „Er ist ein hübscher Junge, die Frauen laufen ihm nach. Noch ist er unverdorben, aber wer weiß, wie lange, und dann ist er verloren für die Arbeit . . .“

Kurthe nickte ernsthaft, drückte Ottilie verständnisvoll die Hand, versicherte sie seiner besonderen Hochschätzung, versprach, sich auch menschlich des jungen Mannes anzunehmen.

„Ich bitte Sie, ein Bruder von Frank Nehls — ist ja eine Ehre für mich sozusagen, den jungen Mann ins Leben einzuführen!“

Und Ottilie reiste beruhigt ab. Wenn er nur nicht, nachdem er majorenn geworden, dann alles über den Haufen warf, plötzlich in Berlin erschien ohne festen Boden unter den Füßen, noch lebenshungriger als früher, vielleicht angeekelt von dem ruhigen Geleise seiner gleichförmigen Tätigkeit.

Jedes Jahr reiste sie nach Glogau, mit Geschenken beladen, die beinahe über ihre Verhältnisse gingen, schmeichelnd, liebenswürdig, verjüngt um zehn Jahre und doch bedächtig wie eine alte Mutter. Bei Kurthe war sie jedesmal Ehrengast. Sie mußte viel von Frank Nehls erzählen und brachte jedesmal Grüße von ihm mit, ohne daß er selbst darum wußte.

Einmal schenkte sie Kurthe Frank Nehls' letztes Stück mit eigenhändiger Widmung. Kurthe betrachtete es als eine hohe Auszeichnung, fühlte sich verpflichtet, Frank Nehls einen Besuch zu machen, als er mal auf drei Tage in Berlin war, und konnte es sich nicht erklären, daß der Diener, durch den er seine Karte hereingeschickt hatte, mit dem Bescheide zurückkam: „Herr Frank Nehls läßt sich vielmals entschuldigen, er ist jetzt beschäftigt. Aber wenn der Herr schreiben wollen, in welcher Angelegenheit . . .“

Kurthe sprang auf, wie von der Tarantel gestochen: „Der Deuwel auch, in welcher Angelegenheit?? Sagen Sie Ihrem Herrn, ich ließe für die Widmung danken, und wenn er nach Glogau käme, könnte er einen Löffel Suppe mit seinem Bruder, der bei mir angestellt ist, essen . . .“

Der Diener machte ein verdutztes Gesicht, vergaß aber, die Antwort auszurichten.

Und so blieb alles unaufgeklärt. Frank Nehls erfuhr nicht, was es für eine Bewandtnis „mit diesem Herrn Kurthe aus Glogau“ hatte, und Herr Kurthe erfuhr ebensowenig, daß die Widmung, auf die er sich soviel zugute tat, nur eins von den vielen gedankenlosen Autogrammen war, mit denen Frank Nehls sich wie mit einem Almosen loskaufte.

Als Ottilie ihm das von ihr selbst gekaufte Buch auf den Schreibtisch gelegt und ihn gebeten hatte: „Bitte, Paul, schreibe: Herrn Kurthe in herzlicher Ergebenheit zugeeignet“, da hatte Frank Nehls ebensowenig gefragt, woher Ottilie das unaufgeschnittene Buch hatte, wie danach, wer eigentlich der Herr Kurthe sei, den er seiner herzlichen Ergebenheit versichern sollte.

Ottilie mußte später aufklären und entschuldigen: ihr Bruder war so in Anspruch genommen, er hatte den Namen nicht recht gelesen, und der Diener war ein Tölpel gewesen, der übrigens bald darauf entlassen worden war.

Und letzteres war das einzig Wahre, denn die Diener wechselten bei Frank Nehls mit unheimlicher Schnelligkeit.

Felix blieb sechs Jahre in Glogau. Sechs lange Jahre.

Ottilie hoffte ihn nun für immer versorgt. Und sie sah an seiner Seite Alma Kurthe, deren hübscher brauner Kopf seit einigen Jahren schon neben dem ihres Felix im Geschäft sichtbar war.

Sie wartete nur darauf, Alma als willkommene töchterliche Schwägerin in die Arme zu schließen. Nur aus Klugheit machte sie in keinem ihrer Briefe eine Anspielung darauf. Sie meinte, das mußte kommen wie das Amen in der Kirche. Hätte Felix es denn sonst so lange in Glogau ausgehalten, wäre er denn sonst wie ein Kind im Hause bei Kurthes gewesen?

Und nun — auch diese Hoffnung zerstört! Aber Felix hatte sich anständig benommen, hatte „dem Mädchen nichts in den Kopf gesetzt“, hatte nicht durch Undankbarkeit die Güte des alten Mannes gelohnt . . .

Es war eben doch ein ernster Grund in dem Jungen, eine absolute Anständigkeit.

So mochte er denn kommen!

Sie fürchtete jetzt weder den Einfluß des Vaters noch das Haus des berühmten Bruders. — — —

Der alte Frank war es, der Felix von der Bahn abholte, da Ottilie noch Konferenz in der Schule hatte und später als sonst nach Hause kam.

„Was bin ich froh, endlich wieder in Berlin zu sein, wie bin ich froh!“

Felix fand keine andern Worte. Sein Gesicht leuchtete, und er drückte den Vater an sich, als hätte er gerade ihn am tiefsten entbehrt.

Frank betrachtete den schlanken Menschen, der um einen halben Kopf größer war als er selbst, und der mit seinen lebhaften Augen und der frischen Gesichtsfarbe ihm selbst so ähnlich zu sein schien, mit eitlem Wohlgefallen.

„Wie hat dich denn das Fräulein Alma ziehen lassen?“ fragte er mit behaglichem Lachen.

Über Felix' Züge flog ein Schatten: „Lassen wir das jetzt, Papa. Stör mir die Freude nicht — — Berlin! . . .“

Die sechs Buchstaben verkörperten für ihn den Inbegriff aller heißen Sehnsucht, aller Erwartung, die Quelle aller Freude, den tiefsten Sinn des Lebens.

Gläubig wie ein Kind, dem die Wunder der Märchen zur Wahrheit werden, kam er mit Eroberungsgelüsten wie ein Napoleon, der in grandiosem Leichtsinn mit dem Degen eine neue Karte Europas zeichnet.

Ihm war, als kenne Berlin nur einen Namen: Frank Nehls, und als müßte er selbst jubelnd und schmetternd einen zweiten in die Ruhmesposaune stoßen: Felix Nehls!



Und sprudelnd stürzten ihm die Worte von den Lippen, was er alles komponiert hatte in den letzten vier Jahren! „Eine solche Kiste brachte er mit!" Auch Wagner war beinahe Autodidakt gewesen, hatte im Arbeiten gelernt. So ein Genie war er ja nun nicht, nein — er wußte, er brauchte Rat, brauchte Anregung vor allem. Und er schöpfte sie schon jetzt aus dem Gebrause um ihn herum. Dieses Surren und Tönen und Klingen . . . diese wunderbare Melodie der Großstadt! . . . Er hatte den Klavierauszug der „Louise" von Charpentier einmal zufällig in die Hand bekommen. Das war entscheidend für ihn gewesen. Seitdem stand es fest für ihn. Und wie Charpentier das hohe Lied von Paris gesungen, so wollte er, ein Deutscher, das hohe Lied von Berlin singen!

„Ja, Berlin ist zum Wasserkopf geworden wie Paris", sagte der alte Frank bedächtig, ohne das verdutzte Gesicht des Sohnes zu bemerken.

Der jährliche Umsatz der Buch- und Musikalienhandlung in Glogau interessierte ihn übrigens weit mehr. Er paßte nur die erste Gelegenheit ab, um danach zu fragen.

Man konnte nicht wissen — da sich Felix gerade in diese Branche eingearbeitet hatte . . . Er war bereit, in seinem Alter noch umzusatteln. Vorsichtig streckte er die Fühler aus.

„Weißt du, Felix, da ist billig eine kleine Druckerei zu haben. . ."

Aber Felix war vorläufig nicht zu brauchen. Er atmete Berlin ein, mit weitgeöffneten Nasenflügeln. An der ersten Litfaßsäule blieb er stehn. Hungrigen Auges überflog er all die Zettel: da war ein großer Geiger annonciert im Beethovensaal, dort das Philharmonische Orchester; auf einem kleinen Theaterzettel, ganz unten, stand: „In Vorbereitung: ‚Dreikampf' von Frank Nehls."

Felix rückte an seinem Hut. Seine Blicke strahlten.

„Und kein Mensch weiß, daß hier Vater und Bruder vom berühmten Frank Nehls stehen", rief er in kindischem Hochgefühl.

Der Alte lachte hämisch.

„Vom Vater weiß auch sonst keiner!"

Er wollte eigentlich loslegen, überlegte sich's aber, mochte Felix nicht übellaunig und mißtrauisch machen.

„Wir haben noch eine Stunde Zeit, willst du mit mir ins Café gehen? Da triffst du ein paar meiner Geschäftsfreunde."

Felix lachte gutmütig.

„Wenn du willst, Papa, aber ich interessiere mich wirklich gar nicht für Geschäftliches."

Der Alte riß ärgerlich an seiner Doublékette.

„So? . . . Na, von den Renten kannst du doch nicht leben in Berlin! Oder glaubst du etwa von den Unterstützungen deines berühmten Bruders?"

„So meinte ich's doch nicht . . ."

Die große Freude war aus Felix' Gesicht geschwunden; aber da er den Vater so alt und gekränkt vor sich stehen sah, fügte er hinzu: „Gut. Gehen wir. Der Dienstmann wird doch hoffentlich meinen Koffer richtig abgeben?"

„Na gewiß doch, mein Jungchen! Bei uns in Berlin geht alles wie am Schnürchen. Komm!"

Er hakte sich in den Arm des Sohnes ein und stieg in eine vorbeifahrende elektrische Bahn. Nun redete er auch vergnügt auf ihn ein, machte ihn auf ein paar junge Dämchen aufmerksam, die in extravaganten Hüten und mit großen Brillantbroschen auf der Plattform standen.

„Na, das wär was für Vaters Jüngsten, he?"

Felix wurde rot. Der schlechte Geschmack des Vaters berührte ihn peinlich.

„Hier in Berlin darfst du kein Heiliger sein, mein Jung", kicherte der Alte. „Frage deinen berühmten Bruder: die Weiber, das ist die Hauptsache. Ob jung oder alt, ist egal. Nur Geld müssen sie haben oder Stellung oder Namen. Bei Prinzessinnen verkehrt der Paul, jawoll . . ."

Felix lachte wieder.

„Die sehn wohl aber 'n bißchen anders aus, Papa, hm?"

„Häßlicher sind sie", schnitt der Vater trocken ab.

Und nach einer kleinen Pause fuhr er fort: „Früher, mein Jungchen, wie ich jung war, da halfen einem die Männer weiter, und die Frau war fürs Haus. Jetzt — zieht das Weib den Mann hin, wo es ihr gefällt, und der Mann lebt von Weibes Gnaden. Sieh sie dir an, die Weiber im Theater, im Konzert, und wo sie sich sonst überall zeigen! Gefällt's den Weibern — schön, ist's ein Erfolg. Da gibt's Geld und Ruhm, und was du willst! Warum werden denn die Gelehrten nicht reich und die Erfinder, he? — Weil die Weiber fehlen! In meinem Geschäft ist es das gleiche. Sieh sie dir an, die reichen Makler und Baumeister, und wie sie da heißen — ein Weib steckt immer dahinter. Wenn ich jünger wär, Felixchen, mit meiner Wissenschaft — Bleichröder wäre ich oder Rothschild. Aber zu meiner Zeit liebte man noch seine Frau, war ihr treu, dachte an seine Kinder und hielt auf Familie! Zu meiner Zeit heiratete man früh und plagte sich, bis man alt wurde. Heute wird man früh reich, heiratet spät und ist nie jung!"

Felix versuchte einen Einwand: „Aber Paul . . ."

„Ist das eine Ehe?"

Der alte Frank sah sehr ehrwürdig aus, wie er diese Frage aufwarf. Sittlicher Zorn lag auf seiner Stirn. Er tippte auf das Medaillon, das an der Doublékette hing.

„Deine unvergeßliche Mutter und ich — das war eine Ehe! Uns war die Ehe heilig! Nicht links und nicht rechts geblickt, für die Kinder gelebt und gestrebt! Ohne einen Pfennig angefangen, na — und gottlob: die Kinder können sich sehen lassen!"

Sie traten ins Café. Es war eigentlich ein Nachtlokal. Auf einem Podium standen Notenpulte, eine Baßgeige lehnte am alten Klavier.

„Ein solides, anständiges Lokal!" sagte der alte Frank. „Gute Musik und feine Leute. Wenn einer Skandal macht, wird er gleich an die Luft gesetzt."

Die Luft war muffig. Durch die blinden Scheiben kroch das Licht grau und kalt über die verschossenen rosenroten Samtsofas und die hellbraunen Marmortische.

Ganz im Hintergrunde war ein länglicher Tisch, an dem drei Herren saßen. Obwohl es ein Uhr mittags war, tranken sie Sekt, der in einem Kühler auf einem Stuhl neben dem Wirt stand.

„Na — morjen! Feine Nase, was — Fränkchen?"

Der Wirt rief es jovial, ein bißchen spöttisch, und gebot dem schläfrig dreinschauenden Kellner im fleckigen Frack und verdrückten Hemd: „Ein Glas für den Herrn Frank!"



Frank wehrte zum Schein ab. „Nein, nein, meine Herren, ich komme nur auf einen Augenblick, nur um Ihnen meinen jüngsten Sohn Felix vorzustellen, der sich jetzt in Berlin niederlassen will und freundliche Beziehungen brauchen kann."

„Sehr angenehm", sagte der Wirt und schüttelte Felix kordial die Hand.

Die andern zwei Herren grunzten etwas vor sich hin, was nicht sehr entgegenkommend klang. Sie waren beide sehr dick, der eine mit fahlen, schlaffen, der andere mit stark gefärbten, straffen Gesichtszügen. Der eine blond, der andere schwarz, beide mit kurzfingrigen, wulstigen Händen, beide mit kleinen, verquollenen Augen und aufgeworfener, in den Winkeln festgeklemmter Unterlippe. Sie waren gar nicht verwandt — aber der gleiche, unbestimmte und doch so ausgesprochene Beruf hatte sie ähnlich wie Brüder gemacht.

„Sie haben mich schön angeschwindelt, Frank, die Parzelle, von der Sie faselten, hat ja einen ganz miserablen Baugrund," grunzte der Schwarze, „da geht ja beinahe das ganze Baugeld schon beim Ausschachten flöten!"

Der alte Frank sah ganz vertattert aus. „Ach nee . . . was Sie sagen! . . . Ist also nichts zu machen?"

Der Blonde ließ sich eine Weile Zeit und meinte: „Wer sagt denn: nichts zu machen!"

„Na — wenn er alle wird, bevor er recht angefangen wird?"

„Unsere Sorge! — Vorläufig hat er Geld und will bauen, und hat er erst mal die Sache aus'm Grund geholt, na dann —" Er machte eine Pause und weitete die Brust. „Dann findet sich schon 'n anderer, der's zu Ende macht."

Frank lachte ein bißchen geniert auf und warf einen scheuen Seitenblick auf den Sohn: „Sie sind 'n ganz Schlauer, Luckner!"

Eine kleine Stille trat ein, und der Wirt schenkte zwei Gläser voll.

„Na, prost, junger Herr, also — willkommen in Berlin!" sagte er ablenkend.

Die Herren stießen an, aber Felix nippte kaum am Glase. Die Gesellschaft behagte ihm nicht. Und seinen Vater erkannte er hier nicht wieder. Unheimlich lauernd kam er ihm hier vor, mit einem Gemisch von Servilität und Arroganz, die ihm noch fremd an ihm waren.

„Ja, aber wie schiebt man denn das?" fragte Frank nach einer Weile melancholisch und hielt den Stock an die Lippen. — „Ihr Mann wird ja doch den Braten riechen und die Hände davon lassen."

Der Schwarze, ein ehemaliger Maurerpolier, der sich „Herr Baumeister" titulieren ließ, klemmte eine Zigarre mit breiter Bauchbinde zwischen die Zähne.

„Will ich nicht sagen . . . man muß ihm nur Appetit machen."

„Wie denn . . . wie denn?" forschte der Alte eifrig.

„Janz einfach — wir schieben eenen vor, der sozusagen ooch kauft — eenen, der ‚schneller' entschlossen ist."

Ein kurzes, behagliches, halblautes Lachen kreiste um den runden Tisch.

„Det 's 'n janz kesser, und sein Berlin, wie's baut und kracht, kennt der wie seine Westentasche", meinte der Wirt anerkennend.

„Na . . . wen schieben wir denn nu da am besten vor", fragte Luckner gleichmütig.

Der alte Frank wurde ganz lebendig.

„Was suchen wir . . . der andere Käufer is mein Sohn."

Der Blonde nickte.

„Bon, 's recht. Wenn Sie det jeschickt fingern — setzt's 'ne nette Provision."

„Fünf Blaue fallen", bestätigte der Herr „Baumeister" gönnerhaft.

„Prost!" rief der Wirt, der nur auf seinen Umsatz bedacht war.

„Um was handelt es sich denn", fragte Felix mit leisem Unbehagen.

„Du sollst eben als ‚Käufer' auftreten, Junge. Haste denn nicht verstanden?"

„Ja . . . na, und?"

„Na, und nu weiter nischt", lachte Luckner. „Denn is Ihre Rolle ausjespielt."

Felix zwinkerte verständnislos mit den Augen.

„Dann treten schon die Herren in Aktion."

„Hast du nun verstanden, mein Jungchen?"

„Ich habe doch kein Geld", murmelte Felix.

Er sah nicht gerade geistreich aus in diesem Augenblick.

„Von wo sind Sie", fragte der Herr Baumeister.

Frank lachte entschuldigend. „Er kommt eben aus Glogau."

Der Wirt hob sein Glas: „Na, darum keine Feindschaft nich. Prost!"

Felix erhob sich.

„Ich glaube, es wird Zeit, Papa. Ich möchte Ottilie nicht warten lassen. Und im übrigen bitte ich Sie, meine Herren, mich bei der ganzen Sache aus dem Spiel zu lassen."

Frank schob unwirsch den Stuhl zurück.

„Ja, mein Jungchen, wir wollen gehn. Na — nichts für ungut, meine Herren — morgen sprechen wir weiter darüber — ich hab da noch einen jungen Mann. Das Geld bliebe ja besser in der Familie, aber mein Sohn muß sich erst einarbeiten ins Geschäft."

Er reichte allen die Hand, stürzte noch schnell den Inhalt seines Glases hinunter und lief hinaus. Felix grüßte kühl und folgte ihm langsamer.

Draußen wandte sich Frank mit zorngerötetem Gesicht um. „Bist du dumm, oder stellst du dich bloß dumm?"

„Ich begreife nicht, Papa . . ."

Frank schlug mit seinem Stock aus derbem Weichselholz ärgerlich auf die Steinfliesen.

„Da plagt man sich, schindet sich, bis man alt und grau wird, hofft, endlich hat man einen Sohn, der einem ein bißchen helfen könnte — ja, Prost Mahlzeit!"

Er gestikulierte so heftig, daß Vorübergehende sich nach ihm umdrehten.

„War es denn so schwer, einfach ‚ja' zu sagen? Statt dessen blamiert mich der Bengel vor aller Welt!"

Seine Stimme zitterte vor verhaltenen Zornestränen. Felix faßte ihn unter, sprach begütigend auf ihn ein. „Ich gebe dir mein Wort, Papa, die Sache war mir nicht ganz klar. Und offen gestanden, scheint mir das alles auch nicht recht sauber zu sein. Soviel ich begriffen habe, wollt ihr doch jemand da reinlegen — das heißt betrügen."

„Na . . . na . . . ?"

Der grobe, brutale Ton aus Kindertagen traf Felix ins Ohr. Und wie damals verstummte er instinktiv.

Schweigend gingen sie eine Weile Seite an Seite. Frank schlug manchmal ärgerlich mit dem Stock auf.

So ein dummer Junge! So ein Idealist! Über die Jahre der philosophischen und pädagogischen Traktätchen war er doch hinaus, zum Kuckuck. „Man muß mit seiner Zeit gehn . . .", sagte er nach einer Weile.

„Betrug bleibt Betrug", stieß Felix hervor, immer noch außer sich. Der Alte wendete ihm sein weißgerahmtes, jetzt nur etwas fahles Gesicht zu und zerrte ein mühsames Lächeln auf seine Lippen.

„O nein, mein lieber Junge, Betrug ist nicht immer Betrug! Das wirst du auch noch erfahren. Auf der Spitze tanzen wir alle, alle, die wir was erreichen wollen. Alle, die Großen und die Kleinen! Nur wer umfällt, der ist der Betrüger. So ist es, mein Jungchen, verstanden? Und wenn du es noch nicht wahr haben willst, dann bleibe lieber in Glogau, dann führe du das Geschäft von Herrn Kurthe, schreib jedes Stullenpapier und jedes Rechenheftchen auf, versuch aber nicht, in Berlin was zu werden!"

Felix antwortete nicht mehr.

Ein lähmendes Entsetzen zog ihm das Herz zusammen. Wußte Ottilie vom Vater? Wollte sie ihn d a r u m fernhalten? War es, um den Vater zu schonen — war es, um ihn zu schützen?

Er lächelte wieder — froh und siegesstark. Nein, ihn brauchte sie nicht zu schützen! Er war stark und unbestechlich, er jagte nicht nach Geld und irdischen Gütern. Nur so viel, um seiner Kunst leben zu können, wollte er verdienen. Nein. Er tanzte nicht auf der Spitze — so wenig wie Ottilie. Er ging seinen glatten, ruhigen Weg, unbeirrt und frei. . . .

Alma Kurthe fiel ihm ein.

Und wieder würgte ihn etwas an der Kehle, und kleine Schweißtropfen traten auf seine Schläfen, trotz der Dezemberkälte auf der Straße.

Vater und Sohn bogen in die Fennstraße ein. Sie gingen jetzt merkwürdig langsam, mit merkwürdig tief gesenktem Kopf. Vor dem Haustor legte der Alte seine Hand auf Felix' Mantel. „Du . . . ich meine nur . . . Ottilie braucht nichts zu wissen von dem allen. Das sind keine . . . keine Weibersachen."

Fast erleichtert kam es zurück: „Nein, Papa . . . abgemacht!"

„Wort drauf?"

„Jawohl. Sei ganz ruhig." Er lächelte jetzt.

Ottilie brauchte auch wirklich nichts zu wissen. Er war stark genug, allein über den Vater zu wachen, stark genug, allein seinen Weg zu gehn und sogar jene zu s t ü t z e n, die der Stütze bedürfen.

„Du bist mein guter Junge", murmelte der Alte.

Vom ersten Treppenabsatz erklang Ottiliens Stimme: „Felix, du schlechter Kerl! Bist du endlich da?!"

Und in zwei Sätzen war er oben.

„Meine gute, liebe, alte Tille!!

(Fortsetzung folgt.)

Türke und Perser.

Eine vergleichende Betrachtung. Von Freiherrn von S t e t t e n.

Das markige Beispiel des Jungtürkentums, das nach langer Volksentmündigung so bemerkenswerte Energien gegen die Despotie aufbrachte, hat anscheinend auf den religionsverwandten Boden der Perser übergegriffen. Auch hier erhebt sich ein Jungpersien, das mit Waffengewalt Volksrechte, Freiheit und Verfassung fordert. Es wäre jedoch ein gewaltiger Irrtum, aus den äußeren Analogien auf tiefere, innere Aehnlichkeiten der beiden Umsturzbewegungen zu schließen. Die Tangierungspunkte des Islams kommen nicht in Betracht, weil auch das türkische Vorbild der Neuordnung sich nicht im Zeichen des alten mohammedanischen Glaubens vollzog, sondern im Gegenteil eine Abschwächung seiner Satzungen im kulturellen und sozialen Sinn anstrebt. Es ist also gewiß kein religiöser Sturm, der durch den Islamismus geht, kein Wiedererwachen des einstigen islamitischen Furors, der seine Wirkung auch auf Persien ausdehnt. Abgesehen davon, daß die Perser als eifrige Schiiten in Glaubensachen geschworene Feinde der sunnitischen Türken sind und der Meinung leben, die wahren Mohammedaner zu sein, für welche Auslegung der rechtgläubige Türke nur Verachtung und Spott hat, sind die grundlegenden Bedingungen mit Bezug auf Volksmaterial, auf Qualitäten der Führenden wie der Geführten so himmelweit voneinander verschieden, daß sich außer der Gleichzeitigkeit und einigen Augenblicksresultaten, wie es z. B. die Absetzung der Despoten ist, kein gemeinsames Moment zwischen dem türkischen und dem persischen Umsturz herstellen läßt. Auch die voraussichtlichen Ergebnisse werden sich kaum ähnlich werden. Unter keinen Umständen können die beiden Bewegungen als eine „gemeinsame" Restauration der islamitischen Ideen gelten.

Schon der Volkscharakter der Türken und Perser ist grundverschieden. Der Türke ist ernst, zurückhaltend, selbstbewußt, der Perser schwatzhaft, anpassender, weicher, würdelos, wenn er einen Vorteil erhofft.

Der Türke ist offen, verläßlich, als Arbeiter und Kaufmann ehrlich und, wenn ihm keine fanatische Anregung wird, sehr tolerant und menschenfreundlich. Der Perser dagegen träge, häufig unehrlich, ein Augendiener und grausam. Beide — Türken wie Perser — sind Jahrhunderte hindurch unter der korruptesten, schlechtesten Verwaltung gestanden. Und doch hat selbst das hamidische System mit den verlockenden Möglichkeiten, durch Spitzeltum und Angeberei zu Geld zu gelangen, nur die oberen Schichten, die Regierungs- und Palastclique des Türkentums, zu verderben vermocht. Der Kern des türkischen Volkes hat alle diese Prüfungen siegreich bestanden, ist bei seiner äußerst geringen Schulbildung rein, hart, tapfer geblieben. Die türkische Armee hat bei aller Vernachlässigung seitens der Kriegsverwaltung ihre oft wilden Exzesse immer nur entweder auf direkte Parole von oben verübt oder ist mindestens dahin bedeutet worden, daß man ein oder zwei Augen zudrücken wolle, wenn der Soldat da oder dort plündert, brand-



schatzt oder schändet. Immer hat das türkische Heer seine hervorragende Befähigung, unter entsprechender Führung Disziplin zu halten und sich gut zu schlagen, bewährt. Die makedonische Armee, mit der sich der jungtürkische Umsturz vollzog, hat ein klassisches Beispiel dafür geliefert, wie die Fäulnis der staatlichen Verwaltung diesem gesunden Stamm nichts anhaben konnte. Die Perser dagegen sind unter dem Einfluß der Korruption und Mißwirtschaft immer mehr verweichlicht, haben ihre kriegerischen Eigenschaften fast gänzlich eingebüßt, so daß jetzt die militärische Aktion der Umstürzler nur durch die schmähliche Feigheit und den Mangel an jedem Rückgrat bei den Truppen des Schah gelang und doch nur nach einer Farce, gegenüber dem Auftreten der jungtürkischen Truppen, aussah.

Sehr bezeichnend war für mich der Ausspruch eines persischen Großkaufmanns, der sich zwar zu den Liberalen zählte, aber das despotische und das parlamentarische System in Persien kurzweg so charakterisierte: „Früher mußte man, um bei uns irgendein Recht, eine Freiheit, eine Begünstigung zu erlangen, einige Große, Mächtige bestechen, jetzt — seit der Verfassung — muß man zur Erreichung des gleichen Zwecks noch außerdem eine ganze Reihe von Deputierten kaufen. Daraus mögen Sie schließen," meinte er, „was das persische Volk von seiner parlamentarischen Neuordnung hat."

In beiden Staaten ist der Umsturz anscheinend durch die Armee vollzogen worden. Ich sage ausdrücklich „anscheinend", weil ich, als Kenner der persischen Verhältnisse, die als Soldaten travestierten Perser nicht als „Armee" in unserm Sinn gelten lassen kann. Mit Ausnahme der notdürftig nach russischem Drill und unter russischen Instrukteuren ausgebildeten Kasaken, einem verschwindenden Teil der sogenannten, seit Einführung der allgemeinen Wehrpflicht (1875) auf dem Papier über 100000 Mann zählenden regulären Armee, ist keine Truppe in Persien derzeit schlagfertig. Offiziere und Soldaten werden zumeist nicht bezahlt, wenn auch das Heeresbudget ihre Gehälter und Löhnungen vorsieht; sie betreiben daher Geschäfte aller Art, solange sie nicht plündern können, was sie übrigens ganz unverfroren auch in befreundeten Ortschaften auf Friedensmärschen besorgen, und sind durch kein andres Band an ihr Regiment und an die Sache der Regierung, der sie dienen, gebunden, als durch ihre Forderungen an ausstehenden Gebühren. Die österreichische Militärmission, die im Jahre 1877 die undankbare Aufgabe übernahm, die persischen Truppen zu reorganisieren und zu schulen, weiß ein Lied von der militärischen Dekadenz des Persertums zu singen. Die Spuren der Wirksamkeit dieser Instrukteure sind auch heute bis auf ein Musikkorps und einige Adjustierungsäußerlichkeiten gänzlich verwischt. Es ist mir noch in Erinnerung, wie sich diese Offiziere bitter darüber beklagten, daß bei einer Expedition ihrer mühsam, durch jahrelange Arbeit europäisch gedrillten Truppen gegen aufrührerische Kurden, die sonst ganz gelehrigen und anscheinend disziplinierten Soldaten bei jedem Durchmarsch eines Dorfes sofort ihre Kanonen und ihren Train verließen, um zu plündern und nach Beute zu suchen. Dabei waren diese Elitetruppen unter europäischer Führung tatsächlich bezahlt und verpflegt. Beim ersten, noch dazu blinden Alarm, daß Kurden nahten, ließen diese tapferen Krieger alles im Stich und liefen einfach davon.

Man darf also der türkischen Armee, deren Qualitäten bekannt sind, und von der nur einzelne Teile, etwa die Albaner, fallweise ähnliche Bedenklichkeiten in der Disziplin aufweisen, nicht die Ungerechtigkeit antun, sie mit Persern zu vergleichen. — Es ist wahr — die beiden Bewegungen verfolgen ein Ziel. Aber in der Jungtürkei läßt das bisherige Ergebnis darauf schließen, daß — wenn die Führer in richtiger Wertschätzung der guten alttürkischen Volkseigenschaften nicht allzu radikal vorgehen — ein neuer, ottomanischer Kulturstaat mit Ausschluß der früheren Entwicklungshindernisse entstehen könne, der vielleicht auf lange hinaus die ihm zukommende politische Führrolle am Balkan behaupten wird. Anders in Persien, wo der feste Kern erst geschaffen werden müßte, wo vorläufig die korrupte, verweichlichte Gesamtheit mit der Idee einer gesunden Volksvertretung nichts anderes anzufangen weiß, als daß sich mehr Fresser an die Staatskrippe drängen denn früher.

Der letzte samoanische Aufstand.

Von Alfred Manes. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

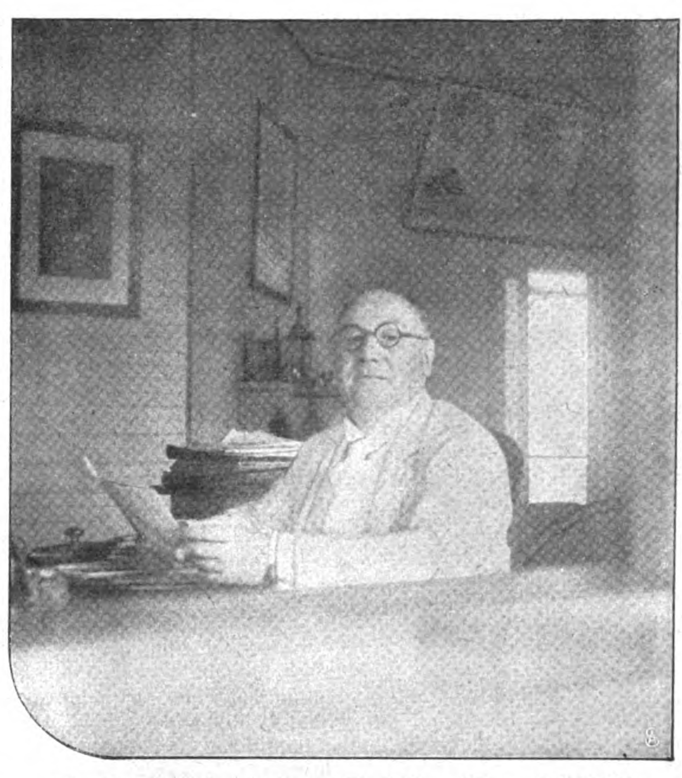
Während meines Aufenthalts in Deutsch-Neuguinea im Mai kam die Kunde dorthin, daß unsere Kriegsschiffe, die in aller Heimlichkeit auf das dringende Ersuchen des Gouverneurs Dr. Solf in der zweiten Hälfte des März nach Samoa gedampft waren, um bei der Niederwerfung des dort ausgebrochenen Aufstandes mitzuwirken, demnächst vor Herbertshöhe Anker werfen würden. Das war die erfreuliche, sichere Nachricht und der beste Beweis dafür, daß die samoanischen Unruhen, über die so viele falsche Meldungen verbreitet werden, beigelegt waren. In welch vortrefflicher Weise, ohne jedes Blutvergießen, dies dem Gouverneur gelungen war, erfuhr ich bald darauf in Apia selbst aus bester Quelle; und da leider das Wiederaufleben eines ähnlichen Aufstandes nicht ausgeschlossen ist, wenn der hochbetagte und während meines Besuchs in seiner Residenz Mulinu gerade schwer erkrankte König Mataafa sterben wird, so dürfte eine kurze Darstellung des Verlaufs und der Bekämpfung der letzten samoanischen Wirren an Hand offizieller Nachrichten und Bilder an dieser Stelle nicht ohne Interesse sein.

Verständlich wird der Aufstand erst, wenn man in die samoanische Volkspsyche blickt; wenn man beachtet, daß die Samoaner ein bis zur Ueberspannung gesteigertes Ehrgefühl, eine außerordentliche Titelsucht, ein weitgehendes Empfinden für Würden und Zeremonien besitzen; wenn man weiterhin daran denkt, daß die Samoaner geborene Redner sind, eine außerordentliche Empfänglichkeit für Rhetorik besitzen und durch einen geschickten Volksredner leicht zu allem sich verleiten lassen, zumal sie sehr leichtgläubig sind.

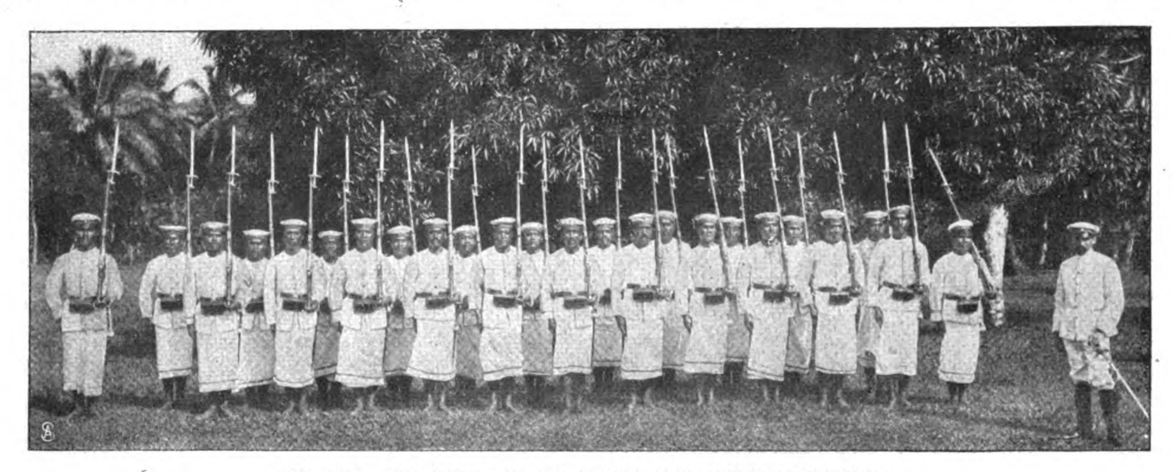
Der Ehrgeiz, eine politische Rolle zu spielen, den heute nur noch rein äußerlich und nur den Eingeborenen gegenüber bedeutsamen Scheintitel eines Alii Sili, eines Königs von Samoa, zu führen, hat, nicht zum erstenmal, beim letzten Aufstand eine verhäng-



nisvolle Rolle in der Geschichte Samoas gespielt. Die Seele der Unruhen war ein angesehener Häuptling auf Sawaii, Lauati, der ebenso wie seine Ehehälfte, statt in einem eintönigen, abgelegenen Neste seine Kawa zu trinken und seinen wenigen Dorfgenossen Reden zu halten, lieber in der Landeshauptstadt als politischer Regisseur, als Königsmacher sein Zelt aufgeschlagen hätte, wenn sich der alte Mataafa zu seinen Vätern versammelte. Und so heckte er den schlauen Plan aus, zwei durch die neueren Verhältnisse in den Hintergrund gedrängte Sprecherhäuptlinge, Tumua und Pule, die kraft ihres Amtes bei Wiederherstellung der alten Zustände in Samoa die tatsächlichen Herrscher geworden wären, aufzuhetzen und einen Thronkandidaten aufzustellen, Malietoa Tanu, der ganz nach Lauatis Wünschen regiert hätte, während Mataafa einen andern Thronerben testamentarisch bestimmt haben soll. Um seine Intrigen durchzusetzen, ging Lauati so weit, die Hilfe der in dem benachbarten Pago-Pago sitzenden amerikanischen Kolonialbehörden gegen die deutsche Regierung mittels seines Anhängers Iiga Pisa anzurufen. Auch die Engländer suchte er gegen die Deutschen mobil zu machen. Die Abwesenheit des von den Samoanern sehr verehrten Gouverneurs, der einen Heimatsurlaub angetreten hatte, und gegen den von einer ihm feindlich gesinnten kleinen Partei sehr scharf gewütet wird, erleichterte es dem glänzenden Redner Lauati, dem sogar eine Mana, eine göttliche Inspiration, zugesprochen wurde, weite Kreise durch die verschiedensten leeren Versprechungen zu offenem Aufstand zu bewegen. Am Tage der Rückkehr des Gouverneurs, Ende des Vorjahres, sollte eine Massendemonstration stattfinden, die wohl als Zeichen für den Beginn des offenen Aufstandes gedacht war. Aber der



Der Gouverneur von Samoa Dr. Solf an seinem Schreibtisch.



Fita-Fita, eine Leibgarde von Söhnen samoanischer Häuptlinge.

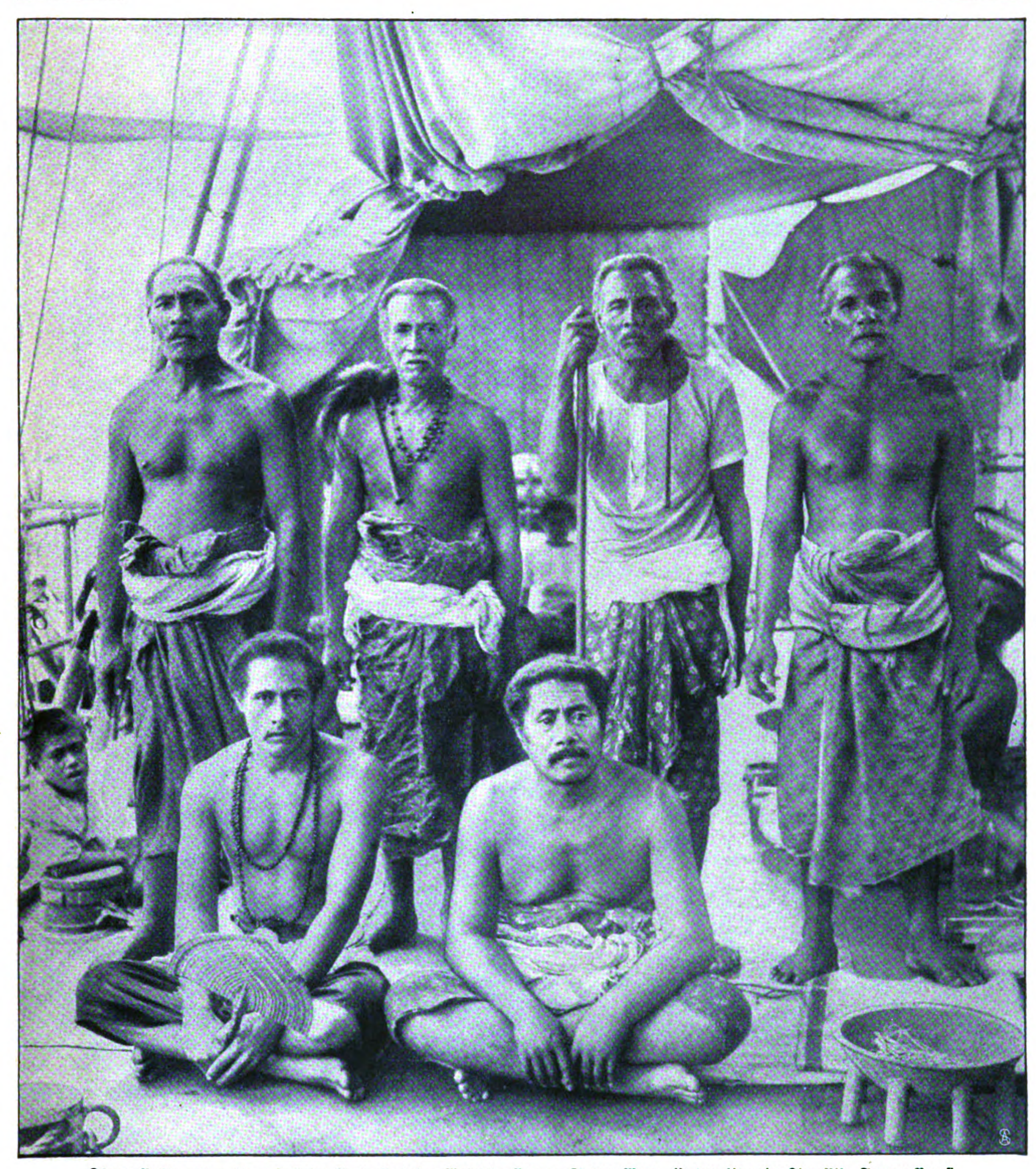
stellvertretende Gouverneur Dr. Schultz bekam rechtzeitig genug Kunde von der ganzen Angelegenheit und verbot den Leuten der Insel Sawaii den Besuch Apias. Immerhin war bei Rückkehr Dr. Solfs die Lage recht kritisch; das erwähnte Verbot bedeutete nur eine Hinausschiebung der wohl vorbereiteten Durchführung der Lauatischen Pläne; an das Gouvernement wurden von den Häuptlingen verschiedene Forderungen gestellt, die eine delikate Behandlung erforderten, wollte man die erregten Gemüter nicht noch mehr reizen. Kurz nach seiner Ankunft reiste der Gouverneur zu Lauati. Er traf ihn, umgeben von einer stattlichen Zahl von Anhängern. Eine Verhaftung Lauatis erschien ausgeschlossen, zumal dem Gouverneur nur die kleine Truppe der Fita-Fita (Abb. beistehend) zur Verfügung steht, eine Art Leibgarde, in der die Söhne hoher Häuptlinge zu dienen sich als besondere Ehre anrechnen. So erklärte der Gouverneur, die Forderungen der Häuptlinge, die sich namentlich auf die Verwendung gewisser öffentlicher Einnahmen bezogen, auf der im Januar dieses Jahres stattfindenden regelmäßigen Häuptlingsversamm-

lung in Mulinu zur Sprache bringen zu wollen. Inzwischen gingen die Hetzereien Lauatis weiter. Der Gouverneur war in einer bösen Lage: an Machtanwendung war bei dem Mangel an Militär nicht zu denken, aber auch friedliche Verhandlungen ergaben sich als zwecklos. So benutzte der feine Kenner samoanischer Eigenart die große Anlage der Samoaner zur Eifersucht und kam damit ans Ziel! Tumua wurde in schlauer Weise gegen Pule für die deutsche Regierung gewonnen. Lauati wurde nun zum 16. Januar nach Mulinu geladen. Gegen Befehl des Gouverneurs erschien er nicht allein, sondern mit vielen seiner Leute. Aufgefordert, diese wegzuschicken, versprach er es zwar, tat es aber nicht, sondern verschwand mit seinen Leuten zusammen und sandte dem Gouverneur eine in höhnische Worte gefaßte Kriegserklärung. Gleichzeitig wurde gemeldet, daß die Anhänger Lauatis auf dem Marsch nach Apia seien, daß ein Kampf zwischen den nun feindlich gesinnten Leuten Pules und Tumuas unmittelbar bevorstände. Für Apia und die Deutschen, deren Hauptsitz Apia und seine Umgebung bildet, bedeutete naturgemäß ein solcher Kampf eine große Gefahr. Da leistete der Gouverneur ein Bravourstück: er bestieg mit dem alten Mataafa, der ursprünglich auch von Lauati beschwatzt, dann aber von ihm abgefallen war, Leutnant Hecker und dem samoanischen Dolmetscher Schneider einen Wagen und fuhr den Anmarschierenden entgegen nach Vaiusu. Statt eines Waffenkampfes gab es ein Redeturnier, vor allem einen hitzigen, hochdramatischen Wortzweikampf zwischen Mataafa und Lauati, die sich gegenseitig der Illoyalität beschuldigten. Statt eines des Aufruhrs verdächtigen Häuptlings waren es nun deren zwei. Aber es war ausgeschlossen, etwa beide zu verhaften; denn sonst wäre ganz Samoa in Krieg entbrannt. So blieb auch Dr. Solf nichts übrig als das Machtmittel der Rede. Der kritische Tag endete damit, daß Lauati und Mataafa sich wieder aussöhnten, der Gouverneur den frechen Brief Lauatis mit der Kriegserklärung zerriß, nachdem Lauati um Verzeihung gebeten und Straflosigkeit auch zugebilligt bekommen hatte, soweit nicht seine damals noch nicht näher ermittelten Verhandlungen mit Amerika in Betracht kamen.

Allein der Zündstoff glimmte weiter. Eine neue Gefahr entstand namentlich für die Weißen. Denn das regierungstreue Aana erhob sich gegen Sawaii und das dem Lauati freundlich gesinnte Tuamasaga und forderte in seinem Kampf die Waffen der Weißen, um sie gegen Sawaii zu gebrauchen. Es entstand weiter die Gefahr, daß es Lauatis Redegabe gelänge, die ge-



Der Haupträdelsführer Lauati und seine Frau als Gefangene auf der „Arcona“. Oben: Der alte „König von Samoa“ Mataafa.



Obere Reihe von rechts nach links: Aneta Paetoloa, Malalulu, Penaga, Liatana Mara. Unten sitzend: Jiga Pisa, Taugau Panesi.

Gruppe gefangener aufrührerischer Häuptlinge auf der „Leipzig".

trennten Parteien Tumuas und Pules doch wieder zu vereinigen und gegen die Deutschen zu führen. Auf die Dauer schien das Parlamentieren allein doch nicht sicher, und so sandte der Gouverneur am 5. Februar ein Telegramm nach Berlin, in dem er drei Kriegsschiffe forderte, um das Eigentum der Weißen schützen zu können. Samoa selbst ist keine Telegraphenstation. Die Telegramme werden mittels Schiff nach Fidji gebracht und gehen erst von hier aus auf elektrischem Wege weiter. Fünf lange Wochen hatten die Deutschen auf Samoa zu warten, bis die Nachricht kam, daß Mitte März die Kriegsschiffe kämen, und es folgten denn auch der frohen Botschaft bald die „Leipzig", die „Arcona", die „Jaguar" und die „Titania". Es war die höchste Zeit! Aber die größte Schwierigkeit lag nun darin, ohne es zum Kampf kommen zu lassen, der sofort zu einem ungemein schwierigen Rassenkrieg geworden wäre, der zahlreiche deutsche Truppen erfordert hätte, den Aufstand niederzuzwingen und doch der Führer der Rebellion Herr zu werden. Allein auch dieses schwere Stück gelang. Zur Ruhe mahnende Aufrufe des Gouverneurs, der Friedensruf Mataafas

an die Aufständigen und die besonnene Hilfsarbeit der Missionare, die diesmal, was wohl noch nicht zu oft in der Geschichte Samoas vorgekommen sein mag, alle drei an einem Strange zogen, führten die Selbstgestellung der Rädelsführer herbei. Am 1. April konnte der Kommandant der „Leipzig", Vizeadmiral Coester, dem auf der „Titania" befindlichen Gouverneur melden, daß auch Lauati sich ergeben habe — ohne Blutvergießen. Lauati und neun Rädelsführer wurden nach Saipan verbannt. Unsere Bilder zeigen diese samoanischen Häuptlinge an Bord der Kriegsschiffe auf der Fahrt in ihre neue, unfreiwillige Heimat.

Der Verlauf dieses Aufstandes zeigt, wie sehr die Entwicklung Samoas von der Besetzung des Gouvernementspostens mit dem richtigen Mann abhängig ist, wie dringend Samoa eines telegraphischen Anschlusses bedarf, und wie verkehrt es ist, unsere leider allzu stiefmütterlich von Berlin aus behandelten Südseekolonien einfach nach dem für unsere afrikanischen Kolonien üblichen Schema behandeln zu wollen.

Die Photographie im Dienst der Kriminalpolizei.

Von Staatsanwalt Dr. Erich Wulffen. — Hierzu 17 Abb. von der Internat. Phot. Ausstellung in Dresden.

Die photographische Platte, die lichtempfindlicher ist als das menschliche Auge, ist zu einer neuen Netzhaut des kriminalistischen Forschers geworden. Als ein Photograph das Bild einer Frau entwickelte, fand er Gesicht und Hals mit dunklen Flecken übersät, die er bei der Aufnahme nicht wahrgenommen hatte. Nach einigen Tagen erkrankte die Frau an den Blattern, die also zwar nicht dem menschlichen Auge erkennbar, aber doch in ganz schwacher, für die lichtempfindliche Platte wahrnehmbarer Röte vorhanden gewesen waren. So erhält die kriminalistische Wahrheitserforschung in der Photographie ein Mittel, verborgene Spuren, rote, braune und auch anders gefärbte, auf der menschlichen Haut und auf Stoffen der verschiedensten Art wieder sichtbar zu machen. Hinter dem Verbrecher steigt die moderne wissenschaftliche Technik als Nemesis empor!



Abb. 1. Ein Kriminalbeamter als Dame verkleidet.
(Kgl. Polizeidirektion, Dresden.)

Die andere hauptsächliche Aufgabe der Photographie im Dienst der Kriminalistik erfüllt sie mit ihrer unübertreffbar objektiven Wiedergabe und dauernden Festhaltung eines Vorgangs oder Zustands im Bild. Der Zeuge kann Ereignisse in seiner Umgebung unvollkommen wahrnehmen, falsch auffassen und irrtümlich wiedergeben. Die photographische Platte ist die objektivste Beobachterin, und ihr Gedächtnis versagt nie. Der Mörder Czolgosz, der den Präsidenten Mac Kinley auf der Buffalo-Ausstellung erschoß, wurde kurz vor der Tat ganz zufällig von der Kamera des Kinematographen in den verschiedensten Situationen, sich mit finsterer Entschlossenheit zum Präsidenten drängend, mit verstörter Miene unmittelbar vor ihm stehend, anscheinend auf ein Zeichen wartend usw., aufgenommen. Kein einziger Zeuge hatte diese Vorgänge vor der Mordtat überhaupt wahrgenommen!

Bei solchen auch im Publikum nicht unbekannten Voraussetzungen kann es nicht wundernehmen, daß die Abteilung „Photographie im Dienst der Rechtspflege" in der Dresdner Internationalen Photographischen Ausstellung eine außerordentliche Anziehungskraft ausübt. Man hat sich gewundert, daß die Kriminalpolizei ihre „Geheimnisse" hier preiszugeben scheint. Allein das Aufzeigen des ausgezeichneten kriminalphotographischen Apparats in der Oeffentlichkeit wirkt auch abschreckend. Die große Menge sieht hier, wie „wissenschaftliche Mächte" die geheimsten Spuren des Verbrechens aufdecken und bewahren helfen. Daß hier ein Kriminalstudent seine Rechnung findet, bezweifle ich. Aber jene der Verbrechensverübung vorbeugende Arbeit, die hier die Polizeibehörden leisten, dürfen wir als kriminalpolitisch und vor

allem als sozial-menschlich begrüßen!

Die von Herrn Polizeipräsident Koettig in Dresden wissenschaftlich geordnete Ausstellungsabteilung bietet eine vollkommene Uebersicht über alle Einzelheiten der kriminalistischen Photographie. Die Fülle des hier in wenigen Räumen Gebotenen ladet zu wiederholtem stundenlangem Studium ein.

Verhältnismäßig wenig ist die Abteilung vom Ausland beschickt worden. Neben Rußland und Washington kommt vor allem Frankreich in Frage, wo in Paris ein Alphonse Bertillon bahnbrechend gewirkt hat. In der Pariser Abteilung interessiert eine Landkarte von Frankreich, in die die zwölf Brigadebezirke der über die ganze Republik verbreiteten, mit dem vollkommensten kriminaltechnischen Apparat ausgerüsteten sog. „Mobilpolizei" eingezeichnet sind. Bekanntlich ist in letzter Zeit für Deutschland eine ähnliche Organisation vorgeschlagen worden.

Sehr reich hat die Polizeidirektion Wien ausgestellt. Hier fesseln den Besucher vor allem die in dem Diapositivkiosk und in den Stereoskopkasten ersichtlichen Aufnahmen, die bei eingeschaltetem künstlichem Licht in ausgezeichneter Weise veranschaulichen, daß die Lichtbilddemonstration auch im Gerichtsaal wegen der außerordentlichen Schärfe und Wärme des Bildes ihre Zukunft haben wird. Von den übrigen Wiener Aufnahmen bringen wir zwei Bilder, die eine Vagantin in ihrer weiblichen Tracht und in männlicher Verkleidung zeigen (Abb. 14 und 16). Es kommt vor, daß Frauenspersonen zum Zweck ihres besseren Fortkommens beim Bettel und bei der Umfrage nach Arbeit männliche Kleider anlegen. Erst kürzlich ging eine Notiz durch die Presse, daß ein Mädchen sich jahrelang als Knecht vermietet hatte.

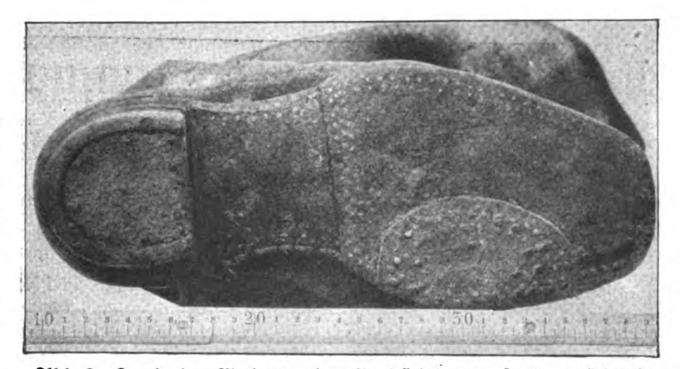


Abb. 2. **Der in der Wohnung des Verdächtigen gefundene Stiefel.** (S. Abb. 4.)

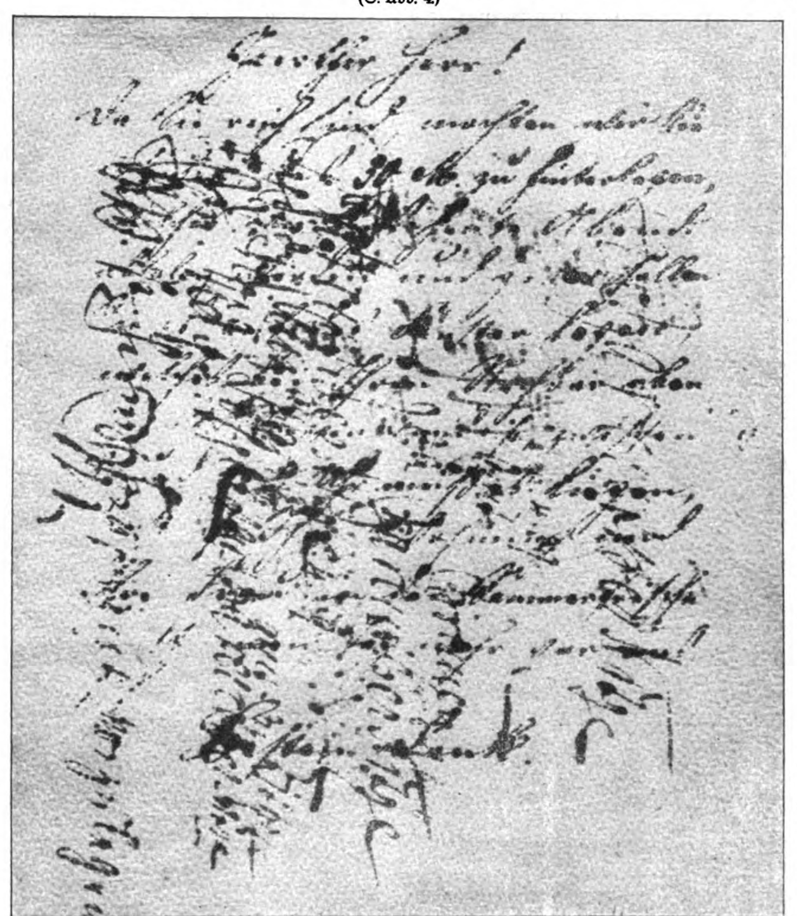


Abb. 3. **Löschblatt mit dem Abdruck eines Erpresserbriefes.** (Kgl. Polizeidirektion, Dresden.)

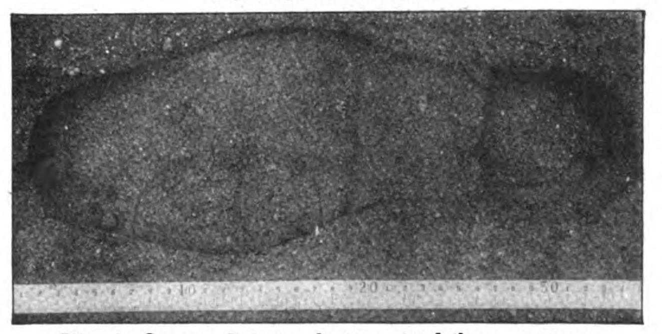


Abb. 4. **Die am Tatort gefundene Stiefelspur** (S. Abb. 2.) (Gendarmerieschule, Wohlau.)

Das Polizeipräsidium Berlin hat die interessanten Aufnahmen seiner verschiedenen Diensträume und sehr lehrreiche Serien von Photographien zur Feststellung des objektiven Tatbestandes zu Rekognitions- und Fahndungszwecken und zu Zwecken des Unterrichts ausgestellt. Von Bildern aus dem inneren Dienst fallen in einem Drehalbum die beiden ausgezeichneten Gruppenbilder „Patrouille und Spezialpatrouille der Kriminalpolizei" auf. Da sehen wir Kriminalbeamte als Dienstmänner, Arbeiter, Handwerker, Frauenspersonen usw. verkleidet, zum Ausrücken in Fahndungsangelegenheiten bereit. Unser Berliner Bild (Abb. 12) zeigt zwei als „Hofmusikanten" verkleidete gefährliche Ausbaldowerer, die die edle Musika als Vorwand für die unauffällige Auskundschaftung günstiger Diebstahlsgelegenheiten nehmen.

Sehr lehrreich sind auch die Aufnahmen, die die Königlich Preußische Gendarmerieschule zu

Wohlau (Bezirk Breslau) ausgestellt hat. Hier wird in mehreren, je zu einer eingerahmten Tafel vereinigten Bildern gewissermaßen der wesentliche Indizienbeweis verschiedener Strafsachen auf photographischem Wege veranschaulicht. Abb. 2 und 4 zeigen, wie der in der Wohnung des Verdächtigen gefundene Stiefel ganz genau in die am Tatort entdeckte Stiefelspur paßt; die Auffälligkeiten des Stiefels, die geflickte Sohle, der beschlagene Absatz usw. treten in der Spur charakteristisch hervor. Aehnlich wird in den Abb. 11 und 13 die Anwesenheit des Verdächtigen am Tatort durch die Gleichheit der an letzterem entdeckten Fahrradspur mit dem in seiner Wohnung gefundenen defekten Fahrradmantel bewiesen. Endlich veranschaulicht Abb. 5, wie die Persönlichkeit eines naschhaften Einbrechers dadurch festgestellt werden konnte,

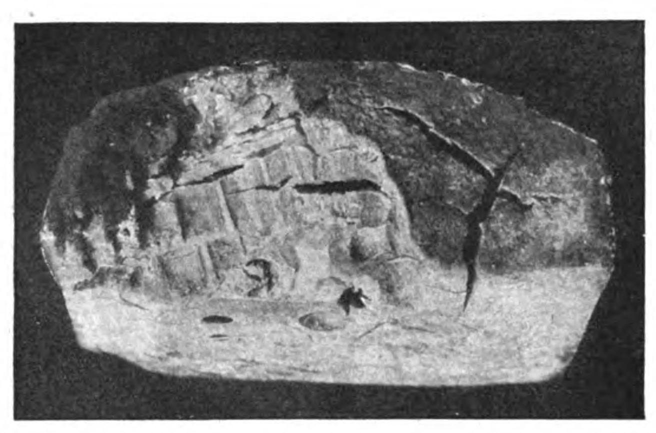


Abb. 5. **Zahnspuren des Einbrechers an einem Stück Schweizerkäse.**
(Gendarmerieschule, Wohlau.)

Dürerstraße 2 III Dresden, 1. Mai 03.

Mein lieber Krebs!

Ich bitte Dich in Kürze um eine Auskunft. gestern erzählte ein Herr am Stammtisch, daß jetzt auf photographischem Wege ganz unglaubliche Fälschungen vorkommen; er behauptete sogar, daß es thöricht sei, überhaupt noch etwas Schriftliches aus der Hand zu geben. Sollte das wirklich so schlimm sein? Du als Kriminalist u. erfahrener Amateur mußt doch drüber Auskunft geben können

Schreib mir davon gelegentlich etwas, ich als Schriftsteller und vielschreibender Journalist bin doch davon sehr interessiert. Auf Wiedersehen

Dein Zander.

Abb. 6.



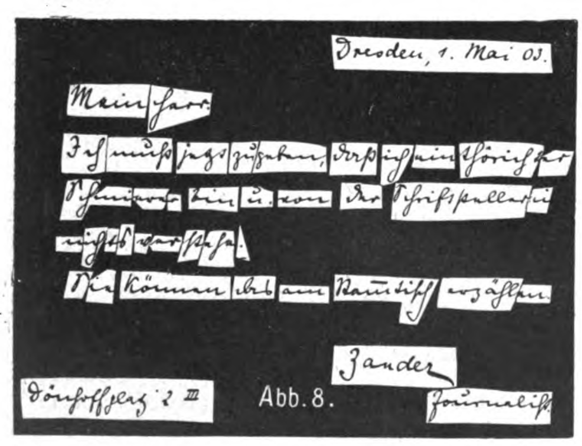
[...] Krebs!

[...] bitte Dich in Kürze um [...] Auskunft: ge[...] [...] auf photographischem Wege ganz unglaubliche Fälschungen [...]orkommen; [...] behauptete sogar, [...] [...] sei, überhaupt [...] etwas [...]iftliches aus [...] Hand [...] [...] [...] so schlim sein? [...] al[...] Kriminalist [...] erfahrener Ama[...]ur [...] doch drüber Auskunft geb[...] [...]

Schreib [...] [...] gelegentlich etwas, [...] als [...] vielschreibende[...] [...] doch davon sehr int[...]siert Auf Wiederse[...]en

. Dein [...]

Abb. 7.



Dresden, 1. Mai 03.

Mein Herr

Ich muß jetzt zugeben, daß ich ein thörichter Schwärmer bin u. von der Schriftstellerei nichts verstehe.

Sie können das am Stammtisch erzählen.

Zander

Dürerstraße 2 III

Abb. 8.

Journalist

Dresden, 1. Mai 03.

Mein Herr

Ich muß jetzt zugeben, daß ich ein thörichter Schwärmer bin u. von der Schriftstellerei nichts verstehe.

Sie können das am Stammtisch erzählen.

Zander
Journalist

Dürerstraße 2 III

Abb. 9.

Abb. 6. Der Originalbrief. Abb. 7. Die zur Fälschung geeigneten Worte und Buchstaben sind aus dem Original herausgeschnitten. Abb. 8. Die zu einem neuen Text zusammengestellten Ausschnitte. Abb. 9. Die fertige Fälschung.

Herstellung einer Brieffälschung auf photographischem Wege.
(Kgl. Polizeidirektion, Dresden.)

daß der zahnärztliche Sachverständige die in einem Stück Schweizerkäse, von dem der Dieb abgebissen hatte, ersichtlichen Zahnspuren als vom Gebiß des Verdächtigen herrührend wissenschaftlich nachwies.

Die Polizeidirektion Hamburg imponiert durch die farbige Photographie ihrer „Polizeiflotte“, die in der großen Hafenstadt von unschätzbarem Wert ist. Abb. 10 stellt die Vorderansicht eines erbrochenen Geldschranks dar, wie deren binnen wenigen Monaten eine ganze Reihe ein gewerbsmäßiger „Geldschrankknacker“, von Beruf ein Schlossergeselle, in Hamburg geöffnet hat.

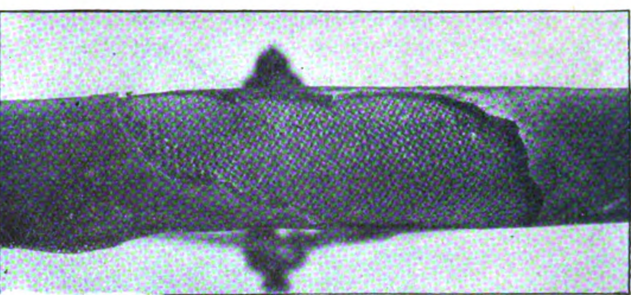


Abb. 11. Ein in der Wohnung des Verdächtigten gefundener Fahrradmantel. (S. Abb. 13.)

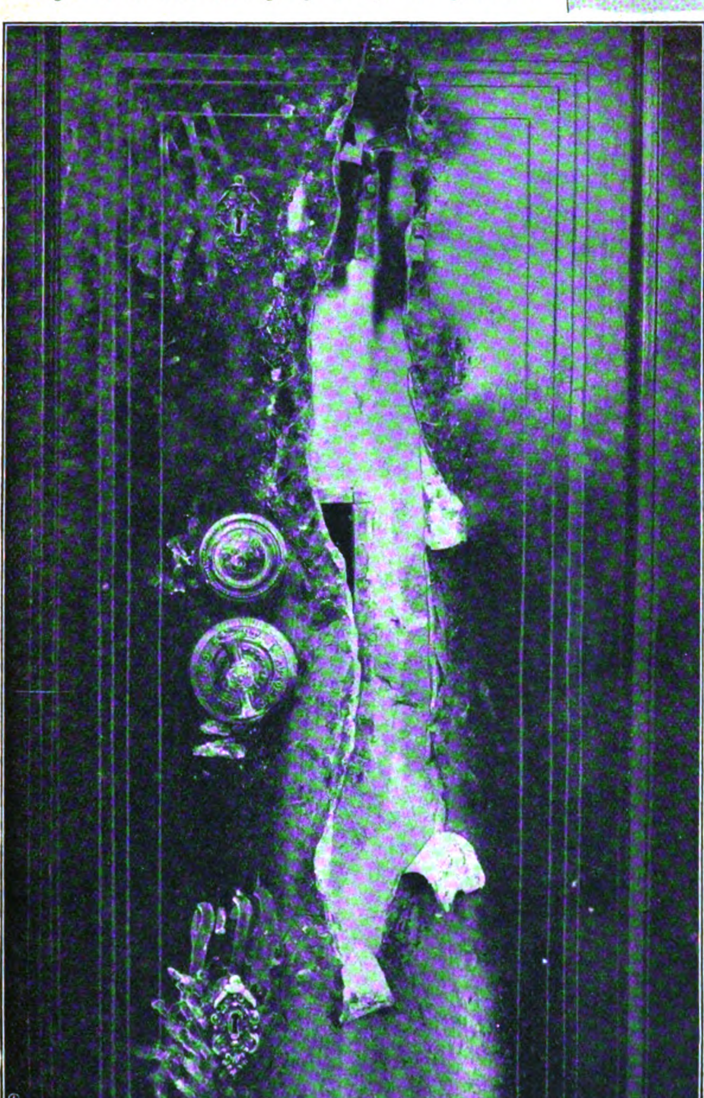


Abb. 10. Ein erbrochener Geldschrank. (Polizeibehörde, Hamburg.)

Daß die Polizeidirektion Dresden die Ausstellung am reichsten beschickt hat, ist aus lokalen Gründen erklärlich. Der Hauptsaal zeigt ein Musteratelier für den polizeilichen Erkennungsdienst, mit allen photographischen Apparaten ausgestattet, wie sie zu kriminalistischen Zwecken, so für die signaletische Porträtaufnahme, für Aufnahme von Schriftstücken bei schräg einfallendem Licht (zur Aufdeckung von Rasuren und anderen Fälschungen), für Mikrophotographie (zur Aufnahme von Haaren, Blut usw.), für Aufnahme farbloser Fingerabdrücke, für Aufnahme von Bildern aller Art (Universalkamera nach Bertillon), verwendet werden.



Abb. 12. Gefährliche Ausbaldowerer als Hofmusikanten. (Kriminalpolizei, Berlin.)

Unsere Dresdner Bilder zeigen Kriminalbeamte als einarmige Händler (Abb. 15) und als Dame verkleidet (Abb. 1), wie sie zu unauffälligen Beobachtungen verwendet werden; ferner die photographische Aufnahme des Lösch-

Abb. 13. Die am Tatort gefundene Fahrradspur. (S. Abbild 11) (Gendarmerieschule, Wohlau).

blattes (Abb. 3), das bei dem Schreiber eines Erpresserbriefes gefunden wurde; endlich die Veranschaulichung der Vornahme einer Urkundenfälschung: Abb. 6 zeigt den Originalbrief, aus dem auf Abb. 7 der Fälscher die ihm passenden Worte ausgeschnitten hat, die er (Abb. 8) zu einem neuen Text zusammenstellt, der nach Durchpausung auf Abb. 9 erscheint.

Neben Polizeibehörden haben auch wissenschaftliche Laboratorien ausgestellt, so Professor R. A. Reiß in Lausanne (Urkundenfälschungen); der bekannte Gerichtschemiker Dr. Jeserich, dessen ausgezeichnete Arbeiten besonders instruktiv sind;



Abb. 15.
Kriminalbeamter als einarmiger Händler verkleidet.
(Kgl. Polizeidirektion, Dresden.)

der Gerichtschemiker Dr. Popp in Frankfurt a. M. (Nachweis der Fälschung der bekannten Pariser Depesche im Mordprozeß Hau, sehr interessant); endlich der Stadt- und Gerichtschemiker Dr. Loock in Düsseldorf, dessen schöner Sammlung wir Abb. 17 entnehmen. Sie zeigt die photographische Aufnahme der auf chemischem Wege wieder sichtbar gemachten Schriftzüge auf verbranntem Papierreste.

Abb. 14.
Vagantin in weiblicher Kleidung.
(k. k. Polizeidirektion, Wien.)



Abb 16.
Vagantin in männlicher Kleidung.
(k. k. Polizeidirektion, Wien.)



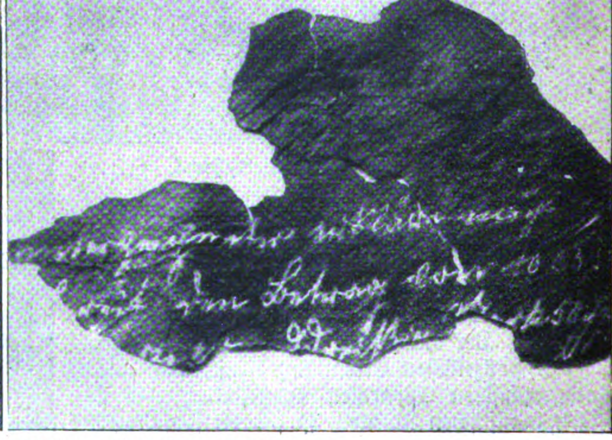


Abb. 17. **Sichtbar gemachte Schriftzüge auf verbranntem Papier.**
(Laboratorium Dr. Loock, Düsseldorf.

Die Geschiedenen.

Die Geschichte eines Wiederfindens. Von Maria Stona.

So ging es nicht weiter. Sie mußte für ihren ehemaligen Mann eine Frau suchen. Ihr tat die Scheidung außerordentlich wohl, aber der Arme, der sich durch zehn Jahre an ihre häusliche Bequemlichkeit gewöhnt hatte, schickte ihr aus seinem Witwerleben verzweifelte Briefe. Er hielt diese Gasthauswirtschaft einfach nicht aus und litt schon an einem Magenkatarrh.

„Ich will meinetwegen auch noch heiraten", schrieb er an Paula. „Erspar mir nur die Schererei, mir selbst eine Frau suchen zu müssen . . ."

Das hieß mit andern Worten: such du sie mir. Sie wußte ja schließlich auch am besten, wie das Weib beschaffen sein mußte, das ihm nicht lästig wurde und an seiner Seite hinleben konnte, ohne todunglücklich zu werden. In den gewissen zehn Jahren hatte sie über dieses Thema abgrundtiefe Studien gemacht.

Sie schrieb ihm, welcher Art ihrer Ansicht nach das Wesen sein müsse, das sich für ihn eigne. Auch Geld müsse sie haben.

„Du hast sehr recht, liebe Paula", erwiderte er. „Geld ist heutzutage das wichtigste. Ohne Geld hat man sozusagen — nichts." Seine Sentenzen bewegten sich immer im Kreise des Selbstverständlichen. „Wenn jemand imstande ist, mir eine passende Frau zu wählen, so bist nur Du es."

Paula fühlte sich geschmeichelt und studierte in den nächsten Tagen aufmerksam alle Zeitungsannoncen. Doch was sich da selbst anbot oder von Müttern, Brüdern und Vormündern mit weicher Zärtlichkeit gepriesen wurde, war nicht nach ihrem Geschmack. Sie erkannte, der moderne Weg führe fernab von aller Empfindsamkeit durch das Geschäftshaus, und wandte sich an ein Institut, das seine Dienste zur Vermittlung glänzender Heiratspartien anbot.

Umgehend traf ein gedrucktes Schreiben ein, das die Bedeutung des Instituts hervorhob und mehrere Dankesbriefe wiedergab. Eine Nachschrift teilte mit, daß über 900 reiche Damenpartien in Kürze dem Adressaten zugeschickt würden unter einem geringfügigen Nachnahmebetrag für Auslagen und Verpackung.

Drei Tage später mußte Paula 20 Kronen bei der Post erlegen, dafür wurde ihr ein Brief ausgefolgt. Sie war ein wenig enttäuscht. Wogen 900 Frauen so leicht?

Paula sandte Hugo nun das ganze Päckchen und machte auf einem Bogen einen Auszug der besseren Partien, um ihm die Mühe der Wahl zu erleichtern.

Nach acht Tagen — Hugo ließ sich zu allem Zeit — traf seine Antwort ein. Er dankte Paula gerührt für ihre Mühe und teilte ihre Ansicht, daß nur Nummer 763 in Betracht kommen könne. Ihm aber sei es fürchterlich, den ersten Brief zu schreiben, er träfe das gar nicht. Paula dagegen wäre es ein leichtes, überdies seien ihre Schriftzüge männlicher als die seinen. Um keine Zeit zu verlieren — die Sache war ihm plötzlich sehr eilig — bat er sie, den Werbebrief sogleich an Nummer 763 abzuschicken.

Paula lächelte. Das hatte sie vorausgesehen. Sie besaß dank ihrer unglücklichen Ehe eine große Fertigkeit im Briefschreiben, setzte sich an ihren Schreibtisch, dessen blumengefüllte Vasen ihr jede Stimmung brachten, die sie wünschte, und schrieb mit strengen, männlichen Schriftzügen:

„Hochverehrtes gnädiges Fräulein!"

Rasch flog die Feder über das Papier.

„Einem glücklichen Zufall, über den schweigen zu dürfen ich Sie bitte, verdanke ich die Kenntnis Ihrer Adresse. Gestatten Sie mir, mich Ihnen vorzustellen — nicht in dem gewöhnlichen Sinn, der einen Namen nennt — denn Namen sind Masken — ich aber möchte ohne Maske vor Sie hintreten. Ich irre wohl kaum, wenn ich in Ihnen ein Wesen vermute, das durch schwere Prüfungen und unverschuldeten Gram hindurchgeschritten ist." . . . Das bildet sich jede ein . . . „Je edler ein Herz fühlt, um so tiefer muß es leiden . . . Durch die Schule des Lebens bin auch ich gegangen . . . Mein Leben war bisher ein unverdientes Martyrium. Eine Frau, der ich mein ganzes Vermögen geschenkt, hat mich in der schonungslosesten Weise bloßgestellt, verraten und betrogen . . ." Das wird auf sie einen ungeheuren Eindruck machen . . . „und dennoch habe ich nicht aufgehört, an das Weib zu glauben . . . Für heute will ich schließen — weiß ich doch nicht, ob Sie mir das Recht geben wollen, Ihnen mehr von mir zu sagen. In Verehrung neige ich mich über Ihre Hand . . ." Ottokar von Z.

Hauptpostlagernd.

Vergnügt sandte Paula die Abschrift des Briefes an Hugo.

Seine Antwort lautete:

„Liebe Paula! Ich bin in der größten Verlegenheit. Sie hat umgehend geschrieben. Ich weiß aber absolut nicht, was für Mitteilungen ich ihr aus meinem Leben machen soll, bitte, besorge Du das. Wegen der Schrift ist es schon besser, es bleibt bei einer. Sie könnte am Ende mißtrauisch werden. Scheint eine ganz sympathische Person. Hoffentlich ist sie nicht bucklig oder sonst irgendwie schiech — Du begreifst — nach Dir . . ."

Paula überschlug das Weitere und entfaltete den Brief der Nummer 763. Er kam aus einer kleinen Stadt Norddeutschlands.

„Mein Herr! . . .

„Warum soll ich es Ihnen nicht gestehen, daß Ihre Worte auf mich einen tiefen Eindruck gemacht haben. Menschen, die viel Schweres erfahren, erkennen sich an einem geheimnisvollen Geisterzeichen, wie Freimaurer an dem Druck ihrer Hand. Ja, mein Herr, freimütig will ich es Ihnen gestehen — auch ich habe namenlos gelitten, unverdient herbe Enttäuschungen sind mir geworden, und ich kenne nur eine Sehnsucht mehr: einen charaktervollen Mann zu finden, in dessen Hände ich mein Schicksal legen, dem ich die Verwaltung meines Vermögens anvertrauen kann. Lassen Sie uns erst ohne Namen — ohne Masken — einander kennen lernen — ich bin es zufrieden. Wir wollen Hand in Hand in stiller Plauderecke sitzen und unsere Gedanken über Welt und Leben tauschen. Findet sich ein harmonisches Fluidum — dann — doch wir wollen dem Schicksal nicht vorgreifen. Schreiben Sie mir oft und viel — — — Irene."

Diesmal ging Paula in ihren Enthüllungen über

Hugos Lebensschicksale weiter und schwelgte darin, von der „Unwürdigen" zu sprechen, an die er „zehn Jahre seines Lebens" vergeudet hatte.

Irene lohnte diese Enthüllungen mit einer innigen zartfühlenden Herzlichkeit. Hugo fand großen Gefallen an ihren Briefen und an der liebevollen Freude, mit der sie ihm die Verwaltung ihres Vermögens zu übertragen gedachte.

Paula, des Schreibens müde, drängte bald zu einer persönlichen Vorstellung. Auch Irene wünschte jetzt „Ottokar von Angesicht zu Angesicht" zu sehen.

Als Ort der ersten Begegnung wurde Berlin gewählt.

Je näher der Tag der Zusammenkunft kam, um so ängstlicher ward Hugo. Am Tage vor seiner Abreise telegraphierte er an Paula: „Allein fahre ich keinesfalls, bitte dringend, mich begleiten."

Paula entschloß sich, Hugo noch ein letztes Opfer zu bringen. Doch bestimmte sie, daß er erst in Breslau in ihr Coupé einsteigen dürfe.

Sie blickte hinaus, als der Zug dröhnend in die Halle einfuhr. Unter den ersten Wartenden stand Hugo im langen, hellgelben Ueberrock, den sie kannte. Er spähte die Fenster ab — sie winkte ihm, da grüßte er lachend, wie er sie nie gegrüßt, da sie miteinander verheiratet gewesen. Er lief dem Zug nach und stieg ein. Sie reichten sich die Hände wie alte Bekannte.

„Gut schaust aus", sagte er erfreut.

„Du bist bissel mager geworden", entschied sie.

„Na ja — dieses Hundeleben im Wirtshaus —"

„Tröste dich, es wird bald ein Ende nehmen . . ."

Er hob seinen Koffer ins Netz. Sie wußte genau, wie er seine Sachen eingepackt hatte, und das berührte sie seltsam. Er trug die grüne Krawatte, die sie ihm geschenkt — vor einer Ewigkeit . . . Dann saßen sie sich gegenüber. Er dankte Paula für das Opfer, das sie ihm brachte.

„Ein komischer Name: Irene", sagte er kopfschüttelnd. „An den werd ich mich schon nicht gewöhnen!" Was nicht alltäglich war, stieß ihn ab. „Ob sie auch was von der Wirtschaft verstehen wird?" fragte er besorgt.

„Mehr schon als ich", entgegnete Paula. „Sie scheint ein bißchen exaltiert, aber sonst eine brave, nette Person . . ."

„Das schon — aber wenn ich ehrlich sein soll: Wenn schon geheiratet werden muß, da wärst halt du mir doch noch lieber . . ."

„Davon kann keine Rede sein, lieber Hugo. Du weißt, ich bin gar keine Partie mehr, und du brauchst unbedingt eine reiche Frau . . ."

„Das schon", nickte er und wippte mit dem Fuß, wie er zehn Jahre lang gewippt, unterbrach sich aber rasch, da es ihm einfiel, daß sie immer diese Bewegung getadelt hatte.

„Genier dich nicht", sagte sie gütig. Sie war duldsam geworden.

Sie kamen um neun Uhr abends nach Berlin.

„Wo soll ich denn absteigen?" fragte Hugo.

„Wo du willst."

„Wo steigst denn du ab?"

„In meinem alten Hotel."

„Also werd ich auch . . ."

„Unter der Bedingung, daß wir uns nicht kennen. Ich will keine verdächtigen Deutungen."

„Wie du befiehlst."

Am nächsten Morgen wartete Hugo vor dem Hotel, da er die Stunde wußte, zu der seine ehemalige Frau ihr Hotelzimmer zu verlassen pflegte.

Sie gingen miteinander frühstücken.

„Also, wie machen wir die Geschichte mit der Irene?" fragte Hugo gespannt, als er sich ein Butterbrötchen bereitete.

„Ganz einfach. Sie weiß, daß du da bist. Und so gab ich ihr für heute ein Rendezvous vor der Nationalgalerie. Dort beim Brunnen sind Bänke, bei denen sich höchstens Kinder tummeln. Man findet sich leicht. Du wirst gefälligst um elf Uhr Platz nehmen und warten, bis Irene sich zu dir setzt."

„Und du?"

„Ich komme dann in Gottesnamen nach wenigen Minuten als deine Schwester zum Vorschein und werde schon das Gespräch so lenken, daß du in keine Verlegenheit gerätst und ungeheuer vorteilhaft wirkst!"

„Ja — sei so gut, tu mir schon diesen letzten Liebesdienst — — Ich will mich gern revanchieren, wenn es einmal dazu kommen sollte —"

„O bitte, bitte —" wehrte sie. „Du weißt, ich bin froh —" sie verschluckte das übrige aus Höflichkeit.

Sie standen auf und gingen. Der Lärm der Straßen verwirrte sie.

Hugo und Paula stiegen zweimal in unrichtige Straßenbahnwagen ein und nahmen schließlich eine Droschke. Paula ließ sie bei Beginn der Säulenhalle in der Nähe des Museums halten und sprang ab. „Hier kennen wir uns nicht mehr!" rief sie. „Jetzt geh du allein vorwärts." Sie wollte abbiegen.

„Halt, Paula, wart doch!" rief Hugo. „Mir ist eine großartige Idee gekommen", sagte er. „So machen wir die Sache, so ist's entschieden noch besser, vornehmer . . ."

„Wie denn?"

„Du gehst auf die Bank los und sprichst die Irene an, du sagst ihr, daß dein Bruder dort in der Säulenhalle wartet, das ist viel taktvoller. Es wär ja eigentlich frech von mir, wenn ich sie anreden wollte. Es müßte sie direkt verletzen."

Paula lachte. Längst hatte sie gewußt, daß es so kommen würde.

Jetzt schlug es elf. Sie schritt langsam den steinernen Bänken zu. Kinder spielten im Sonnenlicht. Straßenlärm hallte gedämpft herüber.

Zwei rote Rosen hatten sie als Erkennungzeichen verabredet; sehr originell war der Gedanke nicht, aber er gab Gewähr für die sichere Begegnung.

Paula hatte bisher die Blüten, die Hugo ihr in die Hand gedrückt, verborgen gehalten. Nun zog sie sie hervor und sog ihren Duft ein und blickte forschend, spähend umher.

Plötzlich schimmerte etwas Rotes vor ihr auf — wahrhaftig — rote Rosen! Aber was war das! Ein Herr hielt sie in der Hand — ein kleiner, dicker, junger Mann, der kam direkt auf Paula zu, grüßte und sagte mit unglaublicher Sicherheit: „Verzeihung — gnädige Frau — hier scheint ein großer Irrtum vorzuliegen — Unsere Rosen sind die gleichen — Sie erwarten jemand — nicht wahr?"

Sie wurde roter noch als die Rosen.

„Ja — gewiß", erwiderte sie in höchster Befangenheit. „Doch ich erwarte eine Dame . . ."

„Und ich einen Herrn — dann stimmt alles . . . Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle — Doktor

Waldhof, Referendar —" Er verbeugte sich artig. Sein Gesicht war bartlos, rund und rot, sein Ausdruck fröhlich.

„Wo ist Fräulein Irene?" fragte Paula zaghaft.

„Sie schickt mich hierher — das heißt, sie ist nicht weit von hier, sie wartet nur, wie ich Ihnen gern gestehe, auf ein Zeichen, dann will sie hervortreten aus dem bisherigen mystischen Dunkel ... ich darf wohl vermuten, daß Sie eingeweiht sind, gnädige Frau ..."

„Gewiß — Herr Doktor — aber ich verstehe nicht recht —"

„Sie sollen sogleich alles erfahren. Irene ist meine Schwester, und eine begreifliche Befangenheit ließ sie die Bitte an mich stellen, ihr bei dieser persönlichen Begegnung behilflich zu sein. Wo aber bleibt Herr Ottokar?"

„Wenn ich ehrlich sein soll — mein — Bruder ist nicht weit von hier ... Er bat mich, die ersten Worte an die fremde Dame zu richten und ihn ihr vorzustellen ... Er wollte um alles in der Welt korrekt vorgehen."

„Das ist von einem Edelmann wie ihm nicht anders zu erwarten. Dieses Zartgefühl hat sich in jedem seiner Briefe veraten ..."

„Ah — Sie kennen seine Briefe?"

„Einige — meine Gnädige — bloß einige, die meine Schwester mich zur Orientierung lesen ließ."

„Ich freue mich wirklich auf das Fräulein — Auch ich kenne einzelne ihrer Briefe ..."

Der Fremde maß Paula mit einem schnellen fragenden Blick. Er war kleiner als Paula. Sein Oberrock war an den Rändern leicht abgetragen. Der Referendar sah nicht aus, als ob er so reich wäre wie seine Schwester.

„Doch nun kommen Sie ... dort ist mein — ‚Bruder'" — sie hätte fast „mein Mann" gesagt. „Er blickt schon neugierig her. Ich will Sie mit ihm bekannt machen ..."

„O dann erlauben Sie, daß ich meine Schwester rufe ... sie geht drüben auf und ab."

Er wies auf eine schlanke Erscheinung, die dunkel gekleidet vor der Galerie stand und eine Kundmachung zu lesen schien. Von ihrem Bruder geholt, kam sie schüchtern näher. Paula blickte in ein bleiches Gesicht mit regelmäßigen Zügen. Blaue Augen von seltsamer Trauer im Blick hoben sich zu Paula, die rosigen Lippen umspielte ein Zittern. Irene sah aus, als wäre sie kaum zwanzig Jahre alt. Ihre Stimme war zart, ihr Wesen hatte etwas Scheues, Verschlossenes.

Nun kam Hugo heran, sehr verlegen, beinahe ungeschickt in seiner plumpen Riesenhaftigkeit. Paula und der Referendar suchten die ersten verwirrenden Augenblicke durch harmlose Worte zu überwinden. Man tat, als habe ein seltsamer Zufall zwei reisende Paare zusammengeführt. Bald ging Paula mit Irene, und die Herren folgten.

„Wollen wir nicht die Nationalgalerie besuchen?" fragte Paula.

„O gern", sagte die Fremde, die gar keinen Willen zu haben schien.

Der Referendar war gleichfalls einverstanden, doch Hugo, der vor diesen beiden kleinen Menschen die Sicherheit seiner Größe wiedergewann, empfahl ein Restaurant. Museen wich er grundsätzlich aus.

Man nahm den Vorschlag an.

Hugo war es ungeheuer sympathisch, den Referendar an der Seite zu haben. Die Herren schritten jetzt als Führer voraus.

Paula suchte vergeblich, Irene zum Sprechen zu bringen. Ihre scheue ängstliche Seele schien sich mit zwanzig Riegeln zu hüten.

Bald saßen die beiden Paare an einem kleinen Tisch, von einer schwatzenden Menge umgeben, von Musik umdröhnt, von flinken Kellnern bedient.

Paula bemerkte, daß Irene mit hilfloser Verlegenheit von dem künftigen Bräutigam fortstrebte, der sie gutmütig beobachtete wie ein großer braver Bernhardiner einen zierlichen Vogel.

Hugo studierte die Speisekarte und bestellte ein glänzendes Diner. Darin war er Meister.

Während der Pausen des Gesprächs aß Hugo mit einem Hunger, den er den Wölfen entlehnt zu haben schien. In der Art, wie er den Rheinwein frappierte, den Rotwein wärmen ließ, verriet sich der Kenner.

Man trennte sich endlich mit der Verabredung, abends gemeinsam ein Varieté zu besuchen.

„Nun — wie gefällt sie dir?" fragte Paula, als sie neben Hugo hinschritt. Er war noch erhitzt vom Wein und zündete sich eine Zigarre an.

„Ganz famos — ganz famos!" wiederholte er wie im Dusel. „Du, da bin ich dir aber wirklich dankbar. Das hast du glänzend eingefädelt. Ein netter Käfer — und so was Herziges hat sie, so was Gutmütiges ..." Er paffte den Rauch in zufriedenen Wolken vor sich hin. „Und der Bruder, das ist ein prächtiger Mensch! Gar nix Steifes hat er wie sonst die Praisen. Der könnt einem schon Berlin ordentlich zeigen. Ich denke, wir werden abends noch ein bissel drahen, wenn ihr schlafen gegangen seid —"

„Schöne Absichten. Er wird es seiner Schwester sagen."

„Das schadet nichts. Sie wird sich noch an manches gewöhnen müssen."

„Wann wirst du denn das entscheidende Wort mit ihr sprechen?"

„Das weiß ich nicht — das macht sich von selbst."

Na, bisher hatte sich noch nichts von selbst gemacht, dachte Paula. Sie wollte nun aufhören, die hilfreiche Hand weiter zu bieten. Die Sache konnte schlimm ausfallen.

Sie kamen vor das Hotel.

„Willst du nicht für einen Augenblick in mein Zimmer eintreten?" fragte sie. „Es wäre doch mancherlei zu besprechen."

Er sah sie verwundert an. „O ja — warum nicht." Er folgte ihr als Gast in ihre Stube. Sie forderte ihn auf, sich behaglich auf den Diwan zu setzen, wie er es gewohnt sei. Er legte sich vergnügt schräg in die Ecke.

„So wirst du bei der Neuen lange nicht sitzen können —" sagte sie.

„Nein — da muß ich mich in der ersten Zeit kurios zusammennehmen", seufzte er. Gott, wenn er an das Unbehagen der ersten Angewöhnungen dachte.

Paula schwang sich vor ihn auf den Tisch, damit er behaglich zu ihr emporblinzle.

„Diese kleine Irene muß sehr zart behandelt werden, du mußt sie gewissermaßen auf den Händen tragen —"

O je — das schien ihm sehr langweilig.

„Sie ist scheu, unselbständig, verwöhnt, immer bereit, zu erschrecken oder zu weinen —"

„Das sind ja höchst unangenehme Eigenschaften", stöhnte Hugo.

„Du hast Irene nicht so beobachtet wie ich — dir gefiel nur ihr Gesicht —"

„Du — aber eine gute Gestalt hat sie —"

Er war wirklich im Begriff, sich in das Mädchen zu verlieben, mit dem er keine drei Worte gesprochen hatte! Es schien unglaublich. Eins versuchte Paula noch. „Nun — und die Hauptsache", sagte sie. „Glaubst du denn, daß sie dreihunderttausend Mark hat? Sie sah mir nicht danach aus."

Hugo stutzte. „Ja — wenn es damit nicht stimmt —" meinte er kleinlaut.

„Wir wollen uns die Sache jedenfalls gründlich überlegen und absolut nicht übereilen. Wir haben ja Zeit—"

Sie beschloß, alles daran zu setzen, um morgen mit Hugo abzureisen. Er wäre wirklich imstande, der einen Dummheit seines Lebens noch eine zweite, weit größere nachfolgen zu lassen. Die erste konnte man ja schließlich nicht gar so arg nennen.

Sie blickte mild auf Hugo nieder, der sich wieder auf dem Diwan gelagert hatte.

„Jetzt schaust du wieder wie früher", sagt er erstaunt. „Weißt, wie ganz, ganz früher —"

„Na ja —" seufzte sie — „man hat doch seine Erinnerungen."

„Hast du die wirklich? Du bist so kühl." Er griff täppisch nach ihrer Hand. Sie ließ sie ihm.

„Das bin ich nur scheinbar", versicherte sie.

„Ich hab dir oft sehr unrecht getan", sagte Hugo. Ihm wurde weich. Der Abschied von ihr fiel ihm so schwer wie die neue Werbung.

„Mach dir nichts draus", erwiderte sie. „In der Hinsicht sind wir uns nichts schuldig geblieben. Uebrigens will ich dir etwas gestehen. Weißt du, lieber Hugo, auf dieser ganzen Reise schon fühl ich's . . ."

„Was fühlst du?" fragte er ahnungslos.

Er war maßlos ungeschickt, dachte sie, ein lieber Tölpel — „Kannst du es denn nicht denken?" Sie wollte, daß er ihr im Geständnis zuvorkomme, aber da konnte sie lange warten, ihm fiel doch nie etwas ein.

„Nein, ich kann es mir gar nicht denken," sagte er bestimmt, „denn du hast tausend Einfälle . . ."

Das war ja wahr, in geistiger Beziehung hatte er sie nie unterschätzt. „Also — ich fühl es halt fortwährend, seitdem wir uns gestern trafen, daß wir doch eigentlich ganz gut zueinander gepaßt haben."

So, jetzt war es gesagt.

„Ja — ja —" nickte er und wippte mit dem Fuß.

Da pochte es leise an die Tür. Ein Brief wurde hereingereicht. Der Umschlag trug fremde Schriftzüge. Paula öffnete ihn rasch und überflog den Inhalt.

„Das ist unerhört!" rief sie. Bestürzt reichte sie das Blatt Hugo. Der las:

„Hochgeehrte gnädige Frau! Die Begegnung mit Ihnen und mit Ihrem Herrn — Bruder hat ganz eigentümliche Folgen für uns gehabt. Ich will es Ihnen gestehen, daß Irene nicht meine Schwester — sondern meine geschiedene Frau war; ihr romantischer Sinn verlangte nach einem Abenteuer und flüchtete heute beängstigt vor dessen Folgen an meine Brust. Wir haben uns soeben versöhnt und sind von unbegrenzter Dankbarkeit gegen Sie und Ihren Herrn — — Bruder erfüllt. Eins müssen wir noch berichtigen: die Vermögensangabe meiner Frau beruhte auf einem Irrtum, es hatte sich eine überzählige Null in die Summe eingeschlichen. Mit der Versicherung besonderer Hochachtung —"

„Unglaublich", sagte Hugo. „30 000 hat sie — Du — da wär ich schön hereingefallen —" Er lachte gemütlich und merkte nicht den Korb, den er sich geholt.

Paula aber durchblickte alles. Sie und Hugo waren durchschaut, und der schlaue Bruder hatte eine ironisierende Wendung gefunden, um seine von ihrer romantischen Schwärmerei geheilte Schwester ungefährdet ihrer Heimat zuzuführen.

„Was nun?" fragte Hugo. „Meinst du nicht, es wäre das beste, wenn wir uns jetzt auch versöhnten?"

„Nein — nein — nein —", sie schüttelte energisch den Kopf. Da sie ihn an die andere verlieren sollte, waren ihr wehmütige Gedanken gekommen, nun sie ihn mit einem Wort gewinnen konnte, zog sie sich rasch und besonnen zurück. „Wir werden weiter suchen", sagte sie entschlossen, „und finden sicherlich bald eine Frau, die besser für dich paßt als Nummer 1 und 736!"

Zur Großen Woche in Baden-Baden.

Von Leo von Noort. — Hierzu 10 photographische Aufnahmen des Verfassers und eine Zeichnung.

Von den Reizen, mit denen Mutter Natur das deutsche Cannes im badischen Schwarzwald so verschwenderisch ausgestattet, ist nicht viel Neues mehr zu sagen. Justinus Kerner und Victor Hugo, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Turgenjew und viele andere haben sich an Badens Schönheiten erquickt und sie besungen. Und in allem Wandel, den die uralte Bäderstadt erlebt — im Wechsel der Zeiten und des Geschmacks — ist die wunderbare, blütenreiche, beinahe italische Naturschönheit ihr geblieben. Nannte schon vor hundert Jahren Goethes Suleika Baden „einen herrlichen Ort", so darf die Stadt dieses Lob heute mit dem gleichen Recht beanspruchen. Ja, mit noch größerem! Denn die Architektur, die bauliche Entwicklung in den letzten Jahrzehnten hat das Gesamtbild nicht beeinträchtigt — wie das in andern Städten so oft zu beobachten ist — sondern unter feinsinniger Anpassung an den natürlichen Rahmen noch wesentlich gehoben. Naturreize und Boulevardkomfort, die sonst doch ihrem Wesen nach sich ausschließen, sind hier so wirkungsvoll abgestimmt wie kaum wo anders auf der Welt.

Baden-Baden ist am schönsten, wenn „der Frühling auf die Berge steigt". Das wissen die alten Freunde und Stammgäste sehr gut und schwirren vielfach schon Ende März oder Anfang April dort an, um Zeuge jener entzückenden intimen Vorgänge zu sein, die das österliche Lever der Natur mit sich bringt. Der Mai ist sozusagen eine Saison für sich — und sobald Pfingsten naht, ergießt sich eine wahre Völkerwanderung über das Städtchen: denn zu den Ausflüglern und Kurgästen gesellt sich noch der Strom der Landleute aus dem ganzen Schwarzwald, denen es als eine Art



Wandelgang vor der Trinkhalle.

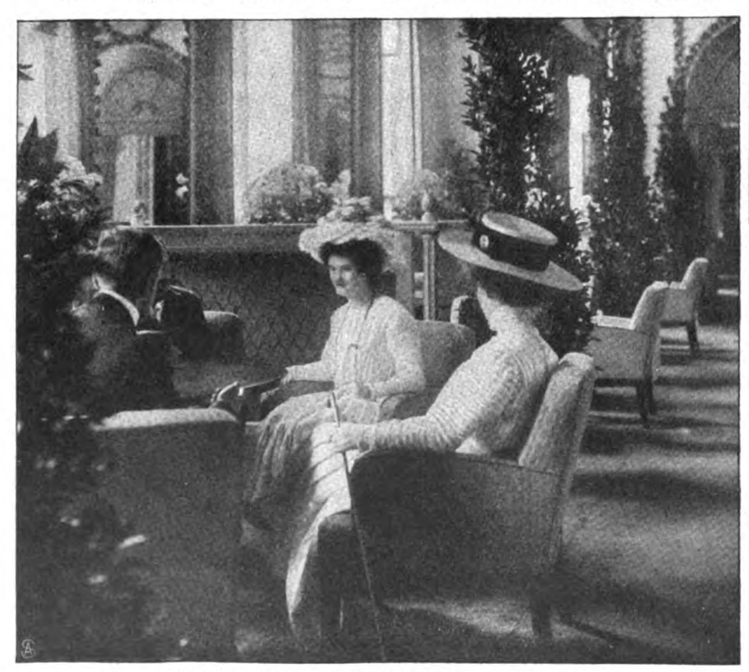
Ehrenpflicht gilt, zu Pfingsten gen „Bade-Bade" zu wallfahrten. Später — im Juli, bis in den August hinein — wenn in andern Kurorten die Flut des Fremdenzustroms ihren höchsten Pegelstand hat, dann schläft die Stadt im Oostal eine Art Dornröschenschlaf. Nicht daß die Frequenz ganz nachgelassen hätte. Durchaus nicht! Die Hotels

Am Kurhaus beim Nachmittagskonzert. Mittleres Bild: Lesestündchen im Park.



Ansichtskarten und Reiseandenken.

— und gerade die fashionabelsten — sind gut besetzt; aber der Reichtum und die Eleganz, die Baden-Baden zu einem der vornehmsten Weltbäder machen, treten dann nach außen hin nicht recht in die Erscheinung. In dem prachtvollen Wandelgang der Trinkhalle, bei der Morgenmusik im Kurpark wie überhaupt im ganzen Stadtbilde fehlt noch die mondaine Note. Sie sind da — — die Nabobs und Rastaquouères, die Dollarkönige und -prinzessinnen, die echten und die unechten Fürsten, die echten und die unechten grandes dames aus Petersburg, Paris und Berlin — aber sie halten sich und ihre Toiletten noch zurück.



Plauderecke in einem Salon des Kurhauses.

Sie verpuppen sich auf den schattigen, nach außen vornehm abgeschlossenen Veranden und in den lauschigen Plauderecken jener Hotels, in denen der minder begüterte Erdenpilger mit hundert Mark für den Tag nur so eben sich „durchschwindelt". Ganz selten nur: bei den gemeinsamen Ausflügen der exklusiven „Kolonien" amerikanischer oder englischer Nationalität oder an besonders schönen Sommerabenden in der Lichtentaler Allee erhält man einen Vorgeschmack von dem flirrenden Glanze der Tage, in denen Dornröschen erwacht — zur Großen Woche.



Bijouterieladen im Kurpark.

Sobald die Turfmen aus aller Herren Ländern eintreffen, dann wird Dornröschen lebendig und legt sein rauschendstes, farbenprächtigstes Putzkleid an. Und dann trifft auch zu, was das bekannte Verschen sagt: „Mit Schätzen muß sich reich beladen, wer will in Baden-Baden baden."

Das heißt — gebadet im Kursinn wird in der Großen Woche nicht viel, dafür um so mehr geflirtet, getanzt und all den Sensationen gehuldigt, die aus dem grünen Rasen erwachsen oder mit ihm zusammenhängen. Sport ist Atout!

Die Iffezheimer Rennen wurden in jener lebenslustigen Zeit begründet, da der Schwarzwald für die Pariser noch so

Baden-Baden zur Hochsaison:

Shopping vor den offenen Verkaufsbuden im Kurpark. Zeichnung von Reginald Cleaver.



Automobilfahrt einer Badegesellschaft.

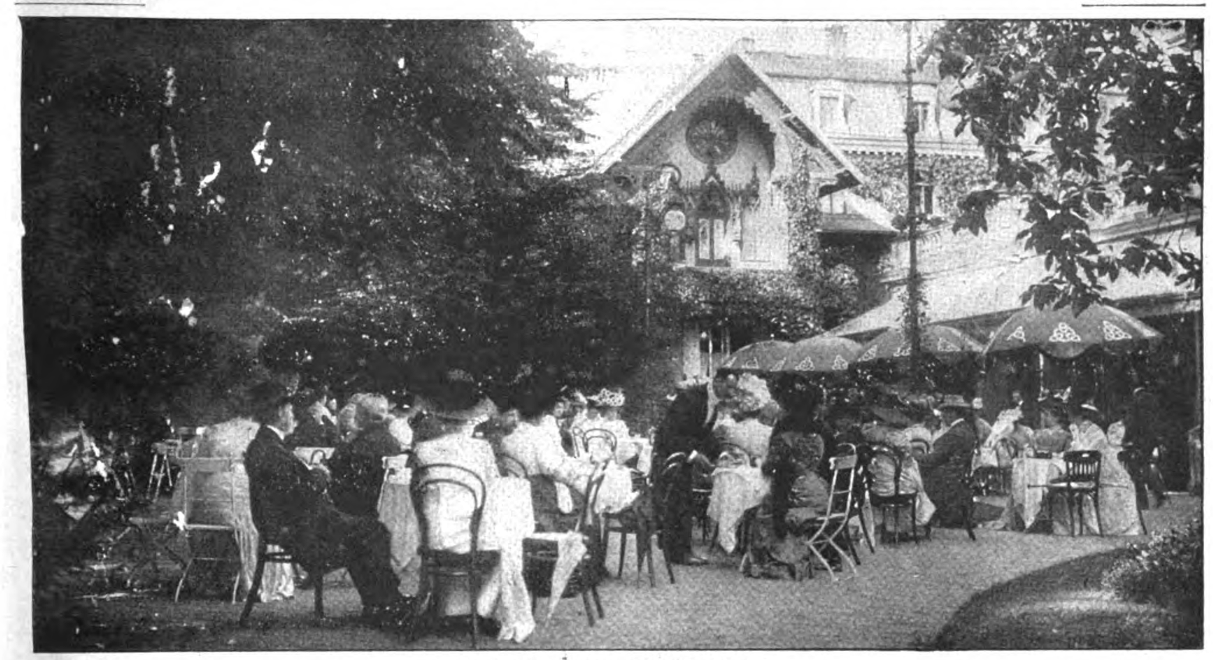
Dann kam 1870, und damit war's Schluß. Die damals noch lebhaftere Freundschaft Englands für uns konnte allerdings Baden-Baden vor einem jähen Niedergang bewahren, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß das Fehlen der Franzosen und ihrer Rennställe dem Iffezheimer Platz den Todesstoß hätte geben müssen. Endlich besann sich 1885 ein reicher Pariser Bäckermeister darauf, daß der Sport im verwegensten Sinn international ist und

eine Art größeren und entlegeneren Boulogner Hölzchens war — etwa wie heute Heringsdorf ein Vorort von Berlin ist. Als 1858 der erste „Große Preis" gelaufen wurde, war es ein französisches Pferd, das ihn gewann.



Kurdirektor
Graf Vitzthum v. Eckstädt
im Gespräch mit Damen der Kurgesellschaft.

mit der Politik so gut wie nichts zu tun hat. Monsieur Bouy schickte „Plaisanterie" nach Iffezheim und gewann den Goldpokal des Großherzogs. Seither haben die Franzosen sich wieder angefunden



Nachmittagskonzert im Stadtpark.

und für ihre gloire manchen Sieg errungen. Damit hat Baden-Baden die alte Internationalität wiedergewonnen.

Den entscheidenden sportlichen Aufschwung aber hat Iffezheim doch erst durch einen deutschen Grandseigneur erhalten: durch den verstorbenen Fürsten Karl Egon von Fürstenberg. Wie er fast den ganzen deutschen Rennsport auf eine neue Basis gestellt, so hat er in Iffezheim die relativ kleinen Preise um ein vielfaches erhöht und durch seine persönlichen Beziehungen — er war mit einer Gräfin Castellane verheiratet — der schönen Schwarzwaldstadt außerordentlich genützt.

So steht Baden-Baden auch sportlich an der Spitze, und dieses Moment trägt mit dazu bei, ihm seinen ersten Rang unter den großen Weltbädern zu sichern.

Bilder aus aller Welt.



Landrat Berthold,
verwaltet seit 25 Jahren den hannoverschen Kreis Blumenthal.

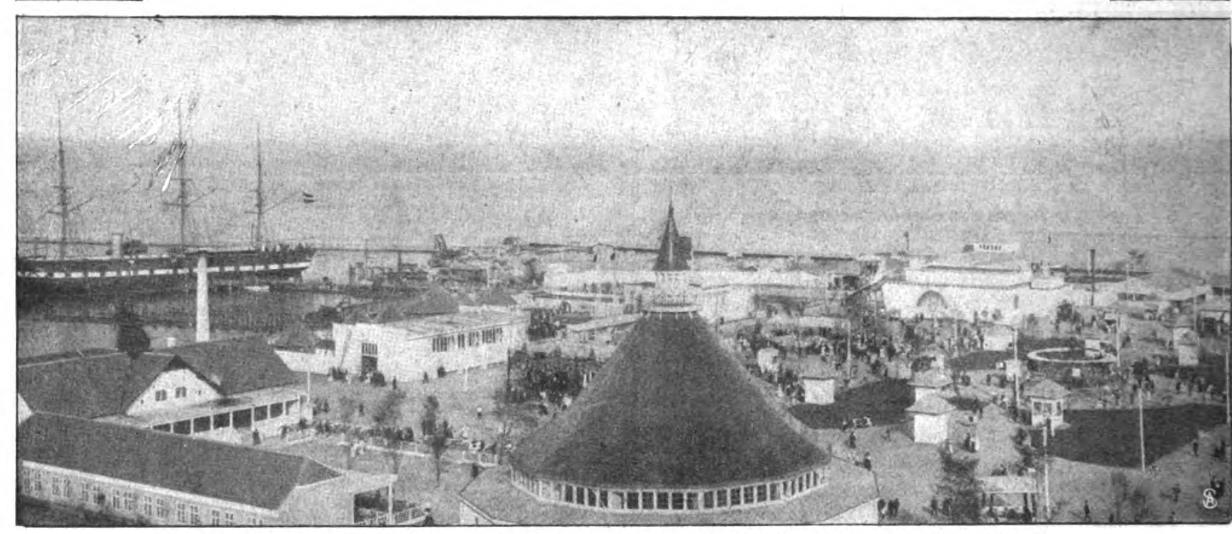
Die 25jährige Wiederkehr des Tages, an dem er die Verwaltung des hannoverschen Kreises Blumenthal übernommen, feierte dieser Tage Landrat Berthold. Der allgemein beliebte Jubilar hat sich um das öffentliche Leben des Kreises hervorragend verdient gemacht.

Während der großen Ferien hat eine Anzahl deutscher Schüler, Mitglieder des Vereins „Wandervogel", England bereist und von dort eine Menge unvergeßlicher Eindrücke mitgebracht. In Aldershot waren sie von den englischen „Boy Scouts", der Jugendwehr Albions, sehr freundschaftlich empfangen worden, so daß ihnen

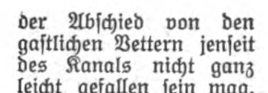


Phot. Gale & Polden.

„Wenn Freunde auseinandergehn —"
Die deutschen „Wandervögel" verabschieden sich von den englischen „Boy Scouts".



Von der dänischen Landesausstellung in Aarhus: Stationsdorf und Vergnügungspark.



der Abschied von den gastlichen Vettern jenseit des Kanals nicht ganz leicht gefallen sein mag.

Aus Anlaß der Jubiläumsfeier der Landeskulturgesellschaft für den Regierungsbezirk Arnsberg veranstaltete der Landwirtschaftliche Klub in Dortmund ein Gartenfest, bei dem das altbäuerliche Leben jener Gegend wiedergegeben wurde.

Aarhus beherbergt zurzeit eine große dänische Landesausstellung, die einen Ueberblick über das gesamte kulturelle Leben Dänemarks gibt. Sie ist die größte Ausstellung, die Dänemark jemals veranstaltet hat.

In Franzensbad hat unter den anwesenden Damen eine Schönheitskonkurrenz stattgefunden, deren Ergebnis wir wiedergeben.



Frau Bankdirektor Kraemer-Lubienska, Zürich.

Frau Luisa Eterich, Wien.





Hofphot. Dittmar.

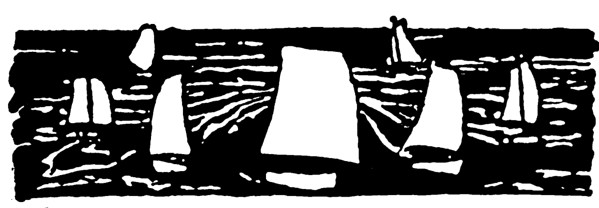


DIE WOCHE

Nummer 35. Berlin, den 28. August 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

19. August.

In Kandia auf Kreta wird von meuternden Soldaten und einer großen Menge der Bevölkerung die griechische Flagge von neuem gehißt, in der Nacht aber wieder eingezogen und den Gemeindebehörden überliefert.

Auf dem Schlachtfelde von Mars-la-Tour wird unter Beteiligung französischer Behörden von deutschen Offizieren ein Denkmal des Ersten Gardedragonerregiments für die Helden des Todesritts enthüllt.

Der berühmte Aviatiker Orville Wright trifft in Berlin ein.

Durch Einsturz eines Turmkranes der englischen Gasanstalt in Schöneberg bei Berlin wird ein Wagen eines vorüberfahrenden Vorortzuges zertrümmert; mehrere Personen werden schwer verletzt.

20. August.

Das Offiziersheim Taunus in Falkenstein wird in Gegenwart des Kaiserpaares feierlich eingeweiht.

Aus Madrid wird gemeldet, daß die spanische Regierung zwei Schiffsdivisionen nach dem Rif schicken will, um das Landheer zu unterstützen und den Waffenschmuggel zu verhindern. General Marina bittet nochmals um eine Division in einer Stärke von 8000 Mann.

Auf dem Rennplatz von Iffezheim nimmt das Internationale Meeting von Baden-Baden seinen Anfang (Abb. S. 1476/77).

21. August.

Aus Hammerfest kommt die Nachricht, daß Wellmans Versuch, den Nordpol zu erreichen, wiederum gescheitert ist; sein Ballon erleidet eine so schwere Havarie, daß in diesem Jahr ein neuer Aufstieg nicht möglich ist.

Auf der Spreewerft in Stralau bei Berlin wird durch eine Feuersbrunst die Werft und das Bootshaus der Berliner Rudergesellschaft vollständig eingeäschert; der Materialschaden

22. August.

Die Aviaterwoche in Reims wird durch das französische Ausscheidungsfliegen für den Gordon-Bennett-Pokal und Wettbewerbe für Schnelligkeitspreise eröffnet.

23. August.

Im Reichstagsgebäude beginnt der 5. Internationale Zahnärzte-Kongreß seine Beratungen (Abb. S. 1482).

Auf der „Ila" in Frankfurt a. M. erleidet der Lenkballon „Clouth" nach seinem Aufstieg Havarie, landet aber glatt auf dem Ausstellungsgelände.

Infolge einer Explosion im Gasreservoir der Stadt Genf werden acht Personen getötet und eine große Zahl Menschen schwer verletzt.

24. August.

Aus Kanea auf Kreta wird gemeldet, daß auf der Insel im ganzen auf 247 öffentlichen Gebäuden die griechische Flagge weht.

○○○

Orville Wrights glücklichster und unglücklichster Flug.

Ein Interview.

Mein glücklichster Flug? Es ist für mich sehr schwer, zu sagen, welches mein glücklichster Flug gewesen ist! Denn die meisten meiner Flüge waren glückliche, und da ist die Wahl nicht leicht, gerade den einen herauszugreifen, den ich den glücklichsten nennen soll. Der Luftsport ist meiner Ansicht nach der anziehendste und anregendste, den es gibt. Es wird dies schon dadurch bewiesen, daß fast jeder, der sich ihm widmet, bald vollkommen von der Luftschiffahrt eingenommen ist. Wie herrlich ist es, losgelöst von der Scholle, in ruhigem Aether mühelos an Bord eines Luftschiffs dahinzuschweben und den Blick über die weiten Fluren und Felder schweifen zu lassen. Immer neue Reize tun sich dem Aeronauten auf, und in den begeisterten Schilderungen der Alten und der Jungen kann man es lesen, daß die Genüsse einer Luftfahrt schier unermeßlich sind. Und nun gar das Luftfahren in einem Luftschiff „schwerer als die Luft"! Es überkommt den Menschen ein Gefühl des Frohsinns, wenn er so leicht durch die Luft dahinfliegt. Man empfindet großen Genuß, der wohl seinen Grund haben mag in der Befriedigung einer angeborenen, uns vererbten Sehnsucht, die aus den Tagen datiert, als unsere Vorfahren verwundert den freien Flug der Vögel anstarrten und ihm ihre eigenen kleinen, mühsam errungenen Fortschritte in der endlosen Wildnis gegenüberstellten.

Ich habe bald nach dem Tod des großen Meisters der Fliegekunst, des deutschen Ingenieurs Otto Lilienthal, angefangen, mich mit meinem Bruder der Aviatik zu widmen; anfangs nur aus wissenschaftlichem Interesse, bald aber völlig gefangen durch den schönen Sport. Ich habe fast tausend Gleitflüge ausgeführt und die meisten glücklich beendet; Havarien blieb

Sport je ganz ausbleiben werden. Und dann kam der große Fortschritt! Wir glaubten unserer Sache sicher zu sein; in wechselndem Wind hatten Wilbur und ich unsern Gleitflieger erprobt, alles hatte ausgezeichnet funktioniert, und wir vermochten schnell eintretende seitliche Windstöße durch unsere Steuereinrichtungen unschädlich zu machen. So hatten wir den großen Schritt vorwärts getan und einen Motor in unsere Maschine eingebaut. Am 17. Dezember 1903 sollte es sich zeigen, ob unsere Berechnungen richtig, ob unsere Schlüsse zutreffend waren. Auf unserem alten Uebungsfeld in Kill Devil bei Kitty Hawk in den Dünen am Atlantischen Ozean wurde in Gegenwart von nur fünf Personen an einem kalten Tag bei schneidendem Wind der erste Versuch mit unserem Motordrachenflieger angestellt. Voll Spannung erwarteten wir das Resultat. Wir standen vor der bangen Ungewißheit, wie sich unser Aeroplan nun in der Luft zeigen würde. Wird er fliegen oder nicht. Voll Freude waren wir dann, als wir sahen, daß unsere Maschine genau so gut flog wie früher der Gleitflieger. Für jenes Jahr gaben wir uns mit diesem Erfolg zufrieden und nahmen erst 1904 die Versuche, und zwar auf der Huffmann Prärie, 10 Meilen von unserer Heimatstadt Dayton, wieder auf. Es kam nun darauf an, den Drachenflieger mit einem Mann an Bord im freien Flug zu versuchen. Das Los, den ersten Flug zu wagen, traf mich. Es war ein schöner, windstiller Septembertag, als ich die Vorbereitungen zum Aufstieg traf. Ich war wohl etwas aufgeregter als sonst, als ich den Führersitz bestieg. Ein Druck auf die Auslösevorrichtung, der Flieger glitt mit wachsender Geschwindigkeit auf der Holzschiene vorwärts, eine kleine Bewegung des Höhensteuers, und der Aeroplan flog; flog wirklich wie ein Vogel und gehorchte willig der Hand seines Lenkers. Die Frage des Vogelflugs war damit gelöst. Das war wohl einer meiner glücklichsten Augenblicke. Später lernte ich meinen Flieger immer mehr beherrschen, beschrieb mit ihm Kreise und Kurven, und bald vermochte ich auch zum Abflugsort mühelos wieder zurückzukehren. Jeder neue Erfolg weckte neue Freude, aber doch bleibt die Erinnerung an jenen ersten Flug in der Motorflugmaschine die herrlichste.

Und nun mein unglücklichster Flug! Hier kommt nur ein einziger in Betracht, der allerdings so verhängnisvolle Folgen gehabt hat, daß die Erinnerung daran sehr trübe Gedanken bei mir auslöst. Ich hatte am 3. September 1908 die von der amerikanischen Regierung vorgeschriebenen Abnahmeflüge begonnen und bereits sechs Tage später den bekannten Aerostatiker Leutnant F. P. Lahm als Passagier mitgenommen. Am 12. September nahm Major Squire vom Signalkorps an meiner Seite Platz und am 17. Leutnant Seldfridge. Ich war voller Zuversicht, war es mir doch wenige Tage vorher gelungen, mit einem Flug von einer Stunde 15 Minuten 20 Sekunden einen Rekord aufzustellen. Auch an jenem Unglückstage ging zunächst alles gut. Leicht stieg der Aeroplan in die Luft, und willig gehorchte er jedem Druck der Steuerhebel. Nach drei Minuten und zwei Sekunden befand ich mich in einer Höhe von 150 Fuß über dem Boden, als plötzlich mit scharfem Knall ein Draht an der Steuerung riß. Sofort wurden andere Drähte schlaff, und die Steuerung versagte völlig. Der Flieger geriet ins Kippen, und ich bemerkte, daß auch die vorher noch straff gespannten Tragflächen schlaff geworden waren. Im nächsten Augenblick neigt sich der Aeroplan, und kopfüber geht es der Erde zu. Ich hatte gar keine Zeit, die Besinnung zu verlieren, und versuchte noch im letzten Augenblick, das Höhensteuer zu betätigen. Es schien mir, als ob die Maschine hierauf reagierte und sich wieder aufrichten wollte, aber es war zu spät. Die Folgen sind bekannt; sie waren so traurig, daß es mir unmöglich ist, ihrer wieder Erwähnung zu tun. Das war mein unglücklichster Flug! Gottlob ist es seither wieder gut gegangen, und ich hoffe, daß ich auch in Zukunft nur von glücklichen Flügen werde erzählen dürfen

---

Unser Klassenwesen im Ort- und Vorortverkehr.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte —

so rühmte Goethe in einem Gedichtchen schon 1827 den Vorsprung des nordamerikanischen Neulandes vor der europäischen Heimat des Schlendrians, das Freisein der Nordamerikaner von geschichtlichen, vorurteilsvollen Ueberlieferungen. Und in den ihn gleichzeitig beschäftigenden „Wanderjahren" kündigt er einen „Konflikt zwischen Totem und Lebendigem" an, denn „In der Alten Welt ist alles Schlendrian, wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will".

Warum soll man Goethe nicht als Zeugen in einer Frage anführen, die er mit seinem erhabenen gesunden Menschenverstand ganz gewiß im Sinne der Einfachheit und des Fortschrittes behandelt haben würde —? Führt man doch tagtäglich in der Erörterung der gegenwärtigsten Fragen aller Art Goethe immer wieder gegnen, die wir für ein ausschließliches Anliegen unserer Zeit halten.

Millionen, in den größten Städten Hunderte von Millionen Menschen bewegen sich in einem Jahr auf den Straßenbahnen, und jedermann hält es für selbstverständlich, daß es im Straßenbahnwagen keine Klassenteilung gibt. Allenfalls kann man bei der Straßenbahn sprechen von den Klassen der Raucher und Nichtraucher; indessen ein eigentlicher Klassenunterschied, der sich in der Verschiedenheit der Preise ausdrückt, liegt in der Möglichkeit, auf den Außenplätzen zu rauchen, nicht. Trotz der Gliederung der deutschen Gesellschaft in Klassen oder sagen wir nur geradezu: in Kasten, hält man es für ganz natürlich, daß in Straßenbahnwagen der General neben dem Arbeiter, die Ministerfrau neben dem Dienstmädchen, der Wirkliche Geheime Rat neben dem Kanzleischreiber sitzt, und daß alle den gleichen niedrigen Einheitspreis bezahlen. Dabei ist zu bedenken,



Wrights Flug-Vorführungen

auf dem
Tempelhofer Felde
zu Berlin

veranstaltet vom
Berliner Lokal-Anzeiger

Die genauen Angaben, an welchen Tagen die Vorführungen stattfinden, werden im „Berliner Lokal-Anzeiger“ veröffentlicht.

gleichkommt, ja überlegen ist. Wie in aller Welt kann man im großstädtischen Vorortverkehr eine Klasseneinteilung aufrecht halten, während sie im Ortsverkehr, bis auf eine Ausnahme, unbekannt und unmöglich ist! Die Erklärung liegt in der geschichtlichen Entwicklung. Unser eisenbahnlicher Vorortverkehr hat sich aus dem allgemeinen Eisenbahnverkehr herausgegliedert — wurde doch bis vor 18 Jahren der Vorortverkehr selbst um Berlin zu dem gleichen hohen Tarif geleistet, der für den Fernverkehr galt. Bei der Einführung des Sonderverkehrs, als der sich der Vorortverkehr darstellt, änderte man zwar den Tarif, dessen Höhe einen lebhaften Vorortverkehr unmöglich machte, ließ aber im übrigen die überkommenen Einrichtungen des Fernverkehrs, also auch das Klassenwesen, bestehen, nur daß man die erste Klasse, die ja so gut wie gar nicht benutzt wurde, wegfallen ließ. Schon der komische Umstand, daß die oberste Klasse des Vorortverkehrs sich nicht die erste, sondern die zweite nennt, deutet auf den geschichtlichen Ursprung unseres Klassenwesens im Nachbarverkehr hin.

Besonders seltsam wirkt die Bezeichnung „Zweite Klasse", „Dritte Klasse" auf der Berliner Hoch- und Untergrundbahn. Hier handelt es sich um ein ganz selbständiges Privatunternehmen, das also nicht gebunden war an irgendwelchen überkommenen bureaukratischen Schlendrian — und siehe da, die Macht der Gewohnheit, der Nachahmungstrieb waren stärker als der gesunde Menschenverstand. So wurden denn in einem Ortsverkehr mit bescheidenen Entfernungen zwei Klassen — bei Berücksichtigung der Raucher und Nichtraucher sogar vier Klassen — eingeführt, und die Wagen erhielten nicht die Aufschrift I und II, sondern II und III!

Fürwahr, Amerika, du hast es besser! Auf sämtlichen Ort- und Vorortbahnen — ich kenne nur die von Neuyork, doch weiß ich, daß es überall in den Vereinigten Staaten ebenso wie in Neuyork ist — gibt es nur eine Klasse, übrigens auch nur einen Fahrpreis. Ob dieser jetzt noch auf der Berliner Stadt- und Ringbahn oder auf der Hoch- und Untergrundbahn eingeführt werden kann, nachdem man von Anfang an die Ertragsberechnung auf verschiedene Fahrpreise gegründet hat, lasse ich für jetzt unerörtert. Hingegen würde auch in unserm Ort- und Vorortverkehr die Abschaffung des Klassenunterschiedes ohne weiteres möglich sein. Es gibt keinen vernünftigen Grund, der einen Angehörigen der höheren, oder sagen wir doch sozial gerechter: der wohlhabenderen Klassen hindern dürfte, in einem Stadtbahnwagen oder Hochbahnwagen neben Angehörigen der ärmeren Stände zu sitzen, just so, wie er das täglich in der Straßenbahn und im Omnibus tut, ohne den Gedanken, sich etwas zu vergeben. Daß es sich hier um nichts anderes als um ein grundloses Vorurteil handelt, liegt auf der Hand. Ob die Klasseneinteilung, wie sie bei uns besteht, selbst im Fernverkehr der Eisenbahn sich auf die Dauer aufrecht halten läßt, ist mir sehr zweifelhaft. Die Abschaffung der ersten Klasse wird ja sogar von den Eisenbahnverwaltungen als eine wirtschaftliche Notwendigkeit erkannt, da diese einen bedeutenden Zuschuß erfordert, und in vielen Personenzügen, besonders in Süddeutschland, ist sie ja schon seit einigen Jahren abgeschafft. Eine Klasseneinteilung aber streng durchzuführen in einem Verkehr, bei dem es sich durchschnittlich um höchstens 15 Minuten Fahrzeit handelt, ist verkehrstechnisch und wirtschaftlich durchaus verfehlt. Da ich an den, wenn auch noch so langsamen und späten Sieg der Vernunft über den Unsinn glaube, so sehe ich eine Zukunft auch im deutschen Orts- und Nachbarverkehr voraus, wie Amerika sie schon für die Gegenwart verwirklicht hat.

Besonders zwecklos, ja geradezu zweckwidrig ist die Klasseneinteilung auf der Berliner Hoch- und Untergrundbahn. Bei den abgekürzten Aufenthaltszeiten und bei der keinem Fahrgast im voraus sicher bekannten Anordnung der Wagen im Zuge, zumal der Raucher- und Nichtraucherwagen, entsteht jedesmal ein Hin- und Herrennen der Wartenden, um sich nach ihrer Klasse, nach ihrer Räucherkammer oder rauchfreien Wagenart hinzufinden. Gäbe es nur eine Klasse — ja, ich gehe so weit, auch das Rauchen für die paar Minuten einer Hochbahnfahrt auszuschließen — so würde sich die Entleerung und Füllung der Wagen mit der größten Ruhe und in wesentlich kürzerer Zeit als jetzt vollziehen. Für die Leser, die das Rauchen auf der Hochbahn für ein unveräußerliches Menschenrecht halten, bemerke ich, daß in Neuyork in keinem Wagen der Hoch- oder Untergrundbahnen geraucht werden darf, selbst nicht auf den äußeren Plattformen, und die Neuyorker wie die Nordamerikaner überhaupt sind mindestens so starke Raucher wie die Deutschen.

Daß die Einführung nur einer Wagenklasse für den großstädtischen Orts- und Nachbarverkehr ein wirtschaftlicher Gewinn sein würde, das bedarf keiner langen Erörterung. Ohne die Stadt- und Ringbahnzüge, zumal an Wochentagen, zu überfüllen, könnten zwei Wagen jedes Zuges gespart werden, wenn es nur eine Klasse gäbe. Die Verteilung der Fahrgäste würde eine gleichmäßigere sein, und wenn man, was durchaus nötig wäre, alle Ort- und Vorortzüge als Durchgangzüge einrichtete, was in Neuyork selbstverständlich ist, so könnte eine Ueberfüllung einzelner Wagen im Gegensatz zu halbleeren anderen nicht eintreten.

Aehnlich steht es mit der Hoch- und Untergrundbahn. Auch sie könnte einen von den drei Wagen jedes Zuges wegfallen lassen, wenn es nur eine Klasse gäbe, und wenn gar das Rauchen für die paar Minuten untersagt würde. Alsdann ließe sich auch die so nützliche Einrichtung durchführen, die ja nur bei Durchgangzügen möglich ist, daß die Wagen nur durch eine Tür betreten, durch die andere verlassen werden dürfen.

Der von den Verwaltungen befürchtete Einnahmeausfall nach Abschaffung der oberen Klasse würde durch die Ersparnis an Betriebsmitteln und Betriebskraft mindestens aufgewogen werden. Der gesamte Betrieb würde sich bei einer Klasse wesentlich glatter gestalten; all die ärgerlichen Fälle der angeblich rechtswidrigen Benutzung der höheren Klasse würden wegfallen, und auch die zahlreichen Verspätungen, die jetzt durch das Aufsuchen dieser oder jener Klasse entstehen, würde es alsdann nicht mehr geben. Ich meine die sich täglich ereignenden Fälle, in denen ein Fahrgast beim Betreten des Bahnsteigs im letzten Augenblick vor der Abfahrt erst an drei Wagen zweiter Klasse entlang laufen muß, um zu einem Wagen dritter Klasse zu gelangen. In das unmittelbar neben der Treppe befindliche Abteil zweiter Klasse darf er um Himmels willen nicht einsteigen, wenn er nur eine Karte dritter Klasse hat.

Endlich noch ein Wort über die sozial erziehliche Folge der Durchführung der Einheitsklasse. Wir sehen doch jeden Tag, wie anständig, wie gesittet, ja wie geradezu liebenswürdig sich im allgemeinen der Ein-



klassenverkehr auf den Straßenbahnwagen und im Omnibus abwickelt. Kaum je hört man von unangemessenem Verhalten eines Fahrgastes, obgleich doch die Rauhbeine in der großstädtischen Bevölkerung ebenso regelmäßig am Straßenverkehr teilnehmen wie die anständigen Leute. Gerade das Durcheinandermischen aller Klassen, aller Stände in den demokratisch einheitlichen Straßenbahnwagen und im Omnibus hat den Höhenstand des öffentlichen Betragens der großstädtischen Bevölkerung merklich gehoben. Die Einführung nur einer Klasse im Stadt- und Ringbahnverkehr, desgleichen auf der Hoch- und Untergrundbahn würde diese gesellschaftliche Erziehung vervollständigen. So viel steht fest: was die nordamerikanischen Großstädter an Gesittung im Verkehr fertig bringen, das können wir Deutsche auch, und jeder Versuch auf einer Vorortlinie würde den Beweis bringen für die leichte Erziehbarkeit der sogenannten unteren Klassen.

Badebekanntschaften.

Plauderei von Dr. Ernst Franck.

Zu den Dingen, die mir stets viel Vergnügen und eine lehrreiche Unterhaltung bereiten, rechne ich die Gelegenheit, ein Photographiealbum zu durchblättern. Ich begnüge mich nicht damit, die Gesichter ähnlich oder unähnlich, interessant oder fade, hübsch oder häßlich zu finden. Fast ein jedes sagt mir etwas mehr von sich, verrät mir etwas von den Wünschen und Gefühlen seines Trägers, erzählt mir von seiner Umwelt und Bildungsstufe, seiner Intelligenz und seinen kleinen Eitelkeiten, und alle zusammen offenbaren mir manches über den, dem das Photographiealbum gehört. In einem befreundeten Hause drückte mir kürzlich die liebenswürdige Hausfrau, als sie auf kurze Zeit abgerufen wurde, wieder ein solches Album in die Hand und bat mich, mir während ihrer Abwesenheit mit dem Betrachten der Bilder die Zeit zu vertreiben. Das tat ich gerne und ging langsam die lange Reihe der Photogramme durch, mit „Genuß und Bewußtsein", wie kluge Mütter zu mahnen pflegen, wenn das letzte Stück der Geburtstagstorte verteilt wird. Es waren meist Verwandte und Bekannte meiner freundlichen Wirtin, deren Bilder das Album enthielt; und ein Porträt war darunter, das mich wie kein anderes fesselte, ein noch jugendliches Mädchenantlitz, nicht gerade hübsch, auch nicht pikant, aber unendlich sympathisch und mit einem wunderbar ernsten, gesammelten Blick in den Augen. Wer mochte das sein? Ich fragte die Eigentümerin des Albums. Sie hob nachdenklich das Kinn, zuckte dann die Achseln und sagte gleichgültig, ein wenig nichtachtend: „Gott, irgendeine Badebekanntschaft." Nach einer kleinen Pause fügte sie hinzu: „Aus Ems, glaube ich."

Badebekanntschaften! Gibt es noch andere menschliche Beziehungen und gesellschaftliche Verhältnisse, die mit so entschiedener Gleichgültigkeit abgetan werden, so sehr den schlechten Leumund des Unbeständigen, Oberflächlichen haben, wie die Bekanntschaften, die man im Bade macht? Da lernt man am Brunnen oder am Strande oder an der Hoteltafel einen „reizenden Menschen" kennen, kommt mit ihm ins Gespräch, findet ihn sympathisch und fühlt, daß man selbst auch sympathisch gefunden wird. Man plaudert, trifft sich, badet zusammen und unternimmt gemeinsame Ausflüge. Man erzählt sich bald einiges, bald alles von sich und den Seinigen. Wir sind bald über Onkel Oskar und Tante Jette des neuen Freundes ebenso genau unterrichtet, wie er über die Eigenschaften unserer Nichte Meta und über unsern Dackel Waldmann, der wegen Asthma zu Hause bleiben mußte. Gemeinsame Interessen treten zutage; Kanzlerwechsel, vom neuesten Bananensalat bis zu den Rembrandthüten der kommenden Wintersaison wird eifrig durchgesprochen. Wir haben bald „kein Geheimnis mehr" voreinander, und wie ein Kurssturz unserer Industriepapiere trifft uns die Mitteilung, daß morgen geschieden sein müsse. Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein! Man verspricht sich zu schreiben, nicht bloß Ansichtskarten — Gott bewahre! Nein, richtige Briefe, lange, ausführliche Briefe und regelmäßig, versteht sich, jede Woche mindestens einen. Man hat sich ja noch so viel zu sagen, ist sich ja so nah gekommen, möchte dauernd in Verbindung bleiben, man ist — man hat — das Pfeifen der Lokomotive erstickt gefühllos die letzten Abschiedsworte, und man selbst zerdrückt die mit Recht so beliebte Träne der Rührung im rechten Auge. Ein paar Tage der Oede folgen, einsam fühlt man sich und verstimmt, dann reist man gleichfalls ab, und — alles ist vergessen. Alles ist vergessen. Eine Ansichtskarte trifft ein, eine Ansichtskarte geht ab, doch das Versprechen, das gern gegebene, freudig empfangene, Briefe zu wechseln, wird bald als höchst lästige Pflicht empfunden. Sehr gewissenhafte Badebekanntschaftler tauschen wohl noch ein paar Briefe aus, aber auch die werden immer kürzer, leerer, flüchtiger. Man wird sich wieder völlig fremd, vergißt den lieben Freund, und nur ein Photogramm im Album ruft gelegentlich eine kalte, vorübergehende Erinnerung wach. Wen es darstellt, das Photogramm? „Gott, irgendeine Badebekanntschaft. Aus Ems, glaube ich."

Woher kommt das? Es ist doch gewiß eigentümlich und sonst nicht Menschenart, daß Personen, die uns ans Herz gewachsen sind, so vollständig ausgelöscht werden von der Tafel des Gedächtnisses. Strohfeuerfreundschaften gibt es ja auf allen Wegen des Lebens; aber warum machen wir alle so häufig die Erfahrung, daß gerade Bekanntschaften, die während des Badeaufenthalts geknüpft werden, nach der Trennung meist wie abgeschnitten aufhören? Da liegt doch die Vermutung nahe, daß der Badeaufenthalt selbst eine Reihe von Bedingungen in sich schließt, die den dort geschlossenen Beziehungen das Gepräge des Vorübergehenden verleihen und uns mit besonders eindringlichen Buchstaben vors Auge schreiben, wie sehr wir alle Augenblicksmenschen sind.

Wer ins Bad geht, zieht den alten Adam der Alltäglichkeit aus und wird ein neuer Mensch. Er läßt das Sorgenpaketchen, das wir alle zu schleppen haben, nach Möglichkeit zu Hause. Kein Amtsverdruß, kein Geschäftsärger plagt ihn. Er genießt, faulenzt, badet



Brunnentrinken und das Schimpfen über den miserablen Geschmack des Wassers wird ihm zur lieben Gewohnheit. Ich weiß nicht, wer einmal behauptet hat, daß der Salat das Herz fröhlich macht; vielleicht liegt etwas Richtiges darin. Sicher ist, daß die veränderte Lebensweise, die andersartige Zubereitung der Speisen, die hoffnungsgrünen Gemüse und der sommerliche Obstkorb die Stimmung aufs günstigste beeinflussen. Ein gleiches tut der Anblick vieler fröhlicher, geputzter Menschen, lustiger Kinderscharen, das Anhören der Kurmusik, deren Klänge durch die geschmückten, gepflegten Anlagen wogen; und das alles zusammen erzeugt einen Zustand gesteigerten Lebensgefühls, in dem wir in höherem Grade das sind, was wir sind, in dem wir, anders ausgedrückt, sind, was wir in unseren besten Stunden sein können. Wir sind vorzüglich „in Form", und das reizt, empfiehlt, erfreut bei der ersten Gelegenheit, wo eine Bekanntschaft gemacht wird. Denn wie es uns geht, und wie wir uns geben, so geht es dem, so gibt sich der ja auch, den wir kennen lernen.

Dazu kommt ein anderes. Man fühlt, es ist ein Vorübergehen, man weiß, es wird nicht lange dauern. So schließt man sich rascher aneinander an, kürzt die Zeit des Sichnähertretens, die Präliminarien der Freundschaft ab und setzt den Scheffel Salz, den man sonst erst miteinander gegessen haben soll, auf eine Prise herab, die bei älteren Herren zuweilen von Schnupftabak ist. So plaudert man sich in die Freundschaft hinein, und das Gefühl: Wer weiß, ob man sich wiedersieht! entzügelt eine gewisse Leichtfertigkeit des Vertrauens und schließt die Herzen auf, die sich nun Dinge bekennen, die man sonst nur sehr guten Freunden erzählt. Wer weiß, ob wir uns je wiedersehen! Mit Menschen, mit denen man künftig zusammenleben muß, sieht man sich besser vor.

Es ist so leicht, in Badeorten Bekanntschaften zu machen. Die Formen, in denen sich das Badeleben abspielt, sind leichter und freier als in unseren Städten und gestatten rasch jene unauffällige Annäherung, die in Heiratsannoncen eine so wichtige Rolle spielt. Denn das Baden ist manchmal so langweilig, und die Tage haben so viele Stunden, daß selbst ein weimarischer Minister, der nichts höher schätzte als den Wert der Zeit, einmal meinte, eine kleine Liebschaft sei das einzige, was einen Badeort erträglich machen könne, weil man sonst stürbe vor Langweile. So wird die Temperatur der plötzlichen Freundschaft leicht künstlich überhitzt, und der Rückschlag ist unvermeidlich. Ein Gefühl der Uebersättigung am gegenseitigen Verkehr macht sich geltend, einer Uebersättigung, die sich erst recht zum Bewußtsein bringt, wenn man sich getrennt hat. Der Wechsel der Umgebung verschärft die Entfremdung; die alte Umwelt, die bewährten Freunde, die vertrauten Sorgen fordern mit gebieterischem Drängen ihre Rechte. Wie der Volksmund dem Studentenherzen die Etikette „Andere Städtchen, andere Mädchen" anheftete, so zerstieben auch dem Badegast mit dem Badeaufenthalt die freundlichen Gestalten seiner Badebekanntschaften. Ein Gedanke vielleicht noch, ein Bild im Album, und gar nicht selten eine Reueanwandlung, viel zu offenherzig gewesen zu sein. „Hoffentlich war es kein Hochstapler. Man hört ja manchmal, daß . . ."

Freilich gibt es auch Ausnahmen, gibt es Badebekanntschaften, die zu dauernder Freundschaft, regelrechter Verlobung und glücklicher Ehe führen. Auch tiefe Herzensbündnisse entstehen zuweilen im Bade, von Tragik umwitterte Neigungen zwischen Menschen, die wissen, daß sie sich nie gehören werden, nie gehören dürfen, es aber als ein unbeschreibliches Glück und holdes Wunder fühlen, daß der unbegreifliche Zufall hier dicht aneinander vorüberführte, was zusammengehörte. Und eine der berühmtesten, interessantesten Freundschaften ist auch eine Badebekanntschaft. Ich meine die wundervoll zarte Beziehung zwischen Goethe und Ulrike von Levetzow, der wir es verdanken, daß der Fünfundsiebzigjährige die Marienbader Elegie, eins seiner schönsten Altersgedichte, schrieb.

Sonst aber gilt und wird wohl dauernd von den Badebekanntschaften die alte Erfahrung gelten: Sie sind zu schön, um treu zu sein.

Die Roseggerspende.

Vor wenigen Monaten hat der bekannte Dichter Rosegger, um der Not des Deutschtums in Oesterreich durch eine wirklich große Tat zu begegnen, den Vorschlag gemacht, es möchten tausend begüterte Volksgenossen durch Zeichnung von je 2000 Kronen — etwa 1700 Mark — ein Kapital von zwei Millionen Kronen zusammenbringen, dessen Zinsen zur Errichtung deutscher Schulen in national bedrohten Orten verwendet werden sollen. Die Zeichnungen, zu deren Entgegennahme sich der deutsche Schulverein in Wien bereit erklärt hat, sollen erst dann Verbindlichkeit erlangen, wenn die genannte Summe erreicht ist. Ueber die Verwendung der Gelder soll gleichfalls der deutsche Schulverein entscheiden, der in einem auch von den übrigen deutsch-österreichischen Schutzvereinen unterzeichneten Aufruf an alle Volksgenossen, auch an die im Deutschen Reich, die Bitte um recht zahlreiche Beteiligung an dieser edlen Spende gerichtet hat.

Ein Blick auf die Liste zeigt, daß ein großer Teil der Zeichnungen aus Oesterreich selbst eingegangen ist. Fast ein Viertel der Beiträge fällt auf Wien. Mit 12 Anteilen folgt Graz, Roseggers Wohnsitz, dann mit 11 Zeichnungen Prag, der am heißesten umstrittene Kampfplatz der österreichischen Monarchie. Olmütz, Reichenberg und Schönlinde seien mit je 5 Anteilen noch hervorgehoben. Im übrigen sind unter den Einzelpersonen die verschiedensten Stände vertreten, sehr viele Großindustrielle, Abgeordnete, juristische Beamte, Aerzte und andere. Von den gegen 50 körperschaftlichen Zeichnern seien neben zahlreichen Stadtgemeinden — zu denen neuerdings noch Wien mit 20 000 Kronen getreten ist — sowie mehreren Schulvereinsortsgruppen 13 akademische Korporationen von österreichischen Hochschulen erwähnt, deren Beispiel in diesen Tagen auch einige reichsdeutsche Verbände gefolgt sind. Was die Zahl der reichsdeutschen Zeichnungen anbelangt, steht Leipzig mit sechs Anteilen in erster Linie. Dort entfaltet die Frauenortsgruppe des V. D. A. seit einiger Zeit im Dienst der nationalen Sache eine äußerst rührige Tätigkeit. Dort bot erst vor kurzem das Universitätsjubiläum wieder Gelegenheit, das alte Treuverhältnis zwischen der Leipziger und der deutschen Prager Hochschule neu zu bekräftigen. So ist dort der Boden günstig vorbereitet, und man darf hoffen, daß fortgesetzte Werbearbeit die Zahl der Zeichner noch beträchtlich erhöhen wird. Sollte es daher zu kühn sein, zu vertrauen, daß in diesem und dem nächsten Jahr etwa ein Viertel der Zweimillionenspende aus dem Deutschen Reich beigesteuert werden könnte? Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß an unsere reichen Leute, unserer höheren Kultur entsprechend, gerade in der Gegenwart vielseitigere und zahlreichere Ansprüche herantreten, so daß eine gewisse Abstumpfung neuen Anforderungen gegenüber bis zu einem gewissen Grade begreiflich erscheint. Darum eben muß immer wieder mit Nachdruck namentlich darauf hingewiesen werden, daß es sich hier nicht um eine beliebige Wohltätigkeitsveranstaltung handelt, sondern um eine nationale Angelegen-



heit ersten Ranges, um die Abwehr einer Gefahr, die im letzten Grunde auch uns bedroht. Denken wir es uns nur einmal aus, was es bedeuten würde, wenn das auf drei Seiten vom Deutschen Reich umschlossene Böhmerland, dessen jetzt noch gut deutsche Bäder Tausenden von uns Besserung und Genesung von schweren Leiden gebracht haben, in dessen herrlichen Gebirgen und Wäldern viele Tausende deutscher Touristen Freude und Erholung finden, wenn dieses Land, das auf Schritt und Tritt die Spuren deutscher Arbeit, deutscher Kultur aufweist, Scholle um Scholle, Dorf um Dorf, Stadt um Stadt dem Deutschtum entrissen würde. Viel ist verloren, doch mehr noch steht auf dem Spiel, kann verloren oder kann, je nachdem wir unsere Pflicht tun, gerettet werden. Und auch hier gilt das Wort: Wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. Tausende deutscher Knaben und Mädchen sind in Gefahr, ihrem Volkstum entfremdet zu werden, das köstlichste Gut zu verlieren, das auch dem Aermsten in die Wiege gelegt ward: ihre liebe deutsche Muttersprache, eine deutsche Schule.

Seit Jahren schon arbeiten namentlich der Verein für das Deutschtum im Ausland und der Deutsche Schulverein in Wien an der Erhaltung dieses wichtigsten nationalen Besitztums. Doch ihre Kraft reicht bei weitem nicht aus. Von all den bisher versuchten kleinen Mittelchen, an denen ein großes Volk sich nicht genügen lassen darf, müssen wir uns aufraffen zu einer wahrhaft großen Tat völkischer Opferwilligkeit. Und so wendet sich Rosegger, der selbst in Wort und Schrift so viel schon für sein Volk getan, der Unzähligen mit seinen Werken Freude und Erhebung gebracht hat, mit herzlichen, eindringlichen Worten an die Reichen unter uns mit der Bitte um Hilfe für das Volk, dem wir alle durch Sprache und Sitte uns verbunden fühlen. Die reiche Beteiligung an der Zeppelinspende des vorigen Jahres läßt uns hoffen, daß auch Roseggers Ruf nicht ungehört verhallen wird.

Die Große Woche in Baden-Baden.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1476 und 1477.

Wenn von der Anwesenheit der Creme der französischen Gesellschaft im lieblichen Tale der Oos ein Schluß auf die deutsch-französischen politischen Beziehungen zulässig ist, so kann man von einer ganz bedeutenden Besserung dieser Beziehungen im Jahre 1909 sprechen, denn zahlreicher ist die französische Gesellschaft wohl kaum je zur „Großen Woche" in Baden-Baden eingetroffen als in diesem Jahr, und Herr Jules Cambon, der Botschafter Frankreichs in Berlin, dessen Name gleichfalls seit der vorigen Woche die Kurliste des fashionablen Weltbades im badischen Schwarzwald ziert, wird sich eine Reise zum Besuch seiner ihm befreundeten Landsleute nach dem Seinestrand in diesem Jahre sparen können, da er ihnen in Baden-Baden die Hand schütteln kann. Aber auch von deutschen, österreichischen, englischen, russischen und amerikanischen Mitgliedern der Gesellschaft wimmelt es zurzeit an den Ufern der rauschenden Oos, und kaum auf einem andern Rennplatz der Welt hört man so viel mit fremden Zungen reden wie auf dem grünen Rasen von Iffezheim, wo nur die deutschen Uniformen aller Waffengattungen sowie die Nationaltrachten der badischen Landbevölkerung und der unverfälschte badische Dialekt der „Eingeborenen" daran erinnern, daß dieses herrliche Fleckchen Erde uns Deutschen gehört.

Nicht wenig mag zu dem großen gesellschaftlichen Erfolg, den die erst am Sonntag zu Ende gehende internationale Woche wieder zu verzeichnen hat, die Tatsache beigetragen haben, daß auch das badische Großherzogpaar seinen Hofstaat nach Baden-Baden verlegt hat, um den hippischen Kämpfen auf dem grünen Rasen beizuwohnen und die Spitzen der internationalen Gesellschaft um sich zu versammeln. Aber auch die Kurverwaltung versteht es, den Strom der Fremden in das waldumrauschte Oostal abzulenken durch Darbietung weltstädtischer Veranstaltungen. Blumenkorso und Gartenfeste, Italienische Nacht- und Sommerfeste, Konzerte und Galavorstellungen im städtischen Kurtheater sorgen für Zerstreuung der verwöhnten Badegäste, wenn nicht gerade die edlen Vollblüter da draußen bei Iffezheim gesattelt werden, um in den reichdotierten Rennen ihre Leistungsfähigkeit zu dokumentieren.

International wie das Publikum in Baden-Baden ist dort auch der Rennsport. Die österreichischen Rennstallbesitzer freilich sehen von einer Beschickung des Meetings ab, seit die Franzosen wieder ihr ausgezeichnetes Pferdematerial in den internationalen Rennen laufen lassen; übrigens sehr mit Unrecht, denn wo beispielsweise ein Fervor im Fürstenberg-Memorial nur knapp geschlagen wurde, und wo am letzten Sonntag der famose Swirtigal und der Graditzer Goldgulden im Badener Stiftungspreis leicht über die Vertreter Frankreichs triumphieren konnten, da sollte auch die österreichisch-ungarische Pferdezucht mit Ehren bestehen können. Diese Ansicht dürften auch die zahlreichen, in Baden-Baden anwesenden österreichisch-ungarischen Sportsleute mit in ihre Heimat nehmen, so daß wir im nächsten Jahr hoffentlich auch wieder die Farben unserer Verbündeten auf dem internationalen Rasen von Iffezheim leuchten sehen werden. Für das Fehlen der österreichischen Vollblüter entschädigt aber die große Zahl der französischen Rennpferde, die auch in diesem Jahr wieder zu verzeichnen ist. Es bleibt immer ein hoher Genuß, gute Pferderennen gewinnen zu sehen, einerlei, ob diese Pferde der heimischen oder einer fremden Zucht angehören; und da unsere besten Vertreter sich bisher in Baden-Baden ehrenvoll genug aus der Affäre gezogen haben, so sind unsern Nachbarn von jenseit der Vogesen die errungenen Siege als Belohnung ihres sportlichen Sinnes, der sie die weite Reise nicht scheuen ließ, doppelt gern gegönnt. Neidlos erkennen wir auch die Ueberlegenheit des französischen Pferdematerials über das unsrige an, in der Hoffnung, daß auch wir mit dem wachsenden Interesse an Vollblutzucht und Rennsport in Deutschland, und nachdem man allmählich auch bei uns in Kreisen, die sich bisher ablehnend verhielten, die Bedeutung des Rennsports für die Vollblutzucht zu erkennen beginnt, recht bald den Franzosen mehr als bisher ebenbürtige Gegner gegenüberzustellen vermögen. Das Fürstenberg-Memorial, in dem die französischen Ställe die beiden ersten Plätze mit Herrn E. Veil-Picards Frère Luce und Herrn James Hennessys Hag to Hag vor dem gut gelaufenen Fervor der Herren von Weinberg und dem Derbysieger Arnfried belegten, ist nun im neuen Jahrhundert fünfmal an Vertreter der französischen Zucht gefallen, da vor Frère Luce auch La Chine, Macdonald II, Phoenix und Séjan den wertvollen Preis über die Grenze entführen konnten. Ganz besondere Freude weckte dann im deutschen Turflager der Sieg von Swirtigal von Slusohr-Swiftfoot im Badener Stiftungspreis, ein Pferd, das sein erfahrener Trainer Johnson stets für ein exzeptionell gutes Pferd gehalten hat, und das, nach der Leichtigkeit seines Sieges zu urteilen, sicherlich auch unser Deutsches Derby gewonnen haben würde, wenn es nicht der böse Husten schon vorher hors de combat gesetzt hätte. Aus dem

gleichen Grunde mußte übrigens auch am letzten Dienstag Frankreichs beste, bisher an die Oeffentlichkeit getretene zweijährige Marsa dem Zukunfts-Rennen fernbleiben, für das die Stute im Vorwettmarkte schon mit großen Summen gewettet worden war. Am Sonnabend kommt nun noch das Hauptereignis des ganzen Meetings, der Große Preis von Baden, zum Austrag, während das Programm des Sonntags die Badener Prince of Wales-Stakes und die Große Badener Handikap-Steeple-Chase als Hauptnummern enthält.

Eberhard Freiherr von Wechmar.

Unsere Bilder

Orville Wright in Berlin (S. 1478 und 1479). Nun weilt der berühmte amerikanische Aviatiker Orville Wright bereits seit einigen Tagen in den Mauern der Reichshauptstadt, um hier auf Veranlassung des „Berliner Lokal-Anzeiger" seinen Flugapparat auf dem weiten Gelände des Tempelhofer Feldes den Berlinern und den zahlreichen, dazu herbeigeeilten Fremden vorzuführen. Wright, der im Hotel Esplanade abgestiegen ist, arbeitet mit der ganzen Schar seiner Ingenieure an der Instandsetzung seines Aeroplans; weiß er doch die Augen von ganz Deutschland momentan auf sich und seine Flugversuche gerichtet; mit bewundernswerter Ruhe und Umsicht hat der geniale Jünger Daedalus' alle Vorbereitungen zu dem ersten Fluge seines stolzen weißen Vogels über deutschen Boden getroffen. Die Bedeutung der Berliner Vorführungen Wrights ist bereits in voriger Nummer von fachmännischer Feder eingehend gewürdigt worden. Der von uns auf Seite 1479 veröffentlichte Situationsplan gibt ein genaues Bild des Flugterrains auf dem Tempelhofer Feld durch Kennzeichnung der Lage des Startplatzes und der dorthin führenden Wege und Zufahrtstraßen.

Zur Fahrt des „Z. III" nach Berlin (Abb. S. 1480). So soll denn der heiße Wunsch der Berliner, in dessen Erfüllung sie sich am ersten Pfingstfeiertage dieses Jahres so bitter enttäuscht gesehen haben, nunmehr gewährt werden. Am Sonnabend, dem 28. August, soll das Zeppelinsche Luftschiff „Z. III" von Friedrichshafen nach Berlin kommen, um hier über der Reichshauptstadt eine größere Schleifenfahrt zu unternehmen und dann auf dem Gelände des Tegeler Schießplatzes für einen Tag vor Anker zu gehen. Obgleich zahlreiche deutsche Städte sich erboten haben, für die Berliner Fahrt des „Z. III" Ankerplätze anzulegen, um eventuell ihrer Bevölkerung das interessante Schauspiel einer Zwischenlandung zu sichern, so ist eine solche doch, wenn alles glatt geht, lediglich für einen Ort vorgesehen; das ist Bitterfeld, wo damals das Luftschiff seinen Kurs änderte, um von Berlin fort wieder südwärts zu steuern. Diesmal soll der „Z. III" aus mehreren Gründen anlaufen: einesteils, um von diesem nahe bei Berlin gelegenen Platze aus mit größerer Pünktlichkeit zur festgesetzten Stunde über der Reichshauptstadt erscheinen zu können, anderseits, weil Graf Zeppelin mit Rücksicht auf seine vorhergegangene Krankheit erst von dort aus die Führung seines Luftschiffes übernehmen wird. Dann aber befindet sich außerdem in Bitterfeld der ganze große Apparat der Motorluftschiff-Studiengesellschaft, den diese dem „Z. III" bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat.

Die Große Woche von Baden-Baden (Abb. S. 1476 und 1477). Das internationale Meeting von Baden-Baden, das jedes Jahr im Hochsommer die Sportwelt und die Eleganz verschiedenster Nationen im lieblichen Tal der Oos versammelt, hat auch in diesem Jahr seine alte Anziehungskraft bewährt. Der Himmel war den Veranstaltungen, denen auch das badische Großherzogpaar beiwohnte, diesmal im großen und ganzen günstig, so daß das schöne Geschlecht genügend Gelegenheit fand, die eleganten und schicken Sommertoiletten zu zeigen. Die äußere Pracht ist in Baden-Baden ebenso traditionell wie das Interesse an dem gebotenen Sport. Stets [illegible] es französische Pferde zu sein, die der deutschen Zucht [illegible] Bahn starke und gefährliche Konkurrenz [illegible] Jahr das wichtigste Rennen

Einen großen Erfolg unserer heimischen Zucht dagegen bedeutete der Ausgang des mit 35000 Mark dotierten Badener Stiftungspreises, in dem zwei deutsche Pferde, Swirtigal und Goldgulden, vor drei Franzosen die ersten Plätze belegten.

Das neue Offiziersgenesungsheim im Taunus (Abb. S. 1475). In Gegenwart des Kaiserpaares wurde vor kurzem zu Falkenstein im Taunus das neuerrichtete Offiziersgenesungsheim eingeweiht. Das Gebäude, das dank der Unterstützung einer Reihe von vaterländisch gesinnten Männern errichtet werden konnte, soll als Heilanstalt für kranke und genesende Offiziere und Sanitätsoffiziere des deutschen Heeres, der Marine und der Schutztruppen dienen. Am Tage der Einweihung hatte die Stadt Falkenstein reiches Festgewand angelegt. Am Portal des Genesungsheims wurde das Kaiserpaar, das unter Glockengeläut im Automobil von Cronberg eintraf, vom Kriegsminister von Heeringen und Generalstabsarzt der Armee Schjerning begrüßt. Den letzteren erhob der Kaiser anläßlich der Einweihung der Anstalt wegen seiner großen Verdienste um ihr Zustandekommen in den erblichen Adelstand. Generalstabsarzt der Armee Professor Dr. Otto von Schjerning, der 1853 zu Eberswalde geboren ist, trat 1878 von der Kaiser-Wilhelms-Akademie aus als Assistenzarzt in das Heer ein. 1894 zum Oberstabsarzt, 1898 zum Generaloberarzt und zwei Jahre darauf zum Generalarzt befördert, steht Dr. von Schjerning nunmehr seit $3^1/_2$ Jahren an der Spitze des Militärgesundheitswesens.

Fräulein Mary B. Westenholz (Abb. S. 1480). Die Frage der Landesverteidigung Dänemarks, über die bereits das Kabinett Neergaard fiel, erregt in unserem nördlichen Nachbarstaat noch immer die Gemüter aufs höchste. Eine lustige Note in diesen ernsten Streit hineingetragen zu haben, ist das Verdienst einer Dame, der Tochter des Rittergutsbesitzers Westenholz, Fräulein Mary B. Westenholz, die in den Sitzungsraum der dänischen Kammer eindrang und dort, ehe man sie daran verhindern konnte, den Diplomaten und Parlamentariern eine geharnischte Philippika hielt, indem sie sie vaterlandslose Gesellen nannte, weil sie nicht für eine starke Befestigung der dänischen Küsten eintreten wollten.

Von der zahnärztlichen Ausstellung im Reichstagsgebäude (Abb. S. 1481 u. 1482). Im Anschluß an den Fünften Internationalen Zahnärzte-Kongreß zu Berlin wurde am vergangenen Montag in der Wandelhalle des Reichstagsgebäudes eine Ausstellung eröffnet, die nicht nur in Fachkreisen, sondern auch bei einem größeren Publikum Interesse erregen dürfte. Die Ausstellung, die in übersichtlicher Weise die Entwicklung und Bedeutung der modernen Zahnheilkunde wiedergibt, ist in zwölf große Gruppen gegliedert. Besonderer Aufmerksamkeit ist die historische Sammlung wert, in der mit Genehmigung des Kaisers eine Anzahl antiker zahnärztlicher Instrumente aus dem Saalburg-Museum vereinigt worden ist; diese Werkzeuge der Zahnpflege stammen aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr., während einige Präparate, die Dr. Guerini-Neapel zur Schau gestellt hat, noch um vieles älter geschätzt werden; es befinden sich darunter Gebisse aus etruskischen Gräbern, die bereits 3000 Jahre alt sind.

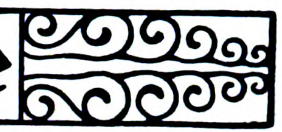
Zur Vermählung Hermann Guras mit Fräulein Annie Hummel (Abb. S. 1481). Mit einer Aufführung von Wagners „Fliegenden Holländer" wurde am vergangenen Sonntag die Spielzeit der Guraoper in Berlin, die während der Sommermonate dem Publikum der Reichshauptstadt und den zahlreichen durchreisenden Fremden Ersatz geboten hatte für das ferienhalber geschlossene Königliche Opernhaus, rühmlich beendet. Gleichzeitig wurde dem Publikum eine interessante Ueberraschung bekanntgegeben: eine Vermählungsanzeige. Der Leiter der Spiele Kammersänger Hermann Gura hat sich mit seiner ersten dramatischen Sängerin Fräulein Annie Hummel verheiratet.

Die Toten der Woche

Professor Gottfried Angerer, bekannter Komponist und Musikdirigent, † in Zürich am 19. August im Alter von 58 Jahren.

Professor Ludwig Gumplowicz, bedeutender Staatsrechts- [illegible]



Bilder vom Tage 



Das Finish im Fürstenberg-Memorial.
Hofphot. Zinsel.

Mme. Auff'm Ort (×).
Hofphot. Jungmann & Schorn.

Ausländische Schönheiten auf dem Iffezheimer Rasen.

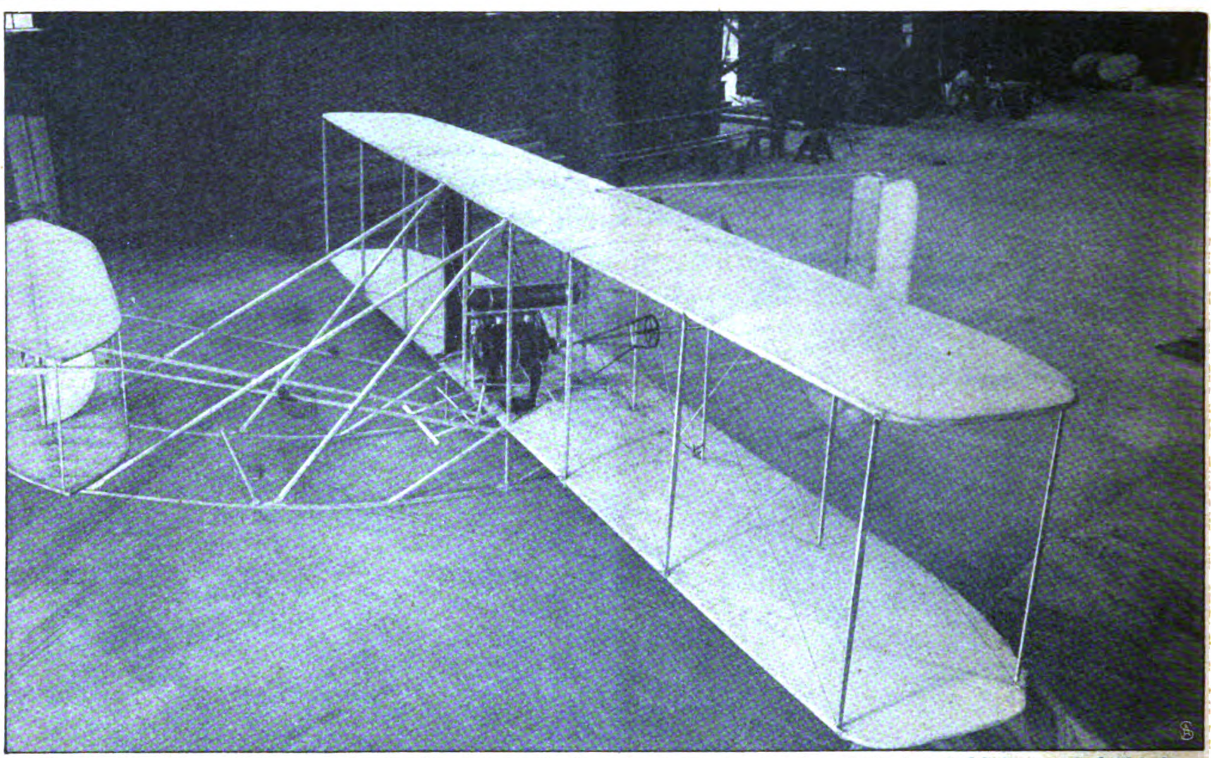
Mrs. Hatmaker u. Prinz Wilh. von Weimar.

Ein deutsches Pferd als Gewinner des Badener Stiftungspreises:
Swirtigal nach dem Sieg unter Jockei Cleminson.



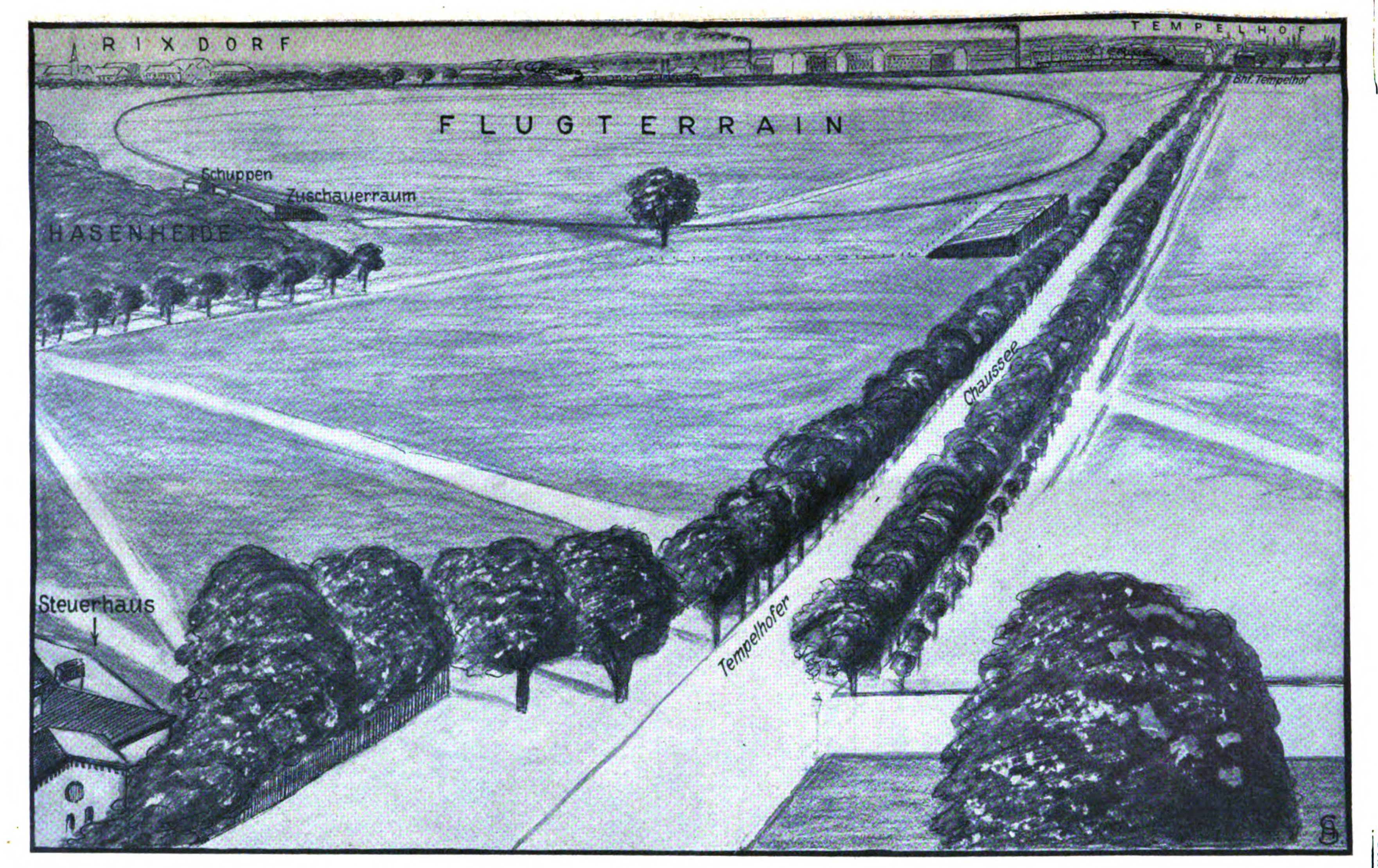
Großherzogin Hilda von Baden (×) mit der Herzogin von Sachsen-Altenburg auf der Fahrt zum Rennplatz.

Die Große Woche in Baden-Baden. Phot. Elektrophot.



Der für die Flugvorführungen Orville Wrights in Berlin erbaute Apparat in der Halle der Luftfahrzeug-Gesellschaft „Flugmaschine Wright“.





Der Schauplatz der Flugvorführungen Orville Wrights: Das Tempelhofer Feld bei Berlin.

Nach einer Originalzeichnung für die „Woche“.



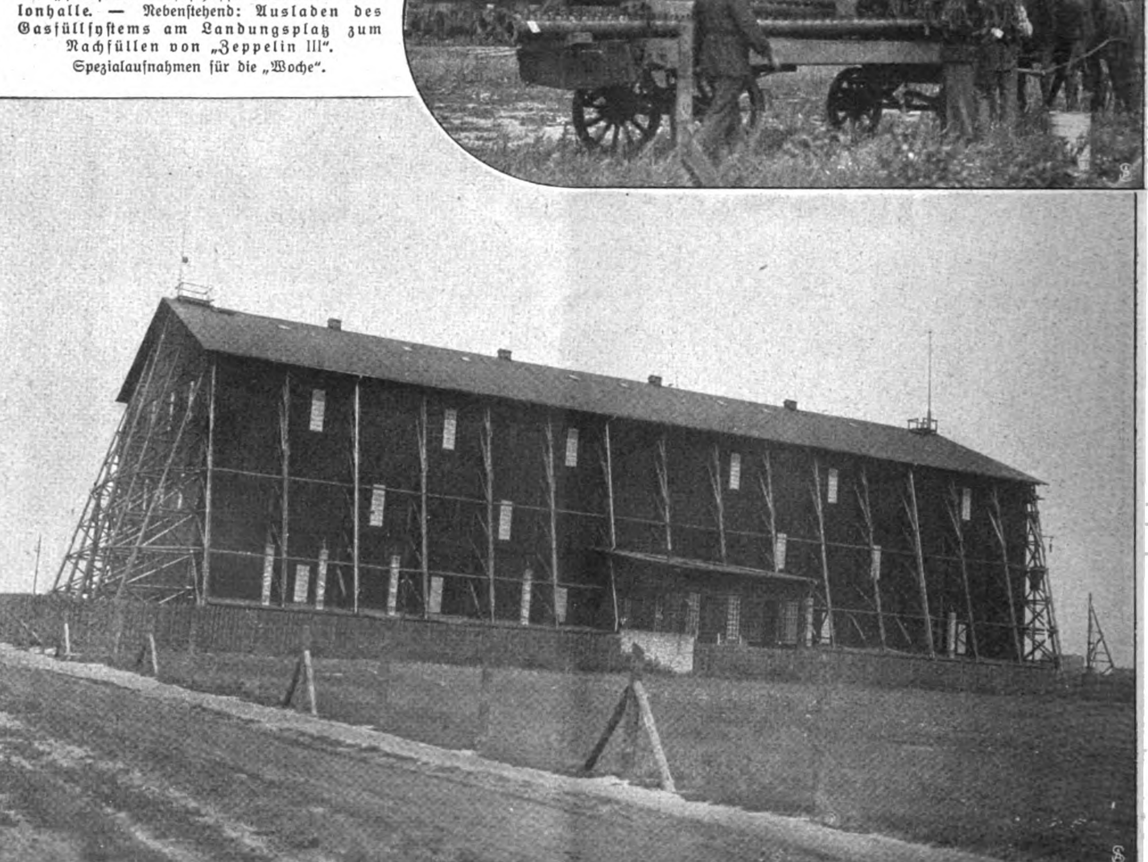
Frl. Westenholz, Mitglied der dänischen „Kanonenpartei",
hielt im Folkething eine Aufsehen erregende Rede.



Generalstabsarzt der Armee Dr. Schjerning,
wurde in den erblichen Adelstand erhoben.

Zur bevorstehenden Zwischenlandung des „Zeppelin III" in Bitterfeld auf der Fahrt nach Berlin:

Bitterfeld als Luftschiffstation: Die für die „Parseval-Luftschiffe" erbaute Ballonhalle. — Nebenstehend: Ausladen des Gasfüllsystems am Landungsplatz zum Nachfüllen von „Zeppelin III".
Spezialaufnahmen für die „Woche".







Eine Künstler-Hochzeit:

Kammersänger Hermann Gura und Frl. Annie Hummel auf dem Weg zur Trauung.

Oberes Bild: Frau Annie Gura-Hummel.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.







Der 5. Internationale zahnärztliche Kongreß in Berlin: Die Eröffnungsitzung im Reichstagsgebäude.

Spezialaufnahme für die „Woche“

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

4. Fortsetzung.

Felix wollte noch am selben Abend den Bruder aufsuchen. Nur mit Mühe konnte Ottilie ihn davon abbringen. Sie wollte Felix nicht einem kalten Empfang aussetzen — und das war unausbleiblich, wenn er unangemeldet kam.

Das offene Haus des Schriftstellers war den Seinen gegenüber merkwürdig verschlossen. Man machte wohl keine Umstände mit den Geschwistern, ließ es sie aber empfinden, wenn sie ungelegen kamen. Und ungelegen kam wohl alles aus der Fennstraße.

Noch wußte Ottilie nicht, ob Paul etwas für den jüngeren Bruder getan, sich irgendwo für ihn verwendet hatte. Einmal hatte sie ihn deshalb antelephoniert; da wurde er ungemütlich.

Man sollte ihn doch ungeschoren lassen, er hätte jetzt anderes im Kopf. „Wenn der Junge erst da ist, wird schon alles gemacht!"

Schonend, in freundlicherer Form gab Ottilie die kurze Unterredung wieder. Aber der sonst so sensible Felix nahm das auf wie selbstverständlich.

„Du mußt Paul nicht beurteilen wie einen gewöhnlichen Menschen, Tille. Paul wird sich zehn Jahre nicht um mich kümmern und dann plötzlich durch ein Wort mein ganzes Glück begründen, ohne sich auch nur daran zu erinnern später . . ."

„Auf die Gründung bin ich neugierig", murrte der alte Frank, indem er an einer fast schwarzen Zigarre saugte.

Ottilie seufzte und sagte gar nichts.

„War's denn so ganz unmöglich dort in Glogau?" fragte sie leise, als sie allein mit dem Bruder war. Ihre sorgenden Gedanken konnten sich nicht losreißen von dem lange gehegten Wunsche.

Felix wendete sich ab. Seine straffe, jugendliche Gestalt sank in sich zusammen.

„Lassen wir das doch, Tille", kam es müde von seinen Lippen.

Ottilie erschrak. Hier war mehr als ruhiges Nichtwollen. Hier war Schuldgefühl, gedrückte Resignation.

Sie war voll Verständnis, voll tiefer Anteilnahme, aber die Gewohnheit, klar zu formulieren, gab ihrem Empfinden eine harte, nüchterne Art, deren Trivialität Felix innerlich empörte.

„Hast du dem Mädchen die Ehe versprochen?"

„Laß das doch", wiederholte er ungeduldig, mit einer Bewegung der Schultern, wie sie Frank Nehls hatte, wenn er Unbequemes von sich wies.

Ottilie kannte diese Bewegung! Erkannte in dem verdrossen abgewandten Profil den Frankschen Familienzug, — das Schwankende, Unpositive, das Spielen mit Möglichkeiten.

Und sie — die immer Gefügige, Geduldige — wurde beinahe heftig dem Bruder gegenüber, der wie ein Sohn für sie war.

„Du sollst mir die Wahrheit sagen, Felix, ich verlange es. Ich will keine Unklarheit. Bei dir will ich sie nicht", wiederholte sie nochmals, fast leidenschaftlich in ihrer Angst.

Aber er wendete ihr schon wieder ein lächelndes Gesicht zu, mit kaum merklicher Bitterkeit in den Mundwinkeln, die ihn älter erscheinen ließ, als er war. Er versuchte, leicht zu sprechen, mit einer leisen Ironie, die ihr fremd an ihm war, ihr aber zeigte, daß sie kein Kind mehr vor sich hatte.

Worüber sich die alte, dumme Tille denn so wunderte? Er hatte ihr doch geschrieben — wie es um Alma Kurthe stand, und daß er gerade ihretwegen kein Jahr länger bleiben wollte. Aber auch um die wenigen Wochen war es zu viel gewesen. Mein Gott — die dumme Tille mußte doch begreifen. Seit sechs Jahren war er nun täglich mit dem hübschen, netten Mädel zusammen, spielte Klavier mit ihr. Zu Weihnachten hatte sie ihm Taschentücher gestickt. Der alte Kurthe sagte immer: „Kinder". . . Er war doch kein Stock. Acht Tage vor seiner Abreise waren sie zusammen in einem Konzert gewesen. Sie gingen immer zusammen ins Konzert — seitdem der alte Kurthe sein nervöses Ohrenleiden hatte. Man hielt sie schon längst für ein Brautpaar, obwohl er nie, aber auch nie das leiseste Wort zu ihr gesagt hatte. Na ja, also acht Tage vor seiner Abreise, da gab's wieder mal die Suite von Sinding. Sie hatten sie oft vierhändig gespielt. Und plötzlich fing sie an zu weinen und faßte nach seiner Hand. Und so blieben sie sitzen, denn ihm wurde das Herz auch so plötzlich schwer, wie er an den Abschied dachte . . . und dann kam jemand, der sie beobachtet hatte, und gratulierte, und noch einer gratulierte, und am nächsten Morgen im Laden. . . Ja, es war eigentlich merkwürdig. Keiner von ihnen hatte etwas gesagt, aber verlobt waren sie. Der alte Kurthe hatte gleich Anzeigen drucken lassen wollen, aber das hatte er ihm ausgeredet. Es brauchte ja noch keine öffentliche Verlobung zu sein. Wer weiß, wie alles noch kam. . . .

„Unsinn", schnitt Ottilie kurz ab. „Ihr seid verlobt, das ist klar. Da kann nichts anders kommen. Ich verstehe nur nicht, was du hier willst? Du hättest dort bleiben sollen, das Geschäft übernehmen.". . .

„Heiraten, Kinder zeugen, aufziehen und krepieren — danke!"

So heftig hatte sie ihn noch nie gesehen. Sie schüttelte bekümmert den Kopf.

Felix aber war aufgewühlter als bei seiner Ankunft, da er den Vater auf unklaren Wegen ertappt hatte.

Er fühlte, der Kampf gegen äußere Verfehlungen war leichter als der Kampf gegen die engen Satzungen einer philiströsen Moral. Ottilie aber hatte sich nie so allein und von allen verlassen gesehen wie jetzt. Sie hatte nutzlos zwanzig Jahre ihres Lebens geopfert! Stillschweigend hatte sie sich mit dem Verlust ihres ältesten Bruders abgefunden, stillschweigend hatte sie die kleine Nichte, die ihr so



teuer war, und der sie so gern alles Beste und Tiefste von sich ins Herz gepflanzt hätte, unheilvollen Einflüssen überlassen müssen, stillschweigend wachte sie über den dunklen Pfaden des Vaters, in stündlicher Angst, daß sittliche Haltlosigkeit ihn plötzlich in einen Abgrund hinabzog, und — nun entglitt ihr der jüngste Bruder, dem sie wie einem eigenen Kinde zugetan war, den sie in unausgesprochener Selbstliebe — für sich erzogen hatte, um alternd bei ihm von den Stürmen des Lebens auszuruhen.

Ihre armen, dürren Hände hatten keine Kraft, Menschen zu halten, wie sie keine Kraft gehabt hatte, eigenes Glück heranzuholen.

Felix forderte sie auf, mit ihm durch die Stadt zu bummeln. Aber sie war erschöpft von den Stunden, angegriffen von dem Wiedersehen, das ihr neue Sorgen zu den alten gebracht hatte, und schüttelte den Kopf.

„Heute mußt du allein gehn, Felix. Aber zum Abendbrot bist du wohl zurück?"

„Ja, gewiß."

Sie fühlte die Eile, die er hatte, hinauszukommen, an dem flüchtigen Händedruck, dem zerstreuten Lächeln.

Und sie sah, wie er sich fast heimlich aus der Wohnung stahl, als fürchtete er, der Vater könnte sich noch im letzten Augenblick an ihn hängen.

Er selbst aber sah gar nichts — denn Berlin wartete auf ihn! . . .

Fester als sonst preßte Ottilie an diesem Abend die nassen kalten Tücher um ihren kranken Hals. Morgen hatte sie sechs Stunden zu geben. Um 5 Uhr wollte sie mit Felix zu Paul. Das alles bedeutete Anstrengung und Aufregung. Sie war gar nicht recht widerstandsfähig mehr: kaum einen heiseren Ton hatte sie herausgebracht, als sie Felix „gute Nacht" wünschte.

Einmal ausruhen! Ausruhen von Sorgen und Arbeit.

* * *

Frank Nehls war in letzter Zeit in recht zuversichtlicher, vergnügter Stimmung.

Frau Mara fand ihn sogar verjüngt und verschönt, ertappte sich auf leisen, verliebten Regungen, auf ungewohntem Eifersuchtsgefühl, wenn er bei Tisch gutgelaunt von seinem neuesten „Star" sprach.

Alle Augenblicke glitt der Name Ada Moll von seinen Lippen.

„Ich find nix so B'sondres an ihr dran", meinte Frau Mara schnippisch.

Pieps ärgerte sich, fand es vulgär, eine vermeintliche Rivalin herabzusetzen.

„Sie hat Rasse", sagte sie spitz und deutlich.

„Richtig, mein Mädel, Rasse". . . lachte Frank Nehls. „Und trägt furchtbare Schuten."

Frau Maras Ton wurde immer wegwerfender.

„Schick sie doch zu Boehmer, Papa, ja? Die Boehmer macht deliziöse Federhüte. Todschick wird sie darin aussehen."

Frau Mara warf ihrem ungehörigen Töchterlein einen Blick zu, als wollte sie sie fressen. Frank Nehls amüsierte sich köstlich. Wenn er gut bei Laune war, liebte er die nervöse Kampfstimmung verliebter und perfider Weiblichkeit. Es belustigte ihn außerordentlich, daß seine Damen jetzt

Pieps hatte er sogar einmal hereingerufen, während die junge Schauspielerin bei ihm war, und er hatte mit Entzücken die prüfenden, halb feindlichen, halb anerkennenden Blicke beobachtet, mit denen Pieps die Schauspielerin gemessen hatte.

So eine Szene mußte er in seinem nächsten Stück anbringen.

Noch war der „Dreikampf" nicht heraus, und schon dachte er an seine nächste Arbeit. Diesmal als Künstler, zum erstenmal ohne den sonst immer lebendigen Hintergrund des Geldverdienens.

Er fühlte sich seit einiger Zeit merkwürdig angeregt. Die reizvoll timbrierte Stimme der jungen Künstlerin, ihre aparte Silhouette wurde er den ganzen Tag nicht los. Ihm selbst unbewußt, wurde sie die Trägerin aller von ihm geschaffenen und noch werdenden Gestalten seiner Phantasie.

Er ließ sie in seinem Zimmer Rollen lesen, die er vor zehn oder fünfzehn Jahren geschrieben, beinahe vergessen hatte, und die ihm plötzlich wie von neuem, lebenskräftigem Odem erfüllt schienen.

Er träumte von einer Wiederaufnahme seiner alten, längst verblichenen Werke. Blätterte in alten Kritiken, ärgerte sich über das triviale Lob, den boshaften Tadel. „Stückefabrikant" nannte man ihn öfter, seine Heldinnen „effektvolle Theaterpuppen".

Jetzt plötzlich packte ihn der Ehrgeiz. Er wollte ihnen schon zeigen, daß er Menschen schaffen konnte, Menschen „von Fleisch und Blut". Nur die Schauspielerin mußte er haben, die sich über das übliche Theatergeplärr erheben konnte. Keine Claire Nelzen, die wie ein kunstvoll aufgezogenes Uhrwerk mit unfehlbarer Routine das einzig Richtige im einzig richtigen Augenblick tat.

Zum Deibel mit der langweiligen Routine, den echten Brillanten und dem falschen Theaterlächeln. Er brauchte — eine Natur, ein Temperament, eine Persönlichkeit — eine Ada Moll.

Er hatte Eiler kaum gedankt für die Akquisition, sich immer davor gedrückt, ein abschließendes Urteil über die junge Schauspielerin zu fällen. Sprach nur über sie, wenn Eiler direkte Fragen stellte, und auch dann so kurz, in so nebensächlicher Art, als verdankte er sie gar nicht ihm.

Ein ausschließliches, eifersüchtiges Besitzgefühl hatte ihn erfaßt. Wie ein Kunstwerk war sie ihm, das er formte, und dessen Schönheit ihn — den Schöpfer — manchmal überwältigte. Wie ein kostbares Instrument, auf dem er mit souveräner Meisterschaft zu spielen vermochte, und das wie tot dalag, wenn sein Wille es nicht belebte.

Eiler hatte ihm sein Portefeuille zur Verfügung gestellt, und Frank Nehls nahm ihn mit auffälliger Zerstreutheit in Anspruch, fast ohne Dank, in unerschütterlichem Vertrauen auf einen nächsten großen Sieg.

Die Frauen, die der Quelle seiner neuesten Freigebigkeit nicht weiter nachforschten, lebten sorglos in ihrer nüchternen Phantastik und sprachen von der Premiere des „Dreikampf" mit jener lächelnden Sicherheit, die ihren persönlichen Kredit gefährlich erweiterte.

* * *

Eines Nachmittags meldete Ottilie telephonisch den Besuch von Felix an. Sie selbst wäre leidend, könnte ihn nicht



„So . . . ja . . . na, meinetwegen um fünf. . . . Wie geht's denn sonst? Gut . . . na, also schön . . ."

Ottilie mochte wohl etwas hindurchmurmeln, was er nicht verstand — eine zaghafte Bitte . . . oder eine Aufklärung.

Frank Nehls rollte mit der freien Hand einen Bleistift hin und her.

„Ja . . . ja . . . Tille, schon gut. Grüß schön", schnitt alles Weitere ab.

Es traf sich noch halbwegs, daß er heute allein war. Aber immerhin wirkte die Ankündigung des Besuches wie ein kalter Luftstrom auf seine ungewöhnliche wohltemperierte Stimmung.

Er fürchtete neue Verpflichtungen, vielleicht auch nur ablenkenden Interessenkreis. Sein Lebensrahmen war geschlossen. Um dem Bilde, das er umfaßte, Neues hinzuzufügen, hätte er ihn sprengen müssen.

Es ärgerte ihn, daß er den Bruder so spät bestellt hatte. Eine ganze Stunde ging ihm verloren, in der er doch nicht arbeiten konnte, und mit jeder Minute, in der er fruchtlos Ablenkung suchte — durch ein Buch, das er aufs Geratewohl aus der Bibliothek nahm, durch das Stopfen einer kleinen englischen Tonpfeife, die ihm bei gewissen Empfängen die Pose der Gemütlichkeit gab — wuchs seine Nervosität.

Er telephonierte die Prinzessin Arnulf an.

Er liebte es manchmal, sein heißes, fieberhaftes Arbeiten durch ein kühles, spitzes Geplauder mit der klugen Freundin zu unterbrechen. Er kannte ihr lässiges Liegen auf der Chaiselongue mit dem trägen Greifen nach dem Hörrohr des kleinen Telephonapparates, der ihr zur Hand fast unsichtbar hinter blühenden Blumen auf einem kleinen Louis-XVI.-Tischchen stand.

Am Ton ihrer Stimme hörte er es, ob sie allein war, ob ein bevorzugter Freund die Dämmerstille des sinkenden Tages mit ihr teilte. Und ob sie ihren Worten auch dann keinen Zwang auferlegte, amüsierte ihn doch die kleine Lüge ihrer fast herausfordernden Herzlichkeit, an der er die Anwesenheit eines Dritten erkannte.

Es machte ihm Spaß, daß sie sich noch die „Unkosten" machte, gab ihm Relief in seinen eigenen Augen, obwohl er wahrlich nie eitel gewesen war auf die kurze Gunst der temperamentvollen Durchlaucht mit dem geistreich sinnlichen Negergesichtchen.

Wütend ließ er das Hörrohr fallen, als eine Dienerstimme meldete: „Ihre Durchlaucht hätten heute Migräne, wären nicht zu sprechen."

Die Migräne kannte er! Irgendeine erotische Enttäuschung — ein erwartetes Billett, das nicht eingetroffen war — eine Tasse Tee, die ungetrunken blieb — oder ein Verlust an der Börse.

Seitdem sie mit Direktor Pausin liiert war — spielten Kapitalanlagen eine große Rolle; und zwischen einem nach Jockey-Club duftenden Pergamentbrief und dem Hertelschen Kurszettel, den die Bank ihr täglich durch ihren Diener schickte, schwankte sie selten zugunsten des Briefes.

Es war vorgekommen, daß er sich nach solchen „Migräne"-Anfällen tagelang nicht um sie gekümmert hatte, sich dreimal täglich von ihr vergeblich anklingeln ließ, ihren Diener kurz abfertigte und erst wieder auf einen jener entzückend impertinenten und schillernden Briefe reagierte, die er mit fast religiöser Andacht — als „documents feminins" zu sammeln liebte.

Er sah auf die Uhr. Vielleicht war Ada Moll schon zurück von ihrem Schneider. Aber sie hatte nur Nebenanschluß; ihn graute vor der Tortur des Wartens, und dann kamen oft der Reihe nach alle vier Kinder der Frau Jonas, bei der sie wohnte, an den Apparat — mit Fragen, Nichtverstehen, endlosen Pausen — bis er vielleicht den Bescheid bekam: „Fräulein schläft" oder „Fräulein is bein Anziehn! Se möchten in einer halben Stunde wieder anklingeln!" . . .

Nee — dazu hatte er die Geduld nicht.

Ihm fiel ein, daß er vor Wochen eine neu erschienene Shakespeare-Ausgabe seinem Einbinder gegeben. Warum schickte der Kerl eigentlich die Bücher nicht?!

Er machte eine Szene am Telephon, als hätte das Nichtliefern der Bücher ihn um eine Arbeit betrogen. Es war einfach „unerhört, ihn so sitzen zu lassen — er wäre in der furchtbarsten Verlegenheit — er wollte sich das merken!" . . .

Der Buchbinder kam nicht zu Worte, vergaß sogar in dem Schwall der Vorwürfe, daß Frank Nehls ihm bei Übergabe des Werkes gesagt, es sei gar nicht dringend.

Nun war eine Viertelstunde mit Telephonieren und Ärgern ausgefüllt worden. Die Zeit wollte gar nicht vorwärts gehn. Er dachte krampfhaft nach, womit er sie ausfüllen könne. Aber beim Nachdenken legte sich ihm eine bleierne Müdigkeit über die Augen.

Um sich Bewegung zu machen, trat er aus seinem Zimmer heraus in die dunklen Gemächer, bis er — ohne es zu merken — vor die Türe seiner Frau kam.

Mechanisch drückte er auf die Klinke, die von den seidenen Portieren halb verdeckt war.

Die Tür glitt geräuschlos in den Angeln, und der dicke Teppich verschlang den Schall seiner Tritte. Im ersten Augenblick glaubte er, das Zimmer wäre leer, dann aber entdeckte er seine Frau in einem der tiefen, hochlehnigen Sessel, wie sie mit zurückgeworfenem Kopf und halboffenem Mund in friedlichem Schlummer lag.

Sie mochte wohl Kopfschmerzen gehabt haben. Eine kleine runde Waschschüssel aus Meißner Porzellan stand neben ihr auf dem Tisch, und im Wasser schwamm ein zusammengelegtes Taschentuch; aus einem breitbauchigen grünen Flakon in silbernem Gestell strömte ein starker Duft von Salmiak und Kölner Wasser.

Patiencekarten, Modejournale und Zigaretten lagen durcheinander; eine halbvolle Tasse schwarzer Kaffee krönte einen Haufen Leihbibliotheksbücher.

Frau Mara hatte es sich völlig bequem gemacht. Ein einfacher dunkler Flanellschlafrock umhüllte ihre üppigen Glieder, das Gebäude ihrer Löckchen lag in einem Arbeitsbeutel aus grüner Seide, der, von vier weißen Lackstäbchen getragen, zur Aufnahme aller Zufälligkeiten bestimmt war, die keinen Platz in dem „stilvoll" und unpersönlich eingerichteten Zimmer fanden.

Das sonst kunstvoll gewellte Haar, durchnäßt von den Kompressen, fiel in glatten Strähnen um das volle Gesicht, von dem aller Puder abgeglitten war.

Frank Nehls betrachtete seine Frau mit einiger Neugierde. So hatte er sie schon lange nicht gesehen — Jahre nicht. Sie war ihm wie eine fremde Erscheinung — und



doch merkwürdig vertraut, vertrauter als die tadellos frisierte, elegant und kostbar gekleidete Puppe, die ihm bei Tische gegenüber saß.

Ein Schein von Jugend lag auf diesem unpräparierten Gesicht, das jetzt erkennen ließ, wie es gewesen sein mochte, als es noch ungekünstelt war. Die undifferenzierte Gutmütigkeit, das animalisch Weibliche, das einst so starken sinnlichen Reiz für ihn gehabt, daß er darüber fast sein ganzes Lebensprogramm vergessen hätte, sprach auch jetzt noch aus den welkenden Zügen. Das Leben — die äußerlich so wechselvollen achtzehn Jahre — hatten nichts Neues hinzugefügt an Charakter und bedeutsamen Linien, nur die ausdruckslosen Fältchen dermatischer Verwesung lagen in feinem Kranz um die schweren Lider.

Frank Nehls stand lange vor seiner schlafenden Frau — eine Zigarette, die ausgegangen war, im Mundwinkel, die Arme hinter dem Rücken gekreuzt.

Seine ärgerliche Nervosität löste sich in ein nachdenkliches Lächeln stillen Rückerinnerns.

Wie es doch angefangen hatte — — —

Gemeinen Hunger hatte er gehabt, so einen infam „erniedrigenden" Hunger, wenn man gelbe Glacés trägt und einen billig modernen, kunstvoll geschlungenen Schlips. „In meinen Magen sieht mir keiner hinein, aber auf meine Stiefel sieht man", sagte er sich, wenn er die damals kärglichen Honorare einstrich. Dementsprechend lebte er.

Aber an jenem Tage hatte er seiner Abstinenzfähigkeit doch zu viel zugemutet. Er hatte die Coupletterte zu einer Posse geliefert, war „einer der Herren Autoren".

Während der Frühstückspause schlenderte er hinter den Kulissen auf und ab, um nicht mit den andern frühstücken zu müssen — den „Kollegen" und dem Solopersonal — das gern die Pause ausdehnte mit Zutrinken und stark markiertem Appetit. Die „rote Mara" saß in der dunkelsten Ecke vor dickbelegten Stullen, in die sie mit ihren schönen, blanken Zähnen hineinbiß. „Schmeckt's?" fragte er, und sie hatte ihm lachend ein Stück Brot hingehalten. Mit einem Witz, neckend, wie um sie zu strafen, und ein bißchen gönnerhaft nahm er es an und auch das zweite — scheinbar ohne es zu bemerken — mit lustigen Komplimenten für die schönen braunen Augen und das rote Haar.

So frühstückte er „aus Originalität" eine Weile täglich mit ihr — von ihr und ließ ihr ein Glas Bier kommen für zehn Pfennig als Revanche. Dann besuchte sie ihn das erstemal auf seiner Bude und merkte, wie karg es war „beim jungen Dichter". Sie hatte ihre Choristinnengage und einen kleinen Zuschuß von einer alten Tante, die ihr bißchen Geld in Leibrente angelegt hatte.

Mara kam nie mit leeren Händen. Ihre sinnliche Genüßlichkeit setzte sich um in sorgenden Eifer für ihres Liebsten Magen. Wochenlang lebte er fast nur von den Wurst- und Schinkenstullen, die Mara abends, in Zeitungspapier gewickelt, zu ihm brachte, das dann beim Heimgehen ihr billiges, kleines Korsettchen verhüllte. . . .

An das alles mußte Frank Nehls zurückdenken, als er die schlafende Frau vor sich sah. . . .

Und es geschah etwas Ungewöhnliches. Er legte seine Hand leicht auf das strähnige rote Haar, mit einer Be-

Als er schon wieder bei der Tür war, schreckte Frau Mara aus ihrem Schlummer auf.

„Paul . . . Jessas Maria! . . ."

Sie griff mit der einen Hand nach ihrem schmucklosen Haupt, mit der andern suchte sie irgend etwas zu erhaschen, was sie überwerfen konnte — wobei sie schließlich ihr Taschentuch ergriff, um es nach Art der Bauerntücher unter dem Kinn zu knüpfen.

„Is was g'schehn, Paul?"

„Nein, nein . . . ich wollte nur sehen, wo Pieps ist."

„Im Tattersall ist sie. Du weißt doch am Mittwoch. . ."

Er wendete sich schroff um.

„Doch nicht allein?"

„Aber wo! Die Frau Dr. Bars ist ja mit."

Er gab seiner erloschenen Zigarette Feuer.

„Auch nicht die richtige Begleitung!"

Frau Mara wendete übellaunig die Schultern ab.

„Eine Hofdame der Kaiserin kann ich ihr nicht mitgeben!"

„Nein — du brauchst nur selbst mitzugehen."

„Auf einmal! Die Pieps ist doch kein kleines Kind!"

„Schlimmer — ein junges Mädchen!"

„Aber doch keine Prinzessin, nicht? Wenn man dich reden hörte, könnte man's beinah glauben!"

Frank Nehls zuckte die Achseln. Mit der Trägheit seiner Frau hatte er nie fertig werden können. Gegen die passive Renitenz ihrer Natur kamen auch Orkanstürme nicht auf.

„Was ich sagen wollte: Felix hat sich angesagt. Ich werde ihn euch nachher rüberschicken. Vielleicht behaltet ihr ihn auch den Abend über — ich bin leider nicht frei. Überhaupt kümmert euch 'n bissel um ihn!"

Er sagte das ganz nebenbei, schon im Hinausgehen; aber er wußte, auf die Gutmütigkeit seiner Frau einem jungen Menschen gegenüber konnte er sich verlassen.

Und es erschien ihm, als hätte er schon viel für den Bruder getan. Das entlastete sein Gewissen ganz beträchtlich, so daß er gut gelaunt sein Arbeitzimmer wieder aufsuchte.

Felix kam mit der Pünktlichkeit des Provinzlers. Frank Nehls konnte kaum ein Lächeln unterdrücken, als er das kurze, schrille Läuten der Entreeglocke gleich dem letzten tiefen Schlage seiner Standuhr folgen hörte.

Er hatte Weisung gegeben, den Bruder für heute unangemeldet eintreten zu lassen, weil ihm eine allzu stürmische Begrüßung peinlich gewesen wäre vor dem Diener, dessen Anwesenheit ihm bei seinen Zornesausbrüchen gleichgültig war.

„Na, da bist du ja! . . ."

Frank Nehls war dem Bruder bis zur Hälfte des Zimmers entgegengekommen, litt es, daß Felix ihn innig umarmte, und klopfte ihm sogar herzlich auf die Schulter.

„Mein guter, lieber, alter Paul!"

Frank Nehls unterdrückte eine leise Grimasse. Es klang ihm zu bieder — wie die Begrüßungsreden aus alten verstaubten Lustspielen. Und sein Ton wurde doppelt leicht und nicht ohne eine kleine Beimischung onkelhafter Ironie.

„Na, mein Junge, steck dir mal vor allem 'ne Zigarre an — das hilft gegen alle Gemütsbewegungen. So. Henry



Felix mußte unwillkürlich stoppen. Das Abknipsen der Zigarre, das Anrauchen an dem ewigen Lämpchen, das seitlich von der gotischen Bibliothek hing, und das ihm der Bruder wies, nahm Zeit in Anspruch, gab ihm Ruhe wieder.

Als er sich dann wieder umwendete und Frank Nehls in dem milden Lichtkreis seiner Arbeitslampe sah, mit dem rissigen, von Arbeitsmühe und Leidenschaften gezeichneten Gesicht, da erfaßte ihn etwas wie respektvolle Scheu, die er vor dem neben ihm stehenden, viel kleineren Bruder im ersten Augenblick erregten Wiedersehens nicht so empfunden hatte.

Auf eine einladende Bewegung nahm er im Klubsessel, dem Bruder gegenüber, Platz. Noch war er die allzu lässige Bequemlichkeit des Sitzens nicht gewöhnt. Sie hemmte seinen Redestrom, machte ihn plötzlich nachdenklich.

Er begriff auf einmal die Ruhe der Engländer. Und seine Worte kamen ihm langsamer und bedächtiger von den Lippen, als er es vor wenigen Augenblicken noch geglaubt hätte. Er schilderte in kurzen Zügen seinen bisherigen Lebenslauf, die Hoffnungen, die er auf die Zukunft setzte, die Verpflichtungen, die er Ottilie gegenüber fühlte.

Frank Nehls war — wenn er wollte — Meister im Zuhören. Es war ein Hauptgrund seiner Erfolge bei Frauen, die „verstanden werden" wollten.

„Na — und wie steht es mit der Musik?" fragte er nach einer Weile.

Felix sprang von seinem Sessel auf, wie um sich aller Fesseln zu entledigen.

„Also du weißt schon, Paul?"

„Ja . . . und ich zweifle, ob du dein künstlerisches Streben mit deinen praktischen Absichten wirst vereinigen können."

Felix lachte ein frohes, sieghaftes Lachen.

„Werde ich können, Paul! Verlaß dich drauf! Es wird eben ein Jahr länger dauern oder zwei — ich habe Zeit, ich bin jung!"

Es zuckte zwischen den dichten Augenbrauen des alten Bruders. Ja . . . Felix war jung . . . das war seine Kraft. Nur so jung sein wie er, noch einmal so jung, so gläubig! Auch er stand vor einem Wendepunkt, wollte Neues schaffen, neue Werte geben — aber auf ihm lastete die Befangenheit zwanzigjähriger Routine, und die Quelle, aus der er trank, war nicht Gläubigkeit, sondern — Rausch.

Es kam härter von seinen Lippen, als er es beabsichtigt, wie er sagte: „Na also, lassen wir mal vorläufig die Zukunftsmusik. Du wirst ja sehen, wie weit du damit kommst, zwei Herren zu dienen. Was sind nun deine nächsten Absichten? — Aber setz dich, Felix — sonst glaube ich mehr an dein Temperament als an deine Kraft."

Felix wurde feuerrot, empfand die Worte wie eine Zurechtweisung seiner vielleicht manierlosen Art.

„Ich bin wirklich einigermaßen aufgeregt, Paul . . . So froh, dich zu sehen! Und all das Neue, das auf mich von allen Seiten einstürmt, dazu die Unkenntnis von dem, was mir die nächste Zeit bringen wird.". . .

Er drehte mit der Hand verlegen seine Zigarre zwischen den Knien und starrte auf seine leicht von Straßenschmutz umsäumten Stiefelspitzen.

„[illegible] stehe, Paul, daß ich viel auf dich gehofft habe . . ein[illegible] wie auf einen Leitstern, der . . ."

„Der dich zur gefüllten Krippe bringt in den Eselstall. Tja, mein Lieber. . . ."

Frank Nehls fühlte wieder eine leichte Nervosität in sich aufsteigen. Er hatte ja gewiß die besten Absichten, aber, wo sollte er einen Menschen, der noch dazu sein Bruder war, plötzlich so unterbringen? Da liefen sich erfahrene Männer oft jahrelang die Hacken ab nach einer Stellung, die ihnen das tägliche Brot gab. Und mit dem kargen „täglichen Brot" allein war es auch nicht abgetan, wenn der Junge seinem Kreise nahetreten wollte, wenn er ihn als Bruder überall vorstellte.

Eiler fiel ihm ein.

Es war nur ein flüchtiger Gedanke, ein Unterbewußtsein der Verpflichtung, die Eiler für ihn zu haben glaubte.

Er sah auf die Uhr. Wenn er gleich telephonierte, traf er Eiler noch in seinem Bureau. Nur nichts auf die lange Bank schieben. Vielleicht war er den ganzen Familiensums gleich los.

„Entschuldige mal einen Augenblick — ich will mal jemand anklingeln."

„Bitte . . . bitte . . ."

Felix stand wieder auf, wendete sich der Bibliothek zu, aus der die reichgebundenen Bücher in goldenen Reflexen hervorleuchteten. Die schwere Pracht der Einbände brachte einen festlichen Ton in die dunkle Gotik der Wandverkleidung, in deren nischenartigen Vertiefungen ebenfalls Bücherregale angebracht waren, die durch die ungleiche Höhe und scheinbar unregelmäßige Wiederkehr all jene starre Steifheit nahmen, die Bibliotheken sonst leicht anhaftet. Auf dem nicht allzu hohen Gesims zwischen den fein geschnitzten Säulen und Türmchen standen allerlei Kostbarkeiten: Schalen aus Amethyst, Statuetten aus Elfenbein, Tschibuks mit eingelegten Edelsteinen, Leuchter aus köstlich getriebener Bronze, Photographien großer Künstler und Künstlerinnen mit Widmungen in kostbaren Rahmen.

Und jeder Gegenstand hatte seine Sprache, seine Geschichte, bedeutete ein Steinchen in dem schillernden Mosaikbild, das ihm des Bruders Leben war.

Der Hauch äußerlich vornehmen Künstlertums, der von dem ganzen Raum ausging, legte sich berauschend um Felix' Sinne, streichelte das feine Formgefühl, das in ihm lebte und nach harmonischem Ausklingen rang.

Die nervöse Stimme Frank Nehls schlug plötzlich wieder an sein Ohr. Unwillkürlich wendete er sich um, und sein rascher Blick umfing die Umrisse des Bruders, wie er mit leicht seitwärts geneigtem Kopf das Ohr lauschend an den Hörer hielt, während sein Ellbogen sich auf den Tisch stützte und die schmale, bläulichweiße Manschette das gelbliche Handgelenk freigab.

Ein feines, ironisches Lächeln, oberflächlich und liebenswürdig, huschte hin und wieder über die scharf markierten Züge. Es war das Lächeln des Gesellschaftsmenschen, das sich wie eine Maske über das Gesicht legte.

„Gern . . . gern . . . lieber Eiler. Apropos, was ich fragen wollte: Mein Bruder ist nach Berlin übergesiedelt — Kaufmann — erste Referenzen. . . . Könnten Sie ihn nicht wo bei sich in der Bank unterbringen? . . . Wie? . . . Na ja, selbstverständlich wird er sich Ihnen vorstellen. . . . Was? . . . Genie? . . . Ob er auch ein Genie ist? Weiß ich nicht . . . werde ihn fragen — —"



Er lachte in den Apparat hinein.

„Hoffentlich nicht? Na ja . . . sage ich auch. . . . Wie? Wer räsoniert? Prokurist? . . . Was für ein Prokurist? . . . Ramlow? . . . Wie heißt er? . . . Wieso? . . . Ach was, ich schicke dem Mann einen Platz zu meiner Premiere . . . Zieht nicht? Aha . . . ein Tugendläufer! Trösten Sie ihn — mein Bruder auch. Felix heißt er, und Dusel hat er . . . Ja. Felix. Felix Frank. . . . Ist noch eine alte schlechte Gewohnheit von ihm. Na schön. . . . heute abend . . . ja, natürlich . . . nu nee, lieber Eiler. Die Ada Moll lassen Sie mir bis nach der Premiere ungeschoren. — Wie . . . was? Witzbold! 'n Abend . . ."

Frank Nehls legte das Hörrohr nieder. Das ironische Lächeln schwand aus seinem Gesicht. Er kreuzte die Finger ineinander über dem Schreibtisch und sagte kurz: „Wenn du konvenierst, wirst du voraussichtlich bei der Deutschen Handelsbank eintreten können. Es trifft sich gut. Einer ihrer Herren ist plötzlich erkrankt, was ein paar Verschiebungen zur Folge hat. Natürlich großes Getue, aber ich glaube, die Sache wird sich machen. Von deinen musikalischen Plänen laß vorläufig lieber nichts verlauten. Morgen um vier machst du Herrn Direktor Eiler in seinem Bureau einen Besuch: Gehrock und einfarbige, helle Krawatte, Zylinder, graue Handschuhe in der Hand. Wenig reden. Auf alles ja sagen."

Felix war etwas bleich geworden. Zu schnell erfaßte ihn das Glücksrad — es schwindelte ihm vor den Augen, und sein Verzagen war größer jetzt, als da er aufs Geratewohl nach Berlin gekommen war.

„Du glaubst wirklich, Paul, daß die Deutsche Handelsbank mich . . . nehmen würde . . . die Deutsche Handelsbank? . . . Mich?"

„Meinen Bruder — ja, das glaub ich. Übrigens merke dir, mein Junge: auch Institute werden von Menschen geleitet — und persönliche Beziehungen sind der beste Schlüssel zur Eingangspforte."

Felix wollte etwas entgegnen, Frank Nehls aber schnitt kurz ab: „Zur Eingangspforte sagte ich — nicht zum Erfolg!"

Felix lächelte ein wenig verlegen, und wieder schnürte ihm die Bewegung den Hals zu. Wenn er mißfiel . . . wenn er dadurch seinen großen, herrlichen Bruder bloßstellte! In konfusen Sätzen sagte er so etwas Ähnliches, und Frank Nehls, dem diese Naivität Spaß machte, fühlte plötzlich für einen kurzen Augenblick etwas wie neugieriges Interesse in sich aufsteigen für den jungen, so ursprünglichen, ehrlichen Menschen, der ihm innerlich weltenweit fremd war und ihm doch so nahe stand durch die Bande des Blutes.

„Ich will noch ein übriges für dich tun, mein Junge. Du erwartest mich morgen nachmittag um drei Uhr beim Ausgang des ‚Künstlerischen Theaters' in der Karlstraße. Dann führe ich dich frühstücken. Nach ein paar Glas Mumm, einem Mokka und einem Chartreuse wirst du es für die größte Herablassung deinerseits halten, in die Deutsche Handelsbank einzutreten. Und das ist dann gerade das Richtige, und ich wette tausend gegen eins, daß du mit einem Gehalt, das deine Erwartungen um ein gutes Drittel übersteigt — angestellt wirst. Abgemacht?"

Mit einer scharmanten Gebärde streckte Frank Nehls dem jungen Bruder die Hand über den Schreibtisch hin. Das flimmernde Spottlicht in seinen lebhaften, dunklen Augen gab ihm etwas Schalkhaftes, was Felix jede Distanz vergessen ließ.

Heiß schüttelte er die dargebotene Rechte.

„Du bist doch der prachtvollste Mensch auf Gottes Erdboden, Paul . . . Na, ich hab's ja der Tille gleich gesagt! Ich kenne dich! . . ."

„Kennst du mich? . . . Na, dann ist's ja gut!"

Felix überhörte den Spott, der sich jetzt zum Sarkasmus verdichtete.

Frank Nehls aber stand auf.

„So, mein Lieber. Nun mußt du mich aber für heute entschuldigen. Der Diener führt dich zu meinen Damen hinüber. Sie werden dich für heute wohl behalten wollen. — Also morgen um drei — Zylinder, Gehrock . . . ja, du: die Haare kannst du dir hinten um einen halben Zentimeter kürzer schneiden lassen. Nur keine Künstlerallüren! Der Samtrock ist nicht mal im Hause mehr modern, und dem modernen Musiker ziemt eigentlich — eine Glatze!"

„Melden Sie meinen Bruder bei der gnädigen Frau an", gebot er dem Diener, klopfte Felix noch einmal leicht auf die Schulter und entließ ihn mit einem kurzen, freundlichen Nicken.

* * *

Als Felix in den Salon seiner Schwägerin trat, war dort bereits ein eleganter Teetisch gedeckt, und Frau Mara, frisiert und zurechtgemacht, kam ihm in einem hübschen Tea-gown aus violetter Libertyseide entgegen.

„Grüß Gott, Felix. . . . Na, laß dich mal anschaun!"

Sie gab ihm Zeit, ihre weiße, wohlgepflegte Hand zu küssen, und drehte ihn dann mit dem Gesicht zur elektrischen Krone.

Er lachte sie ein bißchen verlegen an und atmete mit Wohlbehagen die laue, parfümierte Luft des Zimmers ein und den Duft, der von ihrem mit unsichtbaren Sachets gepolsterten Kleide ausging.

Frau Mara nickte zufrieden.

„Fesch bist du geworden, weißt du?!"

Sie betrachtete ihn mit ungenierter Neugierde — wie man einen zum Kauf angebotenen Gegenstand mustert.

„Und wenn du erst ein bissel hier gelebt haben wirst, wirst du eine ganz elegante Figur abgeben. So — jetzt setz dich: magst 'n Tee? Oder trinkst du lieber ein Glas Portwein zu den Sandwiches?"

„Nein, nein, Tee, liebe — Schwägerin."

„Mara heiß ich", verwies sie mit sanfter Strenge.

„Ja, ja, das weiß ich schon . . . ich wußte nur nicht, ob ich darf", antwortete er mit einem frohen, jungen Lachen.

„Na was denn, Felix?! Bin ich denn so eine alte Hutzel geworden, daß du dich vor mir fürchtest?"

„O gewiß nicht, liebe Mara!"

Aber der Name wollte ihm nur schwer von den Lippen. Er klang so romanhaft, und auch die Situation erschien ihm romanhaft, machte ihn unsicher. Er bedauerte, nicht doch Portwein genommen zu haben. So löffelte er in nüchterner Scheu seinen Tee und wagte es kaum, von den silberglitzenden Körbchen einiges zu nehmen.

Schließlich packte ihm Frau Mara alles mögliche auf den Teller, was ihn noch befangener machte, das Gefühl eines unbeholfenen Kindes in ihm erweckte.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale Eisenbahnausstellung in Buenos Aires 1910.

Von Regierungsrat a. D. G. Remmann.

Die argentinische Republik rüstet sich zu einer großen Feier des 100 jährigen Gedenktages der südamerikanischen Staatenbildung in Gestalt einer internationalen Eisenbahnausstellung. Die argentinische Nation wendet sich anläßlich dieser Jahrhundertfeier an alle zivilisierten Länder und bietet ihnen ein freies Feld für den Wettbewerb in der Verkehrsmittelindustrie und den dieser verwandten Betrieben.

Im März d. Js. hat die „vollziehende Gewalt" der Republik der hierauf bezüglichen Vorlage des Kongresses Gesetzeskraft verliehen. Für die Bestreitung der Kosten dieser politischen Zentenarfeier, auf deren Programm neben der Eisenbahnverkehrsmittelausstellung auch eine Ackerbau- und Viehzuchtausstellung steht, ist ein Betrag von 6 500 000 Pesos Papier, gleich 11 500 000 Mark bewilligt worden. Nachdem durch die „ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie" die Vorfragen für eine Beteiligung deutscher Industrie geprüft waren, hat sich am 30. April d. Js. im Reichsamt des Innern ein Arbeitsausschuß unter dem Vorsitz des Ausstellungskommissars, des Geheimen Oberregierungsrats Dr. Lewald, gebildet, an dessen Adresse „Berlin W., Wilhelmstraße 74" alle Zuschriften wegen Beteiligung an der Ausstellung zu richten sind. Das das gesamte Verkehrswesen umfassende Ausstellungsgebiet gliedert sich in 14 Sektionen, die das Eisenbahn-, das Tramway-, das Automobil-, das Radfahrwesen, Post, Telegraphie und Fernsprechwesen, Landfuhrwerke mit Geschirren, Reit-, Fahr- und Sportwesen in sieben Sektionen und in vielen gruppenmäßigen Unterabteilungen umfassen, während die andern sieben Sektionen die Militärtransporte, den Sanitätsdienst, das Gepäckwesen, das städtische Transportwesen, den Feuerwehrdienst, die dekorative Kunst, die Hygiene in den Verkehrsmitteln, den Arbeiterschutz, die soziale Fürsorgegesetzgebung und in Sektion 14 die Luftschiffahrt umspannen.

Umfangreiche amtliche Berichte der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft, des Generalkonsulats in Buenos Aires und anderer hervorragender Kenner der dortigen volkswirtschaftlichen und politischen Verhältnisse kommen übereinstimmend zu der Ansicht, daß sich der deutschen Industrie ein fruchtbares Feld der Betätigung ihrer Leistungsfähigkeit und ihrer Unternehmerkraft bei der am 25. Mai 1910 zu eröffnenden Ausstellung darbiete, deren Schluß auf den 25. November 1910 vorläufig festgesetzt ist. In allen diesen Berichten wird hervorgehoben, daß gerade die in Rede stehenden Ausstellungsgebiete lohnenden Absatz und reiche Betätigungsmöglichkeit versprechen.

Der Verfasser dieser Mitteilungen verfolgt als langjähriger Kenner des Landes und seiner Bewohner den Zweck, durch angemessene Beleuchtung der dortigen Verhältnisse, der Wirtschafts-, Handels- und insonderheit der Verkehrzustände Argentiniens aufklärend und anregend zu wirken.

Argentinien hat sich seit der Gründerzeit an die erste Stelle unter den lateinisch-amerikanischen Ländern hinaufgearbeitet. Entsprechend den beispiellosen wirtschaftlichen Erfolgen ergibt die nationale Wirtschaftsbilanz seit einer Reihe von Jahren immer größere Ueberschüsse. Argentinien ist mit 2,9 Millionen Quadratkilometer [illegible]hnung ein Land von etwa der fünffachen Größe Deutschlands, dessen allerdings schwache Besiedlung sich aus der Tatsache ergibt, daß seine Bevölkerungziffer von etwa 5,5 Millionen Köpfen, von denen noch dazu $^1/_5$ in der Hauptstadt wohnen, nicht viel mehr als $^1/_{12}$ der deutschen ausmacht. Das Land ist heute noch in erster Linie auf Bodenwirtschaft, auf Ackerbau und Viehzucht angewiesen. Die mineralischen Bodenschätze der gebirgigeren westlichen Landesteile harren noch der Erschließung. Man kann annehmen, daß etwa die Hälfte der gesamten Bodenfläche der Republik für Zwecke des Ackerbaues und der Viehzucht verwendbar erscheinen. Von der bewirtschafteten Fläche ist jedoch erst $^1/_{10}$ gut ausgenutzt. In weitem Bogen hat sich die Landwirtschaft, von den Gestaden des Atlantischen Ozeans und der großen Flüsse, des Paraná und Uruguay, ausgehend, der Ost- und Nordostprovinzen bemächtigt. Schier endlose Weizenfelder zeugen von der Fruchtbarkeit des Bodens, der jahrelang ohne jede Düngung reiche Erträge liefert. Weizen, Mais, Flachs, Leinsamen sind die Haupterzeugnisse des Ackerbaues. Eine noch größere Bedeutung aber kommt der Viehzucht zu, die die Haupterwerbsquelle des Landes bildet. Im Jahre 1905 wurden neben der lebenden Ausfuhr (12 200 Stück Rindvieh, 64 000 Schafe, 9 100 Pferde, 18 700 Maultiere usw.) über $^1/_2$ Million Stück Rindvieh, $3^1/_2$ Millionen Schafe zur Gewinnung gefrorenen Fleisches geschlachtet und über $^1/_3$ Million Ochsen in den Fleischextraktfabriken verarbeitet. Schiffsladungen von Wolle, Häuten, Talg und andern tierischen Abfallprodukten werden fortwährend nach Europa abgefertigt.

Der Außenhandel Argentiniens stützt sich vornehmlich auf die regelmäßigen gewaltigen Ausfuhren an landwirtschaftlichen Erzeugnissen, die dem Lande dauernd eine aktive Handelsbilanz sichern. Die Ausfuhr betrug im genannten Jahre 296 Millionen Goldpesos (zu 4,05 Mark) und stieg im folgenden Jahr um weitere 70 Millionen Goldpesos. Die Wareneinfuhr betrug 286 Millionen Goldpesos (D.), davon entfielen: 20 Millionen D. auf Nahrungsmittel, 18,5 Millionen auf Ackerbaubedürfnisse und 52,3 Millionen D. auf Transportmittel für Eisenbahnanlagen. An dieser Einfuhr waren beteiligt: Großbritannien mit 97,9, Deutschland mit 45,4, die Vereinigten Staaten mit 38,8, Frankreich mit 25,5 und Italien mit 24,0 Millionen D.

Die rapide Steigerung des gesamten Außenhandels (Summe der Aus- und Einfuhr) Argentiniens seit 1900 erhellt (nach dem reichsstatistischen Jahrbuch für 1908) aus dem Wachstum der nachfolgenden Jahresziffern: 1086, 1141, 1144, 1426, 1828, 2138, 2277, 2357 Millionen Mark; sie hat sich danach von 1900 bis 1907 mehr als verdoppelt. Dieser ungeheure Aufschwung der wirtschaftlichen Entwicklung, der, wie bekannt, von einer Befestigung der Währungsverhältnisse begleitet war, entsprach gleichzeitig einer Verbesserung der innerpolitischen Zustände seit dem Regierungsantritt des bewährten Staatsoberhauptes, des Präsidenten Julio A. Roca. Gleichlautend mit diesen Erfolgen vollzieht sich die Entwicklung des argentinischen Verkehrswesens, dieses unerläßlichen Rückgrats von Handel und Wirtschaft.

Die Entwicklung der Bahnen von den Anfängen des Eisenbahnwesens der sechziger Jahre bis zur Gegen-



wart ist überraschend. Die Aufwärtsbewegung der Entwicklungskurven zeigt, daß sowohl der kilometrische Längenzuwachs, die Personen- und Güterverkehrsleistungen als auch die Wirtschaftsgebarung innerhalb des verflossenen Jahrzehnts außerordentlich waren. Welche Aufgaben in Zukunft aber noch zu lösen sind, wolle man nach der Zahl der Genehmigungsanträge ermessen, die der Regierung vorliegen. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man den im nächsten Jahrzehnt bevorstehenden weiteren Ausbau des Bahnnetzes auf 19 000 Kilometer beziffert. Der Staat selbst hat jetzt den Bau von 2000 Kilometer Bahnen in Patagonien in Angriff genommen. Welch ein Feld für die Betätigung der ausländischen Gewerbetätigkeit!

Buenos Aires ist der Hauptknotenpunkt aller größeren Landeseisenbahnen. Von Norden her gelangen die Zentralargentinische und die mit ihr verschmolzene Rosariobahn unmittelbar an die Hafengleise vor der Stadt, während die Pazifische Bahn, deren Stammstrecke das Anfangsglied der chilenischen Ueberlandbahn ist, und die in den letzten Jahren ihre Einflußsphäre durch Aufnahme anderer Bahnen außerordentlich vergrößert hat, die Gleise der Zentralargentinischen Bahn mitbenutzen muß. Von Süden her hat die Südbahn Anschluß an den Hafen, während die Westbahn auf die Mitbenutzung der Zentralbahn und der Südbahn angewiesen ist. Von den hauptstädtischen Hafenanlagen ist der Maderohafen mit einem Netz fiskalischer weitspuriger Gleise ausgestattet, während der Riachuelo von den Gleisen der Südbahn umschlossen wird.

Nach Mitteilungen des Generaldirektors der argentinischen Eisenbahnen, der gleichzeitig Präsident des Ausstellungsexekutivkomitees ist, hat der Staat etwa 5000 Kilometer Bahnen im Bau, und den Privatgesellschaften sind etwa 12 000 Kilometer neuer Strecken konzessioniert. Er nimmt ferner an, daß sich das argentinische Eisenbahnnetz bei ruhiger politischer Entwicklung im Laufe der nächsten sechs bis sieben Jahre auf 40 000 Kilometer Länge erweitern werde. Die Tatsache, daß jenes im Bau und in der Planung begriffene Eisenbahnnetz etwa 1190 Millionen Mark Herstellungskosten erfordert, gibt der deutschen Industrie Anlaß genug zu lebhafter Beteiligung. Allerdings, so äußert sich der deutsche Generalkonsul in Buenos Aires, sei unter den bestehenden wie unter den konzessionierten Eisenbahngesellschaften keine deutsche; sie seien hauptsächlich englische und französisch-belgische, aber das schließe keineswegs aus, daß für Lieferungen aller Art auch bei den bestehenden Gesellschaften die deutsche Industrie hinzugezogen werde. Von der Ausstellung sei eine solche verstärkte Heranziehung als Wirkung vorauszusetzen.

In den amtlichen Berichten wird des ferneren auf die Tatsache hingewiesen, daß die argentinischen Eisenbahnen den Landstraßen vorausgeeilt seien. Die sogenannten „Wege“ sind in der Hauptsache nur 30 Meter breite, unbefestigte Viehtriften ohne Brücken. Nachdem die Regierung auf gesetzlichem Wege bereits in zahlreichen Einzelfällen solche Landverbindungen geschaffen hatte, ist nun durch ein neues Gesetz (Ges. Mitre) eine stark und dauernd fließende Quelle für Wegebaugelder erschlossen, indem von den an der Schaffung solcher Zubringernetze in erster Linie interessierten Eisenbahnen 3 v. H. ihrer Reineinnahmen für die Zwecke solcher Wegeherstellung an die Nationalbank abgeführt werden. Auch hiervon werden dauernd viele Millionen frei, von denen ein Teil der deutschen Industrie zugute kommen kann.

Alle Kenner und objektiven Beurteiler dortiger Verhältnisse stimmen dahin überein, daß die deutsche Industrie, nicht nur des Eisenwahnwesens, sondern auch die Bauunternehmung und Maschinenbauanstalten für das Landstraßenwesen von einer Beschickung der Ausstellung Vorteile zu erwarten haben. Dazu gehört aber, daß nur erstklassiges Material zur Ausstellung gelangt, da die Konkurrenz der englischen, französischen und nordamerikanischen Industrie eine scharfe sein wird.

Nach Lage all dieser Verhältnisse darf eine lebhafte und ansehnliche Beteiligung weitester deutscher gewerblicher und Verkehrsunternehmungskreise ebenso im Interesse des politischen wie des wirtschaftlichen Ansehens des Deutschen Reiches erhofft werden. Hier ist ein weites Feld der Betätigung für deutschen Gewerbefleiß, deutsche Industrie und deutschen Unternehmungsgeist!

Die preußische Gesandtschaft beim Päpstlichen Stuhl.

Von Rudolf Müller. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der Sitz der preußischen Gesandtschaft beim Heiligen Stuhl war bis zum Jahr 1870 der Palazzo Caffarelli auf dem Kapitol, in dem nach der Besetzung Roms durch die Italiener und der Errichtung des deutschen Kaiserreichs ein kaiserlicher Botschafter bei dem König von Italien seinen Einzug hielt. Die preußische Gesandtschaft behielt nur noch dort ihre Bureaus, der Gesandte mußte sich ein Privatquartier suchen und hat sich bis zum Frühjahr vergangenen Jahres damit behelfen müssen. So wohnte Freiherr von Rotenhan im Palazzo des Fürsten Odaschonchi und zuletzt im Palazzo Gabrieli. Dies war die letzte Mietwohnung eines preußischen Gesandten in Rom. Der jetzige Gesandte Exzellenz von Mühlberg (Abb. S. 1491) durfte endlich in ein eigenes Gesandtschaftshotel, in die Villa Bonaparte, ziehen, die in den oberen luftigen Stadtteilen, hart an der Porta Pia und in der nächsten Nähe der englischen Botschaft, gelegen ist. An Stelle der Villa stand bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Weinberg, der von den einst so berühmten Sallustianischen Gärten noch früher abgetrennt sein mochte; der gehörte einer florentinischen Familie, die den schönen Namen Cicciaporci führte.

Das Besitztum gefiel dem Kardinal Valenti so, daß er es dem Cicciaporci abkaufte und den Architekten Maréchal, einen Gehilfen des berühmten Vanvitelli, beauftragte, ihm eine Prachtvilla als Sommersitz dort zu errichten. Maréchal löste seine Aufgabe mit hervorragendem künstlerischem Geschick. Der Weinberg verschwand. Weit ab vom Geräusch der Straße erhob sich ein Kasino, inmitten eines kostbaren Parkes von Zypressen, Pinien und Lorbeerbüschen, in denen Springbrunnen sprudelten und architektonische Spielereien an Hecken und Bäumen nach dem Geschmack der damaligen Zeit das Auge erfreuten. Mit Resten von antiken Bauten, die massenhaft bei der Um-



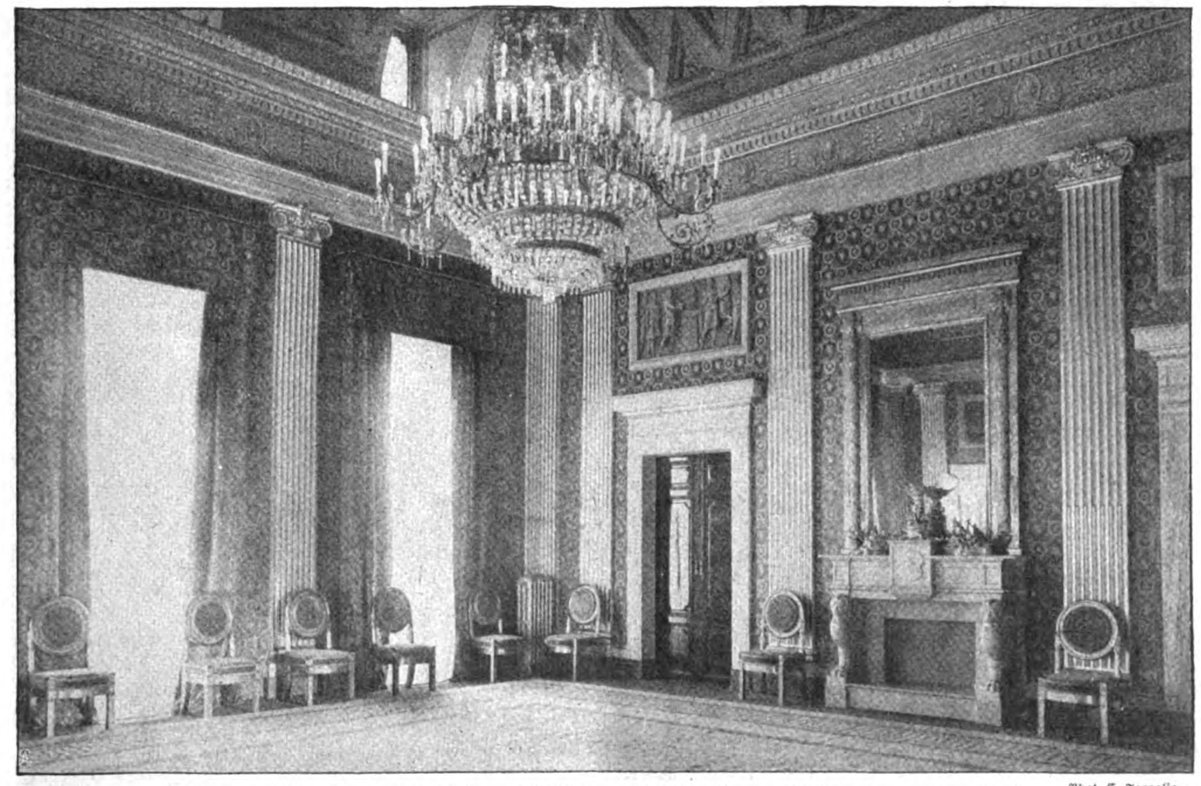
arbeitung des Bodens gefunden worden waren, scheint Maréchal wenig rücksichtsvoll vorgegangen zu sein. Eine große Marmorschale ließ er als Fassung für ein Blumenbeet verwenden und einen Sarkophag als Pferdetränke.

1756 folgte dem Kardinal Valenti im Besitze der Villa der Kardinal Prospero Colonna-Sciarra, und als der Stern Napoleons I. aufging und er seine Schwester Pauline mit dem Fürsten Borghese verheiratet hatte, nahm diese schönste aller Römerinnen von dem Kasino Besitz und ließ es im Empirestil renovieren, um dort ihre Frühlingsfeste abhalten zu können. Es wurde das verwunschene Schloß aller derer, die Pauline Bonaparte zu Füßen lagen, und man vermißt in diesem lauschigen Heim, das so eng mit ihrem Namen verknüpft ist, die marmorne liegende Venus, die Canova nach ihrem köstlichen Leib gebildet und die im Borghesemuseum ihre Aufstellung gefunden hat. Pauline schwärmte sehr für ihren kaiser-



Phot. R. Menasci.

Wirkl. Geh. Rat Dr. von Mühlberg, preußischer Gesandter beim Päpstlichen Stuhl.



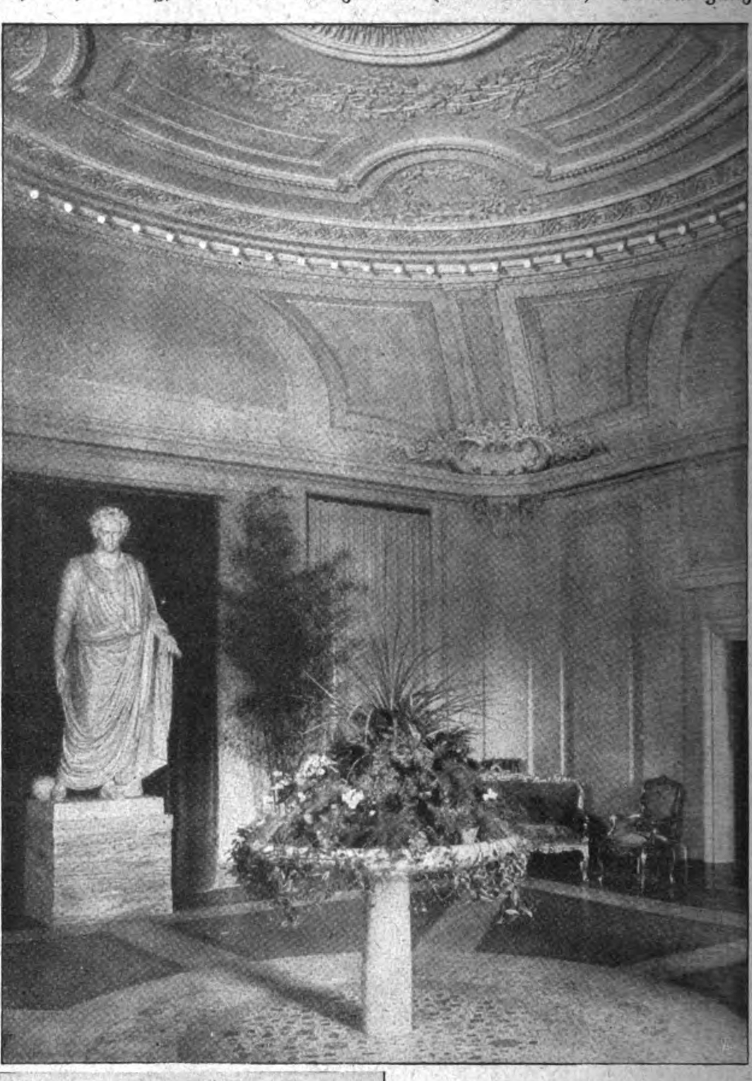
Phot. C. Faraglia.

Die preußische Gesandtschaft beim Päpstlichen Stuhl in Rom: Blick in den großen Saal.

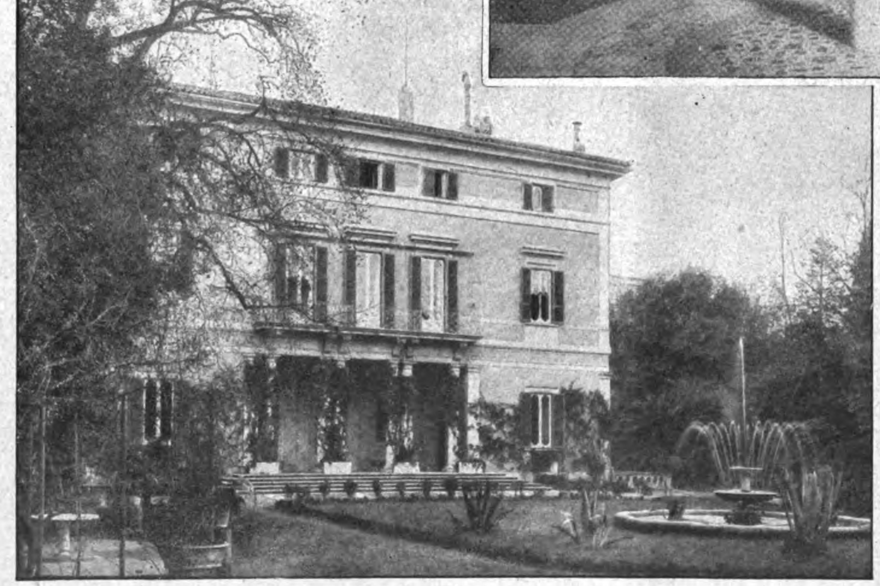


Neues Portal an der Via XX. Settembre.

lichen Bruder, und als dieser einst Canova eine Sitzung gewährte und letzterer den Kaiser in der Tracht und Haltung der antiken Imperatoren überlebensgroß dargestellt hatte, ließ sie die imposante Figur, obwohl sie nur in Gips ausgeführt wurde, in der Empfangshalle aufstellen, wo der Eintretende heute noch von ihr begrüßt wird (Abb. nebenst.). Die Statue scheint in Erinnerung an den Konkordat geschaffen worden zu sein, denn ihre Linke trägt eine Pergamentrolle mit der Aufschrift Concordat. Napoleons Feldzug nach Aegypten, die Schlacht bei den Pyramiden waren, die Taten des Korsen, die damals die Phantasie der gebildeten Kreise in Rom am meisten beschäftigten. So erscheint es denn natürlich, daß Pauline eins der Zimmer ihres Sommersitzes mit ägyptischen Landschaften in gemalter architektonischer Umrahmung malen ließ. Der schönste Raum, den sich Pauline herrichten ließ, war das Badezimmer (Abb. S. 1493). Es war ganz



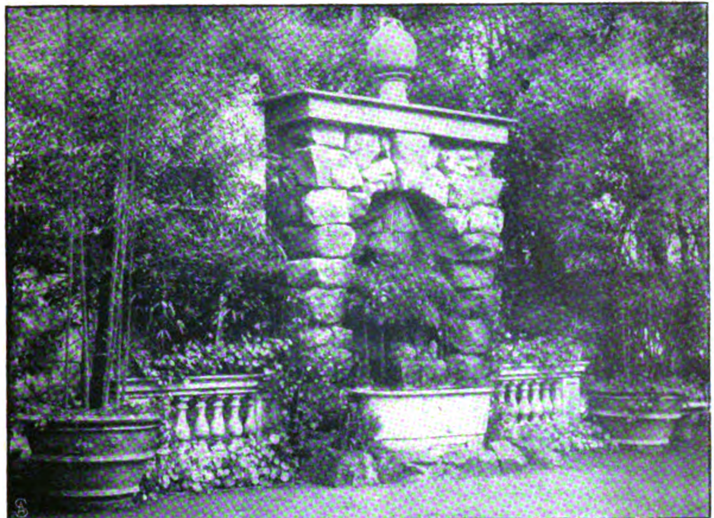
Die Vorhalle.
Links die Statue Napoleons I. als römischen Imperators.



Die Südseite der Gesandtschaft mit den neuen Springbrunnenanlagen. Phot. C. Faraglia.

mit gefällig wirkenden Blumengirlanden und Szenen aus der Liebeswelt der Götter geschmückt.

Die Zeit Paulines scheint die schönste Periode für die Villa gewesen zu sein. Später wurden große Stücke des Parkes verkauft, so daß der letzten Erbin der Prinzessin Maria Leonia Bonaparte, Tochter des Prinzen Carlo Bonaparte und der Fürstin Cristina Ruspoli, nur noch ein geringer und noch dazu sehr verwahrloster Rest des einstigen schönen Besitztums übriggeblieben war. Als die Villa



Neue Fontäne am Zufahrtplatz. (Hergestellt aus der früheren Marmorwanne der Pauline Bonaparte.) Phot. C. Faraglia.

Für die Villa Bonaparte ist unter dem preußischen und päpstlichen Wappen eine neue Periode seiner Gastlichkeit angebrochen, und der Spruch, den Kardinal Valenti frei nach Horaz in eine Marmortafel eingraben und über dem Torbogen anbringen ließ, gewinnt damit neue Kraft und neuen Sinn:

„Wer den Abwesenden benörgelt, wer den Freund nicht verteidigt, wenn ein anderer ihn beschuldigt, wer nach dem zügellosen Gelächter der Menschen und nach dem Ruf des Schwätzers hascht, wer sich Dinge ausdenken kann, die er nicht gesehen, wer über ein anvertrautes Geheimnis nicht schweigen kann, der soll die Schwelle dieses Besitztums nicht überschreiten."

vom preußischen Staat angekauft war, wurde ihre Renovierung dem in Rom wohnenden Architekten Ernst Wille übertragen, der diese Aufgabe unter verständnisvoller Schonung der bestehenden Architektur und durch schonungslose Entfernung alles Verdorbenen vortrefflich gelöst hat. Die Repräsentationsräume sind mit schönen italienischen Empiremöbeln nach dem Muster des Schlosses von Caserta eingerichtet. Die Ausstattung der Privaträume ist ganz im Sinne des kunstliebenden Gesandten von Mühlberg erfolgt und enthält kostbare Stücke aus dem Mittelalter, der Renaissance und der Neuzeit sowie eine schöne Gemäldesammlung moderner Meister. In einem Sonderbau der Villa konnten nun auch das Archiv sowie die Bureaus untergebracht werden.



Das berühmte Badezimmer der Pauline Bonaparte. Phot. R. Menasci.



In Westerland: Spannende Lektüre.

Am deutschen Nordseestrand.

Von Eva Gräfin von Baudissin.

Hierzu 18 Aufnahmen von Gebr. Haeckel.

Sie sind sehr elegant geworden, die Nordseebäder, in den letzten Jahren. Freilich nicht ganz so übertrieben wie die französischen und belgischen. Denn ein Reiz fehlt ihnen immer noch: der gemischte Badestrand! Und nur der scheint exotische Blütenpracht treiben zu können. Bei uns aber herrscht das Familienbad — soll man nicht sagen: Gott sei Dank? Denn sonst fielen am Ende alle Grenzen frommer Scheu, und zwischen den gemütlichen Familienidyllen würden fremde ungemütliche Elemente auftauchen; aus der



Das Nordseebad Westerland: Leben und Treiben im Familienbad.



Auf der Promenade.

Linkes Bild:
Das erste Seebad.

Rechtes Bild:
Kindermädchen mit ihren Pflegebefohlenen.

Unteres Bild:
Eine ganze Familie beim Burgbau.

Badeleben auf Norderney.

Phot. Gebr. Haeckel.

Tiefe! Daß man sich allerdings in Helgoland als Ehemann und Ehefrau ausdrücklich ausweisen muß, finde ich nicht ganz gerechtfertigt. Und mahnt sonst glückliche Eheleute, die nun auf eine Stunde getrennt werden müssen, schmerzlich an eine Schicksalstücke. — „Spießig" ist man in anderer Hinsicht im übrigen durchaus nicht.



Brandung am Strande.



Aufseher im Familienbad.

Wer nachmittags um vier Uhr den Konzerten hinter dem Kurhaus in Norderney beiwohnt, dann zum Tontaubenschießen wandert — das Schießen nach lebenden Tauben, wie es in ausländischen, leider auch in einigen deutschen Bädern geschah, ist Gott sei Dank ebenfalls nicht nachgeahmt worden — wer abends in den schönen Restaurationen im Smoking oder mit „Ausschnitt" speist, kommt jedenfalls auf seine Kosten, wenn er von seinem Aufenthalt an der See nebenher noch großstädtische Unterhaltungen verlangt. Der andere, der wahre Naturfreund, macht höchstens einen Eselsritt und wirft sich dann wieder in sein Segelzeug, um weit draußen die Abendstille zu genießen und das große Wunder abzuwarten, das köstlichste Zaubergeschenk: das wunderbare Meeresleuchten!

Noch mehr Abwechslung und Unruhe, zugleich auch die reinste, nie vom Wattschlick getrübte Luft bietet Helgoland. Schon das tägliche Hinüberfahren zur „Düne", von der aus gebadet wird, sowie der Kampf um den Badekarren, das klein bißchen Angst bei böigem Wetter, ob die Rückfahrt wohl ebenso gefahrlos sein wird: das sind kleine Aufregungen, die zu Helgoland gehören wie die Möglichkeit, nach langstündigem Angeln ein paar Dorsche oder „Haifische", die ungefährlichen Katzenhaie, nach mühevoller Jagd weißbrüstige Möwen oder sogar einen Seehund zu ergattern. Aufrichtig: jeder Mensch, der ein- oder zweimal auf Helgoland



Badeleben in Westerland: Ein Skat in den Dünen.



Ein Vergnügen für die Jugend: Eselreiten am Strande.

Phot. Gebr. Haeckel.

Vormittag am Strande. Linkes Bild: Plauderstündchen im Strandkorb.

Badeleben in Norderney.



Mit vereinten Kräften!

noch nicht gesehen haben, wurde ihm die Rückkehr von der „Düne" absolut abgeschnitten und seine Familie in ärgste Bekümmernis versetzt. Gott sei Dank kommen aber auch alle diese Leute gerettet zurück. Im übrigen könnte man das Helgoländer Badeleben bequem in die wenigen Worte: baden, flirten, angeln, flirten, jagen, flirten, zusammenfassen. Und weshalb bleibt man nicht, wenn der Vers von den Farben Helgolands war, begnügt sich nicht damit, von der Höhe des Leuchtturms zu prahlen oder den Blick vom Oberland hinunter auf Tausende der kleinen Boote zu preisen — nein, abgesehen von einem mächtigen Erlebnis bei Wellenschlag, wie ihn die ältesten Helgoländer Schiffer, die bekanntlich recht alt werden,



Badeleben in Norderney: Auf der Strandpromenade. Oberes Bild: Eine lustige Gesellschaft im Familienbad.



Leben und Treiben vor dem Helgoländer Kurhaus.

angeführt wird, bei der ursprünglichen Form: „Grön ist det Lunn — Road is de Kant — Witt is de Sunn — Deet is det Woapen — Van't hillige Lunn!? —"

Neben diesem kräftigen Friesisch klingt das Hochdeutsche „Grün ist das Land" doch ziemlich wäßrig — ohne rechten Salzgehalt.

Wem aber an einem Bad das Bad selbst die Hauptsache ist, der verfüge sich nach Westerland. Was Stärke des Wellenschlages und fast immer bewegte See — vielleicht bei anhaltendem Ostwind einmal nicht! — anbetrifft, hat es unter allen deutschen Nordseebädern kaum einen Rivalen. Und vielleicht das vergnüglichste Leben auf seinem „neutralen Strand", wie der Platz zwischen Familien- und Damenbad genannt wird, auf dem Burg an Burg und Strandkorb an Strandkorb steht. Es ist das Familienbad par exellence. Während Helgoland und Norderney schon mehr internationalen Charakter zeigen — Helgoland außerdem noch eine besondere Note durch seine Befestigungen und die Marinestation aufweist, Norderney dafür durch den alljährlichen Aufenthalt Bülows der Schauplatz politischer Geschehnisse geworden ist, bleibt die Insel



Auf Helgoland: Auslug vom Bollwerk.



Sylt der Rahmen für das kinderreiche deutsche Publikum. Man muß lachen, wenn man nur an die kribbelnde Menge denkt! Und hier in den Dünen, umgeben von stummen, gespannt lauschenden Kindern, saß oft Carmen Sylva, Rumäniens poetische Königin, und erzählte aus Märchenland, ihrem eigentlichen Königreich.



Das Ausbooten auf der Düne von Helgoland.

Und wie Helgoland den Gelehrten besondere Anregung bietet durch seine biologische Anstalt: das Seeaquarium und das Nordseemuseum, dessen größter Reichtum die Sammlung der Wandervögel bildet, die sich auf ihren Zügen auf den roten Felsen der Insel ausruhen, weisen Norderney und Westerland zwei nicht minder wichtige und deutschen Frauen sicher werte Institute auf: die Kinderheilstätten, die unzähligen Kleinen Gesundheit und Erholung bringen. Ja, bei solchem Reichtum in deutschen Landen: was soll man da bevorzugen?

Glück.

Skizze von Hans Ferdinand Gerhard.

Er horchte aus seiner Lektüre auf — ein paar Studenten wanderten singend durch die Nacht. Ahnungslose glückliche Jugend!

Müde lehnte er sich in seinem Schreibstuhl zurück. Wie es in seinem Kopf sauste und summte! Wie ihm die Augen brannten! Ach, er würde jetzt gern zur Ruhe gehen. Aber wozu? Er wußte ja, er würde doch nicht schlafen können. —

Wie das Licht der Petroleumlampe unter dem gefalteten grünen Schirm herniederfiel und den Schreibtisch vor ihm bestrahlte! Alles andere lag im Schatten: die hohen Bücherregale an den Wänden, der Dantekopf, der Tisch und die dunklen Ledersessel. Nur die kleine Welt vor ihm im Licht: sein Buch; das Bild von ihr; der Band, in dem sie zuletzt gelesen; die Handarbeit, an der sie zuletzt genäht.

Da lagen nun diese Dinger unverändert an ihrem Platz — seit mehr als einem halben Jahr! Und seit mehr als einem halben Jahr kreisten die Gedanken immer und immer wieder um sie und um die Zeit, von der sie unablässig erzählten. „Martha! Liebe Martha!"

Sein Blick streifte das aufgeschlagene Buch vor ihm.

Er hatte darin mit halben Gedanken von dem genialen Schwärmer gelesen, der die „ewige Wiederkunft" gelehrt. Er hatte leise dazu gelächelt. Und schon wieder waren die Gedanken von dem Buch fort und in sein eigenes Leid zurückgeflattert und schauten nun daraus mit großen verwunderten Augen auf die bunte schillernde Geisteswelt des Dichterphilosophen zurück.

Eine ewige Wiederkunft? So hätten also andere vor ihm schon ungezählte Male genau das gleiche Leben gelebt wie er? Und ungezählte Male würden andere genau die gleichen Schmerzen dulden, die er geduldet? Unverändert bis auf jeden Seufzer sei alles schon gewesen und würde alles, alles wiederkehren?

Er lächelte schmerzlich. Als ob nicht die Spanne eines Daseins genügte, den Menschen durch eine ganze Hölle von Leid zu führen! Als ob er selbst die Qual, die er durch Marthas Tod erduldet, seitdem nicht schon ungezählte Male wieder und wieder durchlitten hätte? Erlebte er ihren Tod nicht jeden Tag aufs neue? Sah er nicht in jeder Stunde wieder ihr schmerzentstelltes Antlitz? Hörte er nicht immer wieder, wie sie ihn verzweifelnd anrief: „Hilf mir doch, Will! Hilf mir doch!" Und er konnte nicht helfen, nicht lindern; mußte sie leiden und sterben sehen und konnte nur aufjammern in seinem wahnsinnigen Schmerz. Das war ja so ein Vorgeschmack der ewigen Wiederkehr! Und es hatte einen Menschen gegeben, der in dem Gedanken Trost und Hoffnung und Mut gefunden hatte! O Gott, wie glücklich war er wohl im Vergleich zu ihm gewesen!

Wie lange lag das Glück schon hinter ihm! War er überhaupt einmal glücklich gewesen? Ach, doch wohl! Vor langer, langer Zeit! Ja, an dem Tag, an dem er Martha kennen gelernt hatte, da war er glücklich gewesen.

Noch jetzt wehte ihm aus jenen Stunden ein warmer, weicher Frühlingswind entgegen.

Die ersten Rosen blühten. Der Dekan hatte den jungen Privatdozenten zu einer Fahrt ins Neckartal geladen. Eine fröhliche Gesellschaft war's trotz des kühlen Himmels: der junge Universitätslehrer, ein paar Studenten und sechs lachende, schwatzende Professorentöchterlein. Und die „Sieben" unter ihnen eine Fremde: Martha.

Er war damals so etwas wie ein Verächter der Ehe. Die Partie machte er in der Absicht, sich weidlich über die Gänslein zu amüsieren und sich mit ihnen herumzunecken. Und als er dann mit der Fremden im Landauer saß, fiel all dies von ihm mit einem

Male. Er blickte ihr in die ruhigen klaren Augen, und ein ganz seltsames Gefühl kam über ihn. Es war fast wie Scheu. Er vergaß seine Späße. Er vergaß seinen Toast. Er neckte nicht und mokierte sich nicht. Er sprach mit der blonden, ernst-heiteren Bremenserin über seinen Beruf und seine Familie und seine Reisen. Er schritt an ihrer Seite durch die Buchenwälder bei Neckarsteinach. Er saß ihr bei der Heimfahrt fast stumm gegenüber, während das andere Pärchen flirtete und schwatzte. Und als es ans Abschiednehmen ging, hielt er ihre Hand lange in der seinen. Und in ernsten, schweren Gedanken wanderte er heimwärts.

O, und dann der nächste Morgen! War die Welt eine andere geworden? Nach langen Regenwochen der erste helle Sonnentag. Nach all den Jahren trübäugiger Leidenschaft und müder Enttäuschung ein echtes, warmes, reines Gefühl im Herzen. Das Jubeln und Singen und Jauchzen über einen neuen Schöpfungsmorgen. Ein seliges Bangen und eine seligere Gewißheit.

Schon früh war er mit dem Zug in Neckarsteinach draußen und ging allein noch einmal die Wege, die er gestern mit der Fremden gezogen war. Und er sprang wie ein Kind über die Rinnsale und schnippte wie ein Junge vor Lust mit den Fingern und pfiff und sang und schlug mit dem Stock sausende Quarten und Terzen in die Luft.

War er später noch einmal wieder so glücklich gewesen wie an jenem Morgen? Nein! Auch nicht an dem Tag, da er sich mit Martha verlobt. Auch nicht am Tage der Hochzeit. Aber, ja doch, an dem Tage, der jenem folgte. Ja, an dem Tag war sein Herz auch zum Ueberschäumen voll gewesen. Als er Martha in den Wagen hob, um mit ihr durch den Odenwald zu fahren — ach, die köstliche altmodische Hochzeitsreise in der Extrapost! — da hatte er gewußt, daß ihm das Glück zur Seite saß, und daß ihn das alte, pfiffige Josephle in die seligste Zeit seines Lebens hineinfuhr.

„Flitterwochen?" Armseliges Wort für die goldenen, freien, sorgenlosen Tage im sonndurchstrahlten Buchenwald! „Weißt du noch, wie im Fenster der Burgkapelle die Amsel pfiff, Martha? Und wie auch du dein Mäulchen spitztest — türülüh tüh tüh? Weißt du noch, wie uns das Beerenweiblein die Sonntagspredigt hielt? Und du dazu lachtest und weintest und ihr dein Portemonnaie in die Schürze leertest? Weißt du es noch, Martha? O, wir waren glücklich damals, Martha, nicht wahr? Wir waren glücklich?" —

Vom Turm her dröhnten vier helle und zwei dumpfe Schläge durch die Nacht. Erschreckt fuhr der Träumer auf. Wie glücklich war er da mit seinen Gedanken gewesen!

Sein Blick fiel auf das hell beleuchtete Buch. Ewige Wiederkunft? Ja, wenn die Sonnentage des Lebens allein noch einmal wiederkehrten! Ja, dann!

Und wieder versank er in Sinnen. Es war ihm so wohl, die alten goldenen Fäden spinnen zu dürfen. So wohl!

Ja, glücklich war er mit Martha gewesen. So glücklich, daß sie um ihr windschiefes Neckarhäuschen eine unsichtbare Mauer zogen und die Leute an ihr sich die Köpfe stießen. So glücklich, daß selbst die Freunde den Kopf schüttelten und Spottverschen machten. „Ach, Fritz, und du, Bernt, was wißt ihr denn von der Ehe? Gutherzige Mütter und fügsame

Sonette aus Liliencrons Nachlaß.

Ricordo.

Den Tannenwald verlöscht die Nebelwand,
Die weiße Birke schläft im Haidekraute;
Kein Zimbelklang erklingt und keine Laute,
Es schreit die Möwe nur an Odins Strand.

Hörst du es singen doch? Siehst du das Land,
Wo klar in goldne Himmel Tizian schaute,
Wo Michelangelo Sankt Peter baute
Und Cäsar einst die Welt zum Kranze band?

Wir landen, von Orangen überdacht;
Was bleibst du kalt und ohne Interesse,
Sehnst du zurück die kimmerische Nacht?

O wüßtest du, wie gestern in der Messe,
Als du erschienst in venezianischer Pracht,
Ein Murmelsturm anschwoll: Die Dogaresse!

Sphinx in Rosen.

Umschattet von des Gartens Riesenbäumen,
Ruht eine Sphinx aus blendend weißem Steine,
Leicht überhaucht vom warmen Widerscheine
Der tausend Rosen, die sie dicht umzäunen.

Verdrossen, finster und in dumpfem Träumen,
So brütet starr sie über das geheime,
Das ewige Rätsel. Und der Blüten eine,
Sich schalkhaft wiegend, spricht: „Was willst du säumen?
So find und gib uns endlich doch die Lösung!"
Im Winde schaukelten die andern Rosen.
Da, gräßlich, klang das eine Wort: Verwesung.

„Nein, Liebe ists!" erwiderten die losen;
„Laß dirs gesagt sein, greulichste der Katzen."
Doch schmeichelnd küßten sie des Untiers Tatzen.

Der Fischzug.

Du hörst der Schmetterlinge Flügelschlagen,
So still ruht Baum und Blatt im großen Parke.
Auf fernen Steigen schurft des Gärtners Harke,
Der Spatz putzt auf der Sonnuhr sich den Kragen.

Bewegung. Menschen. Und ein Fangnetz tragen
Zum Teich hin Fischerarme, muskelstarke.
Vom Pfahle lösen sie die weiße Barke;
Der Zug beginnt, ganz wie zu Petri Tagen.

Indessen ist die Fürstin angekommen,
Hat in der Marmornische Platz genommen,
Der Page kniet und legt die Schleppe nieder.

Im Netze zappeln Karpfen und Karauschen.
Die Hoheit lacht; die Kavaliere lauschen.
Der Spaß ist aus — und tiefe Ruhe wieder.



Gattinnen sind noch keine Frauen wie sie — sind noch nicht Freundin, Mutter, Geliebte in einer Person. Ja, ich bin glücklich gewesen mit Martha. Glücklich, bis uns Herta geboren wurde — und starb. Da wohnte freilich das Unglück lange, lange in unserer Kammer ..."

„Lange? Bin ich gerecht? War denn kein Glück in jenen Wochen, die wir aneinander geschmiegt im Dunkel saßen und an eine verlorene Hoffnung dachten? War denn kein Glück in jenem Hand-in-Hand? In jener milden Wehmut, die über allen Worten, allem Geben und Nehmen lag? In jenem Verstehen und Schweigen und Achten, mit dem einer das wunde Herz des andern liebkoste? Ich glaube, Martha, wir waren glücklich selbst am Sarge unseres Kindes."

Wilhelm schauderte leise zusammen. War es nicht Frevel, daß er so sprach? Und was er sprach, war das nicht Wahnwitz, wo er doch wußte, wie heiße Tränen sie beide um ihr Kind vergossen? Ach, Tränen! Wann hatte er um Marthas Tod geweint?

Tränen! Tränen! Wie viele hatten sie geweint in all den Jahren! Und doch lag die ganze Zeit seiner Ehe wie ein weites, hell besonntes Feld vor seinen Augen. Glück und Segen standen darauf in schweren, schweren Garben.

Bis — ja, bis zuletzt! Bis in die letzten hoffnungslosen Leidenstage! Ein Glück, das nie an seinem goldenen Glanz verlor!

Er fuhr mit der Hand über das wellige graue Haar. Wie hatte er all dies Glück so ganz, so ganz vergessen können? War ihm doch gewesen, als wäre es winzig vor seinem Leid; als läge es in weiter, weiter Ferne hinter ihm. Und nun? Wie stand die Wage?

Ewige Wiederkunft, möcht ich dich rufen? „Ja, ja, ja!" schrie es in ihm. Die Schale des Glückes neigte sich.

O, nur ein Jahr, nur einen Tag, nur eine Stunde noch an ihrer Seite! Noch einen, einen Blick auf ihren Scheitel, ihre Hände, wie damals, als sie dort im Sessel saß! Ganz nah dem Schreibtisch saß — ganz nah, daß er ihr Atmen hörte! Daß er die lieben blauen Augen sah, die weißen Hände! „Martha! Liebe, liebe Martha!" — — —

Pochte da nicht wer ans Tor? „Martha, Martha, bist du's?" Er rief es leise und in Angst. Er lauschte . . .

Ein loser Fensterflügel schlug im Wind. Kein Laut sonst in der Stille —

„O Martha, Martha, warum bist du mir gestorben?" Er wimmerte und schrie.

Tief sank des Leides Schale wieder vor ihm nieder. „Ich hatte dich so lieb, so lieb. Du warst mein Glück . . ."

Die Wage stand. Er fand die ersten heißen Tränen.

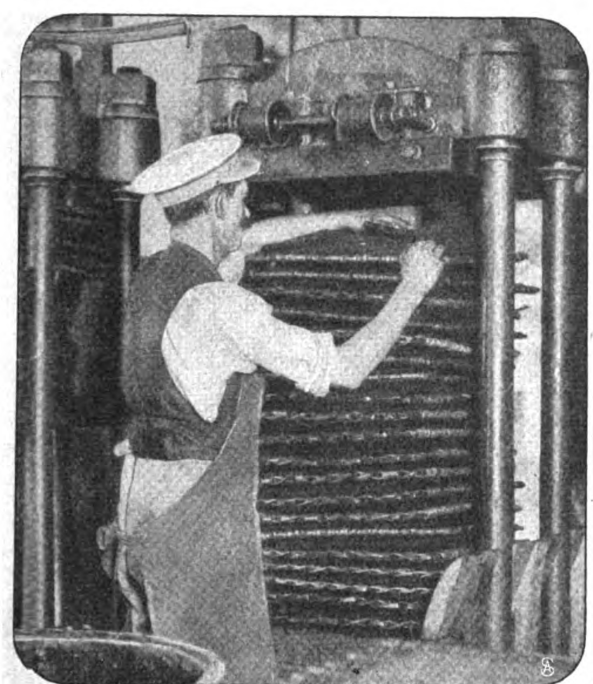
Fruchtweine.

Von Professor Dr. Udo Dammer.

Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Die zerkleinerten Aepfel werden in Preßtücher geschlagen.

Unter Obstwein versteht man bekanntlich ein gegorenes Getränk, das aus den Früchten unserer Kernobstbäume oder der Beerensträucher hergestellt ist. Auch Erdbeerwein und Heidelbeerwein werden in diese Gruppe gerechnet. Volkswirtschaftlich haben Apfel- und Birnwein sowie Heidelbeerwein die größte Bedeutung, weil sie verhältnismäßig alkoholarm sind, während die Johannis-, Stachel-, Himbeer- und Erdbeerweine als meist stark alkoholhaltige Getränke, teils als Dessertweine, teils als Verschnittweine Verwendung finden. Einen gewaltigen Aufschwung hat die Obstweinbereitung seit dem Anfang der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts genommen, als es nämlich gelungen war, ganz bestimmte Hefesorten zu züchten, die eine sichere, gleichmäßige Vergärung des Mostes gewährleisteten. Wenn auch sicher der Konsum frischen Obstes in dieser Zeit sehr stark zugenommen hat, so ist doch hieraus allein die Verdreifachung der Einfuhr frischen Obstes nach Deutschland in den letzten zwanzig Jahren nicht abzuleiten; sondern es hat an dieser hohen Einfuhrmenge ganz bestimmt auch die sich schnell entwickelnde Obstweinfabrikation einen wesentlichen Anteil, da es keinem Zweifel unterliegt, daß in dieser Zeit die Zahl der neuangepflanzten Obstbäume so groß geworden ist, daß ein wesentlicher Teil des vermehrten Frischobstkonsums dadurch gedeckt werden konnte. Es läßt sich leicht berechnen, daß bei richtiger Verwertung unseres Obstes ein großer Teil des für frisches Obst ins Ausland wandernden Geldes uns erhalten bleiben könnte. Daß es sich dabei nicht um geringfügige Zahlen handelt,



Einführung der Obstmasse in die Fruchtpresse.

mag daraus hervorgehen, daß jetzt bereits im Jahre etwa 90 Millionen Mark für frisches Obst ins Ausland wandern, und daß die Summe noch immer im Steigen begriffen ist. Vor allem sind es die großen Obstmengen in den östlichen Provinzen, die nutzlos verkommen und leider wegen der hohen Frachten nicht im Westen und Süden verarbeitet werden können. Würde dieses Obst wie in Süddeutschland im Hause zu Obstwein verarbeitet, so würde gerade in diesen Provinzen der Branntweinkonsum bedeutend herabgedrückt werden können. Es wäre deshalb dringend zu wünschen, daß in ähnlicher Weise, wie jetzt die Obstbauwanderlehrer die Landbevölkerung über einen rationellen Obstbau, über die Behandlung der Bäume und über die Obstsorten, die in der betreffenden Gegend am besten angebaut werden, aufklären, die Landbevölkerung mit der Bereitung des Obstweins durch geeignete Personen bekannt gemacht wird und die Früchte dadurch richtig verwerten lernt.

Die Herstellung des Obstweines ist keineswegs mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, wie man vielfach glaubt. Sie beruht im wesentlichen darauf, daß das Obst zerkleinert und der Saft vergoren wird, d. h., daß mit Hilfe der Hefe der im Obstsaft enthaltene Zucker in Alkohol und Kohlensäure gespalten wird. Auf den Früchten finden sich fast stets genügend Hefezellen, sogenannte wilde Hefe, die diesen Spaltungsprozeß ausführen. Bei der fabrikmäßigen Darstellung wird, um diese Hefezellen außer Wirkung zu setzen, zunächst der Obstsaft sterilisiert, und zwar durch Wärme, und dann die Reinhefe zugesetzt. Wenn nach einigen Monaten der Saft vergoren ist, wird der Wein auf ein frisches Faß gefüllt, in dem er nun einer Nachgärung unterliegt, nach deren

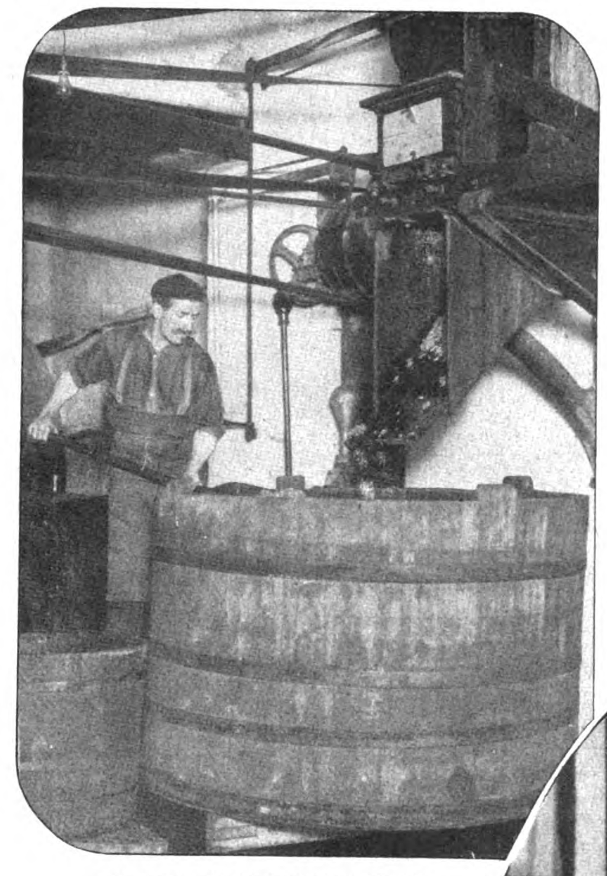


Transport der Aepfel in die Fabrik.



Bei der Apfelernte.





Die Obstmasse fließt in den Bottich.

Beendigung der Wein zum Genuß fertig ist. Außer einer reinen Hefe ist zu einem guten Erfolg eine gewisse gleichmäßige Temperatur während des Gärungsprozesses notwendig. Der Großfabrikant hat für diesen Zweck geeignete Keller, der Privatmann wird in den meisten Fällen ebenfalls für seinen geringen Bedarf einen passenden Platz finden. Daß reine Gefäße unbedingt erforderlich sind, ist selbstverständlich. Einen bestimmenden Einfluß auf den Geschmack hat auch das Gefäß, in dem der Most der Nachgärung unterworfen wird. Aus diesem Grund wählt man z. B. zur Bereitung von Beerenobstweinen Portweinfässer. Um zu verhindern, daß der auf Flaschen abgezogene Wein von neuem zu gären beginnt, pasteurisiert man ihn, d. h., man erhitzt ihn so stark in den Flaschen, daß alle Keime abgetötet werden. Nur in einem Fall legt man Wert darauf, daß der Wein in der Flasche noch einmal gärt, nämlich dann, wenn man Schaumwein herstellen will. Zu dem Zweck wird dem Wein vor dem Verkorken der Flasche noch etwas Zucker beigesetzt, der dann die das Schäumen veranlassende Kohlensäure liefert. Vielfach wird übrigens bei der Fabrikation des Obstschaumweins reine Kohlensäure künstlich in die Flaschen hineingepreßt.

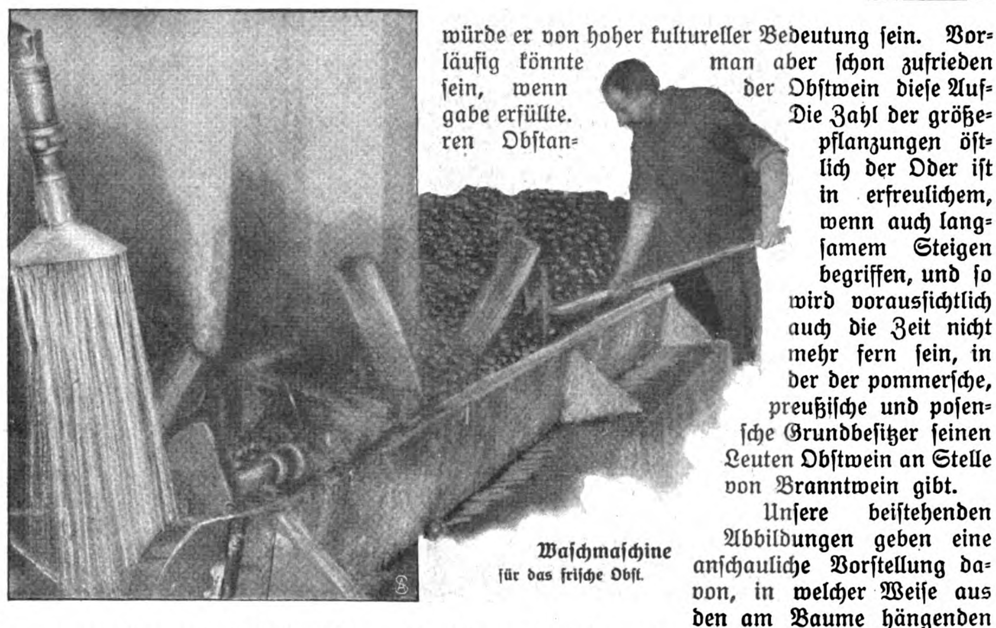
Bei der Herstellung der Beerenobstweine muß dem Umstand, daß die Beeren viel Säure enthalten, Rechnung getragen werden. Deshalb wird den zerquetschten Früchten eine bestimmte Menge Wasser zugesetzt. Da durch diese Verdünnung aber zu wenig zu vergärender Zucker vorhanden sein würde, so wendet man zum Verdünnen nicht reines Wasser, sondern eine Zuckerlösung an. Je nach der Menge des zugesetzten Zuckers wird dann der Obstwein alkoholreicher oder schwächer. Im allgemeinen rechnet man auf 10 Kilo Früchte von weißen Johannisbeeren 19 Liter Wasser und 3—4½—9 Kilo Zucker, wobei die geringste Zuckermenge für einen Haustrunk, die mittlere für einen Tischwein, die höchste für Dessertwein bestimmt ist. Für rote Johannisbeeren, die saurer sind, braucht man 20½ Liter Wasser und 3¼, 4½ bzw. 9¾ Kilo Zucker, für grüne, dickhäutige Stachelbeeren 14 Liter Wasser

Gefüllte Flaschen im Pasteurisierapparat.

Abfüllen des frischen Apfelsaftes.

und $2\frac{1}{2}$, $3\frac{1}{4}$ bzw. $7\frac{3}{4}$ Kilo Zucker, für Heidelbeeren 6 Liter Wasser und 1,4, $1\frac{3}{4}$ bzw. $4\frac{1}{4}$ Kilo Zucker.

In unserer Zeit, in der man dem Alkoholgenuß in oft übertriebener Weise entgegentritt, konnte es nicht ausbleiben, daß man auch alkoholfreie Obstweine produzierte. In Wirklichkeit sind das aber gar keine Weine, sondern sterilisierte Moste. Der Name wurde zunächst von Müller-Thurgau eingeführt, der gezwungen war, von einem alkoholfreien Wein zu sprechen, weil der Schweizer unter Most eben den Obstwein versteht. Dieser pasteurisierte Most wird sicher noch eine bedeutende Zukunft haben, und wenn er in den östlichen Provinzen den Branntwein verdrängt, so würde er von hoher kultureller Bedeutung sein. Vorläufig könnte man aber schon zufrieden sein, wenn der Obstwein diese Aufgabe erfüllte. Die Zahl der größeren Obstanpflanzungen östlich der Oder ist in erfreulichem, wenn auch langsamem Steigen begriffen, und so wird voraussichtlich auch die Zeit nicht mehr fern sein, in der der pommersche, preußische und posensche Grundbesitzer seinen Leuten Obstwein an Stelle von Branntwein gibt.



Waschmaschine für das frische Obst.

Unsere beistehenden Abbildungen geben eine anschauliche Vorstellung davon, in welcher Weise aus den am Baume hängenden Aepfeln nach und nach in der Fabrik der Wein zur versandfertigen Ware bereitet wird. Wir sehen, wie das zerkleinerte Obst in die Preßtücher geschlagen und in die Fruchtpresse gebracht wird, wie man den frischen Apfelsaft in Flaschen füllt und endlich deren Inhalt pasteurisiert.

Unsere Feuerkobolde.

Eine Betrachtung von A. Berthold.

Die neue Steuer, die noch gar nicht in Kraft getreten ist, hat eine Art Streichholzepidemie in Deutschland verursacht. Das Streichholz ist mit einem Mal sozusagen der Held des Tages geworden, nachdem es so lange trotz seines großen Nutzens und seiner Unentbehrlichkeit eigentlich eine bescheidene Rolle gespielt hat und immer zu den Dingen gehörte, die von aller Welt, selbst von der Statistik, schlecht behandelt wurden.

Auch die Gesetzgebung hat sich dem Streich-, Reib-, Zünd-, Schwefelholz gegenüber recht unschön betragen. Nicht nur betreffs der Steuern, die man in Frankreich, Serbien, Rumänien, Griechenland infolge von Monopolfabrikation auf die Streichhölzer gelegt hat. (In Italien, Portugal, der Schweiz und Oesterreich spukt die drohende Streichholzsteuer oder das Streichholzmonopol auch schon seit Jahrzehnten.) Man hat das Streichholz vielmehr sofort nach seiner Entstehung gesetzlich geächtet und verfemt. Von 1832 bis 1835 wurden in Deutschland die damals ganz neu aufgekommenen Reibehölzer verboten, weil beim Anstreichen jedesmal eine kleine Explosion erfolgte, durch die Funken umhergespritzt wurden, die hin und wieder Brände verursachten.

Die Zündmasse enthielt damals Gummi, Leim, gelben Phosphor und Knallquecksilber, letzteres eine Erfindung des berühmten Chemikers Professors Liebig. Es nützte wenig, daß ein Universalgenie, der gelehrteste Mann seiner Zeit, Alexander von Humboldt, als der Vater des Reibezündhölzchens galt. Humboldt erklärte schon 1799, man solle in einer Kapsel zusammengeschmolzen Kampfer und Phosphor mit sich führen. Sobald man diese Masse mit einem geschwefelten Hölzchen riebe, würde sich dieses entzünden.

Die Zündhölzchen wurden in einzelnen deutschen Staaten erst wieder gesetzlich freigegeben, als an Stelle des Knallquecksilbers Bleisuperoxyd als Beimischung zum Phosphor verwendet wurde. Noch im Jahre 1865 erging, wenigstens in einem räumlich beschränkten deutschen Gebiet, eine gesetzliche Maßnahme wegen des Streichholzes, nämlich im damals hannoverschen Regierungsbezirk Stade, Kreis Verden. Man wollte es dort durchsetzen, daß Streichhölzer in Gefäßen und an Orten aufbewahrt wurden, wo sie Kindern nicht zugänglich waren. Aber obwohl man sich mit Kontrollen und Bestrafungen die größte Mühe gab, war diese Absicht nicht durchzuführen. Begründet war sie ja dadurch, daß die Brandstiftungen, die jährlich durch Kinder, die mit Streichhölzern spielen, verursacht werden, einen ungeheuerlichen Schaden verursachen.

Ungefähr 600 bis 700 Schadenfeuer werden allein in Deutschland durch Kinder, die mit Zündhölzchen spielen, jährlich herbeigeführt, und mindestens eine Million durchschnittlich geht jährlich an Nationalvermögen durch das Spielen mit Streichhölzern verloren, ganz abgesehen von den Menschenleben, die ebenfalls dadurch vernichtet wurden.

Derartige statistische Ermittlungen haben dem Streichholz immer in der öffentlichen Meinung geschadet, trotzdem es kein Mensch entbehren kann. Was

es bedeutet, ohne Streichhölzer zu sein, das haben zum Beispiel im Jahre 1906 die zahlreichen Passagiere des französischen Ozeandampfers „La Lorraine" erfahren, der im September von Le Havre nach Neuyork fuhr. Durch ein unbegreifliches Versehen der Schiffsverwaltung gingen nämlich am dritten Tage der Fahrt die Streichhölzer an Bord vollständig aus. Nur im Zwischendeck fand man noch ein Paket von zehn Schachteln, und die Passagiere erster Klasse bezahlten in einer regelrecht veranstalteten Auktion bis zu zehn Frank für die Schachtel.

Durch die Genialität der Erfinder, die die Maschinen für die Streichholzfabrikation herstellten, Maschinen, die die Streichhölzer aus dem Block spalten, tunken, trocknen, in Schachteln füllen, die Schachteln selbst anfertigen und dann je 10 oder 20 Schachteln in ein Paket vereinigen und mit Papier umkleben, haben wir uns daran gewöhnt, daß die Streichhölzer fast nichts kosten. Als 1805 in Wien die ersten Stippfeuerzeuge aufkamen, bestehend aus einem Fläschchen, in dem sich auf Asbest Schwefelsäure befand, und aus präparierten Hölzchen, die man in diesen Asbest hineinstieß, um so Feuer zu erhalten, kosteten 100 solcher Hölzchen einen Gulden, also zwei Mark. Damals wurden allerdings die Hölzchen mit der Hand geschnitzt. Als Weilhöfer 1822 den Hobel erfand, durch den man die Hölzchen für die Zündhölzer in großen Mengen herstellen konnte, kamen 100 Reibezündhölzer immer noch auf dreizehn Kreuzer in Wien zu stehen. Da damals der Gulden nur 60 Kreuzer hatte, kosteten also 100 Stück ungefähr 44 Pfennig.

Auch als die echten „Schweden" aus Jönköping im Anfang der siebziger Jahre nach Deutschland kamen — sie begannen ihren Siegeszug 1873 auf der Wiener Weltausstellung — bezahlte man die Schachtel (nicht etwa das Paket) in der ersten Zeit mit 20, dann mit 10 Pfennig. Dabei waren die sogenannten Schweden schon 1848 von dem deutschen Erfinder Böttcher erdacht worden. Weil aber diese Zündhölzer nicht an jeder beliebigen Reibfläche Feuer fingen, sondern nur an besonders präparierten Flächen, führten sie sich nicht ein, bis sie in Schweden ihre Wiederauferstehung feierten und von dort aus einen Triumphzug antraten, der den nordischen Fabrikanten Millionen eingebracht hat.

Es wäre interessant, statistisch zu ermitteln, wie viele Menschen ständig Streichhölzer bei sich tragen. Unter den Männern sind es die Raucher, obgleich es auch Raucher gibt, die prinzipiell sich nicht mit Streichhölzern versehen, sondern sich das Feuer von andern Leuten borgen und ausbitten. Wenn man bei denen, die stets Streichhölzer bei sich tragen, Erkundigungen einzieht, warum sie nicht ohne diese Feuerkobolde sein möchten, so erfährt man gewöhnlich irgendein interessantes Erlebnis, das auf den davon Betroffenen einen solchen Eindruck gemacht hat, daß er nie wieder ohne Streichhölzer sein möchte. Entweder ist er irgendwo abgestürzt, weil er nicht Licht machen konnte, sei es auch nur auf der Treppe eines fremden Hauses, oder er hat irgendwo eine böse Nacht verleben müssen, weil er keine Streichhölzer bei sich hatte.

Das Zigarettenrauchen, das auch unter dem weiblichen Geschlecht viel Anhängerinnen gefunden hat, trug unzweifelhaft zur Steigerung des Konsums der Streichhölzer bei. Ein Zigarettenraucher verbraucht zehn- bis zwanzigmal mehr an Streichhölzern als ein Zigarrenraucher, obgleich es auch unter den letzteren Leute gibt, die das Rauchen niemals lernen, und die zu jeder Zigarre zwanzig bis dreißig Streichhölzer verbrauchen.

Noch ein anderer Umstand außer dem Zigarettenrauchen soll den Konsum von Streichhölzern ganz bedeutend fördern: das sind nach den Angaben eines amerikanischen Volkswirtes die Streiks. Dieser Volkswirt, der gleichzeitig Syndikus einer der größten Zündhölzchenfabriken war, erklärte: „Die Arbeitlosen flanieren durch die Straßen, plaudern und rauchen. Sie haben nichts anderes zu tun. Je mehr sie rauchen und sprechen, desto mehr Streichhölzer brauchen sie für ihre Pfeifen. Je länger der Ausstand dauert, desto weniger Zigarren rauchen sie, weil sie sparen müssen. Sie holen die Pfeifen hervor. Man braucht viel mehr Streichhölzer für eine Pfeife um sie in Brand zu halten, als für eine Zigarre. Wenn ein Arbeiter arbeitet, braucht er durchschnittlich sechs bis sieben Streichhölzer täglich; wenn er nicht arbeitet, braucht er leicht 20 bis 30 Streichhölzer und noch mehr. 1000 oder 2000 Arbeiter gebrauchen eine große Menge Tabak, und es ist schon vorgekommen, daß während eines Ausstandes der Streichhölzchenvorrat einer ganzen Stadt in kurzer Zeit erschöpft worden ist. Es ist nachgewiesen worden, daß im Jahr 1892 während des Ausstandes in Pennsylvanien der Streichhölzerverbrauch sich mindestens vervierfacht hat. Die gleiche Beobachtung hat man während der letzten Arbeiterwirren in Kolorado gemacht."

Wenn man derartige statistische Angaben liest, drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wieviel Streichhölzer mögen wohl in einem einzelnen Staat oder in Europa oder in der ganzen Welt täglich verbraucht werden? Eine Statistik läßt sich nur in den Monopolstaaten, wo die Fabrikation unter Kontrolle steht, aufstellen. Für Frankreich, wo die Bevölkerung seit Jahrzehnten fast konstant geblieben ist, betrug in den letzten Jahren der tägliche Verbrauch ungefähr 180 Millionen Streichhölzer; davon fünf Sechstel Zündhölzer und ein Sechstel Wachszünder. Eine englische Statistik besagt, daß in ganz Europa 50 000 Streichholzfabriken vorhanden sind, die jährlich Fabrikate im Wert von 1600 Millionen, also mehr als 1½ Milliarden herstellen.

Unmittelbar nachdem die Steuer auf die Zündhölzer beschlossen worden war, tauchte der Vorschlag auf, Streichhölzer herzustellen, die an beiden Enden Zündmasse hätten. Der Vorschlag ist nicht ausführbar, weil die höchst kostspieligen und komplizierten Maschinen, die die Fabriken besitzen, nur für die Herstellung der Streichhölzer in ihrer jetzigen Form eingerichtet sind. Dieser Vorschlag enthielt aber nicht einmal etwas Neues. An beiden Enden entzündbare Hölzer sind vielmehr schon im Jahr 1889 auf den Markt gekommen. Es waren dies die von Oltosy erfundenen Zündhölzer ohne Köpfe. Die Hölzchen wurden an beiden Enden mit einer Lösung von 20 Teilen chlorsaurem Natron, 4 Teilen schwefelsaurem Ammoniak und 2 Teilen Gummiarabikum in 30 Teilen Wasser getränkt und dann getrocknet. Um die Hölzchen zu entzünden, rieb man sie an einer Reibefläche, bestehend aus einem Gemenge von Phosphor und Schwefelantimon. Die Streichhölzer führten sich nicht ein, weil sie stark hygroskopisch sind, das heißt, sehr leicht Feuchtigkeit aus der Luft anzogen und dann nicht mehr zum Anzünden zu gebrauchen waren.



Bilder aus aller Welt.



Eine vierfüßige Schauspielertruppe, bestehend aus Hunden verschiedener Rassen, erregte im Palace-Theater in London den Beifall des Publikums. Die Tiere sind so vorzüglich dressiert, daß sie ein fünfaktiges Drama, natürlich nur pantomimisch, aufzuführen verstehen. Die gutgewählten Kostüme machen den Eindruck dieses eigenartigen Dressuraktes noch frappanter.

Der friedliche Angelsport hat besonders in Frankreich viele und begeisterte Anhänger. In den letzten Jahren beginnen auch die Damen sich häufiger der Angelfischerei zu widmen, die ja die echt weibliche Tugend der Geduld erfordert. Unser Bild zeigt ein Wettangeln an den reizvollen Ufern der Marne.

Eine ebenso elegante wie firme Reitkünstlerin ist die Pariserin Mlle. Blanche Allarty, die besonders im Hürdensprung Vorzügliches leistet. Unser Bild gibt die kühne Amazone wieder bei einem Sprung über eine Hürde, die in der Tat gar nicht vorhanden ist. Dennoch versteht Mlle. Allarty täuschend den Eindruck zu erwecken, als setze sie mit ihrem Roß über ein besonders breites und schwieriges Hindernis hinweg.

Eine Salome auf dem Meeresgrund ist die Londoner Tänzerin Miß Ulida zu nennen. Ihre Spezialität ist die Vorführung einer Tanzszene „unter Wasser". Ein Taucher in voller Ausrüstung bildet dabei ihren Partner, mit dem sie eine graziöse und ihrem Sinne nach auch poetische Pantomime aufführt. Die originelle Darbietung findet in London großen Beifall.



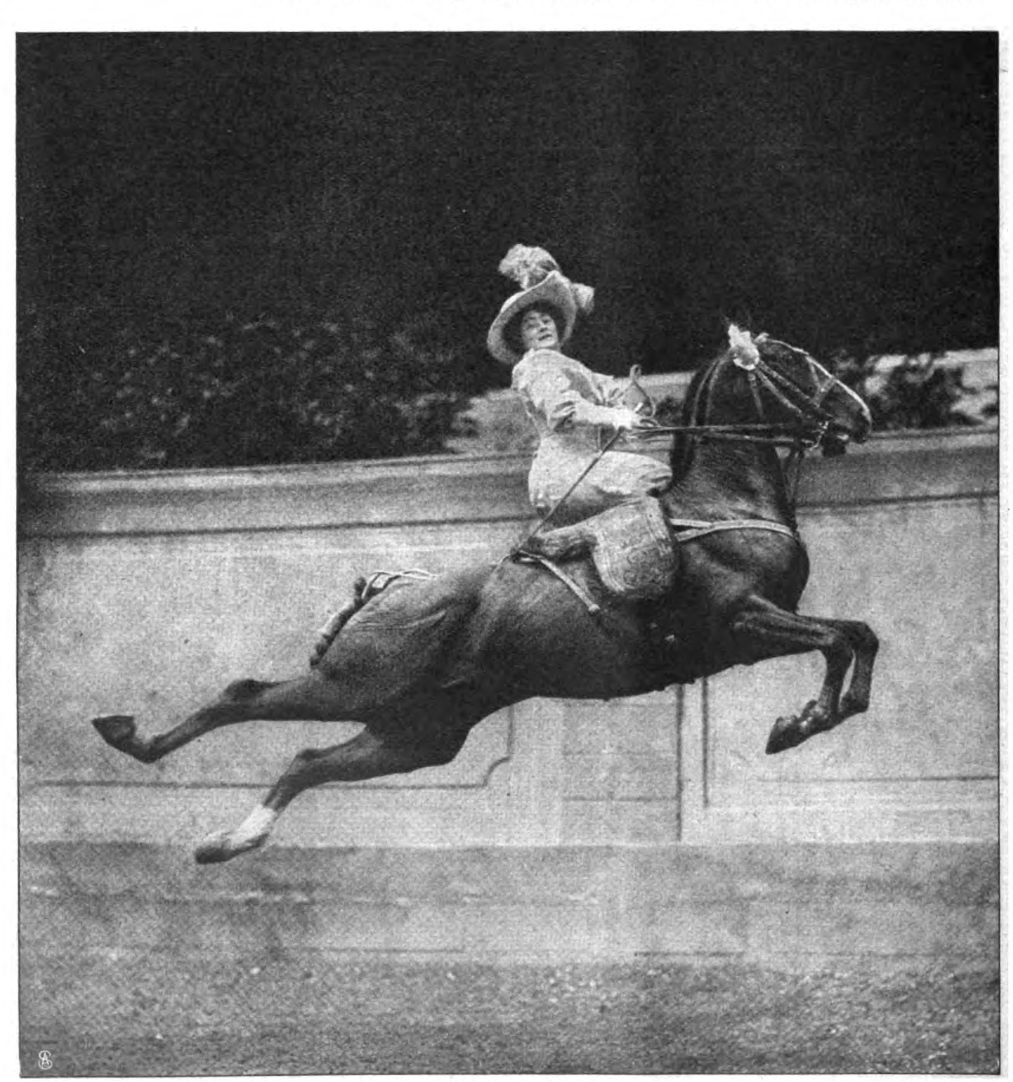
Vierfüßige Komödianten: Kostümierte Hunde als Akteure im Palace-Theater in London.





Phot. M. Rol & Co.

Vom Damen-Wettangeln an den Ufern der Marne bei Meaux (Frankreich).



Eine elegante Lancade. Phot. H. J. Shepstone.

Die berühmte Pariser Reitkünstlerin Mademoiselle Blanche Allarty.

Der Münchner Magistrat hat im dortigen Prinzregententheater zu Ehren des Generalintendanten Ernst von Possart eine Gedenktafel anbringen lassen, die der hohen Verdienste des Künstlers um die Schöpfung des Festspielhauses ehrenvolle Erwähnung tut. Die Tafel, die von Professor F. Bernauer entworfen ist, zeigt neben einer Inschrift das Reliefporträt Possarts sowie das Münchner Stadtwappen und ein Emblem der Schauspielkunst.

Die erste deutsche Lehrstätte für Flugtechnik ist die jüngst eröffnete Aeroplanabteilung der Automobil-Fachschule in Mainz. Bei der Bedeutung, die die Flugtechnik heute im öffentlichen Leben einnimmt, ist eine derartige Schul- und Werkstätte ein wahrhaftes Bedürfnis für die aeronautische Welt. Auch auf dem Gebiet der Flugapparate „schwerer als die Luft" wollen wir Deutschen nicht länger hinter andern Völkern zurückstehen. So ist die Begründung dieser Fluglehrstätte nur mit Freude und großer Genugtuung zu begrüßen.

Der Königliche Oberbaurat Eduard Hechler, der Erbauer



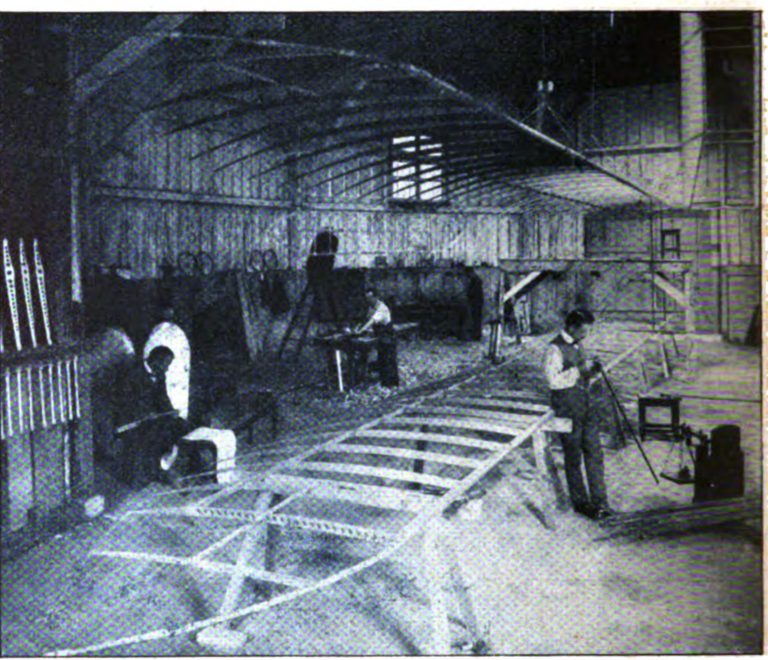
Phot. Foulsham u. Banfield.

Salome auf dem Meeresgrunde.

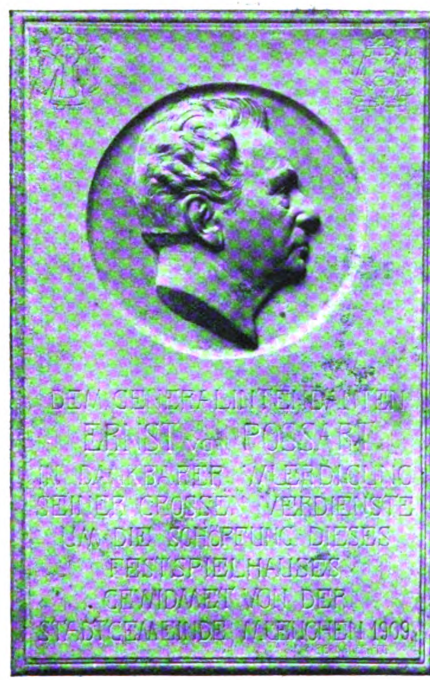
Die graziöse Londoner Tänzerin Miß Ulida in ihrer Tanzszene mit dem Taucher.

der aufsehenerregenden Chemnitzer Talsperren in Einsiedel und Neunzehnhain, ist kürzlich in den Ruhestand getreten. 1838 in Rohrbach bei Darmstadt geboren, besuchte er die Universität Gießen und die Karlsruher Technische Hochschule. 1866 wurde er Stadtbaumeister in Darmstadt und 1880 Stadtbaurat in Chemnitz. Die Neunzehnhainer Talsperre erbaute er von 1903 bis zum Herbst 1908.

Der frühere Eigentümer und Direktor des Belleallianceth eaters in Berlin August Wolf ist kürzlich gestorben. Mit ihm ist wieder eine der populären Persönlichkeiten aus der unserer Generation weniger bekannten älteren Theaterzeit der Reichshauptstadt dahingeschieden. 25 Jahre hatte Wolf, bevor er sich zur Ruhe gesetzt, das Bellealliancetheater mit großem künstlerischem und auch reichem materiellem Erfolg geleitet.



Aus der Aeroplanabteilung der Automobilfachschule in Mainz.
Die erste deutsche Lehrstätte für Flugtechnik.



Die vom Münchner Magistrat gestiftete
Ehrentafel für Ernst von Possart.



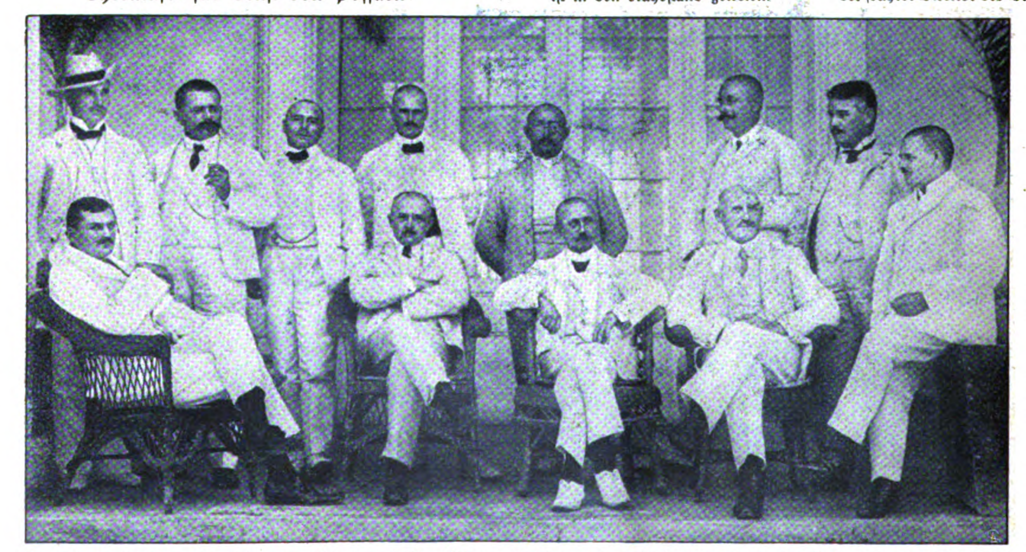
Phot. Nicolou.

Oberbaurat Eduard Hechler
ist in den Ruhestand getreten.



Hofphot. Bieber.

August Wolf †
der frühere Direktor des Bellealliancetheaters in Berlin.



Von links nach rechts (sitzend): Plantagenbesitzer Bötzow, Rechtsanwalt v. Nostitz, Hauptmann d. L. Daebeler (Vorsitzender), Plantagendirektor Broschell, Redakteur Pfeiffer. (Stehend): Plantagenbes. Hering, Plantagenbes. Illich, Plantagenleiter Hoffmann, Plantagenbes. v. Schrötter, Ingenieur Höffinghoff, Plantagenbes. Weber, Plantagenbes. v. Horn.

Auf der Terrasse des Hotel „Kaiserhof" in Daressalam:
Die Gründer des Wirtschaftlichen Landesverbandes von Deutsch-Ostafrika.

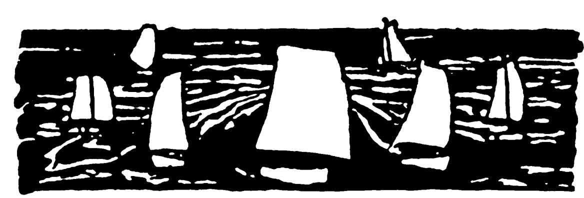
Die Gründer des Wirtschaftlichen Landesverbandes von Deutsch-Ostafrika vereinigten sich am Schluß ihrer Sitzungen auf der Terrasse des Hotel „Kaiserhof" in Daressalam. Der Verband umfaßt alle wirtschaftlichen Vereinigungen der Kolonie. Durch seine Begründung wurde dem langjährigen Streit zwischen Gouverneur und Pflanzern ein Ende bereitet und eine Einigung zwischen der Regierung und den Wirtschaftsinteressenten herbeigeführt.

Schluß des redaktionellen Teils.

DIE·WOCHE

Nummer 36. Berlin, den 4. September 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.



Die sieben Tage der Woche.

25. August.

Aus Montevideo kommt die Nachricht, daß der Dampfer „Schlesien" des Norddeutschen Lloyd mit dem argentinischen Dampfer „Columbia" im Hafeneingang so heftig kollidierte, daß die „Columbia" sofort unterging. Gegen hundert Personen sind ertrunken.

Der letzte Thronprätendent von Marokko Roghi Bu Hamara wird von den Sultanstruppen gefangen genommen.

Aus Rotterdam werden mehrere Todesfälle und eine Anzahl Erkrankungen an Cholera gemeldet.

26. August.

Premierminister Asquith legt im englischen Unterhaus die Ergebnisse der britischen Reichsverteidigungskonferenz vor.

Eine Ueberschwemmung des Orinoko in Caracas richtet großen Schaden an.

Das Neue Hoftheater in Kassel wird in Anwesenheit des Kaiserpaars eröffnet.

27. August.

Das Luftschiff „Z. III" tritt seine Reise von Friedrichshafen nach Berlin an und gelangt bis Nürnberg, wo eine Zwischenlandung vorgenommen werden muß.

Der schwedische Ministerrat lehnt in Uebereinstimmung mit dem König eine Vermittlung im Massenstreik ab.

Der gefangene marokkanische Thronprätendent Bu Hamara trifft in einem eisernen Käfig in Fez ein.

Der Aviater Farman stellt in Reims mit einem Fluge von 180 Kilometer in 3 Stunden 4 Minuten einen neuen Weltrekord für Entfernung und Dauer auf.

28. August.

Infolge eines Propellerbruchs wird die Ankunft des „Zeppelin III" in Berlin verschoben. Das Luftschiff gelangt bis Bitterfeld. Dort wird Graf Zeppelin vom Kronprinzen und der Kronprinzessin aufgesucht. In Berlin erwartet eine fieberhaft erregte Menge vergeblich die Ankunft des Grafen.

Ein Teil der Athener Garnison revoltiert und bezieht außerhalb der Stadt ein Lager. Das Ministerium Rhallis fällt.

Im Haag beginnt das schwedisch-norwegische Schiedsgericht zur Regelung der Meergrenzenfrage seine Sitzungen.

29. August.

„Zeppelin III" trifft in Berlin ein (Abb. S. 1519—1525) und landet in Tegel. Vom Kaiser, der kaiserlichen Familie und einer zahllosen Menschenmenge begrüßt, hält Graf Zeppelin seinen Einzug ins Königliche Schloß. Zwölf Stunden nach der Ankunft tritt das Luftschiff die Rückfahrt nach Friedrichshafen an.

Die erneuerte Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße in Berlin wird feierlichst eröffnet.

In Breslau nimmt die 56. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands ihren Anfang.

In Innsbruck findet eine große Zentenarfeier zur Erinnerung an den Tiroler Aufstand von 1809 statt, der der greise Kaiser Franz Josef beiwohnt.

Nach Erfüllung der Forderungen der meuternden Offiziere ist der Militärputsch in Athen beendet.

30. August.

Orville Wright unternimmt seinen ersten Probeflug in Berlin.

„Zeppelin III" muß auf der Rückreise von Berlin bei Bülzig in der Nähe von Wittenberg infolge einer ernstlichen Havarie niedergehen.

In Bregenz findet in Anwesenheit des österreichischen Kaisers eine große Feier zur Erinnerung an die Voralberger Freiheitskämpfe des Jahres 1809 statt.

31. August.

Infolge der erfolgreichen Militärbewegung erhalten mehrere Prinzen des griechischen Königshauses langjährigen Auslandsurlaub.

Kaiser Franz Josef trifft in Lindau und Friedrichshafen ein.

○○○

Zeppelintag.

Von Max Stempel.

Feucht graute der Morgen, das Dunkel wich,
Kühl wehte der Wind, der von Norden strich;
Über der Häuser steinernem Heer
Ballten sich Wolken, gewitterschwer.
Und Berlin rieb die Wimpern und reckte sich sacht,
Ein Bär, der mählich vom Schlaf erwacht;
Aus schnaubenden Nüstern blies es den Dampf,
Brummte sein Lied zum Maschinengestampf,
Rollte Räder, ließ Speichen stöhnen,
Unterm Hammer den Amboß dröhnen.

Und aus dumpfigen Stuben quoll es heran,
Schlicht gekleidet: Weib, Kind und Mann;
Leis rieselte Regen, der Wind wehte kühl
Übers wibbelnde, kribbelnde Weltstadtgewühl.
Das schlich seinen Weg so bedrückt, so verträumt;
Frisch an die Arbeit! Nicht träge gesäumt!
Hände, die Samstags die Arbeit scheuen,
Dürfen sich Sonntags der Muße nicht freuen.

Aber wen kümmert heut Amt und Geschäft,
Ultimosorge und Aktenheft?
Alles am heutigen, feuchtkühlen Tage
Ist eine einzige zitternde Frage;
Tausenden steht sie im bangen Gesicht:
„Kommt er geflogen? Kommt er nicht?" —
Denn heut ist kein Samstag, wie andre auch,
Wo im Schweiße man schafft nach Werkeltagsbrauch;
Heut erwartet der Kaiser, erwartet Berlin
Den König der Luft: Zeppelin! Zeppelin! —
Welch eine Kraft in dem klingenden Wort!
Jedem klingt es im Herzen fort;
Klingt wie der Lerche schmetternder Schlag,
Der uns verkündet den Frühlingstag.
Und sehnende Augen grollen empor,
Wo der Himmel verhüllt ist von schwärzlichem Flor;
Aufwärts klettern grimme Gedanken:
„Sonne, was soll dein Zaudern und Schwanken?
Sprenge die Wolken, die düster drohn!
Scheuche sie weg und erklimme den Thron!
Laß deiner Feuer schmelzende Gluten
Brennend zwischen sie niederfluten!"

Und siehe: der dunstige Schleier zerriß;
Licht verdrängte die Finsternis.
Hoffnung zog in das zagste Gemüt,
Jauchzend scholl es: „Sie leuchtet! Sie glüht!" —
Und auf Straßen und Plätzen wogt es daher,
Ein brandendes, brausendes Menschenmeer;
Bricht aus der Mauern dämmender Enge,
Dehnt sich aus in die Breite und Länge,
Flicht einen flimmernden, schimmernden Kranz
Bunt um die Felder im Hochsommerglanz.
Und das Meer kam zur Ruh, und die Brandung schwieg,
Und der forschende Blick in die Lüfte stieg;
Jeder einzelne bat: „Zeppelin! Zeppelin!" —
Sehnende Augen suchten nur ihn.
Aber jäh kam die Kunde: „Verlorene Müh!
Erwartet ihn **nicht**; ihr jauchztet zu früh." —
Und Kunde auf Kunde ging flüsternd um,
Und die Sonne sank, und die Menge ward stumm;
Doch laut sprach die Hoffnung und spendete Trost:
„Wenn nicht heut, kommt er morgen, vom Jubel umtost!
Den zwingt keine hemmende Macht mehr ins Joch;
Trotz Wind und Propeller: er kommt und fliegt **doch**!"

Und hell von den Türmen klang Morgengeläut:
Freut euch des Lebens! Sonntag ist heut.
Und wieder, wie gestern, quillt es heran,
Festlich gekleidet: Weib, Kind und Mann.
Und wieder, wie gestern, in fröhlichem Chor,
Wogt es daher und hinaus vor das Tor;
Flicht einen flimmernden, schimmernden Kranz
Bunt um die Felder im Hochsommerglanz.
Und der Himmel klarblau und kein Wölkchen am Zelt;
O wenn er nun käme, wie schön wär die Welt!
Der Wind weht so lau, und die Luft ist so lind:
Auf, rege die Schwingen und fliege geschwind!
Es wartet der Kaiser, es wartet Berlin;
Komm, König der Luft: Zeppelin! Zeppelin! —
Und siehe: was blinkt dort, ein blitzender Stern,
Sanft gleitend im Blauen, dem Ziele noch fern?
Was schwebt, eine Taube, gefiedert schneeweiß,
Jetzt näher und näher und wiegt sich im Kreis?
Was rauscht majestätisch, im Silbergewand,
Ein riesiger Segler, und sichtet Land? —
Millionenfach schallt's: „Er ist da! Er ist da!
Dem König der Luft ein Hurra! Ein Hurra!"

Surren und Summen, Rattern und Knattern;
Fahnenschwenken und Tücherflattern.
Und der König der Luft: Zeppelin, Zeppelin,
Grüßt, hoch aus der Gondel, das frohe Berlin;
Wie ein alter Soldat, der Order pariert,
Steht er straff an der Brüstung und salutiert.
Und das Schiff schießt dahin, gleitet schneller und schneller,
Es surrt und es summt in der Luft der Propeller;
Der Motor rattert und knattert wie toll,
Und das Schiff manövriert und gehorcht, wie es soll:
Nun steigt es, nun fällt es, nun schwebt es still,
Macht rechtsum und links, wie der Graf es will;
Ganz, als wär's selber ein alter Soldat!
Fehlt nur die Hand an der Hosennaht ...

Doch die Hurrarufe sind längst verhallt,
Denn der große Moment übt tiefre Gewalt:
An rauher Männer gebräunten Wangen
Sieht man Tränen der Rührung hangen;
Gegner, die sich noch gestern gehöhnt,
Liegen sich in den Armen versöhnt.
Heut gibt es nur Brüder und keine Partei;
Heiß schlägt das Herz, und die Brust atmet frei.
Zeppelintag ist heut! Des Alltags Plunder
Weicht vor dem herrlichen Märchenwunder;
Jeder wird sich da, stolz und voll Lust,
Eines Gefühls: „Er ist unser!" bewußt ...

Seltsamer Zaubrer! Lüftedurchflieger!
Aber noch stärker als Herzenbesieger!
Mann ohne Neider! Mann ohne Feind!
Held, der zu liebenden Brüdern uns eint!

Und ich beug ihm die Stirn, und ich denke zurück
An den Tag, der zerstörte sein fliegendes Glück;
An den heulenden Sturm, drin sein Luftschiff zerstob,
An den Sturm der Begeistrung, der neu es erhob.
Welcher Tag war dir lieber? Sag an, Zeppelin:
Der Tag der Zerstörung? Der Tag von Berlin?
Oder liebst du sie beide? Und liebst du sie gleich?
Ja, beide beschenkten mit Ehren dich reich! —
Drum sag ich als Deutscher, wenn etwas mich freut,
Erkämpft unter Schmerzen: „Zeppelintag ist heut!"



Wrights Flug-Vorführungen

auf dem

Tempelhofer Felde

zu Berlin

veranstaltet vom

Berliner Lokal-Anzeiger

Die Vorführungen finden vom 2. September täglich nachmittags 4 Uhr statt, mit Ausnahme des Sonntags. Die genauen Angaben werden fortlaufend im „Berliner Lokal-Anzeiger“ bekanntgemacht

Die Ueberwindung von Raum und Zeit.

Von Viktor Ottmann.

Als Kolumbus Amerika entdeckt hatte, brauchte die Kunde von den „Newen Inseln" achtzehn Monate, um in der Form von Flugblättern und mündlichen Ueberlieferungen den engen Kreis der damaligen Kulturwelt zu durchdringen. Noch 250 Jahre später, als Lissabon dem berühmten Erdbeben zum Opfer fiel, dauerte es viele Wochen, bis die Zeitungsblättchen genauere Berichte über die Katastrophe bringen konnten. Und heute? Wenn heute der König von Siam beim Empfang der Gesandten einen Ohnmachtsanfall erleidet, weiß man es ein paar Stunden später in London und Neuyork so gut wie in Melbourne und Kapstadt, und wenn der Manager des amerikanischen Stahltrust neue Verkaufspreise festsetzt, klappert gleich darauf an allen Börsen des Erdballs der Telegraph. Messina geht zugrunde, und noch an dem gleichen Tage finden überall auf der Welt die ersten Sammlungen für die Opfer statt; eine bekannte Persönlichkeit der Pariser Gesellschaft stirbt morgens plötzlich, und mittags überfliegt der Zeitungsleser in Berlin zwischen Fisch und Braten den Nekrolog. Der Begriff der Entfernung scheint für den Weltverkehr kaum noch zu existieren, wenigstens soweit die Verständigung innerhalb der Kulturgrenzen in Frage kommt. Ein Druck auf die Telegraphentaste, und tausend Meilen weit in der Ferne zaubern Striche und Punkte die Botschaft hin. Ein Anruf durchs Telephon, und die Stimme der Sprechenden tönt von Land zu Land. Ein Knarren in den Drähten der Mastspitze, und der Beamte im Marconikabinett des Ozeandampfers auf hoher See empfängt Funkensprüche von einem unsichtbaren andern Schiff oder von der weit entlegenen Küste. Raum und Zeit sind scheinbar überwunden, und unsere gute alte Erde, die trotz aller Rüstigkeit doch 24 Stunden braucht, um sich einmal um die Achse zu drehen, muß sich recht rückständig vorkommen gegen die Blitzesschnelle, mit der wir den elektrischen Strom als Vermittler unserer Gedanken zu den Antipoden senden. Ein in Washington aufgegebenes Telegramm langte in Sidney, nach einem Wege von 19300 Kilometer Kabellänge, in drei Sekunden an; die Hand des nordamerikanischen Telegraphisten war eben erst in Schwung geraten, als man in Australien schon seine Botschaft zu lesen begann. Natürlich ist ein solcher Schnelligkeitsrekord nur nach besonderen Vorkehrungen möglich, da die in Betracht kommende Leitung für diesen einen Zweck von allem übrigen Verkehr isoliert werden muß. Unter gewöhnlichen Umständen sind die Hauptkabel so stark besetzt, daß die Abfertigung der Telegramme immer einige Zeit in Anspruch nimmt, auch sind häufig verschiedene Umtelegraphierungen nötig. Immerhin können die großen Zeitungen Preßtelegramme von tausend Worten und mehr, die ihnen von der andern Seite des Globus zugehen, oft schon wenige Stunden nach der Absendung veröffentlichen.

Der moderne Mensch betrachtet das alles als etwas so Selbstverständliches, daß er sich nur selten klar macht, welches minutiöse Ineinandergreifen der verschiedensten Faktoren zu dieser Beschleunigung des Nachrichtendienstes gehört. Als ewig Unzufriedener bedauert er nur, daß alles Körperhafte in seiner Geschwindigkeit so weit hinter dem elektrischen Funken zurückbleibt, und vor allen Dingen geht ihm das Reisen noch lange nicht schnell genug. Als Jules Verne vor 37 Jahren seinen berühmten Roman „Die Reise um die Welt in achtzig Tage" schrieb, der später als gleichnamiges Spektakelstück über die Bühnen ging, galt es als eine in Wirklichkeit unmögliche Leistung, so schnell um den Erdball zu reisen. Es wäre in der Tat auch nur bei einem ganz merkwürdigen Zusammentreffen aller glücklichen Umstände möglich gewesen. Heute braucht man keine 80 Tage dazu. Sollte jemand von dem merkwürdigen Ehrgeiz beseelt sein, mit der Geschwindigkeit eines Briefes um den Globus zu sausen, so kann er ungefähr folgende Zeiten dafür in Anschlag bringen: Bremen-Neuyork 7 Tage, Neuyork-Vancouver 5 Tage, Vancouver-Jokohama 13 Tage, Jokohama-Bremen über Sibirien 14 Tage, insgesamt 39 Tage. Aber das stimmt nur auf dem Papier, denn in Wirklichkeit wäre es wohl kaum möglich, den Reiseplan so festzusetzen, daß man vom Schiff zur Bahn und umgekehrt sofort Anschluß findet, ganz abgesehen von Verspätungen und andern Zwischenfällen. Ein Nachfolger des Lord Fox mag also froh sein, wenn ihm das sinnreiche Experiment in ungefähr 45 Tagen glückt.

Mit welcher Leichtigkeit wir heute im Weltverkehr Raum und Zeit überwinden, und wie energisch wir mit allen Mitteln der Verkehrstechnik Länder erschließen, deren Tür wir sozusagen eben erst geöffnet haben, das kommt uns so recht zu Bewußtsein bei einem Rückblick um wenige Jahrzehnte. Als die Männer, die jetzt im Schwabenalter stehen, die Schulbank drückten, bestand die Karte von Afrika zum größten Teil noch aus den schönen weißen Flecken mit der geheimnisvollen Inschrift „Unerforschtes Gebiet". Die heutigen Schüler machen sich keinen Begriff davon, wie lebhaft diese weißen Flecken damals die jugendliche Phantasie beschäftigt haben, denn jetzt ist die Karte von Afrika bis auf verhältnismäßig geringfügige Teile völlig ausgefüllt. Von oben, von unten und von den Seiten ziehen sich die Schienenstränge immer tiefer ins Innere des einst so „dunklen" Erdteils, und wie lange noch wird es dauern, dann ist die Kap-Kairo-Bahn vollendet, und der Globetrotter schläft und speist sich gemächlich auf Achse von Alexandrien bis Kapstadt durch! Die Eisenbahn bewirkt hier, wie überall auf jungfräulichem Kulturboden, eine revolutionäre Umwälzung aller Zeitbegriffe und Lebensverhältnisse. Drei bis vier Monate braucht in Ostafrika eine Warenkarawane für den Marsch von der Küste zum Viktoria-Nyanza-See — der Eisenbahnzug legt die gleiche Strecke in zwei Tagen zurück und befördert seine Passagiere sicher und bequem durch eine Gegend, in der noch vor wenigen Jahren jede Expedition ein lebensgefährliches Wagnis bedeutete.

Auch ein Blick auf die Reisedauer der Briefe im Weltpostverkehr läßt die starke Herabsetzung der Raum- und Zeitbegriffe deutlich erkennen. Vergegenwärtigen wir uns, daß vor 75 Jahren ein Eilpostbrief von Paris nach Leipzig 4 Tage, von London nach Wien 7 Tage, von Neuyork nach Berlin fast 4 Wochen unterwegs war, und vergleichen wir das mit folgenden Daten

von heute. Heute braucht ein Brief von Mitteldeutschland nach Aegypten 5 Tage, nach Neuyork 7, Indien 15, Kapstadt 18, nach Japan über Sibirien 14, Hongkong 18, Argentinien 21, Australien 26, nach dem fernen Hawaii im Stillen Ozean nur 20 Tage. Von unsern deutschen Kolonien wird brieflich Togo am schnellsten erreicht, in 18 Tagen (die Ziffern gelten selbstverständlich immer für die günstigste Abgangsgelegenheit), Kamerun in 21, Südwestafrika in 22, Ostafrika (Daressalam) in 19 Tagen. Korrespondenzen nach den deutschen Südseebesitzungen brauchen ziemlich lange Zeit, so sind Briefe nach Neuguinea 40 Tage, nach Jap (Karolinen) 36 und nach Saipan (Marianen) mindestens 45 Tage unterwegs. Diese Postleitungen sind wohl die längsten auf der Welt, abgesehen von jenen Gegenden, mit denen überhaupt keine regelmäßige Verbindung besteht, und die nur gelegentlich von Handels- oder Kriegschiffen berührt werden. Nach solchen entlegenen Punkten kann ein Brief natürlich viele, viele Monate unterwegs sein, desgleichen in den unwirtlichen Wüstengebieten Asiens und Afrikas. So erreichte neulich ein Brief, der von Gao am Niger mit Kamelreitern quer durch die Sahara nach Algier gesandt worden war, sein Ziel in der verhältnismäßig kurzen Zeit von 80 Tagen.

In unsern Tagen, wo Eisenbahn und Dampfschiff an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt zu sein scheinen, richten sich aller Augen in erwartungsvoller Spannung auf die Eroberung der Luft; in der Luft hofft man über kurz oder lang den Kampf mit Raum und Zeit noch siegreicher aufnehmen zu können. Aber man darf bei allem Enthusiasmus nicht vergessen, daß die lenkbaren Luftschiffe und die Drachenflieger trotz ihrer erstaunlichen Leistungen doch einen Wechsel auf die Zukunft bedeuten, der nicht heute oder morgen fällig ist, und daß sie, so wertvoll sie auch sonst in mancher Hinsicht sein mögen, für den Weltverkehr vorläufig noch nicht in Betracht kommen. Zweifellos stellen die heutigen Luftschiffe selbst in ihrer vollendetsten Gestalt nur einen Uebergangstypus auf dem Wege zum idealen Beförderungsmittel vor. Ihre Hauptschwäche liegt in ihrer Größe, die dadurch bedingt wird, daß außerordentliche Mengen Gas zum Heben einer verhältnismäßig kleinen Last gehören (bei Wasserstoffgas kommt auf jedes zu hebende Kilogramm fast ein Kubikmeter Gas, bei Leuchtgas noch viel mehr). Sollte es einmal möglich sein, das Wasserstoffgas durch ein neues, viel leichteres Auftriebsmittel und den Benzinmotor, dessen Leistungsfähigkeit kaum noch einer Steigerung fähig ist, durch eine neue, auf kleinstem Raum kolossale Kraft entfaltende Energiequelle zu ersetzen, dann wird man Luftschiffe von sehr geringem Umfang bauen können, die dem Wind, dem jetzt schlimmsten Feind, keine verhängnisvolle Angriffsfläche mehr bieten. Bald sind vielleicht auch die Flugapparate so vervollkommnet, daß sie eine größere Anzahl von Personen ohne erhebliche Gefahr über weite Strecken tragen.

Aber weiter, weit über den Wirkungskreis von Eisenbahnen, Schiffen und Luftfahrzeugen hinaus treibt uns der Sehnsuchtsflug der Phantasie. In jedem vorwärtsstrebenden Menschen regt sich der Drang, Raum und Zeit auch außerhalb unseres Planeten zu überwinden und, sollte es körperlich unmöglich sein, doch wenigstens auf geistigem Wege eine Brücke der Verständigung zu andern Weltkörpern zu schlagen. In der Ueberzeugung, daß einige von diesen, vor allen aber der Mars, von menschenähnlichen Lebewesen bewohnt sein müssen, haben Männer der Wissenschaft, wie die Astronomen Pickering und Flammarion, schon allen Ernstes die Frage erörtert, ob es nicht möglich wäre, durch den Weltraum Lichtsignale zu geben. Das ist theoretisch wohl möglich, in der Praxis aber leider, wenigstens mit den heutigen Mitteln der Technik, kaum durchzuführen. Ein elektrisch beleuchteter Reflektor, dessen Strahlen auf dem Mars sichtbar sein sollen, müßte einen Durchmesser von 836 Kilometer haben. Falls aber die Marsbewohner vorzügliche Teleskope besitzen, würde ein Reflektor von „nur" 42 Kilometer Durchmesser genügen, doch selbst einen solchen Apparat herzustellen und in Betrieb zu setzen, ginge über unsere Kraft, da es so viel Glas, Quecksilber und Elektrizität, wie dazu gehört, auf Erden nicht gibt. Wir werden uns das Vergnügen einer interplanetaren Blitzlichtkorrespondenz also wohl noch für einige Zeit versagen müssen, bis der rastlose Menschengeist völlig neue, heute noch ungeahnte Mittel und Wege findet, um auch außerhalb des irdischen Dunstkreises über Raum und Zeit zu triumphieren.

Wenn man warten muß.

Plauderei von Martha Freiin v. Lüttgendorff-Leinburg.

Ein alter französischer Schriftsteller, der heute längst vergessen ist, schrieb einst: „Das Warten deformiert die Psyche", eine Weisheit, die in der wortgetreuen Uebersetzung etwas kurios klingt, allein bei näherer Ueberlegung gewiß etwas für sich hat. Und in unserem guten Deutsch, ohne des Franzosen feine Nuancierung, heißt es einfach: Warten auf etwas, sei es, was es wolle, ist unangenehm, nervenpeinigend, moralisch und physisch deprimierend, ein Zustand, der von der leichten Affektion bis zur unerträglichen krankhaften Anspannung aller Nerven gesteigert werden kann. Was immer auch aus dem Warten resultiert, positive oder negative Ergebnisse, Gutes oder Schlimmes, der Zustand, der die Zwischenzeit ausfüllt, ist und bleibt ein unklarer, dem in allen Fällen das Charakteristikum des Peinlichen anhaftet. Und was im Leben peinlich und unangenehm ist, das muß uns auch gewissermaßen unästhetisch dünken, und somit ist, wenigstens in geistiger Beziehung, das Warten auch eine geistig unästhetische demoralisierende Sache.

„Sage mir, wie du warten kannst, und ich sage dir, wer du bist", könnte man das bekannte Wort variieren. Und es liegt faktisch mehr als ein Körnchen Wahrheit in dem Wort. An seiner Art, zu warten, erkennt man den Menschen, sein Naturell, seine geistige Beschaffenheit und — last not least — seine Kinderstube. Wer als Kind auf ein versprochenes Vergnügen nur mit einem ungeheuren Aufwand von darauf bezüglichem Geschwätz und auf unangenehme Dinge nur mit umgekehrten Gefühlsausbrüchen zu warten weiß,



der wird es als Erwachsener zumeist ebenso halten. Der Gebildete, der sich in jeder Lebenslage in der Gewalt hat, wird hier die gleiche Ruhe zeigen, die ihm sonst eigen ist, und im gleichen Maße wird der Ungebildete seine jeweiligen Stimmungen andern mitteilen, sofern er sie nicht, was er aber meist zu tun pflegt, an ihnen ausläßt.

So ziemlich zu den peinigendsten Situationen, die das Leben bietet, muß man wohl das Warten auf wichtige entscheidende Dinge zählen. Wie oft hängt von der Beantwortung eines Briefes, von dem Ergebnis einer ärztlichen Behandlung oder Untersuchung unser ganzes ferneres Leben ab! Hat man erst das Resultat fest in der Hand, so wird man sich damit abzufinden wissen. Jeder auf seine Weise, so oder so. Allein das Warten auf den Brief, auf das endgültige Urteil des Arztes über Sein oder Nichtsein, das sind Dinge, die jeder Folter an die Seite zu stellen sind. Und so gibt es denn unzählige Fälle, in denen die Psyche des Menschen „deformiert" wird. Man könnte meinen, das Warten gehöre als unentbehrliches Attribut in unser Leben, und so ist es ja auch, denn unser ganzes Leben ist schließlich nichts anderes als ein andauerndes Warten auf den Verlauf der aufeinander folgenden Lebensphasen. Im allgemeinen sollte aber jeder Mensch, der weder seine eigene Psyche „deformiert" sehen noch die seiner Mitmenschen aus der Fasson bringen möchte, stets darauf bedacht sein, den Artikel „Warten", so weit es in seiner Macht steht, zu entwerten. So viele Fälle es gibt, in denen das Warten nicht abzuschaffen ist — man denke an die langsame Erledigung von oft für den Privatmenschen höchst wichtigen Gerichtsangelegenheiten, Prozessen und dergleichen — so viele Fälle gibt es aber auch, in denen in bezug auf das Wartenlassen anderer viel zu viel gesündigt wird, in denen mit Leichtigkeit Situationen tödlicher Unsicherheit gehoben werden könnten.

An erster Stelle steht hier wohl die Beantwortung wichtiger, und zwar für den Adressaten wichtiger Briefschaften. Ich spreche da nicht einmal von unbeantworteten Briefen, denn das Nichtbeantworten eines Briefes stellt in den meisten Fällen einfach einen Schlag ins Gesicht des Schreibers dar und zugleich eine Gewissenlosigkeit, die nicht selten die schwersten Folgen nach sich zieht. Wie oft lesen wir von Fällen, wo ein nicht beantworteter Brief ein Menschenleben kostet, und das durchaus nicht immer nur in Liebessachen! — Wer hat aber nicht schon entweder an sich selbst oder an Angehörigen die peinlichen Gefühle des Wartens auf einen wichtigen Brief beobachtet und miterlebt. Das fieberhafte Aufhorchen beim Ton der Klingel, wenn Postsachen anlangen, das nervöse Zusammenzucken, wenn ein Brief gebracht wird, die schmerzliche oder ärgerliche Enttäuschung, wenn er sich nicht als der erwartete erweist. Und es wäre so leicht gewesen, diese Situation durch eine rasche, prompte Antwortserledigung zu beseitigen. Wo hier das Verstehen fehlt, sollte es wenigstens durch das natürliche Schicklichkeitsgefühl, durch die einfachsten Regeln des Anstandes ersetzt werden.

Fälle, in denen eine Verkürzung des Wartens nicht im Bereich der menschlichen Möglichkeit ist, wie etwa das Warten auf den Ausgang einer schweren Krankheit, die für die Angehörigen so schrecklichen Zeiten einer Krisis usw., sollen hier natürlich gar nicht erörtert werden. Sie gehören zu den Dingen, mit denen unser Schicksal so eng verknüpft ist, daß sie überhaupt nicht wegfallen können. Ihnen gegenüber stehen aber auch wieder viele Fälle von verschuldetem Warten. Nicht sehr angenehm ist z. B. das Warten auf geladene Besuche. Man hat für 5 Uhr eingeladen, alles ist bereit, die Kinder in ihren besten Kleidern, die Hausfrau ebenfalls en toilette. Und man wartet. Die Kinder, die in den guten Kleidern nichts Rechtes anfangen können, werden ungeduldig, maulen, und eine böse Szene scheint unvermeidlich. Eine gute Weile später erscheint dann der Besuch unter einer Fülle atemloser Entschuldigungen, d. h., wenn er sich überhaupt entschuldigt, denn die „Höflichkeit der Könige" besteht merkwürdigerweise bei allzu vielen immer noch im Zuspätkommen, wozu sich natürlich jeder ohne weiteres berechtigt glaubt. „Pünktlichkeit ist Höflichkeit", das sollte sich jedermann sagen und danach handeln, auch dann, wenn sein Wahlspruch der strikte Gegensatz von „time is money" wäre, selbst verschuldete Unpünktlichkeit aber stets gleichbedeutend mit Unhöflichkeit oder Unerzogenheit.

Auf das ungeheure Feld von Miseren des Wartenlassens in allen Stadien des Liebeslebens wage ich mich erst gar nicht: der Beispiele wären Legion. Außerdem gelten hier ja die gleichen Regeln der Rücksicht und des Anstandes, vor allem aber das Gefühl des einzelnen, denn hier muß in erster Linie das Herz sprechen und handeln, und da das menschliche Herz tausend und aber tausend Regungen besitzt, so wird man vielleicht noch hier am ehesten individuelle Ausnahmen gelten lassen müssen.

Und nun zum Schluß: laßt eure Mitmenschen nicht auf etwas warten, das bald gesagt oder getan werden könnte! Nicht bloß der Körper, sondern auch der Geist hat Hygiene dringend nötig, und gerade der moderne Mensch ist des einen so bedürftig wie des andern. Und das Warten schädigt und lähmt die geistige Arbeitskraft, es entmutigt und entnervt und — damit ich so schön schließe, wie ich begann: es „deformiert die Psyche"!

□ □ □

Die Numerierten.

Von Geo. B. Warren.

In Neuyork ist man dazu übergegangen, die Schulkinder offiziell zu numerieren. Es geschah dies, weil das Schulschwänzen dort gar zu sehr überhandgenommen hat und man den Polizeibeamten auf der Straße durch die Numerierung der Schulkinder ihre Kontrolle erleichtern wollte.

Diese Nachricht hat in Deutschland merkwürdigerweise viel Aufsehen hervorgerufen, und es tauchte sogar ein humoristischer Vorschlag auf, der keineswegs neu ist, sondern aus der Reaktionsperiode vom Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre stammt: nämlich alle Staatsbürger zur besseren Kontrolle mit Nummern zu versehen.

Dieser Vorschlag ist aus technischen und praktischen Gründen zwar nicht durchführbar, beweist aber, daß man das Numerieren von Individuen gewissermaßen als eine Degradation betrachtet, wahrscheinlich aus dem Gedankengange heraus, daß der Sträfling, im Zuchthause seiner Menschenrechte und seiner Individualität vollständig entkleidet, zu einer Nummer werde, die er während seiner Strafzeit an Stelle seines Namens trägt.



Wenn wir uns aber nur ein wenig umsehen in der Praxis des Lebens, finden wir erstaunlich viel Fälle und Gelegenheiten, in denen Individuen gegenüber zum Hilfsmittel der Numerierung gegriffen werden muß, weil man sonst in die denkbar größten Schwierigkeiten gerät.

Schon wenn der Staatsbürger geboren wird, bekommt er eine Nummer im Standesamtsregister, und ist der hoffnungsvolle Zögling männlichen Geschlechts, so erhält er auch sofort seine Nummer in der Stammrolle der Militärbehörde. Mit dieser Numerierung ist ihm eine unsichtbare Fessel an das Bein geschmiedet. Sobald er die Nummer in der Stammrolle erhalten hat, ist er gebunden, und der zum Jüngling Herangewachsene darf schon nicht mehr in das Ausland gehen, ohne dazu wenigstens die Erlaubnis der Behörde eingeholt zu haben.

Kommt das Kind zur Schule, so wird es abermals numeriert, nicht zum Zweck der Kontrolle wie in Amerika, sondern im Hinblick auf den Platz, den es seinen Leistungen nach in der Schule einnimmt. Freude herrscht im Elternhause, wenn der hoffnungsvolle Sprößling Zwölfter gewesen ist und Dritter oder Vierter wird, und es gibt umgekehrt Heulen und Zähneklappern im Hause, wenigstens für den Schüler, wenn er Zwölfter war und Vierundzwanzigster in der Klasse wird.

Wird der junge Staatsbürger Soldat, dann bekommt er ebenfalls seine Nummer in der Kompagnie, in den verschiedenen Listen und Matrikeln, seine Nummer im Zug und in der Sektion, seine Nummer in der Stube, die er als Soldat bewohnt. Er erhält als Artillerist beim Geschütz eine bestimmte Nummer, und ganz und gar zur Nummer wird er, wenn er in die Marine tritt. Sobald der ausgebildete Matrose zum erstenmal an Bord kommt, erhält er eine offizielle Nummer, die zur Einteilung der Mannschaften unumgänglich nötig ist; eine Nummer, die gleichzeitig über die Tätigkeit des Mannes an Bord, über seine Dienstbereitschaft und über seine Verwendung den Vorgesetzten unzweideutige Auskunft gibt. So heißt es z. B. in der Instruktion für die Matrosen der deutschen Marine: „Die Mannschaft eines Schiffes ist in zwei gleiche Teile, die Steuerbord- und die Backbordwache, eingeteilt, von denen die erstere die ungraden und die letztere die graden Zahlen von 1—1000 als Schiffsnummern erhält. Nach ihren Stationen beim Manöver wird die Mannschaft in folgende Nummern eingeteilt: Freiwächter 1—99, Backsgasten 100—199, Vormarsgasten 200 bis 399, Kuhlgasten 400—499, Großmarsgasten 500 bis 699, Achtergasten 700—799, Kreuzmarsgasten 800 bis 899, Schanzgasten 900—999."

Aber auch der harmlose Staatsbürger, der nicht zu Wasser oder zu Lande Kaiser und Reich dienen muß, auch die holde Staatsbürgerin entgehen nicht der Numerierung. Wenn sie in das Wartezimmer des vielbeschäftigten berühmten Arztes treten, erhalten sie eine Nummer, nach der sie aufgerufen werden. Sie werden zur Nummer im Warteraum der Bank oder der Sparkasse bei großem Andrang; sie werden zur Nummer im D-Wagen, sie werden zur Nummer im Hotel, wo man die Gäste selbstverständlich nicht nach Namen, sondern analog wie im Zuchthaus nach Nummern bezeichnet.

„Nummer 12 wünscht um sechs Uhr geweckt zu werden. — Nummer 13 wünscht sofort einmal Tee auf das Zimmer. — Nummer 19 will die Rechnung haben."

So lauten die Meldungen der Etagenkellner im Bureau des Hotels.

In Wahllisten und in Verzeichnissen der Vereinsmitglieder haben wir unsere feste Nummer, und besonders in der Großstadt treten uns auf Schritt und Tritt Numerierte entgegen, Leute, mit denen wir in gewissen Augenblicken gar nichts anzufangen wüßten, wenn sie nicht eben die unterscheidende und kenntlich machende Nummer trügen. Numeriert sind die Kutscher und die Schaffner der Omnibusse, der Straßenbahnen, die Dienstleute an den Ecken, die Schutzleute, die Gepäckträger, die Droschkenkutscher, und besonders in den Kreisen der letzteren ist es ganz und gar üblich, sich mit der Nummer anzureden und anzurufen. Bei der großen Menge von Droschkenkutschern, die es in Berlin gibt, kennen sich nur wenige persönlich. Haben sie sich eine Mitteilung zu machen, so heißt es zum Beispiel: „Du, 2847, dein Pferd ist unruhig."

Oder bei Ankunft eines Zuges lautet der Zuruf: „Du, 8592, du bist aufgerufen, fahr nach vorn."

Auch die Fürsten auf den Thronen und die Päpste auf dem Heiligen Stuhl müssen sich die Numerierung gefallen lassen. Welch gewaltige Erinnerungen knüpfen sich nicht an die Numerierungszahlen gewisser Fürsten, eines Friedrich II., eines Wilhelm I., eines Karl V. Selbst der Aberglaube heftet sich an die Nummern, die die Fürsten bei ihrem Regierungsantritt erhalten, und unter denen sie in der Geschichte auch in den kommenden Jahrhunderten unterschieden werden.

Bekanntlich haben unter allen Fürsten die „höchsten Hausnummern" die Fürsten von Reuß, die sämtlich „Heinrich" heißen und daher lediglich durch die Nummern unterschieden werden können. Die eine Linie numeriert bis siebzig und fängt dann wieder von vorn an, während die andere Linie ihre Heinriche bis hundert numeriert und dann wieder einen Heinrich I. aufzuweisen hat.

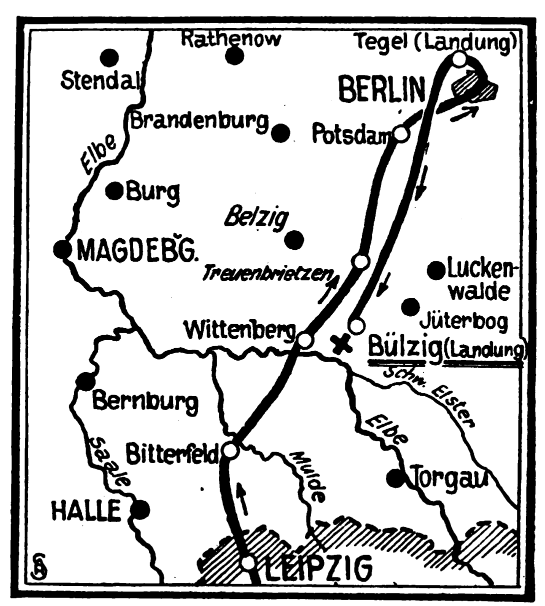
Wir sehen also, das Numerieren ist wirklich nichts Ungewöhnliches, sondern auch bei uns sehr viel im Gebrauch. Das Numeriertwerden geht dem Staatsbürger schließlich in Fleisch und Blut über, wie dies jener Mann bewies, der vor einer Reihe von Jahren mit seinem Standesamt harte Kämpfe auszufechten hatte, weil er die Kinder, die ihm geboren wurden, prinzipiell „Nummer 1", „Nummer 2", „Nummer 3" usw. benannte.

Unsere Bilder

Die Fahrt des „Zeppelin III" nach Berlin (Abb. S. 1519 bis 1525). Deutschland hat wieder eine große Zeppelin-Woche durchlebt. Die Bewohner Süd- und Mitteldeutschlands hatten schon oft Gelegenheit, dem edlen Greis zuzujubeln, der so viel für den Glanz des deutschen Namen getan hat. Die Bewohner der Reichshauptstadt haben während dieses Sommers schon einmal in fiebernder Erregung auf den Besuch des Grafen und seines stolzen Luftschiffes gewartet; die Hoffnung, die damals zunichte wurde, hat sich diesmal zur Freude aller Berliner glänzend erfüllt. Schon vor der Abfahrt des Luftschiffes aus Friedrichshafen, die sich durch die Unbilden des Wetters um eine Nacht verzögert hatte, herrschte in den Gegenden, die das Luftschiff besuchen sollte, freudige Aufregung. Das preußische Städtchen Bitterfeld in der Nähe der sächsischen Grenze wimmelte von geschäftigen Einheimischen und schaulustigen Fremden. Hier sollte Graf Zeppelin das Luftschiff besteigen, um es während der letzten Etappe der Fahrt selbst zu lenken. Die Menschenmenge umstand den Landungsplatz in der Nähe der Halle des Parsevalballons, der in Bitterfeld



stationiert ist. Doch das Luftschiff kam mit einer erheblichen Verspätung an. Es hatte bei Ostheim, zwischen Nördlingen und Nürnberg, eine unbedeutende Havarie erlitten und dann



Landungsstelle des „Z III" bei Bülzig.

bei Ronneburg einen seiner Propeller verloren, so daß es die Fahrt nur ganz langsam fortsetzen konnte. In Bitterfeld, wo unterdes der Kronprinz, der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und Graf Zeppelin eingetroffen waren, wagte man nicht mehr auf die baldige Ankunft des Lenkballons zu hoffen, als er, zwar schwer verletzt, aber in sicherem Fluge anlangte. Während der Nacht wurde an der Reparatur des Schadens und der Füllung des Ballons gearbeitet. Trotz des herrschenden Nebels umdrängte eine große Menge das von Truppen bewachte Luftschiff. Nach sechs Uhr kam Graf Zeppelin im Automobil auf dem Landungsplatz an. Plötzlich hörte man das Surren der Motoren, und das gewaltige Luftschiff verschwand im Nebel. Bald darauf erfuhr Berlin, das am Vortage vergeblich auf den Lenkballon gewartet hatte, durch Extrablätter von der glücklichen Abfahrt Zeppelins von Bitterfeld. Schon in den ersten Vormittagstunden warteten Tausende auf dem Tempelhofer Feld auf den großen Augenblick. Alle umliegenden Dächer waren dicht besetzt. An den Fenstern der Kaserne des Kaiserin-Augusta-Regiments erwartete das Kaiserpaar und die Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserlichen Hauses die Ankunft des Luftschiffs. Um 12 Uhr 40 Minuten erschien das stolze Fahrzeug über dem Tempelhofer Feld, begrüßt von dem hellen Jubel der Zuschauermenge. Der „Zeppelin III" flog schnell und sicher über den Platz und wandte sich dann gegen Norden. Das Kaiserpaar und die Prinzen fuhren in ihren Automobilen zum Tegeler Schießplatz, wo die Landung stattfinden sollte. Dort herrschte ein frohes Gewoge bunter Uniformen und lichter Damentoiletten. Kurz vor zwei Uhr erschien das weiße Luftschiff über dem Platz. Die Landung wurde rasch bewerkstelligt, und bald stand der greise Erfinder vor dem Kaiser, der ihn in der herzlichsten Weise begrüßte und beglückwünschte. Der Bürgermeister Reicke hielt eine begeisterte Ansprache, der ein vom Kaiser ausgebrachtes Hoch auf den Grafen folgte. Vor dem Verlassen des Landungsplatzes machte Graf Zeppelin noch die Bekanntschaft eines andern großen Eroberers der Luft, des amerikanischen Aviaters Orville Wright, der in Berlin weilt, um auf Veranlassung des „Berliner Lokal-Anzeigers" den Berlinern seinen Flugapparat vorzuführen. Zeppelins wissenschaftlicher Mitarbeiter Geheimrat Hergesell hatte den Aviater dem Kaiser vorgestellt; der Monarch vermittelte dann die Bekanntschaft der beiden großen Aeronauten. Nach dieser bedeutungsvollen kleinen Episode fuhr der Kaiser mit dem Grafen durch die menschenerfüllten Straßen der Reichshauptstadt zum Schloß, wo ein Frühstück stattfand. Unter den Linden wartete eine dichtgedrängte Menge auf den Kaiser und den berühmten Gast, und noch lange Zeit, nachdem der kaiserliche Wagen im Schloß verschwunden war, dauerte das bewegte Leben und Treiben in den Straßen an. — Das Luftschiff, das im Laufe des Tages von vielen Tausenden besichtigt wurde, trat noch am gleichen Abend seine Rückfahrt nach Friedrichshafen an, mußte aber wegen Verlustes noch eines Propellers, der beim Abspringen die Ballonhülle beschädigte, bei Bülzig in der Nähe von Wittenberg (s. nebenst. Karte) landen.

Die Einweihung der wiederhergestellten Garnisonkirche in Berlin (Abb. S. 1526). Das Gotteshaus, das in der Unglücksnacht vom 13. April 1908 ein Raub der Flammen wurde, ist dieser Tage mit feierlichem Gepränge von neuem seiner Bestimmung übergeben worden. Der eindrucksvollen Feier wohnte eine glänzende Festversammlung bei, an deren Spitze der Kaiser mit der Kaiserin und den Prinzen und Prinzessinnen der Kaiserlichen Familie stand, ferner die in Berlin weilenden Generale und Admirale, der Kultusminister und zahllose Offiziere mit ihren Damen. Nach dem Einzug des Kaiserpaares in die Kirche hielt Feldpropst Wölfing das Weihgebet und die Eingangsliturgie. Dann folgte eine von heller Begeisterung getragene Festpredigt des Ober- und Garnisonpfarrers Göns.

Die Jahrhundertfeier der Tiroler Freiheitskämpfe (Abb. S. 1526) wurde in Anwesenheit des greisen Kaisers Franz Josef mit großem Glanz begangen. Innsbruck wimmelte einige Tage lang von Fremden; alle Täler Tirols hatten malerische Gestalten in ihren köstlichen alten Trachten in die Landeshauptstadt entsandt. Der große Festzug, der den Höhepunkt der Feier bildete, stellte eine lebensvolle Wiedergabe der glorreichen Heldenzeit dar, der das Fest galt. Die Tiroler Bauern und Schützen, die in hellem Jubel ihrem greisen Monarchen huldigten, trugen nicht nur die Trachten und die glorreichen Waffen von 1809, man sah es ihnen an, daß auch im Herzen der Tiroler die Erinnerung an diese Zeit noch nicht verglommen ist.

Die Toten der Woche

Generalleutnant **Bahnson**, ehem. dänischer Kriegsminister, † in Kopenhagen am 26. August.

Geh. Kirchenrat Prof. D. Heinrich **Bassermann**, bekannter Theologe, † in Samaden im Berner Oberland am 29. August im Alter von 60 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Hermann **Lossen**, bedeutender Chirurg, † in Heidelberg am 27. August im Alter von 67 Jahren.

Cäsar **Schmidt**, bekannter Verlagsbuchhändler, † in Hamburg am 24. August im Alter von 70 Jahren.

Dr. Wilhelm **Schneider**, Bischof von Paderborn, † in Paderborn am 31. August im Alter von 62 Jahren.

Reichsratsabgeordneter a. D. Eduard **Sturm**, bekannter österreichischer Parlamentarier, † in Reichenhall am 25. August im Alter von 79 Jahren.

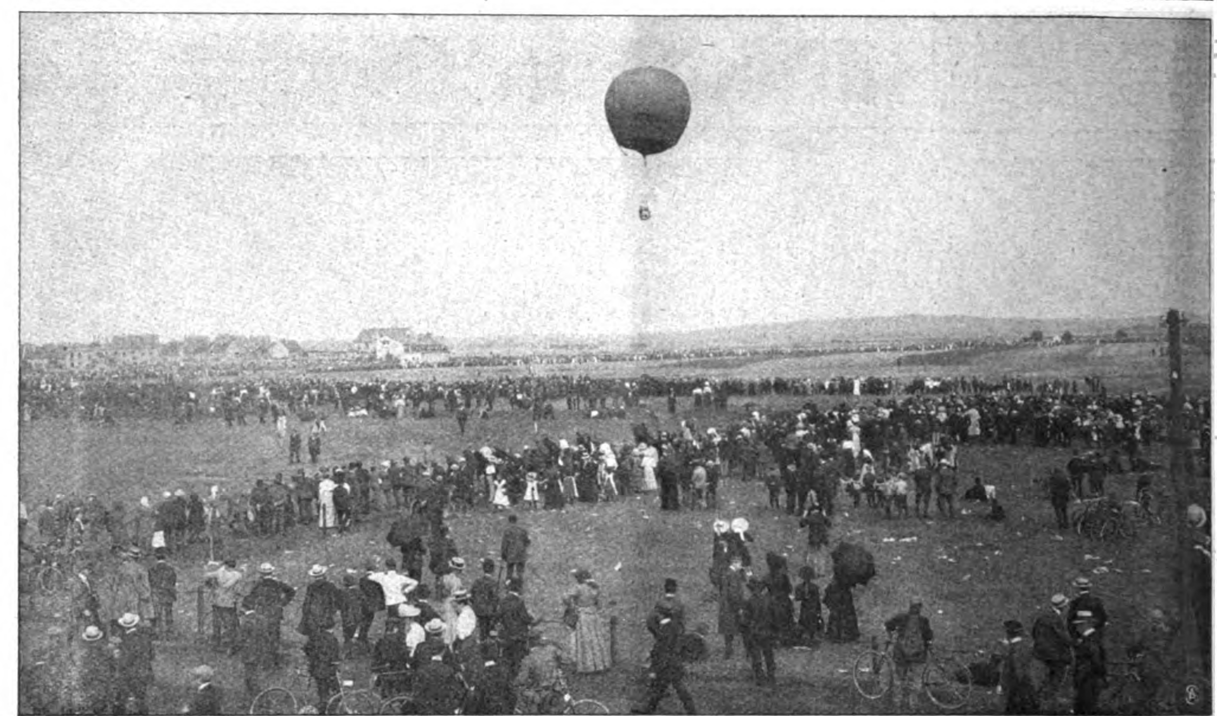
Bilder vom Tage

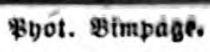
Der Kaiser begrüßt den Grafen nach der Landung des „Zeppelin III“ in Tegel.

Der Zeppelintag Berlins.

Spezialaufnahme für die „Woche“

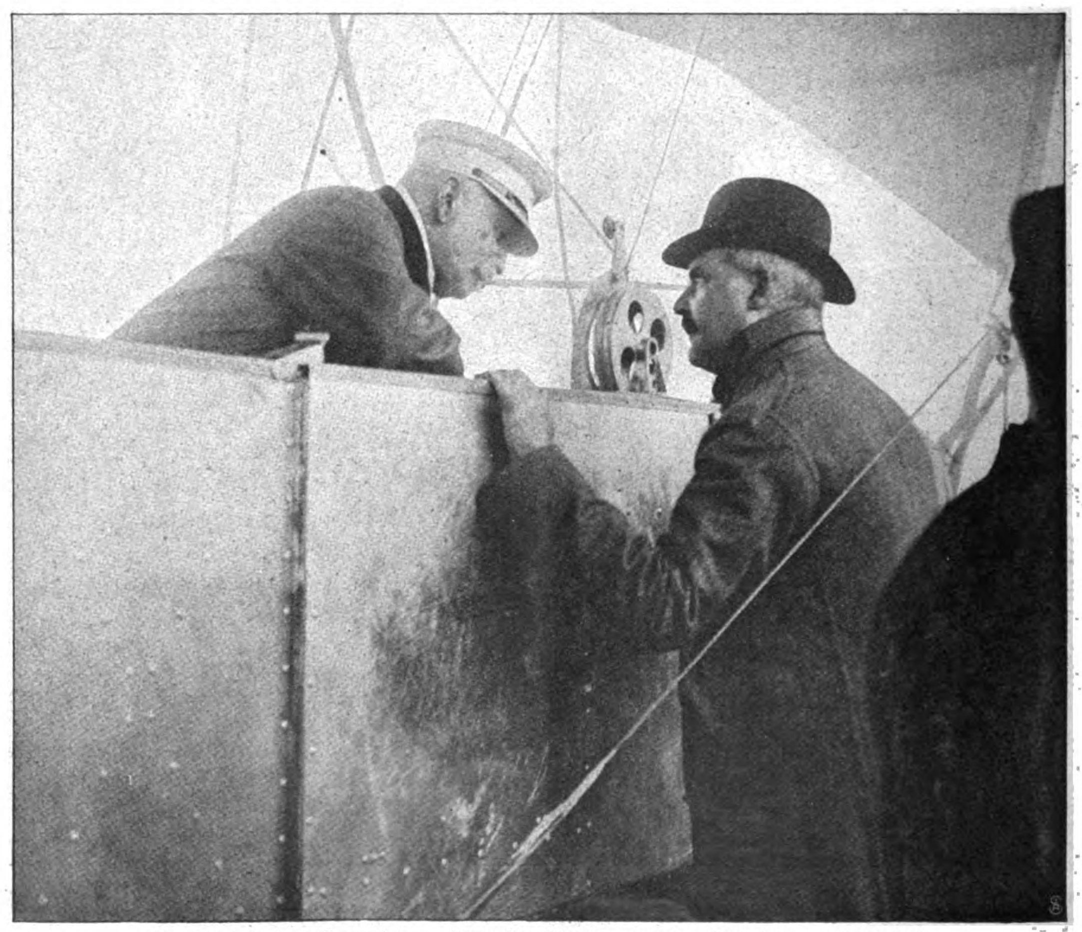




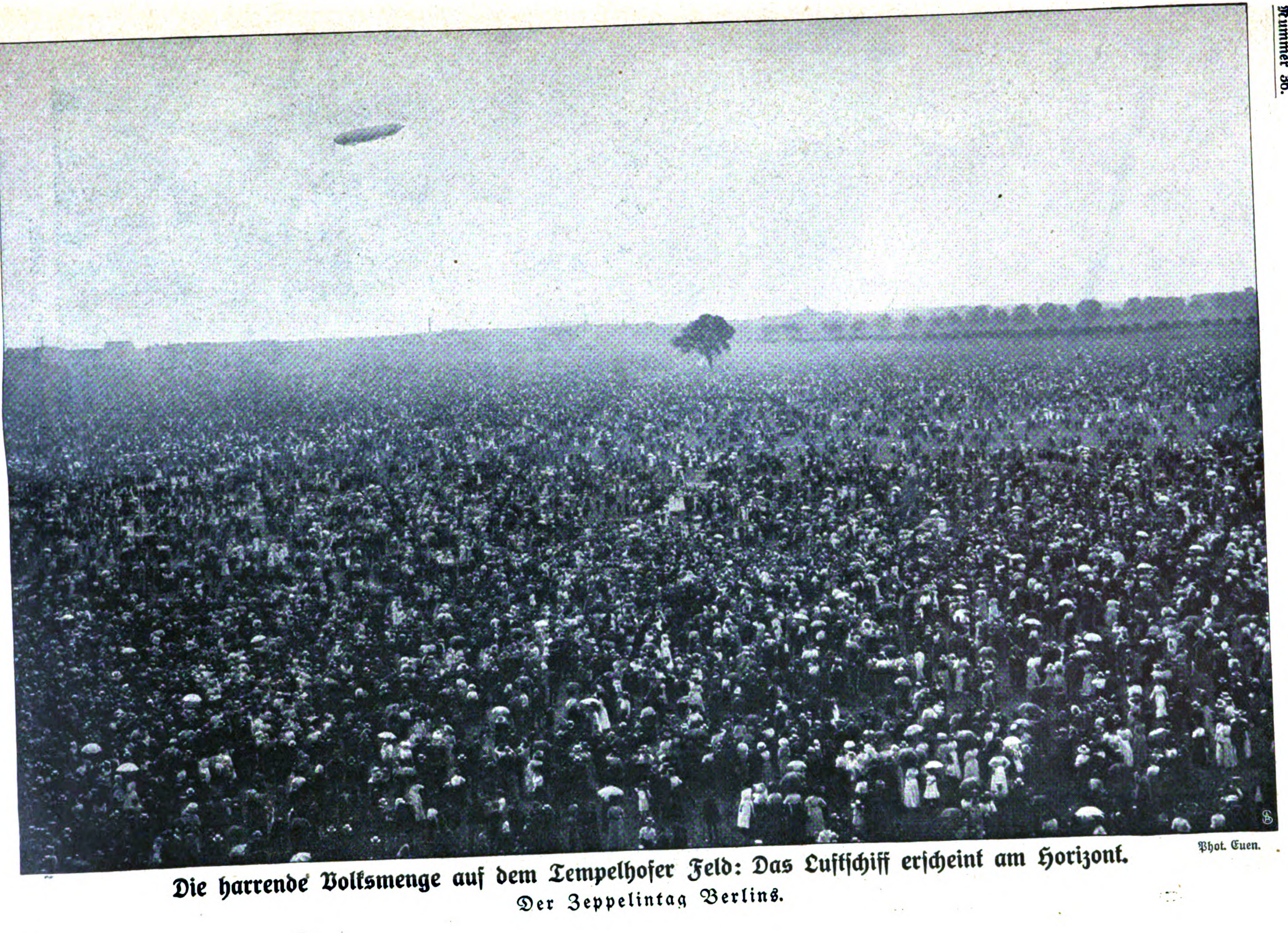


Phot. Bimpage.

Bitterfeld in Erwartung des Luftschiffs: Aufstieg des Ballons „Bitterfeld".



Der Graf in der Gondel des „Zeppelin III" kurz vor der Abfahrt von Bitterfeld.
Spezialaufnahme für die „Woche".



Phot. Euen.

Die harrende Volksmenge auf dem Tempelhofer Feld: Das Luftschiff erscheint am Horizont.

Der Zeppelintag Berlins.

Der weiße Schwan über dem Königlichen Schloß in Berlin.

Hofphot. Louis Held.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Von links nach rechts: Orville Wright, Generaloberst v. Plessen, Fürst zu Fürstenberg, der Kaiser, Geheimrat Prof. Hergesell, Graf Zeppelin.

Eine denkwürdige Begegnung:

Der Kaiser mit den Eroberern der Luft Grafen Zeppelin und Orville Wright

auf dem Landungsplatz in Tegel.



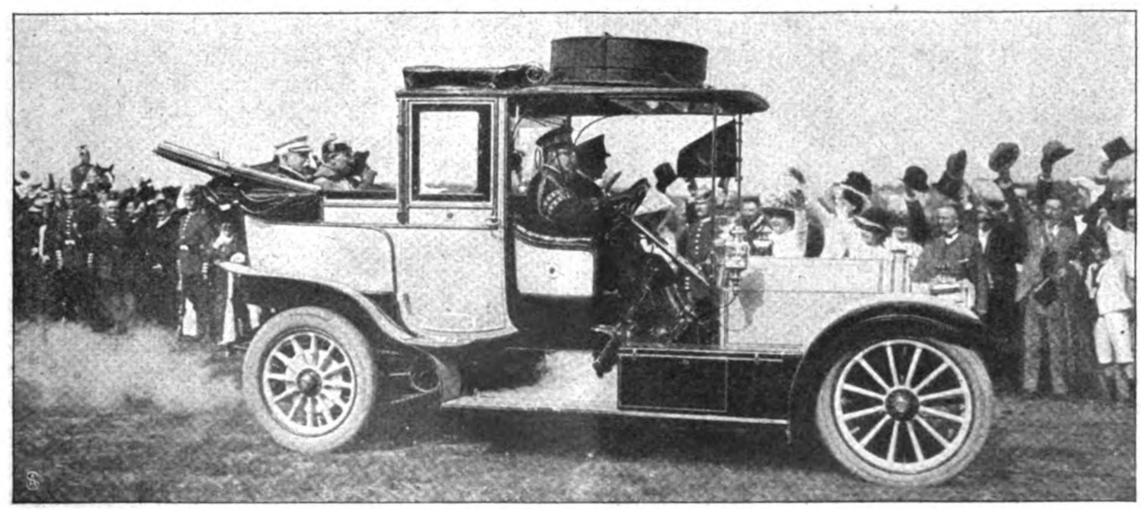
Oberes Bild: Verkauf von Zeppelinandenken. In der Mitte: Verankerung des Luftkreuzers in Tegel.

Berlin am Zeppelin-Sonntag: Menschenmenge in der Belle-Alliance-Straße.

Spezialaufnahmen für die „Woche"

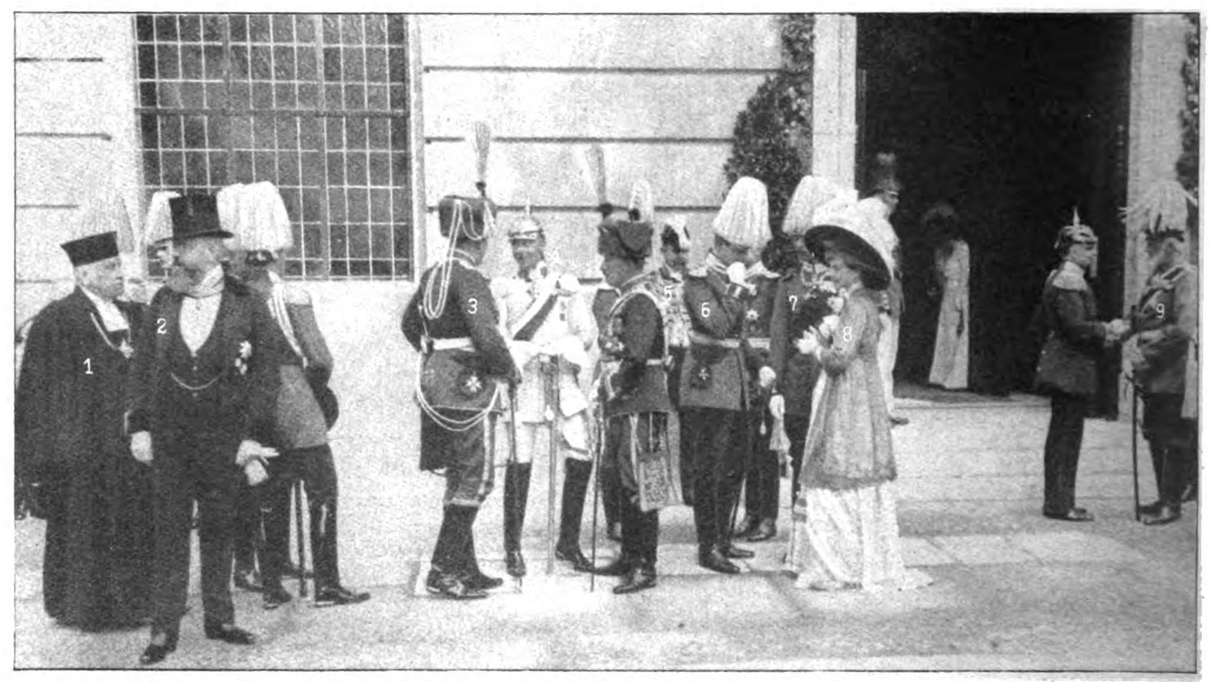
1 Der Kaiser. 2. Die Kaiserin. 3 Graf Zeppelin. 4 Bürgermeister Dr. Reicke.

Das Hoch des Kaisers auf Zeppelin nach der Ansprache von Bürgermeister Dr. Reicke.



Der Kaiser mit seinem Gast auf der Fahrt von Tegel nach dem Königlichen Schloß.

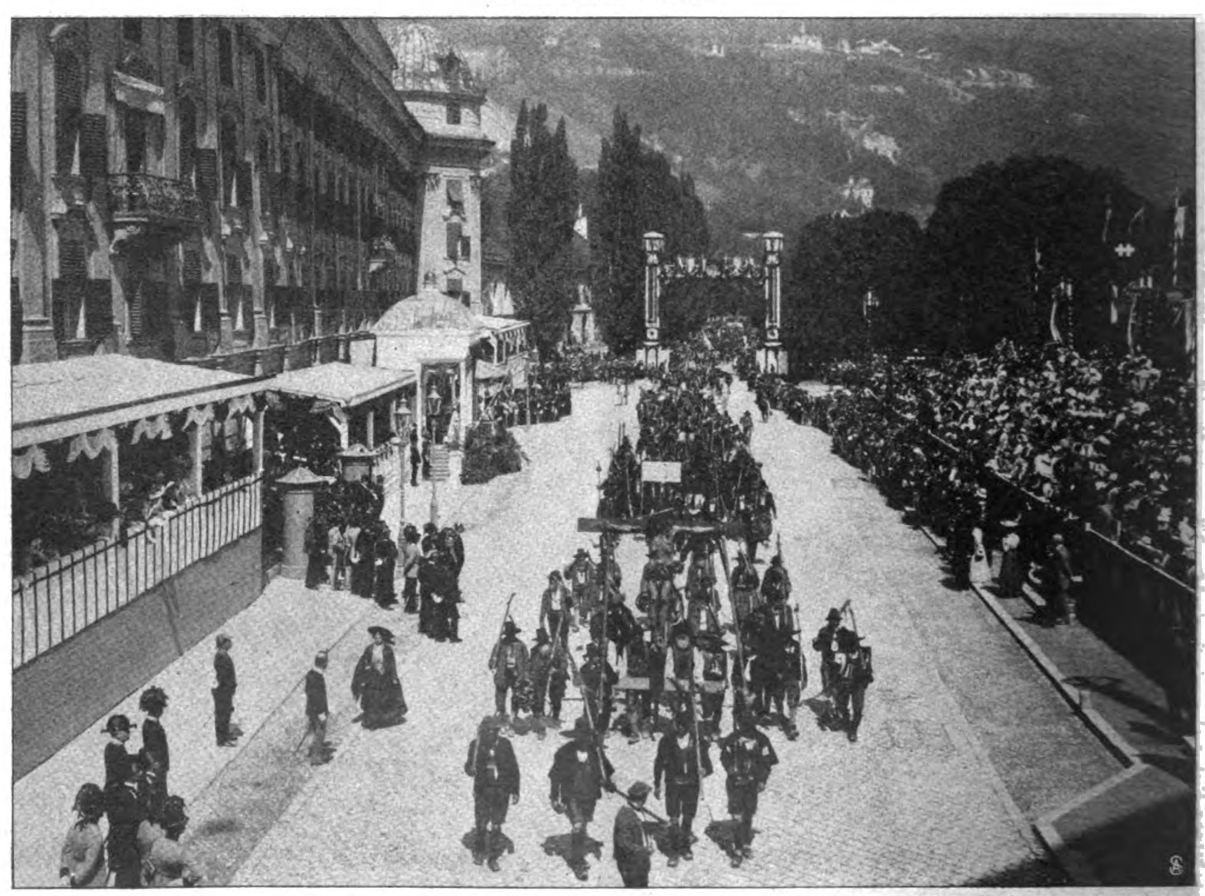
Spezialaufnahmen für die „Woche“.



1. Feldpropst der Armee Wölfing. 2. Kultusminister v. Trott zu Solz. 3 Prinz Eitel-Friedrich. 4. Der Kronprinz. 5. Kabinettsrat Dr. v Behr-Pinnow 6. Prinz August Wilhelm. 7. Prinz Oskar. 8. Prinzessin Eitel-Friedrich. 9 Kriegsminister v. Heeringen.

Die Einweihung der wiederhergestellten Garnisonkirche zu Berlin: Vor dem Portal in Erwartung des Kaisers.

Spezialaufnahme für die „Woche"



Der historische Festzug mit dem Tiroler Landsturm vor dem Kaiserzelt. Phot. Grall.

Die Jahrhundertfeier der Tiroler Freiheitskämpfe in Innsbruck.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

5. Fortsetzung.

„Na, erzähl jetzt mal 'n bissel —", meinte Frau Mara.

Felix wußte nicht recht, womit er anfangen sollte. Die letzten sechs Jahre ballten sich ihm in der Erinnerung zu einem einzigen unförmlichen Knäuel zusammen.

Aber Frau Mara interessierte sich gar nicht für die verflossenen sechs Jahre.

„Was hat der Paul g'sagt?"

Felix wurde lebendig. Seine Augen leuchteten auf. Er sprach vom Bruder mit der Schwärmerei eines Jünglings.

„So eine herrliche Güte hat er! Wieviel Liebes er mir erwiesen hat in der Stunde, da ich bei ihm war! So aufopfernd.". . .

Frau Mara riß ihre schönen Kuhaugen auf und sagte schließlich: „Sprichst du von Paul?"

Er nickte lebhaft.

„Ja, natürlich. Du glaubst ja gar nicht, wie unendlich gut er zu mir war und noch sein will."

Frau Mara warf die Lippen auf.

„Du mußt hier nicht alles wörtlich nehmen, Felix", sagte sie spitz.

Und weil er sie erschreckt ansah, lenkte sie ein. „Weißt, es ist halt so: heut verspricht er dir 's Blaue vom Himmel herunter, und morgen denkt er nicht mehr daran. Da hat er schon anderes im Kopfe: eine neue Idee oder . . . Na, reden wir nit davon!"

Sie sah ganz beleidigt aus und stützte das volle Kinn in die Hand, ohne zu bemerken, wie gedrückt der junge Schwager plötzlich aussah.

„Geh, Felix, iß doch", sagte sie mit oberflächlicher Höflichkeit.

Als sie aber sein ernstes Gesicht sah, mißverstand sie es.

„Bist ein guter Kerl, Felix. Ja, ja . . . 's ist nicht so leicht, mit einem berühmten Mann leben! Von dem haben alle mehr als die eignen Leut. Und dann die Weiber!"

Eine flammende Röte schlug ihm ins Gesicht. Aber von ihren ewig gleichen Gedanken absorbiert, bemerkte sie es nicht.

„Ekelhaft, sage ich dir! Wie sie ihm nachlaufen! Schämen könnt man sich für sein eignes Geschlecht. . . . Der eigenen Frau lassen sie nix. Ich hab ja schon seit zehn Jahren keinen Mann mehr — nur die Ehre, auf seinen Namen Schulden machen zu dürfen. Wie ein Fürst muß er ja alles haben. Anspruchsvoll ist er, als wenn er mit Millionen auf die Welt gekommen wär. Und keinen Tag bin ich sicher, daß ich nicht aufs Altenteil gesetzt werde und eine andere meine Stelle einnimmt.". . .

Sie hatte sich in großes Mitleiden mit sich selbst hineingeredet.

„Du siehst vielleicht viel zu schwarz", sagte er endlich gepreßt. Alles Frohgefühl war verflogen, und beinahe regte sich etwas wie Feindseligkeit in ihm, daß sie das Bild des Bruders so verzerrte.

Aber Frau Mara war glücklich, daß ihr jemand zuhörte, jemand sie ernst nahm, und es war ihr lieb, daß es ein Mann war.

Aus Frauen machte sie sich nichts; legte den Maßstab ihrer eigenen Persönlichkeit an sie an — fand sie kleinlich, klatschsüchtig und schadenfroh. Mit großen Naturen wußte sie erst recht nichts anzufangen. Überdies trug sie häusliche Misere nicht aus dem Hause. Aber wer zur „Familie" gehörte, war verpflichtet, ihre Klagen anzuhören. Und Klagen waren ihres Daseins höchster Reiz.

Die kleine Meißner Uhr verkündete vom Kaminsims her mit silbernen Schlägen die achte Stunde.

Ganz unwillkürlich flogen Felix' Gedanken nach Glogau zurück.

Es war dies die lebhafteste Ladenzeit. Er und Alma Kurthe bedienten dann die Stammkunden, unterhielten sich mit den Honoratioren der Stadt über das letzte Gastspiel am Stadttheater, das heute stattfindende Konzert oder das eben erschienene Buch eines bekannten Schriftstellers.

Es lag immer ein Hauch Ästhetentums über diesen kurzen Gesprächen, eine schwungvolle Note künstlerischen Empfindens. Und ihm war es wie eine kleine Genugtuung, daß er durch Anpreisen, Abraten, durch sein bloßes Urteil dem Strom eine Richtung geben konnte. Er hatte sich eine gewisse Geltung verschafft, die er freilich nicht hoch anschlug, die ihm aber jetzt in der Stille des eleganten Boudoirs wertvoll erschien gegen die Rolle, zu der ihn die leere Klagesucht seiner Schwägerin verurteilte.

Die Einheitlichkeit seiner starken Stimmung hatte sie jedenfalls für einen Augenblick gebrochen, und aus dem Niederschlag heraus schweifte zum erstenmal sein Rückerinnern, schmerzlich wie Heimweh, zu dem länglichen, hellerleuchteten Laden mit der klingelnden, auf- und zugehenden Eingangstür, dem lebhaften, vertraut gesellschaftlichen Verkehr mit den Kunden, der erwärmenden Nähe des hübschen, ihm so zugetanen Mädchens, das in ihm ihren künftigen Gatten, den künftigen Besitzer des stadtbekannten ehrwürdigen Geschäftes sah.

Ihm war plötzlich, als hätte er jeden Boden unter den Füßen verloren, als jage er wirklich nur eingebildeten Möglichkeiten nach, als hingen sich hier schwerere Gewichte an seine Flügel als in dem kleinen Städtchen, wo das Dasein für ihn weder unlösbare Rätsel noch erschwerende Komplikationen hatte und die Menschen in stiller Genügsamkeit des Lebens Herr zu werden suchten.

„Zu was über das Leben philosophieren? G'fressen muß es doch werden", sagte plötzlich Frau Mara, die ihr Jammern gern „Philosophieren" nannte und von beidem sagte: „Helfen tut's eh nix, aber die Zeit schlagt man damit tot!"

Und da die Zeit ein nicht endenwollendes Ungeheuer für sie war, ging sie nicht gerade zaghaft mit ihr um.

Felix suchte nach einem schicklichen Vorwande, um sich zu entfernen, als gerade die Tür aufging und Pieps mit geröteten Wangen, im Reitkleid, einen schwarzen englischen Herrenhut auf dem flockigen, aschblonden Haar, das im Nacken zu einem reichen Zopfknoten verschlungen war, ins Zimmer trat.

Er sprang auf, während sie, als sie seiner gewahr wurde, leicht zurücktrat und die sehr leuchtenden Augen nachsinnend zusammendrückte.

„Na, Pieps . . . weißt nimmer?"

Pieps ließ die kurze Schleppe, die sie über einen Arm geworfen hatte, herunterfallen und riß langsam die Knopfmechanik ihrer perlgrauen Handschuhe auf.

„Onkel Felix etwa?"

Sie lächelte und streckte ihm in hübscher, spontaner Bewegung die Hand entgegen.

Er hielt sie unschlüssig in der seinen — wußte nicht, ob er sie herzlich drücken oder respektvoll küssen sollte. Nur seine Blicke ruhten voll Entzücken auf ihrer graziösen Gestalt, erhoben sich staunend über so viel Anmut bis zu ihren dunkelblauen, schwarzgesäumten Augen.

„Bist du groß geworden, Pieps!" platzte er heraus.

„Und schön, Onkel Felix, nicht wahr? Das pflegt man kleinen Mädchen doch immer gleichzeitig zu sagen! . . ."

Aber ohne eine Antwort abzuwarten, wendete sie sich an die Mutter: „Mamali, gib mir eine Tasse Tee, recht heiß, und zweiundzwanzig Sandwiches, wenn du noch hast. ‚Kongo' hat mich heute halbtot gemacht. Nicht parieren wollte er. Ein Haar, und ich lag unterm Sattel. Die Bars, mit ihrer milchfrommen Stute, hat sich halbtot gelacht. Schließlich wurde mir die Geschichte zu dumm, und ich hab ihrer Bestie im Vorbeireiten einen Sporenhieb gegeben, an den sie denken soll. Kongo machte einen Freudensprung, so hoch, sag ich dir! Die Bars ist wütend nach Hause gefahren. Sie langweilt mich übrigens. Ich mag nicht mehr mit ihr reiten!"

Sie nahm den Hut ab und richtete vor dem ovalen, mit einer Meißner Blumengirlande umgebenen Kaminspiegel ihr Schläfenhaar und die große schwarze Samtschleife.

Dann setzte sie sich in einen der tiefen Lehnsessel, schlürfte ihren heißen Tee und verspeiste mit Heißhunger die Sandwiches.

„Na, Pieps, was sagst du?" fragte Frau Mara, indem sie auf Felix deutete.

Pieps sah den Onkel mit ernsten Augen ins Gesicht. Dann nickte sie befriedigt. „Du gefällst mir gut, Onkel Felix, du hast was von Papa, wenn er gut gelaunt ist. War Papa lieb zu dir?"

Es strömte ihm warm zum Herzen, und er antwortete: „Sehr lieb."

Pieps nickte.

„Na ja, dann ist's gut. Papa kann viel für dich tun, Onkel Felix. Du mußt nur Rücksicht auf seine Nerven nehmen. Aber Papa hat schon viele Menschen weitergebracht."

„So? Wen denn?" fragte Frau Mara neugierig. „Ich hab nie was g'hört!"

Pieps wendete sich heftig zu ihr um.

„Das ist aber so. Da braucht Papa sich nicht Arme und Beine auszurenken. Wenn er ein Wort hinwirft, ist das ebensoviel, wie wenn ein Minister . . ."

Frau Mara lachte.

„Geh, Pieps, plausch net . . ."

Pieps' Augen wurden schwarz.

„Wie wenn ein Minister was sagte . . . jawohl. In seinen Kreisen natürlich!"

Felix fiel schnell ein mit der Wiedergabe seiner eigenen Erfahrung. Morgen schon hoffte er eine Anstellung zu finden, dank einem Worte des Bruders.

„Siehst du!" rief Pieps triumphierend.

Frau Mara schlug die Hände zusammen.

„Na, Felix, was hab ich g'sagt? Für die andern kann er alles, nur für die eigene Familie . . ."

„Onkel Felix ist auch eigene Familie", unterbrach Pieps rasch und bestimmt.

Frau Mara tippte sich an die Stirn. Felix aber hatte seine Absicht, fortzugehen, völlig aufgegeben. Pieps' Liebe zu ihrem Vater hatte wieder alles ausgelöscht, was das Gespräch mit seiner Schwägerin an Mutlosigkeit in ihm erweckt hatte.

Alles Romanhafte, Gekünstelte und Verlogene schien mit ihrem Eintreten gewichen, auch jede träge Schwere des Erinnerns.

„Habt ihr ein Klavier?" fragte er plötzlich, scheinbar ohne jede Überleitung.

Aber ihm war so jubelnd froh und leicht zumute, daß ihm schien, als könnte er nur durch Töne seiner befreiten Stimmung Ausdruck geben.

Pieps nickte: „Freilich haben wir einen Flügel und dazu ein Harmonium — sogar ein Musikzimmer. Aber ich bin entsetzlich unmusikalisch, und Mama singt nur noch ‚Verlassen, verlassen . . .' Dazu habe ich mir mühsam ein paar Akkorde zusammengesucht. Manchmal, wenn wir gar nichts mit dem Abend anzufangen wissen, geben wir den leeren Stühlen ein Konzert. Es ist wunderschön . . . zum Heulen!"

„Du bist ungezogen, Pieps . . .", schmollte die Mutter.

„Wenn ihr wollt, werde ich euch etwas vorspielen", schlug Felix vor, der darauf brannte, ein gutes Instrument zu versuchen.

Frau Mara, die an Wiener Schnadahüpferln dachte, war sehr einverstanden, Pieps aber wollte sich nur erst schnell umziehen.

Sie erschien in kaum zehn Minuten wieder, umfrisiert und umgekleidet, in einem schleppenden, silbergrauen Voilekleid.

Felix erschrak: „Gehst du noch aus?"

„Nein . . . warum?" Pieps mußte lachen.

„Bei euch zieht man sich wohl nur ‚auf Ausgehn' an?"

Jetzt hatte er sich wieder mal blamiert. Aber die selbstverständlichen Eleganzen des Lebens waren ihm eben noch verschlossene Weisheit.

Dann saß er in dem achteckigen Musiksalon, der erhellt war wie für eine große Gesellschaft, am Flügel, und als er die Füße aufs Pedal legte, bemerkte er wieder den leichten Schmutzsaum an seinen Stiefeln.

Die ganze Stimmung verging ihm.

„Was Lustiges", bat Frau Mara.

Pieps aber lehnte sich über die goldgestickte Flügeldecke und sagte: „Laß ihn doch spielen, was er will, Mama . . ."

Als Felix endlich zu spielen aufhörte — schlummerte Frau Mara in der Ecke eines kurzen, gradlinigen englischen



Sofas, und Pieps blätterte in einer Revue, die auf dem Instrument lag.

„Sehr schön", sagte Frau Mara und applaudierte mit den Fingerspitzen.

Pieps lächelte.

„Geh, Mamali, das haben wir doch beide nicht verstanden!"

Und treuherzig, mit dem eigenen, reizvollen Gemisch schmiegsamer Kindlichkeit und hochmütiger Rücksichtslosigkeit, fragte sie: „War es wirklich was Schönes, Onkel Felix?"

„Ich weiß nicht," sagte er einfach, ohne jede Verlegenheit, „es war von mir." — — —

Als Felix in die Fennstraße zurückkam, war es beinahe halb zwölf. Aber bei Ottilie brannte noch Licht.

Sie rief ihn leise herein, und er trat auf den Zehenspitzen an ihr Bett. Es fiel ihm zum erstenmal so recht auf, wie elend sie aussah, wie mager ihre Hände waren, die sie in schwerer Bewegung ihm entgegenstreckte.

„Ich brauch dich nicht zu fragen, wie es war. . . . Du siehst so froh und zufrieden aus."

„Du, Tille, das sind wundervolle Menschen!"

Aber als er erzählen wollte, da zerflatterte ihm alles. Er wußte nicht recht, wo er ansetzen sollte, womit er es beweisen konnte, daß sie alle wirklich so wundervoll waren.

Denn seltsamerweise war das positive Ergebnis des Abends, das seine ganze Existenz betraf, plötzlich in den Hintergrund getreten.

Dann, wie es ihm wieder einfiel, erzählte er lang und umständlich, und obwohl keine Lücke zur Frage blieb, ließ sich Ottilie diesen und jenen Satz zwei-, dreimal wiederholen, bis sie selbst ihn auswendig konnte und dadurch ihren eigenen Glauben daran befestigte.

Etwas wie Ruhe kam über ihr abgehetztes Gesicht, und die ängstliche Spannung, die seit Felix' Eintreffen trotz aller Freude nicht von ihren Zügen gewichen war, löste sich in einen Ausdruck friedlichen Hoffens.

„Du wirst dann in der Nähe der Bank wohnen müssen", sagte sie.

An der ruhigen Bestimmtheit, mit der sie sprach, merkte man die melancholische Resignation kaum.

Und wenn ihr auch die Lider schwer wurden, hörte sie mit leisem Lächeln zu, wie er von dem prachtvollen Hause des Bruders sprach, der reichen Eleganz seiner Lebensführung, der köstlichen Anmut Pieps'! . . . .

Es war in ihm wie ein wollüstiges Behagen bei dem Gedanken, daß er als Familienmitglied gewissermaßen teilhatte an all dem Luxus, daß dieser Luxus auch auf ihn selbst in schillernden Reflexen hinüberstrahlte. Es war ihm, als sei er dadurch dem Brennpunkt jenes Berlin ganz nahegerückt, das für ihn die Kulturzentrale der Welt bedeutete.

Neben seinem Bett, das in der ziemlich geräumigen Mädchenkammer aufgeschlagen war, die Martha dem „jungen Herrn" hatte abtreten müssen, stand ein Rohrstuhl, darauf ein Leuchter, und daneben lag ein Brief.

Felix kannte das Format.

Er hatte die Briefbogen Alma Kurthe selbst zum Geschenk gemacht. Richtige „Junge-Mädchen-Briefbogen": blau, rosa, grün, mit vierblätterigem Klee in der linken Ecke.

Ein Symbol als Ersatz für den Luxus, den er nicht erschwingen konnte. Und die bescheidenen Briefbogen hatten natürlich den Sieg davongetragen über die Geschenke des wohlhabenden Vaters, der reichen Freundinnen.

Jetzt waren sie ihm unbequeme Mahner.

Alma Kurthe hatte ihre enge und energische Schrift zu beinahe mikroskopischer Feinheit komprimiert.

Schon die Überschrift: „Mein inniggeliebter Felix" löste reizbare Verstimmung in ihm aus, als maße sie sich ein Recht an ihm an, das er ihr nicht zuerkannte. So — „offiziell" gehörte er ihr doch gar nicht! Er vermißte Zaghaftigkeit, fand ihre warme, unbefangene Art, sich zu geben, beinahe aufdringlich. Die freundlich liebevolle Ansichtskarte, die er ihr geschrieben, durfte keine solche überschwengliche Antwort finden.

Als hätte man seinem verstimmten Magen plötzlich zu viel Süßigkeiten zugemutet, so schob er den Brief von sich. Und als er schon im Bett lag und sein Blick beim Löschen der Kerze nochmals auf den flüchtig gelesenen Brief fiel, stand er auf und warf ihn in seinen Koffer, dessen Deckel er geräuschvoll zufallen ließ.

So. Nun sah er ihn wenigstens nicht gleich wieder beim Erwachen. . . . .

Nachts träumte er vom Bruder, von Pieps, wie sie neben ihm in der Manege ritt, von der Aufführung eines großen Musikwerkes, das er komponiert hatte, und schließlich auch von Alma Kurthe, die sich in einem gelben Sarg schlafen gelegt hatte. Darüber freute er sich im Traume ganz unbändig, schlug den Sargdeckel geräuschvoll über sie und sagte: „So. Nun wach aber nicht mehr auf, hörst du — ich weck dich schon, wenn's Zeit ist!" Aber kaum hatte er den Deckel zugeklappt, so rief er den Leichenträgern zu, die ins Zimmer traten: „Ihr müßt sie schnell hinausbringen. Dem Totengräber habe ich auch schon telegraphiert!"

Als er aufwachte, stand der Vater vor seinem Bett.

„Deine Träume möchte ich haben, mein Sohn!"

Und da Felix ihn mit entsetzten Augen verständnislos anstarrte, fügte er hinzu: „Einmal hat sich der Paul anständig benommen. Es war auch höchste Zeit! Ich hätte ihm sonst einen Brief geschrieben, na . . . übrigens, Felixchen — wenn du erst in der Bank bist — sieh zu, daß du ins Börsenbureau kommst. Hörst du: Börsenbureau! Ein Vermögen kannst du dir machen! Und dann noch eins, mein Junge: Mit dem Fräulein aus Glogau habe ich mir's überlegt — vielleicht ist's doch besser, du heiratest sie nicht. Hier bietet sich dir noch ganz anderes . . . nur abwarten!"

Frank folgte den raschen, geschickten Bewegungen des Sohnes mit sichtlichem Wohlgefallen. Die schlanken, sehnigen Glieder mit dem beweglichen Muskelspiel röteten sich unter der Einwirkung des kalten Wassers, die kräftige, jugendfrische Gestalt straffte sich in gesundem Luftgefühl.

„Wo ist Tille?" fragte Felix, ohne auf die letzten Worte des Vaters einzugehen.

„Seit zwei Stunden in der Schule, Felixchen, es ist ja gleich zehn. Ich muß auch zu meinen Geschäften. Weißt du, wenn du erst im Börsenbureau bist, kannst du mir Tips geben für meine Freunde. Es sind feine Leute, sie werden sich erkenntlich zeigen."

Felix nästelte an seinem Kragen, und ihm fiel ein, daß er keine einfarbige Krawatte besaß, daß er auch graue Handschuhe kaufen mußte.

„Ja, ja, Papachen", sagte er zerstreut.

„Da kenne ich zum Beispiel einen Mann — Grosse heißt er — wirst ihn täglich auf der Börse sehen, so ein kleiner, pockennarbiger, der macht sich täglich so seine zwanzig, dreißig Mark, hat dort ein Jüngelchen, der ihm Tips gibt, macht's eben, wie's in Monte Carlo gewisse Leute machen. Setzt den Großen nach. Aber immer ganz wenig. Auf zwanzigmal verliert er einmal. Lebt wie ein Prinz, sage ich dir. Und keine Mühe, keine Arbeit, nichts! Schnüffelt da nur jeden Mittag ein bißchen an der Börse rum, und immer fällt für ihn was ab: mal eine Nachricht, die er der Zeitung, mal ein Tip, den er 'nem Bekannten verkauft, mal für ihn selber ein kleines Papierchen, das er gleich wieder mit vierzig bis fünfzig Mark Agio loswird. . . . Na, was willst du, der Mann hat zwei großartig eingerichtete Zimmer in der Eichhornstraße, seinen Kognak im Hause und Zigarren die Tasche voll. Mit 'nem Kommerzienrat spielt er täglich Billard im Café, und abends geht er ins Theater oder in die Philharmonie. Jawoll. Der hat's besser als Rothschild!"

Etwas Begehrliches flackerte in den Augen des Alten auf, wie die Witterung eines greifbar realen Ideals.

Seine kühnste Phantasie überschritt nie die Grenze der Möglichkeiten, aber in diesen Grenzen war sie rastlos tätig und nicht wählerisch im Ersinnen der Mittel.

Felix fühlte plötzlich, wie ihm die nüchterne Kammer zu eng wurde, hörte kaum noch die eifrige Geschwätzigkeit des Vaters, sah plötzlich keinen Zusammenhang mehr zwischen sich und seiner augenblicklichen Umgebung.

Schon hatte sein ganzes Wesen in einer anderen Lebenssphäre Wurzel gefaßt, mit der erschreckenden Leichtigkeit einer Kletterpflanze, die auf fremdem Boden eigenem Leben entgegenreift.

* * *

Die nächsten Tage schwirrten an Felix mit unheimlicher Schnelligkeit vorbei.

Ihm war, als würde er von einem fremden Willen getragen, als hätte ein starker Strom ihn erfaßt, dem er keinen Widerstand, keine eigene Äußerung, kaum einen eigenen Gedanken entgegensetzen konnte.

Die bedächtige Langsamkeit, die er von Glogau her gewöhnt war, die ihm so viel Zeit gelassen hatte zu innerer Betrachtung, zu zaghaftem Abwägen und seelischem Kampf, war hier nirgends zu finden.

Kaum, daß man hinhörte, was er sagte, kaum daß er selbst Muße fand zu einem festgeformten Gedanken. Es war eine bunte Ablösung kalter Tatsachen, die ihn von allen Seiten umgaben, ihn in seinen neuen Lebensweg einzwängten, dessen Ziel und Ende er gar nicht mehr absehn konnte.

Er war nach Berlin gekommen mit Vorsätzen wie ein braver Schuljunge. Und er war sogar ein wenig stolz gewesen auf sein reiches Innenleben, auf das Gute und Urbare in sich, das Wohlwollende, Anerkennende und Bescheidene, das ihm so sehr in das ethische Bild seines Menschentums hineinpaßte.

Hier wußte er nichts damit anzufangen.

Gleich das Frühstück mit dem Bruder war ganz anders, als er es sich gedacht hatte — beinahe eine Enttäuschung.

Die sorgfältige, nach eigenen Angaben gemachte Toilette schien Frank Nehls gar nicht zu beachten. Auch den Zweck des Frühstücks schien er vergessen zu haben. Fast eine Stunde lang war Felix vor dem Theater auf und ab gegangen, in ungeduldigem, bangem Erwarten. Dann endlich sah er Frank Nehls an der Seite einer Dame langsam und etwas ärgerlich auf eine Droschke zugehen.

Er stürzte ihm entgegen. „Paul . . ."

„Ach ja . . . richtig . . . einen Augenblick . . ."

Und wieder wartete Felix zehn Minuten, während Frank Nehls in den offenen Wagenschlag der Droschke hineinsprach, lebhaft und mit vielen Gesten.

Endlich rief er ihn herbei, stellte ihn flüchtig vor und sagte: „Steig ein."

Felix nahm auf dem Rücksitz Platz, befangen und verwundert. Frank Nehls aber setzte sich neben die Dame, die mit eisigem Gesicht und müden Mundwinkeln in der Ecke lehnte.

„Ada Moll, machen Sie kein so wütendes Gesicht. Es steht Ihnen nicht!" sagte er befehlend.

„Ich bin müde und wollte nach Hause", antwortete sie kurz.

„Ich bin auch müde und kann doch nicht nach Hause . . . Na . . . gut sein!"

Frank Nehls klopfte väterlich auf die behandschuhte kleine Rechte der Schauspielerin, aber es lag in seinen Augen, in dem merkwürdig bittenden Ton seiner Worte etwas wie demütige Sklaverei.

Felix hatte ein peinliches Empfinden, fühlte seine Glieder wie gefesselt.

„Ich denke, wir machen keine großen Umstände," sagte Frank Nehls, „wir fahren ins Restaurant."

„Ich mag nicht", sagte Ada Moll.

„Na also, wohin wollen Sie?"

„Das ist mir egal, wenn ich nicht nach Hause kann."

Frank Nehls wurde ungeduldig.

„Ich kann Sie doch nicht überall hinfahren in Ihrem staubigen Probekleid mit dem unmöglichen Hut, liebes Kind!"

„Ich will ja auch gar nicht. Hätten Sie mich doch nach Hause fahren lassen!"

Frank Nehls schlug mit den Handschuhen auf sein Knie.

„Na also, wohin wollen Sie?"

Sie zuckte die Achseln.

„Ich bin müde, es ist mir egal."

Im Restaurant nahm Ada Moll auf einem Sofa Platz, lehnte den Kopf zurück an die Polsterung und kostete kaum von den Speisen. Frank Nehls bestellte Sekt. Aber sie nippte nur davon, verlangte eine Flasche Mineralwasser.

„Wenn ich gewußt hätte, daß Sie sich so albern benehmen, liebes Kind, ich hätte Sie wirklich nach Hause fahren lassen."

Frank Nehls rückte seinen Teller mit einer nervösen Bewegung ab und schob eine Zigarette zwischen seine Lippen.

Felix blieb der Bissen im Halse stecken.

Typen wie Ada Moll waren ihm völlig fremd. Die Provinzschauspielerin war entweder ein armes Hascherl, das sich dankbar erwies für eine Liebenswürdigkeit und sich mit blitzenden Augen Komplimente und Sekt schmecken ließ, oder ein hyperelegantes Modeweib, das eine führende Rolle spielte in dem Reigen lukullischer Freuden und herausfordernd blieb, selbst in ihrer äußersten Zurückhaltung. Werbend war sie beides: die Naive und die Erfahrene, die Schüchterne und die Kecke.



Hier sah er zum erstenmal die passiv gleichgültige, in ihrer stillen Renitenz merkwürdig irritierende moderne Künstlerinnentype.

Nichts an Ada Moll schien beabsichtigt zu sein: die Lässigkeit ihrer sehr einfachen Kleidung, die schlichte, beinahe quäkerhafte Haarfrisur, der gut gearbeitete, aber derbe englische Stiefel, der grauweiße Teint — durch kein Puderstäubchen aufgehellt und erfrischt — das alles zeigte keine leise Spur traditioneller Schauspielerinnenkoketterie.

Mit ihm sprach sie gar nicht. Nicht einmal ein Lächeln erhellte ihr Gesicht, wenn sie ihm flüchtig für eine gereichte Schüssel dankte.

Es war eine souveräne Gleichgültigkeit in ihr, ein grandioses Nichtbeachten der Umgebung, des andern, gegen das die polternde Rücksichtslosigkeit Frank Nehls' sich wie ein zahmer Kinderscherz ausnahm.

Seine Grobheit schien sie gar nicht zu berühren — nicht einmal in Verlegenheit zu setzen, weil sie sich vor einem noch fremden Dritten äußerte.

Und Felix war auch der Ton des Bruders neu. Er kannte nur die bewundernd gesellschaftliche oder geringschätzig abweisende Art, die man Damen vom Theater gegenüber zeigte.

Er befürchtete immer einen Ausbruch, eine Szene, und die Angst davor schnürte ihm die Brust zusammen.

Er hatte bisher nicht geahnt, daß man bei Sekt und Austern in einem eleganten Restaurant in denkbar ungemütlicher Stimmung sitzen und den französischen Champagner mit der gleichen verdrossenen Miene trinken konnte wie ein abgestandenes Glas Bier.

Als der Kellner die Rechnung brachte, sah er, wie sein Bruder vier Zwanzigmarkstücke auf die Serviette legte und „Schon gut!" hinzufügte.

Achtzig Mark für ein Frühstück ohne jede festliche Stimmung, ohne Freude am materiellen Genuß, ja ohne Freude am Zusammensein!

Ada Molls graue Augen blickten noch gerade so kalt und müde unter dem dunkelbraunen Scheitel ins Leere, ihr großer Mund mit den kühn geschweiften Lippen behielt den gleichen gleichgültig hochmütigen Ausdruck, und auch Frank Nehls stieß die Wolken seiner schweren Import mit der selben ärgerlichen Nervosität von sich wie vorhin den leichten Rauch der Zigarette.

Nüchterner, als er hergekommen war, verließ Felix mit den beiden das Lokal.

„Wohin gehst du?" fragte Frank Nehls zerstreut.

Felix war so verblüfft von der Frage, daß er den Bruder nur groß ansah.

„Aber, Paul . . ."

„Na, was denn? Ach so . . . ja, richtig. Na schön. Viel Glück und grüß Eiler von mir."

Ada Moll sah Felix zum erstenmal voll an.

Und er mußte bei dem Blick plötzlich an Pieps denken. Nur ganz flüchtig, aber mit starkem innerem Anteil, der ihm das Blut in die Wangen trieb.

Nun flog der Schatten eines Lächelns über Ada Molls Gesicht, verklärte es, gab ihm strahlende Wärme.

„Sie können ihn auch von mir grüßen", sagte sie und schlang ihre lange, schwarze Federboa um den Hals.

„Ist gänzlich überflüssig", schnitt Frank Nehls hart ab, hakte sich in ihren Arm ein und schob sie zu einem Auto.

Felix zog den Hut. Er sah, wie die beiden einstiegen, wie Ada Moll sich wieder mit ihrem müden, unbeteiligten Gesicht zurücklehnte, und wie der Bruder ihr lachend etwas sagte.

Felix war plötzlich merkwürdig leicht und froh zumute. Jetzt war es ihm leid, daß das Frühstück schon zu Ende war. Es hätte vielleicht doch noch hübsch werden können. Seiner eigenen Befangenheit gab er schuld an der frostigen Stimmung. Und so erfüllt war er von neuen Eindrücken und Betrachtungen, daß er, ohne an die wichtige, bevorstehende Unterredung nur zu denken, plötzlich in Eilers Arbeitzimmer stand.

Der allmächtige kleine Herr hatte ihn nicht einmal warten lassen. Da zufällig niemand bei ihm war und er sich bei einer Zigarre von mehreren Konferenzen erholte — ließ er Felix gleich eintreten.

„Sie brauchen gar nichts zu sagen, junger Mann. Ihr Herr Bruder hat das schon für Sie besorgt. Bessere Empfehlung können Sie ja gar nicht mitbringen. Also ich habe mit dem Herrn des Ressorts schon gesprochen. Heute ist Freitag — sagen wir — Montag . . . ja, Montag, da können Sie antreten. Die Vorstufen zum Bleichröder kann ich Ihnen natürlich nicht ersparen. An Ihnen wird es liegen, wie lange Sie sich mit der Vorrede werden abgeben müssen. Also, junger Mann — Montag, nicht wahr? Um 9 Uhr — Couponkasse. Herr Prokurist Becker. Dem stellen Sie sich vor, sagen, Sie kommen von mir, er wird alles Nähere mit Ihnen besprechen. Schönen Gruß an Ihren Herrn Bruder."

Felix wußte nicht, wie ihm geschah. Er spürte die rundlichen, weichen Finger um seine Hand und stand schon draußen. Kaum hatte er Zeit gehabt, ein „sehr liebenswürdig" oder „besten Dank" und Ähnliches einzuschieben.

Beinahe zu schnell war es ihm gegangen. Es fehlte ihm die Freude des Sieges, mühelos war ihm alles in den Schoß gefallen, und da er keine Gelegenheit gefunden hatte, seine Kräfte zu gebrauchen, zweifelte er an seinen Kräften.

Mit einem schmalen, leeren Gefühl persönlichen Unwerts schlenderte er durch die Friedrichstraße. Jetzt, wo er — wie ein eingereihter Soldat — seinen Platz kannte, schienen ihm die Möglichkeiten, seinen Weg zu machen, plötzlich begrenzt. Nicht die Stadt gehörte ihm, wie er es am Tage seiner Ankunft in frohem Jugendübermut so stolz geglaubt — e r gehörte der Stadt.

Vor den Litfaßsäulen blieb er stehen. Der Name des Bruders, täglich größer gedruckt, prangte ihm von allen entgegen. Kaum acht Tage blieben noch bis zur Premiere.

Er konnte jetzt seine Nervosität und Zerstreutheit, die Abspannung der Schauspielerin begreifen.

Und er neidete ihnen diesen erwartungsvoll gespannten Zustand, neidete ihnen vor allem die Einheitlichkeit des Lebens, das sich für ihn selbst so auseinanderzweigte . . . .

Als er nach der Fennstraße kam, ging der alte Frank rauchend im Wohnzimmer umher, während Ottilie bei der Korrektur des sechsunddreißigsten Heftes angelangt war.

Der Vater war wütend, weil Ottilie erklärt hatte, daß Felix nicht länger als noch ein paar Tage bei ihnen wohnen sollte. Seine lebhaften, blitzenden Äuglein blickten grollend unter den buschigen Brauen hervor, seine Stimme hatte den heiseren, erregten Klang unterdrückten Ärgers.

„Du hast immer nur unpraktische Sachen gemacht, Tille!



Jetzt, wo wir durch den Jungen bequemer leben könnten, da schickst du ihn von uns fort. Warum nehmen wir nicht lieber eine größere Wohnung? Er zahlt seine Pension bei uns, wir können uns mehr ausdehnen, mehr leisten, und das Geld bleibt in der Familie. Nein, natürlich, der junge Herr muß separat wohnen, kann lieber fremde Leute unterstützen. . . . Dumm ist das, Tille, weißt du — einfach dumm!"

Sie lächelte nicht einmal. Ihr müdes Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck.

„Glaub mir, Papa, so ist's am besten. Ich hab mir's ja nach allen Richtungen hin überlegt."

Der Alte lachte kurz vor sich hin: „Wie mit dem Paul? Nicht? Dir scheint's nur darauf anzukommen, die Brüder aus dem väterlichen Hause zu treiben. Zum Kuckuck — ich habe doch auch noch was zu sagen! Wie kommst du eigentlich dazu, immer über mich hinweg zu bestimmen? Sag — wie kommst du dazu?"

Er stellte sich breitspurig vor sie hin, die Hände in den Hosentaschen, den Kopf auf die linke Seite geneigt, das rechte Auge in Abwehr des Zigarrenqualms zusammengekniffen.

Ottilie nahm die Arme vom Tisch, ließ sie schlaff in den Schoß fallen und schüttelte leise den Kopf.

„Wir dürften doch nicht mehr an uns denken, Papa . . . was liegt denn noch an uns . . . ."

Er blinzelte sie verdutzt an, trat einen Schritt zurück, und bläuliche Röte stieg in seine lebhaft gefärbten Wangen.

„Na, sei so gut, Tille . . . ich glaube, du bist nicht ganz richtig! Was dir an dir selbst liegt, weiß ich nicht, an mir liegt aber noch sehr viel, sehr viel . . .", stieß er in zorniger Erregung hervor. „Ich habe noch nicht abgewirtschaftet, meine Liebe, o nein! Ich stehe noch mitten drin im Leben — ich werde es dir beweisen. Du aber, du steckst mit deiner Nase in den Schulheften, und was du deinen Jören vom Leben erzählst, das sind Ammenmärchen, über die sie lachen, kaum daß du den Rücken gedreht hast. Das jüngste Schulmädel aus deiner Klasse ist ja klüger als du. Und wenn du ihr eine Stunde lang gepredigt hast, daß sie ihren Nächsten lieben soll wie sich selbst, so haut sie ihrer besten Freundin doch eine Maulschelle herunter, wenn die ihr über ihre Stulle geht! Jawoll. . . . Ach, Tille, komm mir nur nicht mit großen Worten — det zieht nich bei mir!"

Ottilie löste mit zitternder Hand die einfache kleine Brosche, die den Kragen ihres schwarzen Kleides zusammenhielt. Auch in ihrem Gesicht prägte sich eine ungeheure Erregung aus und daneben ein fast übermenschlicher Wille, ihrer Herr zu werden. Mit verlöschender Stimme, doch bestimmt im Ausdruck, sagte sie: „Wenn ich nicht zum Guten führen kann, so ist es mir vielleicht möglich — vor Bösem zu bewahren. Vielleicht würden wir beide dem Felix Ammenmärchen erzählen, das wäre nicht gut!"

Ein spöttisches Lächeln flog um die Lippen des Alten. „Aha . . . so dachte ich mir's. Du willst ihn vor mir bewahren. Vor meinen Ratschlägen, vor meinem Einfluß . . ."

Er machte ein paar Schritte durchs Zimmer, stellte sich dann wieder vor Ottilie hin und ließ seine Hand schwer auf ihre Schulter fallen.

„Mein liebes Kind — schließe den Felix mit drei Steinmauern vor mir ab — die Stimme des Bluts wird sich in ihm regen, und er wird den Weg gehen, den e r gehen will, unbekümmert um dich und — um mich. Es schmerzt mich aber tief, daß du mir das einzige meiner Kinder, das noch Vertrauen zu mir hat, so entfremden willst. Tief schmerzt es mich! Natürlich, Tille, ich kann nichts machen, denn du gibst mir das Gnadenbrot!"

„Papa . . ."

„Ja, liebes Kind, ich spreche die Wahrheit: das Gnadenbrot! Es hört sich nicht so bitter an, glaub mir, wie es sich davon ißt! Aber es wird eine Zeit kommen, da wird es dir leid sein, daß du so hart und ungerecht gewesen bist. Denn in meinen Plänen ist es nur der Gedanke an dich, der mich immer wieder ausharren und hoffen läßt!"

Frank ließ den Kopf sinken, daß der kurze, weiße Patriarchenbart sich ihm auf der Brust ausbreitete.

Ottilie erhob sich, strich ihm mit ihrer kalten, hageren Hand leicht über die gefurchte Stirn.

„Laß doch das alles, Papa — ich weiß ja, daß du es gut meinst . . ."

Aber in ihr waren Ekel und Mitleid so groß, daß sie in die Tiefe des dunklen Zimmers schritt, um ihr Gesicht zu verbergen.

Als Felix eintrat, suchten beide unbefangen zu scheinen. Doch war die Schwere der Stimmung nicht zu bannen, und selbst die gute Nachricht löste den Bann nicht.

Ottilie war es gewöhnt, um sieben Uhr Abendbrot zu essen.

Felix hatte noch keinen Hunger, und die einfach belegten Brote auf dem groben, weißen Geschirr wollten ihm diesmal gar nicht munden.

„Was hat dir Alma geschrieben?" fragte Ottilie, als Martha mit hochgeschürzten Ärmeln und bunter Schürze abräumen kam.

Felix war auf die Frage nicht gefaßt gewesen, fand die große persönliche Anteilnahme der Schwester unbequemer als die zerstreute Fahrigkeit des Bruders. Auch etwas Ärger regte sich in ihm, weil er Bevormundung witterte, die er sich nicht gefallen lassen wollte.

Ottilie erriet das alles. Sie lächelte ganz leise und wie eine alte, gütige Mutter. „Ich fragte dich das nur, weil du in den nächsten Tagen vielleicht nicht zum Schreiben kommst und ich es dir, wenn's dir recht ist, abnehmen kann."

Felix berührte mit seinen warmen, jungen Lippen dankbar die kalte Hand der Schwester.

Ottilie aber spann innerlich ihre eigenen Gedanken weiter. Wenn s i e dem Bruder durch Klugheit erhielt, was er in kurzsichtiger Leichtfertigkeit so leichten Kaufes aufzugeben gewillt schien? Wenn ihr das gelänge! . . .

Um halb neun wurde Felix die Wohnung zu eng.

„Geh nur, geh", sagte Ottilie, mit mildem, nachsichtigem Lächeln.

Denn sie freute sich auf den Brief, den sie schreiben wollte.

Auf der Treppe aber holte Frank den Sohn ein.

„Wohin gehst du, Felixchen?"

„Ich . . . ich wollte nur telephonieren."

„An wen, Felixchen? Hast du schon Bekannte hier?"

„An Paul . . ."

„Ach was du sagst! An Paul?"

Frank blieb mit offenem Munde am Geländer stehn.

(Fortsetzung folgt.)



Neue Methoden.

Technische Plauderei von Hans Dominik.

„Variatio delectat", Abwechslung macht Spaß, wie jener Mann seine Buttermilch mit der Heugabel aß . . ., sagt ein alter Volksvers. Ganz so kraß geht es ja nun in der modernen Technik nicht her, aber immerhin stoßen wir auch hier des öfteren auf neue Arbeitsmethoden, die auf den ersten Blick ein wenig an die verkehrte Welt erinnern. Ueberraschend ist es ja doch zum mindesten, wenn jemand an Stelle des Malerpinsels die Spritze, an Stelle des Messers die Flamme oder an Stelle des Hammers gar ein wenig Wasser nimmt. Und doch sind diese und zahlreiche andere eigenartige und verwunderliche Arbeitsmethoden zurzeit bei uns gut eingeführt.

Daß man die Farbe mit dem Pinsel aufträgt, ist das alte Verfahren. Wer aber jemals Gelegenheit hatte, sich als Amateur im Anstreichen von allerlei Gitterwerk, Gartenmöbel und dergleichen zu betätigen, der wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß die so oft geringschätzig betrachtete Kunst der Fassadenraffaels gar nicht so einfach ist. Die Farbe muß gleichmäßig, nicht zu fett und nicht zu mager verstrichen werden. Sie muß mit der Unterlage in innigen Zusammenhang gebracht werden, und die Farbendecke darf auch an winkligen Stellen keine Lücken zeigen. So stellt der Anstrich beispielsweise irgendeiner unserer modernen großen Eisenbrücken tatsächlich eine ganz gehörige Arbeit dar, wenn er sauber und sachgemäß ausgeführt wurde, eine Arbeit, die auch dementsprechend recht teuer bezahlt werden muß und geraume Zeit dauert.

Namentlich um Zeit zu sparen, entschloß man sich im Jahre 1893, vierundzwanzig Stunden vor der Eröffnung der Chikagoer Ausstellung, einige Gebäude, die noch des Anstriches entbehrten, unter Zuhilfenahme kräftiger Pumpen mit Farbe zu bespritzen. Das Ergebnis dieses Unternehmens war so sehr zufriedenstellend, daß die Industrie sich entschloß, die neue Methode sachgemäß weiter auszubilden. Man konstruierte Farbenzerstäuber, die mit Druckluft arbeiten, deren feine Strahlenstücke viel besser als ein Pinsel in die verschiedenen Winkel und Ecken der zu streichenden Konstruktion eingeführt werden können und nun die Farbe ganz gleichmäßig verteilen und dabei mit großer Gewalt gewissermaßen in die Poren der zu streichenden Stücke hineinschleudern. Heut sind derartige Apparate bereits weit verbreitet. Man zieht sie dem Pinsel vor, weil sie erstens schneller, zweitens billiger und drittens besser als diese arbeiten.

Ein zweites typisches Beispiel für die Verwendung ganz neuer Mittel bietet die Benutzung der Flamme zum Schneiden. Auch hier hat wohl eine Zufälligkeit zu der neuen Technik geführt. Die Beobachtung ergab, daß Metallkonstruktionen, die man Jahrzehnte hindurch für feuerfest gehalten hatte, dies keineswegs waren, daß sie vielmehr bei Gelegenheit von Bränden unter der Einwirkung von Stichflammen zerlöchert wurden wie ein Tuch von den Motten. Die Untersuchung zeigte, daß dies dann der Fall war, wenn die Stichflammen mit einem Ueberschuß von Sauerstoff gebrannt, wenn sie stark oxydierend gewirkt hatten. Man ging dazu über, dies Verhalten zweckmäßig auszunutzen, und so entstand der Sauerstoffschneideapparat. Er arbeitet mit komprimiertem Sauerstoff- und Wasserstoffgas. Aus der Mischung beider Gase wird eine sehr heiße Stichflamme gebildet, die auf die zu durchschneidenden Stücke gerichtet wird und die betreffenden Stellen in wenigen Sekunden in helle Glut bringt. Aus einer zweiten Düse strömt ein feiner Strahl komprimierten Sauerstoffes auf die erhitzte Stelle, und wo er das glühende Metall trifft, da verschwindet es wie Schnee vor der Sonne. So wird es möglich, mit dieser schneidenden Flamme saubere, nur wenige Millimeter breite Schnitte mit glatten, scharfen Rändern herzustellen. Wo früher der Schlosser sich mit Hammer und Meißel viele Stunden lang abmühte, um etwa einen schweren Eisenträger durchzukreuzen, da bahnt sich jetzt die schneidende Flamme in wenigen Minuten ihren Weg. Solche schnelle Arbeit aber ist ganz besonders da notwendig, wo etwa irgendeine Eisenkonstruktion zusammengebrochen ist und Verunglückte darunter liegen, die schnell befreit werden müssen. Deshalb hat beispielsweise die Berliner Feuerwehr seit einiger Zeit auf zwei Feuerwachen solche Sauerstoffschneideapparate zu stehen. Aber auch in der Industrie selbst findet jenes modernste Messer, die Stichflamme, weitgehende Anwendung, und zwar nicht nur zum Zerschneiden alter Konstruktionsteile, die wieder in den Gießofen wandern sollen, sondern auch zur Bearbeitung neuer Stücke.

Nach dem Feuer als Messer das Wasser als Hammer. Nehmen wir als praktisches Beispiel den Fall an, es handle sich darum, eine jener Goldplatten herzustellen, die als Unterlage für ein Gebiß dienen und sich dem Gaumen ganz genau anfügen sollen. Man beginnt damit, daß der Patient zunächst einmal in eine plastische Wachsmasse beißen und einen genauen Abdruck seines Gaumens liefern muß. Davon machte man erst Gips-, dann Hartmetallabgüsse, und dann begann die ziemlich langweilige Arbeit, die Goldplatte teils durch Hämmern, teils durch Pressen den so hergestellten Matrizen und Patrizen anzuschmiegen. Die neue Methode arbeitet anders. Auf eine vorbereitete Matrize wird die einigermaßen nach der Gaumenform zugeschnittene Goldplatte mit ein paar Wachskügelchen fixiert. Dann steckt man das Ganze in einen wasserdichten Gummibeutel und tut diesen in einen kräftigen Stahlzylinder, den man nun mit Wasser füllt und fest zuschraubt. Eine kleine Handpumpe wird in Bewegung gesetzt, um in den Stahlzylinder noch ein wenig Wasser nachzudrücken. Nur noch wenige Kubikzentimeter gehen hinein, aber diese wirken schneller und prompter als ein Handhammer. Ein gewaltiger Wasserdruck entsteht im Zylinderinnern. Mit riesiger Kraft preßt er die Goldplatte gegen die Matrize. In die feinsten Höhlungen und Fältchen des Gußstückes muß sich die Goldplatte mikroskopisch genau einfügen. Wenn man nach kurzer Pressung den Stahlzylinder wieder öffnet, so findet man eine formvollendete Gaumenplatte vor. Aber nicht nur für die Zwecke der Zahntechnik findet die hydraulische Pressung oder Prägung Anwendung. Auch allerlei Kunstgegenstände, die man früher mühevoll mit Hämmern und Punzen trieb, stellt man jetzt unter Zuhilfenahme des Wasserdrucks her. So geschieht es beispielsweise mit hübsch geprägten Metallbechern und Metallvasen. Ein roher Blechzylinder wird über ein massives Formstück ge-

schoben, kommt in den Gummibeutel und wandert mit ihm in den hydraulischen Zylinder. Wenige Minuten genügen alsdann, um daraus einen Becher herzustellen.

Im Anfang dieser Betrachtungen lernten wir die Spritze als Ersatz des Pinsels kennen. Aber auch noch auf anderen Gebieten der Technik begegnen wir ihr, freilich in gehörig modifizierter Gestalt. Der Leser kennt wohl den feinen Kohlenfaden einer elektrischen Glühlampe. Als Edison anfing, wurden diese Fäden aus feinen, möglichst gleichmäßigen Fasern einer bestimmten Bambusart hergestellt. Die einzelne Faser wurde durch Schaben möglichst egalisiert, in die passende Form gebogen und dann in besonderen eisernen Pressen geglüht und dadurch in Kohle verwandelt. Gegenwärtig dagegen kennt man plastische Zellulosen, die in der Rotglut in reinen Kohlenstoff übergehen, ohne sich dabei irgendwie aufzublähen und Blasen zu werfen. Von ihnen geht man bei der Fabrikation aus. In eine kräftige Preßpumpe ist ein kleiner Diamant eingesetzt, der eine haarfeine Bohrung von wenig Tausendsteln eines Millimeters trägt. Durch diese Oeffnung tritt die Zellulose, die in einer schnell verdunstenden Flüssigkeit gelöst ist, heraus, erstarrt unmittelbar nach dem Austritt und wird in Form eines feinen, elastischen Fadens zunächst aufgehaspelt, später zerschnitten, in die passende Form gebogen und verkohlt. Bemerkenswert ist es, daß auch die Metallfäden der modernen Metallfadenlampen auf solche Weise gespritzt werden. Denn die seltenen Metalle, die hierfür in Betracht kommen, sind im allgemeinen so hart und schwer schmelzbar, daß sie nicht in der üblichen Weise verarbeitet und zu Drähten ausgezogen werden können. Aber nicht nur Glühlampenfäden und Makkaroni werden gespritzt. Auch Metallrohre aller Art, speziell die bisherigen Wasserleitungsrohre, und ferner Gummischläuche erzeugt man durch Spritzen.

Zum Schluß noch einige interessante Verfahren, bei denen man die Form, die ein flüssiger Körper unter der Einwirkung von irgendwelchen Kräften annimmt, dadurch walzt, daß man ihn dabei erstarren läßt. Auf solche Weise werden zum Beispiel die runden Schrotkugeln hergestellt. Auf einem hohen Turm befindet sich ein siebartiges Gefäß. In dieses läßt man geschmolzenes Blei fließen. In Form feiner Tropfen läuft dieses aus dem Sieb heraus. Während des hohen Falles durch die Luft nehmen diese Tröpfchen genaue Kugelform an und erstarren bereits, so daß sie in einem unten befindlichen Wassergefäß nur noch vollkommen abgeschreckt zu werden brauchen. Ein ähnliches Verfahren versucht man zur Herstellung genauer Parabolspiegel auszubauen, obwohl man einstweilen noch nicht bis zur praktischen Anwendung gekommen ist. Wenn man ein Gefäß mit einer Flüssigkeit um seine Vertikalachse rotieren läßt, so bleibt der Flüssigkeitsspiegel bekanntlich nicht eben. Er steigt an den Rändern und vertieft sich in der Mitte. In Wirklichkeit soll sich ein mathematisch genaues Rotationsparaboloid bilden. Es handelt sich nun darum, diese Fläche festzuhalten, indem man eine Flüssigkeit wählt, die unter bestimmten Verhältnissen erstarrt und dann eine harte und widerstandsfähige Oberfläche bildet, die entweder als Gußform für Glas benutzt oder selbst sofort versilbert werden kann. Wenn das Prinzip auch noch nicht bis zum Stadium der Praxis ausgebaut ist, so erscheint es doch keineswegs aussichtslos und jedenfalls nicht uninteressant.

An Bord der Elblotsgalliot.

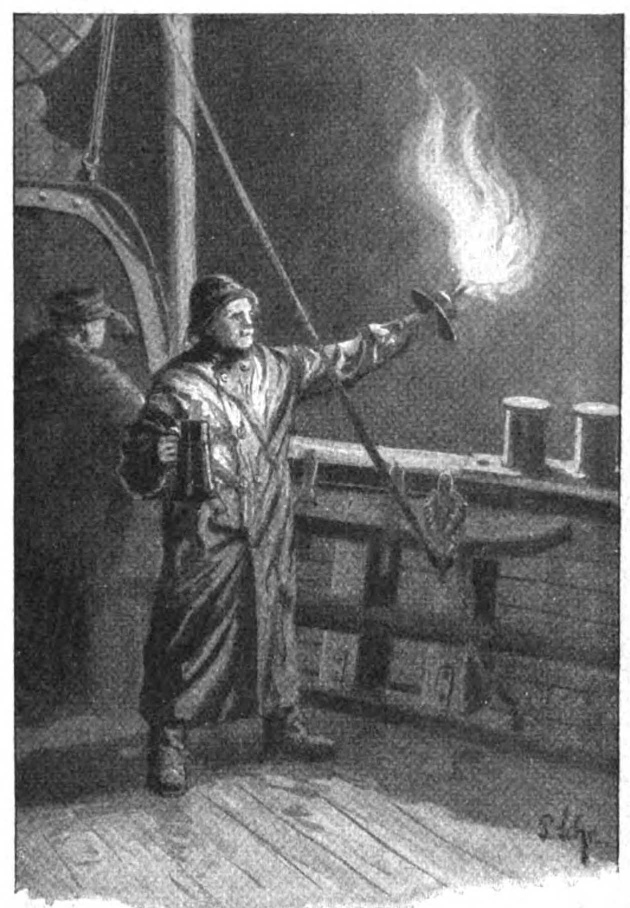
Von Paul Schreckhaase. — Hierzu 7 Originalzeichnungen des Verfassers.

Unter den fünf Elbfeuerschiffen nimmt „Elbe 3“, die zwischen Neuwerk und Großvogelsand ihre Station hat, eine Zwitterstellung ein. Ein vollkommenes Leuchtschiff wie die andern, dient es zugleich als schwimmende Lotsenstation, die einzige Deutschlands, und führt als solche nicht wie die übrigen einen oder zwei schwarze Körbe im Großtopp, sondern unter dem roten Lotsenwimpel oder -flügel die Hamburger Staatsflagge im Topp des Großmastes. Durch die „Jolle“ Undine, die ein kleiner Gaffelschoner ist, wird Elbe 3 täglich einmal, im Sommer auch oft zweimal von Kuxhaven aus mit Lotsen aufgefüllt, die dann von dem beim Außenfeuerschiff kreuzenden Lotsdampfer abgeholt, von diesem direkt an einkommende Schiffe abgegeben werden oder auch an einen der fünf ganz weit draußen segelnden Lotsschoner, falls der seine zehn Lotsen schon versetzt haben sollte. Durch diese Lotsgalliot, die drei deutsche Meilen von der Küste entfernt ist, und auf der stets mindestens vier Lotsen als letzte Reserve sein müssen, werden dem Lotsdampfer zahllose stundenlange Fahrten nach Kuxhaven erspart und die Lotsabgabe an die Schiffe, somit also der gesamte Verkehr ganz erheblich beschleunigt.

Das Hamburger Lotswesen ist als das größte und wichtigste Deutschlands vorzüglich organisiert und geleitet. Für die Elblotsgalliot kommen nur in Betracht die 135 Kuxhavener Seelotsen, meist ältere, zuverlässige und nüchterne Steuerleute der Handelsmarine, unter denen aber nicht wenige das Schifferpatent für große Fahrt besitzen und selbst lange Jahre als Kapitän fuhren, bevor sie Lotse wurden. Alle Lotsen des Hamburger Staats sind zwar Staatsbeamte, aber nicht auf Lebenszeit unkündbar angestellt; sie haben einen schwierigen und verantwortungsvollen Dienst, der jedoch im Verhältnis zu den Königlich Preußischen Seelotsen gut entlohnt wird, denn ihre Jahreseinnahme schwankt zwischen 5—6000 Mark.

Um den Dienst der Lotsen kennen zu lernen, ging ich an einem kühlen Morgen ebenfalls beim Lotsenwachthaus in Kuxhaven an Bord der grellrot gestrichenen Undine, die sich mit der eben einsetzenden Ebbe ganz langsam zwischen den plumpen Rümpfen der Ersatzfeuerschiffe und den schlanken weißen Lotsenschonern in den äußeren Hafen hinausschob. Ein kalter Nordwest stand rechts von der Kugelbake her; als wir um das mächtige Pfahlwerk der „alten Liebe“ steuerten, warf er sich voll in die Segel, und das Aufkreuzen gegen Wind und See, aber mit dem Strom begann. Ueberall an Deck standen an zwanzig Lotsen herum, alle in schwarzen Oelmänteln mit ihren Kleidersäcken, die Reservezeug und Schuhe enthalten. Eine unangenehm kurze See schickte zahlreiche Spritzer über





Flackerfeuer (Lotsensignal).

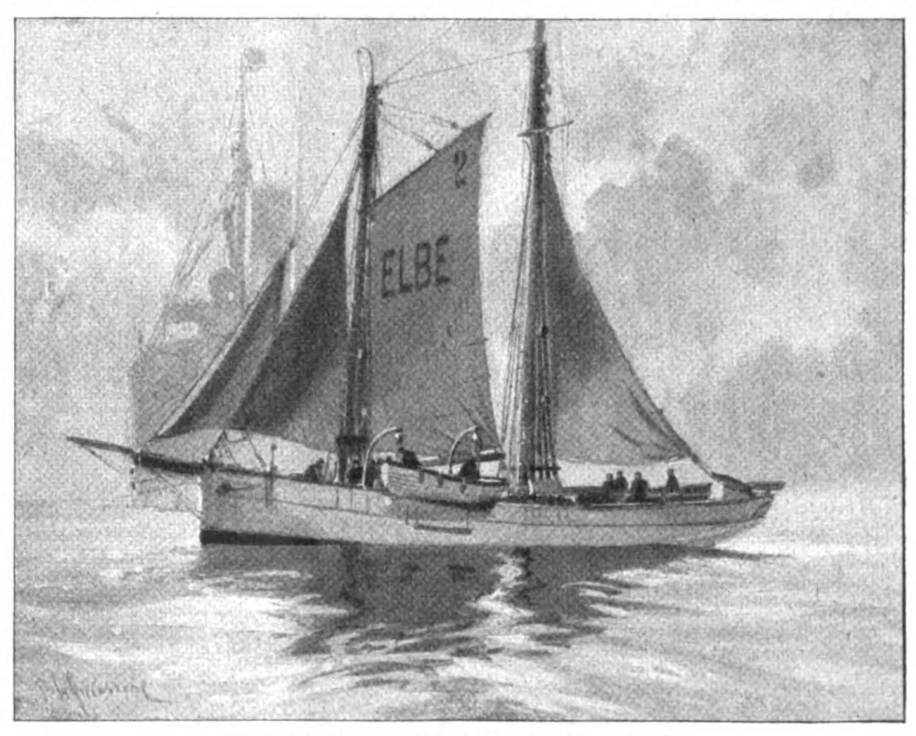
rechnung des Stroms, der hier mit der Ebbe rauschend ausläuft, und zwar mit einer stündlichen Geschwindigkeit von vier Seemeilen (gleich einer deutschen).

Kaum waren wir alle an Deck, so hieß es: Der Lotsdampfer kommt! So sehr sich der Koch auch beeilte, der Dampfer mit dem historischen Namen Simon von Utrecht kam doch früher an, als das Essen gar war. Er lief seitlich auf und stoppte. Dann schrie sein Führer dem Feuerschiffskapitän zu: „All' dee wi kregen kön'n!" Das hieß, alle Lotsen mit Ausnahme der vier, die auf der Galliot bleiben müssen, sollten herüber. Der Wachmann ruft die Leute zusammen: An de Boot! Nun begann ein prachtvolles Manövrieren der beiden Fahrzeuge in der ziemlich hohen See; der Lotsdampfer machte ein Lee, d. h., er legte sich so gegen die See, daß unter seiner Leeseite (dem Windschatten) ruhigeres Wasser war, in dessen Schutz das Boot sich ohne Gefahr nähern konnte. Zweimal umkreiste er hierbei das Feuerschiff, dann hatte er 22 Lotsen erhalten und drehte seewärts zurück.



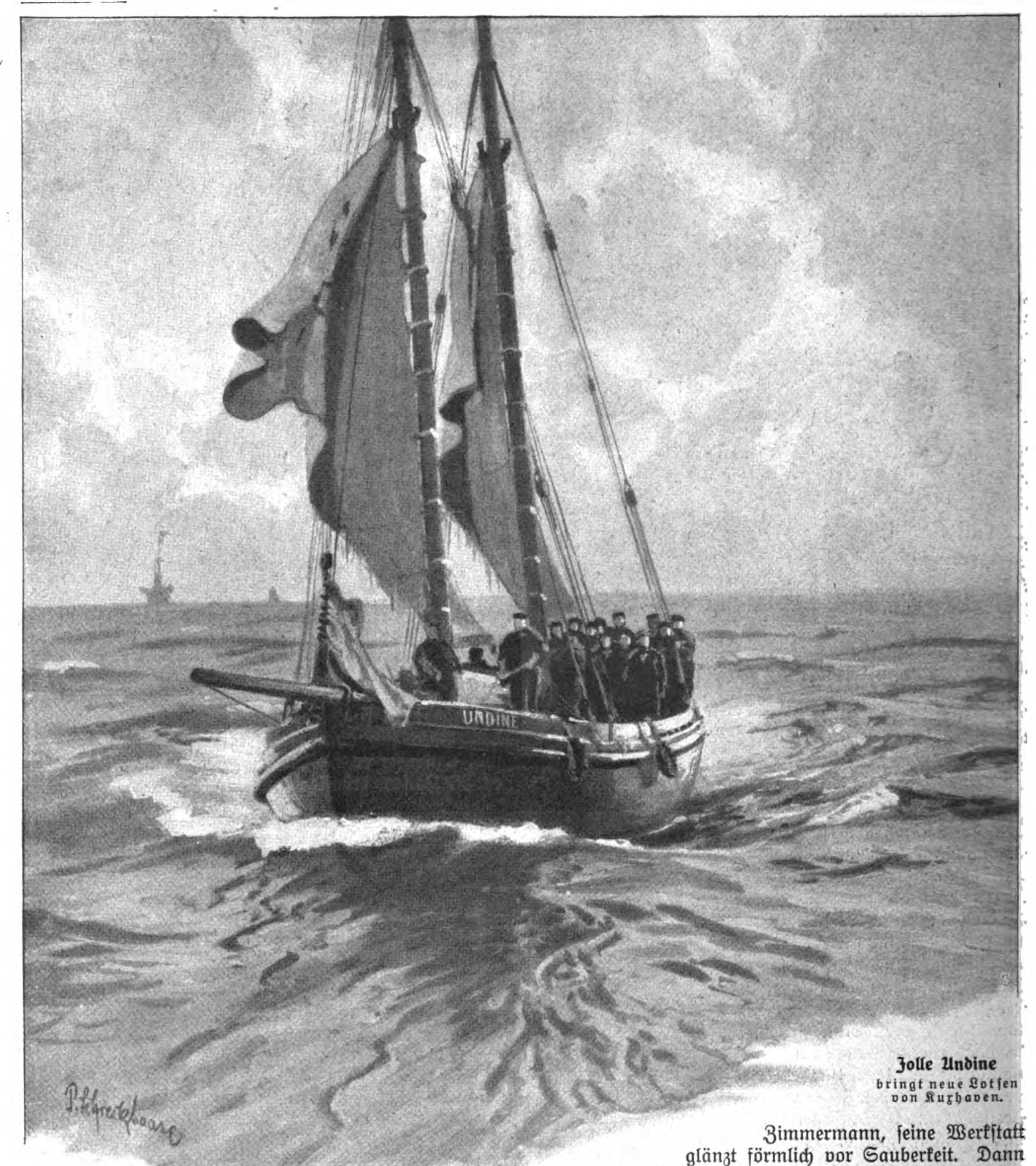
„Wollen Sie Lotsen?"

Deck, so daß wir uns bald alle nach unten begaben in den dämmrigen, großen, aber niedrigen Lotsenraum, der fast den ganzen Platz unter Deck einnimmt. Trotz der steifen Brise lag die Jolle nur wenig schief und kreuzte so gut gegenan, daß nach knapp drei Stunden der hohe eiserne Rumpf der Galliot vor uns lag. Langsam rollte er in den grünen Seen hin und her, indessen Undine mit großem Geschick in Lee aufdrehte und direkt längsseits lief. Mächtige Fender (große Taubündel) wurden auf beiden Fahrzeugen über die Seiten gehängt, um das Scheuern aneinander im Seegang zu verhüten. Dann enterten die Lotsen Mann für Mann auf Elbe 3 über. Das Ansegeln des verankerten Feuerschiffs mit einem so großen Fahrzeug wie Undine erfordert Erfahrung und genaue Be-



Der Lotsenschoner bringt seine Lotsen zu Wasser.

Aus dem Leben der deutschen Lotsen.



Jolle Undine
bringt neue Lotsen von Kuxhaven.

Um zwölf ruft der Koch zum „Schaf- fen", und das Deck verödet. In drei verschiedenen Logis ist vom Steward „aufgebackt". Ganz vorn für die Mannschaft der Galliot, mitschiffs für die Lotsen und hinten für den Kapitän, an dessen Mahlzeit ich teilnahm. Uebrigens essen alle das gleiche. Nach Tisch machte ich einen Rundgang durch alle Räume des Schiffs. Das ziemlich große Fahrzeug ist durch feste eiserne Querschotten ohne Türen in sechs völlig voneinander getrennte wasserdichte Räume geteilt, die alle nur von oben durch Treppen zugänglich sind. Ganz vorn haust der Zimmermann, seine Werkstatt glänzt förmlich vor Sauberkeit. Dann folgt der Mannschaftsraum mit einem festgeschraubten Tisch und Bänken sowie Kojen für acht Mann. Die Kambüse ist in einem Deckhaus untergebracht, dahinter folgt die sehr geräumige Kajüte mit zwei Schlafkammern, und ganz hinten ist noch ein ziemlich großer Raum, in dem sechs mächtige Tanks mit vielen Zentnern Petroleum, sodann die hohen kupfernen Lampen in gepolsterten Körben stehen. Außerdem sind hier Farben, Oele, allerlei schwere Schlepptrossen, festgerollte Segel und derartige Gegenstände verstaut.

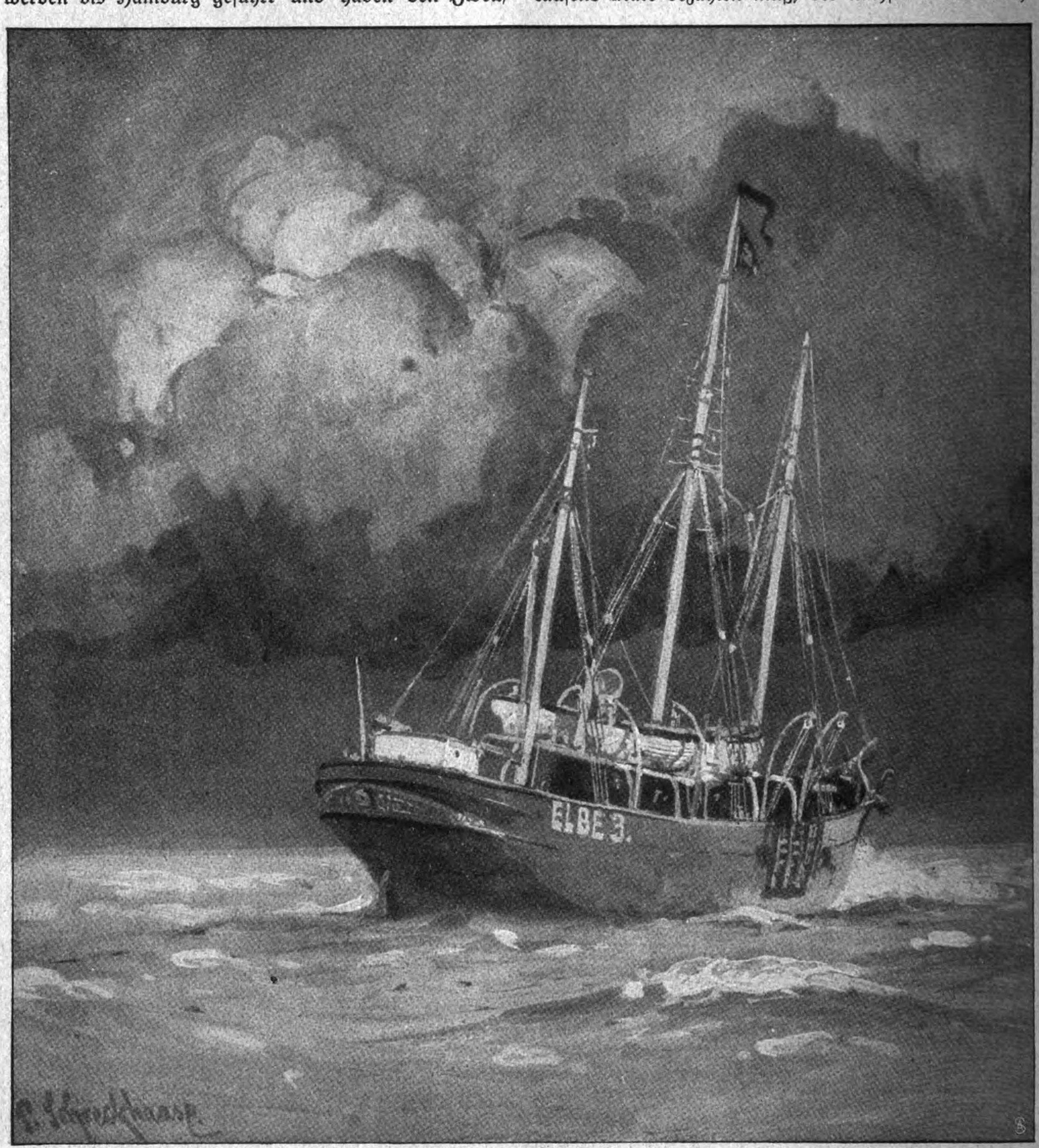
Als gegen drei Uhr der Seegang wuchs und das Boot, das sich wild umherwarf, vollzuschlagen drohte, hieß es nach dem Kaffee wieder: Alle Mann, Boot

Die letzten vier Reservelotsen werden abgeholt.

heißen! Schnell waren die schweren Taljenblöcke eingehakt, aber nur Zoll für Zoll ging's hoch, obgleich alle Mann, auch die Lotsen, an den Läufern holten. Endlich hing es in sicherer Höhe an seinen Davids.

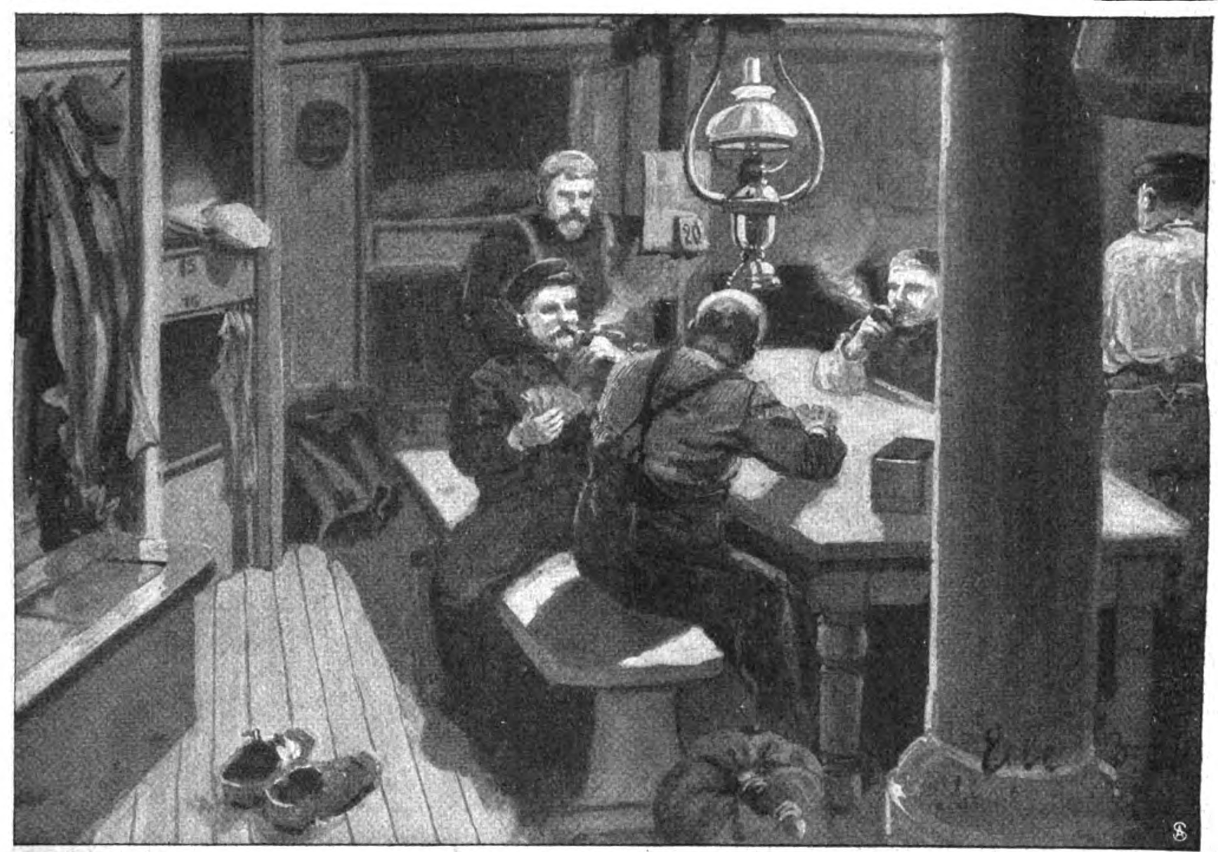
Die ganze Aufmerksamkeit der Lotsen wandte sich nun den einkommenden Schiffen zu. Kaum reckten sie ihre Masten über den Horizont, entdeckte man bereits durch die mächtigen Schiffsgläser, ob im Vortopp eine Flagge wehte, als Zeichen, daß das Schiff einen Lotsen wünschte. Diese Frage, ob „er", d. h. das Schiff, „de Flagg upp het", wiederholt sich täglich unendlich oft. Hat das Fahrzeug keine Flagge im Vortopp — seine mit einem weißen Streifen umgebene Nationalflagge, das Signal PT oder die Signalflagge S gelten als Lotssignale — so hat es, falls es größer als 300 Kubikmeter ist, bereits einen Lotsen entweder aus einem

der Lotsschoner oder vom Lotsdampfer an Bord. Im ersten Fall zeigt es eine kleine gelbe Flagge außer seiner Nationalflagge am Heck, im anderen unter der letzteren eine kleine schwarzweiße, den „Bismarck", wie die Engländer sagen. Diese Flaggen werden bis Hamburg geführt und haben den Zweck, die Schiffe vor vorzeitiger Zollrevision und somit unnötigem Aufenthalt in Kuxhaven zu schützen, denn der an Bord befindliche deutsche Lotse, dessen Anwesenheit die Flaggen beweisen, ist auf den Zollschutz vereidigt und deckt Schiff und Ladung so gewissermaßen mit seiner Persönlichkeit bis Brunsbüttel, wo der Revierlotse — der sogenannte Böschlotse — ihn ablöst.



Elbe 3. Feuerschiff und Lotsgalliot.

Das Lotsgeld beträgt 3,60 Mark für jeden Fuß Tiefgang und vier Pfennig für die Ladetonne; da es nun ja den Lotsen zukommt, so wäre es ganz vom Zufall abhängig und sehr ungerecht, wenn etwa der eine auf einen riesigen Schnelldampfer kommt, der über tausend Mark bezahlen muß, der nächste an der Reihe aber einen kleinen Gaffelschoner kriegt, mit dem Mindestbetrag von 25 Mark. Daher wird alles Geld an den Staat abgeliefert, der sich für Fahrzeuge, Proviant, Pensionen usw. vierzig vom Hundert abrechnet und den Rest auf die Lotsen verteilt, aber nicht ganz gleichmäßig, sondern nach Maßgabe der „Parten", die jeder eingetragen hat. Die Strecke von Norderney



Lotsenlogis auf dem Feuerschiff.

bis Brunsbüttel ist nämlich in fünf „Parten" eingeteilt, das sind Entfernungsabschnitte. Wird der Lotse bei Norderney schon versetzt, zählt er fünf Parten, von Helgoland vier, vom Lotsdampfer drei und vom Feuerschiff Elbe 3 aus zwei Parten. —

Am Südhorizont schimmerten, kaum sichtbar noch in der trüben Dämmerung, bereits wieder die charakteristischen Segel der Undine, die, durch ein Funkentelegramm von Elbe 1 benachrichtigt, neue Lotsen heranbrachte. Da der Wind abgeflaut hatte, kam sie nicht recht vorwärts, denn stundenlang funkelten schon unsere Laternen durch die Nacht, als plötzlich ein helles Licht in geringer Entfernung aufflackerte.

Undine „blühte", d. h., zeigte ein Blaufeuer, sonst ein Lotsensignal, hier nur Erkennungzeichen, damit die Leute des Feuerschiffes klar bei Leinen und Boje sind. Elbe 3 erwiderte das Signal.

Der Wachmann ergreift den „Blüstopf", eine große runde Blechkanne voll Terpentin, in dem eine Fackel steckt. Ihr ölgetränkter Kopf wird an brennender Laterne entzündet, hochauf lodert die gelbe Flamme, blitzende Lichter überall hin verstreuend (Abb. S. 1535).

Nach kurzer Zeit schor die Jolle längsseits, wieder mit einigen zwanzig Mann besetzt. Auch die rotweißen Topplichter des Lotsdampfers tauchten wieder auf, und das schwere Tagewerk der Lotsen begann von neuem.

Eine Hochzeit in Paris.

Von Dr. Johannes Schürmann. — Hierzu 8 Aufnahmen von Ch. Delius.

Da wir in Deutschland noch so vielfach das Neueste in Kleidung und Schmuck, in Kunst und Literatur, kurz in allerlei Dummheiten und Klugheiten von der Seine zu beziehen pflegen, so verbindet sich für uns gar zu leicht mit dem Namen „Paris" der Begriff des Verfeinerten und Uebermodernen. Sind wir doch überhaupt geneigt, die großen Städte, weil sie die natürlichen Mittelpunkte jeglichen Fortschritts sind, für überlieferungsfeindlich anzusehen und die Spuren des Alten nur auf dem flachen Lande zu suchen. Das ist aber ein Irrtum. Auch Millionenstädte haben einen festen alteingesessenen Bevölkerungskern, der ihnen in Sprache, Sitten und Gebräuchen seinen Stempel aufdrückt. Mögen die in der letzten oder vorletzten Generation Eingewanderten an Zahl noch so sehr überwiegen, sie können doch dem neuen Wohnort, wenn dieser eine alte Kulturstätte ist, niemals sein eigentliches Gepräge geben, ja, sie wollen das gar nicht, sondern beeilen sich, durch einen recht beschleunigten Anpassungsprozeß der Großstadt, die ihnen ja ganz gewaltig imponiert, eine besondere Huldigung darzubringen. Der Auvergnat und Bretone geht bald in Paris so restlos auf wie der Schlesier oder Rheinländer in Berlin. Mit dem Stolz des Neulings pflegt er dann alles,

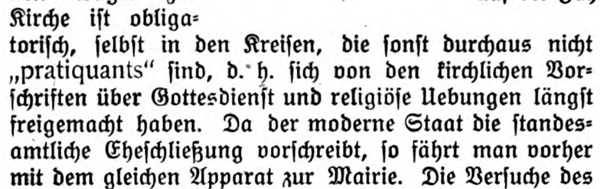




Auf der Fahrt zum „Bois".

was des Landes Brauch ist, oft viel eifriger als der Alteingesessene, der ja nicht erst den Nachweis zu führen braucht, daß er ein „echter Pariser" ist.

Eine bürgerliche Hochzeit wird in Paris noch heute genau nach dem uralten Komment vergangener Jahrhunderte gefeiert, der nur ein paar moderne Einlagen erhalten hat, an dem aber auf keinen Fall etwas gekürzt werden darf. Die Fahrt der ganzen Gesellschaft in offenen Wagen zur Kirche ist obligatorisch,

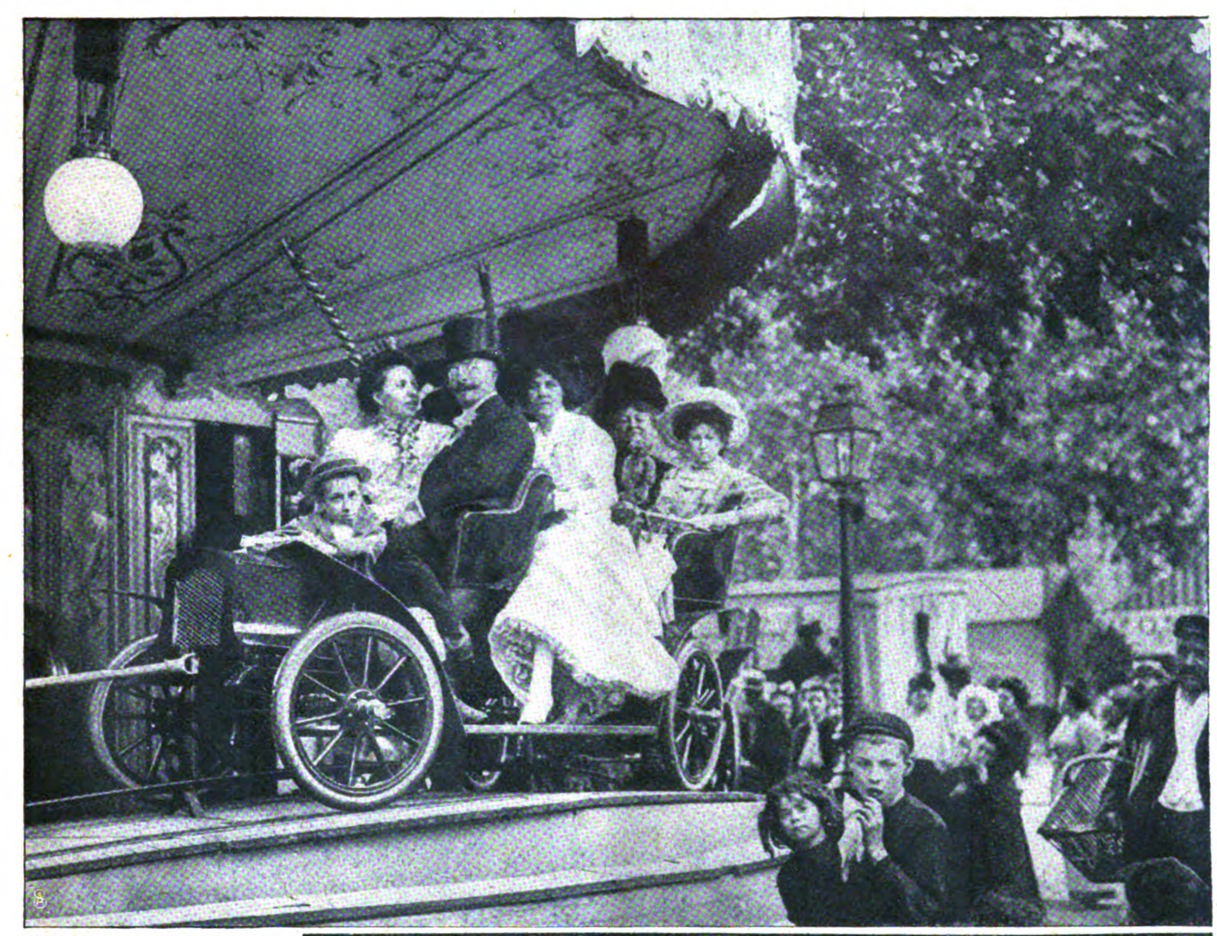


selbst in den Kreisen, die sonst durchaus nicht „pratiquants" sind, d. h. sich von den kirchlichen Vorschriften über Gottesdienst und religiöse Uebungen längst freigemacht haben. Da der moderne Staat die standesamtliche Eheschließung vorschreibt, so fährt man vorher mit dem gleichen Apparat zur Mairie. Die Versuche des herrschenden Radikalismus, die bürgerliche Trauung durch eine gewisse prunkhafte Feierlichkeit zur Hauptsache zu machen und die Kirche so in den Hintergrund zu drängen, haben ebenso wie die von Coutant erfundenen „Ziviltaufen" mehr heiteren Spott als Erfolg geerntet. Das hat aber weniger mit religiösem Gefühl als mit dem konservativen Volkscharakter des Mittelstandes zu tun. Und der Mittelstand geht in der rentenbesitzenden und sparsamen Einwohnerschaft der Republik ziemlich weit nach unten, er umfaßt Kreise, die sich in Deutschland selbstverständlich zur Arbeiterklasse rechnen würden.

Während auf dem Lande auch in Frankreich — wie bei uns — meist das Hochzeitsmahl den Mittelpunkt des Festes bildet und der Schmaus, namentlich



Promenade der Hochzeitsgesellschaft durch die Pariser Vorstadt Neuilly.



Die Hochzeitreise im Karussell.

in der halbgermanischen Normandie, häufig pantagruelische Dimensionen annimmt, ist für eine Pariser Hochzeit der gemeinschaftliche Ausflug der Festgesellschaft stets der Hauptpunkt des Programms. Gewöhnlich geht der Zug der offenen Wagen — je nach den Vermögensverhältnissen der Brauteltern sind's einfache Kremser, offene Droschken oder Equipagen — über die großen Boulevards, durch die herrliche Avenue des Champs Elysées nach dem jedem Pariser mit Recht teuren „Bois", dem berühmten Boulogner Wäldchen mit seinen Alleen und Waldpfaden, seinen weiten Rasenteppichen, seinem Wasserfall, seinen Restaurants und Cafés. Im ersten Wagen



Im Schutz der Bäume: Der erste Kuß nach der Trauung.



sitzt die Neuvermählte im vollen Brautschmuck mit Schleier und Kranz nebst dem jungen Ehemann, der hier schon, wie meist für die ganze Zukunft, entschieden in den Hintergrund tritt. So alltäglich diese Fahrten sind, das Pariser Straßenpublikum verfehlt nie, dem Pärchen durch Grüße und scherzhafte Zurufe seine Aufmerksamkeit und Sympathie zu bezeigen. Anderseits nehmen die Brautleute und ihr Gefolge auch einen derben Spaß nicht übel. Sie sind ja nicht empfindlich, haben auch das Bewußtsein, daß sie in dieser Stunde eine ziemlich groteske Rolle spielen, eine Art Karnevalsrolle, in die sie sich mit gutem Humor zu finden wissen. Die für den folgenden Teil des Festprogramms notwendige gute Laune wird dadurch wirksam vorbereitet. Vorher kommt aber noch ein Intermezzo, das, so modernen Ursprungs es ist, doch einen unerläßlichen Teil der Feier bildet: Die Wagen werden verlassen, und in feierlichem Zug begibt sich die ganze Gesellschaft zum Photographen. Schnell ist die Gruppe gestellt, des Künstlers „Jetzt, bitte, recht freundlich!" ertönt, und der große Augenblick ist für die Ewigkeit, mindestens für ein paar Jahrzehnte festgebannt; und nun beginnt im Freien ein stundenlanges ausgelassen fideles und doch erquickend harmloses Treiben. Wie können sich diese großen Kinder der Großstadt herzhaft amüsieren, wie erfinderisch sind sie in immer neuen drolligen Ideen und Vorschlägen! Freilich sind die Hochzeitsausflüge längst auch der industriellen Ausbeutung zum Opfer gefallen. Die fliegenden Händler mit mehr oder weniger scherzhaften Scherzartikeln, mit Fächern, Papierblumen von Sonnenschirmgröße, Flittertand und Foppereien folgen dem Hochzeitzug mit der Hartnäckigkeit neapolitanischer Lazzaroni. Aber man läßt sich's nicht anfechten, macht vielmehr bei der eigenen Fröhlichkeit auch die armen Kerle gern glücklich, und bald prangt die Schar der Gäste im abenteuerlichsten Kotillonschmuck. So sind die ersten Nachmittagstunden hingegangen, da erinnert man



Der Hochzeitzug in einem Vorort.



Ein Eselritt in der Umgebung von Paris.



Die improvisierte Musikkapelle.



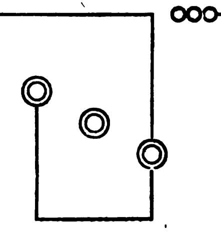
Der Abschiedstrunk der Festgesellschaft im Wirtsgarten.

sich, daß im nahen Neuilly oder in Saint-Cloud gerade „Fête“ (Kirmes) ist. Irgendwo in der Nähe ist immer Kirmes. Also nach Neuilly oder Saint-Cloud, oder wie der bevorzugte Ort gerade heißt. Man könnte die paar Minuten zu Fuß gehen, aber die Eseltreiber haben diesen Augenblick nur abgewartet, und wer könnte ihren Lockungen widerstehen! Also in die Sättel! Oft genug wiederholt sich die von Heine so allerliebst gemalte Szene:

> Denkst du noch Montmorencys,
> Wie du auf dem Esel rittest
> Und von dem hohen Sattel
> Hinab in die Disteln glittest?
>
> Der Esel blieb ruhig stehen,
> Fing an die Disteln zu fressen . . .

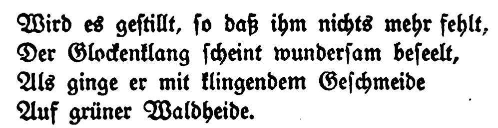
Im Dorf oder Städtchen wird abgestiegen: die Ulkstimmung ist schon groß genug, daß Damen und Herren die Hüte vertauschen und eine tolle Musikkapelle improvisieren — ein oft genossenes, aber der Vorstadtjugend immer aufs neue interessantes Schauspiel. Auf dem Jahrmarktfeld beginnt just um diese Zeit das lebhaftere Treiben; die Schau- und Schießbuden haben geöffnet, von den Altären der Waffelbäcker steigt der brenzlig fette Duft, zwanzig, vierzig Karusselle lassen ihre ohrbetäubende Musik durcheinander erschallen, von den Montagnes Russes tönt das Kreischen und Jauchzen der Mädchen darein, aus der Menagerie der berühmten Madame Pezon brüllen ein paar Löwen, und trotzdem kann man noch den Barden verstehen, der die neuste Mordgeschichte tragisch besingt und zugleich an selbstverfertigten Gemälden erläutert, daß einem die Haare zu Berge stehen. Wozu das im einzelnen schildern? Es geht genau so zu wie bei einem großen deutschen Volksfest, und mit der gleichen Begeisterung werden alle diese Hochgenüsse mitgenommen. Nur ein Unterschied ist vielleicht: Gambrinus und Bacchus beherrschen weniger den Tag, als es bei uns der Fall sein würde, und dafür ist Gott Amor desto unumschränkterer Gebieter.

Noch einmal versammelt sich die ganze Festgesellschaft, wenn sie das Kirmestreiben gründlich ausgekostet, in irgendeinem schattigen Wirtsgarten zum Abschiedstrunk, dem beliebten „Apéritif“, um die unzähligen Karaffen, in denen Flüssigkeiten von allen denkbaren Farbentönen funkeln. Da wird gewählt und gemischt und zugegossen und mit Mineralwasser verdünnt, daß es für unsern deutschen Bier- oder Weingeschmack schier unbegreiflich scheint, aber es muß doch wohl köstlich munden. Man schlürft langsam, und wenn die späte Dämmerung herabsinkt, wird die Reihe der Hochzeitsgäste immer lichter. Man feiert nur selten bis in die späte Nacht oder gar bis zum nächsten Morgen. So verläuft in lauter, aber im Grunde anspruchsloser Fröhlichkeit der Hochzeitstag eines ehrbaren Pariser Pärchens.



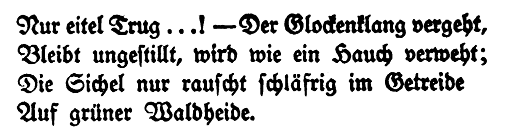
Sehnsucht.

Mein Sehnen ist wie sanfter Glockenklang,
Der bergwärts zieht, den Buchenwald entlang,
Und sich ergeht im sonntägigen Kleide
Auf grüner Waldheide.



Wird es gestillt, so daß ihm nichts mehr fehlt,
Der Glockenklang scheint wundersam beseelt,
Als ginge er mit klingendem Geschmeide
Auf grüner Waldheide.

Er spricht allein, die weite Erde schweigt,
Nur eine Lerche jubelnd aufwärts steigt,
Und ringsum spinnt der Himmel blaue Seide
Auf grüner Waldheide.



Nur eitel Trug . . .! — Der Glockenklang vergeht,
Bleibt ungestillt, wird wie ein Hauch verweht;
Die Sichel nur rauscht schläfrig im Getreide
Auf grüner Waldheide.

Die Sehnsucht lockt gleich wie ein Traumgesicht,
Die Glocke tönt — und doch: Du hörst sie nicht;
So stehst du da im bettelarmen Kleide
Auf grüner Waldheide.

Joseph Lauff.

Die Hutschlacht.

Amerikanische Skizze von Henry F. Urban (Neuyork).

Charlie saß im Empfangzimmer seiner kosigen Wohnung im 12. Stockwerk eines vornehmen Neuyorker Miethauses. Genau ausgedrückt lag er in einem gewaltigen Lehnsessel aus dunkelbraunem Plüsch, die Beine weit von sich gestreckt, und las die Sonntagzeitung. Der Sessel und die Beine füllten fast den ganzen Raum aus, der wie in allen diesen Wohnungen von lächerlicher Kleinheit war und dadurch, daß er mit Möbeln und Krimskrams unverständig vollgestopft war, noch kleiner und enger wirkte. Plötzlich fuhr Charlie erschrocken in die Höhe. In dem Nebenzimmerchen (noch enger und kleiner) hatte ein weibliches Wesen einen durchdringenden Schrei ausgestoßen. Dort lag seine Frau Cornelia mit dem Mops Pluto (der an Sohnes Stelle angenommen war) auf einem Diwan und las ebenfalls die Zeitung. Cornelia war elegant, hübsch, blutarm, mager, hysterisch — also die richtige Neuyorkerin aus feinem Hause.



„Was ist dir?“ fragte Charlie besorgt und trat in die Türöffnung.

Cornelias schöne braune Augen waren starr auf das Zeitungsblatt in ihrer Hand gerichtet.

„Denk dir, Charlie — Smith & Brown zeigen für Montag einen Verkauf von Damenhüten zu herabgesetzten Preisen an. Sie nennen es einen magnetischen Mammutverkauf. Jeder Hut, Pariser Modell, kostet fünf Dollar; ursprünglich war der Preis zwanzig Dollar. Der Verkauf ist nur am Montag, als liebenswürdige Aufmerksamkeit (so steht's in der Anzeige) gegen die Kundinnen!. Da muß ich hin! Da muß ich unbedingt hin!“

„Es wird wohl nichts anderes übrigbleiben“, sagte Charlie mit leisem Spott. „Kauf nur nicht zuviel — die Zeiten sind schlecht, wie du weißt.“

„Nicht mehr als zwei — sei unbesorgt, Charlie.“

Auf Cornelia hatte die Hutanzeige eine merkwürdige Wirkung ausgeübt. Ihre schlaffen Nerven, die sie mit so vielen amerikanischen Luxusweibchen gemein hatte, waren plötzlich wieder gespannt. Die Spannung übertrug sich auf das ganze geistige Empfinden und damit auf den Körper. Sie war wie ein Ofen, der infolge mangelhafter Heizung schlecht brannte und neue Kohlen bekommen hatte. Endlich wieder einmal etwas, das sie anregte — ein Ziel, das zu erringen war. Ein Aufregung, eine überaus angenehme Aufregung beherrschte sie, etwa wie die Aufregung des Soldaten vor der Schlacht. Sie rief zwei Freundinnen telephonisch an und fragte sie, ob sie schon von dem Hutverkauf bei Smith & Brown gehört hätten, und ob sie nicht auch hingingen. Aber die waren leider verhindert. Die eine mußte im Frauenklub einen Vortrag über die Unzulänglichkeit des männlichen Verstandes halten, die andere mußte sich einer Delegation von Glaubensheilerinnen anschließen, die einen zerbrochenen Arm einer Glaubensheilschwester wieder gesundbeten wollten. Cornelia mußte also allein in die Hutschlacht ziehen. Sie wußte, was das bedeutete, und daß sie sich darauf sorgsam vorzubereiten hatte. Zunächst bat sie Charlie, sie am nächsten Morgen um punkt halb acht Uhr zu wecken. Das war schon an sich eine unerhörte Leistung; denn gewöhnlich blieb sie bis 11 Uhr im Bett liegen und frühstückte um 12 Uhr. Auf die Weise vereinte sie das Frühstück mit dem Mittagsimbiß. Charlie schlug vor, sie solle vor dem Zubettgehen noch mit seinen Hanteln arbeiten, um die Muskeln für den Hutkampf zu stärken. Doch davon wollte sie nichts wissen. Am nächsten Morgen wurde sie von Charlie pünktlich um halb acht geweckt. Sie nahm ein Bad, zog sich an und erschien zum erstenmal wieder nach langer Zeit zum Frühstück, das Charlie sonst immer allein genoß. Er war ganz gerührt von diesem Glück. Sie wußte, daß sie ernsten Ereignissen entgegenging, und frühstückte daher stärker als sonst. Darum aß sie eine doppelte Portion Hafermus mit Sahne, zwei Steaks, zwei Semmeln mit Butter, zwei Bananen und trank dazu zwei Tassen von ihrem koffeinfreien Kaffee. Da Charlie etwas früher fortmußte und die Untergrundbahn benutzte, verabschiedete er sich.

„Sei tapfer, Cornie,“ sagte er mit spaßiger Rührung, „und komme gesund zurück!“ und er umarmte sie zärtlich.

Cornelia wußte, daß sie spätestens um 9 Uhr bei Brown & Smith sein mußte, um noch einen Hut zu ergattern. Nach dieser Zeit war der Andrang so fürchterlich, daß sie nichts mehr bekommen würde oder nur die minder schönen Hüte. Also bestieg sie um halb neun Uhr die Straßenbahn und fuhr nach Smith & Browns Geschäft unten am Broadway. Als sie im Wagen Platz nahm, musterte sie zunächst die Insassen. Da waren vier oder fünf Damen, die Cornelia mißtrauisch anblickten. Das waren sicherlich ebenfalls Damen, die in die Hutschlacht zogen. Ihre Gesichter hatten etwas auffallend Entschlossenes, Kampflustiges. „Sieg oder Tod!“ stand darauf geschrieben. Cornelia hatte richtig vermutet; denn eine der Damen flüsterte ihrer Freundin zu, den Kopf nach Cornelia beugend: „Die ist ebenfalls hinter den Hüten her — verlaß dich darauf!“

Und alle Augenblicke hielt der Wagen an einer Straßenecke und nahm neue Damen auf von der Art, die man sonst um diese Zeit noch nicht auf der Straßenbahn trifft. Da saßen sie dicht gedrängt und beobachteten sich mit lauernden Blicken. Sie tuschelten fortwährend mit aufgeregter Stimme, und das Wort Hut entschlüpfte ihnen alle Augenblicke. Cornelia hörte, wie eine fette junge Dame mit rosigen Backen und großen dummen Augen (sie sah wie eine Wachspuppe aus) zu zwei anderen dicken Damen neben ihr, offenbar Schwestern, sagte: „Also jede von euch nimmt einen für mich. So habe ich drei prachtvolle Hüte.“

So eine Niedertracht! dachte Cornelia. Das ist Betrug!

Und plötzlich reckten sich 14 Hälse nach hinten, um durch die Wagenfenster auf die Straße zu blicken, und 14 Zeigefinger reckten sich nach dem Schaffner, der an der Leine zog, und 14 Körper schnellten in die Höhe, als der Wagen hielt, und 14 Paar Füße stürzten nach der Tür.

„Langsam, meine Damen, Sie kriegen Ihre Sachen noch früh genug!“ ulkte der Schaffner boshaft, der seine Pappenheimerinnen schon kannte, und grinste unverschämt. Cornelia war es gelungen, zuerst die Tür zu erreichen. Die Wachspuppe wollte ihr den Weg vertreten, aber Cornelia bohrte ihr einen ihrer spitzen Ellbogen ins Korsett, und sie wich zurück.

„Schlange!“ zischte die Wachspuppe giftig. Doch schon war Cornelia vom Trittbrett gesprungen und stürzte in das Warenhaus. Hinterher jagten die anderen.

„Hier kommen die Huttiger!“ bemerkte ein reizendes Ladenfräulein hinter dem Ladentisch für Damenstrümpfe, und ihre Kameradinnen lächelten.

Cornelia kam gerade in dem Augenblick am Fahrstuhl an, als der Schwarze die Tür schließen wollte. Mit einem Satz, wie ihn wirklich nur ein Tiger fertig bekommt, sprang sie hinein, und der Fahrstuhl schoß empor. Sie sah noch die wütenden Blicke der anderen Tiger, die zu spät gekommen waren, und ein überaus wohliges Gefühl des Triumphes durchrieselte sie. In dem Aufzug waren noch vier Damen, die offenbar ebenfalls zum Hutverkauf wollten.

„Hüte, Kostüme, Leinenzeug, Vorhänge, Wäsche!“ leierte der Schwarze, als der Fahrstuhl im sechsten Stockwerk hielt, und schleuderte rasselnd die Schiebetür auf. Sämtliche weiblichen Fahrstuhlgäste hüpften froschartig hinaus und liefen in den Raum für Hüte. Ah — da waren sie! Schon war der ganz in leuchtendem Weiß gehaltene Raum, dessen Boden ein dicker roter Teppich deckte, mit Huttigern gefüllt, die sich um die Beute balgten. Cornelia glaubte sie fauchen und

knurren zu hören. Die reizenden Verkäuferinnen in den eleganten schwarzen Kostümen, mit Diamanten an den rosigen Fingern, die mit dem Gehalt eines Anbeters gekauft waren, wußten nicht, wo ihnen der Kopf stand. Jede Kundin wollte zuerst bedient sein. Gerade kam eine Verkäuferin mit einem entzückenden Hut daher.

„Würden Sie mich diesen Hut aufprobieren lassen?“ fragte Cornelia.

„Bitte sehr,“ zischte eine eiskalte Stimme neben ihr, „diesen Hut habe ich ausgesucht!“ Und zwei böse graue Augen schleuderten sozusagen Dolche auf Cornelia.

Da war der lange Tisch, wo die Kopfzierden in märchenhafter Pracht und Fülle lockten. Aber eine dicke Mauer kämpfender Frauen zog sich um den Tisch. Cornelia biß die Zähne aufeinander und warf sich mit Todesverachtung gegen die Mauer. Ihre spitzen Ellbogen arbeiteten wie Eisbrecher. Rufe der Empörung wurden laut wie „Nein — aber so was!“ und „Wie dürfen Sie es wagen, so zu drängeln?“ Eine bemerkte: „Verehrte Dame, Sie sollten Ihre Ellbogen wattieren!“ Cornelia überhörte das. Schon hatte sie drei Hüte an sich gerissen und brach sich damit durch die weibliche Mauer wieder Bahn ins Freie nach einem Spiegel hin. Sie erwischte gerade einen Stuhl, als sich die Wachspuppe mit fünf Hüten darauf niederlassen wollte. Die setzte sich mit einem dumpfen Knall auf den Teppich.

„Es tut mir wirklich leid!“ entschuldigte sich Cornelia leichthin und probierte den ersten Hut auf. Er stand ihr großartig. So nahm sie ihn sofort und ließ ihn von der Verkäuferin unter ihrer Adresse beiseite legen. Sie hatte in dem Warenhaus ein Konto, brauchte also erst am nächsten Ersten zu bezahlen. Aber o Unglück — die beiden anderen Hüte standen ihr nicht. Wieder mußte sie die weibliche Mauer um den Tisch herum stürmen. Es war eine entsetzliche Aufgabe, denn jede Minute brachte neue Kundinnen, jede Minute wurde die Mauer dicker. Alle versperrten ihr den Weg, da sie als die gefährlichste der Feindinnen erkannt war. Der Raum war nun gedrängt voll, und die Hutschlacht tobte mit einer Erbitterung ohnegleichen. Und dazu eine Hitze, die durch den starken Zusatz von allerlei Parfüm noch widerlicher war. Schon bedeckten Knöpfe, Schnallen, Haarnadeln, Haarkämme und Taschentücher den Boden. Alle Augenblicke knackte hörbar irgendwo eine Korsettstange. Die herrlichsten Haarfrisuren lösten sich und hingen in Strähnen auf roten, schweißbedeckten Gesichtern. Puder und Schminke wurden zu Brei. Bereits war die dritte Dame mit grünem Gesicht von Verkäuferinnen hinausgeleitet worden. Cornelia hatte ihren zweiten Hut glücklich erobert. Nun tauchte sie (die Hüte waren zu schön!) mit noch zweien aus dem Kampfgewühl auf. Doch sie war völlig erschöpft. Was tat das? Um diese Hüte lohnte sich ein Kampf um Leben und Tod. Die beiden zuletzt eroberten standen ihr ebenfalls. So hatte sie vier Hüte, machte zusammen 20 Dollar. „Sieg! Sieg!“ hätte sie schreien mögen, als sie das Schlachtfeld verließ. Sie war so glücklich, daß sie sich im Restaurant des Warenhauses mit einer Tasse Tee und Kuchen stärkte. Vier Prachthüte für 20 Dollar! Da konnte sie ruhig noch etwas anderes kaufen. Während sie durch das Haus wanderte, kaufte sie noch einen reizenden Vorleger, 6 Taschentücher, 2 Paar farbige seidene Strümpfe, 1 Flasche Parfüm, 2 Korsette, sämtlich zu herabgesetzten Preisen. Als sie fertig war, hatte sie anstatt 10 Dollar 65 Dollar ausgegeben. Sie war nicht die einzige, die wieder einmal der klugen Spekulation dieses Warenhauses zum Opfer gefallen war. Aber ihr war gar nicht wohl. Ein fürchterliches Kopfweh hatte sich eingestellt, und sie nahm ein Taxameterauto, um nach Hause zu fahren. Kosten 3 Dollar. Daheim fieberte und fror sie abwechselnd, und als Charlie am Abend heimkehrte, war sie ernstlich krank. Der Arzt fand eine böse Erkältung, die sich zu einer heftigen Bronchitis ausbildete und sie tagelang ans Bett fesselte. Die Krankheit kostete 50 Dollar, machte zusammen 118 Dollar oder für jeden Hut, der eigentlich 5 Dollar gekostet hätte, 29 Dollar 50 Cents.

Als sie gesund war und zu ihrem ersten Ausgang einen der neuen Hüte aufsetzte, rief sie freudestrahlend: „Ist er nicht himmlisch, Charlie? Und nur fünf Dollar!“

Charlie lachte laut auf. Aber er sagte nicht, warum er lachte, um ihr die Freude an den Hüten nicht zu verderben. Denn er war ein Höhenmensch.

Berliner Beamtenwohnhäuser.

Von Walter Tiedemann. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von R. Hoffmann.

Einer der auffälligsten Züge unseres modernen Großstadtlebens ist der allgemeine Drang nach Verbesserung und Verschönerung der Wohnverhältnisse, das gesteigerte Interesse für alle Bestrebungen, die darauf hinzielen, gesunde, komfortable Wohnstätten zu schaffen und die nun einmal nicht ganz zu beseitigenden Nachteile des Miethauswesens nach Möglichkeit abzuschwächen. Man darf schon von einer Wohnungsreformbewegung sprechen, von einer starken Reaktion gegen die Gleichgültigkeit, die der Großstädter allzu lange diesen Fragen entgegengebracht hat. Hand in Hand damit geht eine unverkennbare Hebung des Geschmacks, nicht nur beim Publikum, das jetzt kritischer geworden ist, sondern auch bei Hausbesitzern und Architekten, die mit Erfolg bemüht sind, den Anforderungen an die Zweckmäßigkeit und Behaglichkeit der Wohnräume so gut zu entsprechen, als es eben ohne eine bedenkliche Steigerung der Mietpreise geht. Dieser Drang nach einer möglichst komfortablen Häuslichkeit ist, wofern er nicht in übertriebenen Wohnungsluxus ausartet, sittlich und sozial durchaus gerechtfertigt, denn nichts beeinflußt das Wohlbefinden und die Schaffensfreude so günstig wie ein behagliches Heim, das sich für die Bewohner mit allen guten Geistern des Glücks beseelt.

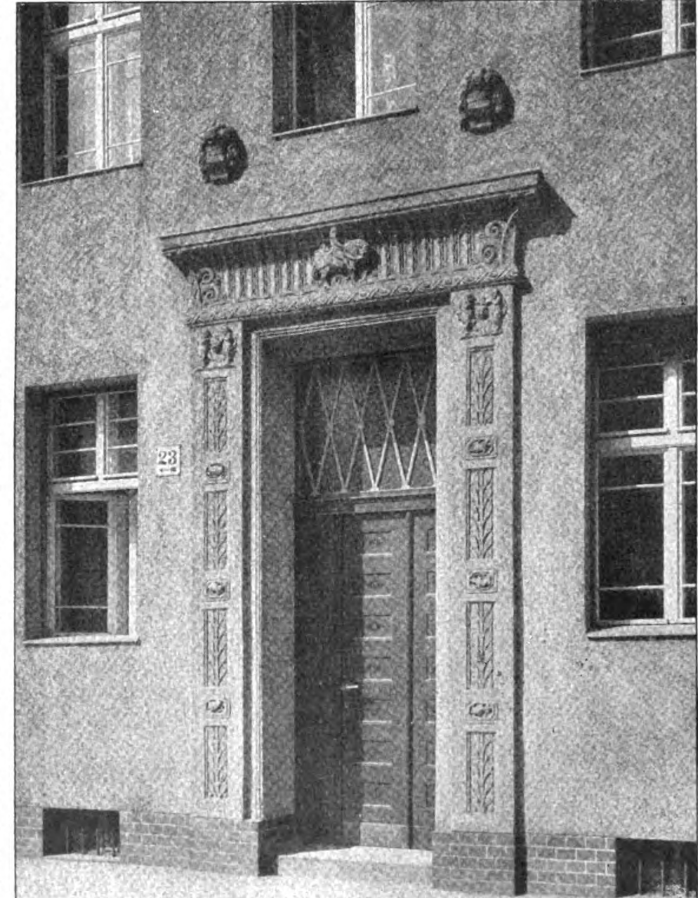
Unter den Großstädten Europas nimmt Berlin, was die so wichtige Wohnungsfrage betrifft, dank seinem durch und durch modernen Charakter eine bevorzugte Stellung ein. Im Gegensatz zu alten Städten, wie etwa Paris, die bei der gänzlich veralteten Bauart der Häuser und ihrer Beengtheit dem Mittelstand und den ärmeren Kreisen höchst ungünstige Wohnverhältnisse bieten, steht in den neueren Stadtteilen





Blick in die Paul-Francke-Straße der Wohnhausgruppe in Niederschönhausen bei Berlin.

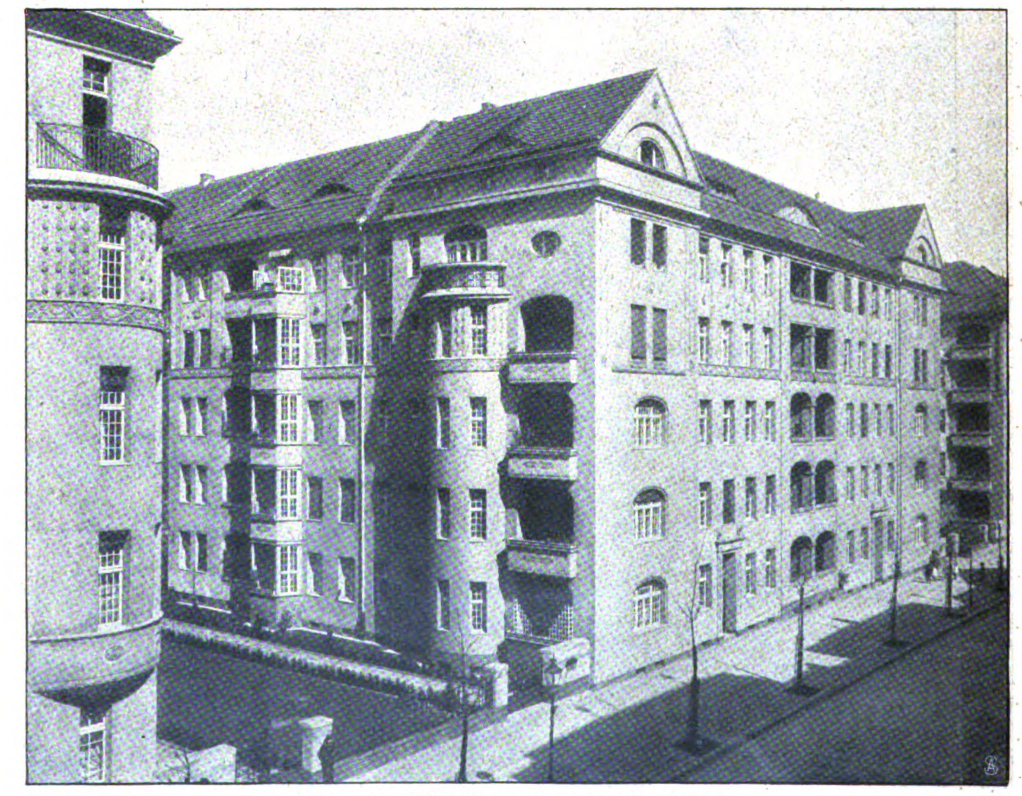
Berlins die Mietwohnung auf anerkennenswerter Höhe. Die Häuser sind hell und luftig mit gutem Grundriß gebaut, die Zimmer im allgemeinen von hinlänglicher Größe, Beleuchtungs- und Heizanlagen lassen kaum etwas zu wünschen übrig, selbst die kleineren Wohnungen weisen eigene Badezimmer und sehr häufig auch die so große Annehmlichkeit der Warmwasserversorgung auf, und das alles bei Mietpreisen, die, von den vornehmen Quartieren abgesehen, im Vergleich zu den in andern Großstädten üblichen Preisen noch immer als ziemlich mäßig bezeichnet werden müssen. Aus diesen Umständen erklärt es sich, daß in der Reichshauptstadt das in manchen Ländern stark ausgebildete System der Wohngenossenschaft wenig bekannt ist und sich hauptsächlich auf Wohltätigkeitsanlagen und Arbeiterwohnhäuser beschränkt. Das liegt eben daran, daß für den Mittelstand, der drei bis sechs Zimmer beansprucht, eine eigentliche Wohnungsnot in Berlin bei der dortigen regen Baulust nicht besteht, wenn auch gelegentlich in manchen Stadtteilen vorübergehend eine gewisse Wohnungsknappheit eintritt, und daß die Mietpreise, wie gesagt, nicht anormal sind. Es fehlt also an der Hauptveranlassung, das Wohnungsbedürfnis auf genossenschaftlichem Wege zu befriedigen, und deshalb sind die wenigen Bau- und Wohngenossenschaften Berlins von keiner beträchtlichen Bedeutung für das Privatunternehmertum. Aber eine dieser Genossenschaften hat es in kurzer Zeit doch zu so bemerkenswerten Erfolgen gebracht, daß man nicht achtlos daran vorübergehen kann, gleichviel



Eingangstür einer Wohnhausgruppe in Charlottenburg.



Blick in die Fritschstraße der Wohnhausgruppe in Steglitz bei Berlin.



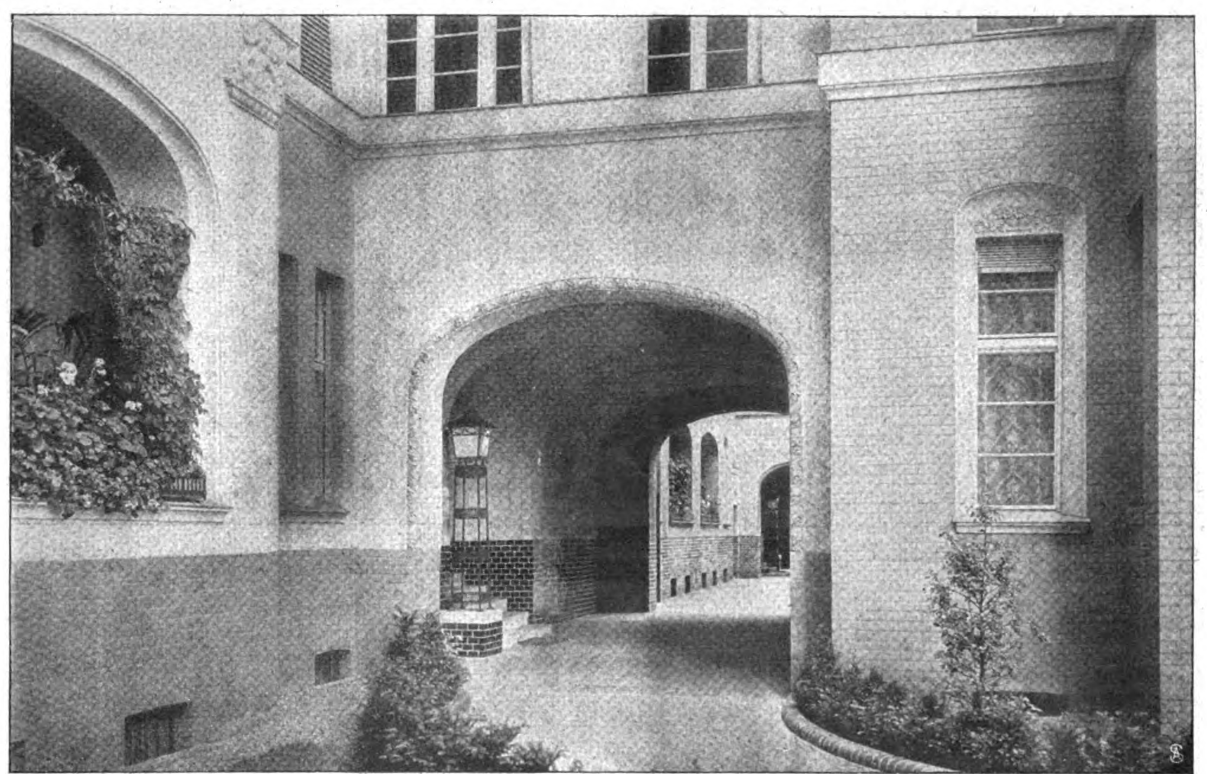
Mittelbau einer Wohnhausgruppe in Charlottenburg.

wie man auch aus wirtschaftspolitischen Gründen darüber denken mag. Es ist der Beamtenwohnungsverein.

Der Beamtenwohnungsverein zu Berlin wurde 1900 begründet und hat den Zweck, seinen Mitgliedern, die sich aus der Beamten- und Lehrerschaft zusammensetzen, Wohnungen in den von ihm gebauten oder gekauften Häusern mietweise zum Selbstkostenpreis zu überlassen. Die Selbstkosten sind durch die Verzinsung des aufgebrachten Kapitals, durch Unterhaltung, Amortisation und Verwaltung bestimmt. Die Betriebsmittel zieht

der Verein aus den mit vier v. H. verzinsten Einzahlungen der Genossen, aus Schuldverschreibungen und der Annahme von Spareinlagen. Das Mietverhältnis kann von seiten des Vereins nicht gekündigt werden, solange das Mitglied seinen Verpflichtungen nachkommt, ebensowenig erfährt der einmal festgesetzte Mietpreis eine Steigerung. Ueberschüsse werden an die Mieter als Mietedividende zurückgezahlt. Der Verein besitzt jetzt im zehnten Geschäftsjahr bei rund 10 000 Mitgliedern 16 Miethausgruppen mit rund 2500 Wohnungen in den verschiedensten Teilen Groß-Berlins, weitere Häusergruppen sind im Bau befindlich. Einschließlich einer Reihe noch unbebauter Grundstücke umfaßt der Grundbesitz der Genossenschaft rund 400 000 Quadratmeter mit einem Gesamtwert von über $33^{1}/_{2}$ Millionen Mark. Die Wohnungen bestehen im allgemeinen aus 2—5 Zimmern mit den üblichen Nebengelassen, unter denen das nirgends fehlende Badezimmer als hygienisch wichtiger Umstand besondere Erwähnung verdient, und kosten je nach Lage der Häuser und Wohnungen jährlich 135—240 Mark fürs Zimmer.

Das bedeutet allerdings nur eine Ermäßigung von etwa 15 v. H. gegen die ortsüblichen Mietpreise ähnlicher Wohnungen der gleichen Lage, aber es ist auch gar nicht die Absicht des Vereins, die Preise erheblich zu unterbieten. Eine weitere Herabsetzung wäre nur bei der Wahl sehr minderwertiger, entlegener Grundstücke und billigster Bauweise möglich, und das entspräche nicht den Tendenzen der Genossenschaft. Keine ungewöhnliche Wohlfeilheit der Mietpreise, sondern deren Stabilität und Unabhängigkeit von wirtschaftlichen Konjunkturen wird bezweckt und damit zugleich die Befreiung des Mieters von dem für die Großstadt so charakteristischen Zwangsnomadentum, dem ewigen Umziehen mit allen seinen Schäden. Man strebt das fast unmöglich Scheinende an: den Großstädter seßhaft zu machen, ihm nicht für ein paar Jahre, sondern für ein Menschenalter ans einmal liebgewordene Heim zu fesseln. Dazu kommen die Vorteile, die der Verein als großer Einkäufer genießt, und die er wiederum den Genossen in Gestalt einer sonst schwer erreichbaren Solidität und Behaglichkeit zukommen läßt. Da beim Bau dieser umfangreichen Hausgruppen alle Einzelteile des inneren Ausbaus in großen Mengen gebraucht werden, kann man sie ohne Mehrkosten nach Originalentwürfen in künstlerisch vollendeter Form anfertigen. Zweckmäßigkeit des Grundrisses, möglichst günstige Orientierung nach Osten und Süden, Vermeidung von Hofwohnungen, gute Durchlüftung und edle Schlichtheit innen und außen ohne übermäßigen Aufwand von Surrogatornamenten: das sind die leitenden Grundsätze der Vereinsarchitekten. Daß sie es auch verstanden haben, den umfangreichen Hausgruppen durch ansprechende Gliederung der Fassaden das allzu Massige zu nehmen, zeigt ein Blick auf die beigefügten Bilder.



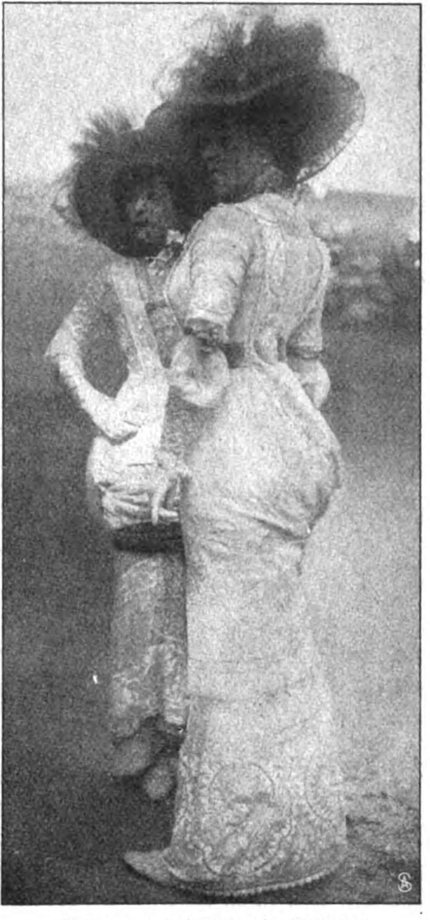
Durchfahrt von der Martin-Luther-Straße nach der Salzburger Straße in Schöneberg.

Es ist hier nicht der Ort, auf das Thema der Wohnungsgenossenschaft näher einzugehen. Bereitet doch die Frage wie manche andere des so überaus schwierigen Wohnungsproblems den Sozialpolitikern Kopfschmerzen genug und stehen sich da die Parteien ziemlich schroff gegenüber. Aber wie alle Aeußerungen kraftvollen Vorwärtsstrebens kann auch die Tätigkeit des Beamtenwohnungsvereins in Berlin Anspruch auf Würdigung erheben, und das um so mehr, als sie, was auch sonst sich dagegen einwenden ließe, doch zweifellos ein sehr interessantes sozialökonomisches Experiment bedeutet.

Bilder aus aller Welt.

Neue Moden. Die diesjährige Saison hat ihren Höhepunkt erreicht. Bei den Rennen in den französischen Seebädern Trouville-Deauville hat sie der Mode noch einmal Gelegenheit gegeben, ihre ganze berückende Pracht zu entfalten. Sie hat gezeigt, was sie bisher geboten hatte, und hat diskret angedeutet, was sie im Herbst und Winter zu bieten gedenkt. Von der Trägerin der heutigen Mode läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie alt oder jung ist. In Wirklichkeit ist sie gerade das, was sie scheinen will, und was sie, von gutem Geschmack geleitet, auch scheinen kann. Was unter gutem Geschmack zu verstehen ist, läßt sich nicht definieren, eher illustrieren. Eine Frau von gutem Geschmack versteht es, ihre Toilette mit Ueberlegung und Bewußtsein den gegebenen Verhältnissen anzupassen. Mustergültig in dieser Beziehung sind die Damen der großen Welt, die sich alljährlich um diese Zeit ein Rendezvous in Trouville geben.

Helle Toiletten mit kurzen Aermeln.



Weiße Gazekleider mit Stickerei.



Offener Mantel aus irischer Spitze.



Toiletten für Gartengesellschaften: Links zwei helle Straßenkleider, rechts Toilette aus Seidengaze mit irischer Spitze.

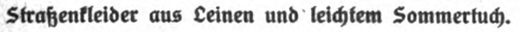




Straßenkleider aus Leinen und leichtem Sommertuch.



Leinentoiletten mit Spitzenbolero, Tunika und Schärpe.



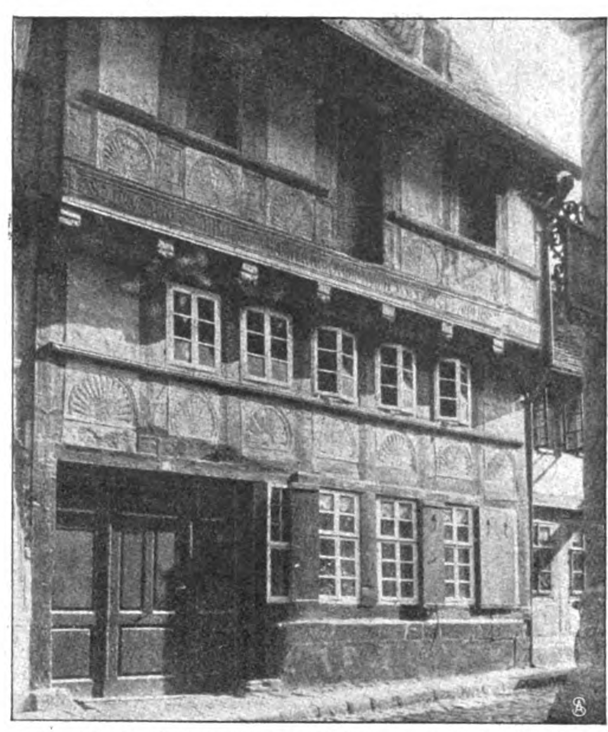
Phot. H. Manuel.

Weiße Gartentoiletten mit bunter Stickerei.



Toiletten aus Crêpe de Chine und leichter Seide.





Ein altes Patrizierheim: Das Bethmann-Haus in Goslar.

Die hier zur Schau getragenen Toiletten sind von raffiniertestem Geschmack, köstlich in Farbe und Material, so gehalten, daß sie als elegante Straßentoiletten, niemals aber als Gesellschaftstoiletten dienen können. Neben dem derben, seidenglänzenden Leinen, das mit Vorliebe im Genre Trotteur verarbeitet wird, sieht man ein verwirrendes Vielerlei in Stoff- und Garniturmaterial. Leichte Tucharten wechseln neben seidenen und leinenen Musselinen, Linons und weich fließenden Seidenstoffen. Der Taillenschluß ist wieder dahin verlegt worden, wo er von Rechts wegen hingehört, und die Aermel haben wieder die graziöse Dreiviertellänge angenommen.

Das Bethmann-Haus in Goslar ist das Stammhaus der Familie unseres jetzigen Reichskanzlers und kann mit als ein Beweis dafür angesehen werden, daß die Behauptung, die Bethmanns stammten aus einer von Holland eingewanderten Familie, auf Unrichtigkeit beruht. Wie alle vornehmen Bürgerhäuser jener Zeit, die eine Blütezeit der Holzbaukunst in Goslar war, ist auch das Bethmann-Haus in Eichenfachwerk erbaut und zeigt den zu jener Zeit in Goslar üblichen reichen Schmuck des Fächerornaments. Die Spruchschwelle über dem Zwischengeschoß, die sehr gut erhalten ist, trägt die Aufschrift: „Bartoldt bethmann me fieri fecit. Anno domini 1567, den 4. Aprilis.“ Das Gebäude, das in der an mittelalterlichen Baudenkmälern reichen Glockengießerstraße steht, sagt uns, daß die Bethmanns in Goslar zu den Handelsherren gehört haben.

Die Deutsche Dendrologische Gesellschaft besichtigte kürzlich in der „Grube Ilse“ bei Senftenberg die vorweltlichen Sumpfzypressen. Das dortige Flöz ist etwa 30 Meter mächtig und wird in einer Höhe von 20—30 Meter von jüngeren Schichten überlagert. In dem Flöz finden sich zahlreiche Zypressenstümpfe an der Stelle, wo die Bäume einst wuchsen. Nach deren Absterben ging der obere Teil des Stammes in Verwesung über, und nur der untere Teil sowie die Wurzeln, die von dem umhüllenden Moorboden geschützt wurden, sind erhalten geblieben und haben den Verkohlungsprozeß mitgemacht.



1. Hans v. Berlepsch-Seebach. 2. Landrat Graf Schulenburg-Angern. 3. Müller, zweiter Direktor der „Grube Ilse“. 4. von Oheimb-Woislowitz. 5. Frhr. v. Palm-Mühlhausen. 6. Sievers-Halstenbeck. 7. Prof. Koehne-Friedenau, Vizepräs. d. D.D.G. 8. Fritz Graf v. Schwerin-Wendisch-Wilmersdorf, Präsident der D.D.G. 9. Schumann, erster Direktor der „Grube Ilse“. 10. Exz. von Carlowitz, Oberschloßhauptmann, Heyda. 11. Rgtsbes. Bartels-Klockow. 12. Garteninsp. Beißner-Bonn, Geschäftsführer der D.D.G. 13. Gerd Graf v. Schwerin-Sophienhof. 14. Rgtsbes. Seidel-Grüngräbchen. 15. Oberstleutnant Steppes-Augsburg.

Besuch der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft in der „Grube Ilse“ bei Senftenberg.

Schluß des redaktionellen Teils.

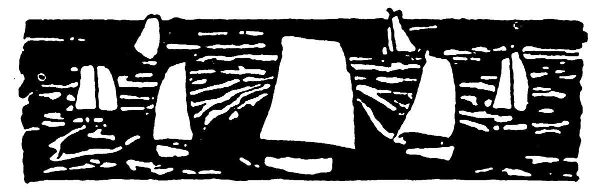


DIE WOCHE

Nummer 37. Berlin, den 11. September 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

1. September.

Auf dem Tempelhofer Feld in Berlin findet die Herbstparade des Gardekorps vor dem Kaiser statt.

Der „Zeppelin III“ setzt seine Rückreise von Bülzig nach Friedrichshafen fort.

In Kopenhagen trifft die Nachricht ein, daß der amerikanische Reisende Dr. Frederick Cook den Nordpol erreicht hat.

2. September.

Der deutsche Katholikentag in Breslau wird geschlossen.

Die neupersische Regierung erläßt eine Amnestie für politische Verbrechen.

Das Luftschiff „Zeppelin III“ trifft wieder in Friedrichshafen ein.

3. September.

Auf der Zeche Königin Elisabeth im Essener Grubenbezirk werden sechs Bergleute durch einen abstürzenden Gebirgsklotz in die Tiefe gerissen.

Die Leitung des schwedischen Generalstreiks beschließt auf Anregung des staatlichen Vertrauensmannes, die Arbeit bis zum 6. September wieder aufzunehmen.

Der französische Militärballon République erleidet bei einem Fluge von Chalais Meudon nach La Palisse schwere Havarien.

4. September.

200 Mitglieder des Reichstags und Bundesrats treffen zur Besichtigung des Zeppelinschen Luftschiffs in Friedrichshafen ein.

Dr. Cook, der Entdecker des Nordpols, trifft unter dem Jubel der Menge in Kopenhagen ein.

Aus Paris kommt die Nachricht, daß der junge italienische Bakteriologe Dr. Salimbini ein Serum und einen Impfstoff gegen die Cholera erfunden hat.

Orville Wright beginnt die Reihe seiner auf Veranlassung des „Berliner Lokalanzeigers“ auf dem Tempelhofer Feld veranstalteten Flugvorführungen mit einem wohlgelungenen Fluge von 19 Minuten Dauer.

In der schwarzen Schutztruppe Kameruns begehen 60 Soldaten schwere Verstöße gegen die Disziplin.

Das Luftschiff „Zeppelin III“ unternimmt mit den in Friedrichshafen weilenden Mitgliedern des Bundesrats und Reichstags sechs Aufstiege.

Der Polizeipräsident von Berlin Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ernst von Stubenrauch (Portr. S. 1568), ehemaliger Landrat des Kreises Teltow, stirbt in Schierke im Harz.

5. September.

Nach Beendigung der Flottenmanöver wird an Stelle des zum Großadmiral beförderten Prinzen Heinrich Vizeadmiral von Holtzendorff (Portr. S. 1567) zum Chef der Hochseeflotte ernannt.

6. September.

Das Kaiserpaar wird bei seinem Einzug in Stuttgart mit großen Ovationen empfangen.

Nach Neuyork und London gelangt die Nachricht, daß auch der amerikanische Nordpolfahrer Peary den Nordpol erreicht hat.

7. September.

In Berlin findet die 38. Hauptversammlung des Deutschen Apothekervereins statt.

Infolge der Drohungen mit der Entlassung von Brauereiarbeitern nimmt die gegen die Erhöhung der Bierpreise gerichtete Bewegung in den Rheinlanden und Westfalen scharfe Formen an.

ooo

Weltruhm über Nacht.

Von Julius Hart.

Und wieder ist ganz plötzlich zu gleicher Zeit und im gleichen Augenblick in aller Mund ein einziger Name, und dieser fliegt den Draht entlang zu jedem Volk. Einem aus den Millionen Scharen ist es wieder beschieden, daß er sich den Kranz des Weltruhms ins Haar drücken darf. Wer aber kannte ihn gestern, wer wußte eine Stunde früher von ihm? Ungekannt, unbeachtet, ein Schatten bloß, ging er bis dahin durch die Menge — und dann auf einmal blickt sich jeder nach ihm um, weicht ihm ehrerbietig aus, tritt zur Seite — und durch ein Spalier jubelnder Menschen, Heilrufender, darf er seinen Weg fortsetzen.

Frederick Cook heißt der Name heute! Des Entdeckers des Nordpols! Und einen Augenblick fragt alles: was ist Cook, wer ist Cook — und im nächsten Augenblick fragt schon niemand mehr, jeder weiß, wann er geboren, wie er aussieht, was er getan und geleistet. Wenn so die Kunde von einer Tat, einem Werk überraschend zu uns kommt, durch das ein Mensch auf die Jahrhunderte, Jahrtausende hin seinen Namen ins Buch der Menschheit einträgt, dann überströmt es alle wie ein Jauchzen, wie ein Glücksrausch ... Wie ein frohes Lachen, wie eine Befreiung geht es von Mund zu Mund, und in dem Glücksgefühl, das aus den Augen des Auserwählten selbst strahlt, fließt zuletzt das Gefühl aller zusammen, denen er als Berufener eine Botschaft der Freude bringen konnte. Sein Glücksgefühl kann nur deshalb so hoch anwachsen, weil wir alle einen Anteil daran haben und mitfahren auf dem Kolumbusschiff, sehnsüchtig, hoffend und immer wieder enttäuscht

in das Ferne, Dunkle, Verborgene ausblicken, bis es sich dann auf einmal von den Lippen losreißen darf: „Land! Land!"

Und gerade diesem Zeitalter, diesem Geschlecht ist diese Stunde eines allgemeinen Glückwunsches so oft beschieden gewesen, wo wir einen plötzlich aus tiefer Dunkelheit als Stern hervorgehen sahen — einen, dem es beschieden, endlich das zu finden, nach dem wir schon immer mit heißer Seele getrachtet hatten, oder das zu finden, was wir ganz und gar nicht erwartet hatten, nicht erwarten, uns gar nicht vorstellen konnten. Und immer wieder ist das eherne, unzerbrechliche Naturgesetz, von dem wir sagten, daß es als eine Schranke gesetzt sei, die niemand überwinden könne, gerade in unserer Zeit zerbrochen und überwunden worden, und die, die so eine neue Welt uns zeigten, mit neuer Kraft uns beschenkten, die Edison, die Röntgen, die Zeppelin — haben immer wieder den alten Huttenruf in uns losgelöst: Es ist eine Lust, zu leben. Ihr plötzlicher Ruhm aber war nur dieser jubelnde Aufschrei unserer Lebenslust und Lebenskraft . . .

Gewiß kommt zu den Auserwählten die alte Göttin des Ruhms nie in schönerer, fröhlicherer Gestalt, nie zeigt sie sich so verschwenderisch und enthüllt sich so in allem ihrem Glanz, als wenn sie so plötzlich, so unerwartet, überraschend kommt, wenn der Erlesene, wie einst Byron, von sich sagen kann: Als ein Unbekannter bin ich schlafen gegangen und als Ruhmgekrönter am Morgen wieder aufgewacht. Wenn ein Jahrhundertruhm auch ein Tagesruhm, der Ruhm eines einzigen Tages ist, wenn die Dankgefühle der Menschheit, die dem Genie und dem Lichtbringer von Geschlecht zu Geschlecht immer wieder entgegengebracht werden, in die Dankgefühle einer Stunde sich zusammenpressen dürfen. Wenn der Ruhm seinen Kranz setzt, nicht auf die Stirn des Entschlafenen, nicht als ein verspäteter Bote kommt, sondern als höchster Lebensbote an den Lebendigen in dessen Fülle und Kraft des Schaffens herantritt. Sicherlich ist das Glücksgefühl eines Menschen, der so begnadet wird, das reinste und mächtigste, ein höchster Preis, ein allerköstlichstes, und wenn ein Zeppelin hoch in hellen Lüften über Berlin dahinschwimmt und unter ihm jubelnd eine vielhunderttausendköpfige Menge sich drängt, dann empfinden wir es ganz selbstverständlich, daß er für solch eine Stunde Jahre des Lebens hinzugeben bereit ist.

Ein höchstes Glück ist dieser Ruhm, gerade dieser Ruhm über Nacht. Zu hoch erscheint es uns fast, und es überkommt uns wie eine Furcht vor dem Götterneid, aber dieser Götterneid ist auch ein sehr menschlicher Neid in uns. Es ist höchstes Glück, sagen wir bewundernd und verlangend und zugleich schmälernd, zurechtweisend: Es ist ganz und gar Glück! Es ist nur Glück, das dieser Mensch da hat. Das Glück dieses einen erscheint wie ein Unrecht, wie ein Unglück an allen anderen. Der Glanz, der ihn umgibt, läßt die Dunkelheit, in der die meisten gehen müssen, um so tiefer erscheinen.

Und wirklich! In all den Taten und Ereignissen, gerade mit dem höchsten Ruhm geehrt, ist fast immer etwas wie Wunder, eine besondere Gnade, ein Zauber des Glücks. Dieser Ruhm, der über Nacht kommt, scheint nicht ohne Vorliebe zu seinen Lieblingen auch im Schlaf zu kommen. Gerade diese letzte und jüngste Berühmtheit, Cook, darf von so besonderem Glück reden, muß immer wieder auf die ungewöhnliche Gunst hinweisen, die nur ihm zuteil wurde, und so erstaunlich ist dieses Glück, daß darüber die Skepsis erwacht und ein „Unmöglich" ruft. Wie mit einem Schlage erscheinen da auf einmal alle Hindernisse, die als unübersteigbare Schranken sich den anderen entgegenrichteten, weggeräumt, und wenn sich sonst alle Gefahren und Leiden miteinander verbinden, ebenso verbinden sich nun auf einmal alle Glücksgelegenheiten, und in einem so raschen Siegeszug, in so kurzer Zeit kann ein Cook zum Nordpol stürmen, wie es niemand sich träumen ließ. Das scheinbar ganz Leichte, Selbstverständliche der Tat und des Sieges verblüfft, und ein „Ich wollte eigentlich gar nicht dahin" steht am Anfang der Expedition. Und ein „Ich wollte eigentlich gar nicht dahin" klingt uns entgegen aus der großen Entdeckung Röntgens, von der uns damals die erste Kunde wie ein Wunder aller Wunder überraschte. Erstrebt konnte sie gar nicht werden, eine bewußte Absicht gar nicht auf sie hinzielen. Nur ein glücklicher Zufall mußte sie erst bringen. Für einen Zeppelin aber wird zum höchsten Glück wieder gerade die Echterdinger Niederlage, und der lauteste Ruhm, die heißeste Begeisterung und Bewunderung strömen lebenerweckend über ihn, als er wund am Boden liegt. Wohl kommt dieses Beschenktwerden wie im Schlaf vielfach den großen Taten zugute, und etwas Traum- und Nachtwandlerisches ist im Gange des Genies, ein Etwas das über Arbeit, Streben, Absicht, Wollen, Zielbewußtheit, Energie hinausgeht, ein Sich-tragen-lassen-Können, das, von dem Cromwell sagt: Wenn ich einen Schritt tue, weiß ich nie, wie mein zweiter Schritt sein wird. Das Glück ergreifen können, die günstige Gelegenheit beim Schopf packen, erkennen und sehen, daß das Glück gerade da ist — macht nicht zum geringsten die Kunst des Genies und des Auserwählten aus. Daß er nicht nur ein Ziel, eine Möglichkeit allein weiß und auf Vorgenommenes sich verbeißt, seiner Freiheit sich bewußt bleibt, das Pulver sich trocken hält, seine Energie als Spannkraft in sich aufspeichert, um sie am rechten Ort und zur rechten Zeit als lebendige Kraft zu entladen, das gehört auch zu seinem Wesen. Und was wir dann als „nur Glück", nichts als Glück ansehen, das ist vielfach nur gerade diese Kunst des Genies, seine Kraft als eine schlummernde verborgene Kraft in sich aufgespeichert zu besitzen, daß sie, vom rechten Augenblick entzündet, wie ein Blitz aus dem Verborgenen hervorschießt.

Niemals aber ist das Glück allein der Bringer des Ruhmes, der Erzeuger der großen Tat. Niemals! Stets ist der Weg zu dem Tag der Ehre ein harter Weg gewesen, ein Weg unablässiger Arbeit und Mühen, der höchstgespannten Energien, schwerer Opfer und Aufopferungen, der bitteren Zweifel und Verzweiflungen, der höchsten Enttäuschungen. Und das Moltkewort, daß das Glück nur dem zuteil wird, der ein ganzer Könner ist, bleibt ein Wahrwort. Und wenn ein Zeppelin uns sagt, daß für so einen Tag des Ruhmes viele Jahre des Lebens hingegeben werden können — ja, diese Menschen haben auch in der Tat immer wieder nicht nur Jahre, sie haben das ganze Leben aufs Spiel gesetzt, sind bereit gewesen, es daran zu wagen, zu verlieren. Wenn einem Cook der Weg zum Nordpol hin auch leichter bereitet sein mochte als den andern — ihm ist trotzdem nichts erspart geblieben von den Leiden, den Entbehrungen, den Gefahren, die





hier alle durchmachen müssen, und das besondere Glück, das ihn hingeleitete, hat ihn nur nicht zurückgeleitet. Je kürzer die Hinfahrt, um so länger die Rückfahrt. Und er hätte den Tag seines Glückes und Ruhmes doch nicht feiern können, was würde es ihm und uns geholfen haben, wenn er den Nordpol nur erreicht, wenn er nicht auch die Schrecken und das Unglück überwinden und niederwerfen konnte, die um so drohender seiner Heimkehr sich entgegenstellten, wenn er nicht dem Unglück ebenso gewachsen war wie dem Glück.

Es kann auch nicht die kleinste Erfindung und Entdeckung gemacht werden, ohne daß tausend Experimente umsonst angestellt werden, und jene ist immer nur das Ergebnis zahlloser fruchtloser Versuche. Und wenn bei dieser zähen unermüdlichen Arbeit zuletzt gar nicht das gefunden wird, worauf Absicht, Wille und Energie sich richteten, aber ganz anderes enthüllt sich plötzlich, was gar nicht gesucht wurde — so ist doch auch diese Folge nur ein Ergebnis jener Arbeit gewesen, und der glückliche Zufall wird allein dem zuteil, der so zäh arbeiten konnte. Die große Intuition eines Röntgen nur vermochte die neue Strahlenwelt zu entdecken, und diese Intuition besitzen immer allein die, in denen sich die reichste Erfahrung, das reichste Wissen, der ganze Erwerb des Lebens und seiner Tätigkeit gesammelt und aufgehäuft hat. Der Ruhm und das Glück steigen zu Zeppelin herab, da er verzweifelnd sein zertrümmertes Werk sah. Aber man muß nicht nur auf das Glück, man muß auch auf dieses Unglück schauen. Im Leben der Großen, denen wir den Kranz reichen, stehen so die höchste Lust und das höchste Leid zumeist innig zusammen, und eins wächst aus dem andern hervor.

Es ist auch nicht der Sieg, der Erfolg, das Glück allein, der plötzlich den Namen Eines in alle Munde bringt. Auch dem ganz Glücklosen lebt unser mächtiges Gefühl, und die große Erinnerung an die Tage, da Andrée zu seinem Todesflug sich aufhob, kann der Menschheit nicht entschwinden. Wir fragen nicht, ob Nansen dahin gelangte, wohin Cook kam — er erreichte eine Grenze, die bis dahin kein Mensch erreichen konnte, und diese höchsten Anspannungen der Kraft, die Erweiterungen, Ausdehnungen unseres Lebens, die neuen Anschauungen, die Erhebungen und Vertiefungen unserer Seele, das ganze Exzelsior! das uns die Großen zurufen und beweisen ... das reißt uns in solchen Stunden, wo wir ihnen zujubeln, immer wieder hin, kommt wie ein Sonntagsgeist über uns hin, und selbst, wenn einer uns nur große Versprechungen macht, nur Wellman ist oder Mascagni, kann er einen Tag solchen Ruhmes genießen, da alle Welt einzig und allein auf ihn nur blickt. Freilich bleibt das immer nur ein Tag, und er wird dann wieder um so schwerer gebüßt.

Selbst für die ganz Großen, von deren Namen wir sofort wissen, daß er auch durch die Jahrhunderte noch dauern, ist dieser Tag höchsten Glücks immer nur ein Tag. Kann nur ein Tag sein! Und sie müssen doch wieder zurück in Reih und Glied. Nur für einen Augenblick können sie so ganz allein überall sich emporheben.

Dann aber auf einmal die Umkehrung, die Kehrseite, die Satire. Eine plötzliche Berühmtheit kann jeder erringen, ganz plötzlich, unerwartet, und ganz und gar gegen Absicht und Wollen. Der Ruhm nur ist ein durch und durch amoralischer Geselle, und ihm gleichgültig, wem er sich an den Hals wirft. Er kann auch durch gar keine Arbeit und gar keine Opfer errungen werden. Und wenn er einmal die Cook, Nansen, Röntgen, Sven Hedin, Zeppelin hoch emporhebt, an einem andern Tag spricht alle Welt nur vom Hauptmann von Cöpenick, von Therese Humbert, von ... ja, ich suche mich in diesem Augenblick ganz vergeblich zu erinnern, wie er auch noch hieß, der Rechtsanwalt, der Mörder, da in Karlsruhe passierte es ja wohl. Und war doch einmal eine plötzliche Weltberühmtheit ... Doch dieses Kapitel will ich heute ausschalten.

Nein, nicht das Glück, und auch der Ruhm ist es nicht, die als Letztes, Höchstes uns die Zeppelin- und Cook-Tage verklären. Wir schauen noch nach Tieferem, Besserem aus — nach der Tat, nach den Quellen der Kraft, nach den Gewinnen der Menschheit, nach dem ganzen Warum des Ruhmes. Ueber den höchsten Wert und den völligen Unwert des plötzlichen Ruhmes entscheidet allein dieses Warum.

Die Eroberung des Nordpols.

Cooks Expedition 1908/9.

Nicht mittels Ballons, sondern mit Hilfe von Schlitten und Boot ist der Nordpol auf einem bisher nicht beschrittenen, vom Smithsund über Ellesmereland, Heibergland und das Polarmeer führenden Wege verhältnismäßig schnell erreicht worden. Die überraschende Lösung des gewaltigen Problems, das eines Jahrhunderts härteste Arbeit und viele Opfer erforderte, ist dem Neuyorker Arzt Dr. Frederick Cook, einem Mann deutscher Abstammung, gelungen.

Der Preis des Sieges ist einem Mann zugefallen, der vor vielen anderen berufen war, ihn zu gewinnen. Als Mr. Pearys Begleiter, Arzt und Ethnograph der belgischen Südpolarexpedition sowie als Forscher im arktischen Alaska hatte Cook bereits eine zwanzigjährige Erfahrung hinter sich, als er als Teilnehmer der zu ethnographischen Zwecken unternommenen Fahrt seines Landsmanns Bradley ganz unvermittelt den Entschluß faßte, zum Pol vorzudringen. Cooks Gattin und seine beiden Kinder im Alter von 4 und 9 Jahren ahnten beim Scheiden nicht, daß sie den Gatten und Vater so lange nicht wiedersehen würden. Die Familie mußte ihn verloren glauben, da ein später nach ihm ausgesandtes Schiff unverrichteter Sache zurückkam und die Eskimos von Kap York den amerikanischen Walfischfängern gegenüber vom sicheren Tode Cooks und seiner Begleiter gesprochen hatten. Cook selbst hat von zahlreichen Briefen seiner Frau nur einen, und zufällig auch nur ganz kurzen, im Juli in Upernivik empfangen, der ihm gute Nachrichten brachte. Als unsere Inlandeisexpedition mit Cook in Egedesminde zusammentraf, teilte er uns das gleich anfangs hocherfreut mit.

Der oben skizzierte Weg Cooks streift in Ellesmereland und Northdevon Gebiete von großem Wildreichtum, die vielleicht für die Zukunft den Polareskimos als Jagdgründe und auch für die Erhaltung ihrer

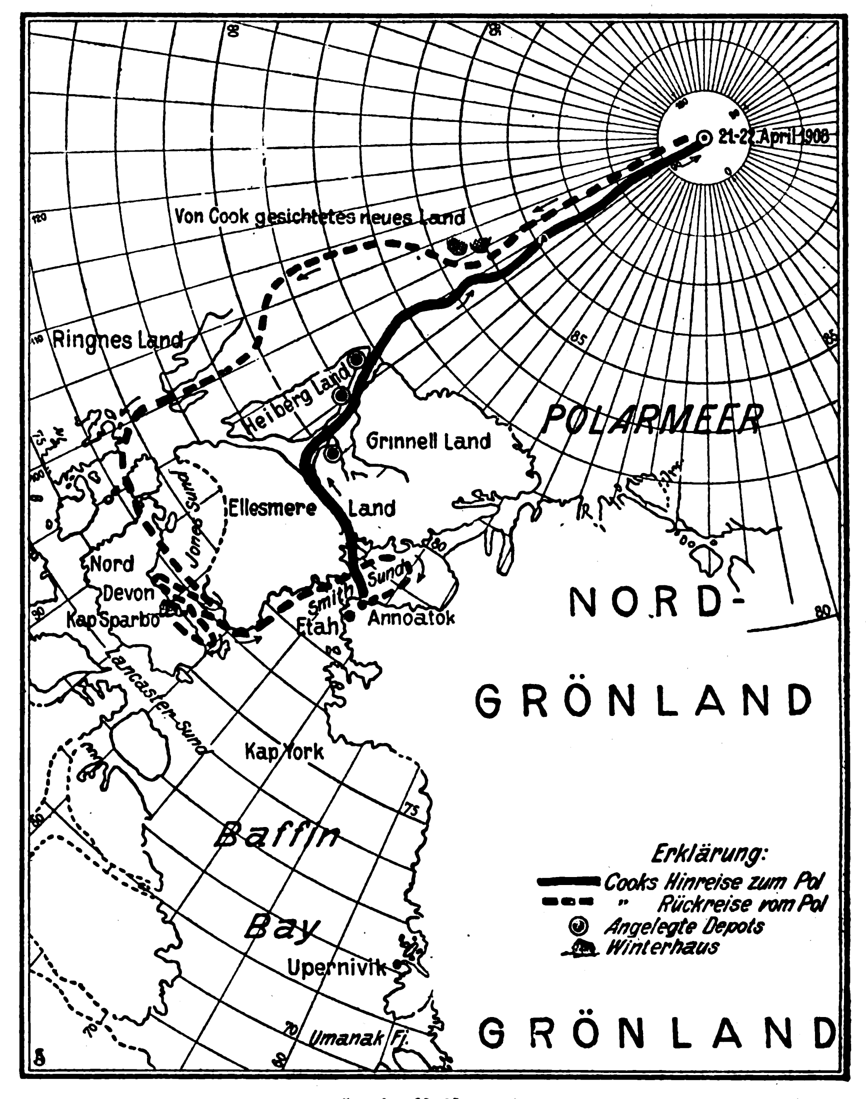


Eigenart, die bedroht ist, von großer Bedeutung sein werden.

Cook hatte nur Kugelmunition mit, einhundert Patronen, die fast alle zwischen Ringnes- und Jonessund verbraucht wurden, und von denen er nur für den äußersten Notfall drei Stück, ohne daß seine Begleiter etwas davon wußten, aufbewahrte. Als sie nach vielen harten Entbehrungen bei den Versuchen, zum Ausgangspunkt Anoatok oder wenigstens zum Lancastersund, wo möglicherweise Wallfischfänger sein konnten, zurückzukehren, froh waren, den Jonessund zu erreichen, da fanden sie zwar endlich — der Herbst begann bereits — Moschusochsen in Hülle und Fülle, aber die Munition fehlte. So verfertigten sie aus dem Holze des einen Schlittens eine Lanze, auch Pfeile und Bogen. In der Handhabung des letzteren sind die Eskimos des äußersten Nordens auch heute noch geübt. Es bedurfte aber eines vollen Monats, um eine zweckmäßige Fangmethode, wie solche der Mensch der Diluvialzeit vielleicht bereits besaß, auszuprobieren. Hierzu gehörten drei Männer. Wenn dem Moschusochsen Feinde, wie z. B. Bären, nahen, so stellen sie sich, wie Cook mitteilt, in einen Kreis mit den Jungen in der Mitte und verfahren ebenso, wenn sich ihnen ein Mensch schnell nähert. Man mußte also langsam an die Tiere herankommen, wenn sie zwischen den Felsblöckenästen. Während ein Mann den allein weidenden Ochsen mit Pfeilschüssen, die nur durch das Fell dringen konnten, reizte, spannten die beiden andern unter Benutzung der Blöcke einen Seehundshautriemen mit Schlinge aus. Ging dann der Ochse auf den Riemen los, so verfing er sich mit dem Horn oder sonst wie und konnte dann mit Messern getötet werden. So sicherten sie sich Nahrung, Kleidung für den Winter sowie Decken und Lampenfett für ihre halb unterirdische Behausung. Die vielen herumstreifenden Bären, die nach den Fleischvorräten gingen und selbst mit Licht nicht zu verscheuchen waren, ließen die drei Männer aber auch im Hause nicht zur Ruhe kommen. Fast fortwährend waren die Bären zur Stelle; nur wenige Schritte und immer nur zu zweien konnten Cook und die Eskimos sich vor die Hütte wagen. Ein Bär versuchte sogar durch die kleinen Fenster einzudringen, was ihm aber durch Messerstiche in die Schnauze gehörig verleidet wurde. Bären selbst erlegten sie wegen der primitiven Waffen nur wenige, über die Jagd selbst wußte Cook drastisch zu berichten. Die vielen kostbaren Felle, die notgedrungen liegen bleiben mußten, hätten nach Cooks Schätzung die Kosten einer neuen Expedition decken können.

Für das Wesen der Eskimos bezeichnend war deren Verhalten während des Winters. Drei Raben kamen öfters von Osten her zu diesem Winterplatz am Kap Spargo. Azilah und Stukisut glaubten, daß sie von ihrer Heimat aus Etha kämen, und erklärten, die Sprache dieser Vögel zu verstehen. Zu Stukisut sagte also der eine: „Deine Braut ist nicht mehr in Anoatok", der andere: „Azilahs Mutter lebt noch", der dritte sagte: „Ich grüße Azilah von der Frau, die er bekommen soll, sie lebt am Kap York." —

Die Eskimos verbergen ihr Gemüt zunächst hinter einem schweigenden Stoizismus. So grüßten die Begleiter Cooks bei ihrer Heimkehr ihre Angehörigen kaum, fragten nicht nach ihren Bräuten, sondern sprachen



Cooks Reiseroute.

Authentische Kopie nach der von Cook selbst gezeichneten, im Besitz von Dr. de Quervain befindlichen Originalkarte, die von Cook bei seinem ersten über seine Reise gehaltenen Vortrag vor den Passagieren des Dampfers „Hans Egede" benutzt worden ist.



nur vom Wetter. Einige Tage später waren sie erst richtig aufgetaut und berichteten dann um so unermüdlicher von ihren Abenteuern. —

Man wird wohl später einmal auch den Pol mittels Luftschiffes erreichen, aber die Vorteile für die Wissenschaft werden dabei hinter den Ergebnissen, die eine Schlittenreise wie die Cooks liefern kann, zurückbleiben. Relief des Landes, spezifische Beschaffenheit des Eises, Ortsbestimmungen, Fauna und anderes mehr sind aus der Höhe einer anderen nicht so zuverlässigen Art der Beobachtung unterworfen.

Ein Cook war es, der, bildlich gesprochen, sämtliche Meridiane der Erde unter dem Kiel seines Schiffes durchziehen sah, wieder war es ein Cook, der den Punkt betrat, wo sie in eins zusammenfallen.

Kopenhagen, 6. September 1909.

Dr. A. Stolberg.

Ein Brief Dr. Cooks an die „Woche".

„Ihrem Wunsche entsprechend gebe ich Ihnen herzlichste Grüße nach Deutschland mit und tue dies um so lieber, als ich bei meiner Rückkehr von Grönland Gelegenheit hatte, mich häufig in deutscher Sprache mit den Teilnehmern der Schweizerisch-Deutschen Grönlandexpedition Dr. de Quervain, Dr. Stolberg und Dr. Baebler zu unterhalten. Es war mir eine große Freude, diese Herren in Egedesminde zu treffen. Wir sprachen sehr viel von den deutschen Polarforschern, und mit großem Interesse vernahm ich, daß die Forscherarbeit v. Drygalskis in den Arbeiten der Genannten Fortsetzung gefunden hat. Ich hoffe bei meinem Besuch in Deutschland demnächst die dortigen Nord- und Südpolarforscher persönlich kennen zu lernen."

Ich bin Ihr sehr ergebener

Frederick A. Cook.

Kopenhagen, den 6. September 1909.

Mein Kabinengenosse Cook.

Daß es mir beschieden war, mit Cook zusammen von Nordgrönland nach Europa zurückzureisen, ja mit ihm die Kabine zu teilen, das wird zu meinen kostbarsten Erinnerungen gehören. Ehrfurcht vor „polar work" hatte von jeher zu unsern Familientraditionen gehört, und so war er für mich eine ungekrönte Majestät. Wie sollte ich ihm da begegnen? Mir klopfte das Herz, als er in Egedesminde an Bord kam. Zufällig war zu seinem Empfang kein Schiffsoffizier da; so wies ich ihm zuerst den Weg. „Das freut mich, daß Sie mich nach unserer gemeinschaftlichen Schiffswohnung bringen wollen", sagte er auf deutsch zu mir, und so schlicht und freundlich war es gesagt, daß mir ordentlich leicht wurde. Und so blieb er bis zum letzten Tag der gleiche: ein freundlicher, schlichter Mitpassagier, der seinen künftigen Ruhm nicht auf uns lasten ließ.

So einfach er auftrat, so wenig blieb uns doch die Kraft seiner Persönlichkeit verborgen. Er antwortete gern auf Fragen, und wenn er da erzählte, so wohnte in seiner überlegen knappen und zugleich leicht humoristischen Ausdrucksweise eine Klarheit und Sicherheit, die den bedeutenden Charakter und die innere Wahrheit verriet. Wie er sich so gemütlich zu uns Schweizern setzte, wenn wir eng gekauert hinter dem Schornstein saßen, der einzigen Zuflucht auf Deck bei Wind und hohem Wellengang, und wie er uns auf unser anfänglich zögerndes Fragen so anschaulich erzählte von seinen Nöten mit Bären, seinem abenteuerlichen Moschusochsenfang — das waren köstliche Stunden. Kamen wir da mitunter in Nebel, so heulte dicht hinter uns die Dampfpfeife; aber ihn störte es nicht: „Das hört man ganz gern wieder einmal", sagte er.

In der Davisstraße wurde unser rundbäuchiger kleiner Eismeerdampfer noch recht arg von den Wellen geschaukelt, so daß Cook und ich gleichzeitig das prophylaktische Bedürfnis empfanden, uns in unsere gemeinsamen Gemächer zurückzuziehen. In dieser Verfassung bin ich solchen spezifischen nordischen Gerichten, wie dem unbeschreiblichen Fischpudding, besonders abhold; und da erstand mir in Cook ein starker Bundesgenosse; aber die dänischen Freunde machten sich den Spaß, uns in unserer Kabine mit um so häufigeren Angeboten dieses ihres Nationalgerichts heimzusuchen. „Was soll ich machen," fragte ich zu Cook hinauf, „Herr Thomson reicht die Fiskepollerplatte schon wieder herein?" „Ich hab grad kei' schwere Stiefel," replizierte er bedeutsam, „lieber noch faulen Seehund". — Wir fragten ihn: „Mr. Cook, was wäre Ihnen nach so langen Entbehrungen die liebste Speise?" Da nannte er zuerst einen saftigen Apfel und dann etwa ein auf dem Rost gebratenes Beefsteak und ein gutes Gemüse.

Es war ein Höhepunkt der Fahrt, als Cook in unserm unter den „Videnskabsmaend" eingerichteten Vortragszyklus an die Reihe kam. In einem kleineren Lokal als dem Salon des „Hans Egede" wird er kaum jemals mehr über seine Polarfahrt sprechen, aber er wird auch nie andächtigere Hörer haben.

Und ein zweiter Höhepunkt war die Feier an Bord am Abend, bevor wir Skagen erreichten. Wir feierten ihn, so gut wir konnten; es war so herzlich, so intim, daß Cook wirklich bewegt war, und wenn er uns antwortete, er werde dies Zusammensein nicht vergessen, so meinte er's auch so.

Am frühen Morgen des andern Tages war es damit zu Ende; Cook hatte gehofft, noch recht ausschlafen zu können, da, es war noch nicht fünf Uhr, laute Stimmen — ein fremder Kopf unter der Kabinentür; schon war Cook geweckt. Er sollte interviewt werden! „Ajorpok" war sein erstes Wort (grönländisch: „scheußlich"). Der Störenfried mag dies für ein grönländisches „Salaam aleikum" gehalten haben. Cook aber fragte noch halblaut zu meiner Lagerstätte herab: „Habe Se kei' Flinte?" Dann ergab er sich in sein Schicksal. Und kaum war er aus der Kabine in den Salon getreten — da: Blitz und Pulverdampf, und zehn photographische Aufnahmen hatten ihn getroffen. Von da an blieb er im Kampfgewühl bis Kopenhagen. Nur ab und zu ein freudiges Zunicken zu mir aus der Mitte der allzu stürmischen Menge, die ihn im Schiffsalon förmlich an die Wand gedrückt hatte. Dr. A. de Quervain.

Der Umzug der Frauen.

Plauderei von Hans von Kahlenberg.

Sie kommen! Es heißt nicht mehr: Er kommt! Nicht um Hannibal vor den Toren oder Zeppelin aus den Lüften handelt es sich — sie, die der Sprachgebrauch als zartes Geschlecht, als Engel in Menschenform, Blumen in Schneiderkostümen, als Huldinnen mit Schnürstiefelchen bezeichnet — sie kommen, nicht um als vorzeitige Ballfeen den anmutigen Reigen zu schlingen, nicht um schmetterlingshaft Magazinen und Konditoreien süßen Seim und ihrem männlichen Rauperich das Portemonnaie aus der Tasche zu entziehen, sie kommen diesmal nicht als Stars, als Nachtigallen, als Wagner- und Walzerträume, bestrumpft oder strumpflos, nicht Salome kommt oder Elektra, die Lustige Witwe oder die Dollarprinzessin — ach, selbst Penthesilea mit dem Pantherfell und dem gespannten Bogen, vorgebeugt über den Hals ihres Renners, werden wir nicht erblicken, nicht einmal das Mädchen von Orleans, Schwert in der Rechten, Fahne in der Linken, wie sie unter dem Sturmapplaus der Trommeln und Drommeten dramatisch zusammensinkt — in Droschken erster und zweiter Güte werden korrekt zugeknöpfte Ladies und Bourgeoisdamen defilieren, zugunsten des Frauenwahlrechts — die Stimmführerinnen. Namenlos sind sie bisher. Wozu Namen? Hier zieht die Zahl vorbei, Frau Eins, Zwei und Drei, vielleicht bis zu Fräulein Zweihundert, zur Fahnenjunkeranwärterin Nummer zweihundertunddrei.

Es muß behaglich sein, in der Droschke erster Klasse Nummer eins zu sitzen, in der spottlustigsten, hellsichtigsten, unphantastischsten Stadt der Welt! Sollen die Damen lachen? Sonst lachen die Berliner. Die Sache ist hoch ernsthaft, sie bildete einen Anfang, die erste Heerschau. Es leben die folgenden!

Der Mutige, pardon, die Mutige fürchtet die Lächerlichkeit nicht, und mutige Frauen haben das vorher bewiesen, dekretiert der Generalstab. Sie überfielen Schutzleute und Premierminister, ließen sich in Waschkörben in verschlossene Räume tragen oder als Paket durch die Post befördern, in Ketten an die Galeriegitter angeschmiedet, in Gefängnissen hungernd, die Sträflingstracht paradierend, aus Luftschiffen Zettel herabsäend, im offnen Faustkampf blutend! Das sind unsere Vorbilder, die Märtyrerinnen und Heldinnen, wiederum Namenlose, hinter denen keinerlei Leistung geistiger, künstlerischer oder sittlicher Natur steht. Es sind Namen ohne Nachhall, die wie blecherne Kindertrompeten klingen — nicht angenehm im Ohr der Erwachsenen, aber recht durchdringend, den überflüssigen Lärm vermehrend.

„Wie er sich räuspert, und wie er spuckt.“ Schlechte, englische Wahlsitten eines zwar in rassigen, gutgezogenen Einzelexemplaren weit vorgeschrittenen, aber in seinen unteren Schichten roh und plump sinnlich gebliebenen Volks sind damit wohl glücklich abgeguckt. Dem Deutschen widersteht das Reklame- und Bumbumwesen, selbst wenn dahinter die ungeheure soziale Leistung der Heilsarmee steht. Taten haben da den Spott bezwungen, den Einsichtigen zu Duldung und Nachsicht geführt. Die Damen sollten beweisen, daß sie wirklich ein berechtigtes, ernstzunehmendes und mitzuwägendes Geschlecht sind.

Der Kampf ums Dasein für den Mann und Familienvater wird täglich erbarmungsloser, stellt an seine Spannkraft und Besonnenheit die härtesten Anforderungen — spart ihm eine Magd oder meinetwegen eine Mark, wenn — wenn ihr Mitstreiterinnen sein wollt!

Für jeden ist Platz auf dem Schlachtfeld, aber in der Linie, als Soldat, und den Fortschritt macht die Menschheit, nicht das einzelne, abgetrennte, dem andern feindlich entgegengesetzte Geschlecht.

Die, die sich vordrängen, sollen zurückgehalten werden, nicht mit Armkraft oder sogar auch mit Armkraft, es ist hohe Zeit, daß dem lärmenden und groben Unfug der Aufhetzung weder wirtschaftlich noch physisch noch geistig genügend hochstehender Schichten, der Schwachen, Nervösen und Furchtsamen, ein Ende gemacht wird!

Es handelt sich hierbei um die Existenz und dauernde Leistungsfähigkeit der Rasse.

Die ist hundertmal wichtiger als vielleicht einige durch Ellbogenenge ungenügend ausgetobte Existenzen, als nicht hinausgeschriene Reden und ebenso viele undurchgesetzte Berechtigungen.

Wir brauchen keine getrennte Heerschau und keine gesonderten Heere. Hinter dem Mann in der Schlachtfront, wie bei den alten Germanen, bei Zimbern und Teutonen, stand die deutsche Frau als Waffenträgerin und Herdverwahrerin, seine heimliche Kraftquelle, sein bester Mut und Stolz.

Warum das Unglück eines andern Landes, das in zu rücksichtslos durchgeführter Zuchtwahl Tausende und aber Tausende von tauben Blüten und Schmarotzerschößlingen treibt, uns künstlich einpfropfen? Der englische Mann ist Manns genug, sich zu wehren. Wir brauchen Männer und keine männischen Weiber.

Und Kätchen, Gretchen, Trudchen und Annchen, seid ihr's denn wirklich? Seid ihr so fortgeschritten, so kriegslustig, in dreifaches Erz gepanzert?

Ich glaube nicht an eure ernsthaften Mienen, an den Bundeseid und an die Bundesfahne. Die alte, liebe Eitelkeit guckt durch die neue Aufmachung. Du, Adeline, in der ersten Klasse, und Minna in der zweiten, ruppigsten, ihr habt vor dem Spiegel vorher gestanden, ihr studiertet die Huld oder Erhabenheit, die Märtyrerhaltung und den zerschmetternden Imperatorenblick! Gretchen, Kätchen, Mieze und Lisbeth, ihr posiert, ihr kokettiert, ihr spielt und flirtet!

Mit Feuer spielen ist gefährlich, und die Feuerwehr kommt mit den bösen, nassen Kaltwasserspritzen.

Aber wir sehen euch gern auch so, ohne Topf-, Teller- und Bienenkorbhut, ohne transparente und unsichtbar verschlossene Bluse, ohne Schleppschwung seidenraschelnder Ueber- und Unterkleider. Es ist mal etwas Neues.

Passiert in Gnaden! Wir gucken, wenn ihr uns gefallt, und lächeln.

Zum Laufen müßtet ihr selbst etwas fröhlicher sein. Lachen wirkt Befreiung, für uns, die wir Spalier bilden, und für euch in den Droschken. Besitzen nicht einige eigene Equipagen oder Autos?

Die gehörten vorneweg. Wer zahlt den Spaß?

Unsere Bilder

Die Entdeckung des Nordpols (Abb. S. 1561—1563). Während alle Welt mit Spannung der Erforschung der Polargegend durch das Luftschiff des Grafen Zeppelin entgegensieht, während die Berichte über das Scheitern der Wellmanschen Nordpolexpedition nach Europa gelangten, erfuhr die Welt plötzlich eine große Kunde: der Polarforscher Dr. Frederick A. Cook, ein Amerikaner deutscher Abstammung, habe nach einer in aller Stille unternommenen, beispiellos kühnen Expedition die amerikanische Flagge auf dem Eis des Nordpols aufgepflanzt. Zuerst wollte niemand an die Wahrheit der Nachricht glauben, und auch als der Dampfer „Hans Egede“ mit Dr. Cook an Bord in die dänischen Gewässer einlief, waren noch nicht alle Zweifel verstummt. Doch bald überwog die Begeisterung über den großen Erfolg des Amerikaners. Als das Schiff vor Kopenhagen anlangte, erwartete eine ungeheure Menschenmenge die Ankunft des Forschers. Der Kronprinz von Dänemark begab sich an Bord, um Dr. Cook zu beglückwünschen, dann erfolgte unter dem hellen Jubel des Volkes die Landung. Die Menge durchbrach den Polizeikordon, und der Gefeierte konnte sich kaum durch das Gewühl seinen Weg bahnen, der ihn zum Hotel „Phönix“ führte, wo ihm als Gast der Kopenhagener Geographischen Gesellschaft Unterkunft bereitet war. — In dem Bericht über seine Expedition erzählt Cook von einem riesigen, bisher unbekannten Land am Pol, das er mit seinen Begleitern, zwei tüchtigen und treuen Eskimos, durchzogen hat. Am Pol selbst hat Cook kein Land vorgefunden. Die Rückkehr war mit den größten Entbehrungen und Gefahren verbunden.

Robert Peary (Abb. S. 1564). Während man in Kopenhagen und in der ganzen Welt Dr. Cook mit Jubel als den Entdecker des Nordpols begrüßte, wurde zum allgemeinen Erstaunen die Nachricht aus Neufundland gemeldet, daß ein Landsmann Cooks im April dieses Jahres ebenfalls „die Streifen und Sterne am Nordpol befestigt“ habe. Der bekannte amerikanische Forscher Robert Peary, der diesen Erfolg erzielt haben will, wurde 1856 in Cresson (Pennsylvanien) geboren. In den Jahren 1891 und 1893 unternahm er Forschungsreisen an die Nordküsten Grönlands, denen zwei weitere Expeditionen in den Jahren 1896 und 1897 folgten. 1898 begann er auf dem „Windward“ eine Polarfahrt, auf der er bis zum 84. Grade gelangte. Seine zweite Reise auf dem „Roosevelt“, die er 1905 antrat, brachte ihn bis zu dem nördlichsten bis dahin erreichten Punkt unter 87 Grad 6 Min. nördlicher Breite. Schon im Juli 1908 fuhr Peary auf dem „Roosevelt“, den der Arktikklub in Neuyork ausgerüstet hatte, von neuem dem großen Ziel entgegen, das er nach den letzten Meldungen erreicht hat.

Orville Wright in Berlin (Abb. S. 1565 u. 1566). Der große amerikanische Aviater Orville Wright hat mit dem ersten der Flüge, die er auf Veranlassung des „Berliner Lokal-Anzeigers“ auf dem Tempelhofer Feld in Berlin unternimmt, einen großen Erfolg gehabt. Zehntausende von Zuschauern hatten sich zu dem stolzen Schauspiel eingefunden. Mit regem Interesse beobachtete man das Herausfahren des Aeroplans aus seinem Schuppen und die Vorbereitungen zum Start. Endlich sank das Fallgewicht und gab der Maschine, deren Propeller kurz vorher zu surren begonnen hatten, den ersten Antrieb. Der Apparat stieg rasch und sicher auf und umkreiste in großen Kurven das Flugfeld. Nach etwa 19 Minuten landete Wright wieder am Startplatz, wo einige bevorzugte Gäste, darunter der Generalstabschef von Moltke und der Gouverneur von Berlin, ihn zu dem wohlgelungenen Fluge beglückwünschten.

Die Besichtigung des „Zeppelin III“ durch die Mitglieder des Reichstags und des Bundesrats (Abb. S. 1568) hat einen glänzenden Verlauf genommen. Die Vertreter des deutschen Volkes und der deutschen Regierungen konnten sich durch eigenen Augenschein von der Leistungsfähigkeit des Luftschiffes überzeugten. Allerdings konnten nicht alle 300 Gäste, die die Fahrt nach Friedrichshafen mitgemacht hatten, an den Aufstiegen des Lenkballons teilnehmen. 90 Glückliche, in Gruppen zu je 15 geteilt, machten die sechs Fahrten des „Zeppelin III“ mit, die andern mußten sich damit begnügen, von Bord der Dampferflottille aus dem majestätischen Flug des Ballons mit den Augen zu folgen. Am Abend vereinte ein frohes Fest die Reichsboten und Bundesratsmitglieder mit dem großen Luftschiffer, dem dieser Besuch eine neue wohlverdiente Ehrung bedeutete.

Der neue Chef der Hochseeflotte (Abb. S. 1567) Vizeadmiral Hennig von Holtzendorff gehört der deutschen Marine seit dem Jahre 1869 an. Seit seiner Ernennung zum Stabsoffizier hat er meist dem in Ostasien stationierten Geschwader angehört, zuerst als Kommandant des Kreuzers „Prinzeß Wilhelm“, der 1897 die deutsche Flagge in der Kiautschaubucht hißte, zuletzt 1903 als Zweiter Admiral des Kreuzergeschwaders. 1904 wurde er zum Konteradmiral befördert. In den letzten Jahren führte er das erste Linienschiffsgeschwader bei der Hochseeflotte. Im April 1907 wurde er zum Vizeadmiral ernannt. Herr von Holtzendorff gilt als einer der befähigsten und bewährtesten Offiziere unserer Marine.

Zu den österreichischen Kaisermanövern (Abb. S. 1568). Die beiden österreichischen Armeen, deren Scheinkampf in diesem Jahr in Gegenwart des Kaisers Franz Josef und des deutschen Kaisers bei Groß-Meseritsch in Mähren stattfinden soll, sind aus verschieden starken Truppenteilen gebildet. Die Nordpartei, vom Erzherzog Eugen befehligt, besteht hauptsächlich aus einem von dem Feldmarschalleutnant Rummer v. Rummersdorf, dem Kommandierenden des 9. Korps, geleiteten kombinierten Korps, dem die zwei Divisionen des ersten Korps und eine Kavalleriedivision zugeteilt sind. Die Südarmee besteht nur aus dem II. Korps, das unter dem Kommando des Feldmarschalleutnants v. Versbach steht.

Polizeipräsident von Stubenrauch † (Abb. S. 1568). In Schierke im Harz ist der Polizeipräsident von Berlin Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ernst von Stubenrauch im Alter von 57 Jahren gestorben. Der hochverdiente und populäre Beamte entstammte einer Berliner Juristenfamilie. Er machte kurz nach seinem Abiturientenexamen den Deutsch-Französischen Krieg mit, vollendete dann seine juristischen Studien und wurde 1878 dem Landratsamt zu Potsdam als Regierungsassessor zugeteilt. Am 1. April 1885 wurde Stubenrauch zum Landrat des Kreises Teltow befördert. In dieser wichtigen Stellung zeichnete er sich so sehr aus, daß er vom Kaiser in den erblichen Adelstand erhoben wurde. Die Erbauung des Teltowkanals ist großenteils ein Werk des tüchtigen und weitschauenden Landrats. Im Januar 1908 wurde Ernst von Stubenrauch mit der Leitung der Berliner Polizei betraut.

Der besiegte Roghi Bu Hamara (Abb. S. 1568) hat seinen Einzug in die kaiserliche Residenz des marokkanischen Reiches auf andere Weise gehalten, als der einst so erfolgreiche Prätendent auf der Höhe seines Glückes geträumt haben mag. Der siegreiche Sultan ließ den gefangenen Roghi nach einer alten grausamen Sitte in einen eisernen Käfig einsperren und in diesem auf dem Rücken eines Kamels durch die Straßen von Fez zum Palast bringen. Natürlich ließ es der städtische Pöbel nicht an Beschimpfungen und Mißhandlungen des gefangenen Löwen fehlen. Mulay Hafid, der mit der größten Grausamkeit an seinen besiegten Gegnern Rache übt, hat den Roghi dazu verurteilt, bis zu seinem Tod in dem Käfig zu bleiben.

Die Toten der Woche

Prof. Dr. Fritz Erk, Direktor der meteorolog. Zentralstation, † in München am 1. September im Alter von 51 Jahren.

Professor Heinrich Fechner, Oberlehrer am Kgl. Seminar für Stadtschullehrer, ehem. Erzieher der königlichen Prinzen, † in Berlin am 1. September im Alter von 64 Jahren.

William Clyde Fitch, bekannter amerikanischer Dramatiker, † in Chalons-sur-Marne im Alter von 44 Jahren.

Geh. Regierungsrat Karl Hermann, Provinzialschulrat, † in Berlin im Alter von 72 Jahren.

Fürst Baldassare Odescalchi, italienischer Senator und ungarischer Magnat, † in Civitavecchia am 5. September im 65. Lebensjahr.

Lina Schneider, bekannte Schriftstellerin, † in Köln im Alter von 78 Jahren.

Philipp Stein, bekannter Schriftsteller und Theaterkritiker, † in Berlin am 5. September im Alter von 56 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Ernst von Stubenrauch, Polizeipräsident von Berlin, † am 4. September in Schierke im Harz im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1568).

Bilder vom Tage

Die Eroberung des Nordpols.

Der amerikanische Polarforscher Dr. Frederick A. Cook.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von Hofphot. Schaumburg, von Dr. Cook am 6. September in Kopenhagen eigenhändig unterzeichnet.





Von links nach rechts: Dr. Baebler, Dr. Cook, Dr de Quervain, Dr. Stolberg.

Dr. Cook und die Mitglieder der Schweizerisch-Deutschen Grönland-Expedition an Bord des „Hans Egede“ auf der Heimreise.



Ankunft und Begrüßung des Forschungsreisenden Dr. Frederick A. Cook (×) in Kopenhagen. Hofphot. Elfelt.

Die Eroberung des Nordpols.



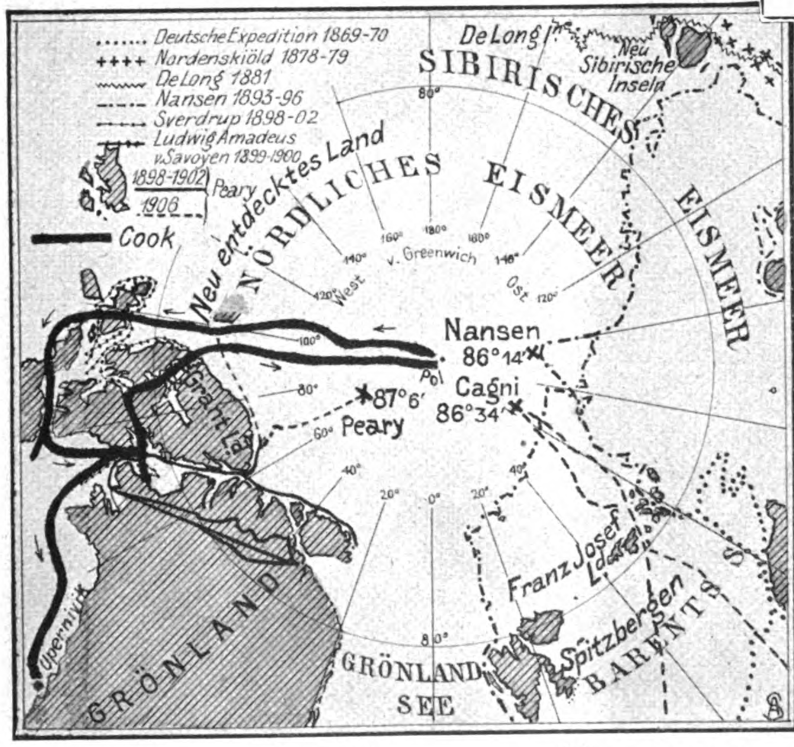


Der Polarforscher auf der Fahrt zum König von Dänemark.

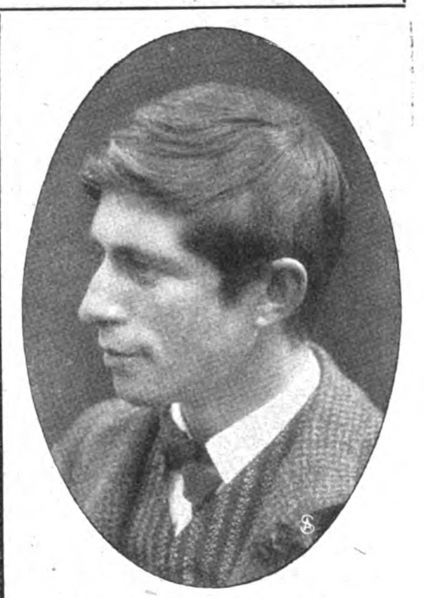
Dr. Frederick A. Cook und Kommandeur Havgaard im Wagen.

Polarkarte

mit der am 4. September 1909 von Dr. Cook für die „Woche“ selbst eingezeichneten Route seiner Expedition.



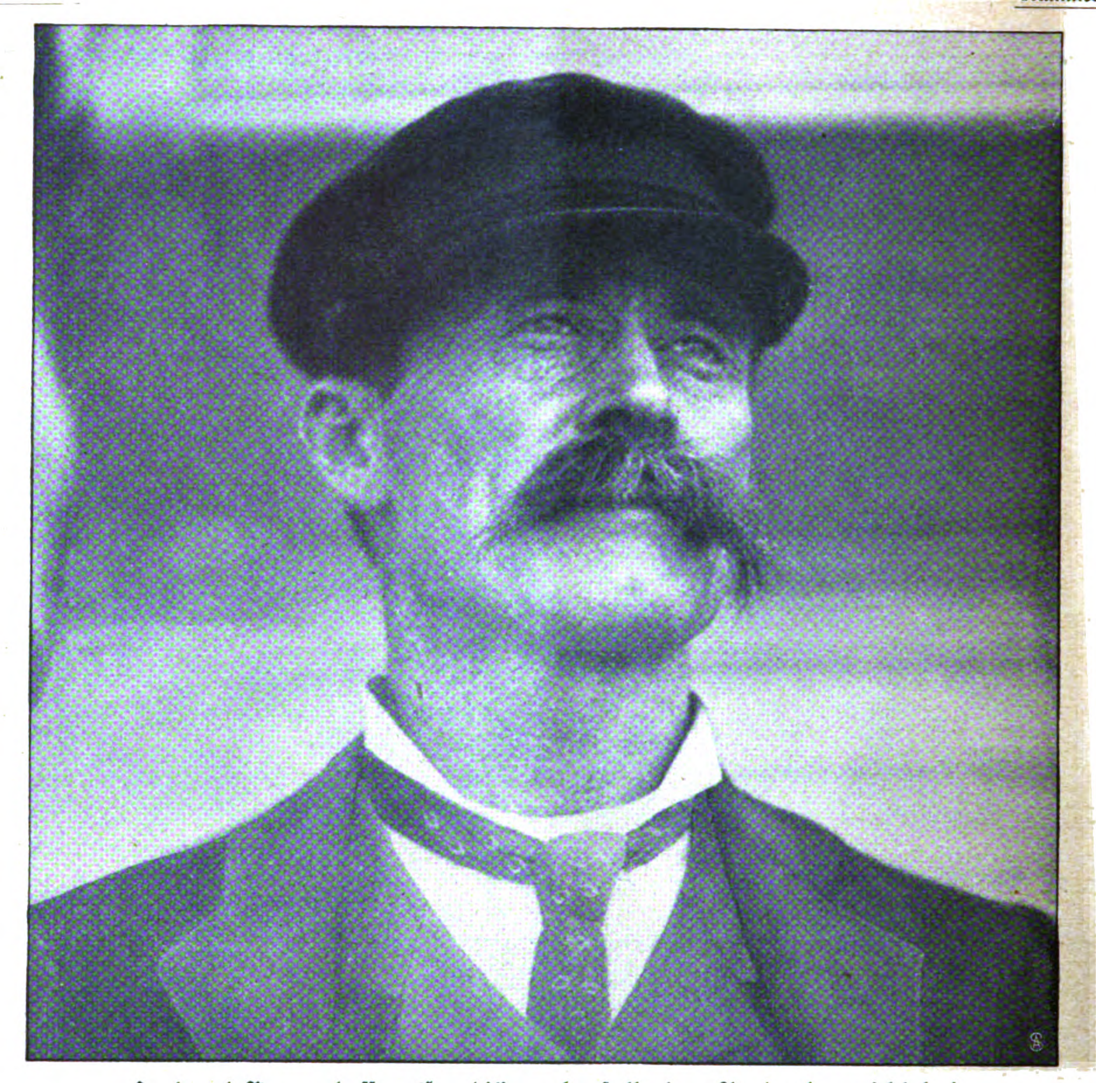
Frederick A Cook Sept 4 1909



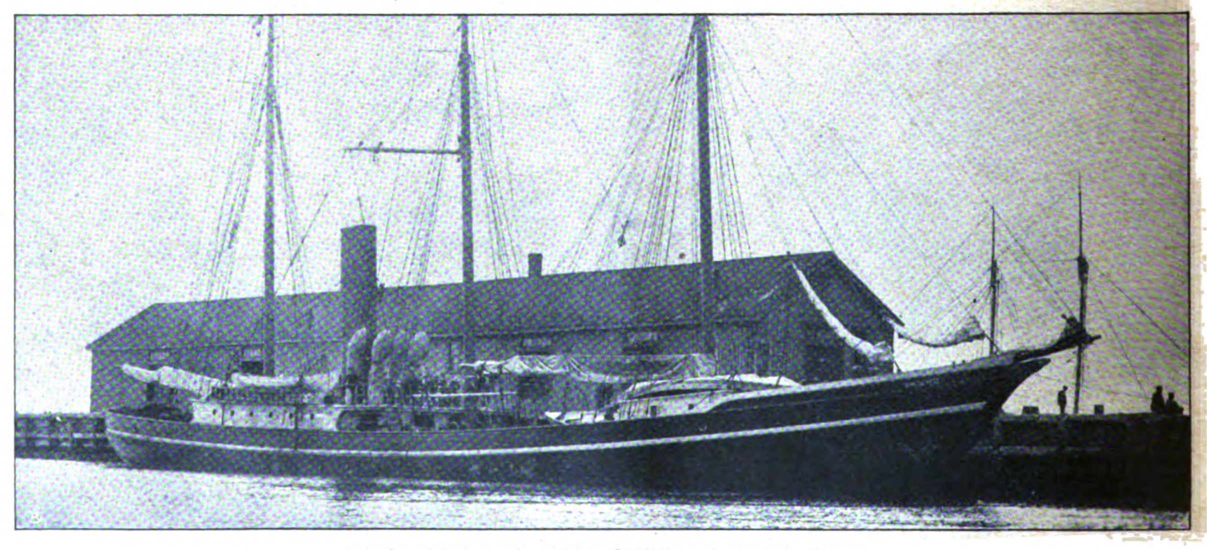
Der Grönländer Knud Rasmussen,

der die Nordpolexpedition Dr. Cooks durch Anwerbung von Eskimos als Reisebegleiter wesentlich gefördert hat.

Die Eroberung des Nordpols.



Leutnant Peary, dessen Expedition ebenfalls den Nordpol erreicht hat.



„Roosevelt", das Expeditionsschiff des Leutnants Peary.

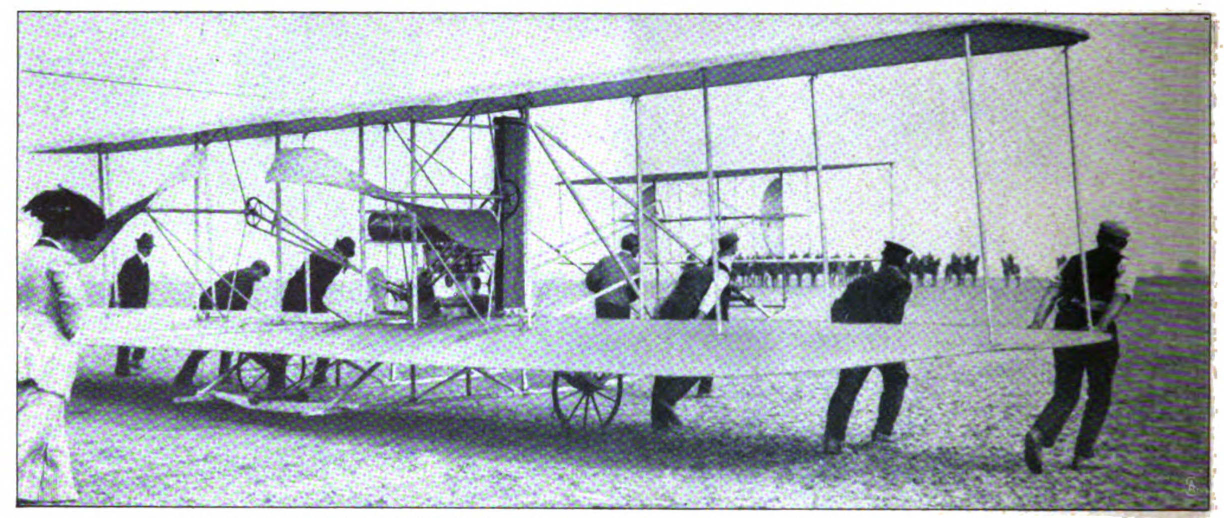
Die Eroberung des Nordpols.



Im Flug über dem Tempelhofer Feld.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger“ veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights in Berlin.

Spezialaufnahme für die „Woche“.



Der Flugapparat wird auf dem Tempelhofer Feld zur Abfahrtstelle befördert. Phot. Gebr. Haeckel.



Orville Wright (×) vor dem Start.
Spezialaufnahmen für die „Woche“.



Generalstabschef von Moltke (1), seine Gemahlin (2) General v. Kessel (3) im Gespräch mit Wright.



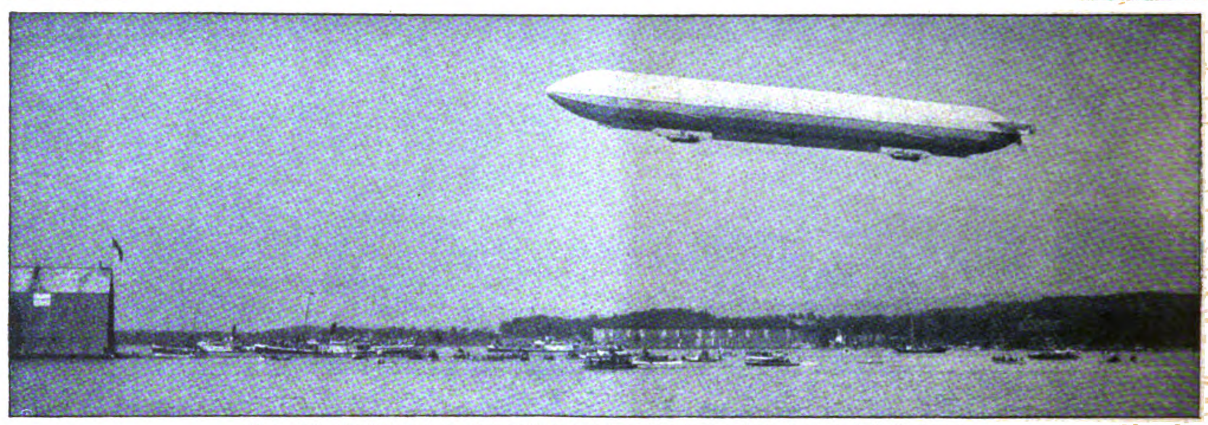
Ovationen der Zuschauer.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger“ veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights in Berlin.

Zum Wechsel im Kommando unserer Flotte. Phot. Ferd. Urbahns.

Vizeadmiral Hennig von Holtzendorff, der neue Chef der Hochseeflotte.



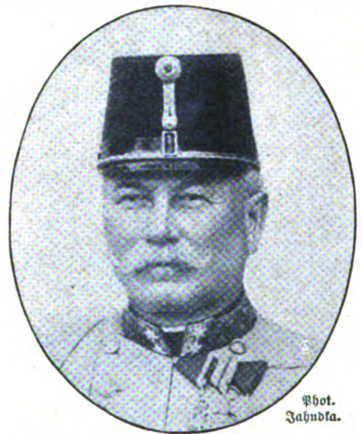


Der erste Aufstieg des „Zeppelin“ bei den schwimmenden Hallen bei Manzell. Phot. Krenn.

Besuch der Bundesratsmitglieder und Reichstagsabgeordneten beim Grafen Zeppelin in Friedrichshafen.



v. Stubenrauch † Phot. Perscheid.
Polizeipräsident von Berlin.



Phot. Jahudka.

FML. Rummer von Rummershof.



FML. von Versbach. Phot. Schöfer.

Zu den österreichischen Kaisermanövern.



Der gefangene marokkanische Thronprätendent Bu Hamara wird im Käfig nach Fez gebracht.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

6. Fortsetzung.

Als beide die Treppe hinuntergingen, sagte Frank zu seinem Sohn: „Kannst du dir vorstellen, Felix, ich bin der Vater und habe noch nie an Paul telephoniert. Wie du das Kunststück fertig bringst, muß ich hören. Weißt du was, Felix, ich führe dich zu einem Zigarrenfritzen an der Ecke — dort kostet's wenigstens nichts, und zwei Hörer hat er auch noch. Übrigens kannst du mir dort zwei Zigarren kaufen, mein Sohn. Das sieht besser aus."

Mit einer Aufregung, wie sie Felix nur im Konzertsaal kannte vor dem Erscheinen eines berühmten Künstlers, so hob der Vater den zweiten Hörer an sein Ohr.

Als er die Stimme seines ältesten Sohnes hörte, ließ er vor Aufregung das Schallrohr fallen und rief: „Du, wahrhaftig, Felix, er ist's . . . was sagst du . . .!?"

Und mit gierigem Ausdruck drückte er den Hörer wieder an.

Frank Nehls telephonierte in seiner kurzen Art: „Na . . . dann ist's ja gut. . . . Bitte, bitte, keine Ursache. . . . Du . . . Pieps läßt dir sagen, du könntest kommen, wann du Lust hast. — —. Nee, morgen nicht, morgen ist sie zum Diner. Aber übermorgen . . . was heute? Na, meinetwegen heute . . . ja, ja, gleich, mich braucht ihr ja nicht . . ." Ein kurzes Lachen, auf das Felix laut und glücklich antwortete.

Dann hängte er den Hörer an.

„Fabelhaft!" sagte der alte Frank.

„Wie meinst du", fragte Felix sehr erregt, mit leuchtenden Augen, während er in hastiger Eile die erstbesten Zigarren für den Vater nahm.

„Fabelhaft!" wiederholte der alte Frank.

Er steckte sich bedächtig eine Zigarre am kleinen Engel mit der Gasfackel an und folgte Felix zur Ausgangstür.

„Was ist denn fabelhaft?" fragte Felix, während er draußen nach der Elektrischen spähte, die ihn zur Stadtbahn bringen konnte.

„Daß der feine Herr, der dort an der andern Seite der Strippe mein ältester Sohn ist, dem ich einst den Lutschpfropfen ins Maul steckte, wenn er heulte, und dem ich den Buckel versohlt habe, wenn er frech wurde. Spaß macht so was, Felixchen . . . wirklich, man könnte lachen . . . !"

Felix hörte kaum noch, schwenkte den Hut und sprang auf den Vorderperron der Straßenbahn.

Der alte Frank aber nickte ihm nochmals zu und ging vergnüglich schmunzelnd in sein Stammlokal.

Das war ihm wirklich ein Spaß gewesen. Und daß Paul so nichts davon wußte, wer ihn belauscht hatte, erhöhte noch das Vergnügen.

Dummer Junge, das!

Im Café traf er wie immer seine Abendgesellschaft — meist Leute, die ihren Lebenslauf für morgen von dem Ergebnis gestriger Einfälle deckten und in gegenseitiger Verrechnung des genossenen Kaffees standen.

„Es ist ein bißchen spät geworden", sagte er mit außerordentlicher Wichtigkeit. — „Ich hatte aber gerade eine Besprechung mit Frank Nehls . . ."

Niemand wußte, daß es sein Sohn war.

„Hören Sie mal, Frank, kann der uns nicht alle als Claqueure für seine Premiere brauchen?" fragte einer der Herren am Tisch. — „Ich mach's ihm billig . . . und er scheint's zu brauchen seit vorigem Mal!"

Frank kehrte ihm ostentativ den Rücken.

„Reden Sie doch keinen Quatsch", schnitt er kurz ab.

Aber den ganzen Abend „fraß der Wurm an ihm", wie er sich auszudrücken pflegte.

Es war der Ärger, daß jemand am Ruhme seines Sohnes rüttelte, und die Schadenfreude, daß es auch dem „feinen Herrn" mal an den Kragen ging.

* * *

Die Bankarbeit erschien Felix leicht und angenehm, und sogar die Peinlichkeit des ersten Antretens und Einarbeitens in ein für ihn völlig fremdes Fach wurde abgeschwächt durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Bureaukollegen.

Die Deutsche Handelsbank war bekannt für den feinen gesellschaftlichen Ton, der dort herrschte.

Der kleine Stamm, mit dem Direktor Paulsin noch vor zehn Jahren zusammen gearbeitet, hatte ganz unbewußt die vornehme und etwas reservierte, aber äußerst verbindliche Art angenommen, die der damals noch junge Chef so meisterhaft beherrschte. Und später, als er selbst immer höher stieg und immer unsichtbarer wurde für den großen Körper, dem er vorstand, hatte sich diese Art zu einem Hausprinzip gefestigt.

Die Herren aus dem Konsortialbureau und der Korrespondenz taten sich etwas darauf zugute, daß man ihnen die Allüren von Gesandtschaftsattachés nachsagte. Besonders im Konsortialbureau, das Direktor Paulsin oft selbst durch seine Anwesenheit beehrte, herrschte ein Ton, der eine seltsame Mittelstufe bildete zwischen dem kommentmäßigen Zeremoniell einer vornehmen Studentenverbindung und der eleganten Kameradschaftlichkeit eines feinen Offizierkorps.

Sie hatten alle ein stark ausgeprägtes Gefühl persönlichen Wertes und zeigten im Blick jene ruhige Sicherheit, die ihnen der Rückhalt am Hause gab, das sie jeder gewichtigen persönlichen Verantwortung gleichzeitig enthob.

In der Hierarchie des Bankbeamtentums waren die Herren vom Konsortialbureau jedenfalls die ersten, in ihrem eigenen Bewußtsein noch mehr: die Führer auf dem Finanzmarkt. Denn sie identifizierten sich mit ihrem Chef, und ihr „Wir" war enger und bedeutsamer aufgefaßt als das traditionelle „Wir" des Angestellten. Ihre Solidarität war stärker und differenzierter als die in den anderen Bureaus. Die Herren wehrten sich gegen jeden Neuen —

nicht, weil sie ihm den Platz in ihrem bevorzugten Bureau nicht gönnten — sondern weil er ihnen vielleicht das Tor versperrte, das aus diesem Bureau zur großen Karriere führte.

„Die vom Konsortial machen ihre Karriere plein carrière“, hatte einmal ein Witzbold aus dem Effektenbureau gesagt, der sich dem Prokuristen Ramlow, dem Feind rascher Beförderungen, angenehm machen wollte.

Das Wort kam den Herren zu Ohren. Sie quittierten es mit geschmeicheltem Lächeln, nicht ohne eine leise Geringschätzung für den „Kuli“, den der pedantische Ramlow so schätzte, und der man „auch mal gewesen — um den Rummel kennen zu lernen.“

Das Effektenbureau war die Majorsecke in der Bank. Wer da herauskam und, statt nur versetzt zu werden, weiter stieg, der konnte von Glück oder einflußreichen Freunden erzählen.

Ramlow war froh, wenn er eingeschulte Leute hatte, und wehrte sich immer mit aller Macht gegen jede Veränderung. Man erzählte sich, daß er junge Leute, die nach einiger Zeit ungeduldig wurden und Anstrengungen machten, das Effektenbureau zu verlassen, durch alle möglichen Mittel zu fesseln suchte, indem er sie sich selbst persönlich attachierte. Er brachte ihnen eine feine Zigarre, ein Konzertbillett, „das er gerade erhalten und nicht benutzen konnte“, oder er bat den jungen Mann an seinen Tisch, wenn zum Ultimo gerade Nachtarbeit war und die Direktion den Herren das „Souper“ kommen ließ aus einem feinen, benachbarten Restaurant.

Ramlows nicht ganz selbstlose, aber immerhin gutgemeinte, väterliche Ermahnungen waren ein Gaudium für die Eingeweihten, die ihn „Proselytenmacher“ nannten und sich höchlichst darüber amüsierten, wenn der also verwöhnte nun doch eines schönen Tages fortblieb und in einem andern Bureau auftauchte. Ramlow war dann mehrere Tage schwer gekränkt. Sein biederes, großes Gesicht lag in strengen Falten und zeigte abweisende Kälte, wenn die Rede auf den „Undankbaren“ kam.

Sein Optimismus jedoch blieb trotz aller Enttäuschungen der gleiche, und da der Stamm seines Bureaus sich von allen andern am wenigsten veränderte, so hielt er sein „System“ eben doch für das einzig richtige und ließ sich durch keinen gelegentlichen Mißerfolg abschrecken.

Felix hatte wie viele Anfänger seinen Platz in der Couponkasse angewiesen bekommen.

Prokurist Becker war ein bartloser, sehr kühler Herr von tadellosen Manieren. Er „formte“ die jungen Leute, gab ihnen den „Pli des Hauses“.

Man sagte in der Bank, er kopiere den Direktor Paulsin, um den sich ein kleiner Sagenkreis gebildet hatte. Denn die wenigsten Bankangestellten hatten mehr von ihm gesehen als die Krempe seines Zylinders und die breite Spitze seines Lackschuhs, wenn er vor dem Portal aus dem Auto stieg.

Aber gerade diese Unsichtbarkeit umwebte ihn mit einem undefinierbaren Nimbus, gab seiner Autorität den stärksten Nachdruck.

Zufällig und von außen her sammelten die jungen Leute ihre Bruchstückweisheit über den Chef des Hauses. Und eine Mitteilung über ihn wurde eingeleitet mit den charakteristischen Worten: „Es heißt, daß . . .“

Mehr wollte, mehr konnte niemand verbürgen.

Prokurist Becker, der eine österreichische Hofratstochter geheiratet hatte, sprach gern von Metternich, dessen perfide, ausgeklügelte Politik in ihm einen großen Verehrer fand. Er kokettierte mit Metternich, wie ein anderer mit einem originellen, altfränkischen Ring kokettieren würde. Er las seine Memoiren, seine Briefe . . .

Die Großmutter seiner Frau war Gesellschafterin bei der Fürstin Metternich gewesen. Die Metternichs zählten also ein bißchen mit zur Familie. Einmal sagte er — sehr leise und konfidentiell —: „Ich halte Paulsin für einen Metternich der Finanz!“

Das wollte für die jungen Leute an sich nicht viel sagen, aber es blieb für sie um den Namen Paulsins herum wie eine schwere, sehr vornehme Wolke von höchster Geistigkeit und Eleganz, und Becker selbst war für sie eingehüllt in ein Zipfelchen dieser Wolke, so daß sie nicht recht wußten, ob auf ihm der Abglanz Metternichscher Eleganz und Paulsinscher Größe oder Metternichscher Größe und Paulsinscher Eleganz lag.

Darin beruhte jedenfalls Beckers stark suggestive Autorität. Und diese Autorität schätzte die Direktion, weil sie ihr Gewähr bot für einen äußerlich glänzend disziplinierten Nachwuchs von jungen Kräften, die später — wenn Begabung oder Glück sie auf exponierte Posten vorschob — dem Ruf der Deutschen Handelsbank ein neues glänzendes Relief geben mußten.

„Herr Felix Frank“, stellte Becker mit einigermaßen zeremonieller Steifheit vor und wies ihm seinen Platz an einem der letzten Tische an, die längs der hufeisenförmigen hölzernen Barriere standen, durch die ein länglicher leerer Innenraum für das Publikum gebildet wurde. Zwei junge Leute, die bereits an dem Tische saßen, sprangen auf und klappten beinahe offiziersmäßig die Hacken zusammen.

„Stieber“ . . .

„Kettler“ . . .

„Nicht wahr, Herr Stieber, Sie weihen Herrn Frank ein wenig ein“ . . .

„Aber selbstverständlich, natürlich . . . mit Vergnügen.“

Und zu Felix gewendet, mit liebenswürdiger Sicherheit: „Die Sache ist ganz einfach, nicht wahr — von den Papieren hier werden die Coupons abgeschnitten, Sie müssen nur immer darauf achten, daß es der richtige Coupon ist. Hier sind die Gutschreibungzettel oder Noten, wie Sie sie nennen wollen — die Sie ausfüllen müssen, und die der Laufjunge dann in die Buchhalterei oder die Korrespondenz — je nach dem — heraufbringt. Also furchtbar einfach — nicht wahr . . . Hier bitte der Stuhl, hier ist eine Schere — ich gebe Ihnen meine — die ist eben geschliffen worden — und das hier sind die Papiere von, von . . . richtig, Kommerzienrat Röder — Wilhelm Röder aus Stettin — Hartmannaktien. Kommt also dann in die Korrespondenz, weil es außerhalb ist“ . . .

Es war wirklich furchtbar einfach.

Nach der ersten halben Stunde regierte Felix bereits ganz geschickt die große Schere und schnitt mechanisch die Coupons ab, die Kettler nachzählte.

„Sie waren noch nicht in 'ner Bank“, fragte Stieber.

„Nein . . . aber ich glaube, daß ich mich bald einarbeite.“



Stieber zuckte die Achseln.

„Kinderspiel. Wenn mich Eiler nicht bald avancieren läßt, gehe ich zum Kabarett und singe die ‚Englische Miß'. Stumpfsinniger ist das auch nicht."

„Dieses Bureau ist wohl nur eine Vorstufe?" fragte Felix vorsichtig.

„Na ja, wie man's nimmt. Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben auf der Vorstufe bleiben!"

Kettler sah auf die Taschenuhr und blickte dann auf den Regulator.

„Das alte Möbel geht schon wieder zehn Minuten nach" . . .

„Sie werden sich noch überarbeiten, Menschenskind", warf Stieber leicht lachend hin.

Kettler griff nach einem neuen Couponpäckchen.

„Ich sage Ihnen, das ist ein Trick von der Emissionsabteilung drüben, gemeine Liebedienerei — die wollen sich noch eine Extragratifikation 'rausschinden."

Seine lustigen braunen Augen zwinkerten hinüber nach den zwei Tischen, die auf der andern Seite des großen Raumes jenseit der Barriere standen.

Stieber spitzte die Ohren. Seine Stimme wurde noch leiser: „Hören Sie mal — is es wahr, daß nichts mehr zu haben ist?"

„Haben Sie denn wieder mitgezeichnet?"

„Dreißig Stück."

„Sie sind wahnsinnig."

Stieber hob den Kopf. Sein kurzes, rundes Gesicht mit dem rötlichen, ganz kurz geschorenen Haar nahm einen verwirrten, beinahe ängstlichen Ausdruck an.

Im Innenraum wurde es lebendig. Kettler mußte aufstehen und an dem hinter ihm stehenden Tisch, an dem vier junge Leute saßen, mithelfen, die Kunden zu bedienen. Die Männer ließen sich meist schnell abfertigen. Die Damen markierten oft kokette Unbeholfenheit, stellten ganz überflüssige Fragen, spielten naive Unkenntnis der einfachsten Formalitäten vor, obwohl sie — mit diskreter Höflichkeit begrüßt — gleich als ständige Kundinnen zu erkennen waren.

Andere erledigten den geschäftlichen Teil mit nachlässiger Unaufmerksamkeit, stützten sich auf die hellgelbe, tischbreite Balustrade und entrierten ein Gespräch über das Wetter, über die nächste Reise nach Italien, über ihren Hund, der draußen auf der Straße „so brav" wartete, über die Unbequemlichkeit des Pompadourtragens, „wenn man eine größere Summe bei sich trug", über die Vorteile der Herrenkleidung usw. Das waren die gefürchteten „Kletten".

Dann wieder irrte irgendein altes Mütterchen von einem Tisch zum andern — ratlos, aufgeregt, mit einem Zettel, weit sichtbar, in der Hand — zehnmal das gleiche fragend, schließlich kopfschüttelnd, ärgerlich, erschöpft: „Was man für Umstände hat wegen seinem bißchen Geld" . . . Schließlich holte sie sich ihre vierzig Mark an der Kasse, dankte tausendmal, knicksie und rief: „Auf Wiedersehn aufs nächstemal!" . . .

Becker trat jedesmal mit verbindlichem Neigen des tadellos gescheitelten Haares langsam von seinem Pult an den Kassenschalter und zählte mit Metternichscher Eleganz die Scheine und Geldstücke auf den hölzernen Zahltisch. Er liebte es, seine wohlgepflegten Nägel bei dieser Manipulation zu beobachten, und versäumte es nie — wenn es eine hübsche und elegante Kundin war, die das Geld einstrich — mit einer scharmanten Geste sein weißseidenes Taschentuch aus der äußeren Rocktasche zu ziehen und sich die Fingerspitzen daran leicht abzuwischen.

Allmählich bekamen auch die Herren an den Emissionstischen zu tun. Gegen elf war es ein Ansturm. Seit vorgestern erst lagen die Bogen zur Aktienzeichnung für die neugegründete „Fürstenweg-Gesellschaft" aus, und schon zuckten die Herren von der Emission die Achseln auf die Frage: „Wie viele kann ich noch bekommen?" und antworteten: „Es ist schon überzeichnet" . . .

Die Zurückhaltung ihrer Äußerungen stachelte die Zeichner nur noch mehr an.

Die einen beriefen sich auf Eiler: „Ich bitte Sie — Ihr Herr Eiler hat mir noch gestern fünfzig Aktien in Aussicht gestellt!" . . .

Die andern sahen den Beamten lächelnd in die Augen: „Na . . . für einen alten Kunden werden doch noch ein paar so 'ne Dinger zu haben sein, was?"

Grosse kam herein, sehr hastig, mit ausgebreiteten Armen, als wollte er die jungen Leute am Emissionstisch umarmen.

„Na . . . was sagen Sie . . . großartig! Auf der Börse spricht man überhaupt nur noch von Ihnen. Der Paulsin ist ein Genie! Bei Gott — er ist ein Genie . . . Geben Sie mal her so an die zwanzig Stück . . . he?"

Und er ergriff die Feder. Als er ansetzen wollte, sagte der junge Mann, der ihm den Zeichnungsbogen zugeschoben hatte, mit einem etwas malitiösen Lächeln: „Auf drei Monate Sperre müssen Sie sich aber mindestens gefaßt machen, Herr Grosse!"

„Sperre?? Drei Monate? . . .Nich in de Hand!!"

Grosse warf den Federhalter zurück aufs Tintenfaß, und sein pockennarbiges Gesicht rötete sich vor Unwillen.

„Was weiß ich, was in drei Monaten los ist? Tot kann ich sein in der Zeit! So macht man keine Geschäfte! Er wird's schon billiger machen, der Herr Paulsin! Drei Monate Sperre! Lächerlich so was! Ich kauf mir 'n Stück Brot und darf's vor drei Monaten nich essen! Zustand — der faule Fürstenweg" . . .

Er lüftete kurz seinen Hut und schritt ärgerlich, mit zurückgeworfenem Kopf dem Ausgang zu.

Das war ein kleines heiteres Intermezzo. Man brauchte so was, um die Nerven auszuruhen von der anstrengenden Aufmerksamkeit, die man ernsten Reflektanten zeigen mußte.

Und da es gerade leer war im Bureau, pflanzte sich ein leises, sehr belustigtes Lachen von Tisch zu Tisch fort.

„Wer war denn der Herr?" fragte Felix.

„Grosse heißt er — ein berühmter Manscher!" antwortete Kettler. „Ein furchtbarer Kerl . . . eine Katastrophe!"

„Grosse . . . Grosse?" . . .

Felix dachte nach, der Name kam ihm bekannt vor. Plötzlich schoß ihm flammende Röte ins Gesicht. Der Vater hatte ihm von dem Manne gesprochen — mit Neid und Bewunderung.

Ein sehr peinliches Gefühl beschlich ihn und die Angst, man könnte seiner Verlegenheit entnehmen, daß er in irgendwelchen Beziehungen zu dem Manne stehe.



„Ja . . . ich hörte schon von ihm", murmelte er undeutlich.

Stieber fragte sehr leise: „Hören Sie mal, Kettler, glauben Sie wirklich, daß mir die dreißig Stück bewilligt werden? Halte ich doch für ausgeschlossen, was?"

Kettler machte es augenscheinlich Spaß, ihn zu uzen. Mit dem ernstesten Gesicht der Welt sagte er: „Aber lieber Stieber, man weiß doch, daß Eiler für Sie was übrighat — Ihnen werden die dreißig Stück sicher bewilligt werden, gehn Sie doch 'mal rüber, erkundigen Sie sich."

„Ich werde mich schön hüten . . . heiliger Bimbam!"

Stieber sprang auf und trampelte aufgeregt, wie um die Blutzirkulation in den eingeschlafenen Füßen wieder herzustellen, auf dem kleinen Zwischenraum zwischen Tisch und Barriere umher.

Nun kam der Bote Jakob und brachte das Frühstück.

Er kannte den Geschmack eines jeden und besorgte meist, ohne zu fragen, heiße Würstchen, belegte Brötchen, Soleier, die er mit einem kleinen Aufschlag an die Herren verkaufte, und Bier.

Dabei verfuhr er manchmal etwas tyrannisch — verurteilte alle zum Würstchenessen, wenn er gerade zu faul war, noch einiges aus dem Kolonialwarengeschäft zu holen, und log mit der größten Gemütsruhe das Blaue vom Himmel herunter, wenn er seiner Faulheit ein Mäntelchen umbinden mußte.

Man nannte ihn daher auch den „wahren Jakob", und er trug seinen Spitznamen mit einem Stolz, der seinem Zynismus alle Ehre machte.

Becker, der sich mit Subalternen nie in irgendwelche Auseinandersetzungen einließ und auf keinen Scherz mit ihnen einging, brachte sich sein Frühstück immer selbst mit in einem feinen schwarzen Ledertäschchen.

Während der wahre Jakob phlegmatisch die Frühstückspäckchen und Bierflaschen aus seinem Korbe hervorholte und bedächtig die Verteilung vornahm, fragte Kettler, wo Felix wohne.

„Ich bin vorläufig bei meiner Schwester abgestiegen, will mir aber jetzt ein Zimmer suchen."

„Det können Se fein haben", mischte sich Jakob ein, der über alles Bescheid wußte; und erläuternd sagte er zu Kettler: „Bei der Frau Jonas wird ja wieder was leer. Schöne Zimmer hat se und sauber. Der Herr Ramlow hat's ansagen lassen — wenn jemand wat brauchte, bitte schön. Ich will Ihnen och die Übersiedlung besorgen. Allemal am Abend, wenn ick frei bin."

Jakob mochte es nun einmal nicht leiden, wenn ein anderer Geld verdiente, das er selbst ebensogut verdienen konnte.

„Und was meine Frau ist, die büjelt für die Herren, und 's sind alle zufrieden mit. Also bitte scheen."

Er griff in die Tasche und überreichte Felix eine Geschäftskarte.

Kettler lachte: „Na, sehen Sie, Verehrtester, jetzt sind Sie versorgt. Und zu Frau Jonas würde ich Ihnen auch zuraten. Eine anständige, nette Frau, die bessere Tage gesehen hat. Ihr Mann war früher hier bei uns in der Bank, noch bis — na also, man sieht es gerne, wenn dort gewohnt wird."

Es war Felix lieb, daß ihm auf diese Weise die Mühe des Zimmersuchens erspart war.

Als später die Tischzeit heranrückte, fragte Kettler, ob Felix mit ihm essen wolle.

„Aber gerne, natürlich."

„Und Sie, Stieber?"

Stieber schrieb einige Noten aus, hastig, mit fliegenden Buchstaben.

„Ach, lassen Se mich zufrieden!"

Dem spukte die Unterredung mit Eiler im Kopf. Es blieb ihm nichts übrig, er mußte ihn bitten, ihm von den bewilligten dreißig Aktien wieder siebenundzwanzig zu streichen.

Eiler würde große, sehr erstaunte Augen machen und dann loslegen: „Ja, Herr . ., was sind denn das für Späßchen, die Sie sich gestatten? Ich muß sehr bitten, Herr . ., meine Gutmütigkeit nicht auf eine allzu harte Probe zu stellen!" Und das „Herr . . ." wiederholte sich dann immer so schneidend und oft, und der ganze kleine, joviale, rundliche Eiler verwandelte sich in ein prustendes und empörtes Erstaunen. Sogar der Kranz seiner Haare um die Spiegelglatze würde sich sträuben vor Entrüstung.

Stieber hatte schon einmal so einen Rüffel bekommen — vor einem Jahre, als er wiederholt auf sein Konto „Anschaffungen machte", d. h. für seine damals ersparten zweitausend Mark ein Papier kaufte, es mit neunzig Prozent beliehen bekam, davon ein neues Papier kaufte, dies wieder belieh, usw., bis er schließlich eines schönen Tages ein Debet von fünfzehntausend Mark auf dem Halse hatte. Er mußte sofort alles realisieren, natürlich mit Verlust per Saldo, war aber danach etwas vorsichtiger geworden. Hatte eigentlich jetzt nur dreißig Aktien gezeichnet, um drei zu bekommen. Aber die Gunst Eilers war ihm verhängnisvoll. Alle dreißig bewilligt . . . Dunnerw . . . Gewiß, man würde sie ihm wieder streichen, aber keine einzige mehr zubilligen — und er hatte dann wieder das Nachsehen wie damals, als er Hals über Kopf die Papiere verkaufen mußte, die ihm ein hübsches Sümmchen eingetragen hätten.

Von dem bißchen Gehalt konnte er zum Donnerwetter doch nicht leben. Und er allein — das ging noch. Aber da war eine kleine, blonde Theaterratte — seit der letzten Premiere war sie sogar zu einem Solocoupletvers avanciert — die knabberte doch auch mit an den paar Groschen. Eiler hatte ihn mal gesehen, wie er nach Theaterschluß mit ihr abzog, und ihm freundschaftlich zugezwinkert. Ja, was glaubte denn der Kaffer??

Heiraten durfte man nicht, bevor man nicht ein Jahresgehalt von dreitausendsechshundert Mark erzielte. Das war auch so ein Paulsinscher Ukas gewesen, um „dem Beamtenelend zu steuern", wie es in dem Zirkular hieß, das vor drei Jahren zur Unterschrift an die Angestellten verteilt worden war.

Sehr schön! Aber ohne Weiblichkeit kam man doch bis dahin nicht aus. Und was blieb dem Bankbeamten zur Auswahl. Die schicke kleine Modistin mit dem wöchentlichen Defizit war schließlich nicht billiger als die Theaterratte mit der vierzehntägigen Unterbilanz.

Ein bißchen Ästhetentum in der Liebe war doch nicht zu entbehren — das Geschlecht allein tat's auch schließlich nicht. Man hatte den Blick für Toilette, für gepflegte Hände. Der spiegelblanke Zylinder oder der korrekte englische Filz konnte sich nicht gut neben einem Dienstmädchen sehen



lassen, auch wenn sie noch so hübsch war. Telephonistinnen und Lehrerinnen waren verstaatlicht. Die hüteten sich, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen — verlangten gleich den einfachen goldenen Ring oder umgaben sich sonst mit der Wallmauer der „Familie". Kurz — es war eine verfluchte Geschichte, eine Sackgasse, aus der man bei einigem Nachdenken nicht heraus kam.

Zum Schluß stand man als dummer Junge da, steckte sich seinen Rüffel ein, gelobte Besserung und fing von vorn an, wenn Gras über die Geschichte gewachsen war. Die großen Herren hatten leicht reden.

Eiler verdiente vielleicht achtzigtausend Mark das Jahr oder noch mehr. Vom Direktor gar nicht zu sprechen. Jeder Mensch an der Börse konnte ihm einen Verdienst von einer Viertelmillion im vorigen Jahre nachrechnen. Die Prokuristen hatten mit der Tantieme auch ihre zwanzig- bis dreißigtausend Mark jährlich, und außer Ramlow war wohl keiner, der nicht noch ein bißchen an der Börse manschte. Ach, sie sollten doch nicht reden, die großen Herren. . . . .

Stieber rückte mit einer entschlossenen Geste den Stuhl von seinem Tisch, biß die Zähne aufeinander und ging ins obere Stockwerk, um zu fragen, wann Eiler von der Börse zurückkäme.

Auf der Treppe begegnete er dem jungen Teumer aus der Korrespondenz.

Er sah aus wie aus dem Modejournal herausgeschnitten. Er besorgte die französische Korrespondenz, tat sich beim Sprechen auf seinen Pariser Akzent etwas zugute und verkehrte in einigen eleganten Häusern des Bayrischen Viertels. Sein Schneider kostete ihn ein kleines Vermögen. Er rauchte teure Zigarren und sehr feine Zigaretten, kam, wenn er geladen war, nie, ohne der Hausfrau einen Strauß seltener Blumen mitzubringen. Dennoch galt er für geizig.

Stieber hatte ihn mal um hundert Mark angepumpt. Die Art, wie Teumer ihm das Geld gegeben und das scharfe: „Na, lieber Stieber?" am Zahltag hatte Stieber für alle Zeit die Lust genommen, dieses Experiment je zu wiederholen.

Teumer grüßte außerordentlich verbindlich, und da man in diesen Tagen von nichts anderem sprach als von der neuen Fürstenweg-Gründung, sagte er: „Wenn Sie Aktien haben wollen, das kann ich Ihnen sagen: alles vergriffen."

Stieber platzte in seinem Ärger heraus: „Los werden will ich welche!"

„Wieso — los?"

„Na ja, ich habe mich übernommen . . . ich . . . dreißig Stück habe ich auf dem Hals. Natürlich, gerade mir muß das passieren, verfluchtes Pech."

Teumer zündete sich eine Zigarette an.

„Das ist eine unangenehme Affäre. Der Pascha — damit war Eiler gemeint — ist nämlich recht ungnädig seit einigen Tagen . . . würde Ihnen raten, nicht gerade heute heraufzugehn."

„Ja, was soll ich denn machen?"

Stieber klopfte unruhig und ärgerlich auf das Treppengeländer. Ihm wurde immer übler zumute, und sein gutmütiges kurzes Knabengesicht mit dem weichen rötlichen Schnurrbärtchen nahm einen hilflosen Ausdruck an. Wenn Eiler jetzt wirklich so unzugänglich war, so riskierte er am Ende noch seine Stellung. Der Boden brannte ihm unter den Füßen.

Teumers sehr hübsches, glattes und regelmäßiges Gesicht wurde merkwürdig verschlossen und abwesend.

„Wieviel Stück haben Sie", fragte er scheinbar zerstreut.

„Dreißig . . . ich sage Ihnen doch dreißig."

„Allerdings ein bißchen viel, wenn man auf . . . Auf wie viele hatten Sie gerechnet?"

„Auf drei."

Stieber mußte vor Nervosität lachen, so grotesk kam ihm selbst die Sache vor.

„Tja . . . allerdings."

Eine kleine Pause, dann sagte Teumer langsam: „Sie wissen doch, daß man seit einiger Zeit oben die Zügel ein bißchen straffer angezogen hat?"

„Mir ist alles egal, ich muß der Sache ein Ende machen."

Teumer lächelte nachdenklich.

„Ich wüßte vielleicht einen Ausweg. Sie wissen — ich habe einige Beziehungen . . ."

Stieber streckte ihm die Hand entgegen.

„Ja . . . Sie könnten wirklich was machen."

„Möglich . . . möglich. Gewisses verspreche ich nicht. Ich werde mich umtun. Auf einen kleinen Verlust müssen Sie allerdings rechnen. Sagen wir so: . . . die Aktien sind mit 120 aufgelegt, und Sie müssen sie zu pari abgeben . . . nicht wahr? Hier ist nicht der Ort, um darüber zu sprechen. Aber heute abend im Café . . . ich will sehen, was sich bis dahin machen läßt."

„Hören Sie, das ist famos, lieber Teumer, famos. Sie nehmen mir einen Stein vom Herzen."

„Aber, bitte, bitte . . . Sie wissen ja, wie gerne ich einem Kollegen dienlich bin. Nur eine Frage noch: Das Geld für die ‚drei' Aktien haben Sie doch?"

„Selbstverständlich . . . sonst hätte ich die dreißig doch gar nicht gezeichnet!"

Die jungen Leute lachten nun sehr amüsiert und unbefangen, und in diesem Lachen tauchte für Stieber jeder Schatten eines Mißtrauens gegen Teumer unter.

„Sie brauchen sich dann wohl auch nicht mehr anmelden oben?" meinte Teumer.

„Nee. Damit warte ich also."

„Schön. Dann also gegen zwölf im Café. Wir sprechen noch."

Teumer grüßte sehr verbindlich, mit einem leisen Anflug von nachsichtiger Hoheit, und Stieber holte rasch Hut und Mantel, um in hoffnungsfreudiger Laune ins Wirtshaus hinüber zu gehen, wo er mit Kettler zusammen seinen Mittagsstammtisch hatte.

Kettler war gerade dabei, Felix eine anschauliche Schilderung des Weihnachtsrodelns in Schreiberhau zu geben. Das letztemal hatte ein Preisrodeln stattgefunden, und er hatte den Zweiten Preis davongetragen. Aber das war gar nichts. Sein Traum war das Skilaufen in Norwegen. Zweimal war er schon dort oben gewesen, leider immer nur im Sommer, in den Ferien — da hatte er sich mit dem Fischen begnügen müssen. Es hätte zwar auch seinen Reiz. Er wurde beinahe zum Poeten, wenn er vom Forellenfischen inmitten der gigantischen Natur sprach, die brütende Sonne schilderte, das leise Summen der Luft, die von betäubendem Blumenduft erfüllt war und jener satten



Lebensfülle, die allen Sommertagen des Nordens in so überschwenglichem Maße eigen.

Seinen nächsten Urlaub wollte er benutzen, um einige Ballonaufstiege mitzumachen. Vielleicht ließ sich auch eine kleine längere Luftschiffahrt verwirklichen — er hätte sich im Luftschifferklub anmelden lassen, aber die Geschichte kostete noch ein infames Geld. Na, man konnte nicht wissen. Wenn sich der Winter gut anließ! Seit zwei Jahren war ja gar nichts los — völlige Stagnation — ganz flau. Das Börsengeschäft lag ja völlig danieder. Niemand riskierte was. Jetzt schien das Ärgste überstanden; im November hatte er fünfhundert Mark verdient. Im Januar hoffe er auch ganz gut abzuschneiden.

„Wenn Sie wollen, gebe ich Ihnen manchmal einen Tip!"

Felix dankte. Er hatte keine kostspieligen Passionen. Sein Gehalt genüge ihm vollständig.

Er kam sich sehr wohlhabend vor, denn er hatte soeben sein ganzes Monatsgehalt im voraus ausbezahlt bekommen, was ihn mit der in Glogau ersparten Summe in Besitz von beinahe fünfhundert Mark setzte.

Er war überaus vergnügt und hatte das Gefühl, sich für all die Liebenswürdigkeit seiner neuen Kollegen erkenntlich zeigen zu müssen. Als noch Stieber dazukam, wollte er eine Flasche Rheinwein bestellen. Aber die Herren legten ihm beschwörend die Hände auf den Arm.

„Nee, lieber Herr Frank, hier nicht, das machen wir mal in einer Weinstube ab. Dort schmeckt's besser."

Felix fühlte, daß er noch Zeit brauchen würde, sich in Berliner Verhältnisse einzugewöhnen. Da wurde in einem Café am Vormittag Sekt getrunken, hier durfte man nicht Wein zum Essen bestellen.

Die kleinen Verstöße, die er beging, waren ihm recht fatal. Da er für Sport wenig übrig hatte und mit den Berliner Theaterverhältnissen nur wenig vertraut war, blieb er im Verlaufe des Essens meist nur schweigsamer Zuhörer. Aber es freute ihn, daß er aus dem Gespräch entnehmen konnte, wieviel Interesse die Beschäftigung in der Bank frei ließ.

Er sprach davon, daß er Musikstudien machen wollte.

Stieber nickte.

„So so . . . ja, wir haben auch ein paar famose Musiker in der Bank."

„Der kleine Stratzky komponiert sogar . . . haben Sie schon gehört?" fragte Kettler.

„Ach nee . . . was Sie sagen! Nett?"

„Na, wissen Sie denn nicht? Letzthin brachte er so'n paar Lieder mit — gedruckt, bitte sehr. Er pfiff sie mir vor. Ganz nett — wirklich. Ulkiges Kerlchen — furchtbarer Idealist. Träumt immer noch vom Komponistenruhm."

Felix wurde plötzlich schweigsam. Die gutmütige, gesunde Nüchternheit der beiden jungen Leute bedrückte ihn.

Er fühlte, daß er von seiner Musik hier nicht mit ihnen reden durfte. Und zugleich fühlte er, wie sich eine Kluft auftat zwischen ihm und den netten, freundlichen Menschen, die ihn fast herzlich in ihrer Mitte aufgenommen hatten. Ja — wenn er Märsche komponierte oder Walzer und von der Kunst mit jener agilen Begeisterung hätte sprechen können, wie Kettler vom Sport und Stieber von den Theatern — dann wäre es etwas anderes gewesen. Aber in ihm lag tief ein scheues, religiöses Gefühl für die Musik, die sein Innenleben beherrschte, und die ihn schon dadurch allein von seiner Umgebung schied.

„Gehen wir noch ein bißchen ins Café?" schlug Stieber vor.

Aber Felix verabschiedete sich, weil er zu Frau Jonas wollte.

Er traf sie nicht zu Hause. Das älteste Kind, ein Mädchen von zwölf Jahren mit dem altklugen, blassen Gesicht der kindlichen Sorgenweibchen, zeigte ihm ein großes Zimmer, in dem ein halb gepackter Korb stand und weibliche Toilettengegenstände auf Bett und Stühlen herumlagen.

„In drei Tagen können Sie die Stube bekommen. Jetzt wohnt eine Schauspielerin drin. Aber sie nimmt jetzt eine eigene Wohnung, ganz fein, in der Kleiststraße. Mutter hilft ihr beim Einrichten."

Felix sagte, daß er von der Deutschen Handelsbank empfohlen sei.

„Ja," meinte das Kind, „von da wohnen oft Herren bei uns. Auch ein Herr Stratzky wohnt hier, hat aber man nur so'n kleines Zimmerchen nach'm Hof. Sonntags gibt er mir immer Klavierstunde für umsonst. Ein sehr guter Herr. Mit dem Kaffee ist er auch sehr zufrieden", fügte sie plötzlich ein bißchen unvermittelt hinzu, wahrscheinlich, weil sie bemerkte, daß sie die geschäftliche Seite der Unterredung allzu sehr vernachlässigt hatte.

Felix unterdrückte ein leises Lächeln. Das Zimmer war peinlich sauber, nur in einem Zustand zufälliger Unordnung. Auf dem großen Schreibtisch standen aufgeschichtet Kartons mit Schreibpapier und etliche Bücher von Oskar Wilde.

Über einer Stuhllehne hing eine schwarze Federboa und dunkelgraue Handschuhe, die noch die Form einer schmalen, sehr langen Hand zeigten. Auf dem Nachttisch neben dem Bett lag ein blaues Rollenheft mit weißer aufgeklebter Etikette.

Felix trat mit neugierigem Blick näher.

„Ursula' — — ‚Dreikampf' von Frank Nehls", las er.

Es war eine beinahe hastige Gebärde, mit der er das Portemonnaie aus der Tasche zog.

„Hier," sagte er, zum Kinde gewendet, und gab ihr ein Zwanzigmarkstück, „das ist das Angeld. Sage deiner Mutter, daß ich in drei Tagen bei ihr einziehe. Und hier ist meine Karte."

* * *

Die Premierenspannung hatte im Frank Nehlsschen Hause seinen Höhepunkt erreicht. Die Aufführung war schon zweimal verschoben worden. Einmal hatte die Zensur einige Änderungen verlangt, das zweitemal mußte eine Dekoration umgemalt werden.

Enzlehn, von dem es hieß, daß er knapp vor der „Pleite" stand, kam in äußerer Tadellosigkeit, mit unbeweglichem Gesicht, zu jeder Probe. Der zweite Aufschub kostete ihm Hals und Kragen. Sein Kredit hatte sich nahezu erschöpft: die letzten zwei Jahre waren unglücklich für ihn gewesen. Er rechnete nur noch auf Frank Nehls.

War es ein Durchfall, so war er endgültig fertig. Die Verhältnisse waren zu verworren, als daß er da heraus noch einen schnellen rettenden Ausweg hätte finden können.

Seit Wochen markierte er ein heftiges Herzleiden. Für



„De senectute“.

(„Ueber das Greisenalter“.)

In der Prima war's. — Vom Wall her scholl
Des Hirten schalmeyende Flöte.
Von Sockeln aus Gyps sahn würdevoll
Der Großherzog und Goethe.
Durchs Fenster strömte Fliedergeruch.
Der Professor, der alte, gute,
Docierte aus dem friedlichen Buch
Ciceros „de senectute“.

Und er brachte es uns tüchtig bei,
Was für Glück den Greisen beschieden;
Wir lasen, wie reich das Alter sei
An sattem, behaglichem Frieden;
Wie des Alters Freuden der Rednersmann
Wie an den Fingern zählte!
Und ich denke noch mit Stolz daran,
Daß gar kein Neiden uns quälte!

Wir sehnten uns nicht aus dem Jugendland. —
Wir mußten ihn alle so lieben,
Den alten Mann, der weißhaarig da stand
Und ein großes Kind doch geblieben;
Der da meinte, es machte uns Riesenspaß,
Und er täte uns was zugute,
Wenn er uns aus Ciceros Greisenbuch las,
Aus dem Buche „de senectute“.





Wir hielten am lachenden Leben fest
Und waren der Torheit beflissen:
Uns galt in der Pappel ein Krähennest
Viel mehr als Ruhe und Wissen.
Uns freute Tanzen und Wandern sehr.
Wir standen auf irdischem Boden:
Ein Korb voller Nüsse galt uns mehr
Als Ciceros Satzperioden!

Es war, als noch kein Hoffen uns trog,
Wir liefen mit leichten Füßen!
Und Goethe und der Großherzog
Schienen uns freundlich zu grüßen!
Und durch die Fenster, wie blendend schier,
Lachte das Sonnengeflute,
Als lachte es grade so wie wir
Uebers Buch „de senectute“.

Wir haben damals nie gedacht
An späteren Alters Kränken!
Wer mag bei junger Rosenpracht
An Hagebutten denken!
Nun spielt mir der Tod seine Melodie
Mit leise mahnendem Schalle:
Das klingt nicht halb so lustig wie
Damals die Flöte vom Walle!

Ach, daß die goldene Zeit verflog! —
Nun drücken Sorgen und Ketten!
Kein Goethe und kein Großherzog
Könnte helfen und retten!
Dem alten Professor, der längst verschied,
War so geduldig zumute! —
Klänge auch mir erst so lockend das Lied
Wie ihm: „de senectute“.

Marx Möller.

alle Fälle. In einem verschlossenen Schränkchen seines Arbeitzimmers hatte er Opiate genug angesammelt, um der ganzen Geschichte ein Ende zu machen. Und dazu war er fest entschlossen, falls es schief gehen sollte.

Mit der Kaltblütigkeit, die ihn von jeher ausgezeichnet hatte, ordnete er seine privaten Angelegenheiten. Umgab sich mit dem Dekorum einer kaum zu überwältigenden Arbeitslast, versandte Notizen an die Zeitungen, die von einer fieberhaften Tätigkeit sprachen und nichts von der Ungewißheit zeigten, in der er in Wirklichkeit lebte.

Manchmal sprach er von einer notwendigen Reise; verschwand auf zwei Tage. Man glaubte ihn in Wien, Hamburg oder München.

Er aber rührte sich nicht aus seiner Wohnung am Kurfürstendamm, rührte sich kaum aus seinem Arbeitzimmer, das bloß sein Diener betreten durfte, und in dem er abends bei herabgelassenen Jalousien nur eine Lampe brennen ließ statt des elektrischen Lichtes.

Stundenlang ging er da auf und ab, rauchte eine Zigarette nach der andern, berührte kaum die Speisen, die er sich hereinbringen ließ. Er las nicht. Er rechnete nicht. Er dachte auch nicht an diese oder jene Möglichkeit. Er hatte weder die Kraft mehr, seine Gedanken zu zerstreuen, noch die, sie zu konzentrieren.

Einzig und allein der Wille, nach außen hin nichts merken zu lassen, beherrschte ihn, und dazu sammelte er die Kraft in diesen furchtbaren Tagen strenger Einsamkeit.

Vor seinem Bett graute ihm. Am erträglichsten schlief er noch, wenn er sich provisorisch auf der Chaiselongue ausstreckte und mit dem Plaid zudeckte. Wachte er auf, so gab ihm der Anblick seiner Bücher, seines Arbeitstisches, all der vertrauten Dinge aus seinem tätigen Tagesdasein eine gewisse Beruhigung.

Wurde es Tag, ging er dann in sein Schlafzimmer, ließ sich ein Glas Tee geben und schlief den schweren Erholungsschlaf zerrütteter Nerven. Spät abends ließ er sich dann wieder im Klub sehen, spielte kaum eine halbe Stunde nachlässig und zerstreut und verließ seine Partner mit dem Hinweis auf die Abspannung infolge der großen Premierenarbeit.

Er täuschte zwar keinen, aber er erzwang sich von andern den äußeren Ton und die Geste, die er haben wollte, und die ihm seine eigene Sicherheit stählte.

Am nächsten Morgen auf der Probe war er dann wieder der unnahbare Chef, der blendende Regisseur voll glänzender Einfälle, voll künstlerischen Schwunges, und man wurde beinahe irre und verwies die Gerüchte über ihn in das Reich der Fabel, des böswilligen Klatsches.

Es war beinahe ein dramatischer Moment, als Frank Nehls in einem seiner temperamentvollen Ausbrüche die neue Dekoration verlangte und somit die Aufführung wieder um etliche Tage verschob.

Frank Nehls und Enzlehn, sie beide waren in einer ähnlich verzweifelten Lage. Ihre Existenzmöglichkeit war wirklich nur mehr eine Frage von wenigen Tagen, und es lag beinahe etwas wie Größe in der eigensinnigen künstlerischen Forderung des Schriftstellers, in der kalten Zubilligung des Bühnenleiters.

Endlich kam der Tag der Generalprobe. Frank Nehls hatte sich jeden fremden Zuschauer verbeten.

Nur Pieps hatte er mitgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Spelterinis Flug über die Alpen.

Hierzu 4 Ballonaufnahmen von Kapt. E. Spelterini und eine Uebersichtskarte.

Im Zeitalter und unter den Erfolgen Zeppelins scheint es, als ob die freifliegenden Ballons an Interesse einbüßen müßten. Die freifliegenden Ballons haben jedoch trotz der lenkbaren keineswegs an Wert verloren, denn als Hilfsmittel der aerologischen Wissenschaft werden sie ohne Frage noch für lange Zeit ihre Stellung behaupten. Vorläufig nämlich ist keine Aussicht vorhanden, mit lenkbaren Ballons auch nur annähernd ähnliche Höhen zu erreichen wie mit freifliegenden; die größte Höhe, die Zeppelins Ballon erreichte, betrug 1800 Meter. Der Luftsport mit Freiballons wird also noch lange bestehen, seine Lebensdauer wird durch die lenkbaren in keiner Weise verkürzt.

Alpenfahrten wie die des Kapitäns Spelterini, von denen hier gesprochen werden soll, sind aus verschiedenen Gründen heute mit lenkbaren Ballons überhaupt noch nicht auszuführen. Man denke nur daran, daß ein lenkbarer Ballon — selbst wenn er die erforderlichen Höhen erreichen würde — bei einer Alpenfahrt Havarie erleiden und zum Niedergehen in einsamer, wilder Gegend auf unzugänglichen Bergeshöhen gezwungen würde. Außerdem verbieten auch die ungeheuren Kosten der Riesenfüllungen einen solchen Sport.

Kapitän Spelterini ist kein Neuling auf dem Gebiet der Alpenfahrten. Mit dem Ballon „Sirius" hat er eine neue bedeutungsvolle Leistung vollbracht. Es war seine siebente Alpen- und seine 539. Ballonfahrt überhaupt. Die Fahrt hat ihn von Chamonix in Savoyen die Kette der Hochalpen entlang bis dicht an die italienische Grenze geführt, von wo die Luftschiffer dann zu Fuß Locarno erreichten.

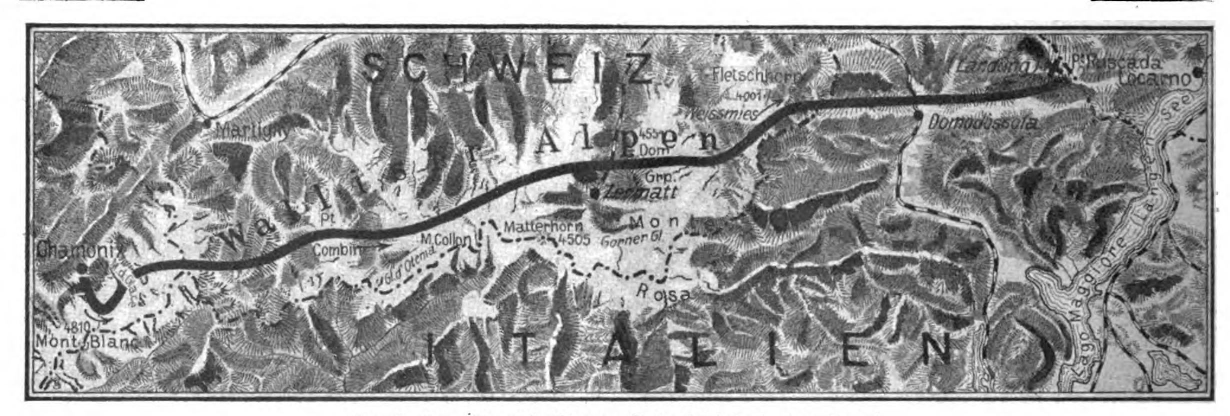
Eduard Spelterini wurde 1853 im Kanton St. Gallen geboren; er ist in Lugano aufgewachsen. In der Aeronautenschule in Paris hat er seine ersten Kenntnisse in der Luftschiffahrt erworben. Später bildete er sich autodidaktisch zum kühnen erfahrenen Luftschiffer aus. Auf allen seinen Fahrten erlitt er nie einen ernstlichen Unfall, trotzdem er natürlich viele Abenteuer und ernste Gefahren zu bestehen hatte. Seine Begleiter auf der letzten Fahrt waren Graf F. de Chateaubriand (Paris), Otto Duncker (Bremen) und Franz Reichel (Paris). Die Ausrüstung des Ballons war in vieler Beziehung bedeutend vervollkommnet worden.

Die Fahrt selbst bot eine große und wertvolle photographische Ausbeute. Bei diesen Ballonaufnahmen stehen naturgemäß große Schwierigkeiten im Wege. Denn wenn das Fahrzeug auch still und ruhig, ja fast unbeweglich in der Luft dahinzugleiten scheint, so besteht diese zum Photographieren so nötige Ruhe in Wirklichkeit nicht. Ganz abgesehen von den Drehungen, die





Rundblick aus 3800 m Höhe: Das mer de glace mit seinen Seitenarmen, den Tacul- und Leschauxgletschern.



Im Ballon über die Alpen: Uebersichtskarte der Fahrt.

der Ballon hin und wieder um seine Achse ausführt, befindet sich der Photograph im Korb selbst in steter ununterbrochener Bewegung von oben nach unten. Durch diese beiden Umstände wird es dem Photographen außerordentlich erschwert, gute und getreue Aufnahmen zu gewinnen. Die Kunst der Ballonphotographie besteht also in erster Linie darin, den passenden Augenblick einer Aufnahme rechtzeitig und schnell zu erkennen und zu benutzen, und gerade hierin hat Kapitän Spelterini mehr als einmal glänzende Proben seiner Fähigkeit abgelegt. Und welchen Wert derartige Bilder besitzen, ist ohne weiteres offenbar; denn durch sie erhalten wir Kenntnis von Gegenden, die dem Auge sonst verborgen sind oder doch wenigstens nur mangelhaft erschlossen werden können. Sie enthüllen uns Schönheiten, die wir bisher nicht kannten; sie zeigen uns Einzelheiten wunderbarer und grotesker Art, Eisgebilde der Gletscher, steil abstürzende Felsvorsprünge, schwarze und spitze Firne, gähnende Tiefen. Und nicht nur unvergängliche Eindrücke von der Erhabenheit und Großartigkeit der Natur gewähren diese Bilder, sondern sie sind auch hochbedeutsam für die Wissenschaft, für den Naturkundigen, den Geologen und Meteorologen. Von den Aufnahmen Spelterinis bringen wir einige Bilder aus der grandiosen Alpenwelt, die die Luftschiffer sahen wie keine andere Menschen vor ihnen. Um die ganze Pracht und Herrlichkeit jener hochalpinen Gegenden ermessen zu können, müßte man sich allerdings selbst in der Gondel des Ballons befunden haben — man muß sich in diesem Fall eben mit der Schilderung eines der Fahrtteilnehmer begnügen.

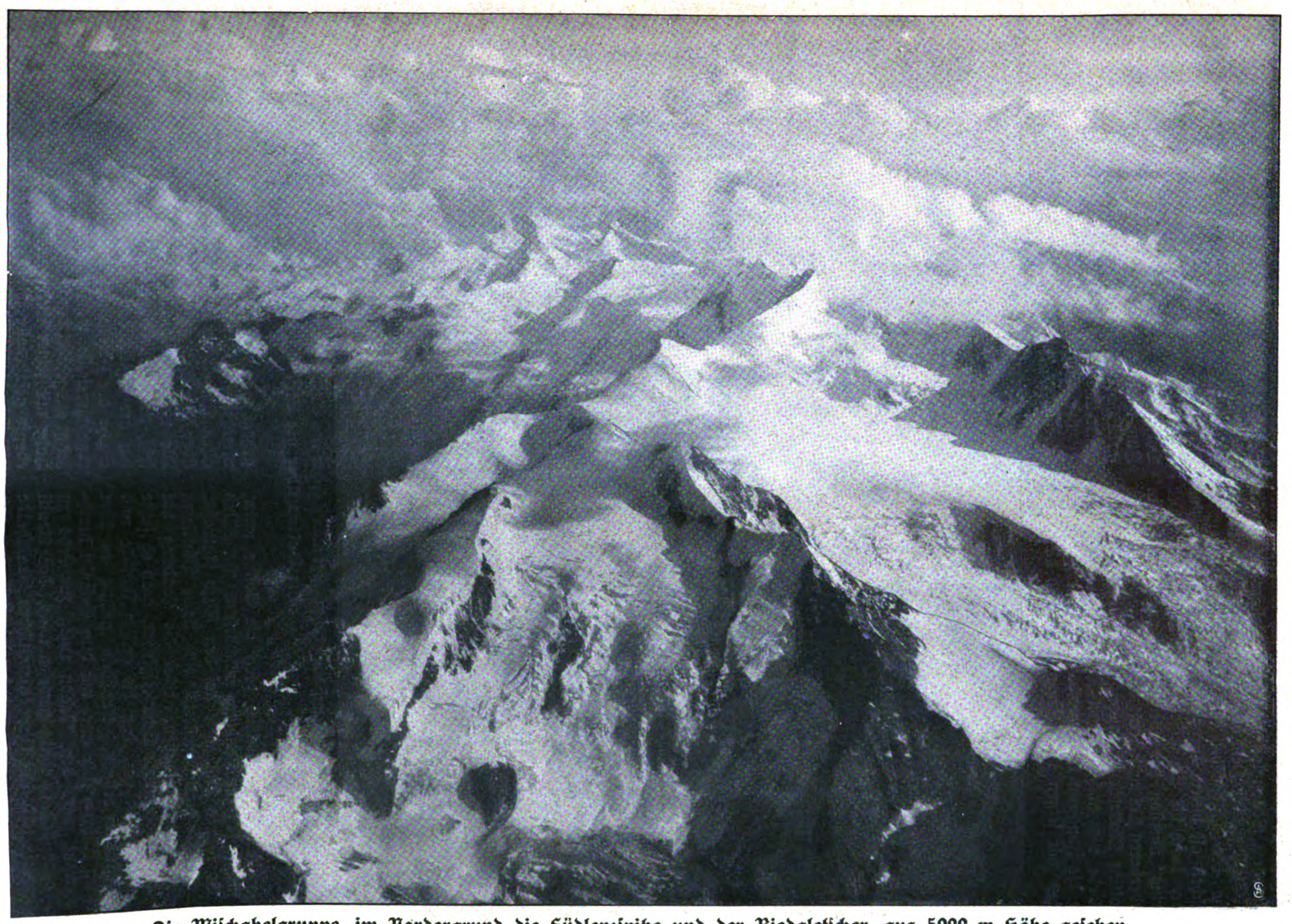
Der „Sirius“ schwebte um die Aiguille Dudru, flog dann zum Argentièregletscher und zog in 4000 Meter Höhe über den Tour Noir. Allerdings muß das ein Schauspiel gewesen sein, wundervoll und unbeschreiblich zugleich. Dem Ballon gegenüber erhob sich die gewaltige Masse des Montblanc mit seiner ganzen Umgebung von Spitzen und Nadeln, links ragten die



1. Aiguille du Tacul. 2. du Grépon. 3. du Charmoz. 4. du Plan. 5. du Midi. 6. du Géant.

Beim Aufstieg aus dem Chamonixtal: Das Auftauchen der Bergspitzen.





Die Mischabelgruppe, im Vordergrund die Südlenzspitze und der Riedgletscher, aus 5000 m Höhe gesehen.

Walliser Alpen auf, deren weiße Gipfel als Bilder unvergeßlicher Pracht in der Luft sich widerspiegelten. Hinter dem Ballon lag ein Gewirr riesiger Felskuppen und Gletscher, der Dent du Midi, die Diablons, in der Ferne der Wildstrubel und die Jungfrauengruppe. Zwischen all diesen Bergriesen schlängelten sich grüne Täler, durch die sich reißende Ströme wanden. Der „Sirius" überflog das Weißhorn, schwebte über dem wunderbaren Tal von Zermatt. Dann zog er über das gewaltige Matterhorn hinweg, und schließlich sah man die Erde nur noch zwischen Wolkenrissen. Während links die Jungfrau verschwand, tauchte in der Ferne Italien mit seinen noch fernen Seen und die Ebene erste Unterkunft vor dem rauhen Wetter, gegen das der verhältnismäßig kleine Ballonkorb nur ungenügenden Schutz gewährte. Zuerst wurde ein Feuer angezündet, an dem sich die frierenden Reisenden in der Kälte wärmen konnten.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde der Ballon kunstgerecht verpackt und nach dem nächsten Dorf an der italienisch-schweizerischen Grenze gebracht. Zum Transport waren nicht weniger als 25 Mann erforderlich, die den Ballon mit allen seinen Zubehörteilen in langem Zug von der Höhe zu Tal schafften.

Der Wunsch, die Alpen mit dem Kugelballon zu überqueren, ist von Luftschiffern seit langen Jahren



Blick auf den großen Argentièregletscher aus einer Höhe von 4200 Meter.

Im Ballon über die Alpen.

der Lombardei auf. Endlich ging die Sonne unter, man mußte sich zur Landung entschließen. Der Wind trieb die kühnen Luftschiffer auf den Pizzo Ruscada.

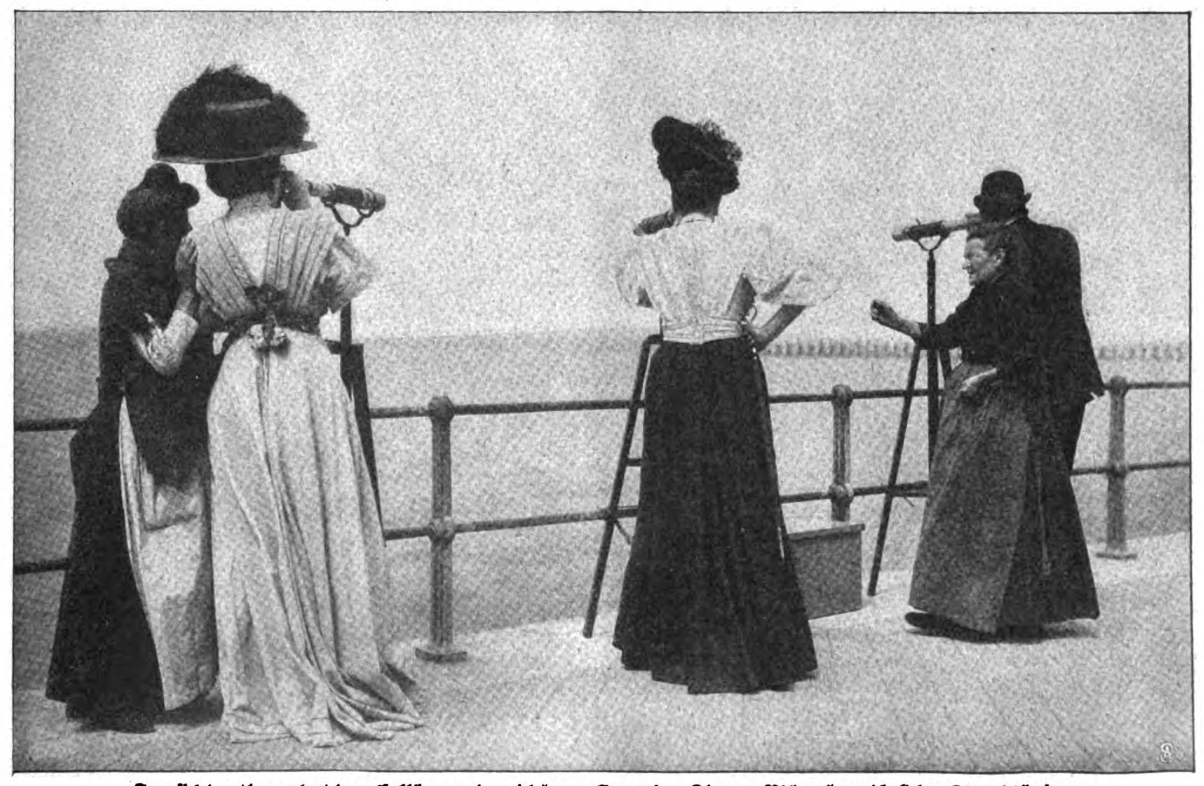
Hier faßte nun Spelterini eine kleine Plattform ins Auge, um zu landen. Aber die Landung bot doch ziemlich bedeutende Schwierigkeiten, denn es setzte ein starker Sturm ein, der die größte Vorsicht und Geschicklichkeit erforderte. Trotzdem gelang es dem erfahrenen Führer, der auch mit dem Gelände durchaus vertraut war, den Ballon ruhig zur Erde zu leiten, ohne daß es nötig gewesen wäre, das Ventil zu benutzen, und auf einer unwirtlichen Geröllhalde glücklich zu landen. Ein einfacher Viehstall, der sich in der Nähe fand, bot den kühnen Luftschiffern die gehegt worden. Seiner Ausführung stellten sich jedoch ungeheure Schwierigkeiten und Hindernisse, so vor allen Dingen die Unbestimmbarkeit der Luftströmungen über dem Gebirge und deren Unbeständigkeit entgegen. Die meisten der bisher angestellten Versuche schlugen fehl, einige allerdings sind auch gelungen. Jedenfalls hat der letzte kühne Zug des Kapitäns Spelterini der Sache der Freiballons unendlich genützt, weil sie die ergebnisreichste war, die überhaupt im letzten Jahrzehnt ausgeführt wurde. Spelterini gedenkt im nächsten Jahr mit seiner Ueberquerung der Berninagruppe die ebenso gefahrvolle wie hochbedeutsame Aufgabe abzuschließen, die er sich schon vor zehn Jahren stellte, nämlich das gesamte Alpengebiet im Ballon zu überqueren.

Ein Sonntag in Ostende.

Von A. Pitcairn-Knowles. — Hierzu 11 Aufnahmen des Verfassers.



Außerordentlich ist die Zugkraft des beliebten Ostende, das wie kaum ein zweites Seebad die vergnügungslustigen und erholungsbedürftigen Sommerfrischler an das Gestade der herrlichen Nordsee lockt. Wenn man von der prächtigen Digue aus den Blick über den breiten Strand mit den Tausenden badender, watender und im Sand buddelnder Menschen schweifen läßt oder das Wogen der zehntausend Menschenköpfe bei einem Carusokonzert in dem großen, unvergleichlich schönen Kursaal beobachtet, muß man jedesmal von neuem ob der Macht des bedeutenden Kopfes staunen, der, unsagbaren Hindernissen und Schwierigkeiten trotzend, das schon mehr als einmal dem Ruin nahe belgische Monte Carlo vor dem Zusammenbruch bewahrt und es zu solchem Blühen und Gedeihen gefördert hat. Aus allen Himmelsrichtungen strömen die nach Belustigung Suchenden in das aus den öden Dünen erstandene Weltbad, wo der reiche Lord mit dem amerikanischen Multimillionär und Vertretern der deutschen Plutokratie im Geldausgeben wetteifert und am grünen Tisch des „Cercle Privé“, auf dem grünen Rasen des „Hippodrome Wellington“, am „Tir aux Pigeons“ seine kostspieligen Passionen befriedigt, nachdem er für den Vorzug, sich in einer „Cabine de Luxe“ fürs Bad zu entkleiden,



Fernsicht mit wortreicher Erklärung der schönen Gegend. Oberes Bild: **Sonntägliche Strandläufer.**



bereitwillig das Zehnfache des üblichen Preises zu zahlen geruht und sich an den lukullischen Tafelgenüssen der modernsten Hotelpaläste satt gegessen hat. Wer wollte ihm wohl deshalb Vorwürfe machen! Im Gegenteil, loben wir den zahlfreudigen verschwenderischen Millionär, der, statt seinen Reichtum für kommende Generationen aufzuspeichern, seine Schätze der Menschheit schon jetzt zugute kommen läßt. Aber nicht nur auf jene, die mit einer gespickten

Beim Miesmuschelsuchen. Mittl. Bild: **Die Garderobe der Kneippianer.**

Börse in die Sommerfrische ziehen, übt Ostende eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus; auch dem kleinen Mann bietet dieses Weltbad eine Fülle guter, schmächtigeren Portemonnaies angemessener Genüsse. Auch alle jene, die sechs Tage in der Woche von morgens früh bis abends spät im Kampf ums Dasein ringen müssen, haben Ostende zu ihrem Mekka machen können, sei es auch nur auf wenige, schnell verlebte Stunden. Ein Sonntag in Ostende! — Haben sie nicht schon in den langen trüben Wintermonaten davon geträumt, die biederen flämischen und wallonischen Bauersleute und gar manche der strebsamen Städter, die einen Teil der mit Mühe erworbenen Silberstücke beiseite gelegt, um, wenn die Augustsonne ihre glühenden Strahlen verbreitet, mit Kind und Kegel die ihrer harrenden Ausflüglerzüge zu besteigen und an die Verwirklichung des Traumes zu gehen? Aus der gähnenden Langweile des ländlichen Einerleis und der verödeten Stadt werden Tausende allsonntäglich in den Trubel der „Königin der Nordseebäder" verpflanzt. Der Strom der der Arbeit Entflohenen ergießt sich schon in den frühesten Morgenstunden vom Bahnhof durch alle Verkehrsadern des Weltbads, um das glitzernde Meer und den goldgelben Strand zu erreichen.

Da schreitet die schwerfällige, gutmütige Bäurin Flanderns in ihrem



Rast der Sonntagsausflügler: Picknick am Strande.

Sonntagſtaat gemächlich dahin, während die kokette Wallonin, ihr Entzücken bei jedem Schritt bekundend, mit ſichtlicher Ungeduld den Freuden des lang erſehnten Tages entgegeneilt. Luſtig und ausgelaſſen, zuweilen in fieberhafter Erregung hüpfen und tanzen die niedlichen Vertreterinnen des nördlichen Frankreich auf dem

Eine bequeme Chaiſelongue.

Flämiſche Bäuerinnen „im Spiel der Wellen". Mittleres Bild: Promenade auf der Brücke.





Die Badegelegenheit für Gäste aus der Umgegend.

Wege zur Wasserkant, und hier und da sticht das freundliche Farbengemisch einer seeländischen Bauerntracht gegen die düstere Kleidung des belgischen Ausflüglervolks ab. Hier am Arm des Herzallerliebsten, dort im Schutz väterlicher Aufsicht, oft zu Gruppen vereint, der Kapelle und der Fahne einer der zahllosen Musikvereine folgend, die am Sonntag den Bewohnern aller „Squares" und „Places" Proben ihres Könnens liefern, ziehen sie dahin. Die Digue, der Strand, die Estakade, die Cafés wimmeln bald von Menschen, die in dieser Stadt des ausschweifendsten Luxus sich den einfachsten, bescheidensten Vergnügungen hingeben wollen. Sie suchen nicht rauschende Feste, nicht das Raffinement der Weltstadt, sie glauben sich schon in den siebenten Himmel versetzt, wenn sie an der Quelle für zwanzig Centimes Krevetten oder Miesmuscheln ver-

Eine ängstliche Damengesellschaft unter männlichem Schutz. Mittleres Bild: Baby darf planschen.

zehren und dazu einen Bock schlürfen oder den halben Morgen barfuß im Salzwasser planschen können oder gar auf ein Stündchen auf dem beflaggten Vergnügungsdampfer die Freuden einer Seereise zu kosten bekommen. Und wer sich's leisten kann, spendiert noch einen Franken, um sich aus allernächster Nähe das Leben und Treiben am Badeplatz anzusehen und selbst am lustigen Spiel in der welligen Flut teilzunehmen, an diesem Karneval im Wasser, wie man ihn fröhlicher nicht erleben kann. Reich und arm sieht man da nebeneinander oder gar miteinander in harmloser Gemütlichkeit tollen und schäkern; in derbes Gewand gekleidete, plumpe Bauersfrauen ducken sich unter die gleiche Welle wie die mit kostbaren, seidenen Kostümen und bändergeschmückten Hüten herausgeputzten Schönen.

Hand in Hand schreiten die zum erstenmal in die Flut steigenden Mädchen vom Lande in geliehenen Männerkostümen zaghaft ins Naß, bis das Wasser ihnen bis zu den Knien reicht. Die erste Welle rauscht heran, einige Wassertropfen spritzen zischend empor, und mit lautem Angstgeschrei stürzen die Dorfschönen heftig erschrocken in ihre Kabinen zurück, um nach wiederholten ähnlichen mißglückten Versuchen, dem Bade Geschmack abzugewinnen, mit fast unbenetzten Körpern ans Land zurückzukehren. Daß sie den folgenden Tag zu Hause im Dorf erzählen können, wie sie sich in die gefährliche Tiefe hinausgewagt und das Rettungsboot beinahe erreicht hätten, und wie die Rettungsmannschaft ihnen sogar ein Warnungsignal zugetutet hätte, entschädigt sie vollauf für die Enttäuschung.

Ist für viele der Sonntagsgäste die Dampferfahrt oder das Bad das Hauptereignis des Tages, so finden andere wieder ihren Herzenswunsch erfüllt, wenn sie in einem der großstädtischen Restaurants nach Muster ihrer begüterten Mitmenschen an den Erzeugnissen der Küche des Highlife ihre Gaumengelüste befriedigen können. Bei einer solchen Gelegenheit soll es einmal vorgekommen sein, daß ein bäuerlicher Feinschmecker, der sich nach befriedigtem Appetit einen Kaffee bestellte, dem Kellner, der ihm die das Mahl beschließende Schale mit lauwarmem Wasser und einer Zitronenschale darreichte, ärgerlich zurief: „Aber, Monsieur, ich habe doch keine Limonade bestellt, sondern Kaffee!" Und dem überraschten Kellner soll es nicht leicht geworden sein, dem Unzufriedenen verständlich zu machen, daß die „Limonade" dazu da wäre, um ihm Gelegenheit zu geben, sich die Finger zu säubern.

George Washington.

Eine wahrhaftige Geschichte von Charlotte Niese.

Im ganzen Hause war eine große Aufregung. Mausi hatte zum erstenmal gelogen. Die kleine liebe Mausi, die eben fünf Jahre alt geworden war, und die bis dahin noch niemals die Unwahrheit gesagt hatte. Heute aber war der Lügenteufel gekommen und hatte sie in seine Krallen gepackt, so daß sie ihm widerstandslos gehorchte.

Es war nur die Zuckerdose gewesen, die allein und unbehütet auf dem Tisch gestanden hatte, und zu der Mausi hinaufgeklettert war. Diese Dose war ganz gefüllt, und ihr weißer Inhalt glitzerte verführerisch und einsam. Mausi war allein mit ihr gewesen, und als sie nachher in Tränen bei der leeren Dose und mit einem sehr klebrigen Mäulchen gefunden wurde, da hatte sie schluchzend berichtet, daß ein süßer kleiner Hund gekommen wäre, der allen Zucker genommen und Mausi gezwungen hätte, auch einige Stückchen zu verspeisen.

Nun gab es aber keinen kleinen süßen Hund im ganzen Hause, und Mausi mußte wegen heftiger Leibschmerzen zu Bett gebracht werden.

Es war eine schreckliche Geschichte. Vater war ernstlich aufgeregt, Mutter weinte beinah, und Miß Collins, Mausis englische Miß, raufte sich fast die Haare. Denn daß ihr anvertrauter Zögling die Unwahrheit sagen könnte, erschien ihr entsetzlich. Der Zucker war es nicht. Daß Kinder einmal naschen, wenn sie mit der Zuckerdose allein gelassen werden, das kommt in den besten Familien vor; das ist schlimm und muß gerügt werden, aber die Feigheit, die darin liegt, ein kleines Unrecht nicht einzugestehen und steif und fest irgend etwas Unmögliches zu lügen, das war das Schlimme, das Unerhörte.

Wie gesagt, Mutter glaubte, niemals wieder froh werden zu können, Miß Collins jammerte vor sich hin, und selbst in der Küche machten die Dienstmädchen bedenkliche Gesichter. Besonders die Köchin, die sich Stütze nannte und als solche sehr gediegene Eigenschaften hatte. Aber auch die kleine lustige Lise, das Hausmädchen, sagte immer wieder: „Gottogott, so was sollt doch nicht angehen können!"

Es war ganz selbstverständlich, daß Mausi bestraft werden mußte, und Mutter ging zu ihr ins Schlafzimmer, wo sie ein wenig mit der Rute bekam. Mausi heulte, und Mutter weinte, Mausi wurde wieder zu Bett gepackt, und Mutter hatte so heftige Kopfschmerzen, daß sie gleichfalls sich hinlegen mußte. Es war ein sehr ungemütlicher Tag. Vater, der mit seinem Klub eine Ausfahrt machte, sprach mit dem gleichfalls zum Klub gehörenden Schuldirektor lange und eingehend über Kindererziehung und machte dabei so düstere Andeutungen, daß ihn der alte Herr, der sonst nicht viel von ihm wußte, bedauernd betrachtete, weiter aber nicht fragen mochte.

Gott sei Dank, solche schwere Tage gehen auch vorüber, und als am andern Morgen die liebe Sonne über Gerechte und Ungerechte aufging, da wachte unser Mausi nach erquickendem Schlummer auf, hatte keine Leibschmerzen mehr und fühlte nur gelegentlich ein kleines Brennen dort, wohin sie die Rute getroffen hatte. Mutters Hände hatten nicht ordentlich zugeschlagen: heute konnte man die ganze Geschichte vergessen.

So dachte Mausi, aber sie mußte bald merken, daß andere Leute ein besseres Gedächtnis hatten als sie.

„Will mein kleines Mädchen wieder gut sein und niemals mehr lügen?" fragte der Vater, als Mausi ihm den Morgenkuß anbot.

Seine Stimme klang rauh, weil er gestern abend seinen Kummer in echtem Münchner erstickt hatte, und



Mausi weinte ein wenig, versprach aber das Menschenmögliche, worauf sie ihren Kuß los wurde. Dann nahm Mutter sie auf den Schoß, wollte sprechen, konnte es nicht und überantwortete die Kleine an Miß Collins, die jetzt eintrat und eine ernste Rede hielt. Sie konnte gut sprechen, und heute flossen ihr die Worte besonders von den Lippen. Ein kleines Mädchen, das log, war etwas unaussprechlich Gemeines, Verabscheuungswürdiges, schon hier auf der Erde: aber das Schlimmste kam später. Wer log, der kam nicht in den Himmel!

Nicht in den Himmel! Mit einiger Fassung hatte Mausi alle Reden über sich ergehen lassen. Jetzt aber horchte sie auf, und ihre blauen Augen wurden groß. War das wahr, was Miß Collins sagte? Sie sollte nicht in den Himmel zum lieben Gott kommen, wenn sie mal ein wenig flunkerte? Beinah angstvoll sah sie Mutter und Vater an, die aber bestätigend mit dem Kopf nickten. Ja, Miß Collins hatte recht: im Himmel war kein Platz für Lügner. Miß Collins predigte noch weiter, aber Mausi saß in Gedanken versunken. Der Zucker hatte sehr gut geschmeckt, die Leibschmerzen waren vergessen, und die Rute war auch nicht alle Welt gewesen: über diese Dinge hatte Mausi sich recht schnell beruhigt und sich halbwegs gewundert, daß alle sich so anstellten. Nun konnte sie ihre Aufregung begreifen. Ja, wenn diese Strafe aufs Lügen stand, wenn der liebe Gott nichts von einem wissen wollte und man nicht in seinen schönen Himmel kam, ja, dann war es schrecklich von ihr gewesen, zu lügen.

Nicht in den Himmel? Mausi brach in lautes Geschrei aus, und Miß Collins brachte sie schnell nach draußen, suchte sie zu beruhigen, indem sie die Hoffnung aussprach, daß es der liebe Gott diesmal nicht so genau nehmen würde, und brachte es dann auch so weit, daß Mausi ihre Tränen abwischte und sich zum Spaziergang anziehen ließ.

Aber sie blieb doch den ganzen Morgen still und in sich gekehrt, so daß Miß Collins sich recht freute. Die Predigt schien Eindruck gemacht zu haben, und das war die Hauptsache. Daher nahm die Engländerin auch Veranlassung, Mausi eine kleine Geschichte von George Washington zu erzählen, der in seinem ganzen Leben keine einzige Lüge gesagt hatte, und der deshalb allen Kindern als Vorbild dienen mußte.

Mausi horchte unwillkürlich auf diese Erzählung, und als Miß Collins fertig war, fragte sie: „Dann ist George Washington also einer, der ganz gewiß in den Himmel kommt?"

„Er ist schon lange darin", antwortete die Miß feierlich. „Er ist leider tot, aber er wird niemals vergessen werden, weil er niemals log!"

Und sie berichtete, daß George Washington in Amerika gelebt habe und ein großer, großer Mann gewesen wäre. Er hatte nie, nie eine Unwahrheit gesagt, und nun war er lange im Himmel beim lieben Gott.

Mausi war so nachdenklich geworden, daß Miß Collins sehr zufrieden war. Ihre eigene Mutter war eine Amerikanerin, daher war ihr George Washington gewissermaßen ein Nationalheld, und sie wurde nicht müde, von ihm zu berichten. Was er Großes getan und gesagt hatte. Aber weil Mausi doch bei diesen Erzählungen auch noch erzogen werden sollte, so war ihr Schlußsatz immer der gleiche. Daß er niemals gelogen hatte und daher ganz gewiß jetzt beim lieben Gott im Himmel war.

Mausi war noch immer schweigsam, und Vater und Mutter freuten sich, wie tief der Eindruck gewesen war, den die Sünde und dann die Strafe auf sie gemacht hatten. Sie waren noch ein wenig gemessen mit der Kleinen, und am Abend kam noch eine kleine Rede, die sie sehr ernsthaft anhörte, und mit zitternden Lippen gelobte sie, niemals wieder zu lügen.

Dann schlief sie felsenfest in ihrem Bettchen ein und wachte in der Nacht davon auf, daß das elektrische Licht angeknipst wurde, und daß Miß Collins, die in dem gleichen Zimmer bei ihr schlief, leise aufstand, etwas überwarf, einen langen Brief schrieb, dazu Schokolade aß und endlich noch in ihrem dicken englischen Buch las, das sie sich immer von der Bibliothek holte. Endlich ging sie wieder zu Bett, und Mausi, die schweigend gelegen und nichts gesagt hatte, schlief auch wieder ein.

Am nächsten Morgen war Mutter sehr verdrießlich. Miß Collins verschlief sich, und Mausi wurde erst angezogen, als Vater schon im Geschäft war.

„Miß Collins, Sie lesen doch nicht etwa spät abends?" fragte Mutter, und die Engländerin schüttelte den Kopf.

„Gewiß nicht, gnädige Frau! Gestern abend bin ich allerdings später zur Ruhe gegangen, weil ich Mausis Strümpfe stopfen mußte."

Mutter wurde gerührt, schalt nicht mehr und bat Miß Collins, ihre Augen zu schonen. Mausi aber sah Miß Collins so ernsthaft an, daß diese sie hastig nach George Washington fragte.

„Weißt du noch, was ich dir von ihm erzählt habe?"

Die Kleine nickte. „Er ist im Himmel!" erwiderte sie, und dann lief sie davon. In die Küche zu der Köchin, die eine Stütze war, und die gerade Besuch von dem netten Artilleristen hatte, der manchmal ins Haus kam, wenn die Eltern ausgegangen waren. Es war noch nicht die Zeit, da Mutter in die Küche kam; die Stütze und der Soldat küßten sich und sprachen von dem Ball, der morgen, Sonntag, war, und zu dem die Köchin leider nicht gehen konnte, weil das Hausmädchen Ausgang hatte und sie nicht. Aber vielleicht könnte sie sich noch frei machen: sie wollte mal sehen. Der Soldat verschwand, und die Köchin, die jetzt erst Mausi bemerkte, steckte ihr ein Stück Zucker in den Mund. Wie sie immer tat, wenn sie Besuch hatte und Mausi nichts davon sagen sollte. Mausi hatte auch bis dahin nie etwas gesagt, weil sie überhaupt vergeßlich war. Heute schmeckte ihr der Zucker vortrefflich, und als ihre Mutter nun in die Küche kam, horchte sie nur auf das, was über das Mittagessen gesagt wurde.

Die Unterhaltung war zu Ende, und Mutter wollte gerade gehen, als sich die Köchin räusperte.

„Gnädige Frau, wäre es wohl möglich, daß ich morgen abend fortgehen und erst am Montagmorgen wiederkommen könnte?"

„Es ist doch nicht Ihr Sonntag, Minna!" erwiderte Mutter zögernd, und Minna lächelte ehrbar.

„Ich weiß, gnädige Frau; ich würde auch nicht so unbescheiden sein zu bitten, wenn nicht meine Tante in Schierhagen gestorben wäre. Sie wird morgen nachmittag dort beerdigt, und Mutter meinte, ob ich ihr nicht auch die letzte Ehre erweisen dürfte. Es war meine einzige Tante!" Minna rieb sich die Augen, während Mausis Mutter einige teilnehmende Worte sagte und ihre Einwilligung erteilte. Sie hatte Gäste



zu Tisch haben wollen, aber dann mußte sie eine Aushilfe nehmen.

Sie sprach nachher mit Vater über diesen Fall, und dieser gab ihr recht: von der Erfüllung einer heiligen Familienpflicht durfte man kein Mädchen abhalten. So also ging Minna schon am frühen Sonntagnachmittag in einem weißen Kleid davon, über das sie einen ehrbaren schwarzen Regenmantel gezogen hatte, und weil Miß Collins ebenfalls Ausgang hatte, so mußte Mausi so lange bei dem Hausmädchen sein, bis dieses auch verschwand. Lise war immer so nett, und Mausi hatte nichts dagegen, ihr zuzusehen, wenn sie sich in ihren Sonntagstaat warf. In die klare Bluse, die ebenso fein war wie Mutter ihre, und in den weißen Rock, der ein wenig dünn wurde, weil er nach jedem Ausgang gewaschen werden mußte. Leider stimmten Lises Stiefel nicht recht zu ihrem sonstigen Putz: sie hatten große Löcher in den Sohlen, und als das Mädchen in sie hineinfuhr, da ging die rechte Zehe gleich wieder ins Freie.

„O weh!" sagte Mausi bedauernd, und Lise zuckte die Achseln, besann sich einen Augenblick und huschte davon. Mit einem Paar sehr hübscher Stiefel erschien sie wieder und knöpfte sie sich so eilig an, daß Mausi keine Zeit hatte, ihr Erstaunen zu äußern. Denn, waren das nicht Mutters beste Stiefel, die aus feinem Leder waren und eigentlich nur in Gesellschaften getragen wurden? Mausi kannte sie, weil sie sie Mutter manchmal brachte und sich dann über das seidene Futter, das mattglänzende Leder freute. Aber ehe sie etwas sagen konnte, war Lise fertig, sagte ihr hastig Lebewohl, ermahnte sie zur Artigkeit und war verschwunden.

Mausi kam nicht dazu, ihre Beobachtung Mutter mitzuteilen. Der erwartete Besuch erschien, und Mutter hatte keine Zeit, da die Aushilfe nicht recht allein fertig werden konnte. Dann kam Miß Collins allmählich wieder, und der Sonntag war für die Kleine zu Ende.

Am nächsten Morgen suchte Mutter ihre Stiefel und konnte nicht begreifen, wo sie hingeraten waren. Heute wollte sie sie tragen, und sie schienen verloren. Aber da erschien Lise mit den Stiefeln in der Hand. Sie hatte Kopfschmerzen, war schlechter Laune und konnte nicht begreifen, daß die gnädige Frau nicht mehr wußte, daß die Stiefel oben im Schrank standen, woher Lise sie eben geholt hatte.

Mutter wunderte sich, daß sie so vergeßlich sein konnte, und konnte auch nicht verstehen, daß an jedem Stiefel einige Knöpfe fehlten, worauf Lise sich gnädig anbot, sie wieder anzunähen.

Mausi war bei dieser Unterhaltung zugegen gewesen, und ihre Augen nahmen einen solchen Ausdruck der Bekümmernis an, daß Miß Collins sie lachend fragte, worüber sie so ernsthaft nachdächte.

„Ich möchte so gern wissen, ob George Washington wirklich nie gelogen hat, nicht ein klein bißchen?"

Und Mausi preßte flehend die Hände zusammen.

Miß Collins wurde eifrig.

„Habe ich's dir nicht schon gesagt? Er hat nie, niemals gelogen!"

„Und er ist jetzt im Himmel?"

„Natürlich, Kind! Wenn er gelogen hätte, würde er nicht im Himmel beim lieben Gott sein!"

Und die Engländerin nahm Mausi mit in die Stadt, wo ihnen bald ein Herr begegnete, der Mausi einen lieben Schatz nannte und sie fragte, wann ihr Väterchen wohl heute zu sprechen wäre.

Mausi erwiderte, daß Vater immer um sechs Uhr abends zum Essen käme, und als der Herr weiter fragte, wie es der Mutter ginge, sagte sie, daß Mutter sehr vergnügt und wohl wäre. Darauf meldete sich der Herr bei ihrem Vater um sieben Uhr an und bat Mausi, die Bestellung zu übernehmen. Sie versprach es, vergaß es aber gleich, und Miß Collins hatte wohl auch an anderes zu denken. So kam es, daß Herr Scharf gerade in dem Augenblick gemeldet wurde, als Mausi zum Gutenachtsagen auf Vaters Schoß saß und Mutter daneben stand.

„Herr Scharf?" Vaters Gesicht wurde dunkel. „Den will ich nicht sehen!" setzte er langsam hinzu. „Lise, sagen Sie dem Herrn, daß ich keine Zeit habe!"

Mausi legte den Kopf an die Brust ihres Vaters. „Ich habe gesagt, daß du nach sechs immer Zeit hättest!"

„Ach was!" er schob sie von sich. „Ich habe keine Zeit, und ich habe Kopfschmerzen!"

Lise kehrte zurück.

„Herr Scharf läßt fragen, ob die gnädige Frau einen Augenblick für ihn zu sprechen ist?"

Mutter besann sich etwas. Dann sagte sie mit ihrer sanften Stimme: „Sagen Sie nur, Lise, daß ich soeben ausgegangen bin, und daß Sie es nicht gewußt haben!"

So also kam Herr Scharf nicht ins Zimmer, und Vater und Mutter schienen sehr damit zufrieden. Er war ein Vetter von Mutter und hatte sich einmal sehr unfreundlich gegen sie benommen. Jetzt wollte er es wieder gut machen; aber nun war es zu spät, Vater und Mutter wollten niemals wieder etwas von ihm wissen, und Mausi erhielt den Befehl, immer zu sagen, daß weder Vater noch Mutter zu Hause wären, wenn Herr Scharf nach ihnen fragte.

Die Kleine erwiderte nichts, und ihr Vater zog sie von neuem an sich.

„Meine Mausi hat verstanden, nicht wahr? Sie will immer artig sein und tun, was ihre Eltern sagen?"

Schweigend sah das Kind vom Vater zur Mutter, und Miß Collins, die eben ins Zimmer trat und nur die letzte Frage gehört hatte, fand es richtig, ihren Senf dazuzugeben.

„Nicht wahr, Mausi, du willst immer gut und brav sein, damit deine Eltern zufrieden sind und du auch später in den Himmel kommst?"

Da schüttelte Mausi den Kopf, und ihre Augen wurden feucht.

„Nein, Miß Collins, in den Himmel will ich nicht mehr! Da bin ich ja ganz allein mit dem lieben Gott und — mit George Washington!"

Und sie weinte herzbrechend.

Aphorismen.

Undankbarkeit ist oft nichts anderes als das gute Gedächtnis des Wohltäters.

In manches Buch legt der Leser mehr hinein als der Dichter.

Mancher träumt so lange vom Glück, bis er es verschläft.

Bei den Großen sind die Schwächen oft interessanter als bei den Kleinen die Vorzüge.

Alexander Engel.

Mergentheim, das kaiserliche Hauptquartier im Manöver 1909.

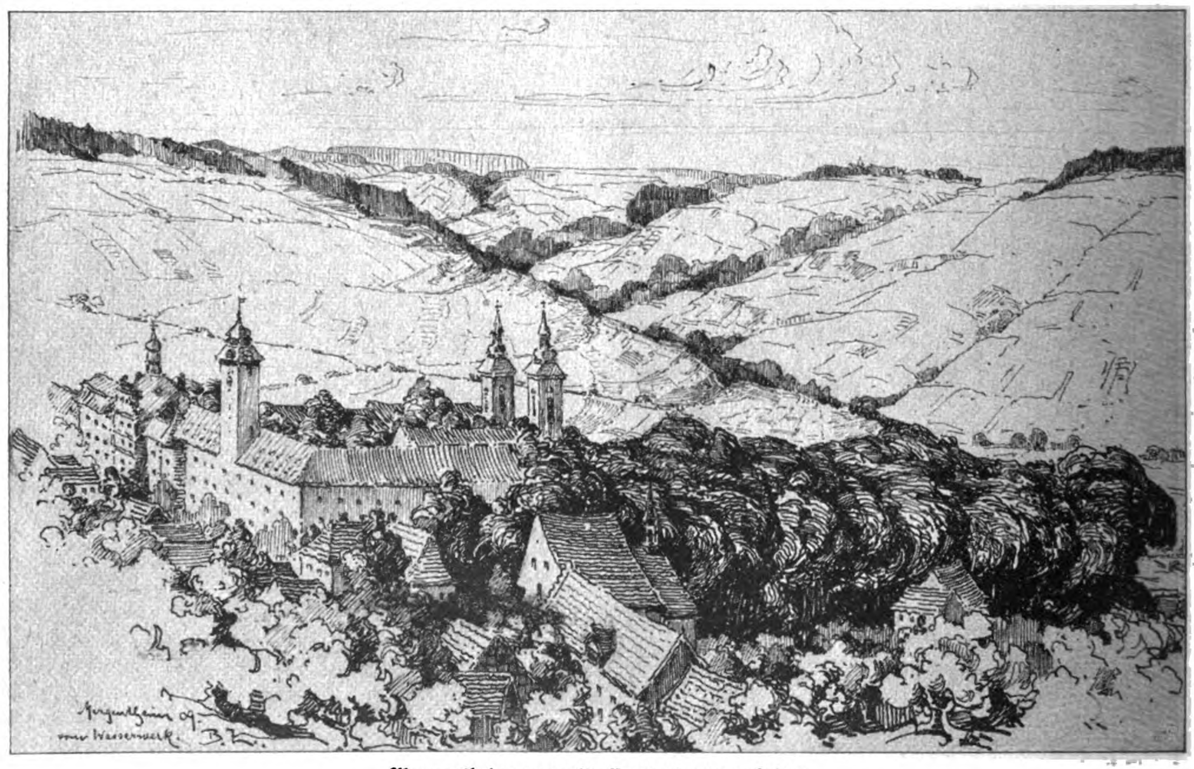
Von B. Lehmann. — Hierzu 3 Zeichnungen des Verfassers und 2 Aufnahmen.

„Es fehlen nur die Soldaten. Allein das ganze Taubertal ist unmilitärisch: ich habe nirgends einen Soldaten gesehen und bin nirgends einem Reiter begegnet." So schrieb im Herbst des Jahres 1865 Riehl in seinem Wanderbuch. Schon 1866 brachte der Mainfeldzug mehr als genug Soldaten in die Gegend, und doch waren's verschwindend wenig gegen die Heerscharen, die in diesem Jahre unter den Augen des kaiserlichen Kriegsherrn ihr unblutiges und doch so ernstes Kriegspiel üben werden.

Wenn auch Rotenburg ob der Tauber schon von Ludwig Richter und Jahre darauf von der Mode entdeckt wurde, ist das Taubertal doch ein stiller Winkel in deutschen Landen geblieben. Der einsame Wanderer hat das Gefühl, daß die Gegend etwas außerhalb der Welt liegt. Dabei ist es so schön. Rotenburg oben, das fast unbekannte, malerische Wertheim am Ende und dazwischen schon nach des alten Daniel Lehrbuch der Geographie „ein Garten Gottes an Schöne und Fruchtbarkeit". In der Mitte des Tals, ungefähr da, wo die strategisch hochwichtige Bahn von Würzburg zum Neckar das Flüßchen überquert, liegt Mer-

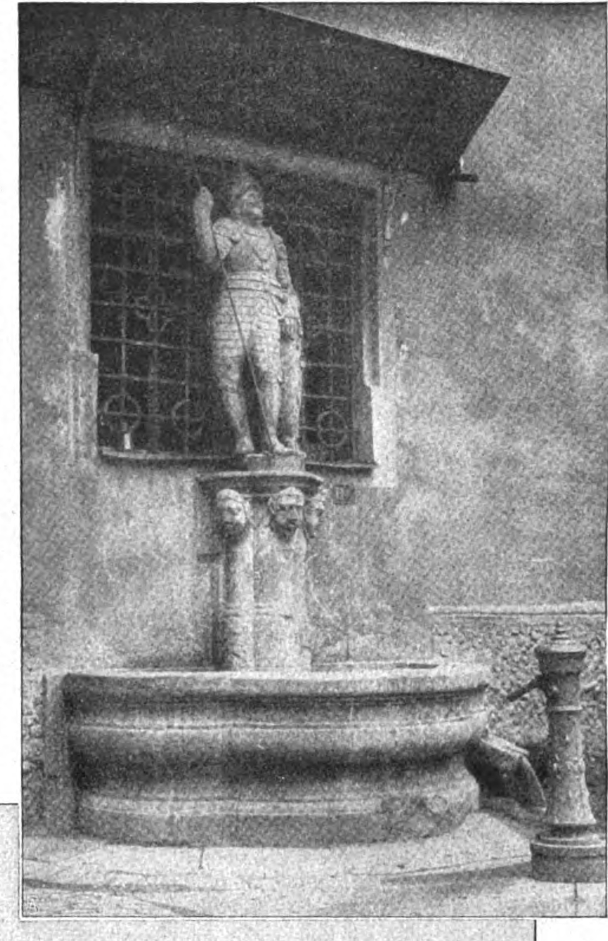


Die Schloßgasse in Mergentheim. Im Eckhaus Mörikes Wohnung.



Mergentheim, vom Wasserwerk aus gesehen.

gentheim, das Hauptquartier des obersten Kriegsherrn. Still und traulich liegt es im Grunde. Es wird ebensowenig berührt vom flutenden Weltverkehr wie die neun anderen Tauberstädtchen, und doch hat es sein ganz besonderes Gesicht. Mergentheim war über 300 Jahre Residenz der Deutsch- und Hochmeister des einst gewaltigen Deutschen Ritterordens. Darum ist das eigentliche Wahrzeichen der Stadt nicht das kleine Feygenbutz, sondern das ausgedehnte Ordensschloß und der prächtige Park. Da ist nichts zu spüren vom Bürgerstolz der nahen Rotenburger, nichts zu sehen von den gewaltigen Trutzbauten der andern winzigen Taubertalorte. Selbst das Rathaus ließen sich die ehrbaren Bürger vom Deutschmeister Wolfgang Schutzpaar bauen und nahmen es dann für 99 Goldschilling in Pacht für ewige Zeiten. Mergentheim ist der Typ der stillen, freundlichen fränkisch-schwäbischen Landstädte: eng und doch nicht drückend, mit leichtem spießbürgerlichem Anstrich innen, mit lachenden Gefilden und sonnigen Rebenbergen außen weit herum. Alles ist so nett und friedlich, so beschaulich anmutig, zeigt kleine, feine Innenkultur. Seit mehr als 200 Jahren z. B. erbt das gewichtige Amt des Glöckners und Feuerwächters in der Familie weiter, die seit über 200 Jahren in enger, aber luftiger Höhe auf dem Kirchturm wohnt. Ein Milieu, wie es uns der Schwabe Mörike so meisterhaft geschildert, der gleiche Mörike, der in Mergentheim von 1844—51 im Eckhaus am Markt (Abb. S. 1588) wohnte und schuf und sich aus Mer-

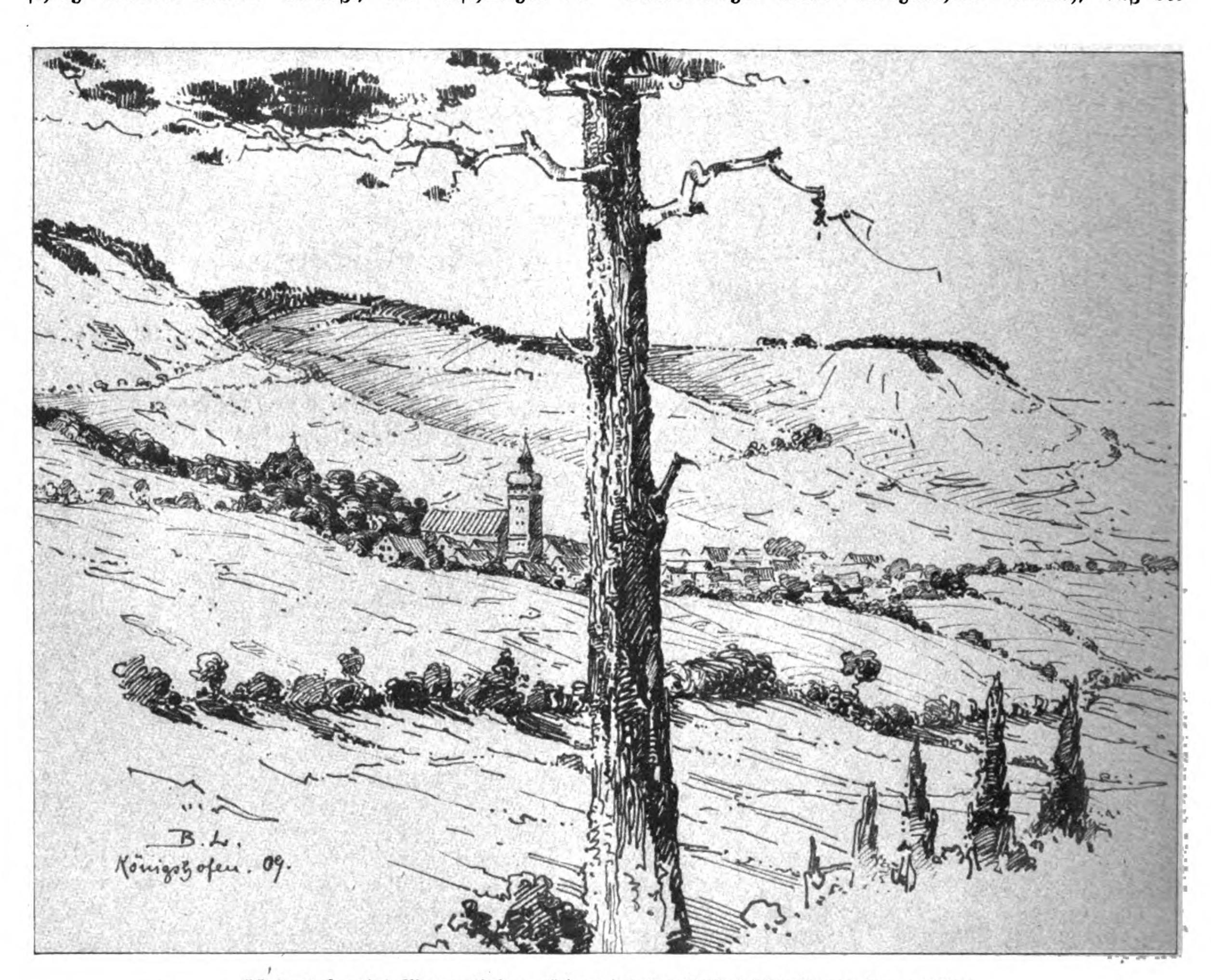




Blick auf den Marktplatz. Oberes Bild: **Standbild des Hochmeisters Graf Stadion.**

gentheim die Lebensgefährtin mitnahm. Von berühmten Männern ist sonst nicht viel zu berichten. All die hochgeborenen Hochmeister Mergentheims sind sang- und klanglos dahingegangen, ihr Name ist der Weltgeschichte verloren. Auf Brunnensäulen, in Kapellen und Höfen führen ihre Statuen ein beschauliches Dasein. Still und unbeachtet hat aber ein anderer hier geweilt, ein Gewaltiger, dessen Name nie verlöschen wird. 1791 war Ludwig von Beethoven Bratschist der Mergentheimer Hofkapelle.

Wer in all diesen altfränkischen Orten den Pulsschlag warmen Lebens vermißt, den entschädigen die Taubertale waren neben den Bauern des Odenwaldes die ersten, die sich zusammenrotteten, und waren die rohesten im großen Haufen, der da auszog, „alles totzuschlagen, was Stiefel und Sporen trug". Mergentheim und die blühenden Gefilde ringsum waren völlig verwüstet, als endlich der tatkräftige Truchseß von Waldburg mit einer Handvoll Ritter die raubende Horde bei Königshofen derartig zusammenhieb, daß sie vorzog, mit dem großen Haufen gen Würzburg zu streben. Die endgültige Abrechnung ließ dort nicht lange auf sich warten. Reich entschädigt für die Drangsale des Bauernkrieges wurde Mergentheim dadurch, daß der



Königshofen bei Mergentheim. Schauplatz der Schlacht im Bauernkriege 1525.

reiche Geschichte, die Bilder aus deutscher Vergangenheit, die die gewaltigen Schlösser und schmalen Gassen heraufbeschwören. Mergentheims Ortsgeschichte ist zugleich ein Gang durch die deutsche Geschichte. Wir wollen im nachfolgenden nur das Wichtigste andeuten.

Nicht bis in die beliebte Römerzeit kann man das Alter des Ortes zurückschieben, der römische Grenzwall zieht stundenweit seitwärts vorbei. Aber in der Hohenstaufenzeit spielt er schon eine Rolle, und 1219 schenkt ihn der Besitzer Andreas Hohenlohe dem Deutschen Ritterorden. 1525 war ein schweres und doch auch wieder ein in allem Unglück glückliches Jahr für Mergentheim. Die geschundenen Untertanen des Ordens im Orden das gänzlich zerstörte Horneck am Neckar aufgab und das Ordensschloß in Mergentheim zur Residenz des Deutschmeisters erhob. Auch der Dreißigjährige Krieg ging nicht spurlos vorüber. Hier schlug 1645 der tapfere Mercy mit seinen Kaiserlichen Turenne; kurz darauf verblutete er nach erbitterter Gegenwehr auf dem Friedhof zu Allerheim. Napoleons Eisenfaust verfügte 1805 kurzerhand die Aufhebung des Ordens. 1806 wurde das Fürstenhaus der Hohenlohe, das allzeit Mehrer und Beschützer des Ordens und Mergentheims gewesen war, mediatisiert, und Mergentheim kam an Württemberg. Von da an vegetierte es als Landstadt, bis 1826 ein Retter in der Gestalt des Schafknechts Gehrig er-

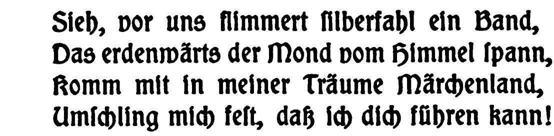
schien, der die Bitter- und Glaubersalzquelle entdeckte. Seit dieser Zeit ist Mergentheim — das deutsche Karlsbad — in die Liste der Bäder und Kurorte gekommen. Gleich hinter dem Ordensschloß dehnen sich die weiten Kurgebäude und Anlagen aus, und im herrlichen Park, in dem einst die panzergegürteten, sehnigen Gestalten der Ritter vom männermordenden Kampfe am slawischen Grenzwall träumten, da hocken bresthafte Gestalten aus aller Herren Ländern und schlucken tapfer Bitterwasser.

Mergentheim und hoher Besuch vom Herrscher aus dem Hause Hohenzollern! Da tauchen Erinnerungen auf an das mächtige Bollwerk des Ritterordens und des Deutschtums im fernen Osten, an die Marienburg an der Nogat. Mergentheim ist die Stätte der Kindheit und des Greisenalters des Ordens, in stolzester Manneskraft sah ihn die Marienburg, die in altem Glanze vergangener Jahrhunderte strahlt durch den Willen gekrönter Enkel ehemaliger Hochmeister.

Komm mit!

Längst schmiegte müde sich und schlafbereit
Die Erde in den Arm der Nacht hinein,
Rings um uns schweigende Unendlichkeit,
Und du und ich — wir beide ganz allein!

Kein Tageslärm, kein schriller Vogelschrei —
Traumsüß verklingt der Wellen Schlummerlied,
Der Nachtwind nur streicht weich an uns vorbei
Und flüstert leise mit dem schlanken Ried.


Sieh, vor uns flimmert silberfahl ein Band,
Das erdenwärts der Mond vom Himmel spann,
Komm mit in meiner Träume Märchenland,
Umschling mich fest, daß ich dich führen kann!

Aenne Fr. Wendt.

Tiere als Schauspieler.

Plauderei von Dr. Th. Zell.

Daß zahlreiche Tiere die Gabe des Schauspielerns besitzen, wird jeder Tierkenner bestätigen. Pferde, die zu faul zur Arbeit sind, hinken plötzlich, ohne daß ihnen das Geringste fehlt. Der Rehbock, der anscheinend seelenvergnügt am Klee sich ergötzt, argwöhnt im Innern, daß ein Feind in der Nähe weilt, und hat alle Sinne angespannt, um ihn rechtzeitig wahrzunehmen. Jeder Jäger hat ein derartiges „Zum-Schein-Aesen" beobachten können. Wer einen Hund besitzt, kann unzähligemal beobachten, daß er scheinbar mit größter Gier trockenes Brot nimmt, während er im Innern seiner Seele nur die tiefste Verachtung dafür hat. Er frißt es anscheinend, entfernt sich aber vorsorglich dabei, um es, ungesehen von seinem Herrn, nach einem verborgenen Plätzchen zu bringen. Ueberhaupt verstehen sich viele Hunde vortrefflich aufs Verstellen. Deshalb kann man auch einem Bericht des alten Plutarch Glauben schenken, der nachstehendes schreibt: Folgendes habe ich mit eigenen Augen gesehen: In Rom war ein Tausendkünstler, der im Theater des Marcellus einen merkwürdig dressierten Hund zeigte. Dieser führte allerlei Kunststückchen aus und sollte zuletzt zum Schein Gift bekommen, davon betäubt werden und sterben. Er nahm also das Brot an, in dem das Gift verborgen sein sollte, fraß es auf, begann dann zu zittern, zu wanken, senkte den Kopf, als ob er ihm zu schwer würde, legte sich endlich, streckte sich, schien tot zu sein, ließ sich hin und her schleppen und tragen, ohne sich zu regen. Endlich rührte er sich wieder ein wenig, dann allmählich mehr, tat, wie wenn er aus tiefem Schlaf erwachte, hob den Kopf, sah sich um und ging endlich freundlich wedelnd zu dem, der ihn rief. Alle Zuschauer waren gerührt, unter ihnen befand sich auch der alte Kaiser Vespasian.

Doch von dieser Art der Schauspielerkunst der Tiere wollte ich im nachstehenden weniger etwas erzählen als von ihrer Gabe zur Nachahmung.

Diese Fähigkeit besitzen zahlreiche Vögel. So erlebte ich am letzten September folgendes: Ich war bei einem befreundeten Gutsbesitzer zu Besuch, als ich plötzlich im Park deutlich den Ruf des Pirols hörte. Dieser wunderschöne, wie ein Papagei gefärbte Vogel ist ja auch dem Großstädter gewöhnlich bekannt, da sein lautschallender Ruf gar nicht überhört werden kann. Wegen dieses Rufes hat der Vogel auch den Namen Herr von Bülow bekommen. Der lateinische Name oriolus ist ebenfalls eine Nachahmung seiner Stimme. Da dieser weichliche Vogel erst spät zu uns kommt — weshalb man ihn auch Pfingstvogel nennt, denn etwa zur Zeit dieses Festes trifft er bei uns ein — so verläßt er uns auch schon früh. Als Abzugzeit kann man etwa Ende August annehmen, jedenfalls ist er am letzten September nicht mehr in Norddeutschland. Ich stutzte also, als ich diesen Ruf hörte, und sagte mir: Hier geht etwas nicht mit rechten Dingen zu.

In dieser Annahme wurde ich dadurch bestärkt, daß in der unmittelbaren Nähe dichtbelaubte Bäume, die der Pirol bevorzugt, fehlten. Es mußte sich also um einen Nachahmungskünstler handeln. Der rotrückige Würger konnte es nicht sein, denn dieser hat uns um diese Zeit auch bereits verlassen. Plötzlich ertönte der Ruf noch einmal, und nun gewahrte mein spähender



Blick den kleinen Schelm: Es war unser lieber, kleiner Star, der auf der Spitze eines Baumes saß und sich an der Imitation erfreute.

Die Fähigkeit des Stars, allerlei Laute nachzuahmen, dürfte allgemein bekannt sein. Der Würger ist ihm auf diesem Gebiet wohl noch überlegen. So besaß ich vor zwei Jahren ein Exemplar dieser Art, das nach meinen Aufzeichnungen die Stimmen von etwa neunzehn verschiedenen Vögeln nachahmen konnte. In einem zweiten Käfig hielt ich einen Goldammer, den er gar zu gern verspeist hätte. Dessen liebliche Strophe ahmte er so täuschend nach, daß ich, wenn ich nicht hinsah, nicht sagen konnte, ob es der Ammer oder Würger gewesen war, der soeben gesungen hatte — wenn man nämlich diese kurze Strophe überhaupt mit Gesang bezeichnen kann.

Die bekanntesten Nachahmungskünstler sind die Rabenvögel, wozu auch die Elster und der Eichelhäher gehören. Schon die Alten haben uns über deren Leistungen eine Menge berichtet, und in neuerer Zeit sind ähnliche Beobachtungen gemacht worden. Der im 18. Jahrhundert lebende züricher Gymnasialdirektor Heidegger erhielt nach Perty einen aus dem Nest genommenen jungen Raben, den er aufzog, um ihn dann fliegen zu lassen, was aber der Vogel, Görgel oder Jerl genannt, nicht wollte: er wich nicht vom Hause. Hatte er sich bei den Hühnern satt gefressen, so kam er um die Stunde der Mahlzeit in das Eßzimmer, postierte sich zwischen Hund und Katze und schnappte diesen die zugeworfenen Bissen weg. Dann schrie er seinen Namen Jerl her, bellte wie ein Hund, krähte wie ein Hahn und machte allerlei Kunststücke, ohne je dressiert worden zu sein. So oft Heidegger sprach: Jerl, mach Reverenz, duckte er sich nieder, schlug die Flügel verliebt zu Boden und girrte aus aufgeblähtem Halse wunderlich. Als man einst erzählte, daß die türkischen Kirchendiener die Gemeinde von den Minaretten herab mit den Worten Akber-Allah-hoh zusammenriefen, war des Raben Schlagwort lange Zeit Akber-Allah-hoh! Hatte er etwas entwendet oder zerrissen und war gezüchtigt worden, so machte er sich in die Weite oder unter das Dach und hungerte tagelang, erkannte aber schon aus den Mienen, ob man nach dem Stöckchen suchte. Bei seiner Rückkehr brachte er ein Geldstückchen oder sonst was, das er entwendet und versteckt hatte, zurück. Er griff alle Tiere, selbst die Hunde an, zog die Hühner am Schwanz zurück, wenn sie vor ihm fressen wollten, stiftete auch Frieden unter ihnen, so daß ihn alle respektierten. In besonderer Freundschaft stand er zum Haushund, fing ihm die Flöhe, bellte mit ihm die Fremden an, verfolgte und zerrte die Bettler und riß ihre Kinder zu Boden, schnappte ihnen auch wohl das zugeworfene Geld oder Brot weg und flog damit fort. Er half Unkraut jäten und die Wiegenkinder hüten. Ausgeschlossen, ahmte er das Pochen eines Bekannten nach, bis man auftat. Er wußte genau, was das Mittagläuten oder die Ankunft von Gästen bedeutete, und kam dann aus weiter Ferne herbeigeflogen. Er öffnete jedes Schloß, in dem der Schlüssel steckte, den Deckel des Brottroges und der Tabaksdosen; den Fund legte er dann geordnet auf einer Bank aus wie ein Krämer. Mit fremden Raben biß er sich herum und hielt sich zu den Menschen, denen er alles nachmachte: Kaffeetrinken, Schnupfen, Blättern in den Büchern usw. Der Besitzer des klugen Vogels Heidegger meint, in Meister Jerl sei ohne alle Dressur so viel Verstand, List und Schalkheit gewesen wie in manchem siebzehn- bis achtzehnjährigen Burschen nicht.

Speziell von Eichelhäher lesen wir bei Plutarch folgende Geschichte. Viele Römer und Griechen sind Zeugen folgenden Vorfalls: Auf dem sogenannten Griechischen Markt in Rom wohnte ein Barbier, der einen Eichelhäher besaß, der mit wunderbarer Geschicklichkeit die Stimmen der Menschen, der Tiere und die Töne der Instrumente, und zwar ganz aus freiem Antrieb, nachahmte. Einst wurde ein reicher Mann begraben; der Leichenzug ging mit Trompetenschall über den Griechischen Markt; die Trompeten bliesen ganz vorzüglich und verweilten auf dem Marktplatz ziemlich lange. Von diesem Augenblick an war der Häher plötzlich still und stumm. Man faßte den Argwohn, der Vogel wäre von einem andern Barbier, der neidisch wäre, behext; andere meinten jedoch, der Trompetenschall wäre dem Tier zu stark gewesen, daher wäre es seit jener Zeit verblüfft. Alle diese Mutmaßungen waren aber falsch. Der Vogel studierte in aller Stille für sich, übte in Gedanken die Trompetenmusik ein und ließ sie dann plötzlich in ihrer ganzen Vollkommenheit hören.

Aehnliches hat auch der alte Oppian beobachtet, der vor 1700 Jahren lebte und ein Buch über den Vogelfang schrieb. Hier heißt es: Der Eichelhäher ist im Nachahmen fremder Töne äußerst geschickt. Ich sah einmal einen auf einem Baum sitzen, der wie ein Böckchen meckerte, dann wie ein Kalb und ferner wie ein Schaf blökte; dann pfiff er auch wie ein Schäfer, der die Herde zur Tränke ruft.

In Uebereinstimmung hiermit schreibt Brehm: Höchst belustigend ist die wirklich großartige Nachahmungsgabe des Hähers, unter unseren Spottvögeln unzweifelhaft einer der begabtesten und unterhaltendsten. Sein gewöhnliches Geschrei ist ein kreischendes, abscheuliches „Rätsch" oder „Räh", der Angstruf ein kaum wohllautenderes „Käh" oder „Kräh". Auch schreit er zuweilen wie eine Katze „Miau", und gar nicht selten spricht er, etwas bauchrednerisch zwar, aber doch recht deutlich, das Wort „Margolf" aus. Außer diesen Naturlauten stiehlt er alle Töne und Laute zusammen, die er in seinem Gebiet hören kann. Den miauenden Ruf des Bussards gibt er auf das täuschendste und so regelmäßig wieder, daß man im Zweifel bleibt, ob er damit fremdes oder eigenes Gut zu Markt bringt. Für ersteres sprechen andere Beobachtungen. Man weiß, daß er die Laute hören ließ, die das Schärfen einer Säge hervorbringt. Naumann hat einen das Wiehern eines Füllens bis zur völligen Täuschung nachahmen hören; andere haben sich im Krähen des Haushahns und im Gackern des Huhns mit Erfolg versucht. Die verschiedenen, hier und da aufgeschnappten Töne werden unter Umständen auch zu einem sonderbar schwatzenden Gesang verbunden, der bald mehr, bald minder wohllautend sein kann. Einst im Herbst, erzählt Rosenheyn, setzte ich mich, von der Jagd ermüdet, im Wald unter einer hohen Birke nieder und hing in Gedanken den Erlebnissen des Tages nach. Darin störte mich in nicht unangenehmer Weise das Gezwitscher eines Vogels. So spät im Jahr, dachte ich, und noch Gesang in dem schon ersterbenden Wald? Aber wer und wo ist der Sänger? Alle nahestehenden Bäume wurden durchmustert, ohne daß ich ihn entdecken konnte, und dennoch klangen immer kräftiger seine Töne. Ihre große Aehnlichkeit mit der

Singweise einer Drossel führte mich auf den Gedanken, sie müsse es sein. Bald erschallten jedoch in kurz abgerissenen Sätzen auch minder volltönende Laute als die ihren; es schien, als hätte sich ein unsichtbarer Sängerkreis in meiner Nähe gebildet. Ich vernahm z. B. ganz deutlich sowohl den pickenden Ton der Spechte als den krächzenden der Elster; bald wiederum ließ der Würger sich hören, die Drossel, der Star, ja selbst die Rake: alles mir wohlbekannte Laute. Endlich erblickte ich in bedeutender Höhe einen Häher! Er war es, der sich in diesen Nachahmungen versuchte.

Da der Eichelhäher einer unserer häufigsten Vögel ist, der sofort einen Mordspektakel ertönen läßt, sobald man mit einem Gewehr ins Revier kommt, da man ihn ferner häufig in Gefangenschaft hält — ich habe einen solchen ebenfalls besessen und andere Exemplare oft in der Gefangenschaft beobachten können — so wissen wir, daß alle Berichte über die Nachahmungsgabe dieses Vogels vollkommen glaubwürdig sind. Neuerdings hat Graf Bernstorff in einer gelesenen Berliner Zeitung eine Beobachtung über den Eichelhäher veröffentlicht, die etwas Neues enthält und deshalb hier ihren Platz finden möge.

Der Spottvogel unserer Wälder, schreibt er, ist bekanntlich der Eichelhäher; er vermag die Stimme anderer Waldvögel geschickt nachzuahmen. Eine ganz eigenartige und gewiß noch nicht oft beobachtete Leistung in der Nachahmung festzustellen, hatte ich vor kurzer Zeit Gelegenheit. Ich ging durch eine Tannendickung und hörte mehrfach über mir in den Wipfeln der Bäume das heisere Gekrächze von Hähern, konnte auch mehrfach die Vögel selbst sehen, die, es mochten etwa fünf oder sechs sein, sich da kreischend umhertrieben. Hin und wieder schallte aus weiter Ferne oder großer Höhe der Ruf eines Bussards zwischen den Lärm der Häher. Plötzlich vernahm ich unfern von mir den Bussardschrei, und zwar so, wie ihn ein junger Raubvogel im Horst oder bei Gefahr ausstößt, in rascher Wiederholung mehrmals hintereinander. Dazwischen erklang das Schreien der Häher laut und ungestüm, und nach kurzem Horchen kam ich zu der Ueberzeugung, daß die Räuberbande einen jungen Bussard aufgestöbert habe und in ihrer Frechheit ihm zu Kleid ginge.

So rasch wie möglich näherte ich mich der Stelle, von wo der Lärm ausging, und kam auch unbemerkt heran, da der weiche Moorboden meine Schritte unhörbar machte und die Dämmerung in der Dickung mich den Vögeln verbarg. Nun hatte ich den Baum, auf dem der klagende Bussard saß, erreicht und spähte scharf nach oben, um ihn gewahr zu werden. Ringsum flatterte und schrie ein halbes Dutzend Häher und strich dicht am Wipfel der Tanne vorüber, was jedesmal einen neuen Schrei des Bussards zur Folge hatte. Da ich direkt von unten den letzteren nicht entdecken konnte, schlich ich einige Schritte seitwärts und sah dann wieder hinauf. Zu meinem Erstaunen und zu meiner Ueberraschung saß aber kein Bussard dort oben, sondern ebenfalls ein Häher, der mit gesenkten Flügeln eine ganz klägliche Haltung zeigte und dabei den Bussardschrei ausstieß. Nach etwa zwei Minuten hörte er damit auf, richtete sich auf und schlug mit den Flügeln, als ob er sich erholen müsse, um dann nach kurzer Pause das gleiche Spiel, denn das war es offenbar, von neuem zu beginnen, worauf auch seine Kumpane, die so lange geschwiegen hatten, wieder anfingen zu schreien und scheinbare Angriffe auszuführen. Schließlich erhob sich die ganze Gesellschaft und stob, durch irgend etwas beunruhigt, davon.

Der eine Häher bekundete hier also nicht nur die Fähigkeit, eine andere Vogelstimme nachzuahmen, sondern entschieden ein schauspielerisches Talent.

Ganz neu ist an dieser Beobachtung das Zuschauen und Angreifen der andern Häher, denen hiernach der Vortragende sozusagen eine Vorstellung gab, und die ihrerseits ebenfalls mitwirkten. Da Häher häufig in kleiner Schar zusammenhausen, so ist es ganz natürlich, daß die Genossen dem Nachahmungskünstler zugehört haben, wie sie etwa einem andern Tier, das seinen Ruf erschallen ließ, z. B. einem Hirsch, der geröhrt hätte (so nennt man den Liebesruf des männlichen Edelhirsches), ebenfalls ihre Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Der Hirsch röhrt selbstverständlich nicht, um andern Tieren eine Vorstellung zu geben. Ebensowenig kann ich glauben, daß der Häher das getan hat, um seine Genossen zu erfreuen. So oft diese Nachahmungskunst von den verschiedensten Naturforschern beobachtet worden ist, so hat man stets den Eindruck erhalten, daß der Vogel das zu seinem eigenen Vergnügen tut. Stare und Krähen leben doch ebenfalls in Scharen, bei ihnen müßten also Vorstellungen für Genossen nicht selten sein. Ich kann mich aber absolut nicht entsinnen, jemals etwas davon gehört zu haben. Viele Vögel wollen durch ihren Gesang den Nebenbuhler reizen, aber sonst singen sie zu ihrem Vergnügen, nicht jedoch, um Artgenossen eine Vorstellung zu geben.

An eine solche Vorstellung zur Freude der Genossen kann ich also vorläufig nicht glauben. Sie erinnert stark an den entlaufenen Tanzbären, der seinen wiedergefundenen Brüdern seine Kunststücke vormacht, aber von ihnen verjagt wird, weil sie die Tanzbewegungen nicht nachmachen können. Jeder Tierkenner lächelt über diese hübsche Fabel, denn eine Fabel enthält das Gedicht, weil der Bär als ungeselliges Geschöpf stets einzeln lebt. Von wiedergefundenen Brüdern kann also keine Rede sein.

Bilder aus aller Welt.

In diesen Tagen findet auf Schloß Tulloch in Inverneß-Shire in Schottland die Vermählung des Prinzen Michael von Braganza mit der schönen amerikanischen Erbin Miß Anita Stewart statt. Die junge Dame, der zuliebe der Prinz auf seine allerdings etwas ungewisse Anwartschaft auf den portugiesischen Thron verzichtet und sich mit dem Titel eines Duc de Vizier begnügt, ist eine Tochter des amerikanischen Millionärs Rhinelander Stewart und die Stieftochter eines andern Millionärs, Mr. Smith, der bald nach der Vermählung mit Anitas Mutter in Japan eines jähen Todes starb und seiner Gattin sowie deren Töchtern ein riesiges Vermögen hinterließ.

Das Volk von Tokio kennt ein eigenartiges Feiertagsvergnügen. In einem öffentlichen Park der Hauptstadt ist eine der gewaltigen russischen Kanonen aufgestellt, die nach der Uebergabe Port Arthurs am 19. Dezember 1904 in den Besitz der Japaner gelangten. Die Bevölkerung der Stadt und ihre ländlichen Besucher betrachten das Riesengeschütz mit stiller Genugtuung.

In diesem Jahr, in dem das Gedenkfest des Tiroler Freiheitskrieges begangen wird, richtet sich das allgemeine Interesse auf die Nachkommen des heldenhaften Sandwirts Andreas Hofer. Die Familie des tiroler Volkshelden blüht noch in ihrer Heimat. Hofers einziger Sohn Johann erhielt im Jahr 1818 die Bestätigung des Adels, den der Kaiser schon 1809 dem Kommandanten des tiroler Landsturms verliehen hatte. Augenblicklich ist Herr Leopold von Hofer der Stammhalter.





Patriotismus im Lande der aufgehenden Sonne:
Japanische Landbewohner besichtigen ein in Port Arthur erbeutetes russisches Festungsgeschütz.



Phot. Lallie Charles.

Eine amerikanische beauty und Millionenerbin: Miß Anita Stewart.

Zu ihrer bevorstehenden Vermählung mit dem Prinzen Michael von Braganza.



Leopold Edler von Hofer (×). Phot. Senn.

Zur Hundertjahrfeier der Tiroler Freiheitskämpfe: Enkel und Urenkel des Andreas Hofer.



Die Tänzerin Mademoiselle Genée
gastierte in Amerika mit außerordentlichem Erfolg.

Vor einigen Wochen war die Familie Hofer am Grabe ihrer Urgroßmutter, Andreas Hofers Gattin, versammelt.

Mlle. Genée, die reizende Tanzkünstlerin, ist an Superlative des Erfolges gewöhnt. In Amerika hatte man ihr zum Besuch der verschiedenen Städte einen eigenen Extrazug gebaut. Natürlich ist die Gage, die die Tänzerin bezieht, noch viel großartiger als die Beförderungsmittel, die für ihre graziöse Person und ihre duftigen Siegestrophäen verwendet werden.



Phot. Holdt.

Obermusikmeister E. Philipp
feierte sein 50jähriges Dienstjubiläum.

Ein seltenes Militärjubiläum feiert am 1. Oktober d. Js. der Kgl. Obermusikmeister E. Philipp im sächsischen 2. Feldartillerieregiment Nr. 28. Der Jubilar steht seit 50 Jahren im aktiven Militärdienst, 30 Jahre davon hat er in dem Regiment verbracht, dem er gegenwärtig angehört. Er hat im Schleswig-Holsteinschen Kriege gekämpft und 1870 mitgefochten.

Margate gehört zu den englischen Seebädern, die man nicht nur zur körperlichen Erholung, sondern in erster Linie zur Erheiterung der Lebensgeister aufsucht. Dabei kommt man auch stets auf seine Rechnung, denn es fehlt nie an neuen Amüsements, zu denen in diesem Jahr ein Eselrennen für junge Damen gehörte.

Englische Seebadvergnügungen: Ein Eselrennen für Damen in Margate.

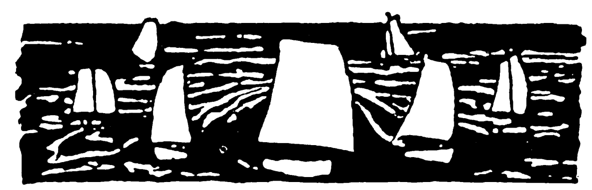
Schluß des redaktionellen Teils.



DIE·WOCHE

Nummer 38. Berlin, den 18. September 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.



Die sieben Tage der Woche.

8. September.

Der Deutsche Kaiser trifft in Groß-Meseritsch in Mähren, dem Hauptquartier der österreichischen Kaisermanöver, ein.

Der Aviatiker Lefèvre verunglückt während eines Fluges in Juvisy tödlich.

In der englischen und amerikanischen Presse tobt der Streit zwischen Peary und Cook um die Entdeckung des Nordpols.

Bei Melilla finden schwere Kämpfe zwischen den vordringenden spanischen Truppen und den Mauren statt.

9. September.

Französische und spanische Revolutionäre veranstalten vor der spanischen Botschaft in Paris große Kundgebungen gegen die Gefangensetzung Francisco Ferrers.

Peary veröffentlicht den ersten Bericht über seine Nordpolexpedition, aus dem hervorgeht, daß er den Pol am 6. April 1909 erreicht hat.

10. September.

Kaiser Wilhelm reist nach herzlichem Abschied vom Kaiser Franz Josef vom Schauplatz der österreichischen Manöver ab.

Dr. Cook verläßt unter begeisterten Ovationen der Menge Kopenhagen. (Abb. S. 1611.)

Lord Roseberry, der Führer der Liberalen im englischen Oberhaus, hält in der Londoner Cityhall eine große Rede gegen das von der liberalen Regierung dem Unterhaus vorgelegte Budget, das er als revolutionär bezeichnet.

11. September.

Das Luftschiff „Zeppelin III. unternimmt eine Fahrt nach Frankfurt a. M., die glücklich verläuft.

Der Kaiser trifft in Karlsruhe ein und nimmt die Parade über die badischen Truppen ab. Bei der Galatafel im Residenzschloß wechseln der Kaiser und der Großherzog herzliche Trinksprüche.

Lord Roseberry legt den Vorsitz der von ihm begründeten liberalen Liga nieder.

12. September.

Unter dem Vorsitz des Prinzen Heinrich von Preußen konstituiert sich in Hemmelmark ein Arbeitsausschuß für die erste deutsche arktische Luftschifferexpedition.

In Leipzig tritt der sozialdemokratische Parteitag zusammen.

In Nürnberg beginnt der erste deutsche Richtertag seine Tagung.

In Hannover, auf dem Eichsfeld und im Harz richtet ein Unwetter schwere Schäden an.

13. September.

Eine Flut richtet im mexikanischen Bezirk Niederkalifornien große Verheerungen an; die Stadt La Paz wird zerstört.

Die schwedische Regierung beschließt, in den Generalstreik der schwedischen Arbeiterschaft vermittelnd einzugreifen.

Bei Mergentheim beginnen die diesjährigen deutschen Kaisermanöver.

14. September.

Dr. Cook kündigt seine Absicht an, den zweiten Entdecker des Nordpols Peary wegen Verleumdung gerichtlich zu belangen. — Nach den neusten Meldungen hat Peary die letzte Etappe zum Pol nur in Begleitung eines einzigen Eskimos zurückgelegt.

Theotokis, der Führer der Mehrheit im griechischen Parlament, der gegen das nach der Militärrevolte gebildete Ministerium Macromichalis Stellung genommen hat, wird durch die öffentliche Meinung gezwungen, von der Parteileitung zurückzutreten.

○○○

Die Duplizität der Entdeckungen.

Von Wilhelm Bölsche.

Jede menschliche Tat von Bedeutung hat ihren Kobold. Je größer sie wird, desto mehr wächst sich dieser Kobold zum Teufel aus. Auch in der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen ist er allezeit dabei gewesen. Mindestens saß er wie im Märchen hinten im Faß und vollführte gerade im größten Moment irgendeine läppische Unschicklichkeit. Wenn er aber ganze Macht bekam, stülpte er auch wohl dem großen Opfer geradezu das schwarze Faß über den Kopf. Kolumbus ist trotz der legendären Meuterei seiner Leute nach Amerika gekommen, und daß er Zeit seines Lebens dieses neue Amerika für den Ostrand des alten Asien hielt und überhaupt nur hinkam, weil er eine total falsche Karte mitführte, die Japan auf die geographische Länge von Kalifornien verlegte, war noch eine glimpfliche Teufelsabfindung. Zwei andere Entdecker ersten Ranges sind dort, wo er bloß stolperte, wirklich gefallen. Der tapfere Spanier Torres hat 1606 die kolossalste geographische Entdeckung, die nach Kolumbus noch zu machen war, die Entdeckung von Australien, nicht gemacht, weil er sehenden Auges an dem neuen Erdteil vorbeigefahren ist; er kam von Osten, aus der Südsee, mußte also eigentlich gegen das Festland anfahren; statt dessen führte ihn der Kobold durch den schmalen Spalt der Torresstraße zwischen Australien und Neuguinea durch; auf der Höhe der Situation sah er zu seiner Linken blaue Berggipfel ragen, es war Kap York, die australische Nordspitze; er sah sie, hielt sie für belanglose Inseln und — fuhr vorbei.



Nächstens ist die dreihundertjährige Gedenkfeier des nicht minder tapferen Hudson, der sicherlich eine der größten geographischen Merkwürdigkeiten wirklich entdeckt hat, die Hudsonbai. Man hat aber von dieser Entdeckung nur erfahren durch sein Tagebuch, in dem die große Tat die letzte Eintragung ist. Nachdem sie erfolgt war, passierte ihm, was Kolumbus angeblich vorher beinah geschehen wäre: seine Matrosen meuterten und gaben ihn auf einer Schaluppe der furchtbaren Wasseröde dieses halben Binnenmeeres selbst preis; nie wieder hat man etwas von ihm gehört. Aus neuerer Zeit ist die Geschichte von Alexander von Humboldt und seiner Chimborassobesteigung lehrreich. Er kam auf dem höchsten Berg der Erde höher als irgendein Mensch bis dahin, und dieser Höhenrekord wurde nach Gebühr gefeiert. Nachher stellte sich heraus, daß der Chimborasso keineswegs der höchste Berg der Erde, ja nicht einmal von Südamerika war. Dann wurde festgestellt, daß er am Chimborasso selbst noch nicht ein Drittel so hoch wirklich gekommen war, wie er im guten Glauben gemeint hatte; sein Quecksilberbarometer war nicht in Ordnung gewesen und hatte ihn irregeführt. In diesem Falle muß der Kobold sich da oben in seinen Intrigen besonders sicher gefühlt haben. Denn ganz genau die gleiche Geschichte mit der falschen Höhenmessung auf Grund des nicht stimmenden Barometers ist am gleichen Chimborasso dem Franzosen Boussingault fast dreißig Jahre später noch einmal passiert. Duplizität also des Satirspiels hinter der Entdeckergröße. Das bringt aber auf den Spezialfall der Duplizität von Entdeckungen selbst, die Sache, die uns allen heute im Kopf rumort.

Ihr liegt ja nun eins zugrunde, was allgemein wirklich nicht so übel ist. Wir machen bekanntlich im Leben eine ziemlich bedeutende Anzahl von Dummheiten. So mißlich diese Erkenntnis scheinen will, so tritt doch mit den Jahren ein gewisser Trost ein, indem man erkennt, daß mehr oder minder alle diese Dummheiten, auch die im verborgensten Kämmerlein scheinbar absolut individuell begangenen, ungefähr gleichzeitig von so und so viel anderen in ihrem Kämmerlein ganz ebenso auch begangen worden sind. Wir sind eben Zeit- und Milieukinder allesamt, die alle über den gleichen Stein stolpern. Hat das etwas durchaus Beruhigendes, so zeigt es doch auch die Kehrseite, die nicht immer so philosophisch wohl eingehen will. Auch unsere ebenso nützlichen wie bedeutenden Taten und Aussprüche werden nämlich neben uns von so und so viel andern mitgetan und mitgedacht. Der Parallelismus der Dummheiten bedingt auch den Parallelismus der klugen Einfälle. Jene Duplizität der großen Entdeckungen ist nicht, wie immer wieder geglaubt wird, ein weltgeschichtlicher Zufall: sie ist ein ganz festes Gesetz. Auf einer gewissen Reife der Situation müssen gewisse Ideengänge gleichartig laufen, gewisse Wege mehrseitig versucht werden, ja gewisse Zufälle als eine Art Notwendigkeit sich ähnlich einmischen.

Was Kolumbus damals mit so viel Energie des „Einzigen" für sein Teil durchgesetzt hat, das hing im Schicksalslos der Stunde bereits mehrfach am dünnsten Fädchen. Er ging damals hartnäckig nach Westen, die Portugiesen ebenso hartnäckig nach Osten. Wie völlig verschieden das aussah! Im Westen lag Amerika. Die Portugiesen wollten ostwärts um das Kap der Guten Hoffnung. Kolumbus ist etwas voraus; so viel Spielraum, ein paar Jahre, macht's ja oft nicht. Als er hinkommt, sind die Portugiesen eben dabei, an ihrem Kap auch gewohnheitsmäßig herumzukommen. Dabei stoßen sie aber auf die Region der Windstillen vor Guinea. Ihre Expeditionen dort müssen ausbiegen. Vasko de Gama entwirft das schon als Instruktion. Damit ist aber Einbiegen in die große äquatoriale Meeresströmung gegeben, die von Afrika nach Brasilien treibt. Mit den Schiffen der Zeit mußte diese Instruktion dazu führen, daß portugiesische Kapfahrer wider Willen die Küste Brasiliens in Sicht bekamen. So geschehen noch zu Kolumbus' Lebzeiten durch Cabral. Es hätte aber schon Gama selbst passieren können, wäre also dann auf sechs Jahre Abstand in die Duplizität der Amerikatat geraten; es hätte Bartholomeus Dias passieren können auf seiner Afrikafahrt von 1486, dann war Kolumbus vorweggenommen. Und wenn Spanier und Portugiesen damals beide versagten, so hätte England unweigerlich entdeckt. Die Sache war einfach im Rollen und konnte nicht mehr aufgehalten werden. „Auch in verschiedenen Gärten", sagte Goethe in einem Aufsatz über Entdeckerpriorität, „fallen Früchte zu gleicher Zeit vom Baum." Gerade Goethe hatte erlebt, daß nicht nur Duplizität der Entdeckungen spielt, sondern auch Duplizität bis in die unwahrscheinlichsten Zufälle hinein, die zu ihnen führen sollen. 1790 stößt Goethe ganz zufällig bei einem Spaziergang in Venedig auf einen zerborstenen Schafschädel und erfaßt in blitzschneller Intuition daran die Idee, es sei der Schädel aus mehreren umgewandelten Wirbeln aufgebaut. Er veröffentlicht damals die Sache nicht. Sechzehn Jahre später durchwandert Oken den Harz, am einsamen Waldwege liegt ein Hirschschädel, und der genau gleiche Intuitionsblitz erfolgt: der Schädel ist eine Wirbelsäule. Oken gibt seinen Fund bekannt; Goethe weist gelegentlich auf sein Prioritätsrecht; jetzt erfolgen häßliche Worte von Okens Seite; das Publikum steht zweifelnd, weil keiner an so absolut gleiche Zufälle glauben will, doch läßt sich Goethes Erlebnis heute bestimmt aus Briefen von 1790 nachweisen; zum Ueberfluß wird noch festgestellt, daß auch ein Anatom Frank schon kurz nach Goethes Datum die Wirbeltheorie ebenfalls ausgesprochen hat, und heute wissen wir ebenfalls, daß sowohl Goethe wie Oken sachlich bei ihren Schädeln beide von einer falschen Begründung ausgingen, so daß erst ein vierter, der Anatom Gegenbaur, noch viel später die Theorie erst ganz neu begründen mußte; ruhen tut sie als Dauerbestand eigentlich immer noch nicht. Das schlechterdings Tollste an Duplizität und Triplizität ist aber die Astronomie. Die ersten Sonnenflecken haben auf der Spanne eines Jahres (1610 zu 1611) Fabrizius, Scheiner und Galilei unabhängig voneinander entdeckt; der erste gab die Sache nicht gleich bekannt, da er weiterbeobachten wollte, der zweite traute sich auch nicht gleich heraus, weil die Sache nicht im Aristoteles stände, und so gab es nachher großen Zwist zwischen Scheiner und Galilei, der zu den wütendsten Prioritätsfanatikern zählte, aber selbst gerade immerfort auf die Duplizität gestoßen wurde; auch die Entdeckung der Jupitermonde ist in diesem Sinn bei ihm strittig. Bei dem Planeten Uranus spielte wieder der Kobold mit, daß ihn einige Jahre vor Herschels offizieller Entdeckertat der Astronom Lemonnier an zwölfmal schon gesehen hatte, ohne aus seinen eigenen Registern zu merken, daß er vor dem denkbar größten astronomischen Fund, einem neuen

Planeten, stehe. Um die Wende zum 19. Jahrhundert war man theoretisch überzeugt, es müsse ebenso ein unbekannter Planet noch zwischen Mars und Jupiter stehen. Eine Gesellschaft von Forschern konstituierte sich eigens zur Jagd darauf. 24 Astronomen sollten systematisch den Himmel absuchen. Ein Brief des Vorstandes lud auch Piazzi in Palermo dazu ein. Dieser Brief blieb aus Kriegsgründen etwas länger unterwegs. Genau in diesem kritischen Moment entdeckte eben dieser Piazzi, ohne Ahnung noch von Brief und Verein, bei Gelegenheit einer ganz andern zufälligen Sternkontrolle den gesuchten Planeten, die Ceres, die in ihrem Himmelsbezirk seither allerdings noch über 600 Geschwister erhalten hat. Der Neptun, der auch zuerst theoretisch aus Störungen der Uranusbahn errechnet wurde, ist innerhalb fast genau einer Jahresfrist zweimal unabhängig an seinem wahren Fleck sowohl herausgerechnet wie auch wirklich gefunden worden.

Die Forschung selbst hat nun von solchen doppelten und dreifachen Versicherungen wesentlich immer nur Vorteil gehabt. Die Sache wurde durch mehrere Angreifer gleich gründlicher erledigt. Ob ein so eminenter Meister wissenschaftlicher Methode wie Galilei die Sonnenflecken beschrieb oder bloß der treffliche Jesuitenpater Scheiner, dem es vor Aristoteles graulte, wenn seine Entdeckungen dort noch nicht „vorgetan" waren, konnte wirklich nicht belanglos sein. Die wahre Priorität kann hier nur eine sehr nebensächliche Detailsache gewissermaßen der historischen Gewissenhaftigkeit bilden. Ueber das grundlegende physikalische Gesetz von der Erhaltung der Energie gibt es einen Prioritätsstreit, bei dem drei so bedeutende Namen wie Joule, Robert Mayer und Helmholtz eine Rolle spielen. Wie gleichgültig ist da die Rangordnung gegenüber der Tatsache, daß auf dieser eminenten Wende der ganzen modernen Naturforschung drei so starke Arme zur Mithilfe sich darboten! Im Grunde lag auch diese Tat der Taten damals für den Sachkenner relativ sehr nahe. Für den Uneingeweihten ja nicht. Mayer mußte erleben, daß ein ihn behandelnder Nervenarzt seine Idee, Bewegung könne sich in Wärme verwandeln, als schweres Krankheitsymptom auffaßte. Der Laie kann in solchen Fällen schlechterdings nicht ahnen, was da im engsten Raum dem Sehenden schon ganz, ganz nahe rückt. Was für ein sublimes Gebiet ist für unzählige heute noch etwa die Differentialrechnung; selbst über ihre Entdeckung gab es aber einst einen erbitterten Duplizitätstreit zwischen Newton und Leibniz.

Daß aber die Prioritätszwiste tatsächlich auch unter den Wissenschaftlern von jeher geblüht haben und bis zu einigem Grade noch immer blühen, liegt an etwas, was nun doch im Innersten auch wieder mit der Praxis gerade der höchsten Wissenschaft zusammenhängt. Unsere menschliche Forschung braucht ein ganz bestimmtes Menschenmaterial. In einer gewissen Beleuchtung könnte es scheinen, als bedürfe sie nur der ganz stillen, geduldigen, selbstlosen Registriermenschen, die sich ein Leben lang brav an ihren Tisch setzen und arbeiten. Auch diese Menschen sind in der Tat äußerst nötig und ehrenwert. Aber die Forschung bedarf ebenso notwendig noch eines ganz anderen Menschentypus. Sie braucht Tatmenschen, die zugleich extreme Phantasiemenschen bis zur Grenze eines monomanischen Zuges sind. Menschen, denen ihre Phantasie ein bestimmtes, oft unerhörtes Ziel suggestiv aufnötigt, und die nun eine unglaublich einseitige Energie anwenden, dieses Ziel zu erreichen. Dieser Typus hat immer einen Grundzug des großen Sportmenschen in sich. Er ist jedenfalls das äußerste Gegenteil des stillen Registrierers für andere. Er kämpft für sich, ist ehrgeizig, herrisch, rücksichtslos. Dabei ist er doch auch wieder das Gegenteil eines rechnenden, geldsuchenden Erwerbsegoisten. Er wird immer wieder alles Vermögen seiner Sportpassion opfern. Der echte geborene Geldmensch hat ihn von je verlacht und für einen Phantasten gehalten. Um Geld zu verdienen, riskiert man doch nicht vorher seinen Hals mit Luftfahren oder Polentdecken! Man mag so viel von Sport reden, wie man will: ohne diesen Typus Menschen wäre gerade die strengste Wissenschaft nicht entfernt da, wo sie heute ist. Diese Menschen sind, was Energie für ihren einmal gefaßten Zweck anbelangt, geradezu Spitzen, Höhepunkte menschlicher Leistungsfähigkeit. Unschätzbar sind sie, wo etwas das Glück hat, in ihr Sportbereich zu kommen. Und die Forschung, vor allem die geographische, hat dieses Glück ausgekostet zu höchstem Dank. Etwas von diesem Zug lebt übrigens nicht nur in den geographischen Tatmenschen; es strahlt aus dem Blick fast aller größten Naturforscher, aller Pfadfinder und Bahnbrecher dort. Aber dieser tolle menschliche Renner bringt nun auch seine Nücken mit. Er hat vielmehr etwas Künstlerisches als ursprünglich Wissenschaftliches im Temperament. Er lebt im Rausch, im Loderfeuer seiner Person. Er verachtet das Gesetz der Duplizitäten, der ewigen Wiederholungen, glaubt nicht daran, und wenn es ihm doch naht, so sieht er eine persönliche Perfidie darin. Das Dämonische seiner Persönlichkeit, das zugleich die Quelle all seiner Kraft ist, lehnt sich gegen jede Konkurrenz auf. In den Jargon der Wissenschaft eingewöhnt, erhält er meist leider hier aus altem Zopferbe, das erst mühsam verschwinden gemacht wird, auch noch die Untugend der schulmeisterlichen Rechthaberei, des unsinnigen Schimpfens, das in jedem wissenschaftlichen Gegner einen Betrüger wittert. Dabei ist er selbst ohne böse Absicht leicht in der Gefahr des Uebertreibens. Nicht des bewußten Schwindelns, aber des voreiligen Schließens, des Phantasiesehens in die Dinge hinein — eine Gefahr aller starken Tatmenschen. Es sind eben Prachtmenschen an Individualität, aber auch mit dem Ungezügelten des stolzen Renners.

Seit Jahrhunderten übt nun gerade die wissenschaftliche Forschung eine wunderbare Arbeit, diesen Typus, der ihr seit langem so enorm hilft, auch noch etwas zu zügeln, zu erziehen. Die große Lehrerin der Objektivität, der selbstlosen Hingabe an einen Menschheitzweck, die ihre wilden Tatkinder zu erheben, zu verfeinern, zu ethisieren sucht! Stofflich hat sie ihrem mehr oder minder hohleren Sport ja schon unendlich größeren Inhalt gegeben. Nun sucht sie, selbst sich dabei bessernd, ihnen noch gewisse rohe Begleiterscheinungen abzuschleifen. Und eine solche gerade ist noch das wüste Sichanschreien, Anfeinden auf Prioritätsansprüche hin. Zu Galileis Zeiten war das auch bei den Größten noch rein selbstverständlich. Heute haben wir noch Exempel. Aber die Regel ist es doch schon nicht mehr. Darwin, der vom reinen Sammelsport allmählich zum edelsten Typus des geläuterten wissenschaftlichen Tatmenschen übergegangen war, hatte seine berühmte Zuchtwahltheorie seit vielen Jahren im Kopf und in Bergen von Notizen fertig. Da läßt der Duplizitätskobold den jungen Wallace auf die gleiche Idee



kommen und die Schrift darüber im Manuskript eben Darwin zur Veröffentlichung übergeben. Ohne einen Moment des Schwankens will Darwin dem jüngeren Manne das Vorrecht lassen. Seine Freunde müssen ihn erst bewegen, wenigstens gleichzeitig auch etwas über seine Studien zu veröffentlichen. Statt eines Prioritätszanks erlebt die gelehrte Welt jetzt das Schauspiel einer vollkommenen Einigkeit der beiden Männer, die Hand in Hand einen der größten wissenschaftlichen Gedanken aller Zeiten verkünden. Ein Freundschaftsbund bleibt für ihr ganzes Leben davon zurück. Wallace selbst erkennt später bei jeder Gelegenheit Darwin als den Meister an . . .

Man begreift in solchem vorbildlichen Moment, daß es doch kein Verlust ist, den der Tatenmensch im Vollbesitz seiner Person dabei erleidet; er verstärkt sich nur um die Kraft der ethischen Persönlichkeit und tritt erst damit vollkommen in den Rahmen der Wissenschaft.

Wildbret.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

Es ist traurig, aber wahr, daß wir über das volkswirtschaftlich recht bedeutsame Weidwerk noch keine Statistik besitzen. Nach recht vorsichtigen Schätzungen werden alljährlich durch diesen „Sport" 150 Millionen Mark in Umlauf gebracht. In dieser Summe ist der Wert des erlegten Wildes mit etwa 30 Millionen Mark angesetzt. Die Grundlagen für diese Schätzung hat man den Marktberichten der Großstädte entnommen. Für die Wildmengen, die in Kleinstädten verkauft oder im eigenen Haushalt der Jäger verbraucht werden, hat man keinen Anhalt. Nur so viel weiß man mit Bestimmtheit, daß fast jedes erlegte Stück Wild das Vielfache seines Marktwertes an Kosten verursacht. Eine scheinbare Ausnahme davon findet nur bei den Jagdherren statt, die auf eigenem Grund und Boden selbst die Jagd ausüben. Rechnet man aber, daß ihnen dadurch eine bedeutende Pachtsumme und der Ersatz für Wildschaden entgeht, daß sie für Gewehre, Munition, Jagdaufsicht, Bewirtung der Gäste usw. Geld ausgeben müssen, dann kehrt sich auch diese scheinbare Ausnahme ins Gegenteil.

Bei den Jagdpächtern liegt die Sache ganz klar! Die Zeiten sind lange vorüber, da man noch die Pacht aus dem Revier herausschoß. Denn seit etwa zwanzig Jahren hat das Weidwerk besonders in großstädtischen Kreisen so viel Jünger gefunden, daß bei einigermaßen gut besetzten Revieren ein rücksichtsloser Wettbewerb eingetreten ist, der bei jeder Neuverpachtung die Preise sprunghaft steigert. So ist es gekommen, daß namentlich im Umkreis der Großstädte Jagdpachten gezahlt werden, die zu dem Wert des Wildes in gar keinem Verhältnis stehen. Nun rechne man noch die Kosten der Aufsicht, der Wildfütterung im Winter, der Fahrten, des Aufenthaltes, der Munition, des Hundes usw. usw. hinzu, dann wird es nicht mehr als Uebertreibung empfunden werden, wenn die Kosten eines selbsterlegten Rebhuhnes auf 3—4 Mark, eines Hasen auf 10 bis 15 Mark usw. geschätzt werden.

Das Vergnügen des Weidwerks muß also recht teuer bezahlt werden. Es ist, genau betrachtet, eine Abgabe, die von wohlhabenden Großstädtern an die Landbesitzer gezahlt wird. Daß die Preise des Wildbrets durch die Kosten des Erwerbs nicht im geringsten beeinflußt werden, ist daraus zu erklären, daß alles erlegte Wild nur ein Tausendstel des deutschen Fleischkonsums ausmacht. Dadurch wird im großen und ganzen der Marktwert des Wildbrets bestimmt, denn bei aller Vorliebe für einen schmackhaften Wildbraten würden wenige Hausfrauen geneigt sein, wesentlich höhere Preise als für Rind- und Schweinefleisch anzulegen.

Es kommt noch hinzu, daß jegliches Wildbret reichliche Zutaten von Fett erfordert. Das Wild in der Freiheit hat wenig Gelegenheit, Fett anzusetzen. Selbst im Sommer, in der Zeit des Ueberflusses, nimmt es nur so viel Nahrung auf, als für die Erhaltung und den Zuwachs erforderlich ist. Zum Ansammeln von Fett kommt es nur in sehr seltenen Fällen, weil das Wild in steter Gefahr lebt, sich infolgedessen viel bewegt und meist nur in der Nacht die Aesung sucht. Im Winter leiden alle Wildarten Not, die durch Kälte und Nässe manchmal so verschärft wird, daß große Wildmengen ihr erliegen.

Die Fettarmut des Wildbrets, die bei der Zubereitung reichliche Zutaten von Speck, Butter und Sahne erfordert, fällt bei den Hausfrauen mehr ins Gewicht, als man glaubt. Man braucht da nur an den Wettbewerb zwischen Gans und Hase zu denken, bei dem Herr Lampe völlig geschlagen wird. Man kann es aber den Hausfrauen, die sich mit ihrem Wirtschaftsgeld sparsam einrichten müssen, gar nicht verdenken, daß sie einen fetten Gänserumpf dem mageren Hasen vorziehen. Der mit Recht so beliebte Martinsvogel „macht sich nicht nur selbst ab", sondern er liefert noch einen Ueberschuß von Fett, der als Schmalz der viel teureren Butter gleichgeachtet wird. Auch beim Abwägen des Knochengerüstes fällt der Vergleich zuungunsten des Lampe aus . . .

Um ganz gewissenhaft zu sein, muß ich hier gleich den Hausfrauen der Großstädte den guten Rat erteilen, keinen abgezogenen Hasen zu kaufen. Der kleine Vorteil, daß der Hase schon gespickt ist, fällt gar nicht ins Gewicht. Denn erstens besitzt Herr Lampe nach einem alten Sprichwort neun Häute, die sehr sorgfältig entfernt werden müssen. Zweitens leidet der Hase sehr oft an Krankheiten, die ihn sehr unappetitlich machen. Sie sind unschwer zu erkennen, wenn der Löffelmann noch sein Röckchen trägt. Drittens wird jeder Hase in den Anpreisungen der Händler stets „blutfrisch" genannt. Trifft diese Bezeichnung zu, dann bleibt der Braten trotz aller Zugaben hart und zäh, weil alles Wildbret erst einige Zeit abhängen muß, damit es mürbe wird.

Das Gegenteil davon ist der Zustand, den man früher Hautgout nannte. Wenn ich hier ein kräftiges Wort anwenden dürfte, würde ich den französischen Ausdruck mit Stinken übersetzen. Der unangenehme Duft ist doch nichts anderes als das Zeichen einer schon recht weit vorgeschrittenen Verwesung! Nach meinen Erfahrungen ist die Unsitte, das Wildbret so lange hängen zu lassen, bis es durch seinen Geruch die



Nase beleidigt, beinahe vollständig überwunden. Man kann sagen: glücklicherweise, denn, abgesehen von der Geschmacksverirrung, war der Genuß des in voller Auflösung begriffenen Wildbrets auch nicht ganz ungefährlich, und manche Magenverstimmung rührte nur von dem Hautgout her!

Es gibt übrigens solcher Vorurteile bei der Zubereitung des Wildbrets noch mehrere. So gilt es als unumstößlicher Glaubensatz, daß alte Vögel, wie Rebhuhn, Fasan, Birk- und Auerhahn, gänzlich ungenießbar seien. Mit behendem Witz haben die Jäger die Schlußfolgerung daraus gezogen, daß man solche Vögel seinen Freunden oder gar der Schwiegermutter schenken müsse. Leider geschieht das nicht immer, denn man bekommt selbst in den besten Restaurants Vögel vorgesetzt, die nicht nur den Zähnen, sondern sogar dem Messer heftigen Widerstand entgegensetzen. Das ist in einer Abfütterungsanstalt, wo jedem Braten nach feststehender Praxis nur eine gewisse Zeit der Zubereitung zugebilligt wird und werden kann, weiter nicht verwunderlich.

Im Einzelhaushalt soll man sich jedoch von diesem Vorurteil nicht abschrecken lassen. Und vor allem soll man den Rezepten, die hier und da zu lesen sind, keinen Glauben schenken. Einige davon sind gerade zu widerlich, wie der Rat, alte Auer- und Birkhähne für einige Tage im Dung zu vergraben ... Brrrr ... Neulich las ich, man müsse alte Rebhühner in einen reinen Topf tun, natürlich mit reichlichen Beigaben von Speck, Butter und Sahne, dann den Topf mit Brotteig umhüllen und beim Bäcker in den Ofen schieben lassen.

Dies Verfahren mag sich vielleicht schon bewährt haben. Es ist aber zu umständlich. Man hat nur nötig, jedes einzelne Huhn in Brotteig zu hüllen und in den eignen Bratofen zu schieben. Das ist die moderne Form einer uralten primitiven Methode, deren Erfolg ich verbürgen kann. Ich habe es im nördlichen Rußland selbst erlebt, daß mein Begleiter ein paar alte Haselhühner, nachdem er sie ausgenommen und mit Speck und Salz gefüllt hatte, über den Federn mit einer Schicht Lehm bekleidete und dann den Klumpen in die heiße Asche des Lagerfeuers schob. Bei der Wiederholung dieser Zubereitung war es mir ja lieber, daß die Vögel vorher gerupft wurden, aber die Hauptsache war doch, daß sie köstlich weich wurden und sehr gut schmeckten.

Daß alte Vögel beim Braten nicht weich werden, muß zugegeben werden. Aber weshalb müssen sie durchaus gebraten werden? Weshalb werden sie nicht zur Bereitung einer köstlichen Suppe verwendet? Ein sehr einfaches Verfahren! Man löst das Fleisch von den Knochen und treibt es durch die Maschine, die es zu Brei zermahlt. Das kann man sowohl vorher tun als auch, nachdem die Vögel einige Stunden gekocht worden sind. Die Knochen werden mit einem Beil zertrümmert ... Eine Erbsensuppe auf dieser Grundlage ... nicht übel! Aber eine Suppe von getrockneten Steinpilzen mit Klößen von Rebhuhnfleisch ... Dafür gibt es in der menschlichen Sprache keinen Ausdruck, der die tiefe Ergriffenheit, den andachtsvollen Genuß ganz erschöpft ...

Ueberhaupt möchte ich der Verwendung von Pilzen bei der Zubereitung von Federwild hier das Wort reden. Bei der zahmen Ente empfehlen es schon die Kochbücher, die meines Erachtens hinter der Entwicklung der Kochkunst stets um ein Menschenalter nachhinken. Weshalb nicht beim Wildbret? Die enge Verbindung z. B., die das Rebhuhn mit dem Sauerkohl eingegangen ist, beruht doch im Grunde nur darauf, daß der Gaumen ein Gegengewicht gegen den etwas weichlichen, ja man könnte fast sagen süßlichen Geschmack des Fleisches erfordert. Nun steht aber der pikante Geschmack des Pilzes — ich empfehle Steinpilze oder Champignons, denen man einige Tropfen Zitronensaft als Säure zufügen darf — turmhoch über dem Sauerkohl! Und ich bin mir meiner Verantwortung voll bewußt, wenn ich hier laut verkünde, daß bei Rebhuhn und Fasan die Beigabe von Pilzen nur einmal empfohlen zu werden braucht, um sich ungezählte Anhänger zu werben!

Dieser Rat muß noch auf das wilde Kaninchen ausgedehnt werden, das nicht nur bei Feinschmeckern, sondern auch im einfachsten Haushalt von einem starken Vorurteil verfolgt wird. Es soll gar nicht geleugnet werden, daß das Fleisch der wilden Karnickel süßlich schmeckt. Deshalb ist es ein Fehler, Wacholderbeeren, die namentlich östlich der Elbe als Gewürz für jegliches Wildbret sehr beliebt sind, beizufügen, da sie den süßlichen Geschmack noch verstärken. Er muß aber vielen Menschen doch nicht recht zum Bewußtsein kommen, weil — ich will mich vorsichtig ausdrücken — einem unverbürgten Gerücht zufolge, das beliebte Gericht „Frikassee vom Huhn" meistens sehr reichliche Mengen Kaninchenfleisch enthalten soll.

Weshalb sollte man nun nicht mit Bewußtsein verzehren, was man unbewußt mit Wohlgeschmack genießt? Um so mehr, als drei Karnickel einem starken Hasen gleichkommen, obwohl sie weniger kosten! Man mache doch nur einmal den Versuch, man brate die Kaninchen wie Hasen und gebe dazu Sauerkraut oder gesäuerte Pilze! Aus dem gleichen Gedanken heraus möchte ich die Verwendung der Schneehühner, die größer sind als ein Rebhuhn und weniger kosten, lebhaft empfehlen. Namentlich in der Zeit, wenn Huhn und Hase vom Kriegsschauplatz verschwunden sind. Hausfrauen, die gern mal einen Rehbraten auf den Tisch bringen möchten, sich aber vor dem Preis der Keulen oder des Ziemers — der Ausdruck Zimmer ist eine Verirrung — scheuen, seien auf die Vorderblätter hingewiesen, die verhältnismäßig billig sind und ihrer Form wegen leichter mürbe werden als die Stücke Dickfleisch.

Einem Hirschbraten, sofern er nicht von einem ganz jungen Stück herrührt, kann ich wenig Geschmack abgewinnen, und das Einlegen in Essigwasser oder saure Milch halte ich für einen Notbehelf, weil dadurch dem Fleisch die besten Bestandteile ausgelaugt werden. Wohl aber lassen sich die minder bewerteten Teile vorteilhaft zu einer Wildsuppe oder zu Ragout verwenden. Bei wilden Enten, die man von Oktober ab kauft, läuft man Gefahr, ein tranig schmeckendes Exemplar zu erwischen. Wer mit gutem Riechorgan begabt ist, erkennt diese fatale Eigenschaft schon beim Reinigen. Dann soll man aber diese verkappte Eskimoleuchte sofort rücksichtslos beseitigen, damit sie nicht die Leidensgefährten in der Bratpfanne verdirbt und die Wohnung mit einem Duft anfüllt, der schwer zu vertreiben ist.

Das zarteste und fetteste Wildbret besitzt ein kleiner Vogel, der allerdings seit einigen Jahrzehnten in Deutschland selten geworden ist. Das ist die Wachtel. Sie wird durch die Nachstellungen in den südeuropäi-



schen Staaten ausgerottet, weil sie große Strecken zu Fuß zurücklegt und dabei in Netzen und Schlingen leicht zu fangen ist. Sie wird im Herbst so fett, daß ihre Haut beim Aufschlagen auf die Erde platzt. Dasselbe kann man auch von einem andern Vogel der gleichen Größe berichten, von der Pfuhl- oder Doppelschnepfe. Seit etwa dreißig Jahren hat sich die Zahl dieser beiden Arten so sehr vermindert, daß sie kaum noch auf dem Markt erscheinen.

Von allen drei Arten findet keine oder eine nur sehr geringe Zufuhr aus dem Auslande statt. Man muß also wohl oder übel auf diesen Genuß verzichten. Als Ersatz kann teilweise die Waldschnepfe gelten, die neuerdings wieder zahlreich auf dem Markt erscheint.

ooo

Briefe eines modernen Mädchens.

Berlin, den 14. September

Mein lieber Freund!

Sie haben so oft über die Entstellung der schönen Erde durch technische Erfindungen geklagt, und ich gebe Ihnen durchaus zu, daß viele der neuesten Verkehrsmittel für den ästhetisch-fühlenden Menschen zum Graus geworden sind: daß jede Gebirgslandschaft, die ein Kraftwagen durchfaucht, rettungslos entweiht erscheint und jener ratternde Autobus, der über die Via Appia fährt, zu den schmerzlichsten Eindrücken auf der an Melancholien so reichen römischen Erde gehört.

Aber wir werden neuerdings entschädigt gerade von der Seite aus, die uns so weh getan! Die technischen Eroberungen machen in den Lüften ihre Sünden auf dem Erdboden wett. Wer, der es gesehen, vergäße je wieder das ideale Hingleiten des Luftschiffs über Berlin an jenem leuchtenden Sonntag, als der zartblaue Aether so durchsichtig hinter der silbern schimmernden Gondel stand, zu der die Tauben von den Kirchtürmen aufflogen, während die Stahlbeschläge wie funkelndes Geschmeide herunterblitzten!? Und wer in den jüngsten Tagen aus der staubdurchzitterten Luft des weiten Tempelhofer Feldes über den Häuptern der Menge mit all den emporgewandten Augen hinweg die Wrightsche Flugmaschine wie einen Riesenreiher mit ausgespannten Fittichen stolz und sicher der Sonne entgegenfliegen sah, der hat eigentlich jedes Anrecht verloren, über die Nüchternheit der Zeit je wieder zu räsonieren! Eine ganze Reihe malerischer, bisher ungeahnter Wirkungen tritt in die Erscheinung. Phantastische Lichtreflexe auf diesen seltsamen, neuen Umrißlinien bringen in der leeren Luft des Himmelsraumes ein Wunder zustande, wie es bisher nur Dichter träumten oder Utopisten für möglich hielten — vielleicht genau jenes Bild, das einst Leonardo da Vinci mit seinen geheimnisvollen, der Zeit voraneilenden Blicken im Geiste sah, wenn er verzweifelt vor den zertrümmerten Resten seiner Flugmaschine stand, deren Unzulänglichkeit ihm fast schmerzlicher war als die Vernichtung seines herrlichsten Gemäldes auf dem Scheiterhaufen Savonarolas.

Selbst Ben Akiba könnte diesem Anblick gegenüber sein beliebtes Stichwort einmal nicht anbringen — und wenn Doktor Faust klagt: „Ach, zu des Geistes Flügeln wird so leicht kein körperlicher Flügel sich gesellen!" so kommt er uns nun auf seinem Osterspaziergang auch etwas rückständig vor.

Ein Moment, das jeden Menschen mit empfindlichen Ohren an diesen neuen Erfindungen noch besonders entzückt, ist das Himmlisch-Leise, das Lärmlose ihrer Fahrten. Unser Gehör, dauernd verletzt durch das Tuten, Bremsen und Ankurbeln auf den Straßen unten, die wir wandern müssen, ruht sich dankbar aus an diesen nur undeutlich schwingenden Lauten in den Lüften, die nicht als Lärm, nur als seltsam suggestiver Ton über uns hinsurren. Das ferne Geräusch der Motoren und Propeller, durch den Grad der Distanz mehr oder weniger gedämpft, ist wie ein neues Motiv in den Geräuschen des Daseins, das wir bald ebenso genau mit geschlossenen Augen unterscheiden können wie Wellenschlag oder Säuseln des Windes in Birkenbeständen.

Ist doch unser Ohr ebenso erstaunlich schnell auf jede neue Melodie einzustellen, wie unser Auge sich an die Hüte gewöhnt, die gegen den Hinterkopf gelehnt werden, oder an die grünen Rosen, mit denen uns ein Freund beglückt, weil er die roten für zu trivial geworden hält.

Also finden Sie sich nur endlich darein, daß die großen Hochmomente unserer Zeit nicht auf literarischem oder politischem Wege, sondern aus rauchgeschwärzten Maschinenwerkstätten heraus erzielt werden! Wir haben es wirklich „herrlich weit" gebracht, und beim märchenhaften Anblick Wrightscher Höhenflüge, die in immer stolzeren Linien aufwärts gingen, fühlte man sich fast versucht, hinzuzusetzen: „O ja! bis an die Sterne weit!"

Uebrigens gebe ich Ihnen den Rat: Wenn Sie sich noch weiter entwickeln wollen, lieber Freund, und wie bisher auf die Anerkennung des anderen Geschlechts dabei rechnen, so tun Sie es nicht mehr nach der zerebralen Seite, sondern nur nach der sportlichen! In weiblichen Augen hat sich das Männerideal neuerdings merklich verschoben. Der Mann, der imponiert (und Ideale, die nicht zugleich imponieren, wären ja überhaupt gar keine richtigen Idale!), ist nicht mehr der Musiker, der Leutnant von einst, der blasse Gelehrte mit schönen Augen und berühmten Büchern! Ich wette, daß die Mädchen zwischen 14 und 20 — also die Ausschlaggebenden für die Mode auf diesem Gebiet in Hinsicht auf die nächste Generation — den Gegenstand ihrer Neigung jetzt als Sieger irgendeines Wettkampfes wollen — sei es in der Meisterschaft beim Tennis, beim Gewichtheben oder Preisturnen, sei es als Leuchte unter den Boxern und Fliegern. Irgendeinen Rekord muß er geschlagen haben, wenn er gezählt werden will.

Fährt man jetzt nachmittags den Kurfürstendamm herunter, so sieht man zuweilen Berliner Schulknaben auf Rollschuhen über den Asphalt sausen. Unter dem einen Arm haben sie ihre Badesachen, um in die kühlen Fluten des Halensees hineinzutauchen. Unter dem andern Arm das Racket, um sich nachher im Tennis weiter „auszuarbeiten". Wenn man bedenkt, daß diese Jungens sich vermutlich abends mit ihren Brüdern boxen und morgens nüchtern hanteln — also nebenher fünf Sorten Sport betreiben, die systematischen Turnstunden noch ganz ungezählt, so fragt man sich staunend, welch ungeheuer trainierte Generation da herauswachsen muß! Nicht geistig überbildet wie die stubenhockenden Geschlechter, sondern elastisch wie aus Gummi, das künftige Mädchenideal, kluge Bengel, die ihre Zeit begriffen haben, und denen die Zukunft gehört als Rekordbrecher, als Kanal-Ueberflieger, fähig,



dereinst, in Moschusfelle eingenäht, die mystischen Illusionspunkte ferner Pole wirklich zu erreichen!

Oder geschah es schon? Ich weiß nicht, wie Sie über Cook und Peary fühlen? Ich für mein Teil empfinde die ganze Kontroverse in all ihren wachsenden Stadien als amüsante Zugabe bei jedem Tagesbeginn, so etwa, wie frische Marmelade auf das Frühstücksbrot.

Die Konkurrenz um etwas so Fernliegendes, Nebelverhülltes hat durch den Gegensatz der Streitenden zum Streitobjekt etwas seltsam Spannendes, trotz der burlesken Beimischung die Phantasie angenehm Anregendes! So etwa, wie wenn hinieden von eifrigen Laien abends beim Bier über etwaige Lebewesen auf dem Mars disputiert wird, während der funkelnde Planet, unnahbar und ewig fern, an der dunklen Himmelsstraße heraufzieht durch die schweigende Einsamkeit der blauen Septembernacht.

Das, was wir nicht gewiß wissen, verliert nie seine magische Anziehungskraft! Sind die Dinge erst festgestellt und katalogisiert, wirken sie wie aufgespießte Schmetterlinge ohne Flügelschmelz. Im unbestimmten liegt der größte Zauber . . .

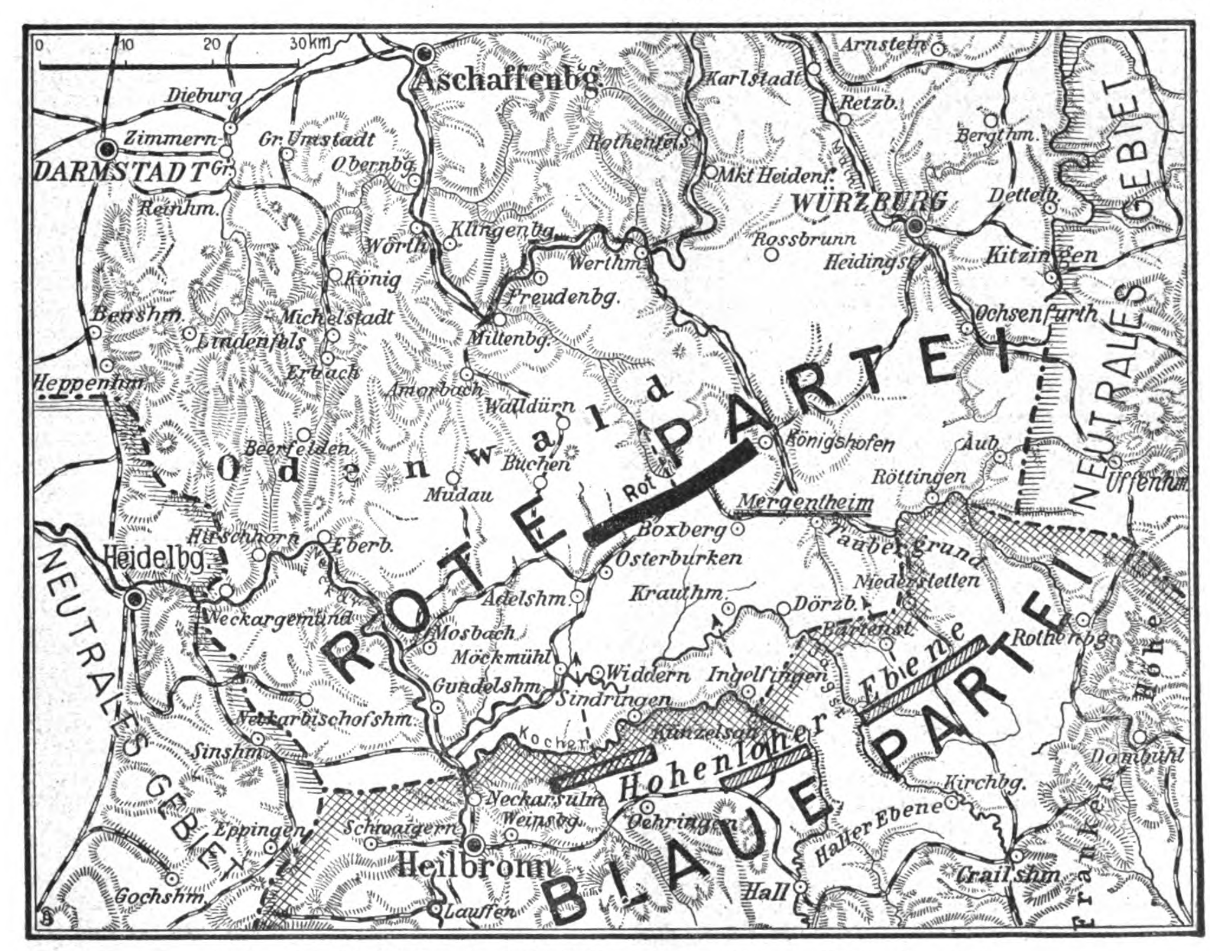
Aus welcher Einsicht heraus ich es auch für gut befinde, Sie niemals genau wissen zu lassen, wie sehr oder wie wenig Ihnen zugetan ist

Ihre für alles Mystische schwärmende Freundin
Ada Alice.

Unsere Bilder

Die Kaisertage in Baden (Abb. S. 1607 u. 1608). Die deutschen Kaisermanöver, an denen in diesem Jahr besonders die Kontingente der süddeutschen Bundesstaaten beteiligt sind, wurden durch eine große Parade der badischen Truppen eingeleitet, die der Kaiser in Karlsruhe abnahm. Kaiser Wilhelm, der kurz vor der Parade in der badischen Hauptstadt eintraf, wurde auf dem Bahnhof von der Kaiserin, dem Großherzog und der Großherzogin, dem Prinzen und der Prinzessin Max von Baden und dem Fürsten zu Fürstenberg begrüßt, der als Gast des Kaisers das Manöver mitmacht. Die Fürstlichkeiten und ihr Gefolge begaben sich darauf, eskortiert von Dragonern, zum Paradefeld. Nach Beendigung des militärischen Schauspiels fand ein Galadiner im Residenzschloß statt, bei dem der Kaiser und der Großherzog herzliche Trinksprüche wechselten. Der Kaiser verlieh dem Großherzog die Würde eines Generalfeldmarschalls. Die gleiche Auszeichnung ward auch dem Schwager des Kaisers, dem bisherigen Generaloberst und Inspekteur der II. Armeeinspektion, dem Erbprinzen Bernhard von Sachsen-Meiningen zuteil, der sich in seiner 42jährigen Dienstzeit hohe Verdienste um das deutsche Heereswesen erworben hat.

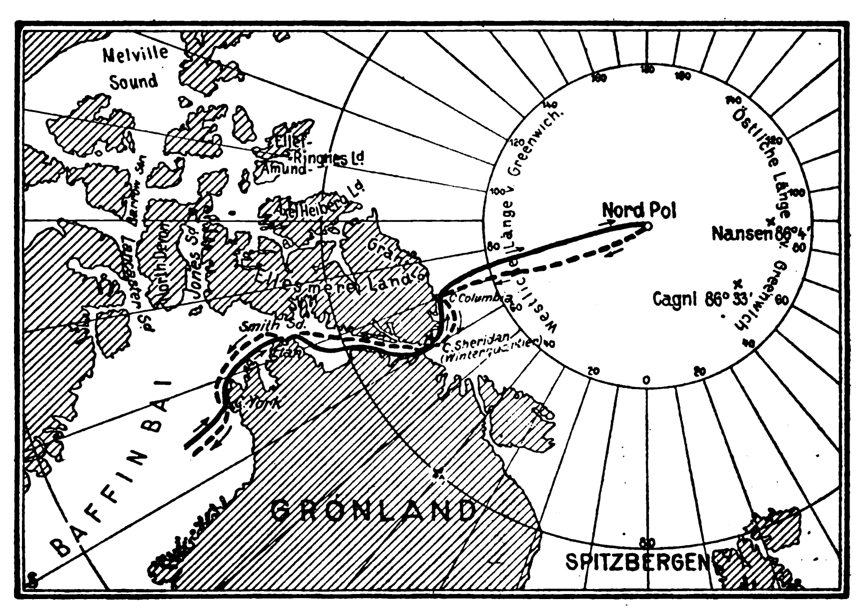
Die österreichischen Kaisermanöver (Abb. S. 1605 u. 1606). In allen Ländern Europas bedeuten die letzten Tage des Spätsommers den Beginn der großen militärischen Scheinkriege. Die österreichische Armee, die im verflossenen Winter beinahe Gelegenheit gefunden hätte, die Kriegskunst im ernsten Kampfe zu üben, hat ihre großen Kaisermanöver diesmal bei Groß-Meseritsch abgehalten. Der Deutsche Kaiser weilte als Gast des Kaisers Franz Josef in dem mährischen Städtchen. Kaiser



Karte zu den diesjährigen deutschen Kaisermanövern: Die ersten Truppenbewegungen.



Wilhelm war am 8. September eingetroffen; am nächsten Tage ritt er mit dem Kaiser von Oesterreich ins Manövergelände, um die Operationen der beiden „feindlichen Armeen" zu beobachten. Die hervorragenden Leistungen der Truppen fanden die vollste Anerkennung beider Kaiser und der auf dem Manöverfelde anwesenden höheren Offiziere. Trotzdem ihnen zeitweise große Strapazen zugemutet wurden, bewährten die meist aus dem Norden der Monarchie stammenden Regimenter von neuem ihre altererprobte Tüchtigkeit. Hervorragendes leisteten auch die beiden freiwilligen Motorkorps, die seit einigen Jahren während der österreichischen Manöver einen wichtigen Faktor des Aufklärungs- und Meldedienstes darstellen, das unter dem Kommando des Wiener Bildhauers Gustav Gurschner stehende Korps der Motorzyklisten und das Freiwillige Automobilkorps, an dessen Spitze Fürst Solms-Braunfels, der Präsident des Oesterreichischen Automobilklubs, steht. — Kaiser Wilhelm weilte drei Tage auf dem Schauplatz der Manöver. Am 10. September nahm er von seinem kaiserlichen Freunde Abschied und verließ Groß-Meseritsch unter herzlichen Ovationen der Bevölkerung.



Zur Erreichung des Nordpols durch Peary: Karte seiner Route.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights in Berlin (Abb. S. 1609 u. 10) nahmen einen glänzenden Verlauf. Die ersten Flugtage galten vor allem der Rekognoszierung des Terrains und der Erprobung der neuerbauten Maschine. Doch bald konnten die zu Zehntausenden auf dem Tempelhofer Felde erschienenen Zuschauer Leistungen bewundern, die sich von Tag zu Tag großartiger und eindrucksvoller gestalteten. Am dritten Flugtage unternahm er zum erstenmal auf deutschem Boden den Aufstieg mit einem Passagier: dem Aeronauten Hauptmann Hildebrandt, dessen Gattin am Tage darauf der gleiche seltene Genuß zuteil wurde. Die nächsten Tage brachten ausgedehnte Höhen- und Dauerflüge. Eines Mittags erschien auch das Kronprinzenpaar auf dem Tempelhofer Feld. Auch diese hohen Gäste bewunderten die imposante Sicherheit und Ruhe des Amerikaners und die Leistungsfähigkeit seiner Maschine. Die schönen Vorführungen Wrights werden den Berlinern lange Zeit im Gedächtnis bleiben und hoffentlich auch zum Aufschwung der bisher wenig erfolgreichen deutschen Aviatik beitragen.

Der Abschied der Hochseeflotte von dem Großadmiral Prinzen Heinrich (Abb. S. 1612). Die Rückkehr von den Landungsmanövern bei Apenrade im Kieler Hafen war die letzte gemeinsame Fahrt unserer Hochseeflotte unter dem Befehl ihres bisherigen Kommandanten des Prinzen Heinrich von Preußen. Bei der Einfahrt in den Hafen nahmen die Schiffe von ihrem Admiral Abschied. Auf der Höhe von Friedrichsort dampften die Kreuzer und Linienschiffe in langer Kiellinie an dem gestoppt liegenden Admiralschiffe „Deutschland" vorbei. Die Flaggschiffe senkten die Admiralsflagge zum Gruß, die Musikkapellen spielten Präsentiermärsche, und die Mannschaften begrüßten ihren scheidenden Admiral durch drei donnernde Hurras.

Der erste deutsche „Dreadnought" (Abb. Seite 1612). Das neue Linienschiff „Westfalen" hat bei seiner ersten Ausfahrt ein Mißgeschick erlitten. Das riesige Kriegsschiff, das auf der Werft der Weser A. G. bei Bremen erbaut worden ist, sollte weserabwärts nach Nordenham gebracht werden, stieß aber wegen des zu niedrigen Wasserstandes der Weser auf Grund und mußte nach Bremen zurückfahren, wo es bleiben muß, bis die nächste Springflut ihm die Ausfahrt aus seinem Gefängnis gestattet.

Der Abschied Frederick A. Cooks von Kopenhagen (Abb. S. 1611) war von herzlichen Kundgebungen der Bevölkerung begleitet, die, allen Anfeindungen zum Trotz, fest an die Aufrichtigkeit des Forschers und an die Wirklichkeit seines großen Erfolges glaubt. Unter einem Blumenregen kehrte Cook zu dem Dampfer zurück, der ihn in seine amerikanische Heimat bringen soll. Nebenstehend bringen wir eine Karte der Reiseroute von Cooks Rivalen Peary, der bekanntlich behauptet, den Nordpol vor Cook erreicht zu haben, und ihn des Betruges bezichtigt.

Der Eisenbahnkönig Edward H. Harriman (Abb. S. 1612), der in Neuyork verschieden ist, war nicht nur einer der reichsten Leute der Welt, sondern auch einer der mächtigsten Faktoren im wirtschaftlichen Leben seines Landes. Harriman, der Sohn eines Pastors, begann seine Laufbahn als Office-Boy. An ihrem Ende beherrschte er als Präsident der Union Pacificbahn ein Eisenbahnnetz von etwa 70000 englischen Meilen. Seine mächtige Stellung konnte selbst die energische Kampagne nicht erschüttern, die im Jahre 1907 Präsident Roosevelt gegen den starken Mann unternahm, dem außer einem Organisationstalent sondergleichen und allerlei privaten Tugenden eine selbst im amerikanischen Geschäftsleben unerhörte Härte und Skrupellosigkeit nachgesagt wurde.

Die Toten der Woche

Oberbürgermeister **Elditt**, † in Elbing am 12. September im Alter von 63 Jahren.

Edward H. **Harriman**, bekannter amerikanischer Finanzmann und „Eisenbahnkönig", † in Arden am 9. September im Alter von 61 Jahren (Portr. S. 1612).

Prof. Max **Jaffé**, Vertreter der medizinischen Chemie, † in Posen im Alter von 68 Jahren.

Jean Louis **Lassalle**, bekannter Opernsänger und Gesangslehrer, † in Paris am 7. September im Alter von 62 Jahren.

Assessor Dr. Max **Levin-Stoelping**, bekannt in Sportkreisen, † in Berlin am 8. September im 45. Lebensjahr.

Ernest **Pinard**, ehem. Minister unter Napoleon III., † in Bourg-en-Bresse bei Paris am 12. September im Alter von 87 Jahren.

Arnold **Schottländer**, bekannter Schachmeister, † in Breslau am 9. September im Alter von 55 Jahren.

Verlagsbuchhändler Hugo **Steinitz**, † in Berlin am 11. September im 57. Lebensjahr.

Senator Dr. Heinrich **Traun**, † in Hamburg am 10. September im 72. Lebensjahr.

Olga Nikolajewna **Tschumina**, bekannte russische Dichterin, † in Petersburg am 8. September.



Bilder vom Tage

Phot. C. Seebald.

Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm auf dem Wege ins Manövergelände von Gross-Meseritsch.

Die österreichischen Kaisermanöver.



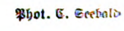
Der Kommandant der freiwill. Motorzyklisten Bildhauer Gurschner (links) und der Präsident d. Allg. freiw. Automobilkorps Prinz Alex. zu Solms-Braunfels (rechts).



Die Verwendung des Automobils und des Motors im Manöver: **Automobilisten und Motorzyklisten im Aufklärungsdienst.**



Im Manövergelände von Groß-Meseritsch: Die Feldpost bei der Ausfahrt.

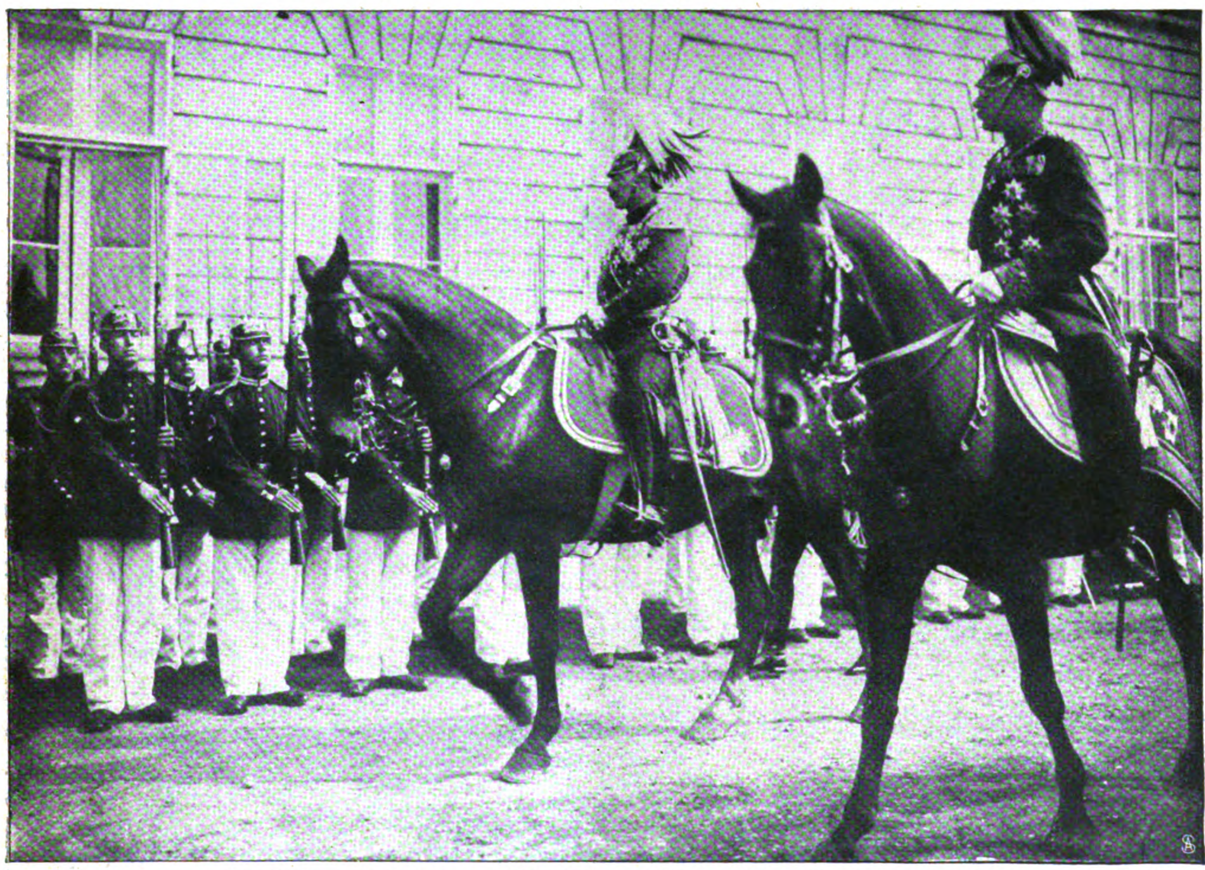


Phot. C. Seebald.

Die österreichischen Kaisermanöver.



Die Kaiserin und Großherzogin Hilda von Baden.



Der Kaiser und Großherzog Friedrich von Baden auf dem Wege zur Parade. Phot. Bauer.

Die deutschen Kaisermanöver: Festtage in Karlsruhe.



Phot. Berl. Jll. Ges.

Die deutschen Kaisermanöver: Der Kronprinz (×) auf dem Paradefeld.



Hofph. L. E. Bieber.

Erbprinz Bernhard zu Sachsen-Meiningen,
wurde zum Generalfeldmarschall ernannt.



Phot. Bauer.

Fürst zu Fürstenberg, Gast des Kaisers bei den Manövern.

Die deutschen Kaisermanöver.



Der Kronprinz im Gespräch mit Wright (×).

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights

auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. — Spezialaufnahme für die „Woche".





Die erste deutsche Dame im Aeroplan: Frau Hauptmann Hildebrandt vor dem Flug mit Orville Wright.



Die Zuschauer in Erwartung des Aufstiegs.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights

auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. — Spezialaufnahmen für die „Woche".



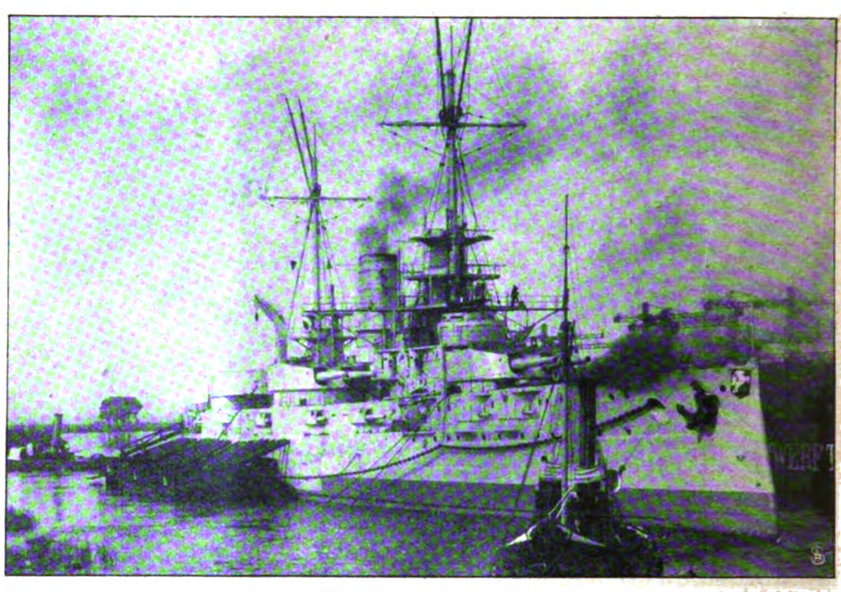
Abschiedsgrüße und Ovationen der Volksmenge am Dampferkai. Phot. H. Waagé.

Die Abreise des Polarforschers Frederick A. Cook (×) von Kopenhagen.





Edward H. Harriman †
der amerikanische Eisenbahnkönig.



Ein neues Kriegsschiff:
Das erste deutsche Linienschiff des Dreadnoughttyps „Westfalen".

Preußen. Schleswig-Holstein. Deutschland. Phot. Steinitz.

Abschied der Hochseeflotte vom Prinzen Heinrich: Beim Einlaufen in den Kieler Hafen paradiert die Flotte vor dem Großadmiral.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

7. Fortsetzung.

Pieps saß allein in dem dunklen, leeren Zuschauerraum. Die graue Leinwand, die die Polsterung der violetten Parkettreihen bedeckte, war an einzelnen Stühlen zurückgeschlagen. Sie merkte es kaum, wie Enzlehn auf sie zukam, ihre Hand an die Lippen zog, wie der Vater sich zu ihr setzte und mit den Fingern nervös auf die Sitzlehne vor ihm klopfte.

„Wird's bald, Direktor . . . ?"

Enzlehn blickte auf seine Taschenuhr.

„Es fehlen noch zwei Minuten, Verehrtester!"

„Stricke haben Sie — keine Nerven", brauste Frank Nehls auf.

„Gott sei Dank!"

Und Enzlehn sagte es mit einer Selbstverständlichkeit, die nichts von seinen grauenvollen Nächten ahnen ließ.

Endlich klopfte er mit dem Stock ein paarmal auf den Boden.

„Vorhang", rief er mit seiner nasalen, weittragenden, kalten Stimme.

Pieps saß da wie erstarrt, andächtig, als wäre sie in der Kirche. Jedes Wort, das der Vater geschrieben hatte, war ihr wichtig. An jede Szene beinahe knüpfte sich für sie eine Erinnerung. Das Thermometer seines Wesens war stets der Reflex seiner Arbeit gewesen, und da, wo ihm das Material spröde und ungefügig im Gehirn gelegen und die Feder nur ruckweise die schwer gefundene Form niedergeschrieben, da vermeinte Pieps auch jetzt noch den atemraubenden Druck zu fühlen, unter dem das Haus damals gelebt.

Dann riß sie eine Stimme aus all dem Gewirr ihrer Gefühle, so daß sie fast erschreckt die Augen öffnete — als hätte sie sich selbst gehört, als hätte ihr ganzes Fühlen, ihr ganzes Sein sich materialisiert, nur in anderer Körperlichkeit — ein zweites Sieselbst schien vor ihr zu stehen.

Es war die Stimme von Ada Moll.

Im „Dreikampf" zwischen Vater, Mutter und Tochter die Stärkste, die Siegerin; das junge Leben, das sich rücksichtslos auf den Trümmern des Alten, Wertvollen und Bedeutenden ausbreitet und nur darum siegt — weil es jung ist.

Ada Moll hatte nichts von Routine, nichts von dem flachen Glanz überlieferter Kulissenkunst.

Pieps sah sich selbst, hörte sich selbst.

Ein leiser, zitternder, kindlicher Ton kam von ihren Lippen: „Papali!", während ihre Hand nach der des Vaters tastete.

Es war wie ein Echo der Stimme von dort oben, die jetzt auch so rührend, kindlich und zitternd klang.

Das Stück ging weiter. Das Kindliche wandelte sich in leidenschaftliches Begehren; die scheuen, fragenden, unschuldigen Augen bekamen einen Abglanz vom Leben draußen, das gewaltsam und unerbittlich an der Erfüllung seiner eigenen Gesetze arbeitete.

Plötzlich wurde Frank Nehls abgerufen. Ein livrierter Diener stand im Gang, übergab ihm eine Karte; „Lieber Freund — ich muß herein", stand mit Bleistift gekritzelt auf der Karte mit der Fürstenkrone.

Enzlehn kam herzu.

„Na selbstverständlich . . . machen Sie keine Geschichten, Nehls."

Er dachte nicht daran, Geschichten zu machen. Es war ihm doch eine Genugtuung, daß sie kam, unaufgefordert, getrieben von ehrlicher Anteilnahme.

Flüsternd, geschäftig liefen die Herren hinaus, der Diener öffnete schon den Schlag.

Enzlehn verbeugte sich tief. Die Arnulf war kunstliebend, enorm reich — man konnte nicht wissen — —! Sie hatte allerliebste Minauderien.

„Nicht bös sein, meine Herren . . . ich konnte es vor Neugierde nicht aushalten . . . und dieser schlechte Mensch behandelt mich wahrhaftig als quantité négligeable."

Dabei drückte sie beim Aussteigen Frank Nehls' Hand.

Er bemerkte beim grellen Tagesschein zum erstenmal silberne Fäden in dem krausen schwarzen Negerhaar.

Es gab ihm einen Stich, löste etwas Weiches in ihm aus, eine wärmere Herzlichkeit, als er sie seit langem empfunden.

„Ich danke Ihnen, daß sie gekommen sind", flüsterte er leise.

Und während Enzlehn ihnen voranging, antwortete sie fein lächelnd: „Sie haben mich arg vernachlässigt in letzter Zeit . . . ."

Ja, das hatte er. Aber es lebte nur noch ein Bild in ihm, ein Gedanke, ein Sehnen.

„Ich wollte *sie* sehen, vor den anderen, darum bin ich gekommen. Ich muß doch Stimmung für sie machen morgen — nicht?"

Unwillkürlich preßte er ihren Arm heftig an sich: „Woher wissen — was wissen Sie . . .?"

Enzlehn hielt die kleine Logentür auf und riß mit der freien Hand rasch die schützende Leinwand vom Sessel und der Brüstung herunter: „Darf ich bitten, Durchlaucht? —"

Sie legte den behandschuhten Finger gegen die Lippen: „Psssst . . . meine Herren . . . keine Umstände. Bitte nur keine Störung!"

Enzlehn zog sich diskret zurück.

„Bleiben!" gebot sie Frank Nehls und zwang ihn an ihre Seite auf den Stuhl.

Dann zog sie ihre kurze goldene Lorgnette heraus und blickte auf die Bühne.

Ada Moll hatte gerade eine stumme Szene, die den ersten Akt beschloß. Jede Bewegung, jede Biegung ihres Körpers waren stumme und doch beredte Sprache, die von den seltsam ausdrucksvollen Akzenten der Handgesten eigenartig unterstrichen wurde.



Prinzessin Arnulf nickte. Sie hatte Gefühl für das Besondere und hatte den Mut ihrer Selbständigkeit. Und sie fühlte das Band fester werden zwischen sich und ihrem Freunde, da sie sah, wie auch er dieses Besondere empfunden hatte. Es verjüngte ihn in ihren Augen, reihte ihn wieder ein in die Reihen der Kämpfer und Pioniere. Sie liebte das Werdende. Ihr unruhiges, jagendes Wesen, das jeder Stagnation feindlich war, spürte allem Neuen nach mit einer rücksichtslosen Offenheit, die nicht immer ihrem Range entsprach.

Auch ihre zahllosen, kaum drapierten Liebesabenteuer entsprangen meist nur ihrem unstillbaren Drange, einer neuen Lebensader im Gefühlschachte der Liebe zu begegnen. Es war männliche Idealität in ihr. Das machte sie oft so unerträglich in der Liebe, so verläßlich in der Freundschaft, so köstlich in ihrem Mäzenatentum.

„Wo haben Sie sie her?" fragte Prinzessin Arnulf, als der Vorhang niederging.

Er wußte es wahrhaftig selbst nicht in diesem Augenblick, verstand kaum die Frage. Wie aus ihm herausgeboren kam sie ihm vor. Wie konnte er sagen, wo er seine Gedanken, seine Empfindungen her hatte? Wie verzaubert war er, und in seinen Blicken lag der verträumte Glanz einer nie gelebten Jugend.

„Es ist übrigens gleichgültig, wo sie her ist", fügte die Arnulf rasch hinzu. „Das Genie bedarf keines Heimatscheins. Und sie hat etwas vom Genie. Gehen Sie nur hinauf, lieber Nehls, Sie werden wohl gebraucht."

Und es lag fast gütige Malice in ihren Mundwinkeln, als sie den Freund, dem sie mehr von sich gegeben als je dem glühendsten Liebhaber, mit solch ungestümer Hast ihre Loge verlassen sah. Sie war beinahe ein bißchen stolz auf diese Rücksichtslosigkeit. Die sprach für ihn und — für sie. Es lag noch mehr in ihm als der geistvolle, erfolghaschende Handwerkschriftsteller, es lag wahres Künstlertum in ihm, jene Unabhängigkeit, die sie vor allem so schätzte, und sogar etwas Kindlichkeit, die ihr fast rührend vorkam an dem Manne, den sie bisher nur skeptisch und illusionsleer gekannt hatte.

Sie dachte nach, womit sie ihm wohl eine Freude machen könnte, zum Dank für all die freundlichen Empfindungen, die er in ihr ausgelöst hatte. Es kam ihr alles recht nichtig vor. Sie beneidete die Souveräne um den Ausweg mit den Orden. Mochte er auch nicht immer als Auszeichnung empfunden werden — ein Ausdruck des Dankes war er jedenfalls.

Sie rückte etwas zurück in den Hintergrund der kleinen Loge, denn es waren nun doch mehrere Leute in dem dunklen Zuschauerraum. Einige sahen neugierig zu ihr hinauf, fragten sich, wer die merkwürdige, so exotisch aussehende Dame sein mochte.

Eiler, der gerade vor Pieps stand, grüßte tief und respektvoll.

Prinzessin Arnulf konnte im Dunkel nur schwer die Züge des jungen Mädchens unterscheiden. Aber ihre Silhouette fesselte sie eigentümlich. Immer wieder richtete sie die Lorgnette auf das feine Profil der jungen Dame, die wie ein Pastell von Gainsborough aus dem Rahmen des großen schwarzen Federhuts hervorschimmerte und sich so merkwürdig stolz und kalt über dem schmalen hochgeschlossenen Kragen des einfachen englischen Kleides erhob.

Der kleine wohlduftende Herr Eiler beugte sich vertraulich zu seiner kleinen Freundin und blickte ihr neugierig und ein bißchen indiskret in die Augen. Noch vor zwei Jahren sagte sie mit ihrer unnachahmlichen Backfischimpertinenz: „Ich kann es nicht leiden, Onkel Eiler, wenn man mir so nahekommt." Und er war dann immer lachend mit tiefer Verbeugung von ihr zurückgetreten. Jetzt neigte sie kaum den Kopf zur Seite, aber von ihrem ganzen feinen, eleganten Körperchen ging ein Hauch so eisiger Kälte und Unnahbarkeit aus, daß ihm das joviale Lächeln zu einer Grimasse erfror.

Nicht anders hatte ihn einmal Ada Moll zurückgewiesen, als er seinem Mäzenatentum einen kleinen Lohn bei ihr holen wollte.

„Na, also kleines Piepsfräulein sind heute ungnädig! Nicht klug, nicht klug. Papas Freunde muß man gut stimmen an solchen Tagen. Aber ich bin Ihnen nicht böse. Sie wissen doch, daß ich sterblich und unglücklich in Sie verliebt bin und mich von Ihnen nach Ihrem Belieben malträtieren lasse . . . Händchen geben . . . So. Jetzt muß ich auf die Börse."

Er küßte sehr respektvoll die kleine Hand und nickte Pieps wie ein guter Onkel freundlich zu. Nun blickten ihre Augen wieder kindlich und vertrauend.

„Papas Bruder ist doch bei Ihnen in der Bank, nicht wahr?"

„Freilich . . . na, und . . . ?"

„Ich wollte Ihnen nur sagen, lieber Herr Eiler, daß ich Onkel Felix sehr gern habe."

Der Schalk lachte ihm wieder aus den Blicken.

„Gewiß, warum sollte man einen jungen, hübschen Onkel nicht gern haben?"

„Wenn Sie Unsinn reden, spreche ich kein Wort mehr mit Ihnen!"

„Nein, nein, Piepsfräulein, bin schon wieder brav."

Pieps fuhr fort mit einem nachdrücklichen Ernst, der Eiler beinahe naheging: „Onkel Felix ist meinem Papa so gut wie kein anderer Mensch auf der Welt, und ich weiß wohl, daß Papa es nicht immer jedem leicht macht, ihm gut zu sein — außer mir."

„Na, und . . . ?"

„Also, bitte, denken Sie daran. Und Sie wissen sehr gut, wie ich es meine!"

„Abgemacht. Ich werde daran denken. Ich werde ihm immer Grüße auftragen für Ihren Papa . . ."

Er konnte das Necken nicht lassen, aber sie wußte, daß er sie verstanden hatte, und sie sah ihm fast überlegen lachend nach, wie er eilig das Theater verließ.

Und er selbst merkte es gar nicht, daß er eigentlich gekommen war, um Ada Moll zu sprechen, und nun fortging, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, sich hinter die Kulissen zu stehlen.

Prinzessin Arnulf hatte die kleine Szene durch ihre Lorgnette mit dem gleichen Interesse verfolgt wie vorhin die Szene auf der Bühne.

Als Frank Nehls in ihre Loge trat, lag über seinem ganzen Wesen ein sieghafter, froher Glanz. Sie deutete mit dem Kopfe hinunter auf Pieps: „Wohl eine Schwester Ihrer Entdeckung?"

Er sah sie verständnislos an.

„Welcher Entdeckung . . . ? Ach so, Sie meinen die



Ada Moll? ... Dort unten ... ? — Nein, Durchlaucht, das ist meine Tochter."

Pieps blickte gerade herauf und nickte dem Vater mit strahlenden Augen zu.

Aber es war etwas wie Befangenheit in der Art, wie er ihr den Gruß zurückgab, als hätte ein flüchtiges Empfinden plötzlich all seinen Überschwang gelöscht.

Prinzessin Arnulf schüttelte den Kopf: „Merkwürdig ... ich hätte geschworen" ... Und impulsiv, wie sie war, fuhr sie fort: „Stellen Sie mir Ihre Tochter vor; das Kind ist entzückend!"

Pieps war bezaubernd in der respektvollen Vertraulichkeit, mit der sie der Freundin ihres Vaters nahte. Prinzessin Arnulf gehörte zu den wenigen Frauen, die ihr imponierten. Sie fühlte instinktiv eine echte Originalität aus ihr heraus, die zum Mut wurde in ihrer Stellung, und war nicht unempfindlich für den Hauch der ganz großen Welt, der aus des Vaters sparsamen Erzählungen über das Haus der Prinzessin in ihr eigenes herüberdrang.

Freilich war die Prinzessin Arnulf unbewußt die Formerin dieses eigenartigen, jungen Geschöpfes geworden, dessen natürliche Veranlagung es so weit über dem literarischen Bohèmetum erhob, das sich trotz des glänzenden Rahmens Frank Nehlsscher Häuslichkeit nie ganz verleugnete.

Und noch kam dazu, daß jetzt, wo das Innenleben des Vaters verschlossener und darum reizvoller denn je für sie wurde, sie mit eifersüchtig spähendem Blick alles sammelte, was ihr über dieses Leben Aufschluß und Ergänzung geben konnte.

Sie ahnte wohl längst mit der Frühreife ihrer ungehüteten Phantasie, daß es einst engere Bande gewesen sein mußten, die Frank Nehls an die Prinzessin Arnulf gefesselt hatten. Im letzten Jahre hatte es auch nicht an ziemlich deutlichen Anspielungen von Frau Mara gefehlt.

Dennoch verknüpfte sich damit für Pieps keine Vorstellung irgendwelcher Ungehörigkeit.

Die Prinzessin Arnulf war — obwohl selbst unsichtbar im Frank Nehlsschen Hause — ein Faktor, mit dem man seit Jahren rechnete.

Pieps küßte der kleinen Durchlaucht die Hand mit einer Nuance feiner Devotion, die das bewegliche Herz der Prinzessin sofort eroberte.

„Sie hätten mir Ihr Kind längst bringen sollen", sagte sie schmollend und mit reizender, nur für Pieps berechneter Koketterie zu Frank Nehls.

Sie war Kennerin weiblicher Schönheit, aparter Grazie. Ihr Vorwurf war eine zarte Schmeichelei; die zweite, die ihm von seiner Freundin heute zuteil wurde, und er führte ihre Hand an seine Lippen mit einer temperamentvollen Wärme, die er gerade ihr gegenüber nur selten gezeigt hatte.

Ein kleiner resignierter Seufzer war die Antwort. Dann sprach sie mit Pieps in der scharmanten Anmut der großen Dame und der fast mütterlichen Anteilnahme einer alten Freundin. Und sie empfand wie die andern den unwiderstehlichen Reiz, der von dem vollendeten Persönchen ausging, das wie ein kleines Kunstwerk über allen Trivialitäten des Augenblicks stand.

Manchmal trafen sich die Augen der Prinzessin und des Schriftstellers über dem breiten, schwarzen Federhut des jungen Mädchens. Es waren Blicke, wie sie Eltern austauschen mögen in der Freude über ihr Kind.

Und hinter ihrem großen Zobelmuff fand Prinzessin Arnulf Gelegenheit zu einem Wort, das sie wieder in all ihrer malitiösen und drolligen Frivolität zeigte. „La recherche de la m a t e r n i t é est interdite", flüsterte sie mit einem Ausdruck in ihren dunklen Augen, der viel darüber sagte, wie gerne sie selbst Mutter eines solchen Kindes geworden wäre.

Dann ging der Vorhang wieder auf. Die Probe nahm ihren Fortgang. Frank Nehls wandte sich nun wieder ganz der Bühne zu. Alle Augenblicke unterbrach er heftig die Spielenden von der Loge aus, ohne Rücksicht auf die Spannung ihrer Nerven, deren Vibration er in unbedachter Willkür hemmte.

„So kommen wir nicht weiter", sagte Enzlehn vom Parkett aus zur Loge hinauf mit äußerer Gelassenheit.

Aus einer goldenen flachen Bonbonniere nahm er von Zeit zu Zeit Opiumpillen, deren Wirkung ihm halfen, seine Maske mit Anstand bis zum letzten Augenblick aufrecht zu halten.

Frank Nehls hörte nicht. Ungestüm verlangte sein künstlerisches Empfinden die sofortige Erfüllung. Auch Ada Moll schonte er nicht. Wie Peitschenhiebe flogen seine Worte über die Künstlerschar — verletzend, aufreizend und vernichtend.

„Ich kann nicht mehr", sagte Ada Moll und verließ die Bühne.

Pieps wurde kalt bis in die Fingerspitzen.

„Bitte sehr. Ich bleibe hier und warte, bis es den Herrschaften genehm ist, weiter zu spielen."

Niemand rührte sich.

Nicht einmal Enzlehn, der bleich wie in Lethargie auf seinem Parkettfauteuil saß und wie abwesend vor sich hinstarrte.

Eine kalte, eisige Stille lag über der Bühne, über dem dunklen Rachen des Zuschauerraums.

„Ich warte ... ich habe Zeit", tönte es grollend in ungeminderter Kraft von der Logenbrüstung.

Nichts geschah.

Niemand antwortete.

Eine Minute verrann. Eine endlose, lange Minute. Und noch eine.

Prinzessin Arnulf fühlte ein wohliges Prickeln in ihrem Körper. Die neue Sensation entzückte sie. Die Erinnerung an Stierkämpfe, denen sie in Spanien beigewohnt, durchhuschte ihr Gehirn. Sie kannte vom Hörensagen Enzlehns verzweifelte Lage. Seine Ruhe imponierte ihr. Auch Frank Nehls' unsinniger Eigensinn machte ihr Spaß. Er war verschuldet bis über die Ohren!

Der Inspizient streckte den Oberkörper zu einer Tür heraus, scheu, in verdrücktem Arbeitsanzug: „Fräulein Moll schminkt sich ab. Sie sagt, sie ist krank."

Beinahe hätte Prinzessin Arnulf „Bravo!" gerufen.

„Sagen Sie Fräulein Moll, daß sie sich eines Kontraktbruches schuldig macht, wenn sie das Haus verläßt", sagte Enzlehn von seinem Platze aus sehr langsam und sehr ruhig, ohne die Hände aus den Manteltaschen zu nehmen.

„Ja ... das habe ich ihr schon gesagt ... das ist ihr ganz egal", antwortete der Inspizient und verschwand wieder.



Mit einer raschen Bewegung, noch ehe der Vater oder die Prinzessin es bemerkt hatten, war Pieps zur Loge hinaus. Die eiserne Verbindungstür zur Bühne war offen. Sie stolperte im Halbdunkel die drei Stufen, die zur Bühne führten, hinauf.

„Führen Sie mich zu Fräulein Moll", sagte sie gebieterisch zu einem Herrn, der ihr in den Weg kam.

Und dann stand sie vor der Schauspielerin, die zwar noch geschminkt, aber bleich und apathisch auf dem Stuhle saß. Um sie herum standen die Kollegen heftig gestikulierend, ratlos.

„Ich bin die Tochter von Frank Nehls", sagte Pieps. „Ich bitte Sie, Fräulein Moll, herunterzukommen und weiterzuspielen."

Ada Moll hob ihre grauen Augen in kaltem Staunen auf das junge, anmutige Mädchen, das sie schon einmal flüchtig begrüßt hatte. Sie neigte kaum merklich den Kopf und sagte: „Ich bedaure sehr, aber ich bin dazu ganz außerstande."

Pieps trat, unbekümmert um die andern Mitglieder, auf die Schauspielerin zu und ergriff ihre Hand. „Liebes Fräulein Moll . . . ich bitte, ich beschwöre Sie, nehmen Sie sich zusammen. Tun Sie es mit Rücksicht auf Ihre Kollegen, auf die ganze Sache."

„Ich kann nicht", wiederholte die Schauspielerin kalt und warf, unbekümmert um die Umgebung, einen peplonartigen Schlafrock ab, den sie in diesem Akt getragen.

„Sie können nicht . . .?"

„Nein. Wenn Herr Frank Nehls sich entschuldigen will, dann . . ."

Pieps hob den Kopf. Ein unsagbar hochmütiger Zug trat auf ihr feines, junges Gesicht, und ihre dunkelgesäumten Augen funkelten wie schwarze Kohlen aus dem blonden Gewirr, das unter dem Federhut hervorquoll.

„Mein Vater hat keinen Grund, sich bei Ihnen zu entschuldigen, Fräulein Moll. Er ist nervös, wie Sie alle es sind, aber seine Bemerkungen sind richtig."

„So . . . Nun dann wird sich wohl eine andere Vertreterin für die Rolle, die ihn besser versteht, finden lassen."

Es klang fast gleichmütig und darum zum Verzweifeln unverrückbar.

Mit einer raschen und energischen Bewegung zog Pieps ihre zwei Nadeln aus dem Hut, warf ihre Boa und die lange englische Jacke ab und sagte kalt: „Ja, Fräulein Moll, die wird sich finden — die bin ich nämlich selbst."

„Sie?"

Ada Moll sah Pieps zum erstenmal fassungslos an, während unter den Schauspielern eine laute, erregte Debatte entstand.

Pieps lächelte — sieghaft und ruhig.

„O fürchten Sie nichts. Ich bin geschult." Und mit perfider Absichtlichkeit, ohne Ada Moll eines Blickes mehr zu würdigen, fügte sie hinzu: „Die Rolle war für mich geschrieben. Ich habe sie mit meinem Vater studiert."

Sie warf das Peplon über die Bluse, fuhr sich mit dem Stift über die Brauen, tauchte ihre Fingerspitzen in das Büchschen mit der roten Fettschminke, mit der sie die Lippen rötete, und fuhr sich mit der Hasenpfote einigemal energisch über die Wangen.

Der Inspizient kam angelaufen. „Fräulein Moll . . . der Herr Direktor läßt sagen . . ."

„Gehen Sie hinunter, es wird weitergespielt", unterbrach ihn Pieps, und dann zu den andern gewendet: „So, meine Herrschaften, gehen wir."

Sie lief den andern voran, hinunter. Sie gab sich nicht Rechenschaft von dem, was sie tat. Sie handelte wie unter der Eingebung eines fremden Willens, dem sie sich nicht widersetzen konnte, ohne die nächsten Folgen zu bedenken. Und es ging eine Kraft von ihr aus, die alle zwang, besinnungslos ihr zu folgen, ohne ihnen die Möglichkeit zum Zweifel, zur Überlegung zu lassen.

Ada Moll war noch um einen Schatten bleicher geworden. Ein dumpfes Angstgefühl hatte die Feindseligkeit in ihr erstickt, und mit der Angst wuchs eine uneingestandene Bewunderung in ihr, für diese Kraft, der auch sie plötzlich sich beugen mußte.

„Los . . . los . . ."

Pieps schob die beiden Herren, die die Szene mit Ursula einleiteten, auf die Bühne. Sie selbst stellte sich an die Tür, gewärtig ihres Stichwortes.

Sie hielt die Hand auf das wildklopfende Herz gepreßt und sammelte in ihrem Gedächtnis alles, was sie noch von der Rolle auswendig wußte.

Es war unerhört, was sie tat, die Knie zitterten ihr, als müßte sie jeden Augenblick zusammenbrechen. Der Vater war imstande, über die Logenbrüstung hinweg auf die Bühne zu springen, sie fortzujagen, ihr böse, beleidigende Worte ins Gesicht zu schleudern vor all den fremden, lauernden Menschen, die sich wie an einem Schauspiel daran weiden würden.

Sie griff sich an den Hals, als fürchtete sie zu ersticken. Mit Anspannung eines fast übermenschlichen Willens hielt sie sich aufrecht.

„Jetzt gleich kommen Sie dran", sagte der Inspizient.

Zehn Sekunden vergingen. Sie öffnete die Tür, durch die sie in fliegendem Tempo eintreten mußte. Über das augenblendende Rampenlicht hinweg sah sie in einen ungeheuren schwarzen Schlund, dann fühlte sie einen leichten Stoß, sie taumelte zurück, und die Stimme Ada Molls in ihren hellsten, jubelndsten Tönen erfüllte das Haus.

Sie fiel auf einen Stuhl, den ihr der Inspizient leise lachend vorschob.

„Na, sehen Sie, darauf hat sie's doch nicht ankommen lassen! Das haben Sie fein gemacht! . . . Nu aber ruhig Blut, Fräulein!"

Pieps preßte ihr totenblasses Gesichtchen an das Netzfenster, das ihr vollen Ausblick auf die Bühne bot. Sie sah Ursula in den Armen des Geliebten, wie sie die Arme um seinen Hals schlang, wie sie ihm sündige Worte rasender Leidenschaft in den Mund hauchte, und wie sie ihr Gesicht, ihre Lippen, ihren Nacken den heißen Küssen widerstandslos überließ.

Eine dunkelrote Blutwelle färbte Pieps' bleiche Wangen, und ein Ekel stieg in ihr auf, als fühlte sie die Küsse, die tastenden Hände des schwitzenden, keuchenden Schauspielers auf dem eigenen Körper.

Sie hatte so viel über Liebe sprechen hören in den sonntäglichen Afterlunchstunden bei ihrem Vater, hatte so viel über Liebe gelesen in Büchern, die sie wahllos eingeschmuggelt hatte in die Einsamkeit ihrer Kinderstube — und alles war wie durch ein Wunder abgeprallt an ihr, ohne sie zu beschmutzen, ohne ihre Phantasie zu krank-



hafter und verderbter Neugier anzureizen. Die mit hinreißender Leidenschaft und äußerster Wahrheitstreue gespielte Szene dünkte sie eine Schamlosigkeit, vor der ihr ganzes Wesen mit Widerwillen zurückschreckte.

Die ernüchternde Nähe nahm dem Spiel jeden poetisch verklärenden Schimmer, und was sie bis jetzt für die Liebesseligkeit erfüllten Sehnens gehalten — hier ward es zur abstoßenden Farce.

Sie schämte sich vor dem Inspizienten, der leise vor ihrem Stuhle hin und her ging, vor den Schauspielern, die verstreut herumstanden und auf die gurgelnden, stöhnenden Laute, auf die unterdrückten Schreie und rasenden Ausbrüche lauschten, und siedend heiß stieg es ihr zu Kopf, wenn sie daran dachte, daß sie an Stelle der Ada Moll in den Armen dieses keuchenden Schauspielers hätte liegen können.

Sie sprang auf von ihrem Stuhl, lief zurück in die Garderobe, als gelte es, den tastenden Händen und verlangenden Armen zu entfliehen, warf das Peplon ab, tauchte ihr Gesicht in eine Schüssel mit kaltem Wasser und rieb mit dem Handtuch ihr Gesicht, als müßte sie sich die Haut herunterreißen, als hätte die Vorstellung all der Küsse auf ihrem Gesicht sie schon besudelt.

Nein — der Papa brauchte nicht zu fürchten, daß sie zur Bühne ging! Oh nein! Dazu war ihr Feingefühl zu groß — noch größer als ihr Talent, das sie immer mit Stolz gefühlt hatte.

Und dieses Feingefühl war es, was sie von der Künstlerin schied, selbst wenn diese Künstlerin eine Ada Moll war.

Sie schlang ihre weiße Hermelinboa methodisch um den schlanken Hals, warf der Garderobiere ein Geldstück zu und schritt hochmütiger und kühler denn je die Treppe hinunter.

Auf dem letzten Absatz kam ihr der Vater entgegen.

„Solche Scherze läßt du künftig wohl bleiben", sagte er.

Aber in der forcierten Strenge seines Tones zitterte noch die Erregung der letzten halben Stunde nach.

Pieps lachte leise auf, wie ein Kind, das sich über einen gelungenen Streich freut.

„Hast du mich in der Türe stehen sehen, Papali, ja? ... War ich hübsch?"

Er gab ihr einen leichten Klaps auf die Wange, unterdrückte mühsam ein Lächeln.

Sie hing sich an seinen Arm, und ganz leise raunte sie ihm ins Ohr: „Du hast übrigens recht, ich passe nicht zum Theater. Meinem Partner wäre ich davongelaufen oder hätte ihm das Gesicht zerkratzt, wenn er mich angefaßt hätte. Aber erzähl das nicht weiter, Papali, sie soll nur Angst vor mir haben, die Ada Moll, hörst du!"

„So ... warum denn?"

Er sah sie etwas belustigt an, wie immer bezaubert von der Grazie ihrer schmeichelnden Kindlichkeit.

Pieps sah das starre, unerbittliche Gesicht Ada Molls vor sich, mit dem aufreizenden passiven Widerstand ihres ganzen Körpers, sie sah die erregte zornige Hilflosigkeit des Vaters, die sich in der Loge in höhnischer Herausforderung Luft gemacht, und sie wiederholte nochmals, während ihre Augen sich ganz licht und sehr kindlich zum Vater erhoben: „Sie soll Angst vor mir haben!"

„Kindskopf", murmelte er.

Ada Moll kam an ihnen vorbei. Ihre Augen lagen tief in dem erschöpften, bleichen Gesicht, das der breite, schön geschweifte Mund wie mit einem blutigen Streifen durchschnitt.

„Ich komme gleich zu Ihnen rauf", rief er ihr zu.

Sie nickte, ohne zu antworten, ohne Lob zu suchen, das Haupt tief gebeugt, zu Boden gedrückt von der Wucht der letzten Szene, in der sie alles, was an Leben und Leidenschaft in ihr war, gegeben hatte, und beinahe königlich in der Nichtachtung ihrer Wirkung.

Mit keinem Blick streifte sie das junge Mädchen, nur leise grüßend neigte sie das Haupt, als sie an ihr vorbeikam. Und Pieps, ebenso schweigsam. Wie ein Gruß mit der Degenspitze zweier feindlicher Offiziere war es, die dem gleichen Herrscher dienen. . . .

Mit einem Blick umfaßte Frank Nehls die beiden Gestalten, lehnte sie vergleichend noch näher aneinander.

Was die Leute nur faselten von Ähnlichkeit!

Keine Spur von Ähnlichkeit war zwischen ihnen. Sie waren beide vielleicht der gleiche Typus des modernen Weibes, aber von da zur persönlichen Ähnlichkeit ......

Frank Nehls atmete erleichtert auf.

„Geh jetzt in die Loge, Pieps."

Er folgte ihr ein paar Schritte bis zu den Stufen, die hinabführten, und dann hörte sie, wie er mit jugendlicher Leichtigkeit die Treppe zu den Garderoben hinaufeilte.

„Sie waren über alle Begriffe entzückend, als sie einen Augenblick im Türrahmen erschienen", sagte ihr die Prinzessin Arnulf, wie sie wieder an ihrer Seite Platz nahm. „Ich glaube, Sie wären eine exquisite Künstlerin geworden."

„Zu gütig. Aber Durchlaucht überschätzen mich. Ich wollte der impertinenten Person nur ein bißchen Angst machen. Die Lektion ist leider weiter gegangen, als ich es selbst dachte."

Sie ist zum Fressen, die Kleine, dachte die Durchlaucht, die im Innersten nur bedauerte, daß die Lektion nicht noch deutlicher ausgefallen war.

Nach dem dritten Akt ließ sie sich zu ihrem Wagen geleiten. Die Sensation konnte nicht mehr überboten werden.

„Ihre ... wie sagen Sie doch? ... Pieps ist ein Juwel", sagte sie, indem sie sich leicht auf Frank Nehls' Arm stützte.

„Ich weiß, Durchlaucht, nur ist ein Vater wie ich — eine schlechte Fassung dafür", antwortete er brüsk.

Die klugen dunklen Augen der kleinen Durchlaucht wurden beinahe ernst: „Bringen Sie sie mir nächsten Freitag zum Diner", sagte sie kurz.

Der Freitag war auch so etwas wie ein Orden.

Enzlehn hatte einen großen Strauß La France-Rosen in den Wagen legen lassen.

„Wie liebenswürdig! ... Am Dienstag bin ich abends stets zu Hause", fügte sie hinzu und reichte ihm die Hand.

Enzlehn verneigte sich tief und wortlos.

Er ahnte nicht, wie freigebig sie mit den Dienstag-Einladungen war. ....

Dann wurde der letzte, vierte Akt noch zweimal durchgenommen.

Es war 4 Uhr, als die Generalprobe zu Ende war.

Vor dem Bühneneingang stand Felix. Seit einer halben Stunde pendelte er im dunklen Hof unter dem immer dichter werdenden Schneefall auf und ab.



Er wagte es nicht recht, das Haus zu betreten, fürchtete in seiner Unkenntnis des Theaterlebens, die Probe zu stören.

Eiler, der heute nach der Börse eine kurze Besprechung mit Prokurist Becker in der Couponkasse gehabt hatte, war an seinem Tisch vorbeigegangen und hatte ihm leicht die Worte hingeworfen: „Herr Becker gibt Ihnen heute von halb vier ab Urlaub. Grüßen Sie Ihren Herrn Bruder."

Er hatte kaum Zeit gefunden zu danken. Um halb vier Uhr war er nach der Karlstraße gefahren. Vergeblich hoffte er, daß irgend jemand herauskommen würde, den er bitten könnte, ihn hereinzuführen. Endlich, nach fast halbstündigem Warten, traten einzelne Schauspieler aus der schmalen Eingangstür. Die Probe wäre längst zu Ende. Frank Nehls mußte jeden Augenblick kommen.

Er fing Worte auf wie: „Kolossal" — „Sicherer Erfolg!"

Die Freude darüber ließ ihn die Kälte vergessen. Nun kam auch der Bruder heraus mit einigen Herren und Pieps mit dem weißen Hermelinmuff, den sie vor den Mund drückte.

Sie erblickte ihn zuerst, streckte ihm die Hand entgegen, herzlich und zutraulich.

„Hat dich Eiler hergeschickt, ja?" Das ist nett.... Du, Onkel Felix, es war wundervoll."

Frank Nehls nickte ihm zerstreut zu, sprach dann weiter mit den Herren, unbekümmert um den Bruder, der sich vor ihn gestellt hatte und einen Händedruck erwartete.

„Wir müssen doch endlich was essen", sagte er. „Kommst du mit, Felix?"

Aber er wartete die Antwort gar nicht ab.

„Steig ein, Pieps."

Er half ihr in sein Auto, ließ Enzlehn an ihrer Seite Platz nehmen und setzte sich auf den Rücksitz.

„Onkel Felix, einsteigen!"

Felix blieb einen Augenblick unschlüssig stehn.

„Na, los ... los, ich komme um vor Hunger!"

Das war wieder die ungeduldige Stimme von der Rankestraße.

Die Abspannung hatte sich aller bemächtigt. Die Herren blickten zu den Fenstern heraus, als könnten sie dadurch den Gang des Autos beschleunigen.

Nach dem ersten Glas Wein taute Frank Nehls wieder auf. Aber es war nur, um mit Enzlehn über die Details des morgigen Abends zu sprechen. Er liebte es, seinen Erfolg zu inszenieren, berechnete im voraus die Wirkung jedes Worts und den Grad des anzuschlagenden Beifalls.

Auch Enzlehn liebte keine Überraschungen. Sie holten beide ihre goldenen Bleistifte aus der Westentasche und schrieben sich einzelne Stichworte auf.

Felix, der durch Pieps so viel von der Arbeitsart des Bruders gehört hatte, die so selbstvergessen und hingebend war, staunte über das kühle Abwägen vor dem Tage der Entscheidung.

Er mußte an den Vater denken, der seine spekulativen Ideen in knifflichen Kombinationen zu Papier brachte und phantastische Gewinne in streng mathematischen Folgerungen ausrechnete.

„Du siehst so müde aus, Onkel Felix."

„So, Pieps ... findest du? Ja, weißt du, die stumpfsinnige Sitzerei im Bureau macht einen ganz dösig, und dann arbeite ich jetzt viel des Abends."

„Was denn?"

Er erzählte ihr, daß er Kompositionsunterricht nehme, zehn Mark die Stunde. Zweimal wöchentlich. Abends hatte er viel zu schreiben, viele Aufgaben zu machen.

„Wie ein kleiner Schuljunge, Onkel Felix?"

„Ja, Pieps, genau so."

„Schade. Ich dachte, du würdest abends oft zu uns kommen."

Sie lächelte ihn an, trank ihm zu und fuhr fort: „Wenn erst Papas Stück heraus ist, wird es bei uns sehr nett werden. Papa hat sicher einen großen Erfolg. Dann liebt er es, Menschen um sich zu sehn. Auch ich werde viel ausgehen müssen. Es wäre nett, wenn du in einigen der Häuser verkehren würdest, Onkel Felix."

„Da würde man einen kleinen Bankbeamten gar nicht vorlassen, Pieps."

„So? Meinst du wirklich?"

„Du bist aber Papas Bruder ...", sagte sie endlich mit großem Nachdruck.

Er murmelte zwischen den Zähnen, aber doch so, daß sie es hören konnte: „Das ist es ja eben."

„Wie meinst du das, Onkel Felix?"

Er lächelte ein bißchen trübe. Das Peinigende Eilerscher Protektion, die Nichtigkeit seines eigenen Verdienstes, die starke Persönlichkeit des Bruders, deren unbewußten Druck er zu spüren begann, lasteten auf ihm.

„Der Name deines Vaters wird mir immer die Anfänge erleichtern und den Erfolg erschweren", sagte er gepreßt.

Sie nickte. „Ja ... du mußt schon furchtbar viel können, Onkel Felix, um es so weit zu bringen wie Papa ..."

Sie ahnte nicht, wie grausam in diesem Augenblick ihre grenzenlose Bewunderung war für den Vater, wie diese Bewunderung beinahe das Todesurteil in sich schloß für jede Bestrebung des jungen, werdenden Mannes, der Menschen brauchte, die an ihn glaubten, um in diesem Glauben die Kraft zu eigenem Leben zu schöpfen. . . . .

* * *

Zur Premiere hatte Felix für sich und Ottilie zwei Plätze in der dritten Reihe des Ersten Ranges bekommen.

Ottilie sah in ihrem unmodischen Kleid aus schwarzer Seide älter und leidender als sonst aus.

Sie hatte sich zu dem Tage mit einer gewissen feierlichen Rührung vorbereitet. So war ihr zumute gewesen bei der Taufe des kleinen Felix, da sie ihn als schwesterliche Patin über das Taufbecken bei der sonntäglichen Massentaufe in der Kirche gehalten. Wie sie damals die Worte des Geistlichen als nur für sie gesprochen empfunden hatte, so war ihr jetzt, als spräche das Stück nur für sie seine ausdrucksvolle, geheime Sprache, als hätten all die Worte für sie eine ganze andere, tiefere Bedeutung.

Felix mußte an die eine Erstaufführung in Glogau denken. Um wie vieles war ihm dort der Genius reiner, war seine Aufmerksamkeit dort ungeteilter gewesen. Sein erster Blick galt hier der Loge seiner Schwägerin. Pieps in einer weißen Seidenkrepptoilette mit einem großen runden Chiffonhut auf dem blonden Haar saß sehr blaß und sehr steif der Brüstung am nächsten, ohne die Blicke von dem Vorhang zu wenden, der sie noch von der Erfüllung des Schicksals trennte.

(Fortsetzung folgt.)



Wille und Willenslähmung.

Von Dr. Stadelmann, Dresden.

Wille ist Kapital. Dieses ist in einem Kraftzentrum aufgespeichert, das wir Gehirn nennen. Von diesem Behälter fließen Kräfte zur Muskulatur; dieser Vorgang entspricht jenem, den wir als Willensäußerung bezeichnen. Daß der Kräftevorrat im Gehirn nicht ausgeht und sich nach einer Abgabe wieder ersetzt, dafür sorgen die lebendigen Gehirnzellen, denen das Blut die von der Nahrung erhaltenen Stoffe zuführt; und daß die Ableitung der Kräfte vom Zentrum zur Peripherie erfolgt, verursacht die Außenwelt, indem sie ihre Kräfte, wie z. B. das Sonnenlicht, durch die Sinnesorgane zu dem Gehirn schickt und dieses reizt, wie man sagt.

Die Willensäußerung hat also ein blutdurchflossenes Gehirn zur Grundlage, das durch die Außenwelt in irgendeiner Weise gereizt wird. Die Reize von außen her laufen durch ein vielfach verschlungenes, äußerst feines Gewebe wie durch ein Netz von Kanälen, von denen aus sie wieder einen Abfluß gewinnen, aber auch inzwischen in Zellen wie in Behältern aufgespeichert werden können.

Auf diese Weise ist es einerseits möglich, daß die äußere Welt in uns aufgenommen und uns bewußt werden kann, und anderseits, daß sie uns veranlaßt, ihr gegenüber durch die Willensäußerungen eine Stellung einzunehmen. So motiviert uns die Welt, und wir bewegen sie wieder.

Das Kraftkapital im Gehirn setzt sich um; es wird zur Arbeit, zur Muskelarbeit in handwerksmäßiger Betätigung, im Gehen, Greifen, Sprechen, Reden halten usw. wie auch im Denken. Muskelarbeit und Denkarbeit erfordern den Willen. Diese Arbeiten werden bestimmten Werten gleichgesetzt, mit denen wir im sozialen Leben rechnen. Die Willensbetätigung bringt in dieser Weise Geld, Ehre usw., materielle und ideelle Güter. Die Muskelarbeit des Willens wird weniger hoch bewertet als die Denkarbeit. Eine „gute Idee" ist oft sehr hoch im Wert; die entsprechende Ausnützung kann ihren Besitzer zum reichen Manne machen. Das Gehirnkapital der Erfinder hat oft schon ungeheure Geldkapitalien gebracht.

Wir sehen, nicht nur im Haushalt des lebenden Organismus gilt die Umsetzung der Kräfte, wir können geradezu von einer Umsetzung dieser Kräfte in Geldkapitalien reden; allerdings nicht im physiologischen Sinne, sondern nur in der Art, daß wir diese lebendigen Werte denen von uns im Umgang mit Menschen geschaffenen an die Seite stellen oder sie durch eine Umrechnung als Aequivalente gelten lassen. Uebertragen auf die haushälterischen Werte in dem großen Organismus, den wir Kulturstaat nennen, gewinnt das Willenskapital hervorragende Bedeutung sowohl für den einzelnen wie für ganze Völker.

Bei diesem lebendigen Kraftkapital besteht die eigentümliche Tatsache, daß die Anlage sich vermehrt, d. h., sie kann ausgiebiger benutzt werden durch fortgesetzte Inanspruchnahme im Sinne der Uebung. Natürlich nur bis zu einem gewissen Grad; auch darf die regelmäßige Kraftzufuhr dabei nicht aufhören.

Oftmals wiederholte Bewegungen nehmen nach und nach immer weniger den Willen in Anspruch. Durch Uebung kann man eine besondere Geschicklichkeit und Schnelligkeit in der Verrichtung von Handfertigkeiten erlangen, die anfänglich viel Energie und Zeit in Anspruch genommen hatten. Beim Sport z. B. fällt dies besonders auf. So ist es auch bei Denkarbeiten; wer beruflich veranlaßt wird, viel und rasch zu denken, dem fällt die Lösung schwieriger Probleme nicht so schwer wie einem Menschen, der nur zeitweise zu intensiverer Denkarbeit herangezogen wird. Für das Rätsellösen kann man sich eine gewisse Leichtigkeit durch Uebung verschaffen; allerdings kommt hier auch eine Kenntnis der Methoden in Betracht, die durch Uebung erlangt wird.

Eine Vernachlässigung der Kräfte, die dem Willen entsprechen, bringt allmählich fast eine Unmöglichkeit hervor, sich nach gewisser Seite hin zu betätigen. Durch Faulheit wird viel „verlernt".

Besondern Einfluß auf die Willensbetätigung hat das fortschreitende Altern; hier kommt eine normale Abnahme der Kräfte in den Zellen durch die Abnützung in Betracht.

Allzu lange Betätigung des Willens bewirkt seine Erschlaffung, die nach entsprechender Ruhezeit wieder verschwinden kann. Willenschwache Menschen haben im allgemeinen eine Veranlagung, der ein geringer Vorrat von Energien zukommt. Da im Durchschnitt an alle Menschen gleichen Berufes gleiche Anforderungen gestellt werden, erlahmt deshalb ein Teil der Menschen früher als ein anderer; sie unterliegen einer „Willenslähmung". Diese erstreckt sich dann nicht nur auf ihr gesamtes Leben, wo es gilt, Anordnungen zu treffen und zu einem Entschluß zu gelangen; sogar zu den einfachsten Verrichtungen, Spazierengehen, Ankleiden usw. sind solche Menschen nur schwer zu bewegen; das Liegen und das nur halbe Durchdenken von Gedankenreihen wird ihnen zur Gewohnheit.

Die Willenslähmung kann eine Begleiterscheinung verschiedener Nervenkrankheiten sein, wie der Neurasthenie, der Hysterie und von Geisteskrankheiten. Willensgelähmte Menschen sind unfähig, das Leben zu bemeistern. Sie werden ein Spielball jedes äußern Einflusses. Welche schweren nachteiligen Folgen sich hieraus ergeben, ist einleuchtend. Wer im Beruf willenslahm ist, büßt seine Autorität ein; die Untergebenen nützen ihn aus; sein Emporsteigen zu höheren Stellungen ist in Frage gestellt. Im geschäftlichen Umgang versäumt der Willenslahme, Situationen richtig zu benützen; ratlos und machtlos steht er den Ereignissen gegenüber und muß sehen, wie der Gang seines Geschäftes nachläßt, indes der Konkurrent Vorteile gewinnt; im gesellschaftlichen Leben wird er vielfach ein Opfer des Mißbrauches durch andere.

Wieder in anderen Fällen versäumt ein willensgelähmter junger Mensch die richtige Zeit, Examen zu machen, und gelangt dadurch oftmals zu schweren Nachteilen. Ein Affekt, die Angst, legt sich vor die Willensbahnen und hemmt die Betätigung der Willenskraft.

Spezielle Fälle von Willenslähmung sind beispielsweise die sogenannten nervösen Lähmungen der Glieder. Es kommt vor, daß ein von vornherein schwächer veranlagter Mensch durch einen Affekt, wie Schrecken, eine Lähmung des Beines oder des Armes erhält. In diesen Fällen handelt es sich nicht um eine Verausgabung der Kraft, infolge deren die Lähmung entsteht, sondern



um eine plötzliche Hemmung im Ablauf der Willenskraft vom Gehirn zu den Muskeln des Beines oder des Armes. Der vorhandenen Kraft ist der Weg versperrt, auf dem sie sonst sich gewohnheitsmäßig ableitete. Erst wieder nach einem Freigeben der entsprechenden Nervenbahn hört diese Art von Willenslähmung auf. Auch andere Affekte bringen derartige Lähmungen hervor; dabei besteht die auffallende, jedoch naturwissenschaftlich nicht schwer zu erklärende Tatsache, daß die durch den Affekt zurückgestaute Kraft im Gehirn an Stelle der gewohnten Ableitungswege andere Bahnen einschlägt. So ist es möglich, daß ein Angstaffekt einen Anfall oder ein anhaltendes starkes Herzklopfen erzeugt; die zurückgehaltene Kraft wurde in andere Wege gedrängt, die nun diese Erscheinungen hervorrufen. Nervöses Asthma und manche andere Erkrankungen können auf diese Weise entstehen.

Nicht nur Erwachsene, auch Kinder fallen dieser Art von Willenslähmung oder, besser gesagt, Willenshemmung anheim wie auch der allgemeinen Willenslähmung. Hier muß man jedoch sehr wohl unterscheiden zwischen der Unmöglichkeit sich zu betätigen und zwischen dem beabsichtigten Nicht-Wollen. Willensgelähmten Menschen sollen keinesfalls Vorwürfe gemacht werden wegen ihres Verhaltens. Wenn es auch den Anschein hat, als ob ein sonst gesund aussehender Mensch mit Willenslähmung sich verstellt oder sich „etwas einbildet“, so wird doch die genaue Erforschung der Entstehung dieser Erscheinung dem Willensgelähmten sein Recht zuteil werden lassen. Ein Verkennen dieser Vorkommnisse macht die Sache schlimmer.

Was kann der Willensgelähmte und seine Umgebung gegen dieses Leiden tun? Der erstere gewiß sehr wenig oder gar nichts, die Umgebung dagegen sehr viel. Insbesondere ist hier der Vorbeugung das Wort zu reden. Eine schwächere Veranlagung muß durch geeignetes Vorgehen mit körperlichen Mitteln und mit geistigen gekräftigt werden, damit sie stärkeren Einflüssen Trotz bieten kann. Die Erziehung hat hier ein großes Feld vor sich. Uebungen, den Willen zu kräftigen, sollten die Angehörigen eines schwächer Veranlagten nicht unterlassen; das Hauptaugenmerk ist auf die Kräftigung des Selbst zu richten durch Erziehung zur Selbsttätigkeit; das geht am besten schrittweise. Auch eine Erziehung zur Gewöhnung an Affekte ist angezeigt. Besondere Berücksichtigung muß dabei die Ermüdung erfahren; man darf einem Menschen nicht zumuten, sich über seine Ermüdungsgrenze hinaus zu betätigen; allerdings kann diese durch Uebung erweitert werden. Eine Pflege des Willens ist in erster Linie angezeigt. Ist diese Willenshygiene vernachlässigt worden, oder hat sich trotzdem die Umwelt als zu stark für eines Menschen Kraft erwiesen, dann ist die Willenslähmung zu behandeln. Der Organismus muß durch Ruhe, Ernährung und entsprechende äußere Anreizungen (Bäder, Massage u. dgl.) wieder gekräftigt werden.

Allzuviel Zuspruch, daß der Willensgelähmte sich Mühe geben soll u. dgl., wirken nachteilig, denn darin besteht gerade sein Defekt, daß er die Kraft nicht hat, sich selbst anzuspornen. Auf diese Weise wird ein ungünstiges Resultat erzielt. Mut zusprechen und erkennendes, liebevolles Entgegenkommen geben mehr Aussicht auf Erfolg. Erst wenn der Willensgelähmte unter entsprechender Beeinflussung an Kraft gewonnen hat, muß er selbst versuchen, diese Kraft zu mehren. In den Fällen der Willenshemmungen, die durch ein äußeres Ereignis hervorgebracht sind, gibt es besondere Methoden, diese zu beseitigen. Man muß die Ursache aufsuchen, wenn sie nicht schon bekannt ist; oft liegt sie viele Jahre lang zurück. Daraufhin macht die Suggestion der Vergessenheit das Ereignis, das Ursache der Willenshemmung war, wirkungslos; dann fällt die Hemmung fort, und die Bahn für die gewohnte Ableitung wird wieder frei; oder mit andern Worten: das gelähmte Bein z. B. ist wieder dem Willen unterworfen und die Gehfähigkeit zurückgekehrt. Selbst bei jahre- und jahrzehntelangem Bestehen einer Willenslähmung kann dieser Erfolg zustande kommen. Auch die einfache Suggestion, die die Gehfähigkeit fordert, kann plötzliche Beseitigung des Hindernisses verursachen. Auch bei der allgemeinen Willenslähmung kann die Suggestion viel Gutes stiften.

Eine andere Methode der Beseitigung von Willenshemmungen besteht darin, daß man die eingezwängte Kraft gewissermaßen durch eine Hintertür entkommen läßt; es stellt sich dann ein Anfall ein; der Affekt, der die Willensbahn verschloß, leitet sich nach anderer Seite hin ab und gibt auf diese Weise dem Willen seinen Weg frei. Nach derartigen seelischen Operationen tritt wieder die Erziehung in ihr Recht.

Wer seinen Willen gesund und brauchbar erhalten will, muß auf Erziehung des Willens sehen. Die Erziehung ist ein mächtiger Faktor für die richtige Betätigung des Gehirns. Die Natur selbst lehrt uns, diesen Weg zu gehen; sie selbst geht ihn, wenn sie sich behaupten will. Nur durch ein sich Entgegenstemmen gegen äußere Gewalten und durch fortgesetztes Ueben behaupten sich nicht nur die Geschöpfe auf der Erde, sondern sie entwickeln sich, wie wir sagen, zu immer höheren Potenzen. Leben ist immer ein Kämpfen. Das kampfesmüde Geschöpf scheidet aber aus der Reihe der Lebendigen aus; es fällt nicht mehr in die Wagschale bei der Entwicklung; so ist es auch mit dem Menschen. Die stetigen Reibungen mit der Umgebung, mit den äußeren Kräften erzeugen Schmerzen und Wunden; diese sind es gerade, die den Lebensanreiz erzeugen. Wer als „Nervöser“ diese Tatsache verkennt, weiß nichts von einer Entwicklung zur Höhe.

Nervöse Symptome sollten mehr von dieser Seite aus angesehen werden. Alle Geschöpfe in der Natur haben ihr Leiden, das sie wachsen und größer werden läßt. Die Natur erzieht ihre Geschöpfe, auch den Menschen zur Größe durch den Kampf, der ein fortwährender ist. Durch diese Uebung stählt sich der Organismus. Die Natur hat auch dafür gesorgt, daß ein Unterliegen nicht zu bald erfolgen kann, indem sie durch Ermüdung die normalen Sperrvorrichtungen eintreten läßt, damit nicht alle Kraft verausgabt wird und nicht Erschöpfung dauernde Lähmung bringt. Folgen wir der Natur, und beachten wir ihr Vorgehen, so erkennen wir in diesem die beste Methode einer Hygiene des Willens. Erziehung zum Ueberwinden von Schwierigkeiten und Beseitigen von Hemmnissen, Uebung zur Ausdauer und Beachtung der dem Organismus gezogenen normalen Schranken sind die Prinzipien der Willenshygiene, die den Willen kräftigt und Willenslähmung am besten hintanhält.

Das Willenskapital wächst, wenn es in dieser Weise verwaltet wird, und trägt Zinsen, die sich auch auf die Werte des Verkehrs im Geschäftsleben übertragen.





Vom Theater im Auto zum Souper.

Im Kraftwagen durch Stadt und Land.

Hierzu 7 Originalzeichnungen von O. Marcus.

In den letzten Jahren hat sich das Kraftfahrzeug nur noch in gewissen Grenzen entwickelt. Die Zeit des Werdens, des Drängens und der oft ganz merkwürdigen Konstruktion ist vorbei. Für den Automobilbauer kommen nur noch die fast gleichen Typen in der Konstruktion in Betracht, und während man früher in dem Automobil nur das Mittel zu großer Schnelligkeit erblickte, ist man heute bemüht, auch die wirtschaftliche Seite und die Bequemlichkeit zur höchsten Vollendung zu bringen. Die Zahl der Kraftwagen hat sich in den letzten zehn Jahren in geradezu phänomenaler Weise vervielfältigt. Während es noch vor wenigen Jahren als ein Ereignis galt, im Automobil zu fahren, ist der Kraftwagen heute durch die Autoomnibusse und Autodroschken zu einem beliebten, populären Fahrzeug der mittleren Volkschichten geworden, und eine Autofahrt im Omnibus für zehn Pfennig wird als etwas ganz Selbstverständliches hingenommen. Die weit ausgedehnte Verwendungsmöglichkeit des Automobils wird viel mehr ausgenützt, als man es noch vor nicht allzu langer Zeit ahnte. Sowohl für den Personenverkehr wie für den Gütertransport finden wir das Kraftfahrzeug in den verschiedensten Formen in Verwendung. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, nicht mehr darüber zu staunen, wenn ein findiger Kopf ein Automobil für einen noch nicht dagewesenen Zweck verwendet. Eine Trauung im Automobil, die noch vor einigen Jahren als bemerkenswertes Ereignis durch alle Zeitungen der Welt ging, erregt heute höchstens noch bei den direkt Beteiligten Vergnügen. Als ein „Etwas noch nicht Dagewesenes" kann es nicht mehr gelten. Man ist moderner geworden und findet auch keinen Anstoß mehr daran, wenn einer im Automobil zu seiner letzten Ruhestätte gebracht wird. Hat sich also der Kraftwagen industriell und volkswirtschaftlich eine bedeutende Rolle erobert, so ist anderseits der Automobilsport noch lange nicht in der Weise von der Höhe herabgesunken, wie man es dem Autosport als solchem voraussagte, als die meisten Kraftwagen nicht zu Vergnügungs-, sondern zu Berufzwecken von vornherein bestimmt wurden.

Wir haben aber nur drei große sportliche Ereignisse im Automobilismus. Es gibt nur ein großes Schnelligkeitsrennen, das ist der Grand-Prix von Frankreich, der bekanntlich im vergangenen Jahr von einem Deutschen auf einem deutschen Wagen gewonnen wurde. In diesem Jahr ist das Rennen allerdings nicht zum Austrag gekommen, aber es kann als ziemlich sicher angenommen werden, daß das Jahr 1910 wieder einen Grand-Prix sehen wird. Es gibt nur eine große

Tourenfahrt, und das Verdienst, diese auf eine noch nie erreichte Höhe gebracht zu haben, gebührt den Deutschen, die in ihrer früheren Herkomerfahrt und jetzigen Prinz-Heinrich-Fahrt eine Veranstaltung besitzen, deren Bedeutung alljährlich weit über hundert Automobilisten veranlaßt, in den Kampf um die wertvollen Preise zu treten, denn neben dem vom Prinzen Heinrich gestifteten Wanderpreis, der im kommenden Jahr zur endgültigen Entscheidung kommt, stiften alle größeren deutschen Städte, die jeweils an der Strecke liegen, große sportliche Vereinigungen und hochgestellte Persönlichkeiten wertvolle Preise. Es gibt ferner nur ein Bergrennen, und das ist das Semmeringrennen. An der Grenze der grünen Steiermark spielt sich alljährlich seit zehn Jahren im Herbst ein Ringen der Motoren gegen Zeit und Raum ab. Das Semmeringrennen als ältestes Automobilrennen bildet gewissermassen einen Ausschnitt aus der Entwicklung des Automobils; während im ersten Jahr ein Motordreirad in 14 Minuten die zehn Kilometer lange Bergstraße bewältigen konnte und dadurch die beste Leistung unter allen Fahrzeugen aufstellte, fahren die modernen Kraftwagen heute in sieben Minuten die kurvenreiche Strecke.



Aus einer Tourenpreisfahrt

Hier halten! Kontrollstation!

Daß nicht nur Männer am Steuer eines Automobils in den Wettbewerben zu finden sind, ist ja bekannt. Es gibt viele schneidige Damen, die den Volant mit der gleichen Meisterschaft handhaben wie ihre männlichen Kollegen, und selbst als Autodroschkenführerinnen haben sich einige Damen schon mit Erfolg versucht. Der Hauptreiz des Automobils liegt aber im Reisen. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt“, singt Eichendorff, aber er hatte damals noch keine Ahnung, wie bequem, schnell und zuverlässig einmal Gottes Gunst den Menschen das Reisen machen werde. Das Luftbad in einem in flotter Fahrt dahinrollenden Automobil ist von so wohltätiger Wirkung und trotz des Staubes der Landstraßen so erfrischend, daß es nicht wundernehmen kann, wenn jemand, der einmal eine größere Reise im Kraftwagen zurückgelegt hat, es als eine Strafe betrachtet, wenn er wieder zum „großen Bruder“, zur Eisenbahn, zurückkehren muß. Aber auch im Automobil ist es nicht immer so, wie man es haben möchte. Man braucht keineswegs ein Kilometerfresser zu sein und kann sich trotzdem grün und gelb ärgern, wenn Hindernisse auf der Straße, die Dummheit und Indolenz hervorrufen, geschaffen werden. Es ist merkwürdig, zum Beispiel die Tiere zu beobachten, die häufig auch die Straße benutzen, wie sie sich dem Automobil gegenüber verhalten. Gänse flattern ängstlich die Straße entlang — immer vor dem Automobil, ohne daß ihnen auch nur einen Moment die Erleuchtung käme, nach rechts oder links zu flüchten. Zeigt die Gans schon geringe Geistesgaben, so ist das Huhn



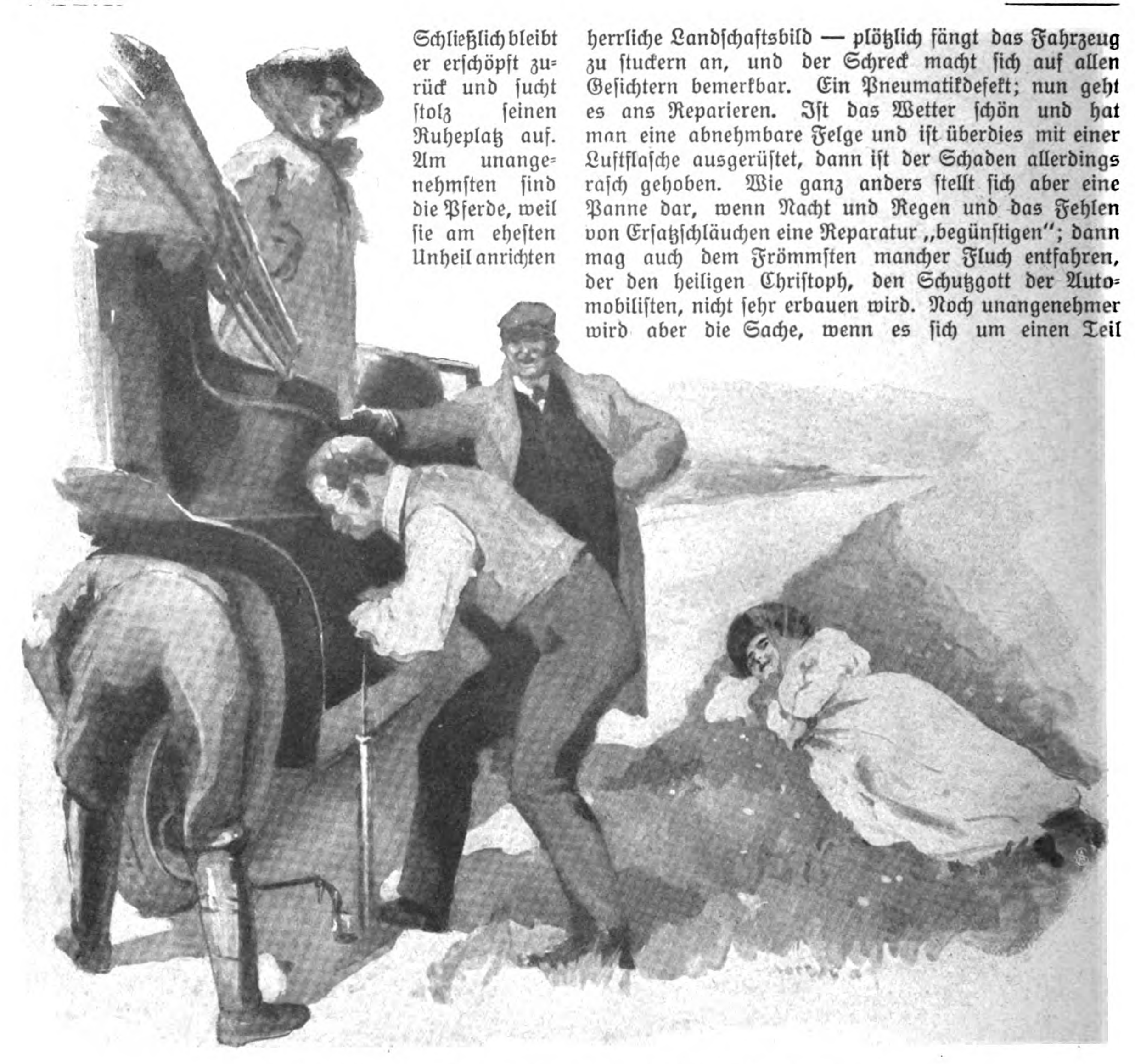
Das Automobil
als Massenbeförderungsmittel:

Eine Fahrt im Autobus.

gewöhnlich noch dümmer. Im letzten Moment sucht es immer noch auf die andere Straßenseite zu flüchten, ganz gleich, ob es dahin gehört oder nicht. Auf wenig freundlichem Fuß stehen die Dorfköter mit dem Töff-Töff. Kommt ein Automobil in ein Dorf, so guckt sich der „Hektor", der vor dem ersten Haus liegt, erst um, ob alle seine Kollegen auch auf dem Posten sind. Langsamen Schrittes nähert er sich dem entgegenkommenden Fahrzeug. Kaum ist dieses an ihm vorbei, stürzt er unter wütendem Geheul hinter ihm her, aber immer noch in respektvoller Entfernung vor den rollenden Rädern.

Im Ausfichts-wagen durch Berlin.

Schließlich bleibt er erschöpft zurück und sucht stolz seinen Ruheplatz auf. Am unangenehmsten sind die Pferde, weil sie am ehesten Unheil anrichten können. Es ist ja schon viel besser geworden als früher, wo man bei jeder Automobilfahrt sicher mit zwei bis drei scheuen Pferden rechnen konnte. Aber noch sind sie nicht alle mit dem Automobil vertraut, und die größte Vorsicht ist nötig, wenn man beim Passieren eines Pferdefuhrwerks kein Unglück anrichten will. Sehr possierlich ist es dagegen, Hasen bei einer Nachtfahrt zu beobachten. Mitten auf der Straße sitzt Meister Lampe. Plötzlich gerät er in den Lichtkegel der Scheinwerfer, und nun geht es in voller Flucht geradeaus, immer dorthin, wohin die Laternen ihr Licht werfen. Schließlich stolpert er aber doch und fällt erschöpft in den Straßengraben. In Reviere mit gutem Hasenbestand kann man dieses Schauspiel oft alle Viertelstunden genießen. Sind das die Schrecken jedes Automobilisten, die sich auf der Landstraße ergeben, so gibt es noch einen, der viel schrecklicher ist, und der dem Fahrzeug selbst entspringt, das ist — die Panne. Man fährt in flotter Fahrt auf schöner gerader Chaussee, genießt die frische Luft und das herrliche Landschaftsbild — plötzlich fängt das Fahrzeug zu stuckern an, und der Schreck macht sich auf allen Gesichtern bemerkbar. Ein Pneumatikdefekt; nun geht es ans Reparieren. Ist das Wetter schön und hat man eine abnehmbare Felge und ist überdies mit einer Luftflasche ausgerüstet, dann ist der Schaden allerdings rasch gehoben. Wie ganz anders stellt sich aber eine Panne dar, wenn Nacht und Regen und das Fehlen von Ersatzschläuchen eine Reparatur „begünstigen"; dann mag auch dem Frömmsten mancher Fluch entfahren, der den heiligen Christoph, den Schutzgott der Automobilisten, nicht sehr erbauen wird. Noch unangenehmer wird aber die Sache, wenn es sich um einen Teil der Maschinerie handelt, der die Schuld an der Panne trägt. Dem Motor scheinen die Lebensgeister während der Fahrt nach und nach zu entfliehen; wohl manipuliert der Führer mit Gas- und Zündungshebel und geht auf den kleinsten Gang herunter, aber es hilft nichts mehr: mit einem tiefen gurgelnden Seufzer stellt der Motor die Arbeit ein. Der Führer seufzt gleichfalls, und seufzend entsteigen die Insassen dem Gefährt. Der Chauffeur untersucht den Motor, das Getriebe, die Zündung und Vergasung. Hat man endlich den Defekt, dann geht es an die Arbeit, die besonders beim Automobil alle gleich macht.



Panne auf der Fahrt: Ungewohnte Arbeit an der Luftpumpe.

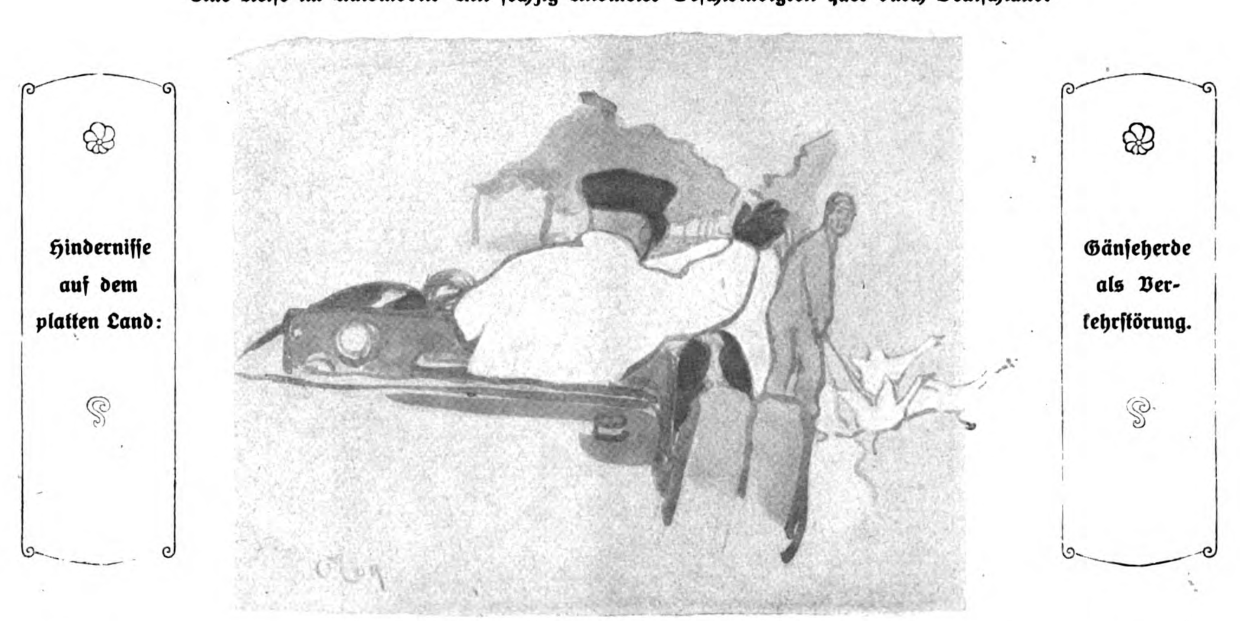
Selbst ein Pear des Reiches scheut nicht davor zurück, helfende Hand anzulegen und sogar — wenn es sein muß — unter den Wagen zu kriechen, um in dieser unbequemen Lage an der Behebung der Panne mitzuarbeiten. Daß dann der Herr nicht vom Chauffeur zu unterscheiden ist, kann wenig wundernehmen. Ist der Defekt aber so schwerer Natur, daß er nicht an Ort und Stelle behoben werden kann, dann wird der

verachtete „Hafermotor" zu Hilfe geholt, und eine Pferdekraft schleppt vierzig in das nächste Dorf. Dank der hochentwickelten Kraftfahrzeugtechnik wird den Passanten der Landstraße ein solches Schauspiel heutzutage aber nur noch ziemlich selten geboten.

werk vorgezogen werden. Vor allem in den Großstädten, in denen das Verkehrs- wie Erwerbsleben eine solche Steigerung erfahren hat. Hier heißt es mehr als anderswo: Zeit ist Geld. Hier vermehren sich denn auch die Kraftfahrzeuge in dem gleichen Tempo, wie



Eine Reise im Automobil: Mit sechzig Kilometer Geschwindigkeit quer durch Deutschland.



Hindernisse auf dem platten Land: Gänseherde als Verkehrstörung.

Die Hoffnung mancher Pferdebesitzer, durch Einschleppung defekter Automobile den Tätigkeitskreis des Pferdes zu erweitern, ist also nichtig. Das Kraftfahrzeug hat vielmehr dem Pferde scharfe und erfolgreiche Konkurrenz gemacht. Und das ist nur natürlich und folgerichtig, denn schon als Beförderungsmittel muß das Auto wegen seiner größeren Schnelligkeit dem Fuhr-

die Zahl der Pferde abnimmt. Bekannt ist, daß viele fürstliche Herrschaften ihren Marstall verkleinert haben und dafür in ihrer Garage eine stattliche Anzahl der verschiedensten Automobiltypen halten. Da nun auch der greise Kaiser Franz Josef sich zum Kraftwagen bekehrt hat, gibt es wohl keinen europäischen Herrscher mehr, der sich nicht des Kraftwagens bediente. O. Schmal-Carbur.

Aus Alt-Wien.

Von Franz Servaes. — Hierzu 7 Abbildungen.

Wien ist eine modernere Stadt, als man im modernen Deutschland gewöhnlich annimmt. Im letzten Jahrzehnt hat sich leise, aber merklich gar mancher Umschwung dort vollzogen. In der Physiognomie der Stadt, in der eifrig gebaut wird, und auch im Charakter ihrer Bewohner. Der immer weiter vordringende Sport, der im nahen Hochgebirge früher nie gekannte Wintertummelplätze erschlossen hat, wirkt allein schon als Erzieher zu modernem Menschentum; zumal erhöht er die Bewegungsfreiheiten und Selbständigkeitsgefühle des jungen weiblichen Geschlechts und macht die berühmten „süßen Mädels“ zusehends frischer und forscher, fast hätte ich mich berlinisch ausgedrückt: schneidiger. Auch der künstlerische Geschmack hat sich in manchem geändert, und die Saat der Sezession ist, vor allem auf kunstgewerblichem Gebiet, überraschend rasch aufgegangen. Wien marschiert hier allenthalben mit an der Spitze der Bewegung.

Trotzdem verdankt Jung-Wien seinen Erfolg auf dem Gebiet der dienenden und schmückenden Künste vielleicht mehr noch seiner alten Kulturtradition als seiner wagemutigen Modernität. Erst die glückliche Durchdringung dieser beiden Elemente gibt dem neuen „Wiener Stil“ die bestechende, liebenswürdige und eigenartige Nuance. So modern Wien immer auch werden mag, stets schwingt eine gewisse Note vom lieben Alten dabei mit. Das weiß man außerhalb sehr zu schätzen. Auch in Deutschland hat man längst wieder Sehnsucht nach Altbeglaubigtem und Erprobtem. Weiß man doch, daß hier der feste Boden ist, auf dem man von den Luftschifferfahrten der Modernität immer mit einem Ah! der Erleichterung an festes Land wieder zurückkehren kann.

„Wohl dem, der seiner Ahnen gern gedenkt!“ Der Wiener als leidenschaftlicher Lokalpatriot ist schon als solcher dem Ahnenkultus ergeben. Was die Leute vor fünfzig und hundert Jahren taten und sagten, wie sie sich kleideten und benahmen, wie sie lebten, wohnten und starben, dies zu hören, werden die Wiener niemals müde. Und es erscheint oft als Traum ihrer Sehnsucht, einmal einen Tag lang im wirklichen und echten Alt-Wien, im Wien der Empire- und Biedermeierzeit, verbringen zu können: mit Schwind und Bauernfeld im Wägelchen hinauszukutschieren, mit



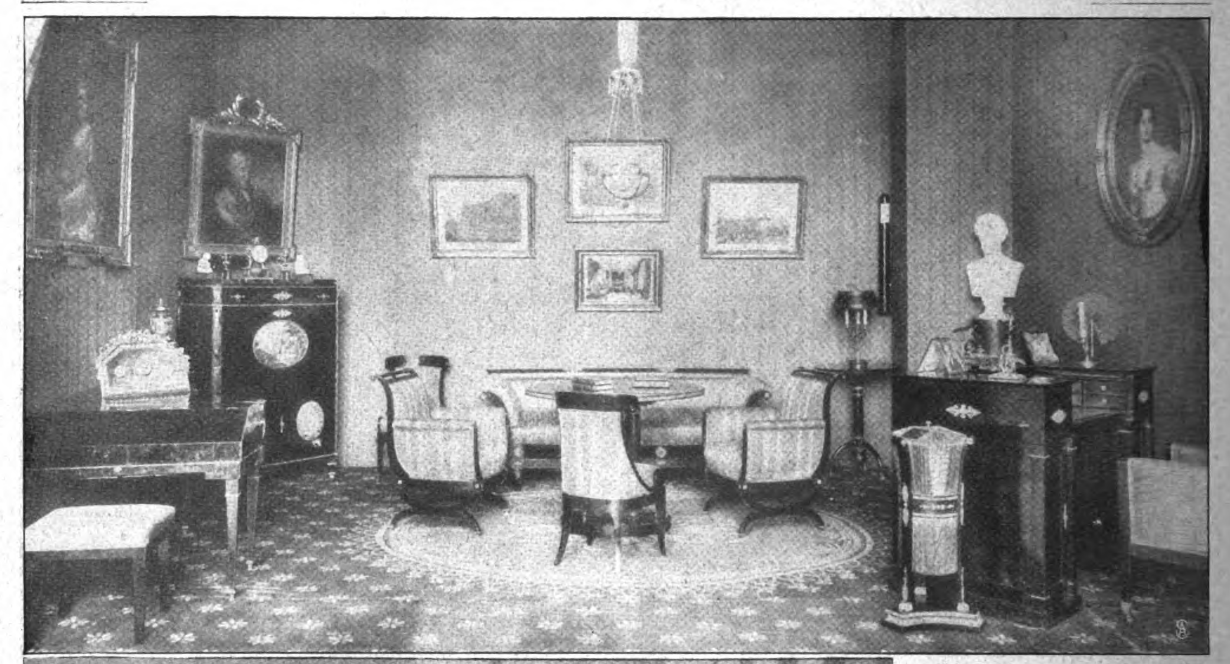
F. G. Waldmüller: Kirchtag in Perchtoldsdorf.



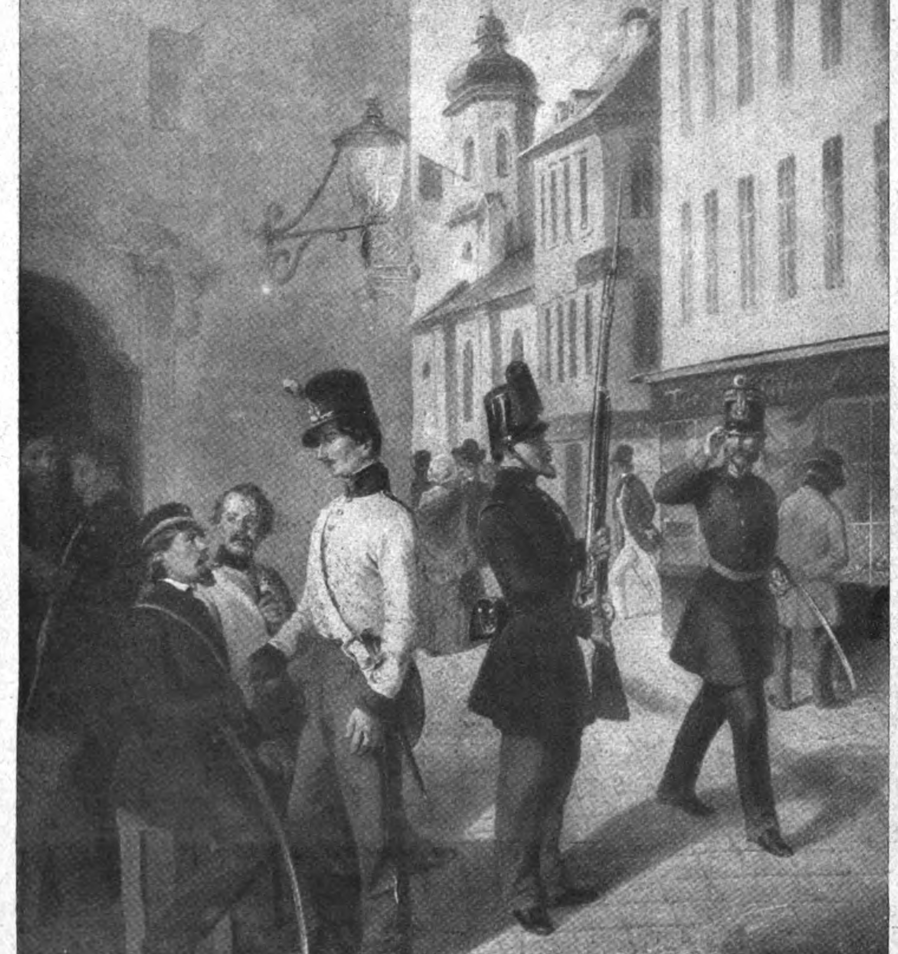
Fr. von Amerling: Bildnis der ersten Frau des Künstlers.

Schubert zusammen in einer Vorortkneipe einen Heurigen zu trinken, mit Raimund selig zu weinen und mit Nestroy sorglos zu lachen. Dann natürlich auch, dem biederen alten Feldmarschall Radetzky auf einer Morgenpromenade zu begegnen und ihn traulich mit „Servus!" zu begrüßen. Von Strauß und Lanner zum Tanz sich aufspielen zu lassen und dabei eine ringellockige Schöne herzhaft im Arm zu schwingen. Und nicht zuletzt in den noch völlig unberührten alten Gäßchen, zärtlicher Gefühle voll, nächtens umherzuschleichen, sich an Mondschein und Zitherklang, alten Blumenerkern und windschiefen Dächern sinnig zu berauschen.

In Alt-Wiener Walzern und Gstanzln ist von der ersehnten Zeit ja immerhin manches lebendig geblieben.



Wohnzimmer des Erzherzogs Karl.



Wilhelm Richter: Der Nationalgardist.

Nicht wenig auch in Gemälden und Stichen, die daher eifrig gesammelt werden. Und wenn eine Kunsthandlung, wie kürzlich die von H. O. Miethke in der Dorotheengasse, den gescheiten Einfall hat, Sittenbilder aus Alt-Wien zu sammeln und in einer Ausstellung zu vereinigen, dann geht gleichsam ein stilles Raunen und Rauschen durch die Stadt; die Liebhaber und Sammler stecken tuschelnd die Köpfe zusammen, geputzte Adelskarossen kommen vorgefahren, und im modernen Kunstsalon hört man vor den alten Bildern das gemütlich-vornehmste „Weanerisch“ plauschen. Dann ist die alte Zeit wieder lebendig geworden; zwei, drei Menschenalter werden lächelnd übersprungen. Es gibt kaum erst Eisenbahnen; die Vorstädte sind von der einzig Wien geheißenen inneren Stadt durch ein breites Glacis noch getrennt; der jetzt in ein kaltlangweiliges Asphaltbett genötigte, zum großen Teil überwölbte Wienfluß plätschert wieder unter Rasenhängen und Weidenbüschen durch ein Wiesenland, und bloßfüßige Kinder patschen darin herum, lachen und

haschen nach den im Sonnenschein glitzernden Grundkieseln. Ja, „es war einmal ein rasiges, wiesenhaftes Wien“, wie Rudolf Hans Bartsch so kokett-sehnsüchtig sagt, und das war just jenes alte Wien, von dem die alten Bilder und Einrichtungen uns erzählen.

Vor hundert Jahren war Wien die weitaus erste Stadt des deutschen Kulturgebiets. „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Wean“, sagte und sang man mit vollem Recht, und keiner deutschen Stadt konnte es beifallen, diesen Ruhm zu bestreiten. Die gesellschaftlich ganz vollen Zeiten des Wiener Kongresses (November 1814 bis Juni 1815) hatten diesen Vorrang Wiens

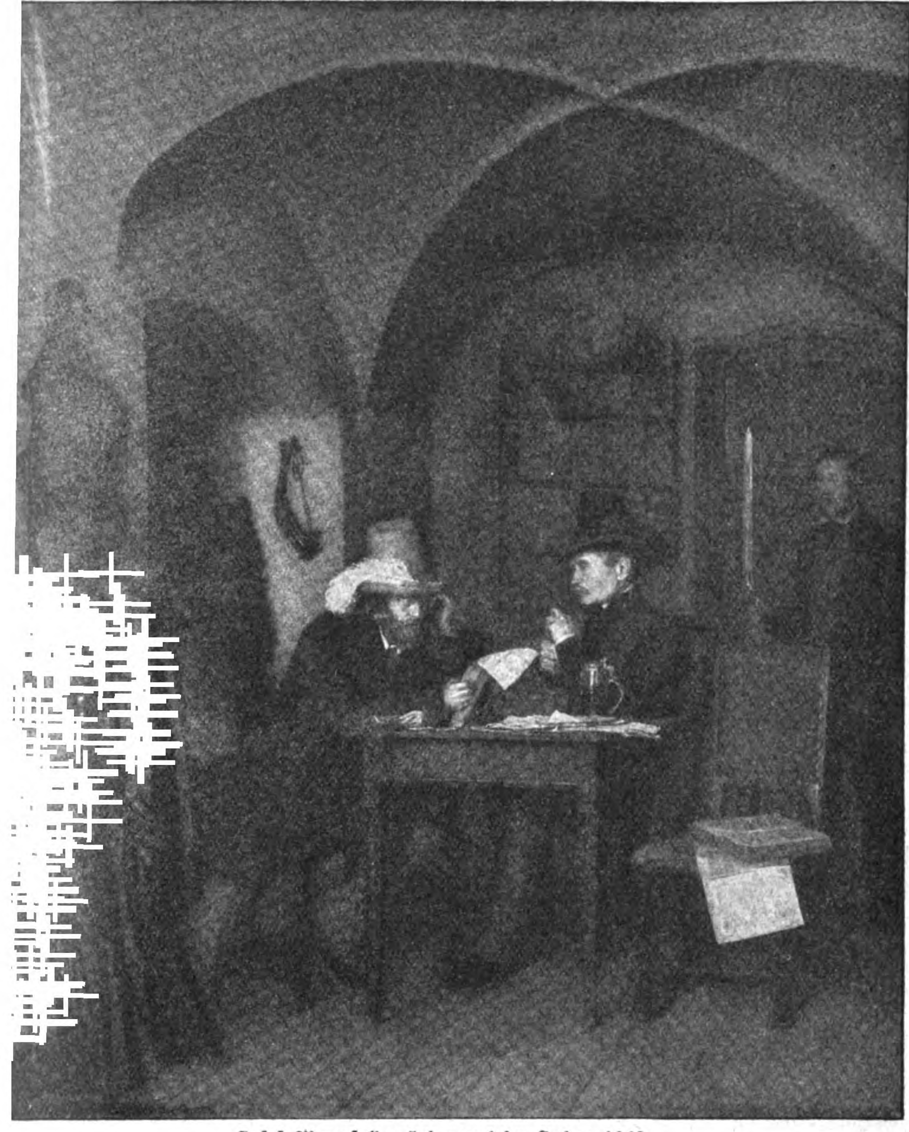


Charakteristische Kommode aus der Biedermeierzeit.

auf Generationen hinaus befestigt, und so sehr die politischen Zeiten trübe und unfruchtbar waren, das Wiener Volksgemüt sonnte sich schier ununterbrochen im lichten Glanz seines harmlos-fröhlichen „Hamurs“. Gegenüber den andern deutschen Stämmen war man sich bewußt, feine Manieren zu besitzen, die man nicht erst von den Franzosen zu lernen brauchte, sondern unter dem Einfluß einer Jahrhunderte alten prächtigen Hofhaltung erbeigentümlich besaß. Die Männer, auch der bürgerlichen Schichten, verstanden, ohne sich zu spreizen, als „Gawliere“ (Kavaliere) aufzutreten, und die Schönheit und heitere Anmut der Wiener Frauen waren damals



Peter Fendi: Die Offizierswitwe.



Josef Mansfeld: Kriegsrat im Jahre 1848.

Hofkreise. Das Wohnzimmer des so gefeierten „Helden“ Erzherzog Karl — die seinem Andenken gewidmete Ausstellung führte es vor — war nicht prunkvoller als die „gute Stube“ eines wohlhabenden Bourgeois (Abbild. S. 1628). Auf Traulichkeit und Behaglichkeit legte man mehr Wert als auf pompöse Repräsentation. Wohl stellte man ganz gern auch einmal einen Schaukasten auf, zumal wenn man empfangene Dekorationen darin ausbreiten konnte; aber selbst diese Prahlerei hatte etwas Naiv-Gemütliches, und was sich ein bißchen bewußter daran gab, entlehnte sorglos seine Formen vom Rokoko. Dafür strahlt eine echte Biedermeierkommode mit messingnen Beschlägen, auf der selbstverständlich eine Standuhr und ein paar Vasen nicht fehlen dürfen, um so sichtbarer das Bewußtsein ihrer gutbürgerlichen Herkunft aus: sie ist das wahrhaft repräsentative Möbel dieser Epoche (Abb. S. 1629).

Doch was ein echter Wiener ist und eine mit Donauwasser getaufte Wienerin, das liebt trotzdem vor allem das Tanzen. Wenn man auf der „Landstraßen“ im Gasthaus zum Goldenen Bären zu einem Ballfest zusammenkam, dann warf man sich ins Staatsgewand und freute sich seines feierlich ziervollen Betragens. Fast zeremoniös und höfisch schritt man in der Quadrille einher, doch um so beseelter und leichtfüßiger schwebte man dahin, wenn Walzerrhythmen das Blut einwiegten und die Glieder lösten. Und ehe nicht der Morgen silbergrau zwischen die Gardinen guckte, dachte man nimmermehr an ein Nachhausegehen. Sparte man doch schließlich gar — das Sperrsechserl!

Nicht minder als das Tanzen im geschlossenen Saal liebte schon Alt-Wien das Hinausschwärmen in die liebliche Umgebung. Der Semmering freilich war damals noch nicht so leicht erreichbar wie heutzutage; man begnügte sich mit dem Wiener Wald, der ja noch Reize und Abwechslungen genug bietet. Und da standen denn allerhand schnurrige Gefährte bereit, um die Ausflugslustigen aufzunehmen und möglichst weit hinauszuführen. Was für „Zeugerl“ es damals alles gab, das läßt sich kaum aufzählen. Bald waren sie eng und zierlich, just groß genug für ein verliebtes

[...]on gerade so weltbekannt, wie sie es heute noch [...]d. Wer etwa den entzückenden Jung-Frauenkopf be[tr]achtet, den Amerling uns im Bildnis seiner ersten Gattin [au]fbewahrt hat (Abb. S. 1627), der mag ahnen, welch [...]zvolle Natürlichkeit und bezwingende Liebenswürdig[kei]t jenen Wienerinnen zu eigen war. Es ist vielleicht [da]s Beste der Wiener Frauen und war es ehemals [vi]elleicht mehr noch als heute, daß sie bei allem Sinn [fü]r Eleganz und Schönheit doch nicht zu konventionellen [Ge]sellschaftspuppen erstarren, sondern sich einen rosigen [H]auch von ländlicher Frische und Naivität bewahren. [...]figkeit und Ziererei waren stets im Wiener Bürger[tu]m verpönt, ein natürlicher, einschmeichelnder Anstand [wa]r vor allem geschätzt.

Ein gutmütig kleinstädtischer Zug, der in der Pflege [de]r Häuslichkeit seine liebenswürdigste Seite zeigte, herrschte [in] der auf ihre Einzigkeit so stolzen Kaiserstadt. So wurde [sie] die wahrhaft klassische Stätte der Biedermeierperiode. [N]ach dem betäubenden Prunk der Barocke und des Ro[ko]kos war bürgerliche Schlichtheit und Einfachheit guter [To]n geworden, und das ging selbst hinauf bis in die

oder befreundetes Paar, bald mußten sie ganze Familien samt Anhang von Hausfreunden, Tanten und Schoßhunden friedlich beherbergen. Welch ein Hallo aber erst, als dann die große Umwälzung kam, die Einführung von „Dampfwagen", aus denen sich im Galoppschritt unsere hoffärtige Eisenbahn entwickelte.

Schon damals besaßen die Obst- und Gemüsefrauen des Naschmarktes ihr gediegenes Selbstbewußtsein, und ihre sarkastische Grobheit war geradeso gefürchtet wie heutzutage. Sie fühlten sich keineswegs als Fremde in der Großstadt. Wuchs doch das Land von allen Seiten ins städtische Gebiet hinein, so daß der Uebergang oft kaum zu ziehen war. Die Weichbildgrenze aber zeigte sich von stolzen und wohlhabenden Dörfern besetzt, die fröhlich an ihren alten bäuerlichen Sitten festhielten und ihren „Kirta" (Kirchtag) nicht minder lustig hielten als die im fernen Gebirge. So sieht man dem großen Bild von Waldmüller, das Abb. S. 1626 wiedergibt, gewiß nicht an, daß die darauf dargestellten Bauern dicht vor den Toren von Wien hausen. So frisch und fröhlich wußten sie ihre ländliche Eigenart sich zu bewahren.

Dieser ungezwungene Zusammenhang mit dem Land, der heute noch nicht ganz zerstört ist, gab Alt-Wien die feste Grundlage seiner Gemütlichkeit und Behäbigkeit. In allen Lebenskreisen machte sich das geltend und blieb selbst dem Militär (man schrieb ja „Anno Tobak") nicht fremd. Die Soldatenbilder aus jener Zeit machen fast alle einen sehr patriarchalischen Eindruck. Man spürt's ihnen an, daß damals der Herr Hauptmann seine Soldaten noch mit „Kinder!" anredete, und daß man die notwendige Strammheit gern mit ein wenig bärbeißiger Freundlichkeit durchsetzte. Beim Grüßen und Präsentieren fuhr dem Wachtposten nicht gleich der Gottseibeiuns in die Beine, neben Dünkel und Manneszucht gingen Leutseligkeit und Frohlaunigkeit ganz friedlich einher. Und friedlich und ungefährlich waren selbst oft die Revolutionäre. Das köstliche Bild von Mansfeld spottet ihrer gar lustig, zeigt sie in Federhüten und mit alten Plempen, auch ein Bierknecht mit aufgepflanztem Bajonett macht sich wichtig, aber nach Blutvergießen sieht die Sache nicht aus (Abb. S. 1630). Die beiden Verschwörer sind ja doch nichts anderes als gemütliche Wiener! Die reden und schauspielern wohl gern, schneiden aber nicht gleich die Hälse ab. Das Dunkle und Unheimliche des Soldatenspiels lag schon damals vorwiegend auf sozialem Gebiet, und mehr noch als heut. Die Wackeren, die für das Vaterland ihr Blut vergossen, wurden vom Staat miserabel bezahlt, und wenn sie auf dem Felde der Ehre geblieben waren, mußten ihre Witwen und Waisen sich oft in ärmlichen Dachkammern gegen Hunger und Unehre wehren. Auf einem merkwürdigen Bild, das trotz seinem tendenziösen Pathos seine künstlerischen Zielpunkte nicht vergißt, hat der alte brave Peter Fendi dem Staat seine Pflichten gegen verlassene Militärhinterbliebene warmherzig vor Augen gehalten (Abb. S. 1629). Aber derlei Fragen tauchten damals erst vereinzelt auf und wurden mehr sentimentalisch als praktisch angefaßt. Die ganze Zeit war weichherzig und verschwommen, nur wenig zu hartem Ernst aufgelegt, aber um so begabter für Frohsinn, Schnickschnack und Biederkeit. Gewiß eine Zeit, die sehr viel Liebenswürdiges besaß, und die, wenn man sie von ihren Lichtseiten betrachtet, gewinnend und zutraulich zu lächeln weiß — und doch keine, nach der wir uns zurücksehnen sollten. Denn wichtiger als mit Grazie die Zeit totzuschlagen, ist's, dem Lebensernst gerüstet ins Antlitz zu schauen!

Au pair.

Skizze von Minna von Heide.

„Eine alte, kränkliche Dame, der das Leben viel Leid zugefügt hat, ersehnt sich für den Rest ihrer Tage eine jugendliche selbstlose Weggefährtin. Es kann äußerlich allerdings gar nichts geboten werden als ein wirklich gemütliches Heim. Als Aequivalent müßte die junge Dame es schon betrachten, frei aus einer reichen Lebenserfahrung schöpfen zu dürfen, und man würde ihr Zeit und Muße lassen, eigenes Leid zu vergessen und zu überwinden.

„Eine hierfür ausreichende Bezahlung vermag ich nicht zu bieten, und die Gehaltfrage scheidet aus." —

Auf dieses Inserat liefen einige wenige Briefe ein, von denen keiner sympathisch war. Aber etwa eine Woche nach dem Erscheinen des Gesuchs kam als Nachzügler folgender Brief:

„Gnädige Frau!

„Falls Sie nicht schon gewählt haben, möchte die Unterzeichnete sich noch als Weggefährtin melden. Ich konnte zu keinem Entschluß kommen, weil ich mich eigentlich nicht jugendlich nennen darf. Ich bin dreißig Jahre alt, sehe aber durch vorzeitig ergrautes Haar bedeutend älter aus und bin auch meinem Empfinden nach älter. Dagegen kann ich gut fremdes Leid tragen helfen, und in der Krankenpflege bin ich erfahren. Irgendwelche Ansprüche an das Leben stelle ich nicht.

„Ich bin gern bereit, mich Ihnen vorzustellen. Oder, da die Reise weit ist, würde ich mit einer eventuellen sofortigen Kündigung Ihrerseits einverstanden sein.

„Meine Eltern sind tot. Mein einziger Bruder ist im Ausland verheiratet. Und ich habe meines Wissens nie etwas getan, das meinem Ruf schaden konnte.

„Näheres würde ich lieber persönlich erzählen.

Ergebenst

Elisabeth Helmholz."

Man ging auf diesen Brief ein. Anfang Juli traf Elisabeth Helmholz an Ort und Stelle ein.

Sie wurde auf dem Bahnhof von einem stattlichen Herrn empfangen, dessen etwas ernste Züge durch ein volles weiches, lichtes Haupthaar und durch einen fast silberweißen Bart gemildert wurden. Er war höflich und zuvorkommend, entschuldigte seine Mutter, die noch zum Kurgebrauch im Bad weile, und deren Rückkunft sich durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall etwas verzögern werde, und fuhr mit der künftigen Hausgenossin seiner Mutter nach deren reizend gelegenem Landhäuschen.

Dieses Landhaus lag in unmittelbarer Nähe der Stadt und war in Blumen und duftigstem Grün vollkommen eingehüllt.

Der Sohn der alten Dame war Privatgelehrter.



Als sehr geschätzter Forscher und Archäologe hatte man ihm früh den Professor verliehen, und er lebte ausschließlich seiner Wissenschaft.

„Ich bin viel auf Reisen," erklärte er Fräulein Helmholz, „aber etwa ein Drittel des Jahres hause ich hier in dem idyllischen kleinen Besitz meiner Mutter. Sie werden durch mich in keiner Weise gestört. Meine beiden Zimmer liegen im oberen Stock, und ich werde bemüht sein, gar nichts von mir hören zu lassen. Sie können einstweilen schalten und walten, wie es Ihnen beliebt. Und Sie brauchen nur für Ihr eigenes leibliches Wohl zu sorgen. Ich speise außer dem Hause. Wenn Sie mir aber morgens eine Tasse Kaffee geben wollen und abends einen bescheidenen Imbiß, würde ich dafür sehr dankbar sein.

„Für alle grobe Arbeit und für die Herbeischaffung jeden Bedarfs ist ein prächtiges Hausfaktotum vorhanden, das sich bald zu Ihrer Verfügung stellen wird. Unsere gute Sanne hat nur den einen Fehler, daß sie sehr schwer hört. Es ist aber wirklich ihr einziger Fehler."

Dieses letztere stimmte. Nein, alles war Wort für Wort, wie der Professor es gesagt.

Elisabeth hätte sehr gern für den Sohn des Hauses das Kochen mit übernommen, aber er wollte sich absolut nicht dazu bestimmen lassen.

So lebte sie wundervoll stille und friedliche Tage in dem Landhäuschen und gedachte schon jetzt mit Dankbarkeit und Zuneigung der Besitzerin dieser Friedenstätte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie vorzüglich mit der alten Dame fertig werden würde. Zuweilen sehnte sie sich geradezu nach den edlen und noch so anmutigen Zügen, in denen allerdings ein leiser Leidenzug unverkennbar war. Im Bild schaute sie die künftige mütterliche Gefährtin ihres so einsamen Lebens täglich oft genug an.

Hier würde sie vielleicht gesunden.

Sie war noch gar so jung gewesen, als sie den herben Schlag erleiden mußte. Eine überschwenglich glückliche Braut, begriff sie damals einfach nicht. Bei all dem inneren Reichtum, den sie in ihrer Brust fühlte, war es ihr ganz und gar unverständlich, daß man nur ihr Geld gewollt hatte. Oder doch in erster Linie das Geld. Trotzdem nicht der geringste Zweifel an dieser Tatsache blieb. Kaum vier Wochen nach einem großen Bankkrach — bei dem ihr guter Vater bis auf einen schmählichen Rest sein ganzes großes Vermögen verlor — erhielt sie von ihrem einstigen Verlobten das niemals vergessene Schriftstück, das sie aus aller Fassung brachte.

Der Vater, der mit großer Liebe an seiner Tochter hing, überwand diesen zweiten Schlag nicht, und Elisabeth — ihre Mutter war schon lange tot — empfand eigentlich überhaupt nur diesen zweiten Schlag und dann den Tod des Vaters.

Bescheiden existieren konnte sie von dem Restvermögen, auf das der ferne Bruder keinen Anspruch erhob. Außerdem erwarb sie ein weniges durch Uebersetzungen. Aber ihr wundervolles aschblondes Haar wurde grau, und über ihr feines, sonniges Wesen legte sich eine beständige tiefe Traurigkeit. Sie wurde ein ganz einsamer Mensch.

Die Anzeige, mit der sie eindringlich zu Rate gegangen war, hatte eine einstige Lehrerin ihr zugeschickt. Die einzige, die aus dem großen Kreis ihres Hauses noch einige Sorge um sie trug.

Sie fand keine Ruhe vor diesem Angebot, war so müde und hätte schon so lange ihren Kopf einmal wieder an eine treue, mitfühlende Brust legen mögen.

Wie dankbar war sie jetzt, daß das Los sie getroffen!

An einem sehr schönen Abend — der vielfältige Blumenduft strömte breit in das behagliche Gemach — fühlte Elisabeth sich so selten befreit und wohl, daß sie den alten Flügel öffnete und sich zu ihrer wohlklingenden Altstimme leise, heimliche Weisen begleitete.

Später trat der Professor zu ihr ins Wohnzimmer und machte ihr die Mitteilung, daß sein Mütterchen ihm heute geschrieben habe. Sie würde in etwa acht Tagen bestimmt eintreffen.

Elisabeth freute sich ehrlich und herzlich auf den Tag. Sie brachte mit Sannes Hilfe alles in tadelloseste Ordnung. Und sie hatte ein Vergnügen an dem ältlichen braven Mädchen. Das treue Wesen lächelte förmlich still und glücklich vor sich hin bei dem Gedanken an die wiederkehrende Herrin. Sie wurde nicht müde, Girlanden mit Elisabeth zu winden, und Haus, Hof und Garten standen im schönsten Festtagschmuck, als Elisabeth zur Bahn fuhr.

Natürlich würde sie die alte Dame erkennen auch ohne den Herrn Professor, der ihr einige Stationen entgegengefahren war, und der gewiß schon ein Bild von ihr entworfen hatte.

Wie mochte dieses Bild ausgefallen sein? Elisabeth dachte es mit einigem Zittern. Ihre Hochachtung vor dem ernsten, gelehrten Mann war eine unbegrenzte. Er hatte letzthin oft gemeinsam die Abendstunden mit ihr verbracht, und es war ihr in der Unterhaltung mit ihm gewesen, als ob sie gute alte Freunde seien, und als ob alle ihre Interessen wieder rege würden. Ja, sie dachte sogar mit Wehmut an seine nächste längere Reise, und dieses Sohnes halber würde sie selbst schlimme Launen der Mutter auf sich nehmen, die sie nicht einmal vermuten brauchte. Nein, Launen würde die liebe, alte Frau gewiß keine haben. Auch während ihrer Leiden nicht. Aber nun war sie am Bahnhof, und in zehn Minuten würde der Zug einlaufen.

Zu Elisabeths großer Verwunderung stieg der Professor allein aus. Sie hatte ihn schon am Fenster gesehen. Er hatte einen großen Strauß prachtvoller Rosen in der Hand, und er kam mit einem ganz eigentümlichen Gesichtsausdruck ihr entgegen.

„Ich kann Ihnen mein Alleinsein hier auf dem Bahnhof nicht näher erklären, Fräulein Helmholz. Sie sollen daheim alles erfahren."

Es war die merkwürdigste Fahrt ihres Lebens. Ihr Begleiter schien in einer sonderbaren tiefen und unerklärlichen Rührung. Und ihr selbst war so beklommen und beinah traumhaft zu Sinn, daß sie sich mit sich selbst nicht einmal auskannte. Sie sprachen sehr wenig und Dinge, die gar nicht in die Situation paßten.

Aber am merkwürdigsten war es gewiß, daß Sanne sich über den Verbleib ihrer Herrin keineswegs zu verwundern schien. Sie stand an der Gartenpforte mit einem Arm voll Blumen, strahlte geradezu und machte einen tiefen, unbeholfenen Knicks. Als sie diesem Knicks scheinbar auch noch eine Art Ansprache hinzufügen wollte, lächelte ihr Herr ihr beinah vertraulich zu und legte den Finger an die Lippen.

Elisabeth faßte an ihren Kopf. Ob das alles nicht ein sehr lebhafter Traum war?!

Es war Wirklichkeit.

In dem ungemein traulichen Wohnzimmer saßen die beiden einander gegenüber, und der Missetäter schien kein allzu strenges Gericht zu fürchten.

Denn ein Missetäter war dieser weltabgeschiedene Gelehrte.

„Elisabeth Helmholz, es gibt jetzt zwei Wege für Sie: Entweder Sie heiraten mich, oder Sie verklagen mich wegen Betrugs.

„Meine gute Mutter ist schon viele Jahre tot, und weil ich sie so gut kannte, weiß ich gewiß, daß sie meine Handlungsweise niemals als einen Frevel aufgefaßt haben würde. Ich lebe so von aller Welt abgeschlossen und für mich, daß ich mir keinen Weg wußte, zu einer Lebensgefährtin zu kommen, wie sie mir als Ideal vorschwebt, und wie meine Mutter sie meinem Vater war.

„In meinen Haaren wurde es aber immer lichter und in meinem Herzen weher und einsamer, und ich dachte täglich mehr der köstlichen Stunden, die meine Eltern Seite an Seite gelebt hatten.

„Und so bin ich auf den teuflischen Plan gekommen.

„Ich setzte eine Anzeige auf, die jede Berechnung ausschloß. Und das mit dem eigenen Leid war ebenfalls Spekulation. Wo eine Wunde schwer vernarbt, ist sie tief gegangen, und eine solche Wunde wollte ich am liebsten heilen, denn mir wurde in jungen Jahren eine ebensolche geschlagen. Die mich außerdem in diese Einsamkeit trieb. — — — Elisabeth — — — —“

Die saß still und unbeweglich, und auf ihre übereinandergepreßten Hände rollten langsam schwere Tränen herab.

Der Mann stand auf und trat ganz nahe zu ihr.

„Sie können es nicht verzeihen, Elisabeth? Bin ich ein Mensch, dem Sie ein frivoles Spiel zutrauen würden? Es war mir ja so bitter ernst, und sehen Sie doch, wie blank mir altem Jungen die Augen wieder geworden sind in der kurzen Zeit — — —“

Da legte sie ihren Kopf in die Hände, die er ihr entgegenhielt, und er ließ sie eine Weile ruhig weinen. Dann aber setzte er sich neben sie, zog sie dicht an sich heran und begann ihr leise und zärtlich das Haar zu streicheln. „Unsere gute alte Sanne war ja mit im Komplott. Sie hat alles gewußt. Und ihre starke Schwerhörigkeit war nichts als ein Mittel zum Zweck. Sie hätte sich bei deinen Fragen nach der Herrin gewiß einmal verplappert. — — Habe ich eine regelrechte Verbrechernatur? — —“

Elisabeth richtete ihren Kopf zu ihm auf und sah ihm voll leuchtender Innigkeit in die Augen.

Hinter den Kulissen eines Feuerwerks.

Von Hans Dominik. — Hierzu 9 Aufnahmen von C. Seebald.

Sehr bald, nachdem das Schießpulver bekannt geworden war, kam man dahinter, daß es für zweierlei Dinge gut und nützlich sei. Einmal für den Antrieb von Geschossen und ferner für die Hervorbringung gefälliger Feuerbilder. Und so bildeten sich alsbald zwei Künste heraus: die Kriegsfeuerwerkerei und die Luftfeuerwerkerei. Beide arbeiten mit dem Pulver, aber ihre Arbeiten sind recht verschieden. Die Kriegsfeuerwerkerei ist auf die Dauer mit dem alten Schwarzpulver nicht zufrieden gewesen. In immer stärkere Geschütze hat sie immer brisantere, immer gewaltigere Sprengmittel gepackt. Die Luftfeuerwerkerei dagegen braucht für ihre Effekte etwas derartiges nicht. Ihre Geschütze bilden einfache Papphülsen, und ihre Ladungen sind weniger gewalttätig als glänzend.

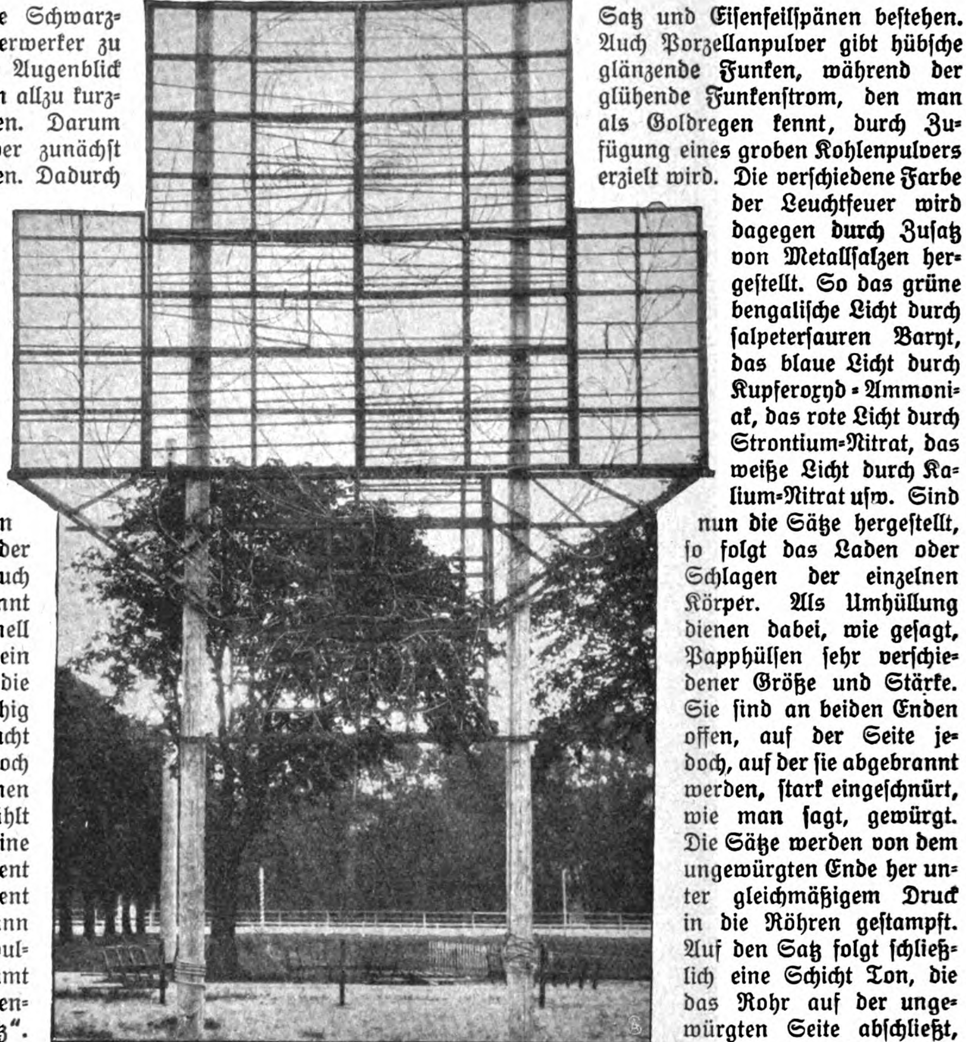


Befestigen der fertigen Raketen am Auffluggestell.

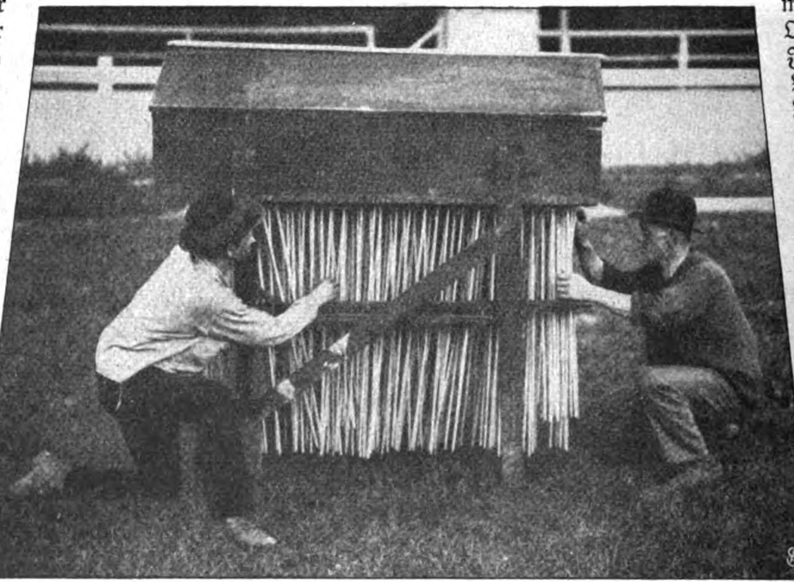
Parterrefeuerwerk: Das Aufstellen von Fächerblitzen.

Schon das einfache Schwarzpulver ist dem Luftfeuerwerker zu brisant. Es würde im Augenblick verpuffen und dabei ein allzu kurzlebiges Schauspiel bieten. Darum wird das Schwarzpulver zunächst einmal staubfein zerrieben. Dadurch liegen seine Teilchen im festgestampften Rohr viel dichter zusammen. Die Verbrennung schreitet nach der Entzündung sehr viel langsamer fort. An die Stelle des plötzlichen Verpuffens tritt ein wirkliches Abbrennen. Dies fein zerriebene Pulver, das sogenannte Mehlpulver, bildet den ersten Fundamentalsatz der Feuerwerkerei. Aber auch das Mehlpulver brennt immer noch recht schnell an, es ist immer noch ein Treibsatz. Für alle die Lichter, die länger ruhig stehenbleiben sollen, braucht man einen Satz, der noch langsamer abbrennt, einen „faulen Satz". Man wählt dazu im allgemeinen eine Mischung von 75 Prozent Salpeter und 25 Prozent Schwefel, die man dann mit 8 Prozent Mehlpulver vermengt, und bekommt so den zweiten Fundamentalsatz, den „grauen Satz".

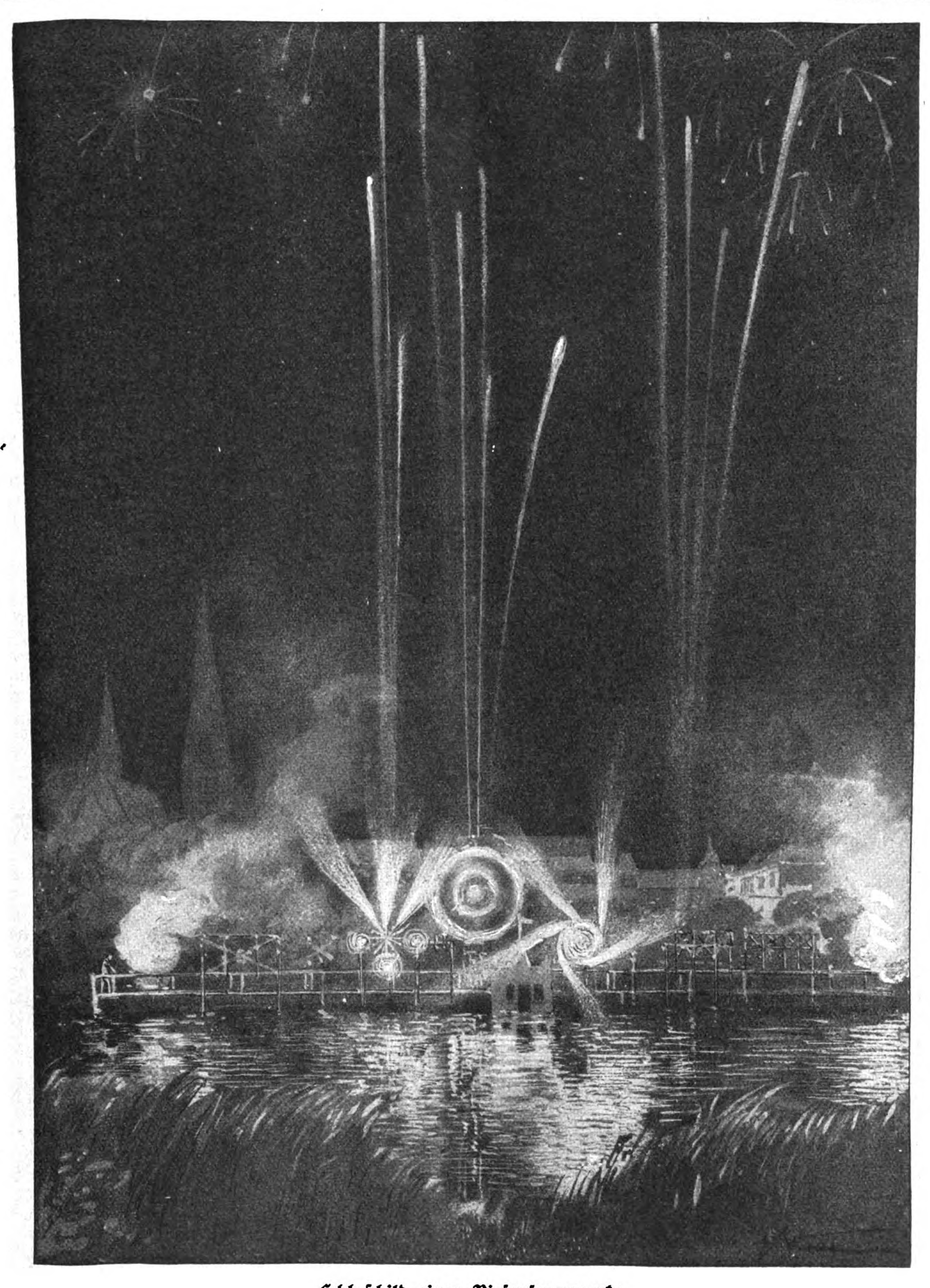
Von diesen und anderen Sätzen geht nun der Feuerwerker bei der Herstellung seiner Sachen aus. Durch verschiedene Zusätze, die er den Fundamentalsätzen beifügt, entstehen die ruhigen Leuchtfeuer, die Brillantfeuer, die Funkenfeuer und dergleichen mehr. Strahlende Funken erzeugt er durch Beifügung von feinen Metall-, vornehmlich Eisenspänen. Allgemein bekannt dürften wohl die kleinen Weihnachtsbaumkerzen sein, die aus einem grauen Satz und Eisenfeilspänen bestehen. Auch Porzellanpulver gibt hübsche glänzende Funken, während der glühende Funkenstrom, den man als Goldregen kennt, durch Zufügung eines groben Kohlenpulvers erzielt wird. Die verschiedene Farbe der Leuchtfeuer wird dagegen durch Zusatz von Metallsalzen hergestellt. So das grüne bengalische Licht durch salpetersauren Baryt, das blaue Licht durch Kupferoxyd-Ammoniak, das rote Licht durch Strontium-Nitrat, das weiße Licht durch Kalium-Nitrat usw. Sind nun die Sätze hergestellt, so folgt das Laden oder Schlagen der einzelnen Körper. Als Umhüllung dienen dabei, wie gesagt, Papphülsen sehr verschiedener Größe und Stärke. Sie sind an beiden Enden offen, auf der Seite jedoch, auf der sie abgebrannt werden, stark eingeschnürt, wie man sagt, gewürgt. Die Sätze werden von dem ungewürgten Ende her unter gleichmäßigem Druck in die Röhren gestampft. Auf den Satz folgt schließlich eine Schicht Ton, die das Rohr auf der ungewürgten Seite abschließt, und dann sind die Grundkörper so weit fertig, daß man aus ihnen an Ort und Stelle das Feuerwerk in der Weise, wie unsere Bilder es veranschaulichen, zusammenstellen kann. Eine besondere Stellung nimmt dabei die Rakete ein. Während alle anderen Feuerwerkskörper auf der Erde bleiben und nur ihr Feuer in mehr oder weniger kräftigen Strahlen ergießen, steigt ja die Papphülse der Rakete Hunderte von Metern mit in die Luft. Dies



Eine „Front" mit Boden- und Seitenbeleuchtung,
fertig zum Abbrennen.



Eine Riesenfeuergarbe aus tausend einzelnen Raketen auf einer Zündung,
die gleichzeitig abgebrannt werden.



Schlußbild eines Riesenfeuerwerks.



Die Raketen werden an den Flugstangen befestigt.

gebracht wird. Zu dem Zweck muß das Pulver, und zwar ein ziemlich brisanter Satz, fest in einen Behälter aus starker Pappe eingeschlagen sein, so daß die Gase die Hülle an einer Stelle gewaltsam aufbrechen müssen. Um auch den Donner der schwersten Festungsgeschütze nachzuahmen, baut man ganz große Kanonenschläge, die Bomben, in der Weise ein, wie untenst. Abbildung es erkennen läßt. — Nun sind die verschiedenen Grundkörper, Leucht- und Funkenfeuer, Raketen und Kanonenschläge, zum Ort des Feuerwerkes hingebracht worden, und hier beginnt die Aufstellung, die Komposition der Sonnen- und feurigen Räder, der Figuren, Fontänen, Kaskaden, Palmenbäume und Blumensträuße. Ganze Gemälde werden in den Umrißkonturen in leichtem Holzlattenwerk errichtet und mit den Grundkörpern, die man mit starkem Blumendraht festbindet, besetzt. Dann folgt die Herstellung der Zündung. Zu den einzelnen Körpern wird die Zündschnur geleitet. Sie besteht aus einer Baumwollschnur, die mit einem Brei von Mehlpulver und Spiritus, der sogenannten Anfeuerung, getränkt und in einen Papierschlauch eingezogen ist. Das eine Ende wird in das gewürgte Ende des Grundkörpers eingeschoben und alsdann noch einmal mit Anfeuerung umgeben. Je nach dem nun die einzelnen Körper hintereinander oder gleichzeitig abbrennen

geschieht durch die Wirkung der Gase, die einem kräftigen Treibsatz der Röhre während der Verbrennung entströmen. Die Rakete wird daher hohl gestopft. Man steckt einen Dorn hinein, stampft um diesen den Satz und zieht den Dorn dann heraus. Weiter erhält die Raketenhülse einen langen, leichten Holzstab, durch den sie während des Fluges gesteuert wird und in majestätischem Aufstieg die Höhen nimmt. Auf den Raketenkopf wird dabei ein besonderer Leuchtkugelsatz, ein Buntfeuer oder dergleichen befestigt. Wenn die Rakete ausgebrannt ist und damit den höchsten Punkt ihrer Flugbahn erreicht hat, kommt das Feuer an diesen zweiten Satz, und in einem Meer von Leuchtkugeln endet die Raketenbahn.

Aber nicht nur für das Auge, sondern auch für das Ohr arbeitet die Luftfeuerwerkerei. Sie verfertigt Kanonenschläge, durch die der Knall der Geschütze hervor-



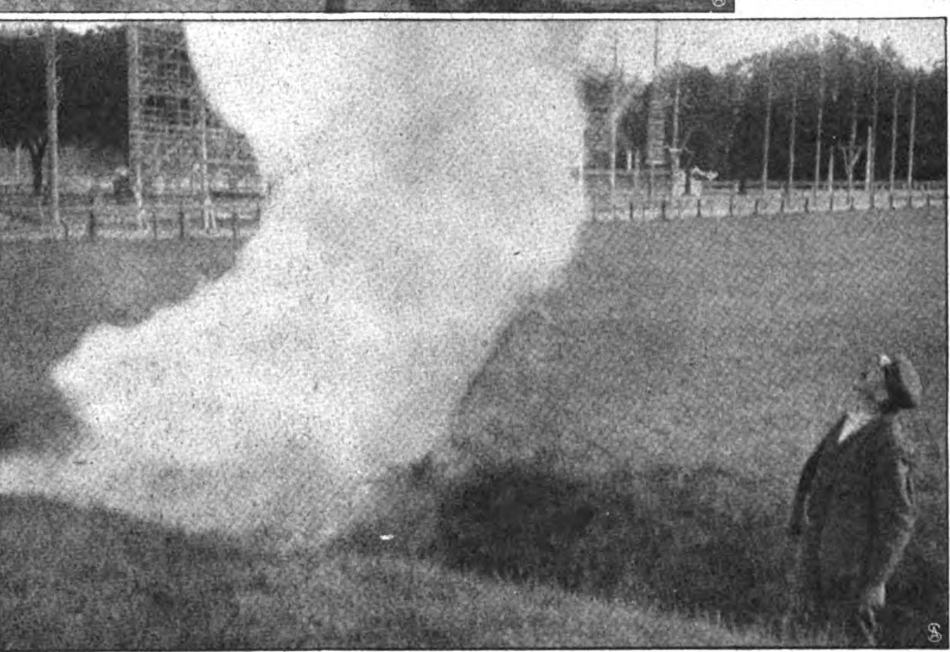
Eingraben der „Bomben" für den Kanonendonner.



Aufstellen einer Kolossalfront.

sollen, führt man die Zündschnur von Körper zu Körper, oder man leitet alle Zündschnüre zu einem gemeinschaftlichen Entflammungspunkt.

Mehrere Tage kann die Aufstellung eines Riesenfeuerwerks in Anspruch nehmen. Fürchtet man dabei Regen, so nimmt man Körper und Schnüre, deren Hüllen mit wasserdichtem Firnis bezogen sind. So ergibt sich das Gestell eines Kolossaltableaus (Abbildung obenstehend). Es folgt die Ansetzung der Grundkörper, die Herstellung der Zündleitungen, wie sie Abbildung S. 1634 für eine Riesengarbe von tausend Raketen darstellt, und schließlich ist alles zum Abbrennen bereit.



Eine „Bombe“ wird versuchsweise abgebrannt.

Was aufzubauen Tage kostete, verpufft wie ein glänzendes Meteor in kurzer Zeit. In dem Augenblick, da der Feuerwerker mit dem brennenden Zündlicht, einer dünnen, mit grauem Satz und Kollodium gefüllten Röhre, an seine Schöpfung herantritt, ist deren Ende auch besiegelt.

Dann flammen Namenszüge, Kronen und Adler in wechselndem Licht, Kaskaden rauschen und sprühen, Kanonenschläge donnern, und Raketen ziehen über den dunklen Nachthimmel dahin. Wenn aber der nächste Morgen kommt, so ist von der ganzen Herrlichkeit nur noch das Holzgestell übrig, und die leeren rauchgeschwärzten Papphülsen lassen wenig von der vergangenen Herrlichkeit ahnen, einer Herrlichkeit, die nur allzu kurze Zeit dauert und keineswegs ganz billig ist. Ließ doch beispielsweise vor einigen Jahren der Kaiser von Oesterreich anläßlich eines Besuchs des Schahs von Persien ein Feuerwerk im Schönbrunner Schloßpark abbrennen, das nur achtzehn Minuten dauerte und 40 000 Kronen kostete.

Wir saßen im Maien . . .

Wir saßen im Maien im wiegenden Boot,
Wir nannten uns Du und Du.
Wir fuhren im goldenen Abendrot
Den seligen Inseln zu.

Wir raunten uns feine Märchen ins Ohr,
In denen die Liebe sang
Und Schönheit ihren Wunderflor
Um alles Leben schlang.

Verklungen ist das Maienlied —
Leer liegt das Boot am Strand.
Ein Klagen durch die Rüstern zieht:
Es herbstet schon im Land.

Johanna Siebel

***

Bilder aus aller Welt.

Da es Aeronautinnen gibt, gibt es natürlich auch eine Aeronautinnenmode, eine besondere, graziöse und praktische Tracht, ohne die eine Dame, die etwas auf sich hält, schlechterdings einen Ballon oder einen Aeroplan nicht besteigen kann. Da es sich um ein Sportkostüm handelt, haben wir es natürlich mit der Schöpfung einer der großen englischen Schneiderfirmen zu tun.

Wenn man auf die Erfolge zurückblickt, die während der letzten Saison auf den Brettern der europäischen Weltstädte errungen wurden, findet man, daß der rauschendste Beifall des Publikums den russischen Tänzerinnen zuteil geworden ist, die ausgezogen waren, um auf ihren Zehenspitzen über den Kontinent zu wirbeln. Im übrigen haben die graziösen nordischen Gäste auch am Kanal nicht haltgemacht. Auch auf der Bühne des Londoner Coliseumtheaters feierte eine russische Truppe glänzende Triumphe. Ganz London lag zu den Füßen der reizenden Tamara Karsavina, die so holde und sonderartige Tanzwunder zu vollbringen versteht.



Phot. Bert.

Ein Star der russischen Tanzkunst:
Mlle. Tamara Karsavina feierte in London große Triumphe.



Phot. Dannenberg & Co.

Die Mode auf der Höhe:
Damenkostüm für Luftschiff und Aeroplan.

Der bekannte Direktor der Farbenfabriken Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld Professor Dr.-Ing. C. Duisberg begeht dieser Tage sein 25jähriges Jubiläum als Mitarbeiter bzw. Leiter dieser Weltfirma. Er trat im Alter von 23 Jahren als Chemiker in die Dienste des Unternehmens, in dem er sich schon nach wenigen Jahren durch die wertvollen Resultate seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und durch seine organisatorischen Talente eine führende Stellung errang. Seine bedeutenden Verdienste wurden von der preußischen Regierung durch seine Ernennung zum Professor, von der Dresdner Technischen Hochschule durch Verleihung des Titels eines Dr.-Ing. hon. causa, von den Kreisen der Naturwissenschaft durch seine Wahl zum Vorsitzenden des Vereins deutscher Chemiker und zum Vorstandsmitglied des Vereins deutscher Naturforscher und Aerzte anerkannt. Professor Dr. Duisberg **begeht sein Jubiläum in voller Spannkraft und Frische. Seine Wissenschaft hat noch viel von ihm zu erwarten.**



Phot. Elliott u. Fry.

Professor Dr.-Ing. C. Duisberg,
Direktor der Farbenfabriken vorm. Friedr. Bayer & Co. in Elberfeld, feierte sein 25jähriges Betriebsjubiläum.

Schluß des redaktionellen Teils.

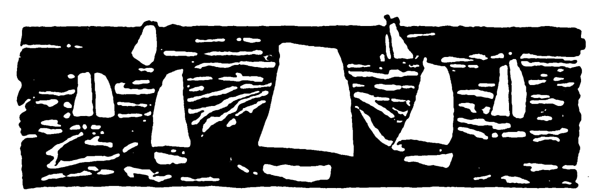


DIE·WOCHE

Nummer 39. Berlin, den 25. September 1909. 11. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.

Seite



Die sieben Tage der Woche.

15. September.

Präsident Taft eröffnet seine Rundreise durch die Vereinigten Staaten mit dem Besuche Bostons.

Der in Genf tagende jungägyptische Kongreß fordert die englische Regierung auf, ihre Truppen aus Aegypten zurückzuziehen.

In Dingwall in Schottland findet die Trauung des Prinzen Michael von Braganza mit Miß Anita Stewart statt.

16. September.

Eine Abordnung der Madrider Presse führt im Schlosse Miramar bei dem König Alfons Klage über das scharfe Vorgehen der Zensur.

17. September.

Das Kaisermanöver bei Mergentheim wird beendet, ohne daß es zu einer Entscheidung zwischen Rot und Blau gekommen wäre.

Orville Wright stellt bei seinen Flugvorführungen auf dem Tempelhofer Felde einen neuen Welt-Höhenrekord von 172 Meter auf (Abb. S. 1649).

Bei der Explosion eines Pulvermagazins in der marokkanischen Provinz Taza-Ruals werden Hunderte von Eingeborenen getötet.

18. September.

Orville Wright erzielt am letzten Tag seiner vom „Berliner Lokalanzeiger" veranstalteten Vorführungen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin einen neuen Weltrekord im Passagierflug.

Kaiser Wilhelm trifft zur Einweihung der neuen Schackgalerie in München ein und wird im alten Rathaus von den Vertretern der Stadt in feierlicher Weise begrüßt.

Der sozialdemokratische Parteitag in Leipzig wird geschlossen.

19. September.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg trifft in Wien ein, um sich dem Kaiser Franz Josef vorzustellen.

Der Kaiser und die Kaiserin weilen zum Besuch des Herzogspaares in Altenburg.

Bei der Generalversammlung des bayrischen Bauernbundes in Tuntenhausen begründet der Reichstagsabgeordnete Schädler das kühle Verhältnis des Zentrums zu dem neuen Reichskanzler.

Die spanische Regierung gibt dem Druck der öffentlichen Meinung nach und beraumt die Wiedereröffnung der Cortes für den 15. Oktober an.

20. September.

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hat in Wien eine lange Konferenz mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußeren Grafen Aehrenthal.

Die Spanier beginnen bei Melilla den geplanten großen Vorstoß gegen die Rifkabylen und besetzen das Kap Huerta. Der Feind erleidet schwere Verluste.

In London langt die Nachricht ein, daß der englische Dampfer „Waratah" auf hoher See mit 300 Personen verbrannt ist.

21. September.

Im Haag beginnt die neue Session des Parlaments.

Der Kaiser und der König von Sachsen treffen im Gelände der sächsischen Manöver ein.

Ein Orkan richtet im Golf von Mexiko schwere Verheerungen an.

Dr. Cook wird bei seiner Ankunft in Neuyork durch enthusiastische Ovationen des Volkes empfangen.

○○○

Aerzte und Publikum.

Von Dr. Albert Moll.

§ 80 der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich bestimmt im zweiten Absatz: „Die Bezahlung der approbierten Aerzte usw. bleibt der Vereinbarung überlassen. Als Norm für streitige Fälle im Mangel einer Vereinbarung können jedoch für dieselben Taxen von den Zentralbehörden festgesetzt werden." Eine solche Taxe aus dem Jahr 1815 hat für die Aerzte in Preußen bestanden, bis sie durch eine vom Kultusminister am 15. Mai 1896 erlassene neue Gebührenordnung ersetzt wurde. Auch diese neue Gebührenordnung bestimmt im § 1, daß sie nur mangels einer Vereinbarung in streitigen Fällen Geltung habe. Aehnliche Bestimmungen finden sich im Bürgerlichen Gesetzbuch, wo die §§ 612 und 632 festsetzen, daß die Höhe der Vergütung, wenn eine Taxe besteht, nach dieser zu bemessen, im andern Fall die übliche Vergütung als vereinbart anzusehen ist. Aus diesen Bestimmungen geht hervor, daß jede Vereinbarung zwischen Arzt und Patient die Gebührenordnung außer Kraft setzt. In der Gebührenordnung sind für die einzelnen Leistungen Mindestsätze und Höchstsätze festgesetzt, innerhalb deren die Bezahlung zu erfolgen hat. Mit Ausnahme bestimmter Fälle sollen innerhalb dieser Grenzen die besonderen Umstände des einzelnen Falles, insbesondere die Beschaffenheit und Schwierigkeit der Leistung, der Vermögenslage des Zahlungspflichtigen, der örtlichen Verhältnisse für die Höhe der Gebühren maßgebend sein. So sind für den ersten Besuch des Arztes zwei bis zwanzig Mark, für jeden folgenden eine bis zehn

Mark festgesetzt. Durch einen späteren Nachtrag ist auch die Beratung durch den Fernsprecher eingestellt worden. Doch fehlen, da neue Heilmethoden fortwährend aufkommen, für viele bestimmte Sätze. Nach § 4 der Gebührenordnung sind Verrichtungen, für die Gebühren nicht festgesetzt sind, nach Maßgabe jener Sätze zu bezahlen, die für ähnliche Leistungen gewährt werden. So ist z. B. kein Satz für die Hypnose festgesetzt. Nach dem bekannten Kommentar der Brüder A. Joachim und H. Joachim[1]) ist in solchem Fall der Satz für die Narkose, die am ehesten eine gewisse Aehnlichkeit mit der Hypnose habe, zugrunde zu legen.

Es sind nun in einer Reihe von Fällen Zweifel darüber entstanden, wann die Gebührenordnung außer Kraft tritt, das heißt, eine anderweitige Vereinbarung getroffen ist. Dies liegt daran, daß eine Vereinbarung nicht ausdrücklich zu erfolgen braucht, sondern auch stillschweigend geschehen kann. Hat der Arzt mehrfach beim Patienten Besuche gemacht und in jedem Fall ein die Gebührenordnung überschreitendes Honorar gefordert und erhalten, so wird man annehmen, daß auch für einen späteren Besuch ein solches Honorar vereinbart ist. Es ist dann nicht notwendig, daß der Arzt jedesmal dem Patienten mitteilt, welches Honorar er fordert. Es tritt das ein, was die Juristen eine Vereinbarung aus konkludenten Handlungen nennen. Auch in anderen Fällen kann eine stillschweigende Vereinbarung angenommen werden. So weiß man, daß erste Autoritäten nicht nach der Gebührenordnung liquidieren, z. B. bei Reisen nach außerhalb, bei Operationen usw. Die Entfernung großer komplizierter Geschwülste ist in der Gebührenordnung mit 20 bis 200 Mark angesetzt. Daß eine Autorität ein weit höheres Honorar, besonders bei Bemittelten, zu fordern pflegt, ist bekannt. Es bestehen aber hier Meinungsverschiedenheiten, sowohl unter den Gerichten wie unter den juristischen Schriftstellern, die sich mit dieser Frage beschäftigt haben. Es erklären einige Juristen, der Spielraum zwischen Mindest- und Höchstsatz sei in der Gebührenordnung so groß, daß auch bekannte Autoritäten innerhalb dieser Grenze liquidieren müssen, wenn ihnen nicht der Beweis gelingt, daß ein höheres Honorar vereinbart ist. Nach dieser Auffassung genügt die Berühmtheit einer Autorität nicht, sie ohne weiteres über die Gebührenordnung hinausgehen zu lassen. Andere Juristen sehen allerdings in dem Umstand, daß jemand eine hohe Autorität ist, einen genügenden Grund zur Ausschaltung der Gebührenordnung, da hier eine stillschweigende Vereinbarung getroffen sei. Jeder Patient, der zu dieser Autorität geht, wisse von vornherein, daß die Gebührenordnung nicht maßgebend ist. Ich halte diesen Standpunkt für den einzig richtigen. Gewisse Dinge weiß jedes Kind, und bei jeder Gelegenheit rechnen die Gerichte mit dieser Tatsache. Beiläufig will ich bei dieser Gelegenheit darauf hinweisen, daß die Gerichte sehr häufig Autorität und Spezialarzt zusammenwerfen. Der Spezialarzt, der durchaus nicht mehr ist als der allgemeine Arzt, ist an sich ebenfalls an die Gebührenordnung gebunden. Der Autoritätscharakter wird zwar manchen Spezialärzten zuerkannt; es gibt aber auch einzelne allgemein behandelnde Aerzte, denen der Autoritätscharakter zukommt.

Wie schon erwähnt, kann jeder Arzt, ob Autorität oder nicht, eine beliebige Vereinbarung mit dem Patienten treffen, die dann für beide Teile rechtsverbindlich ist. Von einzelnen Aerzten wird seit einiger Zeit die mündliche oder schriftliche Vereinbarung durch ein Plakat im Warteraum ersetzt, worin die Höhe der Honorarforderung angegeben ist. Ein solches deutlich sichtbares Plakat genügt, da der Patient, der dies sehen muß, weiß, welches Honorar der Arzt für ärztliche Dienste fordert. So haben auch in einzelnen Bezirken Groß-Berlins die Aerzte, als sie vor nicht langer Zeit die Honorare mit Rücksicht auf die Verteurung der ganzen Lebenshaltung etwas erhöhten, dies vielfach dem Publikum durch Aushang im Wartezimmer bekannt gemacht.

Jedenfalls ist es für den Patienten oft recht gut, vorher über die Honorarhöhe aufgeklärt zu sein. Es schützt dies den Patienten vor unangenehmen Ueberraschungen, aber auch den Arzt. Die Meinung, daß man damit den ärztlichen Beruf herabwürdigt, ist hinfällig. Es ist besser, vorher in klarer Weise Abmachungen zu treffen, als durch Unterlassung spätere Streitigkeiten zu veranlassen. Man darf nicht vergessen, daß sich im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte vieles ändert. Im alten Rom galt es als schimpflich, für geistige Leistungen Geld zu fordern. Vor fünfzig, sechzig Jahren war es kaum üblich, daß der Arzt schriftliche Rechnungen versendete. Für die Ausübung von Aemtern, die heute noch unentgeltlich verwaltete Ehrenämter sind, z. B. für das des Schöffen und Geschworenen, wird in Zukunft wahrscheinlich eine Geldentschädigung gewährt werden. Alte Traditionen ändern sich eben. Viel unangenehmer als eine vorherige klare Vereinbarung ist der spätere Prozeßstreit, wobei der Patient, der noch eben dem Arzt für die Rettung aus Lebensgefahr, für die Beseitigung qualvollster Schmerzen die Hand geküßt hat, ihm nun seinen Entschädigungsanspruch streitig macht. Daß die Aerzte, wenigstens in ihrer überwältigenden Zahl, bei Unbemittelten auch bei einer vorherigen Erörterung der Honorarfrage den Vermögensverhältnissen Rechnung tragen, ist zu sehr bekannt, als daß ich darauf einzugehen brauchte.

Eine nicht unwichtige Frage für das Verhältnis zwischen Arzt und Publikum ist die, **wer** für das Honorar haftet: im allgemeinen der Familienvater, und zwar sowohl für sich als auch für Frau und Kinder. Der Familienvater haftet auch dann, wenn er nicht selbst den Arzt bestellt hat oder hat rufen lassen. Nehmen wir etwa an, daß die Familie Schulze bei dem Ehepaar Müller zu Besuch ist. Plötzlich bricht Herr Müller bewußtlos zusammen, und nun läuft Herr Schulze zum nächsten Arzt, ohne daß ihm jemand einen Auftrag gegeben hat. In solchem Fall ist trotzdem Herr Müller zur Bezahlung des Arztes verpflichtet. Es regelt sich das nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Geschäftsführung ohne Auftrag.

Daraus daß der Ehemann als Familienoberhaupt verpflichtet ist, für die ganze Familie den Arzt zu bezahlen, haben nun viele den Schluß gezogen, daß, wenn der Ehemann zahlungsunfähig ist, die Frau aber Vermögen besitzt, der Arzt leer ausgehen müsse. Das Bürgerliche Gesetzbuch schiebt dem einen Riegel vor. Nach § 1360 hat zwar in erster Linie der Mann für den Unterhalt der Frau zu sorgen, aber es steht hier auch die Bestimmung, daß die Frau dem Mann, wenn er außerstande ist, sich selbst zu unterhalten, den seiner Lebensstellung entsprechenden Unterhalt nach

[1]) Die preußische Gebührenordnung. Berlin, 1907.

Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren hat. Auf Grund dieses und eventuell anderer Paragraphen haftet die Frau, wenn der Ehemann zur Bezahlung des Arztes nicht imstande ist, diesem gegenüber, und zwar hat sie nicht nur solche ärztliche Dienste zu bezahlen, die sie für ihre Person beansprucht hat, sondern auch die für den Mann und für die Kinder beanspruchten. Dieser Paragraph, der bereits praktische Wirkung erlangt hat, ist ein gewisser Schutz gegen bösartige Schiebungen, unter denen das reelle geschäftliche Leben auch sonst außerordentlich schwer leidet. Ein Mann kann also den Arzt nicht dadurch um seinen Honoraranspruch bringen, daß er sein Vermögen auf die Frau überschreibt.

Umstritten ist auch die Frage, **wann** der Arzt sein Honorar beanspruchen darf. Im allgemeinen lauten die gerichtlichen Entscheidungen — und das geht auch aus dem Gesetz hervor — dahin, daß unmittelbar nach der Dienstleistung Bezahlung gefordert werden kann, wenn nichts anderes vereinbart ist. Bekanntlich war es früher, und zwar nicht nur bei Hausärzten, sondern auch bei andern Aerzten vielfach üblich, zu Neujahr die Rechnung für das abgelaufene Jahr zu übersenden. Dieser Brauch hat sich geändert, und es ist auch in zahlreichen Aerztevereinen beschlossen worden, die Liquidation zum Quartalswechsel zu senden. Der Arzt hat jedoch das Recht, das Honorar **unmittelbar** nach der Dienstleistung zu beanspruchen. Er braucht nicht zu warten, bis der Patient gesund ist oder die Behandlung ihr Ende erreicht hat, sondern er kann nach jedem einzelnen Dienst, z. B. nach jedem Besuch, nach jeder Konsultation, sofort die Bezahlung fordern. Dieser Modus bietet viele Vorteile, wird aber bei uns meistens nicht befolgt. In England ist es vielfach Brauch, bei jedem Besuche dem Arzt das Honorar zu zahlen, auch wenn die Besuche fortgesetzt werden. Sicherlich haben die Aerzte vielfach zu ihrem eignen Schaden ihren Rechtsanspruch nicht hinreichend berücksichtigt und den Anspruch auf Bezahlung erst dann erhoben, wenn der Patient doch nicht mehr so genau in Erinnerung hatte, welche Dienste ihm der Arzt geleistet, welches Gefühl des Dankes er damals empfand, als ihn der Arzt behandelte. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, wo der Arzt einen Rechtsanspruch auf sofortige Bezahlung nicht hat. Das ist meistens bei Hausärzten der Fall, die mit einem Pauschale nach Ablauf des Jahres bezahlt werden. Hier hat der Arzt nicht etwa das Recht, nun plötzlich das Honorar im Laufe des Jahres zu fordern. Ebensowenig hat allerdings der Patient das Recht, ohne wichtigen Grund das Hausarztverhältnis zu lösen. So ist vor einiger Zeit folgender Fall gerichtlich entschieden worden. Der Hausarzt wurde abends zu einer Familie gerufen, war aber nicht zu Hause. Am folgenden Vormittag um 10 Uhr ging er dann zu der Familie hin. Die Familie suchte aber das Hausarztverhältnis wegen der Verspätung des Besuches zu lösen und wollte dem Arzt nur bis zu diesem Tage das Honorar bezahlen. Die zweite Instanz verurteilte den Hausherrn zur Bezahlung des für das Jahr festgesetzten Hausarzthonorars, weil in dem Umstand, daß der Arzt



nicht zu Hause war und daher nicht sofort kommen konnte, kein wichtiger Grund für die Kündigung lag. Würde etwa der Arzt auf sechs Monate verreisen, oder würde die Familie, ohne daß sie es voraussehen konnte, aus dem gemeinsamen Wohnort fortziehen, so würde hierin zweifellos ein wichtiger Grund liegen, und es würde das Hausarzthonorar nur bis zu dem Tage zu bezahlen sein, für den die Stelle gekündigt wurde.

Ich habe im vorhergehenden einige Fälle aus dem einschlägigen Gebiete angeführt. Es kann noch viele andere Konflikte geben, deren Zahl man aber durch klare Vereinbarung vermeiden kann. Freilich gibt es auch Fälle, wo die Verhältnisse eine solche Vereinbarung verbieten. Dies gilt besonders für plötzliche Unglücksfälle. Wenn jemand infolge eines Unfalles der Gefahr der Verblutung ausgesetzt ist, so darf kein Arzt, ebensowenig wie ein andrer, von einer Honorarvereinbarung die Hilfe abhängig machen. Natürlich hat der Arzt auch hier einen Rechtsanspruch, dessen Höhe aber nicht vereinbart ist; er ist daher gegenüber jedem andern, der seine Hilfe bei dem plötzlichen Unfall gewährt, insofern schlechter gestellt, als er seine in langjährigem Studium mit Aufwendung reichlicher Geldmittel erworbenen Berufskenntnisse zur Verfügung stellt, ohne eventuell die Höhe seiner Entschädigung festsetzen zu können. Dem steht eine höhere ethische Pflicht entgegen. Aber abgesehen von solchen Fällen liegt es ebenso im Interesse des Arztes wie des Publikums, soweit es irgend angängig ist, vorher über die wirtschaftliche Seite der Behandlung zu sprechen. Konflikte werden damit am ehesten vermieden

Große Ueberlandbahnen.

Von Dr. A. Wirth.

Man kann jetzt für nur 260 Mark von Deutschland bis an einen nordchinesischen Platz am Stillen Ozean kommen. Freilich müßte man dritter Güte fahren. Das ist aber in Nordasien nicht ganz so schlimm. Denn die Abteile sind so eingerichtet, daß jeder Insasse, auch in der dritten, eine ganze Bank für sich hat, also zu jeder Tages- und Nachtzeit schlafen kann. Auch ist das Leben auf einem sibirischen und mandschurischen Zug so anziehend und mannigfaltig, ist die Landschaft von Krassnojarsk an so schön und großartig, daß ich wenigstens jedesmal ungern den Zug bei seiner Ankunft verließ. Das eine Mal benutzte ich den Bummelzug, die beiden andern Male den Expreß. Die Gesellschaft des Schnellzugs schließt sich schnell zu einer Familie zusammen. Im Gespräch und im Spiel mit Kosakenoffizieren, Popen, Kaufleuten und Goldsuchern sowie mit Diplomaten und Beamten verfließt die Zeit sehr schnell. Die schnellste Gelegenheit benutzend, kann man heute schon die zehntausend (und einige hundert) Kilometer von der deutschen Grenze bis Port Arthur in ungefähr elf Tagen zurücklegen. Aber auch der Bummelzug hat seine Reize. Man kann die Auswandererscharen studieren, und da der Aufenthalt an den Stationen sehr lange — bis zu einigen Stunden — dauert, so kann man sich auch einigermaßen Land und Leute ansehen. In jedem Fall geht es immer noch sehr viel schneller als ehedem mit der Post. Ein Generalgouverneur, der immer sofort die besten Pferde bekam, konnte damit vielleicht den Weg vom Stillen Meer bis zum Ural in 35 Tagen zurücklegen. Ein gewöhnlicher Reisender, der oft auf Pferde warten muß, brauchte reichlich das Doppelte. Ich habe 1897 allein von Nikolajewsk bis Nishne Udinsk, wo damals die Bahn anfing, zwei Monate gebraucht.

Als Ergänzung der sibirischen Bahn ist eine andere geplant, die vom Baikalsee über Jakutsk und Kamtschatka nach Alaska gehen soll, so eine Verbindung zwischen Europa und Amerika über Asien herstellend. Es wäre die erste Linie, die — abgesehen von kleinen Strecken wie die vom englischen Festland nach Anglesea oder in Japan südlich vom Nagoya oder endlich von der Lombardei nach Venedig — über das Meer führt. Auch ist man sich noch nicht ganz einig, ob die Alaskabahn überseeisch oder unterseeisch zu bauen sei; doch hat man sich für eine unterirdische Legung entschlossen. Es wäre jedenfalls eine schöne Sache, die Reise nach Amerika ganz ohne Seekrankheit machen zu können. Auch hat die Eisenbahn einen großen gesellschaftlichen Vorteil. Wenn einem die Leute auf einem Dampfer nicht passen, so ist da weiter nichts zu machen; da gilt es, seine Abneigung zu verbergen und ruhig auszuhalten. Findet man dagegen auf der Bahn widrige Weggesellen, so steigt man einfach aus, bleibt einen oder ein paar Tage in einer unterhaltsamen Stadt und fährt dann fröhlich weiter. So ist Irkutsk, wo es Schauburgen, ein recht schönes Museum und einige hundert Deutsche gibt, als Unterbrechungsstation für mehrere Tage wohl zu empfehlen. Als dritte transasiatische Bahn ist eine Linie geplant worden, die Taschkent mit Peking verbände. Und zwar entweder durch das Tarimbecken oder aber über Wjernye und durch den äußerst malerischen Südsaum Sibiriens nach der Westmongolei und der chinesischen Provinz Kansu. Die Russen haben den Plan inzwischen ganz aufgegeben; dagegen haben — ein bedeutsames Zeichen für den Wandel der Zeiten — die Chinesen neuerdings den Gedanken aufgenommen.

Viel näher ihrer Vollendung ist die Linie Caspi-See—Kaschmir, wodurch Europa in die kürzeste Verbindung mit Indien gebracht würde. Die Entfernung von Kuschk an der Grenze von Russisch-Turkestan und Afghanistan nach Tschaman, auf der Grenze von der persischen Provinz Seistan und Britisch-Belutschistan beträgt nur noch rund 650 Kilometer. Die große Lücke zwischen diesen beiden Ueberlandsystemen besteht schon seit bald zehn Jahren. Früher wurde als Grund dafür, daß man sie nicht ausfülle, die Furcht Englands vor einer russischen Invasion angegeben. Dieser Grund ist jetzt so ziemlich weggefallen; aber trotzdem scheint keine Neigung zu der so wünschenswerten Ausfüllung vorhanden zu sein. Möglicherweise haben jetzt umgekehrt die Russen Angst gekriegt. Uns dem Westen nähernd, stoßen wir auf die Bagdadbahn. Seit dem Jahr 1888 ist deutsches Kapital, unterstützt durch französisches, daran, Konstantinopel mit dem Persischen Golf zu verknüpfen. Die Strecke hat bereits ganz Anatolien durchquert und ist bis jenseit des Taurus bis zur Gegend des jüngst so häufig genannten Adana fertig. Von hier soll es in ostsüdöstlicher Richtung nach dem oberen Tigris weitergehen, um

über den nicht unbeträchtlichen Umweg von Mossul, Bagdad und dann den Schatt el Arab zu erreichen. Wann und ob freilich die letzte Strecke gebaut wird, steht noch gänzlich dahin. Man muß sich überhaupt vor allzu überschwenglichen Erwartungen hinsichtlich der Bagdadbahn hüten. Die anatolische, ja, die macht sich glänzend bezahlt, ganz einfach, weil das von ihr durchschnittene Gebiet recht gut bevölkert ist. Auch hat die Deutsche Bank mit der dankenswerten Hilfe des Ferid Pascha in der Nähe von Kania große Flächen Landes unter künstliche Bewässerung für Getreidebau gesetzt, so den Ertrag des Bodens und dadurch die Rentabilität der Bahn steigernd. Anderseits kann von einem belangreichen Frachtdienst vom Euphrat und Tigris her nicht wohl die Rede sein. Das dortige Gebiet ist halb Wüste und wenig besiedelt. Stapelgüter werden stets von Bagdad aus den billigeren, wenn auch viel weiteren Seeweg über Aden und Gibraltar wählen. Man bedenke, daß eine Tonne Fracht von Rumänien nach Schlesien — für rumänisches Korn und Petroleum oder schlesische Kohle — über zwanzig Mark kostet, während englische Kohle auf dem sieben- bis achtmal weiteren Seeweg für nur zehn Mark die Tonne nach Rumänien gebracht wird. Da aber bei der Verbindung Deutschland—Bagdad sich der Land- zu dem Seeweg nur wie 1:3 verhalten würde, so ist natürlich die Konkurrenz mit den Schiffen noch viel schwerer.

Von dem Eisenbahnnetz der Erde, das auf 950 000 Kilometer zu schätzen ist, hat Afrika zurzeit nur 1/30, woran Deutschland wiederum nur mit 1600 Kilometer, ungefähr 1/20, beteiligt ist. Am berühmtesten ist die gewaltige Kap-Kairo-Bahn. Schon 1873 haben Kappolitiker von ihr geträumt, aber erst Cecil Rhodes hat es unternommen, den Traum der Erfüllung nahe zu bringen. Der Mann hat Unendliches geleistet. Nichtsdestoweniger klafft noch eine weite Lücke in Mittelafrika, die auch in absehbarer Zeit nicht ausgefüllt zu werden scheint. Sind sich doch die Engländer noch nicht einmal darüber einig, ob sie das missing link, den fehlenden Verbindungsstrang, durch unser Ostafrika oder den Kongostaat legen werden. Mündlich soll der Deutsche Kaiser dem großen südafrikanischen Staatsmann Rhodes die Erlaubnis für unser Gebiet erteilt haben; weil jedoch die Verabredung mündlich war, so kann man eben nichts Genaueres darüber erfahren. In der allerletzten Zeit sei, so heißt es, mit dem Kongostaat ein Abkommen getroffen worden, doch wurde dies sehr bald wieder dementiert. Inzwischen denken die Engländer bereits an eine neue transafrikanische Bahn. Nämlich an eine west-östliche Durchquerung des Erdteils von der Alexanderbai, unweit der Kunenemündung, über Njassaland nach dem Indischen Ozean. Auch wir planten einst ein derartiges Unternehmen, das jedoch von Windhuk ausginge und in Salisbury oder Pretoria endete; wir haben jedoch den Plan längst fallen lassen. Noch eine afrikanische Ueberlandbahn ist im Gehirn der Franzosen entstanden: eine Saharabahn. Sie ist bereits von Oran am Mittelländischen Meer bis nach Colomb-Béchar durchgeführt. Nun dachte man sich den weiteren Verlauf nach dem Tsadsee zu; neuerdings scheint jedoch der Gedanke Raum zu gewinnen, Colomb-Béchar durch eine Süd-Marokkobahn mit dem Atlantischen Meer zu verknüpfen. Dadurch würde Marokko von seiner fruchtbarsten Provinz, dem Sus, und von aller Verbindung mit Innerafrika abgeschnürt. In der Gegenwart ist ja den Schienen die gleiche Aufgabe zugefallen wie einst den Römerstraßen, nämlich ein feindliches Gebiet zu zerschneiden und dadurch das dort ansässige Volk zu teilen und zu unterwerfen. Gerade aus dem Innern, aus der Sahara, wo die kriegerischsten und fremdenfeindlichsten Stämme wohnen, ist bisher den Scherifs von Marokko häufig die beste Hilfe gekommen. Eine Verbindung von besonderer Tragweite wäre eine Durchquerung von Mittelafrika. Es besteht bereits eine englische Bahn von Mombassa bis zum Viktoriasee, die sich übrigens weit besser rentiert, als man je hoffen durfte. Nun haben die Belgier sich ein Kombinationssystem von schiffbaren Flüssen, Schienensträngen und Automobilstraßen ausgedacht, das vom Atlantischen Ozean bis zu den großen Seen sich erstreckte. Auch deshalb wäre es gut, wenn unsere deutsche Zentralbahn der Vollendung näher gebracht würde. Die englische Regierung plant eine Eisenbahn von Kampala, der Eingeborenenhauptstadt von Uganda, zum Albertsee, 480 Kilometer lang, mit einem Kostenaufwand von einer Million Pfund Sterling. Da auch die Belgier von Stanleyville aus bis zum Albertsee eine Bahn bauen, wird hierdurch das fehlende Verkehrsglied zwischen dem Kongo und der Ugandabahn erstehen, so daß man in absehbarer Zeit von Boma am Atlantischen Ozean nach Mombassa am Indischen Ozean mit Eisenbahn und Dampfschiff reisen kann.

In Amerika hat am frühesten und am intensivsten der Norden den Bau von Ueberlandbahnen in Angriff genommen. Gegenüber den 7000 Kilometer vom Ural bis zum Tatarengolf und dem Busen von Petschili, gegenüber ferner den 7500 Kilometer der (noch fertigzustellenden) Kap-Kairo-Bahn erreicht die längste nordamerikanische Strecke nur 5400 Kilometer — gleich der Entfernung von Petersburg nach Lissabon. Es gibt jetzt sechs Ueberlandbahnen in den Vereinigten Staaten und zwei, davon die zweite noch nicht beendet, in Kanada, endlich zwei durch Mexiko und je eine durch Nikaragua und Panama. An Bequemlichkeit stehen die amerikanischen Bahnen, wenn man nicht die teuren Schlafwagen benutzt, weit hinter den russischen. Auch vom geselligen Standpunkt aus sind sie in der Regel nicht allzu angenehm. Auf asiatischen und afrikanischen Bahnen habe ich mich weit besser unterhalten als (außer im fernsten Westen) auf amerikanischen. Auch die Sicherheit läßt bekanntlich nirgends mehr zu wünschen als im Verkehr der Vereinigten Staaten. Dagegen berührt es angenehm, daß den Farbigen eigene Abteilungen angewiesen werden, was weder auf der sibirischen noch der algerischen noch auch der ägyptischen Bahn der Fall ist. Selbst in Indien, wo doch gesellschaftlich die colour line so streng eingehalten wird, ist die Trennung zwischen Weißen und Farbigen nicht durchgehend, insofern namentlich die Linien des Dekhan von einer solchen Trennung nichts wissen. Im übrigen gehören die amerikanischen Bahnen zu den billigsten ihrer Art, offenbar infolge des starken Wettbewerbs. Namentlich wenn einmal ein Tarifkampf ausgebrochen ist, kann man für erstaunlich wenig Geld den ganzen Erdteil durchqueren. Mir wurde einmal eine Karte I. Klasse von Neuyork nach San Franzisko für nur 25 Dollar angeboten.

Ein merkwürdiges Projekt ist die panamerikanische Bahn. Sie soll von den großen Seen bis nach



Buenos Aires gehen. Für den Welthandel, den Transport von Stapelartikeln hat sie gar keine Bedeutung. Während die nördlichen Ueberlandlinien gerade deshalb so viel einbringen, weil sie keine Konkurrenz eines Seewegs, weder durch das Eismeer noch durch die Magelhaensstraße, zu fürchten haben, kann umgekehrt eine Nordsüdstrecke, die häufig dem Meer sehr nahe kommt, den Wettbewerb der Schiffe in keiner Weise aushalten. Die allamerikanische Bahn, die 1700 Kilometer lang würde, und deren Ausbau (zu den vorhandenen Strecken) eine Milliarde Mark kosten soll, verfolgt lediglich politische Zwecke, insofern im Anschluß an sie höchst wahrscheinlich Vorzugszölle zwischen der angesächsischen Union und dem lateinischen Amerika „angebahnt" werden würden. Außerdem hat das Projekt dadurch einen gewissen Wert, daß es in einigen ganz unerschlossenen Ländern den Wunsch nach Schienensträngen erwecken, mithin Handel und Wandel an Ort und Stelle heben würde. Nicht minder würde die Lust nach Anschlußlinien erwachen. So ist La Paz in Bolivien als Hauptknotenpunkt in Aussicht genommen. Nun hat vor einiger Zeit Chile beschlossen, eine Linie von Arika (in dem strittigen Gebiet zwischen Chile und Peru) nach La Paz zu bauen. Die Bahn, die etwa 480 Kilometer lang sein würde, hat die Anden in einer Höhe von 3500 Meter zu überschreiten. Die Kosten sind, wahrscheinlich zu gering, mit 60 Millionen Mark berechnet. Der zu durchquerende Strich ist von räuberischen Indianern bevölkert und ist eine der gefährlichsten Gegenden Südamerikas. Auch nach Rio hofft man eine Abzweigung von La Paz aus zu legen. Der weltberühmte Carnegie soll sich übrigens für die allamerikanische Bahn interessieren. Am meisten Wert hat ohne Zweifel die Trans-Andinen-Bahn von Buenos nach Valparaiso. Sie ist so gut wie fertig und wird aller Wahrscheinlichkeit nach bis zu Anfang des nächsten Jahres völlig beendet sein. In den letzten Monaten tauchte der Gedanke einer neuen Transkontinentalbahn über die Anden auf. Das Projekt soll schon finanziert sein, doch möchte ich das billig bezweifeln.

Auch die Australier haben, und zwar schon seit einigen Jahren, an Ueberlandbahnen gedacht. Am meisten Aussicht scheint eine Linie von Port Darwin nach Adelaide zu haben. Wenn man Port Darwin durch rasch fahrende Dampfer mit Schanghai verbände, so schüfe man dadurch eine Verbindung mit England, die gerade doppelt so schnell wäre wie die einzige bis jetzt benutzte. In jedem Fall sieht man hieraus, daß alle Straßen der Welt doch immer nach Westeuropa zustreben. Immerhin würde eine Reise um die Welt, die in westöstlicher Richtung 35 Tage beansprucht, über Australien noch 60 Tage erfordern.

▽▽

Ouvertüre.

Plauderei von J. Lorm.

Wenn etwas auf dieser Welt den nervösen Erdenbürger, der stets seine Sehnsucht nach Ruhe betont, in gesteigerte Erregung zu setzen vermag, so ist es dieser ihm selbst zum Bewußtsein gelangende Widerspruch zwischen jenem empfundenen und zur Schau getragenen Ruhebedürfnis und seinem gleichzeitigen Erwartungsgefühl nach ungeahnten Sensationen. Wenn der Herbst in die Lande zieht, kehrt der Großstädter zur Heimat wieder und erwartet — ja, was erwartet er eigentlich?? Etwas, das er noch nicht kennt, etwas, das sein Interesse, das sich an Gesehenem und Gehörtem auf allen Gebieten jahrzehntelang ermüdete, erschlaffte, aufs neue erweckt, das ihn packt, fesselt, hinreißt. Er tut es nicht anders. Er will hingerissen sein und vergißt, daß, wer die Niagarafälle gesehen, zeit seines Lebens für die Schönheiten aller Wasserfälle der Welt immun geworden ist. Es gibt Eindrücke, die nicht zu überbieten sind, Empfindungen, die bei verschiedenen Gelegenheiten nicht mehr in gleicher Stärke reagieren können. Man kann anerkennen, bewundern, aber die staunende Verwunderung, die begeisterte Hingerissenheit ist eine Nummer, die auf dem wechselvollen Programm des Lebens nur selten erscheint und nicht viele Wiederholungen verträgt. Das, was man zuweilen für sie zu halten geneigt ist, ist nichts anderes als die Suggestion, die die - anderen auf uns ausüben — jene anderen, die die Sensationsnummer zum erstenmal erblicken. Man bewundert, man staunt mit ihnen, aber nur zu bald ertappt man sich auf dem kritischen Gedanken, daß ihre Bewunderung noch nachhaltig ist, während wir uns selbst nach wenigen Stunden an irgend etwas, vielleicht an mehreres, erinnern, das jenem glich, und uns zugleich gestehen müssen, daß mit der Möglichkeit zahlreicher Vergleiche uns das Bewußtsein jener gewissen Blasiertheit wird, für die noch immer ein deutscher Ausdruck fehlt.

Worüber soll man sich denn noch verwundern, lieber Gott! Zeppelin ist mit seinem Luftschiff von Friedrichshafen nach Berlin geflogen, zwei mutige Männer, von denen der eine wohl in den Polargegenden seinen Bestand an gutem Ton und höflichen Manieren verlor, haben den Nordpol entdeckt, und Marconi soll eine Diktatschreibmaschine erfunden haben, die Phonograph und Schreibmaschine derart in sich vereinigt, daß das in den Trichter hineingesprochene Wort unmittelbar durch die Schreibmaschine in Schreibmaschinenschrift wiedergegeben wird.

Es gibt nach den Entdeckungen und Erfindungen, denen wir beiwohnten, die wir miterlebten, wohl kaum noch etwas, das die ungeheure Erregung in uns wiedererwecken könnte, die wir beim Anblick oder der Nachricht jener empfanden. — Die Schaffung einer sicheren Verbindung mit dem Mars und die Möglichkeit, ihn selbst und seine Bewohner kennen zu lernen, vielleicht noch ausgenommen. — Und trotz dieser Ueberzeugungen erwartet man alljährlich mit Spannung den Beginn der Wintersaisonzerstreuungen, in deren Reihe das Theater eine der ersten Stellen einnimmt. Mit einer Spannung, die notwendigerweise mit einer Enttäuschung endigen muß. Weil einem talentvollen Komponisten in einer glücklichen Stunde eine Cavalleria rusticana gelang, sieht man Jahr um Jahr einer zweiten, gleich erfolgreichen entgegen. Weil ein junger Dichter für vielversprechende Anfänge einen Preis errang, erwartet man von ihm einen zweiten Faust. Und die Theaterdirektoren, für die die literarische Seite dieser Frage im Grunde doch nichts anderes bedeutet als den mit einem schön verbrämten Mäntelchen umkleideten Kassenerfolg, sie geben sich, da es wenig gutes Neues gibt, Ausgrabungen des guten Alten hin. Wir haben von Sophokles über Musset bis zu Otto Erich Hartleben so viele alte Meister wiedergesehen, mit den stimmungsvollsten, naturgetreusten Dekorationen



verschönt, deren Reiz noch durch die exorbitanten Eintrittspreise erhöht wurde, daß wir demnächst berechtigterweise eine Premiere erwarten können, in der eine „Novität" Hans Sachs' zum erstenmal im 20. Jahrhundert das Licht der Rampen erblicken wird. Und wenn alle Ausgrabungen das sinkende Interesse des Publikums nicht zu heben vermögen, dann ist es leider ein Teil der Presse, der durch spaltenlange Erörterungen über das Drum und Dran einer Theaterpremiere, selbst wenn sie einen Mißerfolg bedeutete, dieser im Grunde im Weltgetriebe höchst gleichgültigen Sache einen Schimmer von Wichtigkeit verleiht. Als vorbildlich ließe sich da eine Kritik empfehlen, die vor mehreren Jahren in dem Blatt einer rheinischen Stadt erschien, nachdem dort Schillers „Jungfrau von Orleans" in einer minderwertigen Besetzung in Szene gegangen war. Diese Kritik lautete kurz und gut: „Die Jungfrau von Orleans wurde am 6. Januar 1412 im Dorfe Domrémy geboren. Am 30. Mai 1431 wurde sie auf dem Marktplatz zu Rouen verbrannt und am 23. Oktober 1906 in unserem Stadttheater begraben." — —

Wir wollen Neues. Als ob es Neues gäbe innerhalb des engbegrenzten Raumes einer Bühne, auf der innerhalb weniger Stunden eine Summe von gesprochenen Lebensweisheiten dazu verwendet werden soll, um Konflikte zu schaffen, zu steigern, zu lösen, Fäden zu knüpfen, zu verwirren, zu entwirren — eine Sensation zu erwecken, die wir noch niemals empfanden. Im Grunde kennen wir ja alle die Psychologie des Dichters und die seiner Gestalten. Was uns noch fesseln und erwärmen kann, ist die Kunst, mit der er ihnen Leben einzuhauchen vermag, die Wärme, die er ihnen mitteilt, der Geist, der aus ihnen spricht, und die Phantasie, die ihn eine Handlung schaffen ließ, die aus dem Rahmen des Alltäglichen fällt. Gedanken, die keiner vor ihm in dieser Form ausgesprochen, selbsterdachte Konflikte, die zu einem Endpunkte gelangen, den man nicht als einen Entwendungspunkt bezeichnen muß. Was kann man uns noch sagen, das wir nicht schon wüßten? Was kann man uns noch zeigen, von dem wir uns nicht schließlich sagen müssen, daß es gleichgültig, so furchtbar gleichgültig ist für unser Leben von morgen und übermorgen, ob wir es gehört und gesehen haben. . . . .

An alle diese Dinge denkt wohl ein jeder von uns, wenn die Ouvertüre spielt, die den Saisonbeginn einleitet, ehe der Vorhang vor all den „Genüssen", die uns erwarten, in die Höhe rauscht.

Unser Leben von morgen und übermorgen . . . ? das ist es ja eben. Was man sucht, das ist die Zerstreuung der Stunde, des Lebens von heute, und die meisten unter uns tragen wenig Verlangen danach, ihre Seelen- und Nervenkräfte für irgendeine „tiefsinnige Sache" anzuspannen. Aus dieser Erkenntnis heraus sind die Revuen entstanden; dieser tolle Wirrwarr witziger, pointierter Couplets, wiegender Walzerweisen, in die sich ein Ton Sentimentalität mischt, flotter Gassenhauer und Lieder zum Preis der Liebe und der Schönheit, die, in schimmernde, flatternde Gewänder gehüllt, lachend, tanzend und lockend über die Bretter wirbelt. Aus Paris ist diese Art von theatralischer Aufführung zu uns gelangt und hat sich in der geschickten Hand eines erfahrenen Bühnenleiters, dem ein geistvoller Freund als Autor zur Seite stand, die pariserische Grazie bewahrt, indem sie sie gleichzeitig mit zuweilen aristophanischer Satire schmückte.

Was die Revue einst gewesen, als man den ungeheuren Luxus der Ausstattung, die blendende, sinnberückende Pracht der Kostüme, die zauberischen Lichteffekte noch nicht kannte, erscheint uns heute, wo man mit einem Kostenaufwand von 100 000 Mark rechnet, wie eine Parodie: Vor einem Prospekt, der irgendeine Landschaft darstellte, sah man Feldarbeiter bei ihrer Arbeit beschäftigt. Mit einem Mal ertönten kriegerische Klänge. Ah! Die Franzosen! (Oder die Engländer oder die Russen oder die Oesterreicher.) Und nun erschienen in stolzer Reihe zwei, vier, sechs Trommler. Ihnen folgte, lieblich lächelnd, die Marketenderin, an die sich ein Hauptmann und vier Leutnants anschlossen. Und dann die „unübersehbare Menge" von ungefähr vierzig Mann. — „Die Armee!" — Sie gruppierte sich zu beiden Seiten der Bühne. Dann vernahm man Kanonenschüsse, und auf einem Schimmel sprengte ein schöner Mann heran, der hoch zu Roß ein Lied von der Freiheit sang. Das war „der König" oder „der Prinz", auf alle Fälle jedoch ein Held, dem alle Herzen zuflogen. Nachdem er genügend gesungen hatte, kommandierte er seiner Armee: „Rechts um! Vorwärts maaarsch!" und die ganze Armee ging durch die Mitte ab, gefolgt von dem enthusiasmierten Landvolk. Nein, nicht die ganze Armee. Ein Soldat und die Marketenderin blieben zurück, um ein unumgänglich notwendiges Liebesduett zu singen, an das sich ein heiteres pas de deux schloß. Es war unumgänglich notwendig, um der Armee Zeit zu geben, sich in eine gegnerische Armee zu verkleiden. Abermaliger Trommelwirbel und flüchtende Bauern, die mit dem Ruf: „Flieht! Flieht!" über die Bühne eilten. Aber der Soldat und die Marketenderin flohen nicht. Sie hielten sich umschlungen und wollten singend siegen oder untergehn. — „Wo denkt ihr hin!" rief man ihnen entgegen. „Ihr allein gegen 200 000 Mann!"

200 000 Mann?! Das war zu viel! Und sie flohen. Und die 200 000 Mann erschienen, und es waren die vierzig von vorhin. Und mit ihnen wieder ein Held zu Pferde, diesmal auf einem Rappen. Und wieder ein Lied und „Gefecht" hinter der Szene, eine Schlacht, ein Kampf, „Sieg! Sieg!" und der Vorhang senkte sich bei den Klängen einer Hymne und unter stürmischem Applaus.

Und im zweiten Akt eine zauberhafte Gegend, in der eine mangelhaft gekleidete Dame mit ihrer Plastik einen rosa angestrichenen Holzbehälter füllte und zu frieren schien. Das war Venus, die einer Muschel entstieg, und um sie herum Scharen junger Damen, die man erfreut war, singen zu hören, da dies verhinderte, daß man den Text verstand . . .

Das alles gehört der Vergangenheit an. In der Revue von heute hat sich Witz und Satire mit Grazie und Schönheit vereint, und um sie schlingt sich ein Netz schmeichelnder Melodien — eine heitere Ouvertüre zu der noch in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Saison, der wir entgegengehen. Sie verspricht uns unter so manchem Reizvollen auch ein neues Werk von Sudermann, das unter dem Titel „Strandkinder" am Königlichen Schauspielhaus in Szene gehen wird. In dem koketten Theatersaal auf dem Gendarmenmarkt, in dem der Optimismus zu Hause ist, wird sich dieser Abend zu einem Ereignis gestalten. Ob zu einem siegreichen, vermag niemand zu sagen, der die Unberechenbarkeiten einer Theaterpremiere kennt, diese tausend Widersprüche, die ein weiser Mann einmal in die Worte zusammen-



faßte: „Wenn nach Schluß des Stückes der Dichter aufs Publikum, das Publikum auf die Kritik und die Kritik auf den Dichter pfeift, dann ist es ein Erfolg, und das Werk wird ein Kassenstück“...

Beisammen sind wir — fanget an.

Unsere Bilder

Der Kaiser in München (Abb. S. 1651). „Ich habe in den 21 Jahren meiner Regierung und auch schon früher viel schöne und eindrucksvolle Festlichkeiten mitgemacht, aber so etwas Stimmungsvolles wie heute früh habe ich noch nie erlebt. Das ist etwas, was man so leicht nicht vergessen wird.“ Mit diesen Worten pries der Kaiser den festlichen Empfang, den ihm die Münchner Stadtvertretung in den Räumen des alten Rathauses hatte zuteil werden lassen. Der Monarch, der anläßlich der Eröffnung der neuen Schackgalerie in München weilte, wurde im großen Festsaal des Rathauses durch eine Ansprache des Oberbürgermeisters begrüßt. Dann überreichten zwei Pagen kniend auf seidenem Kissen den Text dieser Rede und eine goldbeschlagene Prunkkassette, eine Elfenbeinstatuette des Münchner Kindls enthaltend, das die goldene Bürgermedaille der Stadt München trägt.

Das Kaisermanöver bei Mergentheim (Abb. S. 1647 u. 1648). An den Ufern der Tauber hat wie einst im Jahre 1866 eine Schlacht zwischen deutschen Truppen stattgefunden. Aber diesmal war es nicht ein blutig ernster Bruderkrieg, sondern eine gemeinsame friedliche Uebung in der Kriegskunst. Die Truppen der süddeutschen Bundesstaaten bewiesen unter den Augen des Deutschen Kaisers und zahlreicher Fürstlichkeiten ihre kriegerische Tüchtigkeit. Unter den fremden Manövergästen befand sich auch Mohammed Schefket Pascha, der Eroberer Konstantinopels und Generalissimus der verjüngten Türkei. Der Krieg zwischen der „blauen“ und der „roten“ Partei, dem beizuwohnen diese Gäste gekommen waren, entrollte eine Fülle fesselnder Schlachtenbilder. Eine originelle Variante des altherkömmlichen Manövertreibens bildete die Verwendung des Reichsluftschiffs „Groß II“.

Orville Wrights Höhenrekord (Abb. S. 1649). Der amerikanische Aviater hat die Flugvorführungen auf dem Tempelhofer Feld in Berlin mit einem glänzenden Schlußeffekt beendet. Es gelang ihm, an den letzten beiden Flugtagen je einen neuen Weltrekord aufzustellen. Für die Zuschauer war insbesondere der prächtige Rekord im Höhenfluge interessant, denn sie konnten in minutenlanger fieberhafter Spannung beobachten, wie der kreisende Aeroplan sich immer höher schwang, wie er den Fesselballon überflügelte, der die höchste bisher von einem Aeroplan erreichte Höhe markierte. Der Franzose Latham hatte erst kürzlich in Reims den stolzen Höhenrekord von 155 Meter aufgestellt; Orville Wright ließ ihn weit hinter sich und stieg 172 Meter hoch. Als er dann wieder den Boden berührte, wollte der Jubel der Zuschauer kein Ende nehmen.

Der Besuch des Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg in Wien (Abb. S. 1651). Der neue Leiter der deutschen Reichspolitik hat es für eine seiner ersten Pflichten angesehen, sich nach Antritt seines Amtes dem Herrscher der dem deutschen Reich so eng verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie vorzustellen und mit den leitenden Persönlichkeiten des Donaustaates Fühlung zu gewinnen. Der Kanzler wurde in Wien natürlich mit hohen Ehren empfangen. Kaiser Franz Josef begrüßte ihn in einer feierlichen Audienz und veranstaltete ihm zu Ehren eine Hoftafel, an der viele politische und diplomatische Persönlichkeiten teilnahmen. Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Freiherr von Aehrenthal sprach sich mit dem Kanzler in längeren Konferenzen über alle Fragen der Politik der verbündeten Länder aus, die Herr v. Bethmann Hollweg, ein treuer Anhänger des Dreibundgedankens, ebenso auffaßt wie sein verdienter Vorgänger.

General d. Art. Karl Kehrer (Abb. S. 1653), der Präses der preußischen Artillerieprüfungskommission, feiert am 10. Oktober seinen 60. Geburtstag. Als Abteilungschef und seit 1903 als Präses der Artillerieprüfungskommission in Berlin hat General Kehrer auf die Entwicklung des deutschen Artilleriematerials und der Heerestüchtigkeit großen Einfluß ausgeübt.

Großadmiral von Köster (Abb. S. 1653) hat die ehrenvolle Aufgabe erhalten, als Repräsentant der deutschen Seemacht an der Hudson-Fulton-Feier teilzunehmen, durch die Nordamerika die Entdeckung des Hudsonflusses und seine erste Eroberung durch das Dampfschiff festlich begeht.

Die Vermählung des Prinzen Michael von Braganza (Abb. S. 1650) mit Miß Anita Stewart hat mit fürstlichem Prunk in dem schottischen Städtchen Dingwall stattgefunden. Das benachbarte Schloß Tulloch beherbergte zahlreiche illustre Gäste. Mit Stolz wiesen die amerikanischen Blätter darauf hin, wie viele königliche Hoheiten zur Vermählung der schönen Dollarprinzessin erschienen waren. Vor der Hochzeit hatte Miß Anita den katholischen Glauben ihres Gatten angenommen. Das junge Paar nimmt Aufenthalt in Oesterreich.

Bordeaux hat in diesem Jahr die für diese Stadt und ihr Gebiet so wichtige Periode der Weinlese durch ein prächtiges Fest gefeiert (Abb. S. 1652). Am ersten Tag fand ein glänzender Festzug statt, dessen allegorische Gruppen die Produkte aller Landschaften des französischen Südwestens verherrlichten. Tags darauf wurde unter freiem Himmel vor 25000 Zuschauern ein großes Festspiel „Der Triumph des Bacchus“ aufgeführt, dessen Text Henri Cain und dessen Musik Camille Erlanger geschaffen hatten. Berühmte Künstler wie Félia Litvinne und Muratore wirkten mit. Den Höhepunkt des Stückes bildete der Einzug der Ceres und des Bacchus unter den frenetischen Jubelliedern der Chöre, unter den Tänzen begeisterter Bacchanten, als deren Führerin Regina Badet eine sinnbetörende Kunst entfaltete. Weitere Szenen des Festspiels stellten den Einfall der Hunnen nach Gallien und den Triumph der Jahreszeiten dar.

Tigerjagd in Marseille (Abb. 1654). Die südfranzösische Hafenstadt hat eine wilde Sensation erlebt. Eine aus ihrem Käfig entwichene Tigerin, die sich in den Felsen der Hafenmole versteckt hatte, hielt tagelang die Organe der Behörden in Atem und beunruhigte außerordentlich die südliche Einbildungskraft der Bevölkerung. Man räucherte die Höhlungen der Klippen aus und schoß hinein; der Hafen befand sich in einem förmlichen Belagerungszustand. Endlich wurde das Tier mit durchlöchertem Fell tot aufgefunden.

Die neue Revue im Berliner Metropoltheater (Abb. S. 1654). Das Berliner Metropoltheater hat einen neuen „Schlager“, dessen fröhlicher Glanz in dieser Saison nicht mehr erlöschen dürfte. „Halloh!!! Die große Revue!“ heißt die bunte Mischung von fröhlichem Unsinn, aktueller Satire und szenischem Prunk, deren Text der bewährte Julius Freund und deren Musik Paul Lincke verfaßt hat. Alle „Stars“, die in den letzten Spielzeiten am Nachthimmel des Metropoltheaters geglänzt haben, traten wieder auf und fanden bei der Premiere den gewohnten Beifall.

Todesfälle (Abb. S. 1653). In Dublin ist dieser Tage der frühere englische Marineminister Lord Tweedmouth gestorben. Der tüchtige und verdiente liberale Politiker ist über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus nur durch den Brief bekannt geworden, den der Deutsche Kaiser im Herbst 1908 an ihn gerichtet und von dem die weite Oeffentlichkeit durch eine Indiskretion Kenntnis bekommen hatte. Lord Tweedmouth ist 60 Jahre alt geworden; die Stellung des ersten Zivillords der Admiralität bekleidete er in den Jahren 1905—1908. — In Heringsdorf ist der Geheime Kommerzienrat Dr. jur. h. c. Albert Schlutow verschieden. Schlutow hat sich als Vorsitzender des Aufsichtsrats des „Vulkan“ um Industrie und Flotte bedeutende Verdienste erworben.

Die Toten der Woche

Gustav Schwarz, der freikonservative Abgeordnete des 6. Wahlbezirks im preußischen Landtag, † 15. September im 49. Lebensjahre.

Sigmund Steiner, beliebter Operettentenor, † am 16. September in Berlin.

Der Vortragsmeister Alexander Strakosch, † am 17. September in Berlin im Alter von 64 Jahren.

Lord Tweedmouth, früherer britischer Marineminister, † 16. September in Dublin (Portr. S. 1653).

Reinhold Wellhoff, hervorragender Operettensänger, † am 17. September in Berlin.

Bilder vom Tage

Der Kaiser und der König von Württemberg orientieren sich auf der Karte über die Gefechtslage.

Kaisermanöver in Württemberg.



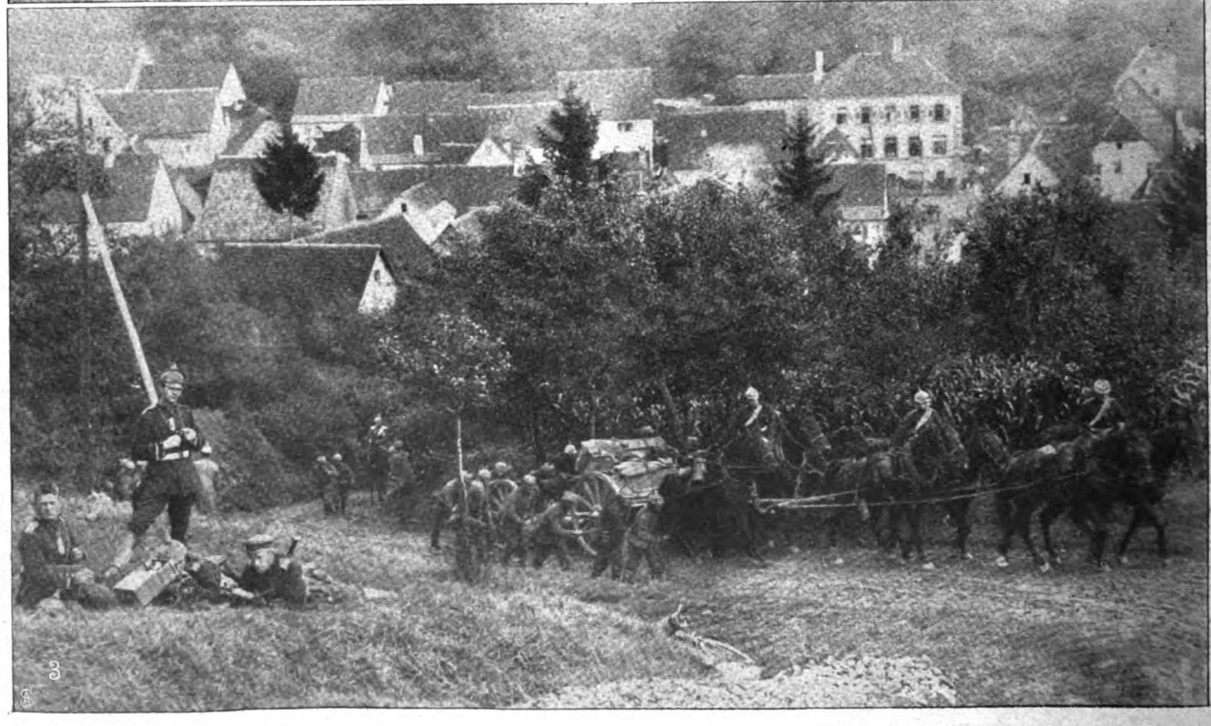


1. Der türkische Marschall Mahmud Schefket Pascha (×) als Manövergast des Kaisers.

2. Groß II über dem Gelände während der Kritik. Phot. Tellgmann.

3. Vorgehen der Artillerie mit Unterstützung der Infanterie. Phot. Tellgmann.

Kaisermanöver in Württemberg.



Orville Wright verbessert den Weltrekord durch einen Flug in 172 Meter Höhe.

Die vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugvorführungen Orville Wrights

auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin. — Spezialaufnahme für die „Woche".



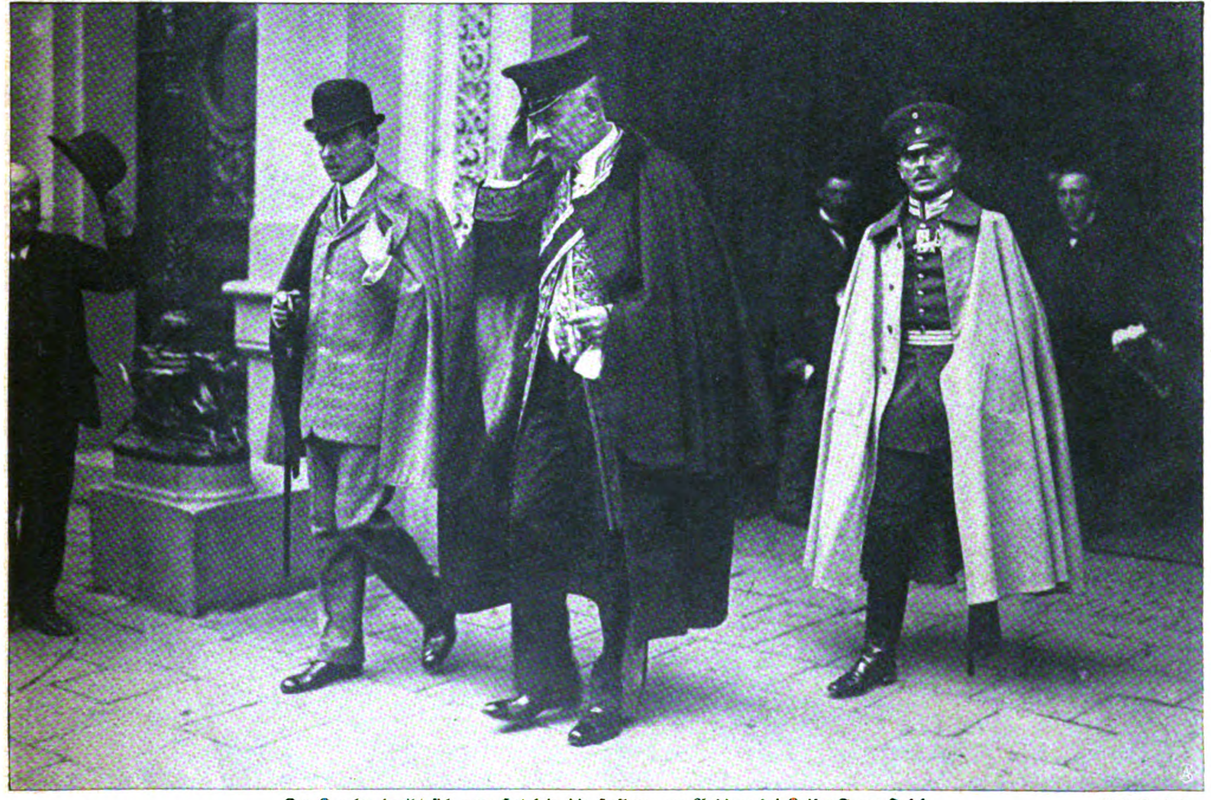
Die Vermählung im Hause Braganza:

Prinz Michael von Braganza und Gemahlin Miß Anita Stewart nach der Trauung.



Die Gruppe der Pagen und Ehrendamen. Hofphot. Obergassner.

Der Kaiser als Münchner Bürger: Die feierliche Ueberreichung der goldenen Bürgermedaille.



Der Kanzler begibt sich vom Hotel in die Hofburg zur Audienz bei Kaiser Franz Josef. Phot. Sanden.

Der Antrittsbesuch des deutschen Reichskanzlers von Bethmann Hollweg in Wien.



Aus dem großen Weinlesefestspiel in Bordeaux: Bacchus Triumphator.

Mlle. Regina Badet von der Pariser Oper als Bacchantin beim Schwertertanz. Phot. Branger.
Rechts: Madame Litvinne als Ceres. — Phot. Bert.



Großadmiral von Köster,
der Vertreter des Deutschen Reichs bei der Hudson-Fulton-Feier in Neuyork.



Phot. Schumann.

Geh. Kommerz.-Rat Dr. Albert Schlutow †
Mitglied des preuß. Herrenhauses.



Phot. Schaarwächter.

General der Artillerie Kehrer,
feiert seinen 60. Geburtstag.



Phot. Ernest H. Mills.

Lord Tweedmouth †
früherer englischer Marineminister.







Die neue Revue des Metropoltheaters in Berlin.

Oben: Giampietro als österreich. Offizier. Phot. Neue Phot. Ges.

Links: Madge Lessing als Amerikanerin.

Rechts: Fritzi Massary als Aprilwind Phot. Zander u. Labisch.



Eine seltene Jagdbeute: Die am Hafen von Marseille ausgebrochene und erlegte Tigerin. Phot. M. Rohl.

Das goldene Bett.

Roman von

Olga Wohlbrück.

8. Fortsetzung.

Frau Mara in ihrer überreifen, üppigen Schönheit lehnte bequem in den Polsterungen ihres Sessels und ließ ihr weißes, langgestieltes Opernglas aus Perlmutt neugierig die Logenreihen entlang gleiten, senkte es manchmal zum Parkett, hob es aber nur einmal ganz flüchtig zum Ersten Rang.

Die Aufnahme des ersten Aktes war über jedes Erwarten warm. Die aparte Erscheinung Ada Molls hatte Sensation gemacht, ihre erste Szene enttäuscht in ihrer allzu nachlässigen Natürlichkeit. Dann ging es von ihr aus wie ein Fluidum. Das Publikum hing atemlos an jedem ihrer Worte, war völlig gefangen von dem beredten Spiel ihres ausdrucksvollen Gesichts. Man rief den Autor. Und obwohl die Rufe lebhaft waren, zeigte er sich nicht. Nur Enzlehn trat in die Loge zu den Damen, küßte ihnen die Hand, hielt die von Pieps länger in der seinen, als die flüchtige Begrüßung rechtfertigen konnte.

Felix, der die kleine Szene beobachtet, hatte eine unangenehme Empfindung, er atmete auf, als Enzlehn die Loge verließ.

Nach dem zweiten Akt raste das Publikum. Frank Nehls wurde immer wieder gerufen, mußte immer wieder vortreten. Er kam nicht ein einziges Mal allein. Immer wieder zog er Ada Moll mit sich heraus, schob sie vor, als wollte er den Beifall auf sie allein hinüberleiten.

Von der Galerie herunter wurden ihre Namen zusammen gerufen: „Nehls ... Moll ... Nehls ... Nehls ... Moll ..."

Ada Moll neigte kaum das bleiche Gesicht. Ihre Augen nickten klar und groß in den erleuchteten Saal hinein, als wollten sie sich die Züge jedes einzelnen einprägen, der hier die erste Staffel zu ihrem Ruhm aufbaute. Ihre Hand war wie in einem Schraubstock in der des Schriftstellers eingezwängt. Sie machte eine Bewegung, als wollte sie sich losreißen, aber noch fester legten sich die nervigen Finger um ihr Handgelenk, noch näher zogen sie die ganze Gestalt an seine Seite.

Pieps rührte sich nicht. Wie eingefroren lag ein starres Lächeln um ihre Lippen. Nur Frau Mara flüsterte erregt mit beschleunigtem Atem: „Wenn der Papa doch nur die affektierte Person losließe. Man weiß ja gar nicht, wem man applaudiert!"

Ließ der Beifall nach, wurde er von der Galerie geschickt wieder angefeuert, und das Paar auf der Bühne rührte sich schließlich nicht, ließ ihn über sich ergehen wie ein Naturereignis, vor dem es kein Entrinnen gibt.

Frau Maras weiche Züge bekamen einen harten, gequälten Ausdruck.

„Mach ihm doch ein Zeichen, Pieps, daß er sie losläßt — ekelhaft ist das ..."

Pieps schien nicht zu hören.

Dann sank der Vorhang endlich zum letztenmal, und viele Herren stauten sich vor der Brüstung ihrer Orchesterloge.

„Gehst du hinunter?" fragte Ottilie.

Felix schüttelte den Kopf. Er hatte keinen Frack angelegt, genierte sich, als einziger so unfestlich vor den Damen dazustehen, fürchtete sich vor einem gleichgültigen, flüchtigen Gruß, da, wo ihm das Herz voll war von widersprechendsten Gefühlen.

Die Unbefangenheit der ersten Zeit war längst von ihm gewichen. Ob sie denn nicht etwas essen wollte? Nein. Nun, dann sah er sich das Haus ein bißchen an, er würde gleich wieder da sein.

Im Foyer traf er Stieber.

„Was sagen Sie zur Moll, großartig — was? Eine Entdeckung von unserm Pascha. Nehls kann froh sein. Jetzt kann er getrost seinen alten Wein in einen neuen Schlauch gießen."

Er hakte sich freundschaftlich unter und folgte langsam dem Strom des Publikums.

„Aaaah ... Teumer! Natürlich. Sie durften nicht fehlen .... Hier mein Tischkollege, Herr Frank ..."

Die Herren grüßten stumm, und Teumer stellte die Angekommenen einer sehr hübschen und eleganten Dame vor.

„Gestatten Sie, gnädige Frau, noch zwei Kollegen von der Deutschen Handelsbank, Herr Stieber — Herr Frank — Frau Dr. Bars", fügte er erklärend hinzu.

Stieber war sofort orientiert. Frau Dr. Bars war die geschiedene Frau eines bekannten Romanschriftstellers, Tochter eines ehemaligen Börsenmaklers, der ihr einige hunderttausend Mark hinterlassen hatte. Sie steckte noch immer mit dem einen Fuß in der Finanz, mit dem andern in der Literatur, wie sie selbst sagte.

Sie wußte jedenfalls alles, was in beiden Welten vorging, und manchmal etwas mehr. Es war ihr Ehrgeiz, jeden zu kennen und in allen bekannteren Häusern wenigstens einmal gewesen zu sein. Sie arrangierte gern Picknicks in ihrer Wohnung und sorgte — für den Tee. Für die konsistenteren Genüsse ließ sie meist die andern sorgen.

Man unterhielt sich gut bei ihr, traf immer hübsche Frauen, wohlhabende junge Mädchen und tanzlustige junge Herren. Nur alte Leute konnte sie nicht ausstehen, und diese revanchierten sich durch kleine Verlästerungen. Ihr Kreis wechselte sehr häufig, erneute sich völlig fast alle zwei Jahre. Um neue Beziehungen anzuknüpfen, war sie Mitglied unzähliger Wohltätigkeitskomitees, ließ sich aber nie mit Geldbeiträgen, sondern nur mit „Arbeit" besteuern. Allenfalls riskierte sie selbst ein paar Mark Porto für die zu versendenden Billette.

Der Zweck ihres Lebens war den andern und ihr selbst unklar. Sie l e b t e einfach. Und mit dieser Tatsache fand sie sich so gut, als es nur irgend ging, ab.



Mit ihrem Mann war sie ganz freundschaftlich auseinandergegangen, weil ihr die Ehe, wie er sie führen wollte, nicht bequem war. Sie war lebhaft ohne Temperament, liebenswürdig ohne Gemüt. Teumer fühlte sich stark zu ihr hingezogen.

Ohne die beiden vorgestellten Herren anders als durch ein freundliches Kopfnicken zu beachten und doch so vertraulich, als kenne sie sie seit langem, fuhr sie in ihrem Geplauder fort. „Es war Zeit, daß Frank Nehls wieder mal einen Treffer machte. Der Mann war ja unzurechnungsfähig: Wagen, Auto . . . die Kleine, seine Tochter, mußte ein Reitpferd haben — ein Manegepferd tat's nicht" — das war die Rache für den Sporenhieb, den Pieps ihrer Stute verabfolgte hatte — „und wo sollte seine Frau, die ehemalige Choristin, gelernt haben, Haus zu führen?! Sie saß heute wieder da, aufgeputzt wie ein Pfau, und ließ sich den Hof machen. Eiler hatte Frank Nehls an die Tausende gepumpt, um die Ada Moll anzubringen, aber nun bereitete sich etwas Drolliges vor: Nehls würde wohl die Ada Moll behalten und dem Eiler die Tochter zur Frau geben."

„So . . . woher wissen Sie denn das so genau, gnädige Frau?" fragte Felix mit unterdrücktem Zorn.

Frau Dr. Bars lachte ein bißchen erstaunt über die scharfe Art der Frage.

„Davon spricht doch ganz Berlin, Herr . . . Herr . . ."

„Frank", sagte Felix sehr bestimmt.

„„Verzeihung . . . ich habe ein so schlechtes Namengedächtnis!"

Felix fühlte die Impertinenz.

„Vielleicht erinnern Sie sich besser, wenn ich Ihnen sage, daß Frank Nehls mein Bruder ist."

„Ihr Bruder . . . ach nein, wie interessant! Ich verehre Ihren Herrn Bruder sehr, verkehre viel im Nehlsschen Hause. Es sind reizende Menschen. Sie glauben gar nicht, wie ich mich für ihr Schicksal interessiere. Besonders für Fräulein Nehls."

Es klang so warm, so aufrichtig. Sie bat ihn so herzlich, sie am Sonntag zu besuchen. Es würde ihr eine so große Freude sein, Frank Nehls' Bruder zu den Freunden ihres Hauses zu zählen. Und sie wiederholte: „Sie kommen doch nächsten Sonntag, nicht wahr, Sie kommen?" mit einer solchen Beharrlichkeit, daß es grob gewesen wäre, ausweichend zu antworten.

Noch besaß Felix den Mut der Grobheit nicht. Es war ihm sogar peinlich, daß er die hübsche, elegante Frau so in Verlegenheit gebracht hatte. Geklatscht wurde wohl überall ein bißchen. Und wenn einer in der Öffentlichkeit stand —

Teumer grüßte ihn auffallend höflich, als er sich verabschiedete, sah in ihm einen Protegé Eilers, den Mann, dessen Karriere gesichert war.

Stieber freute sich ehrlich, hakte sich noch fester unter.

„Menschenskind, sind Sie ein Geheimniskrämer! Warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt? Nächstens schnorr ich Sie um Theaterbillette an . . ."

Dann führte er ihn zum Ersten Rang zurück, zeigte ihm das sich aufs neue füllende Haus.

„Sehen Sie dort links — Orchesterloge neben Eiler — das ist unser hoher Chef Paulsin. Nu sehn Sie sich nur den Schnitt vom Frack an und die Weste . . . einfach phänomenal — sehen Sie, jetzt grüßt er zur zweiten Proszeniumsloge auf unserer Seite herüber. Das ist die Prinzessin Arnulf, die mit dem Fürstenweg . . ."

„Wieso mit dem Fürstenweg?"

„Na, ihr hat doch der größte Teil der Terrains dort draußen gehört. Das ist eine Geschäftsfrau — kolossal. Es war gar nicht gesagt, daß diese Fürstenwegsache so eine glänzende Chose war. Aber die Geschicklichkeit, mit der Paulsin das Bankensyndikat zusammenbrachte, ist beispiellos. Er versteht's eben, den Leuten Mumm auf etwas zu machen. Die Arnulf hat mindestens ihre drei Millionen netto bei dem Verkauf gehabt — na, und dann ist sie doch mit soundso viel Aktien drin in der Gesellschaft . . . dreihundert zu je tausend gezeichnet und zugeteilt."

„Da verdient wohl die Bank wieder Unsummen", meinte Felix.

Stieber lachte leise.

„Die Bank — weiß ich nicht, natürlich ja, aber unser hoher Chef verbindet wohl noch andere Absichten mit der Chose."

Felix fragte nicht weiter. Es war ihm auch ziemlich gleichgültig, welche Nebenziele Paulsin verfolgte. Nur die Beteiligte, die Durchlaucht interessierte ihn. Das stand so ganz im Widerspruch zu allem, was er von einer Prinzessin sich je gedacht hatte.

Er hatte noch die kindlich-provinziale Vorstellung von der Minderwertigkeit kapitalistischer Manipulationen.

Während er auf seinen Platz zurückkehrte, sah er, wie die sehr brünette und häßliche kleine Durchlaucht Pieps liebenswürdig zunickte und Pieps, sich leicht von ihrem Sitz erhebend, den Gruß vertraulich respektvoll erwiderte.

Ein leises Gefühl des Stolzes konnte er nicht ganz unterdrücken . . .

Ottilie war sehr erregt, noch blasser als vorher.

„Felix, sieh mal durch das Opernglas hinauf. Sitzt nicht Papa dort oben?"

„Wo — —?"

Sie machte eine vorsichtige Bewegung mit dem Kopf nach dem Zweiten Rang zu, wo zwischen zwei Damen ein weißer Patriarchenkopf ab und zu sichtbar wurde.

„Ja . . . wahrhaftig. Wie kommt denn Papa dorthin?! Es war doch alles bis auf den letzten Platz ausverkauft."

Der dritte Akt nahm seinen Anfang. Die Stimmung des Publikums mußte nach der langen, zerstreuenden Pause wieder aufs neue erobert werden.

Nach einer gefährlichen Szene tönte leises Zischen von oben.

Ottiliens Hand faßte nach der des Bruders.

„Du . . . um Gottes willen."

„Sei doch ruhig, Tille."

Felix saß wie auf Kohlen.

Der Dialog auf der Bühne ging weiter, mutig und gefährlich herausfordernd.

Wieder der furchtbare Zischlaut, stärker, ausdrucksvoller, dann setzten ein paar Hände zum Applaus ein, das Zischen mehrte sich, mit ihm der Applaus. Das Parkett zischte, um sich Ruhe zu verschaffen, applaudierte dann um so stärker, mit einer wahren Wut, ansteckend in seiner Vehemenz, bis das ganze Haus in tosenden, sieghaften Beifall ausbrach. Der Akt war gerettet.

„Ekelhaft," sagte ein Herr zu Felix, „das sind von der Claque bezahlte Zischer. Ich beobachte den alten Kerl da



oben schon in einem fort. Erst hat er wie verrückt geklatscht, und als es flau wurde, jedenfalls auf ein Zeichen vom Stehparkett aus, zu zischen angefangen, natürlich um den Applaus hervorzurufen. Den Trick kennt man doch, und die Leute fallen immer wieder rein drauf!"

Ottilie hatte den Kopf tief in den Schoß gesenkt; zwei rote Flecke brannten auf ihren Wangen, und ihre zitternden Finger spielten mit der Schnur ihres Pompadours.

Wieder mußte Frank Nehls sich unzähligemal vor dem Publikum verneigen, und wieder hielt seine Hand die Hand der Darstellerin krampfhaft umfaßt.

Eiler stand unter der Brüstung der „Autorenloge". Seine Glatze lehnte beinahe an Pieps' weißbehandschuhtem Arm.

„Bravo . . . Bravoooo", schrie er.

„Willst du noch bleiben?" fragte Felix.

„Nein, gehen wir", sagte Ottilie tonlos.

Schweigend half ihr Felix in ihren einfachen, schwarzen Mantel, dann traten sie Seite an Seite auf die menschenleere Straße hinaus.

Sie gingen in die erstbeste kleine Weinstube, und Felix schenkte der Schwester ein Glas Rotwein ein.

Das Glas zitterte in ihrer Hand, daß er wegsehen mußte.

Plötzlich schob sie das Glas von sich, schlug die Hände vors Gesicht und fing leise und hilflos an zu weinen.

„Tille . . . aber, Tille . . ."

Es war ganz still in dem kleinen Lokal. Nur die Nische, in der sie saßen, war hell erleuchtet. Der Kellner kauerte schläfrig am Büfett, wo der Wirt die Abendzeitung las.

Felix streichelte Ottiliens Rücken mit der zagen Unbeholfenheit aus seinen Kindertagen.

Endlich beruhigte sie sich.

„Weißt du, Felix, das sind nur meine schlechten Nerven", suchte sie sich zu entschuldigen.

„Na ja, natürlich, Tille . . ."

„Aber du glaubst nicht, welche Angst immer in mir lebt um den Vater. Seit Jahren und Jahren . . ."

Er hielt ihre Finger fest, streichelte sie, suchte seine Wärme auf sie zu übertragen, die so zitternd und eiskalt neben ihm saß.

„Ich kann ihm doch nicht nachlaufen überall, und krank" — sie zeigte auf die Stirn — „ist er doch nicht. Jeden Abend, wenn ich schlafen gehe, ohne daß eine neue Ungeheuerlichkeit geschehen ist, danke ich meinem Schöpfer. Dabei ist er gut, Felix, wirklich . . . Du kannst es mir glauben. Aber die Leute um ihn herum . . . Er hat keine Unterscheidung mehr für das, was er tun und was er nicht tun darf!"

„Das Gefühl dafür verliert sich wohl hier", murmelte Felix und starrte auf das zweifelhaft saubere Tischtuch, das er mit dem Daumennagel glättete.

Ottilie hob den Kopf, und ihr erschreckter Blick suchte Felix' Augen. Er zuckte die Achseln.

„Tille, was weißt du vom Leben! . . ."

Sie krampfte die Hände ineinander. Wie ein harter Stoß vor die Brust waren ihr die Worte. Immer wieder mußte sie sich das sagen lassen, sie, die den härtesten Kampf mit dem Leben geführt, die im Kindesalter Mutterpflichten erfüllt, Ernährersorgen auf sich genommen hatte.

Felix schüttelte leidenschaftlich den Kopf.

„Nein, Tille, nicht Sorgen, nicht Entbehrungen sind Leben. Sie sind bloß Verneinung des Lebens. Das Leben beginnt jenseit dieser Grenze, da, wo Wünsche lebendig werden, wo Kräfte sich regen, die über diese Grenze hinauswachsen."

Er dachte daran, wie sie glücklich und feierlich in ihrem altmodischen schwarzen Seidenkleid neben ihm gesessen und er voll kochender Beschämung den Mangel eines Fracks empfunden. Auch daran dachte er, wie sie geachtet in dem Kreise ihres bescheidenen Lebensringes die Stellung behauptete, die sie selbst sich erworben, und wie er nur als ein schwacher Abglanz des Bruders existierte, zu feige, um völlig unterzutauchen in die große, graue Masse des Alltags, bis eigenes Verdienst ihn herausschied.

Sie saßen lange schweigend und brütend, unfähig, sich näher zu kommen durch offene Aussprache.

Abgerissen sagte Ottilie: „Alma Kurthe kommt nächste Woche mit ihrem Vater her."

Er wehrte sich kaum gegen den Angriff, zuckte nur leise die Achseln. Die Adern schwollen ihm an den Schläfen auf.

„Ich werde mit ihr sprechen", sagte er langsam, ausdruckslos. „Sie wird vernünftig sein."

Die Franksche Heftigkeit kam nun auch bei ihr zum Ausbruch.

„Du benimmst dich wie ein dummer Junge. Du zerstörst einen Aufbau von Jahren durch einen einzigen, leichtsinnigen Streich. Gewissenlos ist das . . . jawohl, gewissenlos!"

Die Härte stieß Felix ab, stärkte seinen passiven Widerstand, enthob ihn der Mühe jeder Entgegnung.

An den Spiegelscheiben flirrte der Laternenschein der Wagen und Autos vorüber, die sich in langer Reihe vom Theater her um die Ecke wanden.

„Es wird spät", sagte sie und seufzte schwer auf. „Morgen um halb sieben heißt es aufstehen."

Wie gerädert war sie und mutlos, als hätte sie schwere Balken nutzlos hin und her geschoben.

Ein ungeheures Mitleid ergriff ihn.

„Du mußt mich nur recht verstehn", sagte er ganz leise und einlenkend.

Ihre großen braunen Augen, rotgesäumt, ruhten müde und trocken auf seinem Gesicht.

„Wie kommt es nur, Felix, daß niemand von euch m i ch verstehen will?"

Er dachte nach, selbst betroffen durch die Wahrheit ihrer Worte, dann sagte er langsam, als ränge sich die Antwort nur mühsam ihm von den Lippen: „Das kommt wohl daher, weil du zu einfach bist, Tille."

Sie nickte vor sich hin, knöpfte ihren Mantel zu, streifte die gestrickten Handschuhe über die hageren Finger und unterdrückte einen heftigen Hustenreiz.

Er stieg mit ihr in den Omnibus, und obwohl sie in mütterlicher Besorgnis ihn nach Hause schickte, brachte er sie bis vor die Tür.

„Na, das trifft sich ja gut, meine Kinder", sagte der alte Frank, der gerade das Schloß öffnete. „Schade, wir haben uns vor dem Theater verfehlt. Ich habe von einem Bekannten ein Billett zur Premiere bekommen — im letzten Augenblick war er verhindert zu gehn. Habt ihr mich nicht gesehn? Mitten im Parkett saß ich — hochfein. Der ver-

dammte Junge, der Paul, hätte ich dem gar nicht mehr zugetraut . . ."

Er lachte und blickte dabei lauernd von einem zum andern. Und da ihre Gesichter undurchdringlich blieben, so fügte er sehr freundlich hinzu: „Willst du nicht noch mit 'raufkommen, Felix? Tille hat gewiß ein Fläschchen Wein oben. Das kaufe ich ihr ab, und wir trinken eins auf den Schlingel, den Paul . . . was?"

Es klang alles unendlich bieder und väterlich. In der Hosentasche klapperte er mit ein paar Silbermünzen.

„Nein, ich muß zur Ruhe, und Felix ist auch müde", sagte Ottilie abgerissen, drückte dem Bruder krampfhaft kurz die Hand und schlüpfte unter die dunkle Haustür.

Frank hielt den Sohn am Mantelknopf fest. „Hast du die Mara gesehn? Solche Dinger hatte sie in den Ohren. Die nimmt sie auf Pump beim Juwelier. Der Grosse hat mir's erzählt, und der weiß es vom Kommerzienrat, mit dem er Billard spielt im Café. Der Kommerzienrat war gerade beim Juwelier, als die Mara ankam, in Equipage mit livriertem Diener. Na, man kennt se schon, hat nur einen Zettel unterschrieben und dem Diener großartig befohlen: nehmen Sie. Dabei hätte sie die Schachtel ruhig in den Muff stecken können. Tja . . . so machen's feine Leute! Und dann noch was: auf eure faulen Fürstenwegaktien, da braucht sich eure Bank nischt einzubilden. Mache — weiter gar nischt! Eine Prinzessin soll die Hand im Spiel haben, und im März, wenn's mit den Überschwemmungen in Schlesien wieder losgeht, zeichnet Paulsin seine 100 000 Mark. Das ist so, wie's Amen in der Kirche. Nach jeder Überschwemmung ein Orden. Nee, nee, mein Junge, laß dich nicht blenden. Immer hübsch hinter die Kulissen geguckt, immer hübsch die Augen offen gehalten, Geschäft is Geschäft. Und Geschäft is alles! Die Brillanten und die Prinzessin und die Überschwemmung und die Schamlosigkeit auf der Bühne. Na, Felixchen, unter uns . . . das Stück, was? Haarig! Ich kann so was nicht runterschlucken. Ich kann's nich! Für mein Geld brauch ich mir das nicht bieten zu lassen. Kräftig losgezischt hab ich, jawoll! Ich, der Vater, kräftig losgezischt! Und was meinste, wie verkommen das Volk ist: auf mich sind sie losgefahren. Da bin ich aber ungemütlich geworden! Bei meinem Sohn lasse ich mir nichts dreinreden, da kann ich pfeifen, soviel ich will. Dazu hab ich ihn nicht erzogen, daß er Unanständigkeiten schreibt. Unanständigkeiten waren bei uns nicht Mode. Na, nachher wurde es ja wieder manierlich. Und da habe ich mir denn wieder die Lunge ausgeschrien und immerzu Bravo gerufen, bis das Haus leer war, nur in den Rängen noch 'n paar Leute. Und da is er herausgekommen, mein Herr Sohn, und hat mir einen schiefen Bückling gemacht, jawoll, für eine Mark fufzig so einen Bückling! Du, das gibt 'n Hochgefühl!"

„Von wem hattest du denn das Billett bekommen?"

„Ich sage doch, von 'nem Bekannten aus dem Café, der im letzten Augenblick verhindert war. Merk dir, mein Junge, Beziehungen muß man haben . . . Beziehungen. Na, gut Nacht, Felixchen! . . ."

* * *

Die Banktätigkeit fraß Felix allzeit auf, und bis in seinen Schlaf hinein hörte er noch das Klappern der Schere, das Umschlagen der Kontoseiten, das leise Rascheln, das vom angrenzenden Zimmer herüberdrang, wo die Unteroffiziere von der Schloßgarde jeden Nachmittag die Coupons zählten. An vier langen Tischen saßen sie Tag für Tag, unaufhörlich schoben sie mit der gleichen flachen Daumenbewegung die kleinen Zettel hoch, bewegten im selben Rhythmus die Lippen beim leisen Zählen, räusperten sich fast im gleichen Tonfall bei Beginn eines neuen Päckchens. Manchmal strömte eine Welle heißer Luft, die vom Dunst gesunder, starker Körper erfüllt war, zur Couponkasse herüber.

„Jakob, lüften Sie 'drinnen", gebot dann Prokurist Becker, indem er sein weißseidenes, duftendes Taschtuch zur Nase hob.

Kettler machte sich fast immer als Erster aus dem Staube. Im Winter ging er täglich auf den Fechtboden. Er war Mitglied eines Vereins für Körperkultur, hatte alle Taschen voll von Broschüren über Sport, Körperpflege, nervenstärkende Präparate. Er ging mit der Idee um, sich zum Frühjahr ein Segelboot zu kaufen. Zwischen zehn und elf Uhr war er immer nervös, und gegen halb zwölf verschwand er regelmäßig von seinem Platze, kam erst nach einer Viertelstunde wieder — lächelnd und guter Dinge.

„Ist Kettler magenleidend?" fragte Felix einmal.

Stieber prustete laut heraus.

„Symptomendiagnose ist nicht immer zuverlässig, lieber Herr Frank! Nein, unser Freund Kettler hat von zehn bis elf Uhr Kursschmerzen, und im letzten Augenblick rennt er ins Börsenbureau, wo ein Freund von ihm sitzt, dem er eine Kaufs- oder Verkaufsorder mitgibt. Ginge er früher hinauf, würde er die Order noch zehnmal abändern. Ich sage Ihnen, gegen das Spekulationsfieber, das, wie sie soeben richtig bemerkten, 'ne verfluchte Ähnlichkeit mit dem Magenfieber hat, hilft kein Mittel und keine Fechterei und kein Duschenbad. Das ist eine Infektionskrankheit, der hier die meisten zum Opfer fallen."

Stieber selbst verbarg dieses Fieber unter einer lachenden Maske, aber die Hand, die dem Laufjungen den Orderzettel in das Körbchen warf, das er ins Börsenbureau hinaufzubringen hatte, zögerte im letzten Augenblick oft bedenklich.

Mit einem „ach, is ja egal" sah er dann jedesmal dem Jungen nach und zerrte an seinem Kragen.

„Is eigentlich 'n Glück, daß wir keine Termingeschäfte machen dürfen, denn sonst . . ."

Stieber fuhr sich mit der blanken, weißen Hand um die Ohrmuschel. „Die Aufregung bleibt zwar die gleiche. Ich hab mir schon oft Notizen gemacht, wissen Sie, fabelhaft, was ich für 'n Glück habe in der Theorie. Na . . . ich würde ja durch einen Strohmann Ultimo machen. Aber fünfzehntausend Mark —! Unter dem gibt's ja nichts, das ist denn doch zu riskant. Tja . . . wenn man erst die Prokura in der Tasche hat!"

„Können denn die Terminspekulationen machen?"

„Wenn sie's dazu haben! . . . Becker zum Beispiel wird sich gerade genieren! . . . Haben Sie denn 'ne Ahnung, was der für'n Haus macht! Glauben Sie von den achtzehntausend Mark Gehalt? Damit geht man nicht weit in Berlin!"

Bei Tisch im Restaurant wurde wieder von Geld gesprochen. Manchmal gab es einen leichten Disput über dies oder das Papier.

Stieber „manschte" unvorsichtiger als Kettler, ver-



traute immer seinem Dusel, war aber für schnellen Umsatz.

„Nur nicht lange halten — immer verkaufen. Und dann lieber gleich wieder was Neues nehmen. Jetzt, wo bald die ersten Jahresberichte herauskommen, gibt's wieder was zu verdienen. Die Flöther Maschinen sollen diesmal brillant abgeschlossen haben und haben kolossale Aufträge fürs neue Jahr."

Kettler rechnete sehr methodisch. „Im Januar brauch ich regelmäßig meine achthundert Em. Das muß reinkommen. Vom Februar ab kann ich erst ans Sparen denken."

Gegen halb fünf wurde es an den Tischen im Bureau wieder unruhig. Felix bekam zerstreute Antworten, sah eine nervöse Spannung in den Gesichtern. Gesprochen wurde fast gar nicht. Nur die Blicke flogen öfter als sonst vergleichend von der Taschenuhr zum Regulator. Endlich kam der heißersehnte Bote aus dem Börsenbureau mit einem Paket noch fast druckfeuchter Kurszettel.

Es war immer die gleiche gierige Bewegung, mit der die vielen Hände sich nach dem Blatt streckten, das — Glück und Unglück in sich bergend — auf jeden Tisch niederfiel.

Einen Augenblick stoppte jede Arbeit. Man hörte nur vereinzelt ganz leise Ausrufe des Vergnügens oder leises, ärgerliches Zungenschnalzen. Wer für den heutigen Tag besonders gut oder besonders schlecht abgeschnitten hatte, spielte den Gleichgültigen. Nur das Glück nicht durch große Komplimente launisch machen, nur sich sein Pech nicht anmerken lassen . . .

Jene, die nicht spekulierten, markierten sachliches Interesse, schöpften Kraft zu ihrer Abstinenz aus den enttäuschten Mienen der Verlierer und machten sich dann wieder besonders breitspurig an die Arbeit.

Manchmal kam der musikalische kleine Stratzky aus dem Effektenbureau herüber.

„Also, was sagen Sie, Herr Kettler . . . was ich für eine Nase habe. Die Rheinischen Stahl sind wieder um drei Prozent gestiegen. Ich hab's ja gewußt!" flüsterte er triumphierend. „Selbstverständlich mußte man die heute verkaufen!"

„Wie viele hatten Sie denn?"

„Ich??"

Der kleine Stratzky schüttelte mißbilligend den Kopf. „Ich hab doch keine!"

Nein, das war klar — der kleine Stratzky hatte nur zwei Bredower Zuckeraktien, die alle paar Tage langsam und sicher um ein Prozent fielen. Aber er war bereit, die Papiere so lange zu halten, bis er mindestens fünfzig Mark daran verdient hatte, und sollte er auch Jahre warten.

Der kleine Stratzky hatte überhaupt eine wahre Passion für die kleinen und für ungängige Papiere, hatte ein ganz persönliches Verhältnis zu ihnen. Da war z. B. eine Zeitlang „Wiesbadener Kronen" für ihn „das einzige Papier der Welt". In jedem Restaurant bestellte er sich ein kleines „Wiesbadener Kronenbräu" und ging sehr beleidigt wieder hinaus, wenn man das Bier nicht führte. Lange Zeit machte er Propaganda für „seine Aktiengesellschaft", versuchte auch bei seinen Kollegen den Geschmack für „Wiesbadener Kronenbräu" zu wecken, indem er es als das einzige „leichte, süffige und kräftigende" Getränk anpries. Aber die Reklame mochte wohl nicht groß genug sein für die Millionenstadt Berlin, und so sah er sich eines Tages blutenden Herzens gezwungen, seine paar Aktien mit zweihundert Mark Verlust zu verkaufen. Er ging dann wochenlang sehr still herum, verlegte sich ganz auf die Musik und komponierte eine „Elegie", die er dann mit rührender Geduld seiner Schülerin, der kleinen Tochter der Frau Jonas, einpaukte.

Wenn Felix gegen sieben das Bureau verließ, schwirrte es ihm im Kopf von Zahlen, und Zahlen sah er, wenn er vor seinen Notenblättern saß und Noten niederschreiben wollte.

Manchmal fiel sein Kopf auf die Tischplatte, die schweren Lider schlossen sich zum Schlaf.

Kam dann Frau Jonas zum Bettabdecken herein und sah ihn so, flog über ihre abgehärmten, nicht unfeinen Züge ein trauriges Lächeln. Die Erschöpfung kannte sie von ihrem armen Manne her. Sie hatte ihm wohl in Augenblicken heftiger Erregung, wenn seine Nervosität ein Ventil suchte, zugerufen: „Ich möchte nur wissen, wovon du so müde bist! Sitzt im schönen warmen Raum, hast leichte Arbeit, Unterhaltung mit den anderen Herren — ich schufte hier von früh bis spät herum in der Wohnung mit den vier Kindern, muß kochen und plätten und flicken und am Sonntag wie 'ne feine Dame aussehn . . ."

Als sie, die kleine Schneiderin, den viel älteren Herrn Bankbeamten geheiratet hatte, da war es ihr, als hätte sie das große Los gezogen, und wenn sie sagte: „Mein Mann ist bei der Bank", so klang es beinahe wie „Bankier", hatte etwas Vornehmes an sich, einen Duft von Wohlleben, feinen Kleidern und Herrschaftlichkeit.

Dann kamen die Kinder. Eins nach dem andern. Drei starben zum Glück weg. Die Entbindungen und Begräbnisse kosteten gleich viel Geld. Beinahe jedes Jahr stieg die Miete, stiegen die Preise für Lebensmittel. Unter ein gewisses Niveau durfte man nicht heruntergehn. Das fünfzehnjährige Kindermädchen war auch nicht zu entbehren, und der Mann sollte gut angezogen sein, und auf die Sparkasse m u ß t e doch die jährliche Ostertantieme gelegt werden.

Frau Jonas wunderte sich oft, wie es kam, daß andere verheiratete Kollegen es weit besser hatten. Lange Zeit traute sie sich nicht zu fragen, weil sie fürchtete, daß es die Mitgift der Frauen war, die den größeren Komfort gestattete. Als sie erfuhr, daß die Herren meist durch kleine Kassespekulationen dem häuslichen Budget etwas aufhalfen, wollte sie auch ihren Mann dazu veranlassen.

Es kam zu der einzigen wirklich harten Aussprache in ihrer Ehe.

Jonas gehörte zur Schule Ramlow, verwarf die Börsenspekulation, wie er jedes Kartenhasardspiel verworfen hatte, hielt es für unsittlich, empörte sich über die Lockerung der Anstandsbegriffe, über den unerhörten Leichtsinn, der darin lag, sichere Einkünfte aufs Spiel zu setzen um eines ganz problematischen Gewinnes wegen.

„Schön, du sprichst immer davon, daß ich mir monatlich hundert Mark mehr machen könnte, was würdest du aber sagen, wenn es statt hundert Mark mehr hundert oder zweihundert Mark weniger würden? Wer bezahlt dann die Schulden?"

Frau Jonas fand nur immer die eine Antwort: „Die andern machen's doch!"



„Es gibt auch Leute, die nach Monte Carlo gehn und ihr ganzes Hab und Gut auf den grünen Tisch niederlegen. Sie träumen von einem märchenhaften Vermögen und werden dann mit zerschossener Schläfe irgendwo im Gebüsch gefunden. Frau und Kinder können dann betteln gehn, nicht einmal helfen wird man ihnen. Denn die Schuld des Vaters rächt sich an den Kindern — so war es."

Frau Jonas sprach nicht mehr davon, und ihr Mann verdoppelte seinen Fleiß, um auf „anständige Weise" weiterzukommen.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Rekrutenquellen.

Von Oberregierungsrat G. Evert.

Das Königlich Preußische Statistische Landesamt hat kürzlich in höherem Auftrag für die ganze deutsche Wehrmacht (einschließlich der selbständigen, nichtpreußischen Kontingente) eine Statistik herausgegeben, die über die Frage, wo unsere besten Rekrutenquellen liegen, manche teils ganz neue, teils auf anderer Methode als bisher beruhende oder genauer detaillierte Aufschlüsse bietet. —

Den alten Kulturvölkern galt es für ganz selbstverständlich, daß der Aufenthalt auf dem Lande und die Beschäftigung mit landwirtschaftlichen Arbeiten auch der Wehrkraft weit förderlicher sei als das städtische Leben. Bis tief in das vorige Jahrhundert hinein herrschte diese Auffassung auch bei den Völkern der Neuzeit unbestritten. Erbrachte doch schon die Tatsache, daß in den meisten Städten die Todesfälle zahlreicher waren als die Geburten, so daß das Wachstum der Bevölkerung nur durch starken Zuzug vom Lande möglich wurde, den bündigen Beweis für die nachteiligen Einwirkungen des städtischen Lebens auf die körperliche Gesundheit.

In den letzten Jahrzehnten haben nun hier die großen Fortschritte in der Versorgung mit Wasser, Luft und Licht, in der Bekämpfung der Krankheitskeime aller Art und in der sonstigen Hygiene ganz andere Verhältnisse geschaffen. Auch Städte weisen jetzt einen ganz ansehnlichen Geburtenüberschuß auf. Aber es wäre sehr voreilig, wenn man hieraus schließen wollte, auch die relative Wehrkraft der Städte habe sich entsprechend gehoben. Denn die Verminderung der Sterbeziffer kann sehr wohl dadurch bewirkt worden sein, daß durch verbesserte Hygiene usw. zahlreiche schwächliche, insbesondere auch nicht wehrfähige Personen am Leben erhalten wurden. Die Frage der Entwicklung unserer Wehrkraft bedarf danach einer besonderen Untersuchung.

Schon seit vielen Jahren gehen dem Reichstag alljährlich Nachweisungen über die Ergebnisse des Ersatzgeschäftes zu, die sich seit einigen Jahren auch auf den Geburtsort der Gemusterten nach Stadt und Land (Gemeinden unter 2000 Einwohnern) und auf den bisher ausgeübten Beruf (landwirtschaftlich oder anderweit beschäftigt) erstrecken. Bei diesen Uebersichten wurde namentlich bemängelt, daß sie nur zwischen Gemeinden bis zu 2000 Einwohnern und mehr sowie zwischen landwirtschaftlich und anderweit Beschäftigten unterscheiden, so daß es unmöglich war, den Zusammenhang des großstädtischen Lebens und der Eigenart bestimmter industrieller Gruppen mit der Wehrkraft näher zu prüfen. Außerdem sind sie insofern unvollkommen, als sie nur einen Faktor der Tauglichkeit, nämlich die Brauchbarkeit der Ueberlebenden, veranschaulichen, nicht aber alle andern. Was das bedeutet, wird am besten an der Hand eines Beispiels klar werden.

Eine kinderreiche Bevölkerung habe durchschnittlich vier Söhne auf die Haushaltung, von denen einer früh stirbt oder auswandert, ein zweiter sich bei der Aushebung als untauglich, die beiden letzten als tauglich erweisen. Hier würde die Tauglichkeitziffer nach den obigen Nachweisungen $66^2/_3$ Prozent betragen, denn von drei überlebenden, zur Musterung gelangenden Söhnen sind zwei tauglich. Demgegenüber habe eine kinderarme Bevölkerung oder Bevölkerungsgruppe (z. B. höhere Beamte, Großstädter usw.) durchschnittlich nur einen Sohn auf die Familie, aber dieser gelange auch zur Musterung und werde als tauglich befunden. Hier würde die Tauglichkeitziffer gleich 100 Prozent sein, die Gruppe also für die Wehrkraft wertvoller erscheinen als die ersten mit nur $66^2/_3$ Prozent. In Wirklichkeit ist aber die erstere wertvoller, denn sie liefert zwei Söhne auf den Haushalt zum Heere, die zweite nur einen.

Offenbar ist die Höhe der Heirats-, Geburts-, Sterbe- und Auswanderungziffer eines bestimmten Bevölkerungsteiles für die Beurteilung seiner Bedeutung als Quelle der Wehrkraft ebenso wichtig wie die relative Tauglichkeit der überlebenden und zur Musterung gelangenden Söhne. Alle diese Einflüsse aber kommen zur Geltung, wenn man die gegenwärtige Generation von Wehrpflichtigen mit der Bevölkerung vergleicht, von der sie erzeugt worden sind, also mit jener, die vor etwa 20 bis 22 Jahren lebte. Prüft man, in welchem Verhältnis die einzelnen Landesteile, Berufe usw. damals an der Gesamtbevölkerung beteiligt waren, betrachtet man ihren damaligen Anteil gewissermaßen als das „Soll", mit dem sie bei normaler Heirats-, Geburts-, Sterbe- und Tauglichkeitziffer auch bei der Rekrutengestellung nach 20 bis 22 Jahren hätte auftreten müssen, so wird man aus den Abweichungen des „Ist", d. h. der tatsächlichen Rekrutenlieferung jeder Gruppe von jenem „Soll", auch einen Maßstab ihrer Bedeutung als Rekrutenquelle gewinnen können, der von der Einseitigkeit der bisherigen Darstellungen frei ist und alle maßgebenden Faktoren zu einem Gesamtergebnis ausgleicht.

Diesen Weg hat die neue Erhebung eingeschlagen. Sie bezieht sich übrigens nur auf die Unteroffiziere und Mannschaften des Standes vom 1. Dezember 1906 und kennzeichnet, wie besonders hervorgehoben werden darf, nicht die Ergiebigkeit des jetzt lebenden Geschlechts als Rekrutenquelle, die erst nach 20 bis 22 Jahren klar werden wird, sondern die des Geschlechts von 1885 und den benachbarten Jahren. Wir geben nachstehend einen Auszug der Ergebnisse, der die Bedeutung der einzelnen Landschaften sowie Gemeindegruppen (Landgemeinden, Groß-, Mittel- und Kleinstädte) sowie der einzelnen Berufsabteilungen und einiger besonderer Berufsgruppen als Rekrutenquelle in möglichster Kürze veranschaulichen soll.

In allen diesen Punkten ergeben sich bedeutende Verschiedenheiten, wenn sie auch nicht so groß sind,



wie bisher von manchen Seiten vermutet wurde. — Die Landesteile sind in der Statistik nach einer Reihe verschiedener Maßstäbe untersucht worden. Hier soll der Kürze wegen nur das Ergebnis nach dem Maßstab der heiratsfähigen männlichen Bevölkerung von 1885 im Alter 20 bis 55 Jahren mitgeteilt werden. Wiederum zunächst ein Beispiel zur Erläuterung der Methode:

Ostpreußen umfaßte im Jahr 1885 von den heiratsfähigen Männern des Deutschen Reiches 3,99 Prozent. Von den im Jahr 1906 vorhandenen Unteroffizieren und Mannschaften stellte es aber 5,58 Prozent. Sein „Soll" verhielt sich danach zu seinem „Ist" wie 3,99 zu 5,58 oder wie 100 zu 140. In Berücksichtigung aller oben erwähnten Umstände (Geburtenziffer, Tauglichkeitziffer usw.) leistete die ostpreußische Bevölkerung also 40 Prozent mehr als ihr rechnungsmäßiges „Soll". Eine vortreffliche Rekrutenquelle! Noch besser steht nur das kleine Fürstentum Lippe mit 42 Prozent Ueberschuß; es folgen dann

Prov. Sachsen	mit 34	Schwarzburg-Sondershausen u. Waldeck	mit 27
„ Pommern	„ 33	Prov. Posen	„ 23
Anhalt	„ 30	Schaumburg-Lippe	„ 13
„ Westpreußen	„ 29		

Prozent Ueberschuß über das „Soll" von 100 Prozent. Ganz außerordentlich ungünstig steht demgegenüber Berlin mit nur 39 und Hamburg mit nur 42 Prozent seines Solls. Weit zurück bleiben dann namentlich noch Bremen mit 65, Lübeck mit 71, Elsaß-Lothringen mit 78 und Südbayern mit 79 Prozent. Bei Elsaß-Lothringen, das in der Statistik der Tauglichkeit der endgültig Abgefertigten neben Ostpreußen an erster Stelle zu stehen pflegt, wird das ungünstige Ergebnis nach der hier angewandten Methode durch geringe Geburtenziffer und Auswanderung zu erklären sein. Auf den gleichen Einflüssen wird es beruhen, wenn einige besonders kernige Stämme, wie die Oldenburger, die nach der Statistik beiläufig auch die höchste durchschnittliche Körpergröße aufweisen, mit 94 Prozent ihr „Soll" nicht ganz erreichen und von hochindustriellen Gebieten, wie dem Königreich Sachsen, mit 96 Prozent noch übertroffen werden. Hervorgehoben mag noch werden, daß die süddeutschen Gebiete ihr „Soll" durchweg nicht leisten. Am höchsten kommt noch Nordbayern mit 99 Prozent, während Württemberg nur 93, Hessen 90 und Baden 84 Prozent beitragen.

Wie weit bei allen diesen Unterschieden noch eine gewisse Ungleichmäßigkeit in der Heranziehung einzelner Gebiete, nicht bloß die wirkliche Tauglichkeit mitspielen mag, kann hier nicht untersucht werden. Groß kann dieser Einfluß bei sachgemäßer Ausführung der betreffenden, seit 1893 geltenden Vorschriften, die auf möglichst genaue Anpassung der Rekrutenlieferung an die vorhandene Leistungsfähigkeit abzielen, naturgemäß nicht sein.

Von Interesse ist noch, wie die einzelnen Landschaften sich hinsichtlich der Lieferung des für die Armee so wichtigen Materials an Unteroffizieren verhalten. Hier tritt noch heute die Ueberlieferung der alten preußischen Provinzen, namentlich der rein deutschen, klar hervor. So stellte die Provinz Sachsen, von der die Altmark, das Magdeburger Land, Halle usw. schon in der kurfürstlichen Zeit zu Preußen gehörten, nicht weniger als 216, Pommern 210, Ostpreußen 179, Brandenburg 170 Prozent ihres „Solls" an Unteroffizieren, Berlin freilich nur 57, Westfalen 48 und die Rheinprovinz 42, die geborenen Preußen im ganzen 115 Prozent. Auch einige kleinere norddeutsche Bundesstaaten erreichten weit mehr als ihr „Soll": so namentlich Braunschweig mit 161, Mecklenburg-Strelitz mit 170, Schaumburg-Lippe mit 175, Mecklenburg-Schwerin mit 176, Anhalt mit 181 und Schwarzburg-Sondershausen sogar mit 233 Prozent. Besonders unergiebig als Quelle des Unteroffiziererersatzes sind Elsaß-Lothringen mit 36 und Hamburg mit nur 32 Prozent; aber auch die größeren süddeutschen Bundesstaaten, Hessen mit 74, Bayern mit 71, Württemberg mit 58 und Baden mit 54 Prozent, bleiben weit zurück. Etwas besser steht mit 81 Prozent das Königreich Sachsen. —

Während die Ergebnisse der neuen Statistik für die einzelnen Gebiete des Reiches im großen ganzen mit denen der älteren Statistik über die Tauglichkeit der das Kindesalter überlebenden männlichen Bevölkerung übereinstimmen und die Abweichungen sich schon aus der Verschiedenhei der Geburtenziffern erklären, sind die Ziffern über den Geburtsort der Militärpersonen (von der Verschiedenheit der Methode abgesehen) namentlich insofern ganz neu, als sie nicht nur nach Stadt und Land (d. h. Gemeinden mit 2000 Einwohnern oder weniger), sondern auch nach Landstädten (2—5000 Einwohner), Kleinstädten (5—20000 Einw.), Mittelstädten 20—100000 Einw.) und Großstädten (100000 und mehr Einw.) unterscheiden.

Zunächst ergibt sich dabei, daß von den Unteroffizieren und Mannschaften des Heeres und der Marine jetzt immer noch 64,15 Prozent vom Lande, 11,27 aus Landstädten, 11,08 aus Kleinstädten, 7,37 aus Mittel- und nur 6,14 aus Großstädten gebürtig waren. Mit andern Worten: hätten wir jetzt einen Krieg zu führen, so würde er von einer Mannschaft durchzufechten sein, von der noch (je nachdem man die Landstädte mitrechnet oder nicht) rund zwei Drittel bis drei Viertel Landkinder waren. Wie anders wird das nach 20 bis 25 Jahren sein! Schon im Jahr 1905 lebten 57,41 Prozent unserer Bevölkerung, also die weitaus größere Hälfte, in Gemeinden mit wenigstens 2000 Einwohnern. Die Rekruten des Jahres 1930 werden deshalb vielleicht auch schon zur größeren Hälfte Stadtkinder und besonders zahlreich Großstadtkinder sein, selbst wenn man die verhältnismäßig geringe Ergiebigkeit der Städte und namentlich der Großstädte als Rekrutenquelle berücksichtigt. Denn diese ist, wie wir gleich sehen werden, zum Teil geradezu erschreckend.

Wir haben leider für die Größenklassen der Gemeinden keine so vollständige Statistik des Altersaufbaus der Bevölkerung um 1885, aus der die Mehrzahl der jetzigen Soldaten hervorgegangen ist, wie für die einzelnen Landesteile. Für das ganze Reich müssen wir uns mit dem Maßstab der Gesamtbevölkerung von 1885 begnügen, der — wie wir nachher wenigstens für Preußen eindringlich bestätigt sehen werden — den Städten und namentlich den Großstädten viel zu günstig ist, weil dort in der Gesamtbevölkerung verhältnismäßig viel mehr Angehörige der produktiven Altersklassen stecken, also auch nach 20 bis 22 Jahren ein zahlreicherer militärischer Nachwuchs als nach dem Maßstab der Gesamtbevölkerung zu erwarten gewesen wäre. Nehmen wir aber faute de mieux zunächst den letzteren an, so ergibt sich dennoch, daß die Bevölkerung von 1885 an jetzigem militärischem Nachwuchs erzeugte in den damaligen Gemeinden

mit weniger als 2 000 Einwohn. 114 Proz. ihres Solls
„ 2 000 bis 5 000 „ 91 „ „ „
„ 5 000 „ 20 000 „ 86 „ „ „
„ 20 000 „ 100 000 „ 83 „ „ „
„ 100 000 und mehr „ 65 „ „ „

Mit andern Worten: je größer eine Gemeinde ist, desto unergiebiger ist sie zumeist als künftige Rekrutenquelle. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß nach den Erfahrungen bei der Bearbeitung der Statistik für zahlreiche Militärpersonen, die in Wirklichkeit aus ländlichen Vororten einer Großstadt stammten, diese selbst als Geburtsort angegeben war, so daß die Anzahl der großstadtgeborenen Rekruten noch zu groß erscheint. Auch innerhalb der Großstädte bestätigt sich im allgemeinen noch die Beobachtung (wir sagen absichtlich nicht: das Gesetz), daß mit steigender Bevölkerungziffer die Rekrutenquelle immer spärlicher fließt. So erreichen München nur 52, Berlin 49 und Frankfurt a. M. nur 48 Prozent des „Solls". Hamburg mit 72 Prozent überschreitet freilich den Durchschnitt der Großstädte von 65, indessen scheint hier das Ergebnis durch die aus ländlichen Vororten Gebürtigen verbessert zu sein.

Nun ist der hier angelegte Maßstab der Gesamtbevölkerung, wie gesagt, den Städten und namentlich den Großstädten noch zu günstig. Für Preußen können wir wenigstens für einige Gemeindegruppen einen genaueren Maßstab, nämlich den der männlichen Bevölkerung von 20—55 Jahren i. J. 1885 wie oben bei den einzelnen Reichsteilen anlegen. Danach erreichten die Gemeinden bis zu 20 000 Einw. 112 Proz. ihres Solls
„ „ 20 000 bis 100 000 „ 69 „ „ „
„ „ 100 000 und mehr „ 50 „ „ „

Während also nach dem unvollkommeneren Maßstab der Gesamtbevölkerung die Großstädte noch auf etwa zwei Drittel ihres „Solls" kamen, erreichten sie nach dem richtigeren Maßstab in Preußen nur etwa die Hälfte. Das sind an und für sich recht wenig erfreuliche Ziffern, da wir für eine absehbare Zeit damit rechnen müssen, daß die Großstädte eine immer zahlreichere Bevölkerung namentlich in den produktiven Altersklassen, also auch einen immer größeren Anteil an dem „Soll" der Lieferung künftiger Rekruten zu leisten haben werden. Wir haben zweifellos alle Ursache, die Zustände, die in den Großstädten bisher ein so beklagenswertes Defizit in einem so wichtigen Punkt, wie die Beschaffenheit als Rekrutenquelle es ist, verschuldet haben, nach Möglichkeit zu bekämpfen. Dahin wird namentlich die Stärkung des Pflichtgefühls und der Kraft zur Entsagung gegenüber leeren und aufreibenden Genüssen, die Pflege eines gesunden Familiensinns und die Behütung der heranwachsenden Jugend vor der markzerstörenden Aufreizung der Sinne gehören, die sich heute im öffentlichen Treiben vieler Großstädte in so übler Weise aufdrängt. —

Die neue Statistik beschäftigt sich auch mit der Herkunft der Eltern der Militärpersonen.

Es ergab sich dabei, daß geboren waren
in 63,85 Prozent aller Fälle beide Eltern auf dem Lande,
„ 18,14 „ „ „ ein Teil vom Lande, der andere aus der Stadt, und zwar in 0,89 Prozent aus der Großstadt,
„ 15,26 „ „ „ beide aus der Stadt, und zwar in 0,66 Prozent beide aus der Großstadt.

Der Rest kam auf ganz oder teilweise unbekannte Geburtsorte.

Aus diesen Zahlen ersehen wir, daß bei den Eltern unserer Rekruten — wie es nicht anders zu erwarten war — die städtische und speziell die großstädtische Herkunft noch viel seltener ist als bei den Rekruten selbst.

Für die Prüfung, ob die Soldateneltern nicht nur absolut, sondern auch verhältnismäßig selten aus Städten und insbesondere aus Großstädten stammten, stehen hier nur die Ziffern der ersten deutschen Volkszählung von 1871 zu Gebote. Diese sind wiederum einerseits den Städten zu günstig, weil in diesen die produktiven Altersklassen stark vertreten sind, also verhältnismäßig mehr „Soldateneltern", als nach der Gesamtbevölkerung zu erwarten waren; auf der andern Seite ungenau, und zwar namentlich den Großstädten zu ungünstig, weil die Eltern der um das Jahr 1885 geborenen Rekruten sämtlich vor 1871 geboren sind und zur Zeit ihrer Geburt sowie ihrer ersten Jugend ihr Geburtsort vielleicht noch gar nicht städtischen oder großstädtischen Charakter hatte wie im Jahr 1871. Berechnet man also das „Soll" der Städte nach diesem letzteren Jahre, wo sie jedenfalls einen größeren Bruchteil der Gesamtbevölkerung umfaßten als zur Zeit der Geburt der „Soldateneltern", so belastet man sie zu hoch. Nehmen wir aber an, daß diese beiden in entgegengesetzter Richtung wirkenden, keinesfalls allzu großen Fehler einander einigermaßen ausgleichen, so wird es doch von großem Interesse sein, wenn sich herausstellt, daß bei den „Soldateneltern" erreichten:
die Gemeinden bis zu 2000 Einwohnern . . . . . 117 Prozent ihres „Solls"
die größeren Gemeinden . 69 „ „ „
die Großstädte, die 1871 100 000 und mehr Einwohner hatten . . . . 35 „ „ „

Dieses Ergebnis ist wiederum für die Großstädte besonders ungünstig, noch viel ungünstiger als bei der Gebürtigkeit der Rekruten selbst. Denn während bei dieser die Großstädte noch 65, nach verbessertem Maßstab (für Preußen) freilich nur noch 50 Prozent ihres „Solls" erreichen, kommen sie bei den Rekruteneltern nur auf 35 Prozent. Die bereits hervorgehobene Ungenauigkeit des Maßstabes wird diesen auffallenden Unterschied nicht erklären können. Es muß danach angenommen werden, daß die Großstädte verhältnismäßig noch viel weniger Soldateneltern als Soldaten stellen, so daß ihr Wert als Rekrutenquelle von Geschlecht zu Geschlecht abnimmt. Ob es sich dabei um eine dauernde Erscheinung handelt, können wir nicht wissen. An und für sich ist es keineswegs ausgeschlossen, daß sich diese Verhältnisse allmählich ebenso bessern wie die Sterblichkeitziffer der Großstädte. Aber das wird sehr viel schwerer zu erreichen sein, weil es sich bei der Bekämpfung der Sterblichkeit mehr um äußere, hygienische und andere Fortschritte handelt, die größtenteils Sache einer guten äußeren Verwaltung sind, während die Ergiebigkeit als Rekrutenquelle von der Beschaffenheit tiefer Grundlagen des ganzen Volkslebens abhängt. —

Unsere Statistik behandelt ferner auch den Beruf der Militärpersonen und ihrer Väter. Der erstere, auf den man bisher wohl zu viel Wert gelegt hat, sagt uns über die Bedeutung der einzelnen Berufe für die Wehrkraft nur wenig. Meist ist er nur einige wenige Jahre lang ausgeübt worden, so daß vorteilhafte oder nachteilige Einflüsse noch nicht voll zur Geltung kommen konnten. Zudem verwechselt man dabei leicht Ursache



und Wirkung. Wenn z. B. viele Brauknechte tauglich sein sollten, so würde das nicht beweisen, daß der Beruf als Brauknecht besonders gesund ist, sondern umgekehrt, daß man kräftig sein muß, um Brauknecht werden zu können, oder. mit anderen Worten: daß der Beruf als Brauknecht kräftige Leute konsumiert, nicht auch, daß er sie produziert.

Wichtiger als der frühere Beruf der Militärpersonen ist also der Beruf der Väter. Auch über diesen wollen wir hier aber nur einige summarische Ziffern geben, weil sich bei der Bearbeitung herausgestellt hat, daß häufig nicht ersichtlich war, auf welchen Zeitpunkt sich die Berufsangabe für die Väter bezog. Am sichersten erschien noch die Vergleichung mit der Berufsgliederung nach der Zählung von 1895, wobei nur die für die Berufstätigkeit und Kindererzeugung besonders in Betracht kommenden Altersklassen von 20 bis 50 Jahren in Betracht gezogen sind. Danach lieferten in ihren Söhnen Rekrutennachwuchs:

die selbständigen Landwirte 180,82 Prozent ihres „Solls"
die unselbständigen Landwirte (Arbeitende) . . 73,79 " " "
zusammen die landwirtschaftlichen Berufe . . 118,58 " " "
Die anderweit beschäftigten Selbständigen . . . 138,93 " " "
Die anderweit beschäftigten Unselbständigen . . . 72,63 " " "
zusammen die anderweit Beschäftigten . . . 89,83 " " "

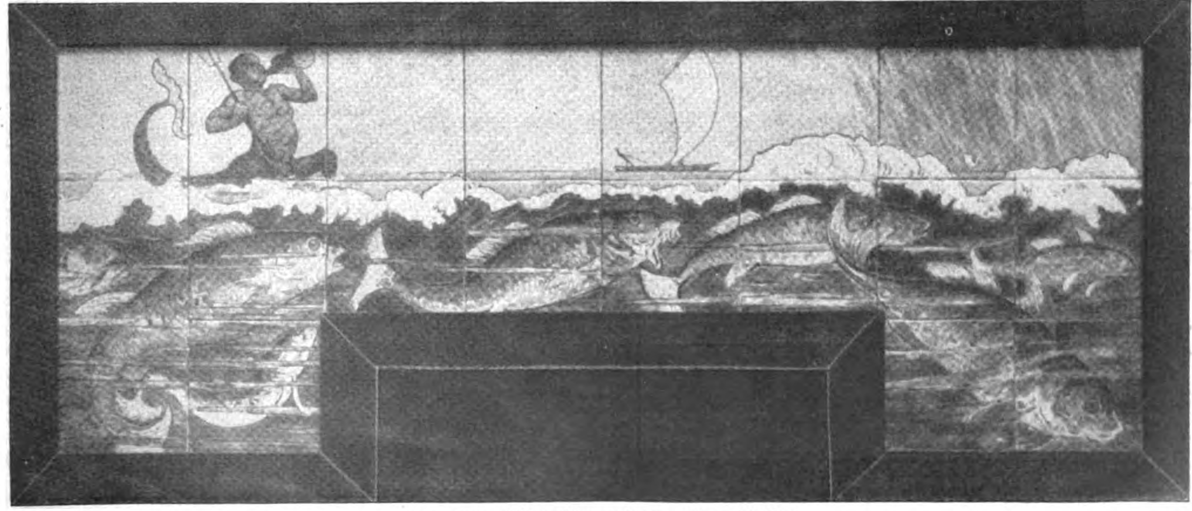
Der Ruf der bäuerlichen Bevölkerung als beste Rekrutenquelle bestätigt sich in diesen — wenn auch ungenauen — Ziffern also vollkommen, denn die rund 20000 größeren Grundbesitzer unter den selbständigen Landwirten haben auf das Gesamtergebnis, wonach diese fast 81 Prozent über ihr „Soll" hinaus an Rekruten erzeugen, nur wenig Einfluß. Bei der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung wird es als ein recht erfreuliches Ergebnis angesehen werden müssen, wenn sie alles in allem doch noch fast 90 Prozent ihres „Solls" hervorbringt. Die Gruppe „Bergbau und Salinen" geht mit 105,98 Prozent sogar über ihr „Soll" hinaus, mehr noch die Gruppe „Freiluftgewerbe" (worunter namentlich die meisten Baugewerbe, ferner Schiffahrt u. dgl. zusammengefaßt sind) mit 114,48 Prozent, und zwar 167,64 bei den Selbständigen, 104,69 bei den Unselbständigen, die also weit günstiger als die landwirtschaftlichen Tagelöhner usw. stehen. Sehr schlecht schneidet dagegen die Textilindustrie mit 56,78, bei den Unselbständigen sogar mit nur 45,46 Prozent des „Solls" ab.

Im allgemeinen scheint es hiernach, daß die gewerbliche Beschäftigung an und für sich die Rekrutenquelle bei weitem nicht so verdirbt wie die Großstadt. Aber das alles sind nur vorläufige und zum Teil ungenaue Ergebnisse; ob sie dauernd sind und sich noch schärfer ausprägen oder vielleicht auch abschwächen werden, kann nur die Zukunft lehren. Der Erfolg wird zum großen Teil davon abhängen, mit welchem Grade von Verständnis und Energie wir von den Fingerzeigen, die die bisherige Entwicklung uns bietet, Nutzen zu ziehen wissen.

Hans Thoma.

Zu seinem 70. Geburtstag (2. Oktober 1909). Von Dr. Kölitz. — Hierzu 12 Abbildungen.

Wenn jetzt unser Volk, soweit es sich für echte und wahre Kunst interessiert, sich anschickt, den Ehrentag des großen Karlsruher Meisters zu feiern, so hat es dafür gewiß alle Ursache. Denn Hans Thoma hat ihnen in seinem langen, unentwegten und zielbewußten künstlerischen Schaffen in reichster, ja verschwenderischer Fülle das geboten, was ihnen in der Kunst, gerade der jüngstvergangenen Epoche, so sehr gefehlt hat: die ungeschminkte schlichte Wahrheit in Verbindung mit einer seelen- und gemütsvollen Vertiefung und Innigkeit. Er hat uns überzeugend gelehrt, daß es nicht der Endzweck der bildenden Kunst sein kann, durch blendende Virtuosität der Mache und technische Kunststücke oder auch durch lehrhafte Historien- oder Anekdoten- und Novellenillustrationen uns angenehmer zu unterhalten oder gar unser Wissen zu vertiefen und



Aus den „Vier Elementen": Das Wasser.



zu fördern, sondern daß es der wahre Beruf des wirklich ernsten und strebenden gottbegnadeten Künstlers ist, das Hohe, Edle und Schöne, das in der Menschenbrust, wenn auch oft verborgen und ungeahnt, schlummert, zu erwecken und uns in großen Zügen greifbar plastisch im Bilde vor Augen zu führen. Und das hat unser Meister in den langen Jahren seines unermüdlichen Kunstschaffens redlich getan; unbeirrt und unentwegt von Schicksalschlägen und Enttäuschungen, von Unverständnis und Teilnahmlosigkeit, ja Spott und Hohn, was alles ihm bekanntlich in reichem Maße früher zuteil geworden ist. Denn es wurde wahrlich unserem Meister, der stets mit unbeugsamer Energie und echtdeutscher zäher Hartnäckigkeit sein künstlerisches Ziel verfolgte und kein Jota von seinen von ihm für richtig erkannten Kunstprinzipien opferte und dafür lieber materielle Entbehrungen litt, nicht leicht, sich endlich durchzuringen und die allseitige bewundernde Anerkennung zu finden, die die wahren Kenner und Freunde echter Kunst ihm im stillen schon längst gezollt hatten. Er trat zu einer Zeit auf, die in künstlerischer Beziehung wohl als eine der schlimmsten, verdorbensten und ver-



Die heilige Cäcilie.

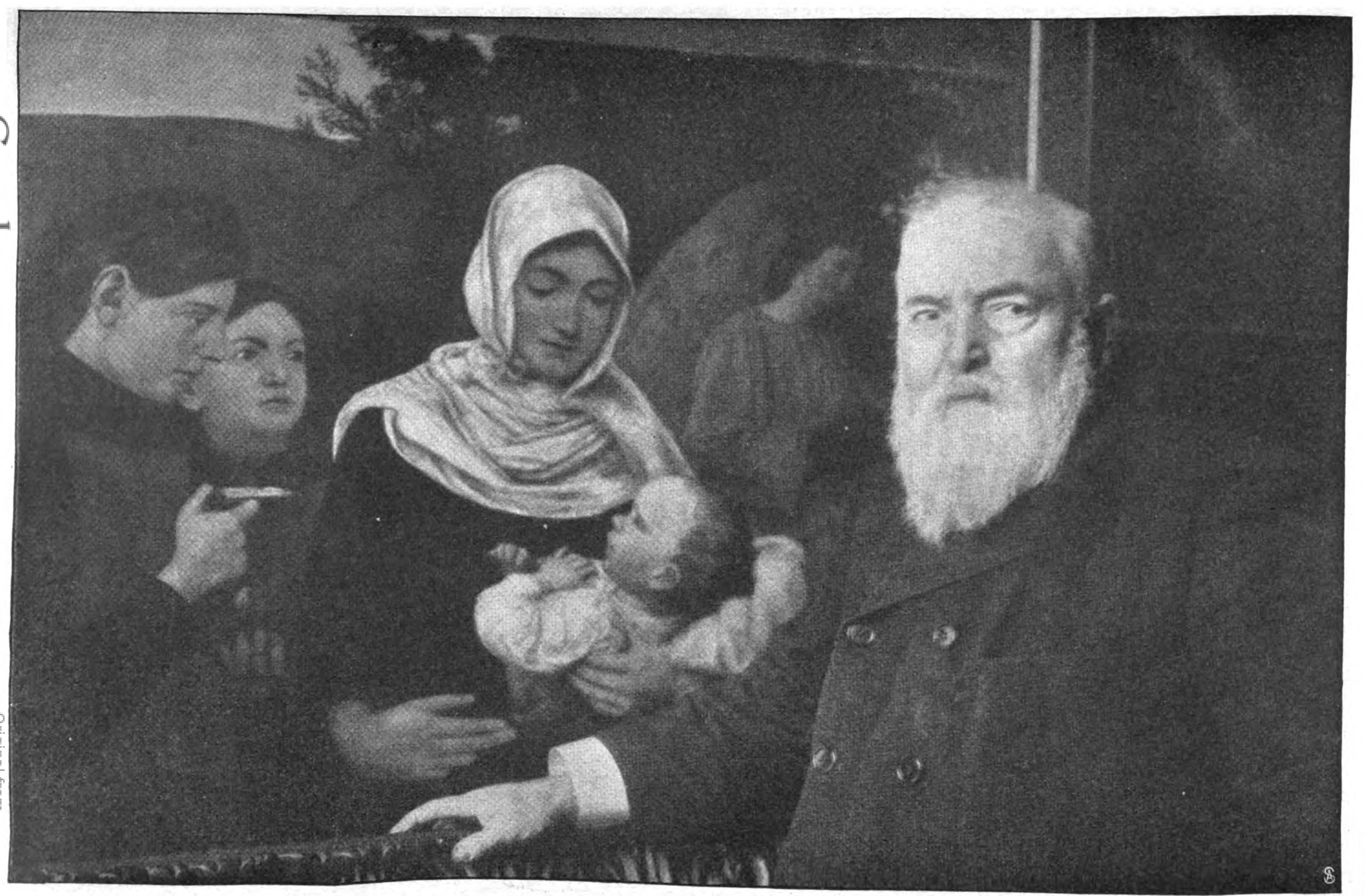




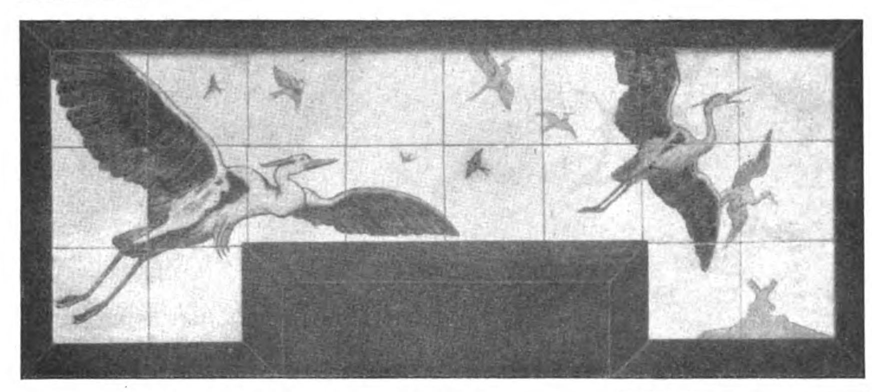
„Das Märchen“,
Mittelstück des Triptychons „Die Quelle“.



Der heilige Christophorus.



Professor Hans Thoma. — Spezialaufnahme für die „Woche“ von A. Hertwig.

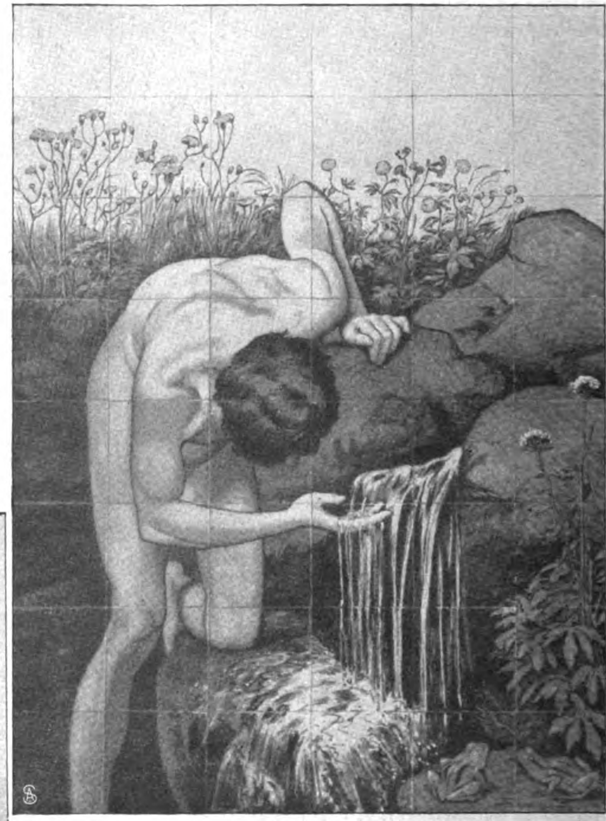


Aus den „Vier Elementen“: Die Luft.

Meisterwerke schuf, um die sich heutzutage die Kenner und die Museen von halb Europa streiten, wußte doch ganz genau, daß seine Zeit unbedingt kommen werde. Und sie erschien auch wirklich, spät zwar, aber doch nicht allzu spät, zumal für einen deutschen Meister, der es ja, wie herkömmlich, von alters her gewohnt ist, von seinem Volk anfänglich total mißverstanden und schlecht behandelt zu werden.

bildetsten in jeder Hinsicht mit Recht bezeichnet werden darf, der für wahre, kraftvolle, schlichte, ungeschminkte und groß gesehene Natur aller Sinn abhanden gekommen war, und die sich in süßlichen kleinlichen Spielereien oder falschem, hohlem Pathos selbstgefällig erging und für ernstere und höhere, echt künstlerische Bestrebungen nur absolute Teilnahm- und Verständnislosigkeit, ja oft auch banausische, philiströse Verspottung und Verhöhnung übrighatte. Dies haben ja auch andere zeitgenössische große Meister, wie Anselm Feuerbach, Hans von Marées und Arnold Boecklin, am eigenen Leibe ebenso erfahren müssen.

Aber Hans Thoma, der diese ganze Zeit über, bis zum Jahre 1890, als der „Einsiedler von Frankfurt“ — nur von einem kleinen Kreis begeisterter Anhänger verstanden und gewürdigt — in emsiger Tätigkeit



Aus dem Triptychon „Die Quelle“: Jüngling am Quell.



Aus dem Triptychon „Die Quelle“: Ziegenhirt.

Die ganze, so reiche, gemüt- und seelenvolle Kunst des Meisters war eben aus dem belebenden und erfrischenden, nie versiegenden Urquell des echten Volkstums hervorgegangen, dem der Meister, selbst ein urwüchsiges, unberührtes und unverdorbenes Kind des Volkes, mit wahrer Zauberkraft die richtige kunstvolle Fassung gab. Da konnte denn auch ihr endlicher Sieg über die bisherige Afterkunst nicht lange ausbleiben. Uebersehen wir das ganze, so unendlich vielseitige und reichhaltige Gesamtwerk Hans Thomas, wie er — ausgehend von der mit dem beseelten Auge des echten Dichters gesehenen und künstlerisch dargestellten, heimischen Schwarzwaldlandschaft — auf diesem Gebiet der stimmungsvollen Landschaftsmalerei immer mehr aus sich herausgehend, umfassendere und größere künstlerische Probleme löste, dann die anderen Gebiete malerischer Darstellung, das Porträt, Stilleben, Genre- und Sittenbild, ureigene Phantasiegebilde, die Mythologie und

nicht zum geringsten die Religion in den umfassenden Kreis seiner echt volkstümlichen, so ganz eigenartigen, durch und durch deutschen Schilderung zog, so dürfen wir getrost mit Recht sagen, daß dem deutschen Volk auf künstlerischem Gebiet seit des großen Albrecht Dürers Tagen kein diesem wirklich nahekommender Schilderer dessen, was sein Innerstes aufs licht- und lebhafteste bewegt, erstanden ist. Demgegenüber müssen auch die wirklich kleinlichen Nörgeleien und Aussetzungen an der so überreichen und seelenvollen Kunst des Meisters, die sich hier und da ans Tageslicht wagen, wohl gänzlich verstummen. Beschränken sie sich ja ohnehin auch nur auf etwaige Zeichnungs- und Proportionsfehler; aber welcher wirklich große Meister hätte nicht dergleichen gemacht — bei der unendlichen Fülle der sich in seinem überaus regen künstlerischen Geiste stets drängenden Gefühle, die ihm oft vielleicht zur pedantisch-schülerhaften, korrekten Ausarbeitung Sinn und Muße dafür kaum übriglassen. — Ebensogut könnte man Hans Thoma vorwerfen, daß seinem Gesamtwerk die Vollkommenheit fehlt, da er weder bluttriefende Schlachtenszenen noch pomphafte Repräsentationstücke oder gar auf sinnlichen Effekt basierte Nuditäten u. dgl. Bilder gemalt habe, aber dafür ist unser schlichter und wahrer, echt deutscher Meister mit dem goldenen Gemüt



Der Sämann.

und dem treuen, reinen Herzen wahrlich niemals zu haben gewesen, das werden selbst seine eifrigsten Verkleinerer, deren Zahl zudem täglich, sozusagen mehr und mehr schwindet, neidlos zugeben.

Ebenso umfassend und reichhaltig wie das künstlerische Stoffgebiet ist aber auch das der technischen Ausdrucksmittel und Formen, in denen der Künstler seine vom Odem echter Poesie durchhauchten Gedanken uns vermittelt. Außer Fresken, Tafelbildern in allen möglichen Techniken, Aquarellen, Zeichnungen, Lithographien jeglicher Art und Gattung, Radierungen und Holzschnitten hat er auch köstliche Entwürfe zu Holzschnitzereien und keramischen Arbeiten uns in Hülle und Fülle beschert. Besonders das auch stofflich und technisch so hochinteressante weite Gebiet der Keramik hat unsern Meister, der von jeher für die dabei

Die Märchenerzählerin.

sich mächtig aussprechende plastische Form großes Interesse zeigte, gewaltig angezogen. War er es ja doch, der kurz nach seiner durch den kunstsinnigen Großherzog Friedrich I. von Baden veranlaßten Berufung nach Karlsruhe diesen zur Errichtung der jetzt durch die intensive künstlerische Mitwirkung Hans Thomas so sehr prosperierenden Großherzoglichen Majolikamanufaktur daselbst gewann.

Der Meister hat für diese Anstalt schon sehr viele Arbeiten geliefert, die er zumeist nicht nur selbst entworfen, sondern auch eigenhändig modelliert und bemalt hat, und die zum größten Teil in einer speziellen Ausstellung in Karlsruhe zum bevorstehenden Jubiläum des Künstlers vereint sein werden. Mit freundlicher Bewilligung des Meisters und der Großherzoglichen Majolikamanufaktur führen wir unsern Lesern eine Auswahl im Bilde vor, die uns den Künstler von einer ganz neuen Seite, als hochbegabten Reliefplastiker, zeigen.

Da ist zuerst die wundervolle „Märchenerzählerin bei Mondschein", eine Reminiszenz an die sagenumsponnene Jugendzeit im heimatlichen Schwarzwalddorf (Abb. S. 1667), dann das große, für die Badische Kunstgewerbeabteilung der Weltausstellung in St. Louis ausgeführte Triptychon „Die Quelle" (Abb. S. 1664 u. 66), wobei wir auf dem Bild des rechten Flügels den sehnsüchtig in die Hochgebirgsferne schauenden Ziegenhirtenjungen, ebenfalls eine Jugenderinnerung des Meisters, wiederfinden (Abb. S. 1664). Gleichfalls für St. Louis bestimmt waren die beiden Kaminaufsätze aus dem Zyklus der vier Elemente: „Das Wasser" mit dem blasenden Triton und den sich tummelnden Fischern, ein köstliches Thomasches Naturbild (Abb. S. 1663), und „Die Luft" mit den phantastischen Wundervögeln, die so recht den Sehnsuchts- und Wandertrieb in die weite unbekannte Ferne verkörpern (Abb. S. 1666). Sehr charakteristisch und geistvoll sind auch die sechs „Masken" mit ihren so verschiedenartigen fratzenhaften Physiognomien (Abb. nebenst.).



St. Michael als Seelenwäger.



Sechs Masken.

Schließlich aus dem dem Meister so vertrauten und ans Herz gewachsenen religiösen Gebiet: die monumentale Gestalt des „guten Sämanns" aus der gleichnamigen Parabel (Abb. S. 1667), die demutvolle Figur des Christkindträgers, des „hl. Christophorus", mit dem schönen, landschaftlichen Motiv des heimatlichen Oberrheins (Abb. S. 1664), die wundervolle „hl. Cäcilie", in Verzückung die Viola spielend, ebenfalls mit dem trauten Heimatdorf Bernau im Hintergrund und den Schwarzwaldtannenzweigen als sinnige Umrahmung (Abb. S. 1664) und endlich der stolze Heldenritter St. Michael als Seelenwäger, auf dem von ihm getöteten Drachen stehend, als Wandteller gedacht (Abb. obenst.), ein zumal in kunstgewerblicher Beziehung geradezu mustergültiges Werk des großen Meisters.

Nacht über Paris.

Die Spinnerin Zeit webt rastlos am Wocken,
Jahrzehnte versinken wie Stundenschlag ...
Frau Nachtmar strählt sich die samtschwarzen Locken;
und wieder verlischt ein durchhängsteter Tag.

Frau Nachtmar ist ewig ... mit segnenden Armen
schwebt sie hernieder vom Himmelsraum;
liebkosend und leise, voll stillem Erbarmen
spendet sie Frieden — in flüchtigem Traum ...

Die zahllosen Lichter der Riesenstadt funkeln ...
Paris — wie bist du doch wundersam! —
Verstohlen raunen und flüstern im Dunkeln
die alten Buchen vor Notre-Dame. —

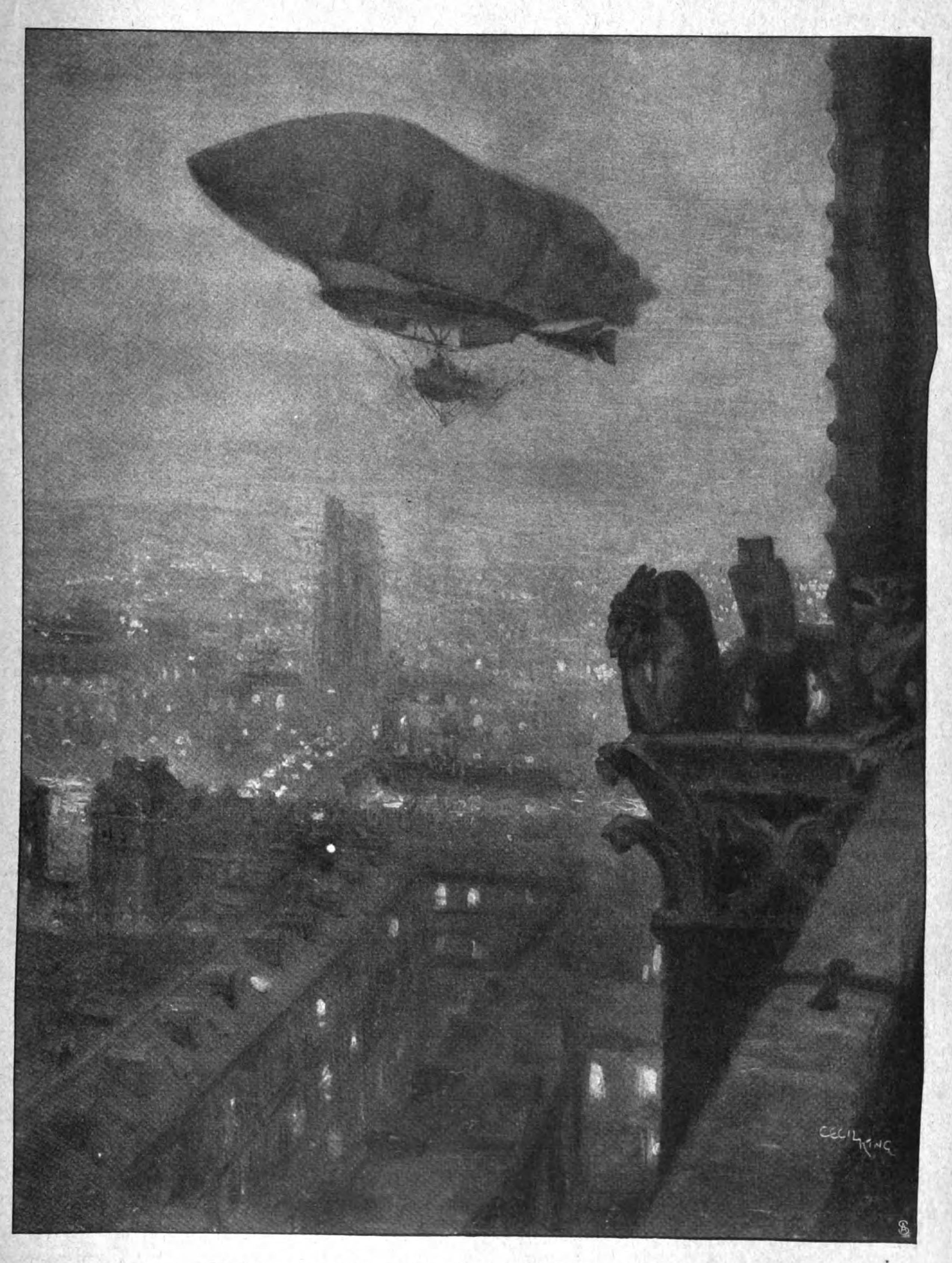
Von der Herrlichkeit des Palais Soubise,
als der Sonnenkönig noch lebte — Er!! —
und von der schönen, goldblonden Marquise,
— „oh, je vous aime — de tout mon coeur" ...

Und die Stunden rinnen — die Jahre gleiten —
statt Hirtenflöten grellwilde Musik — —
Frau Nachtmar lächelt in Himmelsweiten
zur Marseillaise der Republik ...

Ein einsames Luftschiff zieht hoch seine Kreise,
die Sternenleuchte strahlt still und weit —
auf mondweißen Schwingen naht leise, leise
die kommende, neue, die — fliegende Zeit ...

Eugen Stangen.





Pariser Nachtbild: Ein Luftkreuzer über der Weltstadt.

Hierzu das Gedicht auf Seite 1668.

Neue Hüte für den Herbst.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen von E. Schneider.

Merkwürdig, daß in unserer schnellebigen Zeit gerade auf dem Gebiet der Mode das Allerneuste immer mit einer gewissen Zurückhaltung einsetzt! Gleichsam fragend, vorsichtig und scheu taucht eine Veränderung auf, anfangs gewillt, nur von wenigen beachtet und verstanden zu werden, und bereit, nach einem nur halben Siege schweigend in die Vergessenheit zu versinken. Erst wenn der Boden genügend vorbereitet und die Meinungen sorgfältig abgewogen



1. Weicher Filzhut mit aufgeschlagenem Rand.

sind, wird die Bescheidenheit plötzlich abgeschüttelt, und alle Welt steht im Bann der neuen Erscheinung.

Das bestätigt sich jetzt wieder einmal. Hie und da, mitten durch die Flut der Riesenhüte, die den Witzblättern willkommenen, wenn auch nicht immer originellen Stoff zu Neckereien in Wort und Bild lieferten, segelt eine kleine Toque daher — ohne die bemerkbare Absicht, Kursänderungen oder auch nur =schwankungen hervorrufen zu wollen — doch aber keineswegs nur ein armseliger Fremdling von unbekannten Küsten, der erstaunt über seine Daseinsberechtigung Mut bekommt, sich zu behaupten. Er kam zum Sommer und wurde fast überall übersehen, nun kehrt er



2. Englischer Seidenhut mit niedrigem Kopf.

im Frühherbst für den Winter wieder, und aus dem übersehenen ward ein beachteter, der in kurzer Zeit ein Herrscher sein wird. Noch bestehen neben dem kleinen, randlosen Hut die großen Formen, die unbestritten für alle Köpfe und jedes Antlitz kleidsam sind.



3. Tiefsitzende Toque mit Federschmuck.

Noch — aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lange, denn die stetig fortschreitende Veränderung der Kleidertracht bedingt auch für den Kopfschmuck andere Linien. Ganz verdrängen läßt sich der breitkrempige Hut übrigens nicht mehr. Einmal weil seine künstlerischen Eigentümlichkeiten ihm einen Freibrief über Jahr und Tag ausstellen, und anderseits, weil jede Frau gern einmal zu den großen Hüten greift — dann nämlich, wenn es ihr wohlgetan erscheint, einen leisen Schatten über ihre Züge zu breiten und dem allzu indiskreten Sonnenleuchten etwas „vorzubeugen". Heute sind die großen Hüte noch die Günstlinge von jung und alt; als wirklich modern können sie aber nur in der elegantesten Ausführung gelten; darum ist es das edelste Material: die Straußenfeder, die es übernimmt, die an sich einfachen Formen immer wechselnd



5. Randloser Hut mit Pelzverbrämung.

4. Filzhut mit weißen Straußenfedern.

zu modellieren. Erst die Art, wie sich die Feder dem Kleinod zuordnet, zeigt dem kundigen Heraldiker der Helmzier wahre Schönheit. So bleibt der „Behang" also stets die Hauptsache.

Auf dem tellerförmigen Filzhut (Abb. 4), dessen Rand sich an der linken Seite nur wenig hebt, schwanken Straußenfedern von seltenem Wert. Nicht nur, daß die Schaftlänge eine ungewöhnliche ist, auch die Länge und Fülle der einzelnen Aeste fällt auf. Auch der helle Landsknechthut (Abb. 1) trägt Straußenfederschmuck. Das Eigenartige an ihm ist jedoch die weiche, seitlich zu einem profilierten Ueberschlag ausgebreitete Krempe, die, in der Rundung schmäler werdend, tief in den Nacken herabfällt und dem Hinterkopf flach anliegt. Diese nachgiebigen Formen schmiegen sich den modernen Frisuren, die lange Schulterlocken à l'impératrice begünstigen, sehr geschickt an. Die englische Form (Abb. 2) aus schwarzer Seidenfaille mit breitem Atlasband, das sich zu einer Seitenschleife ballt, gilt vorzugsweise als Logenhut. Seine Größe ist für den Hintermann nur deshalb unschädlich, weil die Sitze terrassenförmig aufsteigen. Es wäre wohl anderenfalls



6. Grauer breitrandiger Felbelhut mit Reiherkokarde.

jede Möglichkeit, über die wallende Federpracht hinwegzusehen, ein nutzloses Beginnen, das mit Genickstarre enden müßte. Der breitrandige Felbelhut mit der reihergezierten Kokarde (Abb. 6) gehört der Promenadentoilette an. In den besuchtesten Alleen des Bois, zur vornehmsten Nachmittagstunde begegnet man diesen chapeaux soldatesques, die nur junge, hübsche und lebhafte Gesichter kleiden. Zu den Theater- und Restauranthüten, die zu dunklen wie hellen Kostümen und Roben passen, zählt Abb. 7. Hier sehen wir die „trauernden" Federn, die in der Farbe mit dem hellen Innenrand des Hutes harmonieren müssen. — Und nun die wirklich echte



7. Theaterhut mit glatten Straußenfedern.

Neuheit dieser Saison — die Toque. Den Eindruck der Kleinheit rufen diese Mützen vorläufig noch nicht hervor. Nur daß dieses Maß, obgleich immer noch überlebensgroß, natürlicher wirkt, weil es die Zeichnung der Körperlinien, vor allem der Schulterbreite wieder in ein richtigeres Verhältnis zur Dimension des Kopfes setzt. Die hohe Bärenmütze à la moscovite (Abb. 5), auf der sich ein Durcheinander von breiten Bandschlupfen türmt, könnte die Furcht erwecken, sie sei schwer und drückend. In der Tat ist sie federleicht. Abb. 3, eine ähnliche Form aus dunkelblauem Samt und Phantasiefedern mit Jettaigrette, wird zu Eislaufkostümen wohl gern getragen werden. T. D.

Eine Lettentin.

Skizze von Jutta Carls.

Nun fuhr er aus dem Hof in die blühende Kastanienallee wie in einen dunkelgrünen, mit flackernden Lichten besteckten Tunnel hinein. Sabine Lettentin sah dem Wagen nach, aber der Lenker der schweren Karossiers saß kerzengerade auf dem Bock und wandte sich nicht um. Natürlich nicht! Wer mit einem Korb abzog, hatte keine Veranlassung dazu . . .

Sie trat zurück auf die Diele. Am Morgen hatte sie die geschliffene rote Glasschale auf dem Mitteltisch hier mit Flieder gefüllt. Jetzt beugte sie sich tiefatmend darüber, daß ihr Gesicht in den schwellenden Blüten versank. Sie wollte nichts denken als den Frühling, den sie mit frühlingsjungen Lippen zag berührte . . .

Seitwärts öffnete sich die Tür zu Frau Lettentins Wohnzimmer. Eine Frau, groß, hager, im puritanisch einfachen Blaudruckkleid und schwarzer Panamaschürze darüber, erschien auf der Schwelle. Sie heftete ihre kühlen Augen auf die Tochter: „Ist er fort, Sabine?"

„Ja!" sagte Sabine.

Frau Lettentin lachte spöttisch auf. „Nun, immerzu! Wir können's uns ja leisten, die Freier heimzuschicken, wir haben's ja dazu . . . wir, wir Habenichtse!"

Sabine sah verwundert auf die Sprechende, als verstünde sie nicht sogleich; dann stieg eine dunkle Röte in ihre Stirn. „Ist es denn Hans Georg Hopenraths Geld, auf das du rechnetest, Mutter?"

„So ist es!" bestätigte Frau Lettentin hart. „Daß wir arm sind und uns auf Drassen kaum noch halten können, darüber sei dir hiermit endlich einmal reiner Wein eingeschenkt, deshalb habe ich dich mit Hopenrath bekannt gemacht; was hattest du denn an diesem wieder auszusetzen, wenn ich fragen darf?"

„Nichts!" sagte Sabine tonlos, „ich will nur nicht heiraten, nicht von hier fort, den Vater nicht allein lassen!"

„Das fängst du ja grade am rechten Ende an! Es dauert nicht mehr lange, so tragen wir ihn von seinem Bett droben in irgendeinen kleinen, fremden Winkel. Alle drei gehen wir hier mit dem Stab in der Hand hinaus! Hopenrath hätte uns das ersparen können!"

Sabine erwiderte nichts. Ihr wär, als stünde ihr das Herz still, so benommen war sie von der schrecklichen, jählings aufgetauchten Vorstellung, daß man den gelähmten Mann, den sie so unsäglich liebte, hier aus dem Hause seiner Väter einmal hinaustragen könnte!

Hier erzählte jeder Stein, jeder Baum eine Lettentinsche Geschichte. Die Urgroßmutter hatte die Kastanienallee vor dem Hoftor selbst gepflanzt. Der Vater baute am äußersten Gartenende den Pavillon, in dessen grüne Dämmerung und friedevolle Stille er oftmals seine Sorgen getragen, den er „seine Kirche" nannte. Und hier auf der Diele hatten sie alle aufgebahrt gelegen, die Lettentins, ehe sie die letzte Fahrt zur Familiengruft antraten. Hier wollte, hier mußte auch der letzte Lettentin gebahrt werden . . .

Sabine richtete sich auf, eine trotzige Kraft und ein heißes Heimatgefühl durchströmte plötzlich ihre Adern. Die blitzenden Lettentinschen Blauaugen richteten sich auf die Frau in der Tür: „Warum läßt du mich nicht arbeiten, Mutter, wenn wir doch arm sind? Bin ich nicht jung und stark, bin ich nicht längst kein Kind mehr?"

„Quatsch!" unterbrach die Mutter. „Ich arbeite für zehn! Ich arbeite, wie mein letzter Dienstbote es nicht tut, und es ist doch, als trüge ich Wasser in einem Sieb. Weißt du nicht, wie ich backe und einschlachte und Kränze und Bukette binde zum Verkauf auf dem Wochenmarkt, wie ich handle und feilsche um jeden Groschen, wie ich die erste auf und die letzte zu Bett bin, wie ich jahraus, jahrein in dem gleichen Kattunfähnchen einhergehe ... wie ich mir nichts, aber auch gar nichts gönne? Meinst du, das alles geschähe zu meinem Vergnügen, das alles wäre nicht bitterste Notwendigkeit?"

Sabine sah auf die verarbeiteten Hände und das hartgewordene Gesicht ihrer Mutter, als sähe sie es heute zum erstenmal, und zugleich fühlte sie, daß sie sich fremd waren und nichts voneinander wußten, daß sie nie übereinander nachgedacht hatten, und bittend sagte sie: „Laß mich dir helfen, liebe Mutter!"

„Nein!" rief Frau Lettentin in drohendem Ton.

Die weiche Regung in Sabinens Seele verflog, sie sah trotzig drein. Das war der alte Ton aus ihrer Kinderstube, den kannte sie, der übte noch immer seine erkältende Wirkung auf sie aus in seinem deutlichen Abwehren. Aber sie wagte doch das Warum nicht auszusprechen, zu dem sie sich in diesem Augenblick berechtigt glaubte.

Frau Lettentin zog die Tür hinter sich zu. Sie hatte nichts mehr zu sagen. Mochte Sabine jetzt zusehen, wie sie sich mit dem Gehörten abfand. Diese stieg nachdenklich die Treppe zu ihres Vaters Zimmern empor. Ob er wohl etwas ahnte von dem Damoklesschwert über seinem müden Haupt? Man pflegte ihn zwar längst mit nichts mehr zu beunruhigen, allein in dieser Hinsicht traute sie der Mutter nicht das geringste Zartgefühl zu. Der Gutsherr lag auf seinem Ruhebett, wie er seit acht Monaten dort schon lag. Eine zerbrochene Eiche seines Waldes! Er wußte, er stand nie mehr auf. Sie wußten es alle, es ging langsam dem Ende zu.

Sabine setzte sich in den Armstuhl neben den Kranken und betrachtete mit neuerwachtem Mitleid seine verfallenen Züge.

Nein! Sie würde ihm nichts geschehen lassen, sie würde über ihm und seinem Drassen wachen! Das Wie war ihr freilich noch nicht klar. Ihre Augen hoben sich unwillkürlich zu dem Spruch über ihres Vaters Lager, dessen silberne Schrift von dem dunklen Grunde ruhig zu ihr herabzusprechen schien: „Der Wolken, Luft und Winden gibt Wege, Lauf und Bahn, der wird auch Wege finden, da dein Fuß gehen kann." — — Und dieses „der wird auch Wege finden" blieb in ihrer Seele zum erstenmal mit trostvoller Gewißheit haften und legte sich wie eine feste, warme Hand in ihre suchende, erzitternde Rechte.

Dann dachte sie an Hans Georg Hopenrath und ging im Geist die Zeit ihrer kurzen Bekanntschaft zurück bis zu dem Tag, wo ihn die Mutter ihr in Stolp während des Maschinenmarktes vorgestellt hatte.

Gesehen hatte sie ihn schon öfters, und sie wußte natürlich, wer er war. Sie verkehrten aber mit niemand, nicht einmal mit der allernächsten Nachbarschaft, um so größer war ihre Verwunderung, als die Mutter ihn einlud, sie in Drassen zu besuchen.

Jetzt wußte sie mit einem Mal, weshalb das geschah. Seinem Geld galt die Ehre, nicht seiner Person. Ihr war, als hätte man ihm eine ungeheure Beleidigung zugefügt. Betrügen hatte man den Ahnungslosen wollen, in eine schmähliche Falle locken ... das war ja Raubrittertum. Und sie der Köder in der Falle! Sabine Lettentin schoß das Blut in die Wangen ... Der Kranke wurde unruhig, und sie klingelte dem Pfleger. Er winkte Sabine, sich zu entfernen, ehe er vollends erwachte. Mit einem heimlichen Seufzer erhob sie sich und ging wieder hinunter und durch die hintere Haustür in den Garten.

Hinter dem Garten die Wiesen waren in eine einzige rosa Wolke verwandelt von den wie aus Duft und Licht gewobenen Federnelken, die der Frühling darüber hingehaucht hatte. Daneben breiteten sich Leinfelder, Heckenweißlinge blitzten darüber wie winzige Segel über dunkelblaue, leisbewegte Flut. Und die schmalen Pfade waren mit Gold belegt, denn der Löwenzahn stand in seiner letzten Blüte, und Sabinens derber Schuh glitt wohlig über den köstlichen Läufer. Plötzlich kam ihr ein Einfall: sie ging zurück in den Hof nach den Pferdeställen hinüber und bat den alten Riedel, der beschaulich an der Stalltür lehnte, die braune Stute zu satteln; sie wolle reiten, sogleich, aber allein!

Hierauf kleidete sie sich rasch um und steckte das Blondhaar, zu einem dicken, festen Knoten gewunden, unter das steife Herrenhütchen. Es war besser, sie überlegte nicht erst lange, es möchte ihr sonst wieder leid werden um ihren kühnen Entschluß, und es mußte doch sein. Etwas mußte doch getan werden, morgen schon konnte es vielleicht zu spät sein!

Die kürzesten Feldwege benutzend, ritt sie nach Kanzelow hinüber. Hans Georg mußte ja längst zurück sein, wenn er nicht etwa nach der Kreisstadt weitergefahren war aus irgendeinem Grunde. Nein! Gott sei Dank, er war daheim! Man führte sie auch sogleich in sein Arbeitzimmer, in der Annahme, daß es wohl etwas Wichtiges und Ungewöhnliches sein müsse, was Fräulein Sabine Lettentin in höchsteigener Person hierher zwang.

Vorerst sah Sabine nicht die Hand vor Augen. Stockdunkel war der Raum, alle Jalousien fest geschlossen, aber eine unwillige Stimme hörte sie: „Teufel! Hab ich nicht Order gegeben, mich heute ungeschoren zu lassen!?"

„Das gnädige Fräulein aus Drassen!" wiederholte der grauköpfige Diener jedoch unbeirrt. Nun sprang Hans Georgs große Gestalt aus dem Sessel, der vor seinem Schreibtisch stand, und die nächste Jalousie flog ratternd nach außen. Jetzt sahen sie einander. Blaß und mit klopfenden Herzen traten sie sich entgegen.

„Ich kann mir nicht denken, was Sie zu mir führen könnte, Fräulein Lettentin!" sagte er endlich mit vor Erregung heiserer Stimme. Soeben hatte er hier, den Kopf in den Armen vergraben, wie ein kleiner Junge geweint.

„Nein, das können Sie nicht," entgegnete sie sanft, „aber ich will es Ihnen sogleich erklären. Wollen Sie mir ein wenig Zeit schenken?" Hans Georg nickte nur. Er rückte einen zweiten Sessel zum Schreibtisch, und Sabine Lettentin nahm Platz.

„Lieber Herr Hopenrath," begann sie ohne Umschweife, aber mit einem totenblassen Gesichtchen, wie er es an ihr niemals gesehen hatte „lieber Herr Hopenrath, ich habe Ihnen heute morgen gesagt, daß ich Sie nicht heiraten will, weil ich nämlich glaubte, es braucht ja nicht unbedingt geheiratet zu sein, wenn man sein Drassen so liebhat und bei einem solchen guten Vater bleiben

kann . . . Nun hat mir aber Mutter daraufhin erklärt, daß wir arm sind, daß wir uns nicht mehr lange werden halten können, daß uns, meinem Vater Drassen vielleicht genommen wird, und ehe ich ihm solch ungeheures Leid geschehen lasse . . . o Herr Hopenrath, es ist sehr schwer, Ihnen das zu sagen, ich, ich möchte Sie nämlich bitten, mich doch zu heiraten!"

Hans Georg saß mit gesenktem Kopf und erwiderte gar nichts. Man hörte das laute Ticken der Schrankuhr und das Summen einer verflogenen Wespe. Sabine wartete ergeben.

Es war ihr ganz wunderlich zumute, nun sie so als Bittende vor ihrem abgewiesenen Freier saß. Wie anders er aussah mit dem tiefen Ernst in seinen gebräunten Zügen! Sie kannte ihn eigentlich nur in lustiger Stimmung — und vergnügte Männer mochte sie nicht, sie kamen ihr so, so jungenhaft vor. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für ernste — —

„Sie sind wenigstens ehrlich, Fräulein Lettentin, das muß ich Ihnen zugestehen!" sagte er endlich, aber es klang weit eher feindselig, denn anerkennend, „aber", fuhr er fort, „wie denken Sie sich nun das, so ohne Liebe zu heiraten, das können anständige Menschen doch nicht gut . . .!?"

„Ich denke, ich werde Sie aus Dankbarkeit lieben können!" entgegnete Sabine.

„Nein!" sagte er schroff, „ich will nicht aus Dankbarkeit geliebt werden! Solche Liebe schätze ich nicht, denn das ist keine, wenigstens keine, wie ich sie mir vorstelle, wie ich sie für Sie empfinde! Ich biete Ihnen meine Hilfe ohne Gegenleistung, rechnen Sie auf mich!"

Er stand auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und Sabine faltete fest die Hände im Schoß und bemühte sich, ein seltsam trotziges Gefühl niederzukämpfen.

„Sie verschmähen mich also?" fragte sie ein wenig hochmütig. Eigentlich hätte sie ja nun ebenfalls aufstehen und wieder gehen können. Es war doch wohl alles erledigt . . . recht rasch erledigt! . . . „Nicht Sie, nur diese Art — Geschäft!" antwortete er: „Meinen Sie vielleicht, Fräulein Lettentin, ich hätte nötig, mich so abfinden zu lassen?"

„Nein, das meine ich nicht!" sagte Sabine aus tiefster Ueberzeugung. Ein Mann, der so stolz dachte, mußte wohl von den Frauen geliebt werden! Aber, das wußte sie erst jetzt. Heute morgen hatte sie ihn noch nicht so gekannt, da war er ihr noch alltäglich und unbedeutend erschienen. Sie fühlte sich überhaupt mit einem Mal unsäglich klein und arm. Er hatte ganz recht, daß er für sie dankte, daß sie für ihn abgetan war. Aber sie wollte auch stolz sein.

„Ich werde Ihre Hilfe natürlich nie in Anspruch nehmen, da ich sie niemals werde erwidern können!" sagte sie aufstehend und ihm die Hand reichend. Er hielt sie von seinen beiden großen, warmen Händen fest umschlossen.

„Wie dann aber?" fragte er „wenn das Aeußerste eintreten sollte, Fräulein Sabine, wie wollen Sie es verhindern?"

„Ich werde arbeiten, Herr Hopenrath!"

Er sah ihr tief in die schimmernden Blauaugen, und sie hielt seinem Blick stand. Aber daß ein heißes Rot über ihr schönes Gesichtchen hinflammte, vermochte sie ihm nicht zu verbergen. Sie schämt sich ihres Hierseins und der Zumutung, die sie an ihn gestellt. Hätte sie nicht erst versuchen müssen, auf andere Weise, aus eigener Kraft Hilfe zu schaffen?

„Leben Sie wohl!" sagte sie leise. Hans Georg reckte sich zu seiner vollen Gardegröße auf. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Nun habe ich eine Bitte!" rief er, das Ich scharf betonend: „Nehmen Sie noch einmal Platz, Sabine Lettentin! Jetzt muß ich Ihnen etwas sagen, ehe Sie für immer von mir gehen!"

Sie setzte sich gehorsam auf ihren alten Platz, fast mit ein wenig Erleichterung, daß das letzte Wort zwischen ihnen noch nicht gesprochen sein sollte.

„Fräulein Sabine! Ihre Mutter sagte nicht die Wahrheit! Sie sind reich! Sehr reich sogar. Es steht außer allem Zweifel. Und Sie können sich leicht bei Justizrat Roteborn in Stolp, dem Anwalt Ihrer Familie, Gewißheit darüber verschaffen. Ihre Mutter ist weit und breit bekannt ihres krankhaften Geizes wegen, man erzählt sich viele Anekdoten davon, die leider den Nachteil haben, wahr zu sein. Aber maßlos herzlos ist es von ihr, das eigene, einzige Kind dieser unseligen Leidenschaft opfern zu wollen!" — — Sabine saß wie erstarrt und wußte nicht, sollte sie sich freuen oder in wildes Schluchzen ausbrechen.

„Fräulein Sabine!" sagte Hans Georg jetzt weich und bittend: „Habe ich Ihnen wehe getan?" Sie nickte, dann schüttelte sie rasch den Kopf: „Nein, Herr Hopenrath! Denn meine Mutter ist keine Lettentin, sonst würde ich mich schämen."

„Ich bin noch nicht zu Ende!" fuhr er in tiefer Erregung fort. „Im Gegenteil, jetzt kommt die Hauptsache! In mir, Fräulein Sabine, täuscht sich Ihre Mutter, wie sich alle Welt zu täuschen scheint. Ich nämlich bin der Arme, der schwer um seine Scholle ringt und kämpft, denn her geb ich sie nicht, solange ich den Arm rühren kann! Dazu helfe mir Gott! Als ich Ihnen näher trat, Sabine Lettentin, sah ich in Ihnen zuerst das reiche Mädel, dann aber überwältigte mich eine tiefe Neigung, die ich gar nicht für möglich gehalten hatte, ich bekam Ihr Bild nicht mehr aus Sinn und Seele, wo ich auch ging und stand, wie ich mich auch wehrte! Mag sich die Mutter auf ihre Geldsäcke setzen, ich will das Mädel und nichts als das Mädel! dachte ich und warb um Sie, ohne den geringsten Nebengedanken . . . na, und da kam dann alles so . . . wie es vielleicht kommen sollte . . ." Er brach ab, und sie sahen beide vor sich nieder, in dem Bemühen, ihre Bewegung zu meistern. Aber es dauerte lange. Endlich stand Sabine auf und trat dicht vor Hans Georg hin, ihre roten, jungen Lippen zitterten, aber ihre Augen strahlten: „Ich bin also reich, Hans Georg?" fragte sie frohlockend.

„Ja!"

„Und ich habe Ihre Hilfe nicht nötig?"

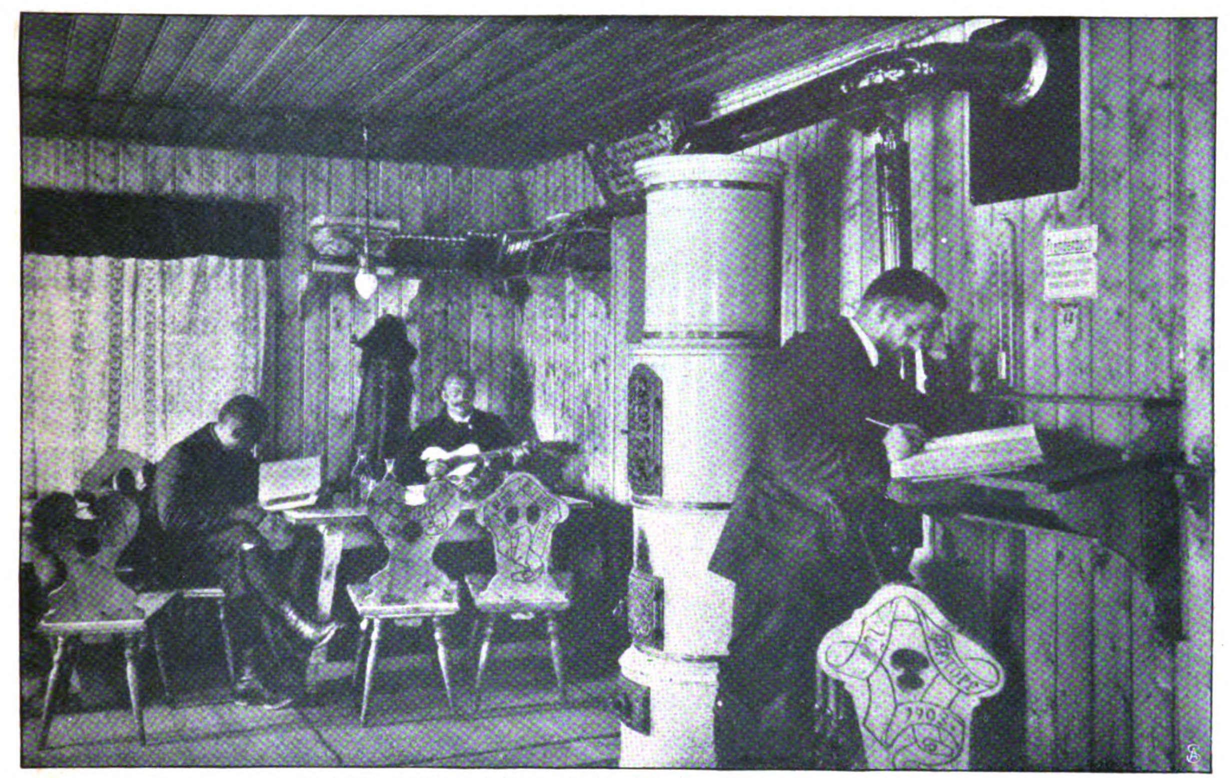
„Gewiß nicht!"

„Und von Dankbarkeit ist gar keine Rede?"

„Wie sollten Sie dazu kommen!" sagte er mit bitterem Lächeln, nicht ahnend, wo sie mit ihren kinderfrohen Fragen hinauswollte.

„Hans Georg!" rief sie „willst du nun so freundlich sein und mich heiraten? Mich, wie ich bin, arm oder reich! So, wie ich dich haben will, wie du bist, nur dich. Nicht aus Dankbarkeit . . . aus Liebe, Hans Georg!"





Das Brandenburger Haus in den Ötztaler Alpen: Der Speisesaal.

Das Gletscherschloß der Brandenburger.

Von Waldemar Titzenthaler. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen des Verfassers.

Im Herzen der Oetztaler Eiswelt, rundumflossen von den Gletschermeeren der Gepatsch-, Hintereis-, Kesselwand und Guslarferner, aus denen wie eine Klippeninsel die dunkeln „Kesselwände“ aufragen, wurde vor kurzem das „Mark Brandenburghaus“ eingeweiht, das in fünfjähriger mühevoller Arbeit von der Sektion „Mark Brandenburg“ des „Deutsch-Oesterreichischen Alpen-Vereins“ an der Ostspitze der Kesselwände am Kesselwandjoch errichtet worden ist.



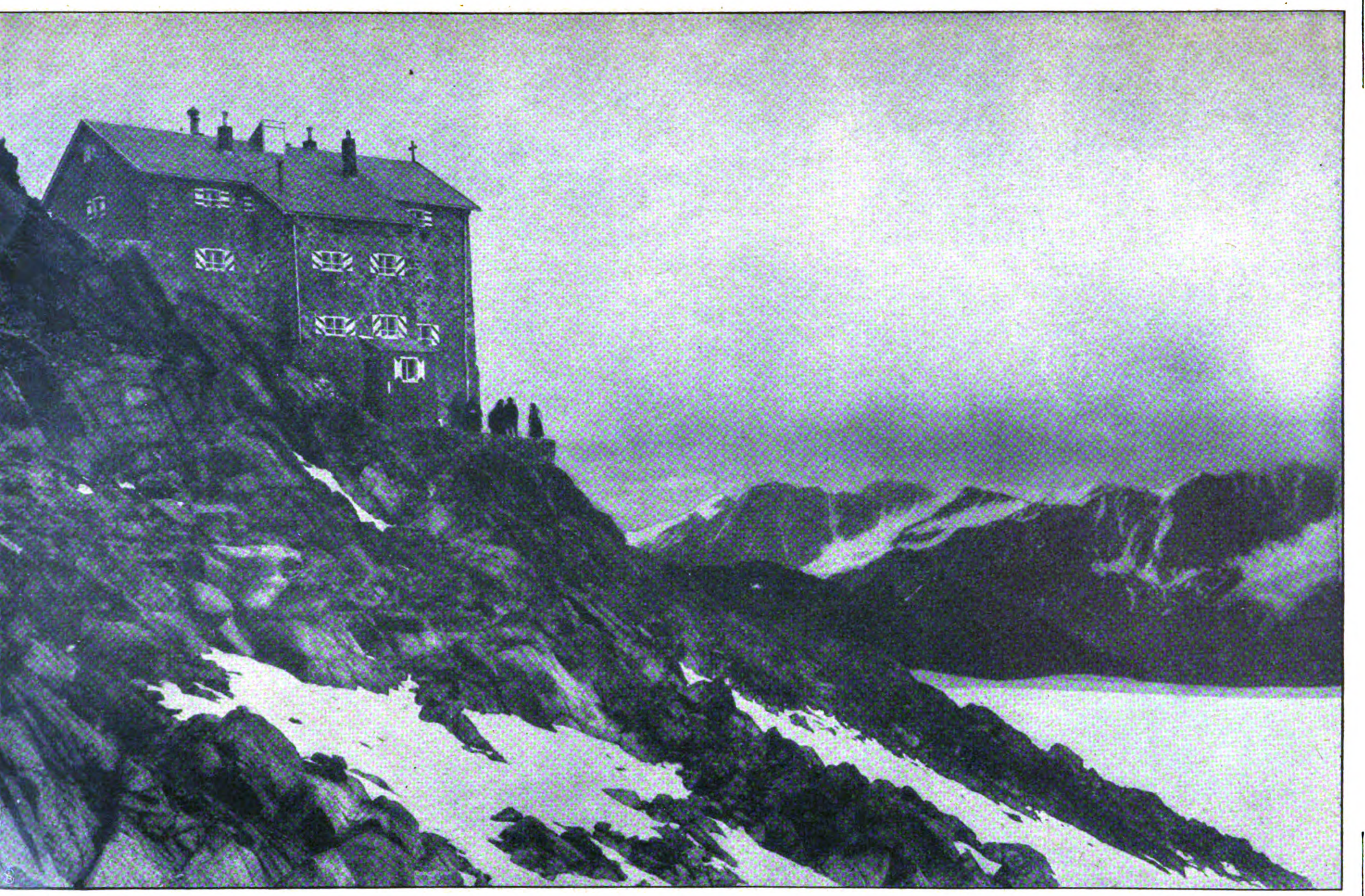
Blick in das Führerzimmer.

Dieses neue Schutzhaus, das über dem außerordentlich geräumigen Erdgeschoß noch vier andere Stockwerke hat, und das in den umliegenden Tälern allgemein das Gletscherschloß genannt wird oder, wie Professor Pott aus München sagte, „die vom Sturm umbrandete Burg der Brandenburger“, liegt nicht weniger als 3277 Meter hoch inmitten einer ewigen starren Eis- und Firnen-



1. Finailspitze. 2. Finailköpfe. 3. 4. 5. Die Hintereisspitzen.

Blick von der Dahmannspitze oberhalb des Brandenburger Hauses auf die umliegende Alpenwelt.



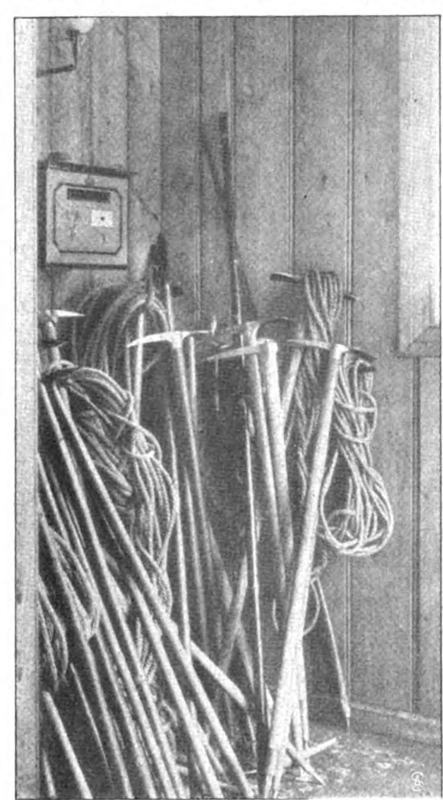
Rundblick von der Höhe des Brandenburger Hauses.

welt, die an Großartigkeit ihresgleichen sucht (Abb. S. 1677).

Das Brandenburger Haus ist, wie dies am Einweihungstag von den anwesenden Vertretern alpiner Verbände und anderer Autoritäten des Alpinismus einmütig anerkannt und ausdrücklich hervorgehoben wurde,



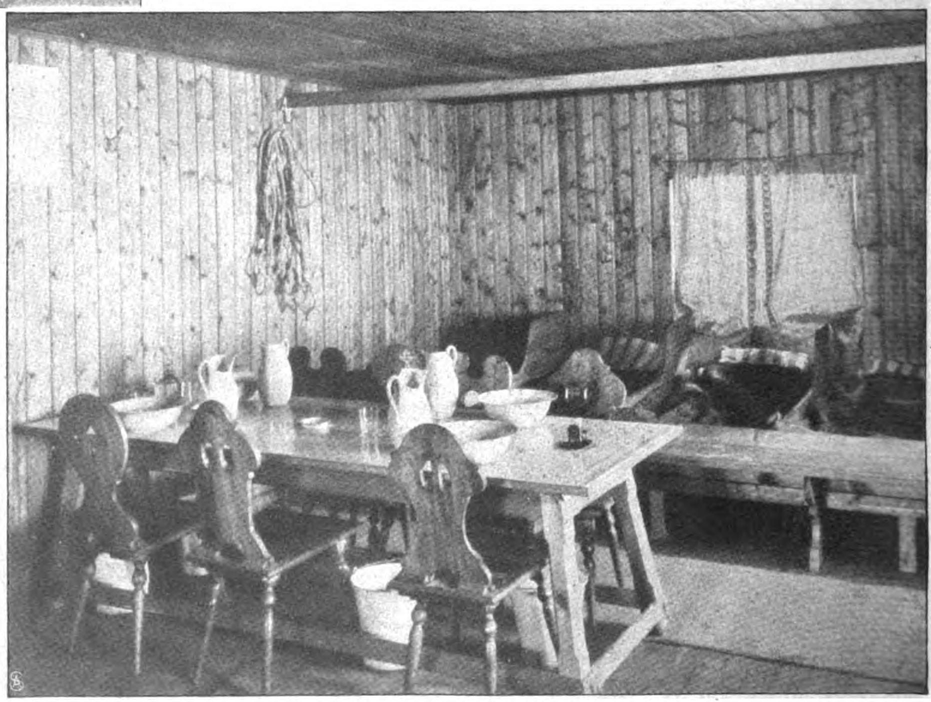
Die Küche im ersten Obergeschoß des Hauses.



Pickel und Seile
am Eingang.

Gleich am Einweihungstage hatte das Haus eine scharfe Prüfung seiner Leistungsfähigkeit zu bestehen, denn es haben in diesen Tagen in dem Hause zu gleicher Zeit über 125 Personen Verpflegung und Nachtlager gefunden. Dicht an das Steingeklüft der Kesselwände gedrängt, die hinter dem Hause emporsteigen, saßen die Brandenburger Männer und Frauen, die am Tage vorher von Vent über das Hochjochhospiz nach stundenlanger Gletscherwanderung im Schneesturm zu ihrem neuen Heim emporgestiegen waren. Durch dieses neue Haus ist es möglich gemacht worden, daß die starren Spitzen der Oetztaler Eiswelt, des größten Gletschergebietes der deutschen Alpen, z. B. die Wildspitze, Weißkugel, Weißseespitze, Hoch Vernagtspitze, Fluchtkogel, Dahmannspitze usw., die früher nur mit bedeutender Mühe und Anstrengung zu ersteigen waren, jetzt verhältnismäßig leicht zu machen sind.

als ein Musterbau hochalpiner Unterkunftshäuser anzusehen, wie es in dieser Art in solcher Höhe einzig dasteht. Wirtschaftskeller, Waschküche, Trockenraum und Führerschlafräume liegen im Unterbau, der große Speisesaal nimmt die Hälfte des ersten Obergeschosses ein, die andere Hälfte wird von der Küche, dem Führereßzimmer und der Vorratskammer ausgefüllt. In dem höher gelegenen Stockwerk sind außer den Wohnräumen des Wirtschafters und dessen Familie 13 Schlafzimmer mit 34 Betten vorhanden, dazu kommen noch die gemeinsamen Schlafräume.



Gemeinsamer Schlafraum.

Ueber das Konservieren von Nahrungsmitteln.

Von Dr. Wilhelm Eichholz.

Die Entziehung des Wassers, die Trocknung, ist das am frühesten rein erfahrungsgemäß gefundene und am längsten geübte Verfahren zum Konservieren von Nahrungsmitteln. Aber ideal ist diese Methode keineswegs; ob man nun die schonende natürliche Wärme der Sonnenstrahlen oder die schneller wirkende, aber brutalere künstliche Hitze des Ofens benutzt, immer bleibt doch die trockene Konserve ein mehr oder minder klägliches Surrogat gegenüber dem frischen Naturprodukt. Die moderne Technik vermeidet die ärgsten Schädigungen des alten Verfahrens durch Verwendung rationeller Vakuumtrockeneinrichtungen. Möglichst rasche Wasserentziehung ist zur Verhütung der Fäulnis und zur Befriedigung modernen Massenbedarfs unbedingtes Erfordernis. Durch Anwendung hoher Hitzegrade kann man den Trockenprozeß ja sehr beschleunigen, allerdings nur auf Kosten der Güte des Fabrikats. Denn bereits bei Temperaturen über 60 Grad Celsius gerinnen die Eiweißbestandteile und verlieren somit ihre Löslichkeit; Farbe und Geschmack entfernten sich um so mehr von dem der frischen Ware, je höhere Wärmegrade angewandt wurden. Der luftverdünnte Raum, in dem bekanntlich das Wasser viel leichter siedet als bei normalem Luftdruck, gestattet nun eine rasche Trocknung bei ziemlich niedriger Temperatur. In Vakuumapparaten kann man wasserhaltige Flüssigkeiten bei 30—40 Grad Celsius einkochen; man kann also auf diese Weise die Trocknung sehr rasch zu Ende führen, ohne dabei die natürlichen Eigenschaften allzusehr zu verändern.

Aber wenn auch die Trockenpräparate infolge ihrer Haltbarkeit und infolge der Gewichts- und Raumverminderung für gewisse Zwecke von hohem Wert sind, so vermögen doch nur die wenigsten von ihnen die frische Ware völlig zu ersetzen. Das beste Heu ist doch niemals frisches Wiesengras!

Aber die weitaus schlimmsten Zerstörer unserer Nahrungsmittel sitzen nicht in diesen selbst, sondern treten erst von außen heran; es sind die winzigen Mikroorganismen, die überall in der Luft, im Wasser, an unseren Kleidern und Händen, dem unbewaffneten Auge zwar nicht wahrnehmbar, auf der Lauer liegen, um sich auf alles, was ihnen genießbar erscheint, zu stürzen. Leider haben sie aber fast die gleiche Geschmacksrichtung wie wir Menschen, und so fallen ihnen beinahe alle unsere Nahrungsmittel anheim, die nicht in irgendeiner Weise vor ihnen geschützt werden.

Die als Verderber menschlicher Nahrung in Betracht kommenden Arten sind unzählig; aber alle gehören drei großen Gruppen an: den Bakterien oder Spaltpilzen, den Hefen oder Sproßpilzen und den Schimmelpilzen.

Die beiden letztgenannten bevorzugen Nährsubstrate mit saurer Reaktion; Früchte, Fruchtsäfte, Wein, Bier, Brot werden immer nur von Schimmel oder Hefen befallen. Gemüse und Fleischwaren werden dagegen meist, jedoch nicht ausschließlich von Bakterien angegriffen.

Diese mehr oder minder strenge Bevorzugung saurer bzw. alkalischer Nährböden erleichtert die Abwehrmaßregeln. Wenn wir wissen, daß beim Einlegen von Obst nur mit Hefen und Schimmelpilzen zu rechnen ist, so brauchen wir nur den Zucker-, Alkohol- oder Säurezusatz so hoch zu wählen, daß eine Vermehrung etwa darin befindlicher Keime erfahrungsgemäß unmöglich ist. Wenn wir dann noch den größten Teil der Mikroben durch Aufkochen vernichten, so kann man wohl dauernde Haltbarkeit erwarten. Die Erfahrung lehrt ja auch, daß die im Haushalt eingemachten Früchte nur selten dem Verderben anheimfallen, obgleich beim Einfüllen in die Gläser ein gelegentliches Hineingelangen von Keimen, also eine Infektion, nicht gut zu vermeiden ist. Es liegt das eben daran, daß die sonst nicht wählerischen Bakterien in sauren Nährböden überhaupt nicht wachsen können und die anderen in Frage kommenden Erreger ziemlich anspruchsvoll in ihrer Ernährung sind: In stark konzentrierten Zucker-, Essig- oder Alkohollösungen mögen sie sich nicht entwickeln.

Viel schwieriger sind dagegen die Stoffe zu konservieren, bei denen dank einer neutralen oder alkalischen Reaktion auch mit Bakterien als Verderbern gerechnet werden muß. Hierfür kommen alle Gemüse und Fleischwaren in Betracht. Da es praktisch nicht möglich ist, sie völlig keimfrei zu gewinnen, da es anderseits auch nicht für alle Verwendungsarten angängig ist, die Aufbewahrung in einer das Bakterienwachstum ausschließenden Essiglösung vorzunehmen, wie man es beispielsweise bei Mixpickles tut, so bleibt nichts übrig, als die Gemüse oder Fleischstücke nach vorangegangener Reinigung in vollkommen luftdichte Gefäße einzuschließen und diese nebst Inhalt durch starke Hitze zu sterilisieren. Man wählt dazu Blechdosen, die mittels komplizierter Maschinen so gut verschlossen werden, daß eine nachträgliche Infektion unmöglich ist.

Die Temperatur, die zum Sterilisieren erforderlich ist, richtet sich naturgemäß nach der Widerstandsfähigkeit der anwesenden Keime. Die sporenfreien Bakterien selbst sind ja leicht zu vernichten. Schon die Temperatur des siedenden Wassers (100° C) überleben sie nicht. Für manche Zwecke genügt es ja auch, die vegetativen Formen unschädlich zu machen; diese unvollkommene Sterilisierungsart nennt man Pasteurisieren. Eine unbedingte und unbegrenzte Haltbarkeit erzielt man jedoch nur durch eine restlose Vernichtung aller Keime, nicht nur der vegetativen, sondern auch der Dauerformen, der Sporen. Diese sind außerordentlich widerstandsfähig, viele von ihnen vertragen ein fünfstündiges Kochen und gehen erst bei höheren Temperaturen (120—130° C) zugrunde. Diese den Siedepunkt des Wassers überschreitenden Hitzegrade können aber nur in starken, druckfesten, geschlossenen Gefäßen, sog. Autoklaven, erzielt werden. Daraus folgt, daß man im Haushalt, wo ein Arbeiten mit derartigen kostspieligen Apparaten ausgeschlossen und nur mit der Temperatur des siedenden Wassers zu rechnen ist, auf das Sterilisieren von Gemüse ein für allemal verzichten soll.

Daß die Sterilisation im Hause nicht ohne Gefahr ist, beweist der traurige Fall der Darmstädter Bohnenvergiftung im Jahre 1904, dem 11 Menschenleben zum Opfer fielen. Anderseits soll man sich aber dadurch nicht von dem Genuß guter, fabrikmäßig hergestellter Gemüsekonserven abschrecken lassen. Diese sind absolut unschädlich; wenigstens ist bis jetzt auch nicht ein einziger dadurch hervorgerufener Vergiftungsfall nachgewiesen worden. Die von Zeit zu Zeit durch die Zeitungen



schwirrenden Gerüchte über Konservenvergiftungen haben sich bei näherer Untersuchung stets auf andere Ursachen oder auf im Haushalt hergestellte Konserven zurückführen lassen.

Eine richtige und erfolgreiche Konservierungstechnik setzt also ziemlich gründliche mikrobiologische Kenntnisse voraus. Damit ist es aber bei unseren Hausfrauen bis jetzt noch recht schlecht bestellt. Allerdings muß zugegeben werden, daß selbst die berufenen Vertreter der wissenschaftlichen Forschung nicht über alles auf diesem komplizierten und noch sehr jungen Gebiet immer befriedigende Auskunft geben können. So viel Interesse sollte aber jedes Kind des naturwissenschaftlichen technischen Zeitalters diesen Dingen des täglichen Lebens entgegenbringen, daß ihm die grundlegenden Tatsachen und Wahrheiten, auf denen sich die moderne Konservierungstechnik aufbaut, nicht unbekannt bleiben.

Wenn man aber auf die seltsamerweise weitverbreitete, darum aber nicht weniger unrichtige Ansicht stößt, man könne Früchte und alle möglichen Nahrungsmittel dadurch dauernd haltbar machen, daß man sie luftdicht in Flaschen oder Büchsen einschließt, so läßt das auf recht verworrene Vorstellungen von mykologischen Dingen schließen. Als ob die Luft an aller Verwesung schuld wäre! Derartige Versuche führen natürlich mit Sicherheit zu Enttäuschungen. Das Zersetzende ist eben nicht die Luft, sondern Mikroben, die man praktisch als allgegenwärtig bezeichnen kann, wenigstens soweit unsere Erde in Betracht kommt. Der Luftsauerstoff ist übrigens nicht einmal zum Wachstum vieler Mikroorganismen nötig. Gerade die gefährlichsten Giftbildner sind sog. Anärobionten, d. h., der Sauerstoff ist nicht nur nicht erforderlich, sondern sogar schädlich für ihr Gedeihen; sie wachsen nur bei vollkommenem Sauerstoffabschluß.

Zweck hat der Luftabschluß nur dann, wenn das zu konservierende Naturprodukt von Hause aus keimfrei ist, wenn es also nur darauf ankommt, die Infektion durch Luftkeime zu verhüten. Das kann man beispielsweise mit einigem Erfolg bei Eiern machen. Das Innere des Vogeleis ist ebenso wie das Muskelfleisch und fast alle Organe gesunder Tiere steril. Da aber die Kalkschale ziemlich porös ist, so erleidet der Inhalt, und zwar zunächst das Weiße, durch Wasserverdunstung einen gewissen Substanzverlust, wodurch das Eindringen von Luft möglich wird. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß weniger die Luftkeime als vielmehr die auf der Eierschale selbst haftenden Bakterien und Schimmelpilze durch die Poren in das Innere eindringen. Es genügt daher für die meisten Zwecke, die auf den Eiern häufig haftende, gewöhnlich aus Hühnerkot bestehende Schmutzschicht zu entfernen. So leicht die Eier auch sonst verderben, so leicht kann man sie in tadellos frischem Zustand wochenlang aufheben, wenn man sie möglichst bald nach dem Legen oder sofort nach dem Einkauf mit fließendem Wasser und Bürste von allem Schmutz gründlich reinigt und sie, falls man noch ein übriges tun will, dann noch eine Viertelstunde bis eine halbe Stunde in eine dünne, schön rosa gefärbte Lösung von übermangansaurem Kalium legt. Das Verfahren ist natürlich um so wirksamer, je früher es vorgenommen wird; es schützt allerdings nicht gegen das Eintrocknen; das ist aber, wenn die Aufbewahrungzeit nicht allzulange ist, ziemlich gering und kaum merklich. Man kann aber sicher sein, stets rein- und wohlschmeckende Eier zur Verfügung zu haben, sofern sie in wirklich frischem Zustand geliefert wurden, während anderseits auch die besten Eier schon in wenigen Tagen dumpfig, schlecht und endlich faul werden müssen, wenn sie mit einer Schmutzschicht bedeckt sind.

Das Einlegen der Eier in Kalk und dgl. bewirkt zwar einen Verschluß der Poren und verhindert dadurch die Eintrocknung; jedoch leidet meist der Geschmack der Eier unter dieser Behandlung, die daher für den Haushalt nicht empfohlen werden kann und nur für den fabrikatorischen Großbetrieb in Betracht kommt.

Das Konservieren von Nahrungsmitteln durch Hinzufügen chemischer Stoffe ist ein Kapitel, über das die Meinungen noch sehr geteilt sind. So wünschenswert es ist, gewisse Stoffe, wie z. B. Milch und Obst, die man am liebsten roh genießt, ohne Anwendung von Hitze haltbar zu machen, so schwer ist es doch, dieses Ziel zu erreichen. Alle chemischen Konservierungsmittel sind Antiseptika, d. h., sie wirken bakterientötend oder wenigstens entwicklungshemmend. Gleichzeitig sind sie aber auch für den Menschen meist mehr oder minder giftig. Die meisten Hygieniker sind daher auch Gegner aller chemischen Konservierungsmittel. In Deutschland ist es durch Gesetz verboten, eine ganze Reihe bestimmter chemischer Stoffe Nahrungsmitteln zum Zweck der Konservierung zuzusetzen. Ueber die Zulässigkeit einer Reihe anderer tobt gegenwärtig noch der Streit. Die Frage, ob dieser oder jener chemische Körper gesundheitsschädlich ist, ist auch außerordentlich schwer zu beantworten. Es kommt vor allem auf die Menge an, die man davon zu sich nimmt. Wenn ein gesunder Mensch z. B. gelegentlich einige Löffel Obst, das mit Salizylsäure oder mit Ameisensäure konserviert ist, genießt, so wird ihm das kaum etwas schaden. Wenn er das jedoch regelmäßig oder gar zu jeder Mahlzeit tut, so liegen die Verhältnisse ganz anders. Dieser Fall könnte aber eintreten, sobald erst einmal irgendein Konservierungsmittel für zulässig erklärt worden ist. Man würde dann in jeder käuflichen Konserve das betreffende Agenz finden, das, so harmlos es auch in kleinen, gelegentlich genossenen Mengen sein mag, bei regelmäßigem Genuß schließlich eine summierte Giftwirkung auslösen müßte.

Wie man sich daher zur Frage der Konservierungsmittel auch stellen mag, jedenfalls wird man von der Forderung eines strengen Deklarationszwangs nicht abgehen dürfen: Der etwaige Zusatz chemischer Stoffe zu Nahrungsmitteln muß auf der Etikette deutlich angegeben werden, damit jedermann es in der Hand hat, sich nach Belieben „giftfrei“ zu ernähren.

Nur eine einzige Konservierung mittels chemischer Mittel hat niemals irgendwelche Bedenken erregt: das Räuchern. Dieses besteht darin, daß das betreffende Fleisch mit den Produkten der unvollkommenen Verbrennung und der trockenen Destillation des Holzes durchdrungen wird. Diese Destillationsprodukte kann man natürlich auch fabrikatorisch darstellen; bestreicht man damit Fleisch, so wird es den geräucherten Fleischwaren ähnlich, aber auch nur ähnlich, denn die Erzeugnisse der Schnellräucherung stehen jenen der natürlichen Räucherung erheblich nach.

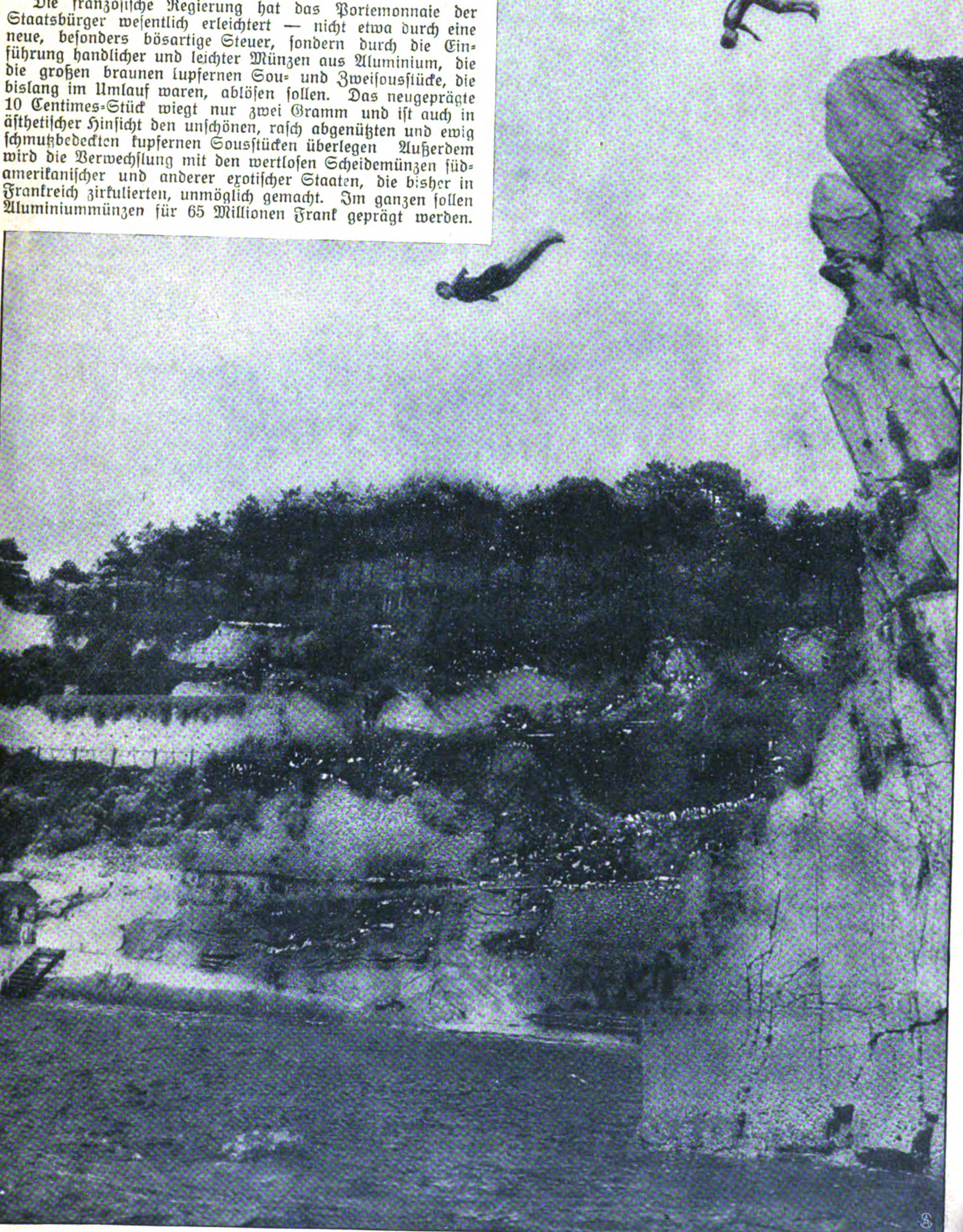
So viel Wertvolles die moderne Naturforschung auch sonst der Nahrungsmittelkonservierung gebracht hat, in dem Schnellräucherverfahren hat sie uns doch nur eine Verschlechterung des alten, empirischen Verfahrens geschenkt.



Bilder aus aller Welt.

Bei dem englischen Orte Torbay fand vor kurzem eine interessante wassersportliche Konkurrenz statt. Die Teilnehmer erklommen nacheinander einen schroffen, 50 Fuß hohen Felsen, dessen Gipfel nur für eine Person Platz bot, und sprangen von dort so nacheinander ins Wasser, daß sich stets je zwei Personen zugleich in der Luft befanden.

Die französische Regierung hat das Portemonnaie der Staatsbürger wesentlich erleichtert — nicht etwa durch eine neue, besonders bösartige Steuer, sondern durch die Einführung handlicher und leichter Münzen aus Aluminium, die die großen braunen kupfernen Sou- und Zweisousstücke, die bislang im Umlauf waren, ablösen sollen. Das neugeprägte 10 Centimes-Stück wiegt nur zwei Gramm und ist auch in ästhetischer Hinsicht den unschönen, rasch abgenützten und ewig schmutzbedeckten kupfernen Sousstücken überlegen. Außerdem wird die Verwechslung mit den wertlosen Scheidemünzen südamerikanischer und anderer exotischer Staaten, die bisher in Frankreich zirkulierten, unmöglich gemacht. Im ganzen sollen Aluminiummünzen für 65 Millionen Frank geprägt werden.



Phot. Bromley.

Die Taucherkonkurrenz am „Sattelfelsen" bei Torbay in England: Sprung von dem 50 Fuß hohen Felsen.

Ein 5 Centimesstück:



Ein 25 Centimesstück:



Ein 10 Centimesstück:



Die leichteste Münze:

Das neue französische Aluminiumgeld.



Die italienische Schauspielerin Lyda Borelli, Phot. Bettini u. Grossi.
hatte in Amerika große Erfolge und tritt demnächst eine Tournee durch Europa an.



Phot. Ch. Delius. Ein Moment aus dem Rennen.

Vom diesjährigen Achter-Match Frankfurt-Paris auf der Seine bei Courbevoie.

Vor einigen Jahren veranstaltete eine italienische Zeitschrift eine Rundfrage bei ihren Lesern, um zu erfahren, wen sie für die schönste Schauspielerin Italiens halte. Die allgemeine Stimme erkannte die Palme einer jungen Anfängerin zu, der schönen Lyda Borelli. Die Künstlerin hat vor kurzem auch jenseit des Ozeans große Erfolge geerntet. Ihr Gastspiel in Rio de Janeiro brachte ihr reiche Lorbeern und — ein originelles Geschenk. Beim Abschied schenkten ihr einige Bewunderer eine lebende Tigerin, deren goldenes Halsband die Inschrift trug: „Wer ist gefährlicher, Fräulein Borelli oder ich?"

Auf der Seine bei Courbevoie fand vor kurzem das Achter-Match zwischen einer französischen Mannschaft und Vertretern des Frankfurter Rudersports statt. Tausende von Zuschauern sahen dem Wettbewerb zu, der mit dem Siege der Pariser endete, die die 2500 Meter lange Strecke in 7 Minuten 20 Sekunden zurücklegten.

Schluß des redaktionellen Teils.